Das

Buch der Welt,

ein

Inbegriff des Wissenswürdigsten und Unterhaltendsten aus den Gebieten der Naturgeschichte, Naturlehre, Länder- und Völkerkunde, Weltgeschichte, Götterlehre 2c.

Mit 50 Tafeln Abbildungen und 53 Holzschnitten.

Stuttgart.

Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

1842.

Ex-libris
Charles Atwood
Kofoid

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

PRESENTED BY
PROF. CHARLES A. KOFOID AND
MRS. PRUDENCE W. KOFOID

Das

Buch der Welt,

ein

Inbegriff des Wissenswürdigsten und Unterhaltendsten aus den Gebieten der Naturgeschichte, Naturlehre, Länder- und Völkerkunde, Weltgeschichte, Götterlehre 2c.

Mit 50 Tafeln Abbildungen und 53 Holzschnitten.

Stuttgart.

Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.

1842.

nat Hist

AC30
I33
1849.

Irrthümer und Aberglauben in der Naturgeschichte.

Die Zeit oder vielmehr die Menschen waren nicht immer so aufgeklärt, als wir es jetzt zu sein uns schmeicheln. Die Geschlechter der vergangenen Jahrhunderte schmachteten unter dem Druck der Unwissenheit, es gab damals noch nicht so viel gelehrte Männer, die dafür sorgten, ihre Brüder zu belehren, sie hervorzuziehen aus der Finsterniß ihres geistigen Lebens und sie das reine Licht der Wahrheit blicken zu lassen. So war es auch in der Naturgeschichte. Es hat zwar in den ältesten Zeiten nicht an einigen forschbegierigen Männern gefehlt, welche die Werke der Natur beobachteten und aufzeichneten, allein nach ihnen trat ein Stillstand von Jahrhunderten ein, in welchem für die Naturgeschichte fast nichts gethan wurde, weil man nicht auf dem gelegten Grund fortbaute und die damals lebenden sogenannten Gelehrten, welche meist Aerzte waren, sich hauptsächlich bemühten, uns Mährchen über die Heil- und Zauberkraft der Thiere, Pflanzen und Steine zu hinterlassen, welche sie nach Sagen und nach ihrer eigenen Einbildung niederschrieben, worin dann einer dem andern folgte. Dabei waren der Arbeiter für ein so großes Feld zu wenige und es fehlte an einem Verbreitungsmittel, denn die Buchdruckerkunst kannte man damals noch nicht.

Doch um zu zeigen, wie weit wir bis jetzt gekommen sind, und um dergleichen Dinge aus den Köpfen zu verbannen, deren Manche noch jetzt an die Thorheiten der Alten glauben, wollen wir aus einer Menge von Unwahrheiten die merkwürdigsten namhaft machen:

„In China gibt es Walfische, welche 960 Schuh lang sind, in ihrem Magen findet man nach ihrem Tode nichts als ein wenig Kraut und Wasser nebst 10—12 Hände voll Spinnengewebe *). — Im Chaoquinflusse ist ein Thier mit Hörnern, welches einer Kuh gleicht, und theils im Wasser, theils auf dem Lande lebt; im Wasser sind seine Hörner hart, auf dem Lande aber werden sie weich und gelb. — Der Pelikan nährt seine Jungen mit seinem Blute, indem er sich die Brust aufhackt. Das Pelikanweibchen tödtet seine Jungen, weil dieselben, wenn sie einigermaßen erwachsen sind, Vater und Mutter in's Gesicht schlagen; aus übergroßer Zärtlichkeit aber hackt es sich selbst die Brust auf und macht mit dem hervorströmenden Blut seine Jungen wieder lebendig. Ein Anderer sagt: Die Schlange haßt den Pelikan und steigt, wenn dieser ausgeflogen ist, auf den Baum zu den Jungen und tödtet solche mit ihrem Gift, der alte Vogel aber macht sie mit seinem Blute wieder lebend. — Die Rohrdommel bringt den starken Ton, welchen sie hören läßt, dadurch hervor, daß sie den Schnabel in ein Schilfrohr steckt und in dasselbe hineinschreit. — Der Singschwan hat einen eigenthümlichen, lauten und angenehmen Gesang, den er besonders Morgens hören läßt. Auch singt er kurz vor seinem Tode in kläglichen Tönen. — Wenn der Adler an der Last seines Gefieders und an der Schwäche seines Gesichts sein herannahendes Ende fühlt, so sucht er eine Quelle auf, in welche er untertaucht und alsdann völlig verjüngt wieder daraus hervorkommt."

Es war aber nicht genug, lebenden Thieren allerhand Ungereimtheiten aufzubinden, sondern man hat sich ganz neue Thiere erschaffen, welche in der Wirklichkeit nie vorhanden waren; ein solches Wesen ist der Phönix, welcher „einem Adler gleicht, mit goldfarbigem Gefieder. Es gibt nur einen einzigen solchen Vogel in der Welt, der sich alle 500 Jahre einmal in Aegypten sehen läßt. Diese Zeit ist sein Lebensalter, sein Ende fühlt er zum Voraus, legt alsdann seine Lebenselemente nieder, aus denen sofort ein neuer Phönix entsteht, dessen erstes Geschäft ist, seinen Vater zu begraben, welchen er — in Myrrhen eingehüllt — zum Altar der Sonne trägt, wo er von wohlriechenden Flammen verzehrt wird." Diese Fabel ist wahrscheinlich dadurch entstanden, daß ein Adler mit einer Beute in den Klauen auf einen Opferaltar flog, wo er verbrannte. — „Die Bernakle-Gans entsteht aus verfaultem Holze, denn Bäume, welche in's Meer ge-

*) Die Walfische der jetzigen Zeit erreichen nur eine Länge von 50 — 80 Fuß, und etwas größere gehören zu den seltensten Erscheinungen.

Buch der Welt.

M326155

trieben wurden, erscheinen mit der Zeit von Würmern zerfressen, welche zuerst Kopf und Füße, endlich Flügel und Federn bekommen.“ Dieser Gegenstand ist zu interessant, als daß wir ihn nicht wörtlich nach der von Bellenden gegebenen Uebersetzung des schottischen Geschichtschreibers Boëce hersetzen sollten. Man höre: „Wenn diese Würmer das richtige Maß und die Größe von Gänsen erlangt haben, fliegen sie in die Luft, ebenso wie wir dies andere Vögel thun sehen, was sich im Jahr Gottes 1480 im Angesicht vielen Volks bei der Burg Pitselge, wo ein großer Baum durch die Flut vom Meer an's Land geworfen worden, augenscheinlich erwiesen hat. — Dieser wundervolle Baum wurde dem Herrn des Schlosses überbracht, der ihn bald nachher mit der Säge zerschneiden ließ. Es zeigte sich alsbald eine Menge Würmer, die aus verschiedenen Löchern und Spalten hervorkrochen. Einige davon waren noch roh, als wären sie eben erst erzeugt worden. Andere hatten Kopf, Füße und Flügel, aber keine Federn, einige endlich waren vollkommen gestaltete Vögel.“ Mehrere Beispiele und Zeugnisse bestätigen dies und es heißt weiter: „Gallowey, Prediger von Linkol, war mit auf diesen Inseln, seine ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit war darauf gerichtet, die Wahrheit dieser dunkeln und geheimnißvollen Sache zu erforschen, und von ungefähr zog er ein Seegewächs in die Höhe, welches von der Wurzel bis zu den Zweigen voll Muschelschalen hing. Gleich darauf öffnete er einige dieser Schalen, aber jetzt gerieth er in noch größeres Staunen, als zuvor. Denn er sah kein Schalthier, sondern einen völlig ausgebildeten Vogel darin, klein und groß, im Verhältniß zur Größe der Schale. Dieser Geistliche, wohl wissend, wie begierig wir nach dergleichen ungewöhnlichen Dingen waren, kam hastig mit besagtem Seegewächs zu uns und entfaltete es vor unsern Augen nebst allen eben erwähnten Wundern. Sowohl dieser Umstand, als manche andere Gründe und Beispiele bestimmen uns zu dem Glauben, daß die fraglichen Gänse nicht auf einer Art von Bäumen oder an Wurzeln wachsen, sondern ihr Entstehen einzig und allein der besondern Beschaffenheit des Meeres verdanken, welches manche wundervolle Dinge erzeugt. Und weil das rohe und unwissende Volk die Früchte, welche von den Bäumen fielen, die nahe am Meer standen, sich oft binnen kurzer Zeit in Gänse verwandeln sah, so glaubte es, daß diese Gänse auf den Bäumen wachsen, mit den Schnäbeln daran hängend, ungefähr wie Aepfel und andere Früchte mit ihren Stielen an den Zweigen hangen. Denn sobald diese Früchte in das Meer fallen, werden sie zunächst wurmstichig und verwandeln sich bald darauf in Gänse.“ — Ein anderer englischer Schriftsteller, Namens Turner, welcher sich mit dem Studium der Naturgeschichte, der Vögel beschäftigte, sagt: „Niemand hat je das Nest oder Ei der Bernakle-Gans gesehen; auch darf dies nicht befremden, da sie keine Eltern hat und sich auf folgende Weise von selbst erzeugt. Wenn zu gewissen Zeiten ein altes Schiff, Brett oder Mastbaum in der See verfault, so wächst zunächst eine Art Schwamm daran, der zuletzt die offenbare Gestalt eines Vogels annimmt. Nachmals bekleidet sich dieser mit Federn, und fliegt und lebt wie ein Vogel. Sollte dies irgend Jemand fabelhaft erscheinen, so könnten wir leicht nicht nur das Zeugniß der ganzen Bevölkerung anführen, welche die Küsten von England, Irland und Schottland bewohnt, sondern auch das des berühmten Geschichtschreibers Gyraldus, welcher die Geschichte von Irland mit so großer Beredsamkeit geschrieben hat und darin beweist, daß die Bernakleganse auf besagte Weise erzeugt werden. Allein weil es nicht sicher ist, Volksgerüchten zu trauen, und da ich wegen der Seltsamkeit der Sache noch einige Zweifel hegte, so fragte ich einen irländischen Geistlichen, dessen strenge Wahrheitsliebe mir das größte Zutrauen einflößte, ob man dem Gyraldus hinsichtlich dessen, was er geschrieben, glauben dürfe. Dieser zeigte sich sogleich bereit, den feierlichsten Eid abzulegen, daß das, was Gyraldus von der Erzeugung des fragl. Vogels geschrieben, vollkommen wahr sei; denn er selbst habe jene halbgebildeten Vögel gesehen und in seinen Händen gehabt.“ Derselbe Turner sagt, daß es dergleichen Gänse überall an den Küsten von Schottland und Irland und sogar noch eine andere Gattung gebe, welche ebenfalls auf Bäumen wachse. Noch von vielen andern Engländern wird dasselbe auf die ausführlichste Weise dargethan und der Botaniker Bauhin sagt, daß die Blätter des Gänsebaums, wenn sie auf's Land fielen, Vögel, wenn sie aber in's Wasser fielen, Fische gäben.“ Kaum ist es möglich, zu begreifen, wie man so unverschämt lügen konnte.

Auch die Geschichte vom Drachen gehört hieher. Man stellt sich darunter ein krokodilartiges Thier vor, welches aber beweglich ist und an den Seiten seines Leibes große Flügel hat. Man erzählt auch, daß solche Thiere besonders auf den Gebirgen der Schweiz wohnen und führt hiebon folgenden Fall an: „Ein Böttiger ging auf das Gebirge in den Wald, um Reisholz zu hauen, dieser verspätete und verirrte sich in der Dunkelheit und fiel beim Umherirren in eine tiefe Grube, die aber einen weichen Grund hatte, und er deßhalb nicht beschädigt wurde. Herauf konnte er nicht kommen, und sah sich am andern Morgen in Gesellschaft zweier ungeheuren Drachen, die ihm aber nichts zu Leide thaten. In dieser Gesellschaft mußte er 5 Monate bleiben, und erhielt sein Leben dadurch, daß er den an den Felsen angesetzten Salpeter ableckte, was auch die Drachen thaten. Einstmal des Nachts schwang sich der eine in die Höhe, und als der andere ein gleiches thun wollte, hielt sich der Mann an seinem Schwanze fest und wurde auf diese Weise gerettet.“ Auch bei Beschreibung der unteren Thiere treffen wir manchen Unsinn und wir wollen von Vielem nur Einiges anführen. „Außer vieräugigen und sechsfüßigen Fischen gibt es in Ostindien so große Krebse, daß sie einen Menschen zu verschlingen im Stande sind.“ Es gibt ein Insekt, welches zu den Heuschrecken gehört und das wandelnde Blatt genannt wurde, weil seine Flügel Pflanzenblättern täuschend ähnlich sehen. Von diesem Thier fabelt man, „es setze sich mit den Füßen

in der Erde fest, treibe dann Wurzeln und verwandle sich in eine Pflanze.“ So glaubte man ehedem auch, daß Wespen sich in Zweige mit Blättern verwandelten, und daß Bienen aus Blumen und faulem Holze entstünden. Ebenso arg hat man es mit den Pflanzen und Mineralien gemacht, denen man allerhand wunderliche Kräfte und Eigenschaften zuschrieb, und in ihre Beschreibung Nachrichten mischte, von deren Nichtigkeit wir jetzt überzeugt sind. So sollte es im südlichen Amerika Rüben geben, welche ein Mann nicht umspannen und unter deren Blättern sich fünf Pferde verbergen können; ebenso Eicheln, deren Kelche so groß wären, daß man sie zu Dintenfässern benutzen könne. Allen Edelsteinen schrieb man Wunderkräfte und der sogenannten Wünschelruthe, welche in nichts anderem, denn einem gewöhnlichen Zweige bestand, die Eigenschaft zu, daß sie Gold, Silber und andere Metalle, sowie in der Erde verborgene Schätze anzeige, indem sie da, wo dergleichen Gegenstände verborgen lägen, auf die Erde springe, oder sich nach jener Gegend neige.

Solche und ähnliche Dinge konnte man noch im vergangenen Jahrhundert glauben, und glaubt sie zum Theil noch jetzt. Sie geben uns zu erkennen, wie viel Mühe und Anstrengung es die Wissenschaft gekostet hat, um sich aus diesem Wirrwarr von Thorheit und Aberglauben herauszuarbeiten. Kaum ist es einzusehen, wie dergleichen Lügen sich so lange erhalten konnten; allein es hat seit der Erfindung der Buchdruckerkunst nicht an Schriften gefehlt, welche dafür gesorgt haben, sie nicht in Vergessenheit gerathen zu lassen, und solche Schriften haben sogar die letzten Jahrzehnte noch aufzuweisen. Ein besserer, volksthümlicher Unterricht in der Naturgeschichte fehlt noch an sehr vielen Orten und ist noch nicht in das Volk gedrungen, sonst könnte es nicht sein, daß noch so manche Vorurtheile, selbst unter den höheren Ständen, herrschen; so namentlich der Abscheu und das feindliche Begegnen, welches viele Thiere zu erfahren haben.

Der Mensch würde schon weit vernünftiger handeln, wenn er den Eke- und Abscheu gegen gewisse Thiere ablegte und sie aufmerksamer betrachtete, um dadurch die Gesetzmäßigkeit und die Weisheit der Natur kennen zu lernen. Würde man sich in allen Ständen mehr um die Naturgeschichte bekümmern, so würde Jeder sich bald von seinen Vorurtheilen überzeugen können. Der Feld- und Gartenbesitzer würde von den Raupen viel weniger, ja fast gar keinen Schaden leiden, wenn er mit der Insektengeschichte vertrauter wäre, und seine Vorkehrungen darnach träfe. Die thörichte Furcht vor giftigen Thieren würde verschwinden und man würde einsehen lernen, daß viele allgemein als schädlich verfolgte Thiere gerade nützlich sind, kurz, er würde zufriedener leben, weil er sich überzeugen würde, daß von der Natur selbst nichts zum Schaden für ihn eingerichtet ist. Um das Gesagte zu beweisen, will ich nur einige Thatsachen anführen, die wohl Niemand wird widerlegen können. — Falken, Eulen und Raben werden unbarmherzig verfolgt und alljährlich in jedem Lande eine Menge derselben getödtet; ihr Schaden ist zu gering, als daß er in Betracht kommen könnte, und worin besteht er eigentlich? — Sie verzehren alljährlich eine ungeheure Menge von Mäusen, die uns gewiß nicht angenehm sind, dabei aber freilich auch manches Waldhuhn und niederes Wild, allein beides ist nur zu unserem Ueberfluß vorhanden und wir können es entbehren; dabei schaden Waldhühner und Wild an Bäumen, die sie benagen. Die Raben verzehren nicht nur das Aas, sondern sind die Hauptvertilger vieler schädlichen Käfer. Der Maulwurf wird überall verfolgt und doch ist er das einzige Thier, welches diejenigen Insekten wegfängt, welche die Wurzeln der Grashpflanzen abfressen und dadurch oft ganze Wiesen verdorren machen. Unsere Eidechsen werden wie viele andere Thiere für giftig gehalten und sind es keineswegs; die friedliche, ungefährliche und nützliche Natter wird überall getödtet, wo ihr der Mensch begegnet. Ein großer Irrthum unserer Zeit ist es auch, daß fast Jedermann im Volke glaubt, es entständen die Maden vieler Insekten durch Fäulniß thierischer Stoffe, da dasselbe nie der Fall sein kann und letztere nur die Insekten anlocken, welche alsdann ihre Eier darauf legen. — Solche, vielleicht noch jetzt so häufig als in den vergangenen Jahrhunderten herrschenden Irrthümer wollen wir später einzeln kennen lernen. Wenn sich Thiere zu sehr vermehren, so kommt es einzig daher, weil der Mensch andere, die zu ihrer Vertilgung bestimmt sind, zu sehr vermindert hat. Würde man nie auf eine ungeschickte Weise in den Gang der Natur eingreifen, so würde ein solches Mißverhältniß nie entstehen. Der Mensch könnte am Ende so unvernünftig sein und sagen, wir brauchen die einen so wenig als die andern, die Raubvögel so wenig als die Mäuse, weder die Insekten noch die insektenfressenden Vögel und den Maulwurf u. s. w.; da müßte man aber erwiedern, daß es Grundsatz der Natur bei ihren Schöpfungen ist, überall Leben zu verbreiten, und daß jedes Thier so gut wie der Mensch um seiner selbst willen da ist; in einer todten Natur könnte es auch nur lebens- und geistesleere Menschen geben.

Berge.

Der Niagara-Fall in Nordamerika.

(Taf. 1, Fig. 1.)

Der St. Lorenzstrom hat mitten in den ungeheuren Wäldern des westlichen Nordamerika seine Quellen, welche in fünf große Seen zusammenfließen. Diese Seen erstrecken sich vom 93sten Grad westlicher Länge und 49sten Grad nördlicher Breite bis zum 76sten Grad westlicher Länge und 42sten Grad nördlicher Breite; sie heißen: der obere See, der Huron-See, der Michigan-See, der Erie-See und der Ontario-See; diese Seen stehen durch den großen St. Lorenzstrom mit einander in Verbindung, welcher von dem Einen in den Andern fließt. Die vier ersten dieser Seen liegen bedeutend höher, als der Ontario, welcher daher auch schlechthin

der untere See genannt wird. Zwischen dem Erie- und dem Ontario-See bildet der Strom unter 79 Grad 30 Minuten westlicher Länge und 43 Grad nördlicher Breite einen Wasserfall von ungeheuerer Höhe, welcher der Niagarafall genannt wird. Die Höhenverhältnisse, so wie die Wassertiefe und Fläche dieser fünf Seen sind merkwürdig genug, um genauer in's Auge gefaßt zu werden. Folgende Tabelle gibt sie an:

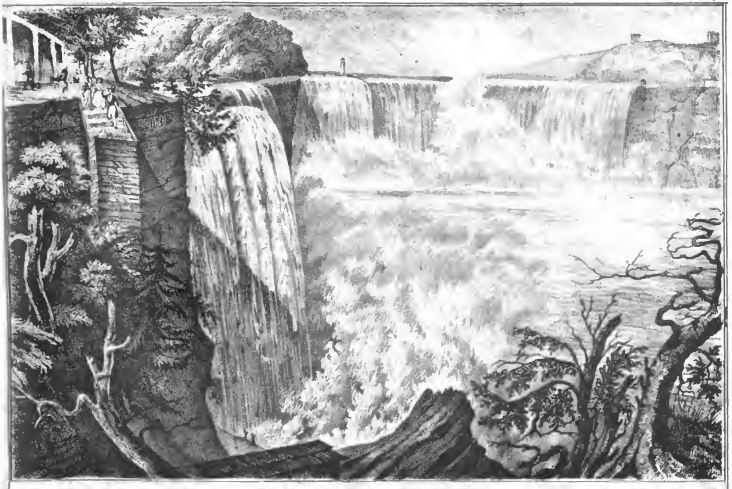
Seen.	Wassertiefe.	Höhe über dem Meere.	Wasserfläche in Quadrat-Meilen.
Oberer See	900 Fuß	1050 Fuß.	1549 Q.-Meilen
Huron-See	900 „	600 „	1127 „
Michigan-See	unbekannt.	600 „	1070 „
Erie-See	200 Fuß	575 „	465 „
Ontario-See	500 „	250 „	330 „

Der Grund dieser Seen liegt also, mit Ausnahme des Erie und vielleicht des Michigan, nahezu eben so tief und selbst tiefer, als der Meeresspiegel. Ehe der Niagara zu seinem Falle kommt, bildet er in ziemlich gekrümmtem Laufe starke Stromschnellen, welche durch Kiefern beschattete Inseln wild und reißend hindurchströmen, und endlich stürzt er, durch die Ziegeninsel in zwei größere Theile gespaltet, 160 bis 170 Fuß senkrecht in einen länglicht ovalen Felsenkessel hinab, welcher dem gewaltigen Strom nur einen verhältnißmäßig schmalen Abfluß gestattet. Dadurch entsteht in seinem zwei Tausend Fuß breiten Bassin eine so bedeutende Anschwellung, daß man, obgleich von den Wellen mächtig hin und her geworfen, ohne Gefahr in kleinen Booten darin umher rudern kann; ja es ist selbst möglich, ganz in die Nähe des Fort Schlosserfall zu Wasser zu gelangen, neben welchem eine hölzerne Stiege in das oben gelegene Dorf Manchester führt. Von diesem Punkte aus ist die hier gegebene Ansicht genommen. Man steht auf der linken Seite der Abbildung die Treppe, welche gegen das Dorf Manchester zu führt; weiter gegen rechts ist der Sturz beim Fort Schlosserfall zu sehen, über welchem sich die Ziegeninsel mit ihren reichen Baumgruppen erhebt. In der Mitte bildet der Fall eine große hufeisenförmige Einbiegung, welche durch den hoch in die Luft aufwirbelnden Wassernebel kenntlich ist. Rechts von diesem Wassernebel gegen die englische Seite des Ufers zu (das Fort Schlosserfall liegt an der amerikanischen Seite des Stromes) bemerkt man einen platten Felsen, welcher der Tafelfelsen heißt und an dessen Seite eine Treppe angebracht ist, die zu einem schmalen Fußpfad leitet, der etwa fünfzig Schritte weit hinter den scheinbaren Wasservorhang des Falles führt. Schon in einer Entfernung von fünfzig englischen Meilen ist das Tosen des Niagarafalles hörbar, und über alle Beschreibung furchtbar und schön zugleich ist der Anblick in der Nähe, besonders wenn die Sonne sich in dem staubähnlichen Wassernebel in Tausend immer wiederkehrenden Regenbogen bricht. War der Anblick dieser imposanten Scene staunenerregend, so ist die Scene hinter dem Fall schauderhaft. Es gehört ein eben so gewandter als unerschrockener Beobachter dazu, um durch die Windstöße und Wasserschauer, welche ihn am Eingange des beschriebenen Schlundes umtoben, in das zwar dunkle, aber geräumige Gewölbe, welches auf der einen Seite durch den Wasserfall, auf der andern durch den überhängenden Felsen gebildet wird, einzudringen.

Das Wasser prallt dort so heftig von unten herauf, daß man kaum im Stande ist, die Augen zu öffnen. Blickt man in die Höhe, so sieht man das Wasser durch die Risse der Felsen mit Heftigkeit herabströmen; dieses aber, so wie die Betrachtung, daß der Fuß des Gesteines stets unterwaschen wird, möchte wohl selbst einen beherzten Mann von dem Versuche eines Eindringens in diese gräßliche Schlucht abhalten, die noch dadurch an Schauder gewinnen muß, daß dem Beobachter nicht eine lebende Kreatur begegnet. Trotz dem Schrecken, welchen einem jeden der Gedanke eines Sturzes durch diesen ungeheueren Fall erwecken muß, versuchte es vor mehreren Jahren ein gewisser Samuel Patsch von einem neben der Ziegeninsel über dem Felsenrand des großen Falles angebrachten Gerüste, in den Schlund des Niagarafalles hinabzuspringen, was ihm glücklich gelang. Er hatte denselben Sprung zuvor einen jungen Bären machen lassen, dessen glückliches Wiederauftauchen ihm den Muth gab, ein gleiches Wagniß zu versuchen. Dadurch übermüthig gemacht, unternahm er den Sprung zum Zweitenmal, wurde aber nie wieder gesehen.

Merkwürdig ist die Beobachtung, daß seit 40 Jahren die Bengung des hufeisenförmigen Falles in der Mitte sich um fünfzig Fuß vergrößert haben soll, und von Zeit zu Zeit sollen sich in dieser Gegend Felsen ablösen, und in die Tiefe stürzen. Daher haben manche die Vermuthung aufgestellt, die Stelle des Niagara-Falles sei in früheren Jahren näher gegen den Ontario-See zu gewesen, und es wäre nicht unmöglich, daß mit der Zeit durch diesen Fall selbst der Felsen bis auf den Grund des Erie-See durchgewühlt und dieser trocken gelegt werden könnte.

Der Lauf des Niagara von der Ausmündung des Erie-See bis zu seiner Einmündung in den Ontario beträgt 26 englische Meilen. Er ist bei seinem Austritt aus dem Erie 4,601 Fuß breit und hat daselbst 25 Fuß mittlere Tiefe. Während seines kurzen Laufes durchbricht er 200 bis 300 Fuß hohe, schroffe Felsenwände, und wird nicht selten auf die geringe Breite von 80 Schritten eingeengt, wodurch seine Tiefe bis gegen 200 Fuß gesteigert wird. Wenige Meilen unterhalb seines Falles tritt der Strom aus den Bergen hervor und breitet sich mehr als zehnfach aus, worauf er dann mit ruhigen Wellen und sanften Krümmungen fortfließt, bis er den Ontario-See erreicht. Auch jene Strecke, welche er nach seinem Falle zwischen den Felsen zurücklegt, ist nicht ohne imposante Naturerscheinungen, davon die beiden wichtigsten Scenen das Teufelsloch und der Wirbel sind. Bei dem Teufelsloch ragt



ein Felsen hoch aus dem Wasser empor, von dessen kahler Platte man eine ganz freie Aussicht auf den Niagarastrom hat, dessen schäumende Wogen sich unaufhörlich an dem Felsen brechen.

Eben so malerisch ist der sogenannte Wirbel, der dadurch entsteht, daß der Strom bei einer starken Krümmung in sein linkes Ufer ein großes Bassin ausgewühlt hat. Hier ist ein immerwährender Kampf der Wogen mit Allem, was sich ihnen entgegenstellt, sichtbar; nicht nur daß die Wasser sich an den Felsen brechen und hoch aufschäumen, sondern hergeschwemmtes Treibholz und ganze Bäume werden im Kreise herumgetrieben und durch die Gewalt der brausenden Strömung zersplittert.

Duttenhofer.

Boston und Bunkershill

von der Ostseite.

(Taf. 1, Fig. 2.)

Bot uns das vorige Gemälde eine Naturscene voll wilden Sturmes, so zeigt uns dagegen dieses den friedlichen Anblick einer freundlichen Stadt, die an einen Berg sich anlehnend, einen prachtvollen Hafen beherrscht, in welchem sich Schiffe der verschiedensten Nationen sammeln, sei es nun Handel zu treiben, oder den flüchtigen Auswanderer einer neuen Welt zuzuführen, in der er eine bessere Heimath zu finden glaubt. Boston ist die Hauptstadt der fruchtbaren Provinz Massachusets, und eine der ältesten Städte der vereinigten Staaten, indem sie schon im Jahre 1630 angelegt wurde; sie zeigt auch dadurch die Merkmale des Alters, daß sie unregelmäßig gebaut ist, enge krumme Straßen hat, und nur wenige öffentliche Plätze besitzt. Sie hat jetzt über 80,000 (Philadelphia 280,000, New-York 320,000) Einwohner, und ansehnliche Manufakturreien. Vier prächtige Brücken verbinden die Stadt mit Charlestown, Cambridge und Cambridgehafen; die Forts Warren und Independence vertheidigen den Hafen.

Die vorliegende Ansicht ist von einem langen Vorgebirge her aufgenommen, welches Williams-Insel heißt, und zuweilen durch die Fluth vom festen Lande getrennt wird. Vor einigen Jahren war diese Insel nur wenig angebaut und beinahe unbesucht, indem nur zuweilen Fischer dort landeten, und einer oder vielleicht zwei Landwirthe sich dort angesiedelt hatten. Nunmehr aber ist dieses Vorgebirge durch den Spekulationsgeist der Amerikaner schnell zu einer Vorstadt geworden, und dient sowohl Einheimischen als Fremden zu einem Lustaufenthalte in der heißeren Zeit des Sommers.

Die Ansicht der Stadt von dieser Seite ist sehr malerisch, indem sie von dem Meeresspiegel an gradweise emporsteigt, und von oben durch das Stadthaus beherrscht wird, dessen prächtige Kuppel über alle tiefer gelegene Gebäude der Stadt emporragt. Die Mitte der Landschaft wird von einer Brücke durchschnitten, welche Boston mit dem erwähnten Vorgebirge verbindet. Den Vordergrund zieren Baumpartien, die, gegenüber von der Bucht und den etwas kahlen Hügeln der Ferne, einen reizenden Gegensatz bilden. Rechts ragt Bunkershill mit seinem Monumente empor, und auf der andern Seite der Bucht sieht man die Dorchesterhügel, welche mit zerstreuten Landhäusern besetzt, freundlich in den Hafen herein schauen.

Obgleich diese Gegend in dem Beschauer das Gefühl friedlicher Behaglichkeit erweckt, so erinnert doch Bunkershill an die schweren Stürme vergangener Zeiten. Es war nämlich Boston der Hauptsitz der beginnenden amerikanischen Revolution und wir können nicht unterlassen, auf die damals vorgegangenen Begebenheiten einen flüchtigen Blick zu werfen.

Im Anfange des Jahres 1775 war die durch die Unbilligkeit der Engländer hervorgebrachte Gährung der amerikanischen Kolonisten so weit gediehen, daß, mit Ausnahme des Hafens von New-York, den englischen Schiffen alle amerikanischen Häfen verschlossen wurden. Jeden Augenblick wurde die Haltung der Volksversammlungen drohender, das englische Gouvernement erklärte die Provinz Massachusets in den Zustand der Empörung und benahm ihr durch Blokade mit englischen Kriegsschiffen ihren Handel.

Hierauf suchten die Kolonisten sich mit Waffen und Kriegsbedarf aller Art zu versehen, die wohlhabenden und furchtsamen Einwohner von Boston aber zogen sich, sobald sie ein bevorstehendes Zusammentreffen mit den Engländern vorhersahen, aus ihrer Stadt zurück, und jeder harrte voll banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Nun war der Augenblick da, wo es galt, das Schwert zu ziehen, und die ersten Kämpfe geschahen nun also:

In der Stadt Concord, welche sechs Stunden von Boston liegt, hatten die Kolonisten eine große Menge Waffen aufgehäuft. Der Gouverneur von Boston, General Gage, hielt es nun für klug, dieses Waffendepot aufzuheben, und schickte eine Anzahl Grenadiere und leichte Infanterie in der Nacht vom 18. auf den 19. April nach Concord. Bei Lexington begegneten sie den amerikanischen Milizen, schlugen sie nach Concord zurück, und nahmen das Waffendepot weg. Auf ihrem Rückwege aber wurden sie von den sogenannten Minutenmännern (Blänklern) angegriffen, und die englische leichte Infanterie mußte sich zurückziehen, nachdem sie an der Brücke zu Concord ein scharfes Gefecht hatte bestehen müssen. Bald darauf trat das ganze Detaschement den Rückmarsch an, wurde aber durch die Schützen, die im Wege hinter jedem Gebüsch und jedem Hause lauerten, so hartnäckig angegriffen, daß es sich mit großem Verlust nach Charlestown zurückzog. Die Engländer wären gänzlich geschlagen worden, wenn ihnen Gage nicht zwei Kanonen zu Hülfe geschickt hätte. Dieser Kampf war der erste, in welchem die königlichen Truppen mit den Kolonisten handgemein wurden.

Nach diesem ersten Kampfe kam ringsum das Land in Empörung, und bald darauf folgte die Belagerung von Boston, welche für die Amerikaner zwar, den äußerlichen Thatsachen nach, nicht sehr glänzend

ablief, aber ein Zeugniß von dem unerschrockenen Muthe und der geschickten Benützung jeder vortheilhaften Lage gibt, welche den Amerikaner als Soldaten so sehr auszeichnen.

In den ersten Tagen der Belagerung hatten die Amerikaner zwar Ueberfluß an Lebensmitteln, aber es fehlte an Depots, und was die Hauptsache war, an Geschütz und Munition. Ferner waren die Soldaten zu einem geordneten Angriff wenig geeignet, so treffliche Dienste sie auch als Scharfschützen thun konnten. Ueberdieß fehlte es an erfahrenen Führern; jeder wollte befehlen und keiner gehorchen. Die Engländer dagegen hatten einen Ueberfluß an allen Kriegsbedürfnissen; ihre Truppen waren trefflich exercirt, und zu ihrem großen Vortheil an Gehorsam gewöhnt. Dagegen fehlte es auf dieser Seite an Lebensmitteln, so daß sich der Stadthalter genöthigt sah, endlich den unbemitteltesten Theil der Bevölkerung ziehen zu lassen. Da dieß noch nicht hinreichend war, mußte er auch den vermöglicheren Einwohnern erlauben, die Stadt zu verlassen, wußte es aber grausamer Weise immer so einzurichten, daß der Mann von der Frau, die Eltern von den Kindern getrennt wurden. Vorzüglich soll er auch darauf bedacht gewesen sein, alle an Blattern Erkrankte fortzuschaffen, um diese in Amerika so furchtbar wüthende Pest unter den Belagerern zu verbreiten; was ihm auch gelang. Der Mangel an Mundvorrath wurde noch fühlbarer, als die Insurgenten die auf mehreren benachbarten Inseln in reichem Maaße vorhandenen Lebensmittel den Belagerten wegnahmen.

Inzwischen war gegen das Ende des Mai die erwartete Verstärkung aus England gekommen, befehligt von trefflichen Generalen, Howe, Clinton, und Bourgoyne. Jetzt galt es, einen entscheidenden Schritt zu thun. Gage hatte durch die Bostoner Landenge durchbrechen wollen, bei welchem Unternehmen ihn seine Befestigungen genügend geschützt hatten. Da aber die Amerikaner hievon in Kenntniß gesetzt worden waren, so trafen sie Gegenanstalten und verschanzten sich gegen einen Ausfall. Unter solchen Verhältnissen konnten die Engländer nur bei Charlestown einen Durchgang erzwingen. Diese Stadt ist nördlich von Boston auf einer Halbinsel erbaut und durch den Charlesfluß von letztgenannter Stadt getrennt. In dem Mittelpunkt der Halbinsel erhebt sich eine Anhöhe, Bunkershill genannt, von der aus man Charlestown beherrscht.

Die Insurgenten, den Plan der Engländer, diese Stadt zu befestigen, merkend, kamen ihnen zuvor. Am Abend des 16. Junius passirte ein starkes Detaschement Provinzalen die Landenge von Charlestown, unter Anführung des Obersten Prescott; anstatt aber in Bunkershill seinen Auftrag auszuführen, rückte dieser noch weiter vor, bis auf die Höhen von Brendshill, die ganz nahe bei Boston und Charlestown liegen, und daher für die Engländer sehr gefährlich werden konnten, wenn daselbst eine feindliche Batterie errichtet wurde. Hier verschanzte er sich während der Nacht, ohne daß er von den rings um die Halbinsel kreuzenden Kriegsschiffen bemerkt worden wäre; am Morgen war die Arbeit beinahe fertig. Als die Engländer endlich ihren Fehler bemerkten, ließen sie durch schwimmende Batterien ein mörderisches Feuer auf die Werke der Amerikaner spielen; aber bereits war es zu spät. Nun blieb den englischen Generalen nichts mehr übrig, als die Insurgenten aus dieser gefährlichen Stellung zu vertreiben. Von Boston aus richtete man eine Batterie gegen die Feinde und Mittags zwischen 12 und 1 Uhr landeten die Engländer, geführt von den Generalen Howe und Pigot. Der Plan war, der linke Flügel sollte Charlestown nehmen, der rechte bei dem Flusse Mystik durchbrechen, um durch dieses Manöver die Insurgenten in den Flanken und im Rücken zu fassen. Howe erwartete vorher Verstärkung. Die Milizen, die Charlestown vertheidigen sollten, befürchteten, von den übrigen Truppen abgeschnitten zu werden, und zogen sich deßhalb zurück. Die Engländer steckten die Stadt alsbald in Brand. Sie rückten nun langsam vor und gaben der Artillerie durch abwechselndes Halt machen Gelegenheit, einige Wirkung hervorzubringen. Der Brand von Charlestown half ihnen nichts, weil der Wind das Feuer und den Rauch nach der entgegengesetzten Seite trieb. Die Provinzialen ließen die Engländer bis auf Schußweite sich nähern und empfingen sie mit mörderischem Musketenfeuer, das, ununterbrochen fortgesetzt, die brittische Linie zum Weichen brachte.

General Howe sammelte die Seinigen und rückte zum zweitenmale vor, wurde aber mit einem eben so heftigen Feuer empfangen, als beim ersten Angriff; abermals lösten sich die Reihen seiner Soldaten. In diesem kritischen Augenblicke sah sich Howe ganz allein auf dem Schlachtfelde. Alles wäre verloren gewesen, wenn nicht General Clinton, von Boston aus die Gefahr übersehend, zur Hülfe herbeigeeilt wäre und die Truppen zum dritten Angriffe geführt hätte. Er richtete das Feuer von drei Seiten gegen die Redoute, den Insurgenten fing die Munition an auszugehen; zugleich wurden sie von den Kriegsschiffen aus im Rücken angegriffen. In Ermanglung der Bajonette wehrten sie sich einige Zeit muthig mit den Kolben, bis sie Befehl zum Rückzug erhielten. Hätte sich der amerikanische linke Flügel nicht mit der größten Tapferkeit geschlagen, so hätte dieser Rückzug sehr gefährliche Folgen haben können, so aber erfolgte derselbe in der größten Ordnung. Uebrigens war die Gefahr noch nicht beendigt, da bei der Landenge, welche die Armee zu passiren hatte, ein Kriegsschiff aufgestellt war; jedoch gelang der Durchgang ohne beträchtlichen Verlust.

Die Engländer benutzten ihren Sieg nicht weiter, und beschränkten sich darauf, Prospekthill, das am Ausgange der Landenge von Charlestown gelegen ist, zu befestigen, und sich so den Besitz der Halbinsel zu sichern. Wegen der starken Posten aber, die sie hier aufstellen mußten, war ihnen diese Eroberung mehr nachtheilig, als nützlich. Hiezu kam noch für sie der höchst bedeutliche Umstand, daß bei der drückenden Hitze und dem Mangel an Lebensmitteln beinahe jede Wunde

tödtlich war. Die Amerikaner hingegen, im Besitze gesunder Nahrung und an das Klima gewöhnt, genasen bald von den erhaltenen Wunden. Ihr letzter Kampf mit den Königlichen hatte ihr Selbstvertrauen bedeutend gesteigert, und die fast täglich stattfindenden Scharmützel übten sie im Kriegsdienste.

Der Amerikaner ist überhaupt seiner Natur nach ein weit besserer Soldat für den kleinen Krieg, als für die große Hauptschlacht, wie wohl es ihm auch bei der Letzteren keineswege an Muth und Festigkeit gebricht, wie dieß die Freiheitskämpfe deutlich genug bewiesen haben. Vor allen andern Einwohnern Amerika's zeichnen sich indessen die Eingeborenen, die Indianer, durch ihre Gewandtheit in Scharmützeln und im kleinen Krieg, so wie durch die verschmitzte Berichlagenheit aus, wodurch sie ihren Feind einerseits in gefährlichen Lagen zu verlocken, andererseits in ihren geheimsten Schlupfwinkeln aufzusuchen wissen.

Duttenhofer.

Die Sänger. Sylviae.

Taf. 2.

So nennt man eine Abtheilung von Vögeln, welche sich durch den geraden, dünnen und pfriemenförmigen Schnabel, hohe und dünne Beine, auf der andern Seite durch ihre Lebensweise und ihren, den meisten Gattungen eigenen, Gesang auszeichnet. Es sind lauter kleine Vögel, der größte nicht größer als eine Lerche, wohl aber gibt es viele kleinere; sie sind munter und fast immer in Bewegung, nähren sich von Insekten, und fressen, wenn sie diese nicht haben können, auch Beeren. Im Winter bleiben sie nicht bei uns, sondern ziehen in südliche Länder, wo sie reichlich Nahrung finden, machen jedoch ihre Reise nicht, wie viele andere Vögel, in großen Schaaren, sondern einzeln; überhaupt leben sie nicht gesellschaftlich, sondern abgesondert, jedes Paar für sich. Hinsichtlich ihres Aufenthalts und Betragens muß man unter ihnen mehrere Abtheilungen machen, indem die einen sich stets nahe an der Erde, in niedrigem, dichtem Gesträuch aufhalten, besonders gerne, wo sich Wasser in der Nähe befindet: diese nisten nahe an, oder auf der Erde, haben sehr hohe Beine, tragen den Vorderleib aufrecht, hüpfen in großen Sprüngen, und bewegen dabei den Schwanz; es sind die ausgezeichnetsten Sänger. Diese Gruppe bezeichnet man mit dem Namen Erdsänger. Die zweite Gruppe bilden die sogenannten Grasmücken, mit weniger hohen aber stärkeren Füßen; sie halten sich in Büschen und Gehägen auf, und gehen selten auf die Erde. Unter ihnen gibt es gute Sänger. Die dritte sind die Röthlinge, mit schwachen Beinen; sie halten sich mehr an bewohnten Orten, in Gärten, Mauern und Häusern auf, und setzen sich gern auf freie, erhabene Orte. Auf diese folgen die Laubsänger, sehr muntere, kleine Vögel, welche beständig auf Bäumen und Gebüschen umher hüpfen und flattern; sie haben sehr schwache Füße und dergleichen Schnabel, und nisten meist auf der Erde. Den Schluß machen die Rohrsänger, welche immer in der Nähe des Wassers, im Rohr oder dickem Buschwerk, leben, auch daselbst nisten und ihrer Nahrung nachgehen. Sie haben ziemlich starke Füße.

Jede dieser Abtheilungen hat ihre Eigenheiten im Gesang, in der Nahrung, im Nestbau und selbst in der übereinstimmenden Färbung; im Ganzen genommen sind aber die Sänger mit einfachen Farben, meist grau, braun, weiß und grün, geziert, mit wenigen Ausnahmen, wie beim Blaukehlchen. Viele Sänger machen des Jahrs zwei, manche aber nur eine Brut. Die Grasmücken und Röthlinge bauen dünne und leichte Nester; bessere die Erdsänger; dichte, künstliche die Laub- und die Rohrsänger; erstere machen solche backofen- oder napfförmig, und decken sie oben zu, daß nur ein Loch zum Eingang daran bleibt. Die Nester der Rohrsänger sind sehr fest und tief, was nothwendig ist, weil sie oft an dünnen Pflanzenstengeln oder Rohrhalmen über dem Wasser angebracht sind, so daß die Wellen unter ihnen fließen, und das vom Winde hin- und hergeschaukelte Nest einer Wiege gleicht.

Eier legen die Sänger 5—7, welche selten einfarbig, bräunlich, weiß oder grün, sondern meist in Düpfeln, Flecken oder Schnörkeln auf hellem Grunde gezeichnet sind, meist braun oder grünlich. Die Eier werden in der Regel in 13 Tagen ausgebrütet, und die Jungen von ihren Aeltern mit Insekten, meist zarten Raupen, aufgefüttert, bis sie selbst groß und geschickt genug sind, ihr Futter zu suchen. Sie nehmen ihre Beute von der Erde oder von Blättern auf, nur bei den Laubsängern kommt es vor, daß sie solche im Fluge erhaschen.

Im Lateinischen heißt dieses Vogelgeschlecht Sylvia, und bildet, nach der Eintheilung des Naturforschers Oken, die erste Abtheilung der Vögel. Es gibt viele Gattungen, in Deutschland allein 25, und in ganz Europa zusammengenommen 42; auch in den andern Welttheilen gibt es noch mehrere, welche dazu gehören.

Der angenehme, oft sehr schöne und starke Gesang mancher Sänger war Ursache, daß man sie zu Stubenvögeln gemacht hat, wo sie reinlich gehalten und pünktlich mit Ameisenpuppen, Mehlwürmern, Fliegen und ähnlichen Dingen gefüttert werden müssen, dabei aber nie sehr alt, auch nie so zahm und dem Menschen zugethan werden, wie wir dieses von andern Vögeln wissen. Es ist besser, wenn man ihren Gesang im Freien hört, als daß man sie ihrer Bestimmung entzieht, welche darin besteht, unsere Felder von jenen zudringlichen, lästigen Gästen zu befreien, welche in manchen Jahren, durch ihre Gefräßigkeit, unsern Obst- und Feldfrüchten so großen Schaden zufügen. Man muß daher die Banten dieser Vögel nirgends stören, wo man sie findet; denn wer sich die Mühe geben und sie im Freien beobachten will, wird finden, daß ein einziges Sängerpaar in einem Tage, neben vielen andern, weniger schädlichen Insekten, für sich und sechs Junge, wenigstens 300 Raupen nöthig hat. Da dieser Bedarf aber immerhin 10 Tage dauert, nicht gerechnet den Nahrungsbedarf außer der

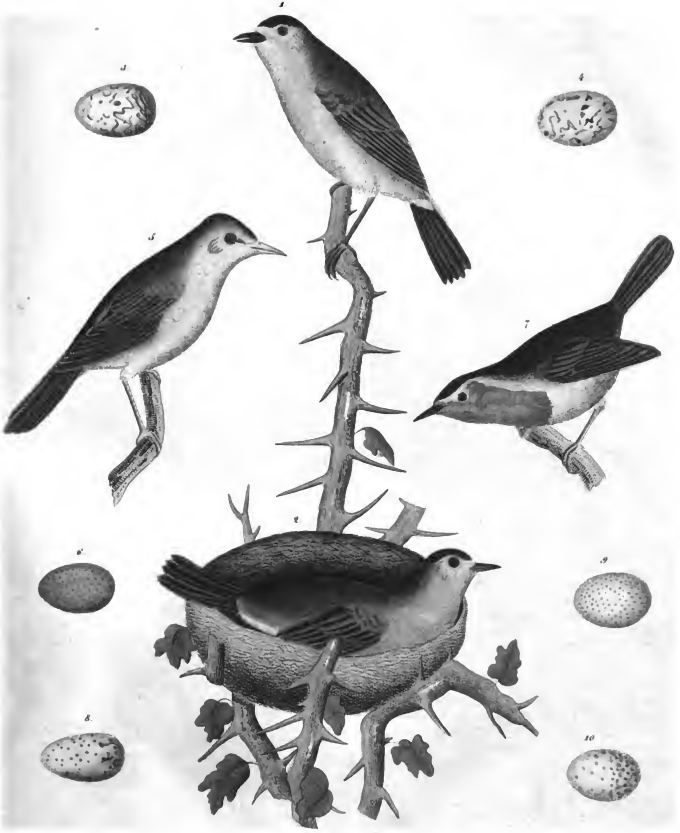
Aetzungszeit, so gibt dies 3000, und zwar fast lauter kleine, junge Raupen, welche bis zu ihrer Vollkommenheit noch lange gefressen haben würden, wozu sie aber in genannter Zeit 45,000 Blätter nöthig gehabt hätten, was schon einen kleinen, fruchttragenden Baum ausmacht. Einem einzigen Vogelpaare können wir also den Ertrag eines ganzen Baumes danken, und es ist daher höchst unvernünftig und unrecht, wenn wir diese Vögel beleidigen oder stören.

Auf unserer Tafel sehen wir drei Sängergattungen, sammt ihren Eiern, abgebildet.

Der schwarzköpfige Sänger (Sylvia atricapilla), welcher zu den Grasmücken gehört, und auch Mönch, Schwarzplättchen und Schwarzkopf genannt wird, ist so groß wie ein Sperling, aber viel schlanker, mit schwärzlichem Schnabel und Füßen, dunkelbraunem Augenstern und graulicher Olivenfarbe auf Flügeln, Schwanz und Rücken, auf letzteren heller und gegen den Unterleib in Weiß verlaufend, die Kopfseiten, Hals und Brust grau, Kehle weiß; die schöne, schwarze Kopfplatte ist beim Weibchen rothroth. Dieser Vogel gehört unter die besten Sänger; er lebt im mittleren Europa, und ist in ganz Deutschland anzutreffen, wo er in der Mitte des Aprils oder etwas später ankommt, und erst gegen das Ende des Septembers wieder fortzieht. Er hält sich immer in den Baumkronen und niedrigem Gebüsch auf, und ist hier beständig in Bewegung, um seine Nahrung aufzusuchen, welche in Fliegen, Motten, kleinen Käfern, besonders aber in glatten Raupen besteht; er geht aber auch an allerhand Beeren, und Kirschen frißt er sehr gerne. Er nistet in Wäldern und Baumgärten, wo es viel Buschwerk gibt, und macht sein Nest aus feinen Halmchen oder Würzelchen zwischen die Gabel eines Strauchs, immer niedrig und nicht sehr versteckt. Manchmal sind Pflanzenfasern, Insektengespinste oder Moos darein geflochten, übrigens aber ist es schlecht gebaut, und enthält das erstemal im April oder Mai, das zweitemal im Juni oder Juli, 4—6 bräunlichweiße oder röthliche Eier (Fig. 3 u. 4), mit grauen und braunen Flecken, Punkten und Strichelchen; beim Betasten Neugieriger verläßt er sein Nest. In Figur 2 sehen wir ein brütendes Weibchen, während ihm von dem Männchen (Fig. 1) die Zeit durch Gesang verkürzt wird; auch hilft das letzte beim Brüten, was 13 Tage dauert. Die Jungen werden von den Alten sorglich gefüttert und gehütet. Er gehört unter die nützlichsten seines Geschlechts, da die ihm zur Nahrung dienenden Insekten besonders den Baumblüthen schaden.

Der Nachtigallsänger (Sylvia luscinia), oder die gemeine Nachtigall (Fig. 5). Dieser allgemein beliebte, herrliche Sänger trägt ein sehr einfaches Kleid von einer rothbraunen, unten schmutzig weißen Farbe. Die Nachtigall ist etwas größer als der Schwarzkopf, hat ziemlich hohe Beine und ein seidenartiges Gefieder. Sie bewohnt nicht nur den größten Theil von Europa, mit Ausnahme des hohen Nordens, sondern auch Asien und das nördliche Afrika. In Deutschland ist sie überall, doch in manchen Gegenden selten. Ihre Wanderungen nimmt sie des Nachts vor, kommt im April und geht schon im August wieder weg. Sie liebt zum Aufenthalt feuchten Boden, lichte Wälder, Gehölze und Anlagen, wo es viel Buschwerk, Felder und Wasser dazwischen gibt, nährt sich von Würmern und Insektenlarven, die sie auf der Erde aufliest, frißt aber auch sehr gerne Johannisbeeren, so wie die vom Attich und Hollunder. Das Nest findet man immer nahe an der Erde, in niedrigen, dichten Büschen. Es ist gut versteckt, groß und ziemlich tief, besteht aus dürrem Laub, Halmen und Würzelchen, und ist inwendig mit feinen Halmen, Rispen oder Roßhaaren ausgelegt. Es enthält 4—6 graugrüne, kaum merklich und erloschen rothbraun gesprützte Eier (Fig. 6), welche vom Männchen und Weibchen in 13 Tagen gemeinschaftlich ausgebrütet werden, wobei diese gar nicht schen sind. Sie haben nur eine Brut, und beziehen, wenn sie auf der Reise nicht verunglücken, dasselbe Nest im folgenden Jahre wieder. Aus dem ernsten, stolzen Betragen der Nachtigall möchte man schließen, sie wüßte, wie hoch sie geschätzt werde. In Bewegung findet man sie nicht sehr häufig, meist sitzt sie im dunkeln Gebüsch oder auf den untern Aesten der Bäume, von wo aus sie entweder nach Nahrung spähet, oder ihre liebliche Stimme erschallen läßt; letzteres am schönsten und anhaltendsten einige Tage nach ihrer Ankunft, um das Weibchen anzulocken, und während der Brütezeit, vorzugsweise in den frühen Morgenstunden und in der Nacht. Der Gesang dauert überhaupt nicht länger, als bis ihre Fortpflanzung beendigt ist, nur die gefangenen, eingesperrten Nachtigallen singen den ganzen Frühling und Sommer hindurch. Es gibt indessen unter ihnen solche, die nur des Nachts singen, man nennt sie Nachtschläger; Repetiervögel aber diejenigen, welche nur in abgebrochenen Sätzen ihr Lied vortragen. Wie anmuthig es ist, ihrem Gesange im Freien, besonders des Nachts, wenn ringsum alles im Schlummer liegt, zuzuhören, weiß Jeder, der es schon erprobt hat, und es geschieht deßhalb von Rechtswegen, daß die Nachtigall durch Verordnungen der Obrigkeit vor den Verfolgungen muthwilliger, roher Menschen geschützt ist; denn der Nachtigallengesang muß gewiß jedes für das Schöne empfängliche Gemüth erheben und entzücken, da er Alles übertrifft, was unsere besten gefiederten Sänger zu leisten im Stande sind — um so mehr, da die Freude, welche wir dabei empfinden, nicht durch den Gedanken gestört werden kann, daß der Sänger uns auf andere Weise Schaden zufügt, sondern im Gegentheil Nutzen erweiset.

Der rothbrüstige Sänger (Sylvia rubecula), Rothbrüstchen, Rothkehlchen (Fig. 7), ist merklich kleiner als die Nachtigall, an den obern Theilen olivenfarbig, unten weißlich, an Kehle und Brust aber mit einem schönen Orangeroth geziert. Sein Gesang steht weit unter dem der beiden vorhergehenden, ist aber demungeachtet immer noch stark und sehr angenehm. Das Rothkehlchen ist, nebst der Nachtigall, derjenige Sänger, welcher die größte Zutraulichkeit gegen den Menschen annimmt; Naumann führt sogar einen Fall an, daß


1
2
3
4
5
6
7
8
9
10

es sich in der Gefangenschaft fortgepflanzt hat. Es nistet in Laub- und Nadelwäldern in dichtem, schattigem Gebüsch, oft auch in Löchern, Reisighaufen und Holzkastern, die im Walde liegen, bald höher, bald niedriger; das Nest besteht entweder aus lauter Moos, oder ist aus dürren Blättern, Moos, Pflanzenstengeln und Halmen zusammengesetzt, und enthält ein- bis zweimal in einem Sommer 5—7 sehr verschieden geformte und gefärbte Eier, wie die Fig. 8, 9 und 10 zeigen. Das Brüten dauert 13 Tage; es wird vom Männchen sowohl als vom Weibchen besorgt, und die Jungen werden mit vieler Sorgfalt groß gefüttert. Das Rothkehlchen ist ein munterer, nicht scheuer Vogel, der sich gerne im dunkeln Gebüsch aufhält und für uns sehr nützlich wird, weil er eine Menge von Raupen von den Blättern abliest. Beeren frißt er, wie die andern Sänger, ebenfalls, besonders die vom Faulbaum, Hartriegel, Hollunder, Kreuzdorn und der Eber-Esche.

Folgende deutsche Gattungen rechnet man zu diesem Geschlechte, und zwar

a) Zu den Erdsängern:

Den Sprosserſinger oder die große Nachtigall (Sylvia philomela) — Den blaukehligen Sänger (Sylvia suecica).

b) Zu den sogenannten Grasmücken:

Den gesperberten Sänger (Sylvia nisoria). — Die Sängergrasmücke (Sylvia orphea). — Den Zaunsänger (Sylvia curruca). — Die Dorngrasmücke (Sylvia cinerea). — Die Gartengrasmücke (Sylvia hortensis).

c) Zu den Röthlingen:

Den Gartenrothschwanz (Sylvia phoenicurus), und den Hausröthling (Sylvia erythacus).

d) Zu den Laubvögeln:

Den Gartenlaubvogel oder die Bastardnachtigall (Sylvia hipolais). — Den Waldlaubvogel (Sylvia sibilatrix). — Den Fitislaubvogel (Sylvia fitis). — Den Weidenlaubvogel (Sylvia rufa). — Den Berglaubvogel (Sylvia natterer).

e) Zu der letzten und zahlreichsten Abtheilung, den Rohrsängern, zählt:

Der Drosselrohrsänger (Sylphia turdoides). — Der Teichrohrsänger (Sylvia arundinacea). — Der Sumpfrohrsänger (Sylvia palustris). — Der Schilfrohrsänger (Sylvia phragmitis). — Der Seggenrohrsänger (Sylvia caricetl). — Der Binsenrohrsänger (Sylvia aquatica). — Der Flußrohrsänger (Sylvia fluviatilis. — Der Buschrohrsänger (Sylvia locustella), von welchen wir später noch manche näher kennen lernen werden.

Berge.

Mohammed, der Prophet.

Sehr Vieles wurde schon von diesem bedeutenden historischen Charakter berichtet, aber immer wird es noch schwer sein, ein wahrhaftes Bild seines Lebens zu erhalten. Das, was seine Anhänger, die Bekenner seiner Lehre, von ihm erzählen, ist so mit Wundern verbrämt, die er verübt haben soll, daß es gegen den gesunden Menschenverstand liefe, wenn man hier die Quelle der Wahrheit suchen wollte, aber eben so wenig darf man bei den Theologen und christlichen Geschichtschreibern darnach forschen, da diese das Leben und die Thaten des Mannes nur von einseitigem Standpunkte betrachteten und mit den Beinamen falscher Prophet und Betrüger gar zu verschwenderisch verfahren, und selbst das Große in seiner Erscheinung, so wie das wahrhaft Gute, das er bewirkt, auf keine Weise anzuerkennen geneigt sind. Nur durch das Zusammenhalten der verschiedensten Meinungen, nur durch das Erwägen aller Verhältnisse und den Rundblick auf den Zustand des Menschengeschlechts, der Staaten und Reiche, der Sitten und der Lage der Dinge zu jener Zeit, als Mohammed den kühnen Gedanken faßte, eine neue Religion zu gründen, läßt sich die Wahrheit ermitteln und der Faden finden, der aus dem Dunkel, das die Thatsachen umgibt und den wirren Erfindungen, die der fromme Glaube oder der blinde Haß darum woben, mit einiger Sicherheit den Forscher herausleitet. Unter den besten Quellen, die das Leben des Propheten zum Gegenstande haben, sind die orientalischen Schriftsteller Al Beidawi, Scharestani, Al Jannabi, Nwairi zu nennen, allein sie sind sämmtlich zu voll von Legenden und Sagen, als daß man sich ihrer ohne gehörige kritische Sichtung bedienen sollte. Abulfeda hingegen, dessen Werk im Jahre 1723 zuerst in's Lateinische übersetzt erschien, ist für einen Muselmann überaus gewissenhaft und wahr verfaßt, und ihm besonders folgte der Verfasser gegenwärtigen Aufsatzes in den Angaben über Mohammed's Leben, im Uebrigen aber dem Koran selbst, als dem geheiligten Buche des Propheten, das den Inbegriff seiner Weisheit enthält, und

den berühmtesten Kritikern und Auslegern desselben, wie Prideaux, Boulainvilliers, Maracci, Gagnier, Savary, Wahl, Hottinger, Reiske, Niebuhr u. s. w.

Diese Namen mögen für Jene hier genannt sein, die sich näher und umständlicher über Mohammed unterrichten wollen, als es Zweck oder Raum dieser Blätter zuließ.

Arabien, das heiße Land, das nur an seiner Küste Anbau und Bevölkerung zeigt und in dessen Innern sich endlose Wüsten dehnen, hat wohl wie kein anderes seine früheste Physiognomie bis auf die jüngste Zeit unverwandelt erhalten. Noch immer dieselbe Einfachheit der Lebensweise, derselbe Ernst der Weltanschauung, dieselbe patriarchalische Familienverfassung. Der Araber, hager und feinknochig, scheint nur aus Nerv und Sehne zu bestehen, das große Auge, tiefliegend und brennend, verräth Geist und Leidenschaft, treu seinen Gesetze, mäßig im Genusse, tapfer, kühn und stark, gibt er uns das Bild des frühesten Menschen. Welcher Anshildung dieß Geschlecht fähig ist, wenn der innwohnende Funke durch Civilisation belebt, Künste und Wissenschaft erfaßt, das sahen die Bewohner der westlichen Erde an den Sarazenen und Mauren, und ihre Bauwerke, ihre Schriften, ihre Gedichte strahlen als ewige Denkmale in unsere Literatur, in unsere Kunstwelt hinein. Wir haben, während sie Spanien besaßen, Geschichtschreiber und Aerzte unter ihnen gesehen, die eben so unsere Bewunderung erregen, als die Tapferkeit und der edle Muth ihrer ritterlichen Helden, deren Thaten in von ihnen selbst gesungenen, unübertroffenen Romanzen erglänzen, so wie die großen Muster arabischer Baukunst, die wir im Alhambra, im Alcazar und in den Moskeen anstaunen. Wer alle diese verschiedenen Aeußerungen des Glaubens, der Tapferkeit, der Poesie der Araber mit einem Blicke umfaßt und ihre symbolische Deutung versucht, wird durch eine so harmonische Uebereinstimmung überrascht werden, wie von keiner ähnlichen Gesammt-Erscheinung bei den Völkern des Occidents.

Aus einem Stamme dieses merkwürdigen, alten und kraftvollen Volkes wurde nun Mohammed geboren. Des Stammes Ahn hieß Koreisch und leitete sein Geschlecht von Ismael, dem Sohne Abrahams, ab. Seit fünf Generationen besaßen die Koreischiten, wie sie sich nannten, eine Art von Oberherrschaft über die Stadt Mekka und die Aufsicht über die Kaaba, welches der vornehmste Tempel war, der einen schwarzen Stein als Heiligthum bewahrte, den nach ihrer heiligen Ueberlieferung schon Abraham vom Engel Gabriel erhalten haben soll. Außer dieser Sage haftet nichts an diesem Steine, was etwa über seine Bestimmung Aufklärung gäbe. Wie dem nun auch sei, nur ein rohes Gemüth kann über einen Gegenstand von so hohem Alter spotten, der seit Jahrhunderten die Verehrung so vieler Menschen und Völkerschaften empfing. Dasselbe ist mit allen Reliquien der Fall, und der Sinnige und Gefühlvolle wird, wenn gleich die Verehrung der Gläubigen nicht immer theilen, doch eben so wenig Spott oder Verachtung in sich aufkommen lassen. Schon siebenzig Jahre vor Mohammed's Geburt glaubte sein Stamm an ein höchstes Wesen, das Allah genannt wurde und über andere Götter herrschte.

Eben so wie dieser Glaube war ein mächtiger und blühender Zustand über Arabien verbreitet. Die Bevölkerung theilte sich in Sceniten oder Nomaden, welche Heerden hielten, in Fellah's oder Ackerleute, und in Hoddhari, welches die Städtebewohner waren. Zwischen den Zuerstgenannten, den Sceniten und Hoddhari, lebten die Maidi, Streifer oder Wanderaraber, Viehhirten, welche die Milch in den Städten verkauften. Die Römer besaßen zu jener Zeit bloß die Herrschaft über einige Stämme in Syrien, und von den Kaisern von Byzanz waren die Königreiche Yemen, Hira und Ghassan abhängig.

In dem benachbarten Persien herrschten innere Empörungen, und das griechische Kaiserthum war ganz und gar zerrüttet. In der Hauptstadt Byzanz wucherte neben unerhörter Ueppigkeit und Schwelgerei der gröbste Fanatismus, die abscheckendste Heuchelei; westlich waren es die Gothen, östlich waren es die Hunnen, welche das Reich erschütterten und seine Gränzen schon überschwemmt hatten. Fromme Mönche waren in die Wüste geflohen und hatten dort Klöster gegründet, um ein reineres Christenthum sich zu erhalten, als es an dem verderbten Hofe der Kaiser noch anzutreffen war, und es unter den Stämmen und Fürsten Arabiens auszubreiten. Daher gab es schon lange vor Mohammed's Auftreten Bekenner der christlichen Religion unter seinen Landsleuten. Neben diesen lebten auch noch jüdische Fürsten in Arabien auf ihren Burgen, kriegerisch gerüstet und zu Fehden geneigt, dann hausten dort Zabäer und Magier, und ein großer Theil pflegte den algemeinsten Götzendienst. Die Mönche aber, die sich Monophysiten und Nestorianer nannten, wählten ihren Metropoliten, welches unsrer jetzigen Würde eines Erzbischofs vollkommen entspricht.

Dieser, wenn gleich nur schnell und oberflächliche Blick auf das Land, dem der Prophet entkeimte, wird dennoch im Stande sein, uns dessen weltshistorische Sendung zu erklären.

Es war im fünfhundertundsiebenzigsten Jahre nach der Geburt des Heilandes, nach unserm Kalender, am 10. November, als dem Koreischiten Abdallah ein Sohn geboren wurde, der den Namen Mohammed erhielt, welches so viel als der Lobwürdige, der Erwünschte, bedeutet. Später fügte der Prophet diesem ursprünglichen Namen nach altarabischer Sitte die Namen seines Vaters und seines eigenen, ältesten Sohnes hinzu, und nannte sich Abul Cassem Ebu Abdalah Mohammed, nämlich: Vater des Cassem und Sohn des Abdallah. Seine Mutter, Amenah geheißen, war das schönste und tugendhafteste Weib des fürstlichen Stammes. Mohammed's Geburtsjahr wird das Jahr des Elephantenkrieges genannt, weil es um diese Zeit war, daß Mekka von einem Fürsten eingenommen wurde, der mit einem großen Kriegeszuge und vielen Elephanten herangezogen kam und alle Einwohner, um dem Tode

oder der Sclaverei zu entrinnen, in die Wüste flohen. Zwei Monate vor seiner Geburt starb sein Vater, und da er ein schwächliches, nervösen Zufällen ausgesetztes Kind war, so gab ihn seine Mutter zu einer Sclavin, Thawibe, auf's Land, um ihn in der gesünderen Luft zu stärken und abzuhärten, und diese erzog ihn gleich ihren Kindern auf die einfachste Weise. Nach vier Jahren starb jedoch auch die tugendhafte Amenah und Mohammed, jetzt eine vater- und mutterlose Waise, wurde von seinem bereits über hundert Jahre alten Großvater Abdel Mutalleb aufgenommen, der nicht nur Stammesältester und Priester an der Kaaba war, sondern auch Seggekrönter Feldherr gegen Perſien und Habesch. Dieser wechselvolle Zustand, dieser Tausch der einsamen, stillen Ländlichkeit mit dem Hause des vornehmen und hochgeehrten Mannes mußte schon frühe die eigenthümlichste Wirkung auf die Phantasie des begabten Knaben ausüben. Es währte jedoch nicht lange, so stand ihm ein abermaliger Wechsel bevor. Der greise Abdel Mutalleb ging heim zu seinen Vätern, und einer von den Brüdern seines Vaters, Abu Thaleb, nahm sich des Knaben an. Hier war es nicht die ländliche Einfachheit, nicht die patriarchalische Sitte, die er bis jetzt kennen gelernt hatte, sondern ein reges, muthiges, thatenkühnes Leben, das ihn umfing. Abu Thaleb war ein reicher Handelsherr, das ehrenvollste Geschäft bei den Arabern. Er durchzog mit seinen Karavanen die Wüste gen Syrien, um auf den fernen Märkten Waaren gegen Waaren einzutauschen, allein der Handel gehörte damals in jenem Lande keineswegs zu den friedlichen Geschäften. Oft mußte man sich durch kriegerische Stämme schlagen, öfter mit wilden Thieren gefährliche Kämpfe bestehen. Der arabische Kaufmann bedurfte des Muthes und der persönlichen Tapferkeit, und Abu Thaleb, Mohammed's Oheim und Pflegevater, galt nicht nur als ein großer Anführer, sondern auch als ein kühner Jäger, der besonders die Löwenjagd sehr liebte. Hält man alles dieß zusammen, so wundert man sich nicht mehr, daß aus dem arabischen Kaufmann, wie Mohammed gewöhnlich in unsern Geschichtsbüchern genannt wird, so plötzlich ein großer Feldherr und Völkerbezwinger werden konnte.

Im zwölften Jahre wurde Mohammed zum ersten Male auf die Reise nach Syrien mitgenommen. Am Rande der Wüste lebten Abu Thaleb fromme Gastfreunde in dem Nestorianischen Kloster Abdol Kaissi; hier war es, wo die Karavane einkehrte. Der kluge, schöne Knabe erregte die Theilnahme der Mönche, besonders war es der tiefsinnige Said Ben Jonas, der sich mit ihm beschäftigte. Er fand eine seltene Aufgewecktheit in dem Kinde und unterhielt sich viel mit ihm. Auf Mohammed machte dieß einen so lebhaften Eindruck, daß er bei der zwei Jahre später wieder unternommenen Reise den Oheim bat, länger in dem Kloster weilen zu dürfen und hier des Unterrichts der Mönche genoß, der seinem Lebensgange fortan die wunderbarste Richtung vorzeichnete. Nicht zweifelhaft ist es, daß die Ordensbrüder, die hieher gekommen waren, um das lautere, reine Christenthum zu bewahren, den Sohn eines mächtigen Stammes in dieser Lehre zu unterrichten strebten, um sie unter seinem Volke zu verbreiten und so vielleicht dem verfälschten, zerrütteten und entstellten Glauben, wie er am Hofe zu Byzanz herrschte, ein Ende zu bereiten. Wohl stürzten später Mohammed's Anhänger das Christenthum im Orient, wohl vernichteten sie den Kaiserthron zu Byzanz, allein welche Form die neue Religion annehmen würde, wie sehr sie von der ursprünglichen Lehre sich trennen könnte, das sahen die Urheber nicht voraus, und so nehmen oftmals Handlungen und Werke der Menschen eine Wendung, die sie selbst mit Schrecken erfüllen, und um so mehr, da sie dann nicht mehr die Macht besitzen, sie in das ihnen bestimmte Bett zurückzulenken, gleichwie die einmal entfesselte Gewalt der Wasser aller Dämme und Deiche spottet.

Mohammed lernte hier die Satzungen des Christenthums kennen und hat stets eine hohe Achtung vor denselben bewiesen. Das Glaubensbekenntniß, das er den Seinen im Koran hinterließ, lautet wörtlich so: „Wir glauben an Gott, an das, was uns geoffenbart worden ist, und an die Offenbarungen, welche Abraham und Ismael und Isaac und Jacob und die Stämme Israels empfingen, an das mosaische Gesetz, an das Evangelium Jesu und an das, was den Propheten von ihrem Herrn kund gethan wurde, und wir machen keinen Unterschied zwischen den Offenbarungen und diesen Heiligen. Wir bleiben ganz Gott ergeben.“

Dieß ist das Glaubensbekenntniß der Muselmänner, und der Haß, den sie gegen die Bekenner des Christenthums nähren, ist daher nicht im Geiste und Sinne ihres Propheten, sondern rein politischer Natur; wie denn überhaupt keine Religion der Welt, da sie alle göttlichen Ursprungs sind, da ohne den Willen Gottes solche mächtige, tief eingreifende und Völker beglückende Satzungen nicht zu denken wären, Haß und Verfolgung des Nächsten predigt.

Mohammed war, obgleich noch sehr jung, durch seine Reisen, durch die in Gefechten bewiesene Tapferkeit und durch die gesammelten Erfahrungen und Kenntnisse, bei den Seinen hochgeachtet und hatte den Zunamen El Amin sich erworben, welches „der Getreue“ bedeutet. In Mekka lebte die Wittwe des reichen Emirs Abukalat, Chadidschah mit Namen, die sich nach einem Manne umsah, der im Stande wäre, ihren weitverzweigten Handelsangelegenheiten vorzustehen. Ihr Auge fiel auf den jungen Koreischiten, der wohl auch durch seine Gestalt sie für sich eingenommen hatte, denn er soll, nach alten Traditionen, ein vollkommen schöner Jüngling gewesen sein. Wie ihn uns sein Geschichtschreiber Abulfeda schildert, so war Mohammed nicht groß und dabei, im Gegensatze zu seinen Landsleuten, wohlbeleibt, was schon der Seltenheit wegen gefallen mochte. Seine Gesichtsfarbe war nicht dunkelgelb, sondern mehr braun, mit Roth untermischt, seine Augen schwarz und feurig. Die Stirne war überaus breit und vorstrebend, die Nase

kühn gebogen, die Wangen waren voll, der Mund war groß und die Zähne waren weiß und etwas auseinanderstehend; Haare und Bart glänzten im schönsten Schwarz, sein Knochenbau verrieth Kraft und Stärke. Wie an diesem merkwürdigen Manne alles Bedeutung gewann, so wird auch eines kleinen schwarzen Punktes an der Unterlippe erwähnt und daß sich zwischen den Augenbraunen eine dicke Ader zeigte. Eine mit kleinen Härchen besetzte Warze zwischen den Schultern, gewann sogar einen höheren Werth und man nannte sie das Siegel des Propheten und setzte bei solchen Menschen, wo sie späterhin sich vorfand, alsbald eine tiefere Weihe voraus.

In Chadidschah's Geschäften machte Mohammed viele und weite Reisen. Er durchzog die Gebirge von Yemen, nach den Staaten Ohmahn und Bahrain, nach Syrien und nach römischen, griechischen und persischen Provinzen. So lernte er Welt und Menschen im Handel und Wandel kennen, und auf den einsamen Zügen durch die Wüste, hoch auf seinem Kameel, oder Nachts unter dem leichten Dache seines schwarzen arabischen Zeltes, mochten ihm die großen Gedanken gekommen sein, die ihn zu noch größern Thaten geleitet. Auch bei den Nestorianern, seinen früher gewonnenen Freunden, kehrte er ein, welche die seltene Ausbildung des heranreifenden Mannes mit Erstaunen bemerkten und sich darüber freuten, daß ihre Saat so reiche Ernte zu spenden versprach. Ein Sclave der Chadidschah, der Mohammed stets auf seinen Reisen begleitete, Maissara genannt, wurde von den Mönchen gewonnen, um eine engere Verbindung zwischen seiner Gebieterin und ihrem jungen Geschäftsführer zu stiften. Sie wußten, daß die reiche Wittwe schon mehr als Zutrauen für denselben empfand, und daß sie in ihm einen außerordentlichen Menschen verehrte. Maissara bot willig seine Beihilfe. Er hatte Mohammed genau und zu allen Zeiten beobachtet und wußte, daß sich sein Geist zu einem hohen Grade heldenmüthiger Schwärmerei hinwandte. Er wußte dabei, daß er neben Scharfsinn und Spitzfindigkeit selbst List und Verschlagenheit besaß, und daß es ihm an Muth und Kühnheit, an Rücksichtslosigkeit im Denken und Handeln, um zum Zwecke zu gelangen, Niemand zuvorthat. Dazu kam eine glühende, dichterische Phantasie, eine noch aus der Kindheit stammende Reizbarkeit, die ihm oft wiederkehrende Nervenzufälle bereitete, und ihn dann in eine Art von Verzuckung versetzte. Auf diese seltene und wunderbare Gestaltung des geistigen und körperlichen Zustandes wurde nun die Ausführung des großen Planes gerichtet, der nichts Geringeres sich vorsetzte, als Mohammed mit der reichen Wittwe in den Besitz großen Reichthums, des Haupthebels von Macht und Ansehen, gelangen zu sehen und ihn zugleich in dem Wahne seiner göttlichen Sendung aus ihrem Kloster zu entlassen. Mit Hilfe einiger glücklich getroffenen Vorkehrungen, wozu die Oertlichkeit des Klosters sich willig herlieh, umgaben die Mönche den jungen Menschen mit ergreifenden Wundererscheinungen, und nachdem sie ihn gehörig vorbereitet und seine Zweifel und innern Kämpfe beobachtet hatten, forderten sie ihn dazu auf, den Götzendienst zu stürzen und auf dem entarteten Judenthum und Christenthum eine neue, reinere Religion zu gründen. So entließen sie ihn. Die Reise hatte länger gedauert, als man voraus berechnet hatte, und die Wittwe harrte schon mit Sehnsucht der Wiederkehr der Karavane. Sie war hinausgeeilt und bestieg eine Zinne, um den Zug der Kameele schon in der Ferne zu entdecken. Viele Tage spähte sie vergebens, endlich erschien die Karavane am Horizonte. Mit einer Mischung von Wonne und Granen erblickte sie weiße, hohe, wehende Gestalten die Näherkommenden begleiten und dann in Luft verschwinden. Dieß war die noch jetzt oft bemerkte Lufterscheinung der Wüste, bei den Arabern Sirab genannt, die mit hellem Silberscheine blinkt und oft von durstigen Kameelen für Wasser gehalten wird, die darauf zulaufen, um sich zu letzen. Allein Chadidschah glaubt den Liebling ihres Herzens von himmlischen Begleitern umgeben, die ihn sicher zur Heimath bringen, und als der listige Maissara, seinem Herrn voraneilend, sie trifft, weiß der so viel von den Wundern des Klosters zu berichten, und gesteht ganz offen, daß auch er es deutlich gesehen habe, wie Engel den Zug umgaben, um das theure Haupt des Führers mit ihren Flügeln zu fächeln und vor Staub und Hitze zu verwahren. Dieß bestärkt Chadidschah vollends in ihrer Meinung, und sie empfängt den Rückkehrenden mit einer größern Ehrfurcht, als das Weib im Morgenlande ihrem Gatten, der zugleich ihr Herr und Gebieter ist, widmet.

In solcher Stimmung erklärt sie sich Mohammed vermählen zu wollen, obgleich er erst im fünfundzwanzigjährigen, sie im vierzigjährigen Alter steht, und Abu Thaleb, der Oheim und Pflegevater Mohammed's, verrichtet selbst die Trauung. Durch diese Verbindung war nun der noch so junge Held und Kaufmann zum reichsten und mächtigsten Emir seines Stammes geworden.

Mehr als zehn Jahre hatte er bereits an Chadidschah's Seite gelebt, stets desselben Ansehens genießend und auf Handelszügen begriffen, nun tritt seine Neigung zu einem stillen, beschaulichen Leben immer stärker hervor, und alljährlich zieht er sich, während des Monats Ramadhan, in eine Höhle des Berges Hara bei Mekka mit seiner Familie zurück. Hier vertieft er sich mehr und mehr in Schwärmereien und Erscheinungen, und theilt sie seiner Gattin mit, deren Geist längst darauf vorbereitet ist, solche Kunde zu empfangen. Der Engel Gabriel ist es, der Mohammed im Traume erscheint und ihm die Offenbarungen Gottes an die Menschen bringt, die er sammeln und als Koran verkünden soll. Wunder häufen sich auf Wunder. So zum Beispiel, als Mohammed dem Engel bemerkt, daß er weder lesen noch schreiben könne, berührt ihn dieser dreimal, und Mohammed kann Beides.

Wer wagte es hier wohl zu entscheiden: ob diese vermeintlichen Wunder, erst von spätern Erzählern erfunden, um den Religionsstifter und Propheten bei seinem ersten Auftreten gewoben wurden, damit dieses

herrlicher durch die Zeiten strahle, oder ob Mohammed selbst, durch die künstliche Erregung seiner von Natur schon glühenden Einbildungskraft, daran glaubte, oder ob er sich dieser Erfindungen blos bediente, auf seine Umgebung mächtiger einzuwirken, und endlich ob der listige Sclave Maissara in Verbindung mit Andern nicht die geheimnißvolle Höhle mit Zaubereien füllten, deren sehr natürliche Urheber sie waren.

Chadidschah, tief ergriffen von der göttlichen Sendung ihres Gatten, macht einem ihrer Verwandten, Namens Baraca, die Mittheilung. Dieser, ein Mann von tiefem Wissen und religiösen Zweifeln längst ergeben, der vom Götzendienst zum Judenthume übergegangen und dann Christ geworden war, ergreift auch die neue Offenbarung mit Eifer, und ward der erste Anhänger der mohammedanischen Lehre.

„Das Paradies ist unter dem Schatten der Schwerter; aus zerklüfteten Steinen stürzt Wasser hin und Felsen stürzen um aus Entsetzen vor Gott!“ so predigte Mohammed. Der Engel Gabriel, dieß kündete er jetzt offen, habe ihn zum Apostel und Gesandten Gottes ernannt und er sei, nach Adam, Noah, Abraham, Moses und Jesus, der höchste, den der Herr solcher Gnade gewürdigt. Seine Frau und seine Hausgenossen drangen in ihn, das Werk zu vollenden, und die göttlichen Satzungen seines Buches, des Koran, bekannt zu machen, und er willigte endlich darein.

Nun versammelte er vierzig der vornehmsten Glieder seines Geschlechts zu einem Gastmahle und verkündete Allen seine Lehre und Sendung. Die Geladenen nahmen diese Eröffnung mit großem Tumulte auf. Die Meisten erklärten sich sogleich gegen den Feind ihrer Götter, und nur acht von den Anwesenden, größtentheils junge Leute, huldigten ihm und schenkten ihm Glauben. Fünf davon errangen keinen weitern Einfluß auf die Privatgeschichte Mohammed's, wenn sie gleich in seinen Kämpfen fochten und zur Verbreitung seiner Religion bedeutend mitwirkten; drei jedoch verdienen hier erwähnt zu werden: Ali, der Sohn Abu Thaleb's, Mohammed's Vetter, den er während einer Hungersnoth in sein Haus genommen hatte, ein Knabe von zehn Jahren; Zaid, Said oder Seid, ein Sclave des Propheten, den er sogleich freiließ, das Bild der treuesten und großmüthigsten Anhänglichkeit für alle Zeiten, und Abdellah (Iba Abu Kohafa), ein angesehener junger Mann und eine Hauptstütze des Islam (die neue Lehre), der nach dem Tode der Chadidschah Mohammed's Schwiegervater wurde.

Der Prophet suchte fortan sein Ansehen immer mehr zu befestigen. „Wer will mein Statthalter sein?“ ruft er zur Versammlung und glaubt damit den Ehrgeiz zu beflügeln; aber Alles schweigt, Niemanden gelüstet's, die Ehre oder mehr noch die Gefahr mit ihm zu theilen. Da springt der Knabe Ali muthvoll in die Höhe und schreit begeistert: „Ich!“ — Die Gäste lachen und verspotten ihn, allein Mohammed legt seine Hand auf Ali und spricht: „Er sei's!“ und ernennt ihn zum Vezier und Chalifen. Ali war der Erste, der diese Würde bekleidete und als man nun den alten Abu Thaleb spöttisch ermahnt, seinem gewaltigen Sohne Folge zu leisten, bricht abermals ein fürchterlicher Tumult los, und die unter den Anwesenden, welche die neue Lehre nicht bekennen, sondern den alten Göttern treu bleiben wollten, verließen das Haus unter Drohungen, die einen baldigen Ausbruch ernster Feindseligkeiten errathen ließen.

Man drang in Abu Thaleb, Mohammed zu zwingen, von seinen Neuerungen abzustehen, allein theils die Rücksicht gegen den Verwandten und den eigenen Sohn, theils die Vorsicht, womit der Prophet von jetzt an bemüht war, seine Lehre im Stillen zu verbreiten, vermochte ihn dem Neuerer wenigstens Duldung zu gewähren. Die Erzürnten kamen jedoch überein, Achtbriefe gegen ihren Feind zu erlassen und legten diese in der Kaaba nieder. Der Geächtete mußte sich auf seinen Landsitz zurückziehen, den er in der Nähe der Stadt besaß, und hier bestand er Gefechte und Angriffe, und hielt selbst förmliche Belagerungen aus. Gefahr und Mühsal bestärkten ihn jedoch nur in der Vollbringung dessen, was er seine göttliche Sendung nannte, und seine Anhänger hielten treuer zu ihm. Nur wenige Tage im Monate ruhte der Streit, dann aber erhob sich Mohammed auf die Mauern seiner befestigten Wohnung und sprach mit feurigem Ungestüm zu den vorüberziehenden Pilgern, und diese verbreiteten sich nach allen Gegenden mit dem, was sie von dem begeisterten Manne vernahmen, und verkündeten laut seine Worte, und überall hin erschallte der Ruf, der noch nie vernommen wurde: Alla latif! Mohammed sziddik! Gott ist gnädig! Mohammed wahrhaftig!

Im vierzigsten Jahre war es gewesen, als Mohammed seine Lehre laut zu verkünden begonnen hatte, und zehn Jahre waren seitdem in Unruhe und Sorge verflossen, ohne daß sie im Volke rechte Wurzel fassen konnte, denn noch immer war das Häuflein seiner Getreuen sehr gering. Wer weiß, wenn die Verfolgungen, die man gegen ihn und die Seinen ausübte, eingestellt worden wären, ob wohl jemals die in so enge Gränzen gedämpfte Flamme sich über einen großen Theil des Erdballs ausgebreitet hätte! Gewöhnlich dient die Verfolgung der Mächte nur dazu, den Widerstand der Schwachen heftiger hervorzurufen und diese auf stets neue Mittel zu lenken, sich Bundesgenossen zu verschaffen. So auch hier.

Minder stark als ihr jugendlicherer und kühnerer Gatte, unterlag Chadidschah; sie starb in ihrem fünfundsechszigsten Jahre, nachdem sie fast fünfundzwanzig an Mohammed's Seite verlebt hatte. Von jetzt an begann dessen Geschick sich schneller und mächtiger zu entwickeln. Die Angriffe und Verfolgungen nahmen so zu, daß der Prophet seinen Anhängern, etwa dreiundachtzig Männern mit achtzehn Weibern und Kindern, den Rath gab, zum Könige von Habesch zu fliehen; er selbst begab sich zu einem Gastfreunde mit seiner Familie und wenigen Vertrauten. Hier setzte er seine Bekehrungen fort und seine Lehre drang bis zur Stadt

Daschred, die später Medina genannt wurde, und sein Ruhm reichte weiter und weiter.

Die Koreischiten sahen nun mit Ingrimm auf diese Erfolge. Sie dingten Mörder, die Mohammed's Leben bedrohen sollten. Einer der Ihren, Omar Iba Echetab, wird ausgesandt zu diesem Zwecke. Unterwegs vernimmt er von dem Zuwachs, den der Prophet täglich erhält, und auch, daß seine eigene Schwester zu ihm übergegangen sei und den alten Glauben verlassen habe. Dieß verdoppelt seine Wuth und er schwört, es seine Schwester schwer entgelten zu lassen. Da will es der Zufall, daß er auf zwei Mohammedaner trifft, Said und Chabab geheißen, die er in einem Buche eifrig lesend findet. Er befragt sie darum und sie theilen ihm willfährig das Buch mit und auch er liest nun darin und kann nicht satt werden, es zu lesen und zu bewundern. Es war Mohammed's Gesetz, das noch nicht in seiner vollständigen Gestalt, wie wir es jetzt kennen, vorhanden war, das jedoch schon viele herrliche Stellen enthielt, die Niemand, er gehöre welchem Glauben er wolle, ihm absprechen kann. Ganz voll davon tritt Omar in das Haus, wo Mohammed zurückgezogen lebte, aber anstatt ihn zu ermorden, huldigte er ihm nun selbst und nahm seine Lehre an. Gerührt erhob der Prophet den Blick gen Himmel und sprach das Gebet, welches jetzt die Einleitung in den Koran bildet. Es heißt: „Im Namen Gottes, des Allbarmherzigen, Allgütigen! Gelobt sei Gott, der Herr der Zeiten! der Herrscher am Gerichtstage! Dich beten wir an, um Beistand flehen wir Dich. Lehre uns die wahre Religion. Die Religion derer lehre uns, gegen welche Du Dich gnädig beweisest; nicht die Religion derer, über welchen Dein Zorn brennt, nicht die Religion der Irrenden. Amen!“

Um diese Zeit war es gerade, daß eine Begebenheit von großem Gewichte sich mit Mohammed zutrug. Es mag ein Traum gewesen sein, der ihn heimsuchte und den er selbst vielleicht, in der exaltirten Stimmung seines ganzen Wesens, für wahr nahm — jetzt steht bei allen Bekennern der mohammedanischen Religion die Sache als Wunder da, und Niemand würde es unternehmen, daran zu zweifeln. In einer Nacht — dieß ist der wunderbare Traum, für den wir die Sage halten wollen — erscheint der Engel Gabriel vor des Propheten Lager und fordert ihn auf, ihm zu folgen. Hierauf besteigt er mit ihm ein Thier, das der Koran Borak nennt, gewöhnlich El Borak, von den Abendländern genannt, welches so viel wie der Blitzende bedeutet, und nun erhebt sich das Thier und sie durchfliegen alle Himmel, bis sie vor dem ewigen Throne des Allmächtigen gelangen. Sie kamen auf dieser nächtlichen Reise durch die Himmel des Wonnegartens, in das Haus der Ewigkeit, in die bleibende Wohnung, und dann in die Wohnungen des Heils, der Ruhe, der Gnade und des Verdienstes, deren Wesen wie strahlende Sterne über den Andern leuchten, bis sie vom Engel Gabriel vor Gottes Thron gebracht werden, um sich seines Anschauens erfreuen zu dürfen. Diese Schilderung, mit der Glut des Morgenlandes und mit den Farben der glänzendsten Einbildungskraft geschmückt, entwarf Mohammed am andern Morgen den Seinen, denn die Reise ging so außerordentlich schnell, daß ein Gefäß mit Wasser, das er beim Aufsteigen umgeworfen hatte, bei der Rückkehr noch nicht völlig ausgelaufen war.

Diese Reise in die Himmel führt im Koran selbst den Namen Elsora, der Traum, doch fand sie selbst bei den Christen jener Zeit Glauben und feierliche Bestätigung. Der Patriarch von Jerusalem bezeugte nämlich am Hofe des Kaisers Heraclius zu Byzanz den ganzen Hergang, als ein Abgesandter Mohammed's dort erscheint, um den Bericht darüber abzustatten, und er bekräftigt seine Aussage damit, daß er eine Senkung am Fundamente des Tempels und die Zerberstung einiger Mauertheile wahrgenommen habe, wie auch das deutlich zu sehen war, wo ein Thier dort angebunden gewesen.

Ist es nun Mohammed's Anhängern zu verdenken, wenn sie der Sage zugethan sind, die selbst Andersgläubige mit ihrem bezaubernden Irrwahn befangen hält?

Jene Flucht Mohammed's ist die Hedschrah genannt worden, welches arabische Wort eben nichts Anderes als Flucht bedeutet, und unter dem Chalifen Omar, dreizehn Jahre später, wurde festgesetzt, die neue Zeitrechnung von ihr zu beginnen, daher alle mohammedanische Völker noch jetzt nach ihr zählen. Das gegenwärtige Jahr 1842 ist das 1259ste der Hedschrah.

Die Macht des Anhangs, die täglich zunahm, überführte die Gegner nunmehr, daß sie mit offener Gewalt nichts auszurichten vermöchten und sie schienen sich zu beruhigen. Der Prophet durfte wieder nach Mekka zurückkommen. Aber jetzt trieb ihn seine wachsende Gewalt und die Ueberzeugung, daß er berufen sei, das zum glücklichen Ende zu führen, was er allein und nur auf den Himmel vertrauend begonnen, zu einem stärkern Auftreten. Er donnerte in öffentlichen Reden gegen den Unglauben und die Götzen, und an ihm war es jetzt mit Strafen hier und dort, auf Erden und nach dem Tode, zu drohen. Da erhoben sich abermals Meutereien gegen ihn, und Mohammed floh zum zweiten Male, jetzt aber nach Medina, wo er großen Anhang erworben hatte. Hier nahm er die oberpriesterliche und fürstliche Würde an, und vermählte sich zum zweiten Male mit Ajeschah, der Tochter Abdallah's, den er Abubekr, das heißt: Vater der Jungfrau, nannte. Er war nunmehr über und fünfzig Jahre alt.

Die Koreischiten warben ihm Feinde, wo sie nur konnten, allein er war stets gerüstet, allen Angriffen zu begegnen. Im Thale Bedr schlägt er den Anführer der Koreischiten, Abu Sofyan, und verfolgt ihn siegestrunken, allein später, am Berge Ohod, hatte jener wieder seine Kräfte gesammelt und das Glück zeigte sich ihm hier günstig. Der Prophet wird von zwei Pfeilen verwundet und ein Steinwurf schlägt ihm zwei Zähne ein; er sinkt und die Nachricht seines Todes verbreitet sich bei den Seinen. Muthlos darüber, vertheidigen

sie sich schwächer, und Mohammed's Oheim, Hamjah, sein Standartenträger Mosal nebst noch siebzig Andern werden getödtet. Die Gefallenen werden von dem Propheten zu heiligen Märtyrern erhoben und ihnen die Freuden des Paradieses als gewiß zuerkannt. Dieß feuerte den Muth der Seinen an, die nun auch durch die Gewißheit, daß er am Leben sei, sich wieder ermannt hatten. Man zog sich nach Medina zurück und hielt die Belagerung der Koreischiten standhaft aus, zwang sie hierauf zum Abzug, und Mohammed errang dadurch einen Frieden mit seinem Stamme auf zehn Jahre.

Diese Zeit wurde nun von Mohammed angewandt, das Glück seiner Waffen weiter zu tragen, und sich Arabien und die angränzenden Länder zu unterwerfen. Zuerst kehrt er sich zu den jüdischen Stämmen und vertilgt sie zum Theil, oder zwingt sie zur Unterwerfung und zur Annahme seiner Lehre. Hier soll er, während der Rast auf der Burg eines jüdischen Fürsten, Lobeid mit Namen, dessen Töchter in Zauberei erfahren waren, Gift erhalten haben, das von nun an seine Körperkraft aufzehrte. Nach Andern bestand dieses Gift blos in einem argen Zauber, der an ihm verübt wurde und den man das Nesselknüpfen nannte, ein Aberglaube, der sich bis in das Mittelalter hinein erhielt, und sich auch über das Abendland verbreitete. Die morgenländische Sage berichtet, daß die Töchter Lobeid's den schlafenden Mohammed mit einen Stricke durch elf Knoten fesselten. Ein betäubender Trank hatte ihn seiner Sinne beraubt. Hierauf banden sie ein Wachsbild, das den Propheten vorstellte, durch eine Bogenschnur, gleichfalls mit elf Knoten; dieses Binden wird eben Nesseln oder Nesselknüpfen genannt. Das Bild durchstachen sie hierauf mit Nadeln und warfen es in einen tiefen Brunnen, der mit dichtem Gesträuche bewachsen war. Allein der Brunnen wird durch eine göttliche Eingebung von Ali gefunden und ausgeschöpft und man zieht das Bild heraus. Der Engel Gabriel fliegt vom Himmel herab und bringt zwei Suren oder Strophen des Korans mit, eine jede aus elf Versen bestehend, und bei jedem Verse, den der Engel mit lauter Stimme vorliest, löst sich ein Knoten und die stechenden Nadeln, die, indem sie das Bild durchdrangen, auch dem Körper Mohammed's Schmerzen verursachten, werden zu fallenden Tropfen. Er fühlt sich alsbald frei und gesund; der Brunnen wird verschüttet und das Bild in die Erde gegraben; die Thäter erhielten Verzeihung.

Diese und andere Sagen, womit die Wahrheit der Geschichte umgeben ist, führen wir absichtlich an, um dadurch den Charakter der Orientalen und die Zeit der Erscheinung des Propheten klarer zu versinnlichen. Nichts ist wohl aus jenen Gegenden und aus so hohem Alterthume zu uns gelangt, was nicht ähnlicher Ausschmückung in frommer Absicht theilhaftig wurde, und also wollen wir uns den Muselmännern auch in dieser Beziehung ein wenig nachsichtig beweisen.

Dieses Abenteuer ausgenommen, brachten die Kämpfe dem Propheten keine Gefahr; allen Anschlägen auf sein Leben entging er entweder durch besonnene Klugheit, oder durch List, durch Uebermacht seiner eigenen Kraft oder durch ersichtlichen Beistand des Himmels. Perser und Griechen fühlen die Stärke seines Arms und sein Kriegsruhm verbreitet sich überall, ebenso bekehren sich die Stämme und Völker zu seiner Lehre vom einigen Gott und verlassen ihre Götzen. Nur Mekka steht ihm noch feindlich entgegen, und all' sein Streben geht dahin, es sich zu unterwerfen.

Mittlerweile entschließt er sich, um sein Ansehen zu befestigen, Botschaften an benachbarte Könige und Herrscher zu senden, und die Höfe von Byzanz und Aegypten, sowie der Perserkönig Khosrn empfangen seine Abgesandten.

Nach diesen kurzen Beschäftigungen friedlicher Natur bricht Mohammed auf's Neue los; dießmal soll es Mekka gelten. Angeblich um in der Kaaba seine Andacht zu verrichten, nähert er sich der Stadt. Allein die Koreischiten verwehren ihm den Eingang und willigen endlich nur darein, ihn mit seinem Gefolge, während drei Tage, in ihren Mauern zu beherbergen. Der Prophet nimmt es an, in der Absicht, sich Neubekehrte zu erwerben. Seine Feinde halten geheimen Rath und Jeder von ihnen schwört, daß er ihm einen Dolchstich beibringen will, allein Mohammed bekehrt indessen drei der vornehmsten Koreischiten, Kalod, Amru und Othman, die seine Lehre annahmen. Zugleich erfährt er von der gegen ihn angezettelten Verschwörung. Natürlich muß es wieder sein himmlischer Freund, der Engel Gabriel sein, der es ihm offenbart. Dadurch, daß Ali Mohammed's grünes Gewand anlegt, täuscht er die Meuchelmörder, und der Bedrohte rettet sich mit Abubekr nach Medina, wachsenden Groll im Herzen, dem er baldigst Luft zu machen schwört.

Eine andere Rache war indessen zu nehmen. Der byzantinische Statthalter hatte Gesandte des Propheten in der Stadt Mutha ermorden lassen, und Mohammed zog herbei, um blutige Rechenschaft zu fordern. Allein seine Macht war den Gegnern nicht gewachsen, und sein getreuer Zaid, sein Schwiegervater Abdallah und manche andere seiner Führer und Helden fielen in dem Kampfe. Nur eine Kriegslist des Führers Chaled rettet die Muselmänner, und mit reicher Beute versehen, brachen sie jetzt nach Mekka auf, wo indessen die Feindseligkeiten zwischen den Anhängern und Gegnern Mohammed's immer im Wachsen waren.

Der Zug des Propheten gegen seine Vaterstadt war so heimlich, daß er sie wie der Blitz des Himmels überraschte. Vergebens schickte die Unvorbereitete Abgesandte, selbst der Koreischitenführer Abusofian erschien vor Mohammed, allein er ward gezwungen Moslem zu werden, um sein Leben zu retten. Mekka war nun plötzlich in den Händen Mohammed's; er sah die so lange widerstrebende Stadt endlich besiegt zu seinen Füßen und sich an dem Ziele seiner Laufbahn. Durch diesen Sieg waren seine ältesten Feinde entwaffnet und nichts trat im Vaterlande der allgemeinsten Verbreitung seiner Religion mehr in den Weg. Jetzt wollte er durch

Milde die störrischen Gemüther bezwingen, und er sahes daher nur zürnend, daß sein Feldherr Chaled, dem er den Beinamen „Schwert Gottes“ gegeben hatte, acht und zwanzig Götzendiener niedermetzeln ließ. Sogleich wurden allen Gefangenen Leben und Freiheit geschenkt, unter der Bedingung, daß sie Moslem würden. Othman, einer der Vornehmsten, huldigte dem Sieger im Namen aller Uebrigen, und übergab Mohammed die Schlüssel der heiligen Kaaba.

Der Prophet bestieg hierauf sein Kameel und umritt siebenmal das heilige Haus, dann berührte er den heiligen schwarzen Stein, der, nach der Legende, von Adam aus dem Paradiese genommen, und von dem Engel Gabriel Abraham überantwortet worden war, mit seinem Stabe, und trat in das Heiligthum. Mit einer Donnerstimme eifert er hier gegen die aufgestellten Götzenbilder, und Belal, sein öffentlicher Ausrufer, muß zum erstenmale die Zinne des Tempels besteigen und die Stunde des Mittagsgebets bekannt machen. Ein Gebrauch, der noch bis zum heutigen Tage von den Bekennern des Islam beobachtet wird. Mohammed verrichtete hierauf sein Gebet öffentlich zwischen den heiligen Säulen. Die ganze Bevölkerung der Stadt war herbeigeströmt und schaute theils von Furcht, theils von Andacht ergriffen, diesen Neuerungen zu. Noch größer und feierlicher wird aber diese Stimmung, als der Mächtige jetzt den Befehl ertheilt, jene Bilder, welche dreihundertsechszig an der Zahl, die Kaaba umstehen, von ihren Gestellen zu werfen, und nun das älteste und heiligste Nationaldenkmal, als Tempel des ewigen Gottes, dem Alleinherrscher der Welt, Allah, weiht.

Mitten in der allgemeinen Ueberraschung besteigt Mohammed wieder sein Kameel, und umreitet, von seinen jubelnden Anhängern gefolgt, abermals sieben Mal das Gotteshaus, und begibt sich dann zum heiligen Brunnen Semsem, um die Wohha, die von ihm eingesetzte Waschung, mit allen anwesenden Moslem vorzunehmen. Noch war das Größte, Gewagteste nicht gethan, und der Klinge benützte diese Pause, um die Stimmung zu berechnen und neue Kraft zu sammeln.

Plötzlich eilt er zur Kaaba zurück, von seinen Kriegern gefolgt, die einen tumultuarischen Siegesläärm erheben und hier, die einzelnen Blätter des Korans in der einen Hand, und den gezogenen Säbel in der andern, tritt er mit Feuerworten dem Volke entgegen. Alles ist aufs Höchste gespannt, als er Ali herbeirufft, und nun den Kopf an die Mauer gestemmt, befiehlt er jenem auf seine Schultern zu steigen, um das Dach des Tempels zu erklimmen, und die dort befindlichen ehernen und gläsernen Hauptgötzen zur Erde zu werfen und zu zertrümmern.

Der Befehl wird mit Blitzesschnelle vollzogen und tausend Scherben bedecken den Erdboden — das Volk weicht in höchster Bestürzung, — aber Mohammed, von höherer Begeisterung entflammt, tritt an die Pforte und predigt erst den Koreischiten, dann allen Einwohnern, mit der heftigsten Beredsamkeit gegen die Abgötterei und schließt endlich damit, daß er seine Wiege, das alte Mekka, für eine Freistadt und die bisherige aristokratische Verfassung für aufgehoben erklärt.

Das Gewaltige war geschehen; Mohammed hatte seine Sendung vollendet. Er dachte nun daran, das durch ihn Erreichte auch für die Dauer zu befestigen. Die bisherigen Würden der Koreischiten hob er auf; nur zwei behielt er bei und bekleidete damit seine Getreuen. Othman behielt das Hedschalet oder Schlüsselbewahramt der Kaaba, dem El Abbas gab er das Sikajet, oder die Aufsicht über den Semsam, den heiligen Brunnen. Alls erbliche Würde setzte er den Juram ein, der in seiner Person das geistliche Amt und die bürgerliche Verwaltung verbinden sollte. Nach diesen Anordnungen huldigten ihm alle Gläubigen auf dem Hügel Elzafa und Omar, der zu seinen Füßen sitzt, spricht in des Propheten Namen zum Volke, der sich bald darauf erhebt und Mekka verläßt.

Von jetzt an folgten wieder blutige Kämpfe, bis zum Lebensende Mohammed's, theils gegen die hier und dort noch im Lande zerstreuten Götzendiener, theils um dem neuen Staate bei ausgedehnten Gränzen größere Festigkeit zu geben. Selten hat ein Mann größere Ausdauer und Kraft bei so vorgerückten Jahren bewiesen, denn er zählte bereits sechszig. Oft fiel reiche Beute in seine Hände, allein immer zeigte er sich uneigennützig und überließ die Schätze willig seinem Heere. Deshalb war ihm dieses auch treu ergeben; Aufruhr und Verrath Einzelner wurden ihm entdeckt und er erhielt sein Leben oft nur durch die wunderbarsten Fügungen, da es ihm nicht an heimlichen Feinden fehlte, die ihm überall nachstellten. Mit Medina hatte er schon früher ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen und zwölf seiner Fürsten, die von ihm Anzuri, d. h. Gehilfen, genannt werden, bildeten seine Leibwache, zu diesen gesellte er noch jene Gefährten, die ihn auf seiner ersten Flucht nicht verlassen hatten, und die er Mohadsherun, d. h. Flüchtlinge, nannte. Diese Phalanx umgang ihn stets und schirmte ihn muthig gegen offene Anfälle.

Mohammed unternahm noch kurz vor seinem Tode eine große Wallfahrt nach Mekka, und von hier ist der Gebrauch abzuleiten, daß jeder Muselmann, wenigstens einmal in seinem Leben, eine ähnliche Wallfahrt unternimmt. Es war der feierlichste, glänzendste Akt seiner ganzen thatenreichen Laufbahn; ein unabsehbarer Zug von Männern, Weibern und Kindern, von Sänften und Kamelen; nach der Angabe einiger Schriftsteller sollen sich an hundertfünfzigtausend Menschen dabei eingefunden haben. Bei dieser Gelegenheit nahm er Abschied vom versammelten Volke, denn er fühlte, daß er es nicht mehr wiedersehen würde, und in der That hat sein Fuß die Stätte seiner Geburt nicht wieder betreten.

Kurze Zeit darauf, als er nach Medina zurückgekehrt war, erkrankte er plötzlich. Man glaubte, daß die Folgen des von den jüdischen Fürstentöchtern ihm beigebrachten Giftes, seinem Leben ein Ende machten. Er verordnete noch einen Feldzug nach Syrien, um den Tod seines freigelassenen Zaid, des Getreuen zu rächen und gibt dem Ossama, dessen Sohne, die heilige Fahne mit

den Worten; „Kämpfe tapfer im heiligen Kriege gegen alle Ungläubigen!“

Er ließ sich hierauf zur Aïescha, seiner geliebten Gattin bringen, und dort mit kaltem Wasser begießen. „Hüllt mich ein und begießt mich mit kaltem Wasser,“ sprach er, „denn Wasser ist der Grundstoff und die allgemeine Materie, aus der Alles geschaffen!“ Ein Wort des Propheten, das heutzutage manchen Wasserfreund zu seinem Anhänger machen könnte, — dann gab er seinen letzten Willen an die Anzaren kund: „Jaget die letzten Götzendiener aus Arabien und lasset die Bekehrten gleiche Rechte mit Euch genießen!“ Hierauf schenkte er allen seinen Sclaven die Freiheit, ließ sich auf ein Kameel setzen und ritt zur Moschee, wo er noch an dreien Tagen das öffentliche Gebet verrichtete. Endlich aber verlassen ihn die Kräfte, Abubekr muß die Gebete laut verkünden, die er ihm mit leiser Stimme vorsagt; man trägt ihn aus der Moschee nach Hause, wo er sich zwei Tage einschließt und wo er, nach der Sage, mit dem Engel Gabriel verkehrt haben soll, hierauf — als er im Schooße seines geliebten Weibes Aïescha ruhete, nahete sich ihm der Todesengel und das Leben entfloh aus Mohammed's Körper, in seinem 63sten Jahre.

Die Muselmänner sagen, daß der Engel des Todes an der Thür des Gemaches als ein bescheiden Bittender gestanden habe, um auf den Befehl des Propheten zu harren, daß er ihm die Seele nehmen solle; er hätte ihm nur die Anzeige überbracht, daß ihn Gott bei sich zu haben wünsche. — Man begrub ihn an derselben Stelle, wo sein Bette gestanden, im Gemache der Aïescha. Walid, der Erste, ließ die Moscheen erweitern, so daß das Haus in ihren Mauern selbst zu stehen kam, das Haus wurde aber niedergerissen. Die Moschee ist dieselbe, wo der Prophet Freitags zu predigen pflegte.

Nur von seiner ersten Gattin Chadidschah hatte Mohammed vier Töchter: Fatimah, Rokaija, Umm Kothum und Sanieb. Nur die Erstere überlebte ihn und wurde die Gemahlin Ali's, und aus dieser Ehe allein stammen die Nachkommen des Propheten, die sich jetzt noch durch einen grünen Turban auszeichnen, weil es die Lieblingsfarbe ihres großen Ahnherrn war.

Nach dem mohammedanischen Volksglauben soll des Propheten Sarg zu Medina in der Luft hängen und Wunder bewirken, seine Asche ruht aber in der That in einer durch Gitter verschlossenen Kapelle der Moschee. —

Wenn wir nach dieser kurzgedrängten Schilderung eines so thaten- und erfolgreichen Lebens es versuchen, über den Charakter des Mannes abzusprechen, der es durchkämpfte, so können wir nicht umhin, ihm großartige Eigenschaften zuzugestehen, müssen dabei aber auch die Umstände berücksichtigen, welche diese nährten und seiner Laufbahn die Richtung gaben, die ihn zum Ziele führte. Mohammed war ein Schwärmer, der an seinen Gespräche mit dem Engel Gabriel, wie an seine Reise durch die sieben Himmel glaubte; wir waren bemüht, in dem Vorhergehenden zu zeigen, daß er selbst anfänglich durch die List der frommen Nestorianer getäuscht worden sein kann und daß sein von frühester Jugend an zu sehr gereiztes Nervensystem ihn darin bestärkt haben mochte. Doch war Mohammed auch neben dem Schwärmer ein Mann von wirklicher Tapferkeit, vom kühnsten Muthe beseelt, der zugleich Klugheit und Scharfsinn genug besaß, den herrschenden Meinungen, wenn sie ihm einmal sich günstig bezeugt hatten, reichliche Zugeständnisse zu machen und sich so die Liebe des Volkes zu gewinnen, dessen Held und Heiliger er wurde.

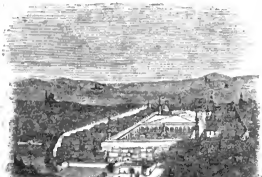
Die Lehren des Koran, die er in einzelnen Suren, Gesängen oder Kapiteln verkündete und die er vorgab, durch den Engel Gabriel zu erhalten, wurden erst von Abubekr, nach des Propheten Tode, gesammelt. Die Suren sollen auf dem Pergament von der Haut eines Widders geschrieben gewesen sein, den Abraham statt seines Sohnes Isaak opferte. Der Koran beweist übrigens unwiderlegbar, daß Mohammed Vieles von den christlichen und jüdischen Glaubenslehren kannte. Er enthält außer den Erzählungen der gehabten Offenbarungen, die in morgenländisch-dichterischer Sprache abgefaßt sind, auch Entscheidungen zweifelhafter Rechtsfälle, Reden, Lobpreisungen Gottes, bürgerliche und Sittengesetze, Ermahnungen und Warnungen und überhaupt Stellen, die von einem begeisterten, einfache Größe athmenden Geiste zeugen. Die Einheit Gottes ist die Grundlage des Ganzen; die Tugend der Rechtschaffenheit, der Milde, der Wohlthätigkeit und der Enthaltsamkeit von geistigen Getränken, wird im Koran gepredigt. Der Tod für die Sache Gottes und der Religion erwirbt das Paradies. Dieß aber besteht in einem Himmel voll Freuden, der alles das gewährt, was der sterbliche Mensch sich hienieden wohl wünschen mag. Gebete, die Wallfahrten nach Mekka und Medina und die Waschungen sind unerläßliche Vorschriften, die von den tugendhaften Moslemen befolgt werden müssen. Wo sich kein Wasser befindet, ein Fall, der in der Wüste, bei großen Reisen leicht eintreten kann, genügt das Reiben mit feinem Sande statt der Abwaschung.

Während Mohammed lehrte und seine Feinde bekämpfte, hat es auch nicht an solchen gefehlt, die ihm sein beschwerliches Geschäft entringen und sich zuwenden wollten. Ein abtrünniger Schreiber des Propheten, Abdallah ben Abi Sarah, wollte den Koran ergänzen und gab sich für den wahren Apostel aus, allein er kehrte reumüthig zurück und erhielt Verzeihung. Ein Anderer, Iba Kab Aibala, trat gleichfalls als Gegenprophet in Yemen auf und hatte bereits einen großen Anhang um sich gesammelt, als er ermordet wurde und seine Anhänger sich sämmtlich dem Islam zuwandten.

Die von Mohammed gestiftete Religion hat jetzt noch auf einem großen Theile der Erde ihre Anhänger, jedoch haben ihre bisher festesten Stützen, die dem Pedischah oder Sultan der Osmanen unterworfenen Staaten in Europa, Asien und Afrika in jüngster Zeit eine

heftige Erschütterung erlitten. Dem Christenthum ist es vorbehalten, mit seiner Civilisation den ganzen Welttheil zu beherrschen und die letzten Spuren des Islam daraus zu verdrängen und nach Asien hinüberzuweisen, woher er stammt.

Aug. Lewald.



Medina.

Rösel.

Rösel verdient um so mehr im Andenken der Nachwelt fortzuleben, als er sich auf den Standpunkt eines Naturforschers nicht auf dem gewöhnlichen wissenschaftlichen Wege emporgeschwungen, sondern denselben aus angeborenem Triebe, die Werke der Natur aufmerksam zu betrachten und darüber nachzudenken, durch unermüdeten Fleiß und Anstrengung bei geringen Mitteln erreicht hat. Es wird die Lebensbeschreibung dieses Mannes die Leser unsres Blatts um so mehr interessieren, als sie in der Folge Gelegenheit haben werden, mehrere seiner Beobachtungen und Erfahrungen, so wie die von ihm entworfenen trefflichen Abbildungen kennen zu lernen.

Johann August Rösel stammte aus einem altadeligen Geschlechte in Oesterreich, welches zur Zeit der Reformation aus seinem Vaterlande fliehen mußte und sich zu Herspruck im Nürnbergischen niederließ, wo der Adel dieses Geschlechts durch Herabkommen seiner späteren Glieder bald in Vergessenheit gerieth. Rösels Vater war Schloßverwalter auf Augustenburg bei der Gräfin von Arnstadt-Schwarzenburg, und an genanntem Orte wurde Rösel den 30. März 1705 geboren. Sein Vater war später als Bergwerksinspektor zu Goldstall angestellt, wurde aber auf seine vorige Stelle zurückberufen und nach dem Tode des Fürsten völlig dienstlos gelassen. Er hatte früher, da er fast immer auf dem Lande lebte, den Unterricht unseres Rösel nicht so wie er es wünschte, einrichten können, jetzt aber fiel es ihm, da er mehrere Kinder hatte, noch schwerer, und er gerieth endlich in eine so bedrängte Lage, daß er aus Kummer und Betrübniß starb, als der junge Rösel 13 Jahre alt war. Noch bei seinem Leben hatte die verwittwete Fürstin den letztern, dessen Taufpathe sie war, an ihren Hof genommen, um ihn in den für seine Zukunft nöthigen Wissenschaften unterweisen zu lassen. Seine Mutter war mit 6 noch unerzogenen Kindern nach dem Tode ihres Mannes nach Nürnberg gezogen, Rösel aber ging mit einem Bruder seines Vaters, der ein Thiermaler war, nach Merseburg, um bei demselben die Malerkunst zu lernen, wozu er viele Lust und Fähigkeiten zeigte. Vier Jahre blieb er daselbst, lernte aber wenig, und kam nach dieser Zeit wieder zurück auf die Augustenburg, wohin ihn seine Fürstin rief. Er erhielt das Versprechen, eine der ersten Malerschulen Italiens besuchen zu dürfen, was aber in der Wirklichkeit so lange hinausgeschoben wurde, daß er selbst endlich an der Ausführung einer solchen Reise zweifelte und sich daher die Erlaubniß erbat, nach Nürnberg reisen zu dürfen, wohin ihn nicht nur die Liebe zu seiner Mutter, sondern auch noch besonders der Ruf dieser Stadt, in welcher damals alle Künste blüheten, zog, und er ging im Jahre 1725 dahin ab. Es gelang ihm auch sogleich, von dem Direktor der Maleracademie, Preißler, Zutritt in dieses Institut zu erhalten, wo er dann bald einsah, daß seine Arbeiten noch lange nicht mit denen zu vergleichen seien, welche er von geschickteren Künstlern sah. Er kam nun auf den Gedanken, die Oelmalerei aufzugeben, und sich an's Kupferstechen und Miniaturmalen zu halten, was er auch in Ausführung brachte und sich darin nach einem halben Jahre ohne Lehrmeister eine bedeutende Fertigkeit und die Mittel zu einer Reise nach Kopenhagen erwarb, wo ihm der damalige Kronprinz, Christian VI. alsbald die Ausführung mehrerer Arbeiten übertrug, ihn auch sehr gnädig und herablassend behandelte und ihm endlich den Vorschlag zu lebenslänglicher Anstellung machte. Neben dieser Auszeichnung widerfuhr ihm daselbst aber auch der Unfall, daß er nur mit Mühe dem Messer eines meuchelmörderischen Matrosen entging, was ihn, neben der Begierde, fremde Länder zu sehen, bestimmte, nach einem Ansenthalt von zwei Jahren um seine Entlassung nachzusuchen, welche er auch, nebst einem ansehnlichen Reisegeschenk erhielt.

Jetzt wollte er nach Lübeck, allein ein ausgestandener Sturm auf der See und der Untergang eines mit ihm ausgelaufenen Schiffes, bestimmte ihn zur Veränderung seines Plans und er ging nach Hamburg, wo er während eines vierwöchentlichen Aufenthalts das merianische Insektenwerk kennen lernte, dann aber zurück nach Nürnberg ging, daselbst als Miniaturmaler und Kupfer-

stecher einen bedeutenden Ruf erlangte, sich auch — angeregt durch den Anblick genannten Kupferwerkes — der Beobachtung der Insekten widmete. Nürnberg wählte er nun zum bleibenden Aufenthalt und verheirathete sich auch daselbst.

Seine Vorliebe für die Naturgeschichte der Thiere wurde von Tag zu Tag größer; als sie jedoch bekannt wurde, fand er nur von Wenigen Aufmunterung, von Vielen aber bittern Tadel. Man erklärte seine derartigen Beschäftigungen für ein thörichtes Unternehmen, indem die Zeit, welche er auf die Abbildung dieser verächtlichen Geschöpfe verwende, unnütz angewendet sei. Andere meinten, daß er es nie weit bringen könne, weil er keiner fremden Sprache mächtig sei und nicht studirt habe, auch nicht die nöthigen literarischen Hilfsmittel besäße; allein Rösel meinte, daß nichts in der Natur verächtlich und der Betrachtung unwürdig sei, daß das Studium der Natur ihm den Mangel an Büchern ersetzen und vielleicht mehr Erfahrung verschaffen könne, als die Bücher ihm böten. Dabei wurde er von einigen einsichtsvolleren Gelehrten noch mehr aufgemuntert. Das Miniaturmalen hatte er nicht aufgegeben und erhielte darin auch Unterricht, Hauptsache aber war es ihm, Insekten zu sammeln, ihren Bau und ihre Lebensart zu beobachten, sie zu beschreiben und abzubilden. Freilich bedauerte er oft selbst die Unkenntniß fremder Sprachen, den Mangel an Büchern und akademischen Studien, allein seine nicht zu besiegende Neigung und seine Beharrlichkeit überwanden alle Schwierigkeiten. Er fing nun an, seine nach der Natur gefertigten Zeichnungen eigenhändig in Kupfer zu stechen und sie illuminirt und mit ihren Beschreibungen herauszugeben; dieß geschah im Jahre 1740 und wurde so beifällig aufgenommen, daß er an einem glücklichen Erfolge nicht mehr zweifelte und fortfuhr, alle Monate zwei Kupfertafeln mit dem dazugehörigen Texte erscheinen zu lassen.

An Neidern fehlte es keineswegs, aber im Gefühl seiner guten Sache schwieg er und sie verstummten. Aber er erwarb sich dagegen die Gunst vieler Naturliebhaber, die ihn unterstützten, so wie das Wohlgefallen und die Hochschätzung der gelehrten Welt, ja viele gelehrte Freunde selbst. Seine Beobachtungen und Darstellungen erhielten einen noch größeren Werth durch die Anwendung des Mikroskops. Später gab er eine Geschichte der Süßwasserpolypen, an deren Dasein er anfänglich nicht glauben wollte, so wie mehrerer anderer Wasserinsekten heraus; diese sind jetzt, verbunden mit der Geschichte der übrigen Insekten ein ziemlich seltenes Werk geworden. Es enthält 4 Bände mit vielen Kupfertafeln voll vortrefflicher Abbildungen, und führt den Titel »Insektenbelustigungen.« — Er wollte dann eine Naturgeschichte der Vögel seiner Gegend herausgeben, allein ein anderer Gelehrter, Frisch zu Berlin, kam ihm hierin zuvor. Häufig beschäftigte er sich auch mit der Beschreibung und Abbildung der Frösche, Kröten, Eidechsen und Molche, die er mit unbeschreiblicher Mühe in ihren Schlupfwinkeln, den Pfützen, Sümpfen und Seen aufsuchte; dieß zog ihm aber eine gefährliche Gliederkrankheit und endlich einen Schlagfluß zu, so daß er sich mit dem Aufsuchen dieser Thiere selbst nicht mehr befassen konnte, sondern es mit vielen Kosten durch Andere besorgen lassen mußte, was ihm — verbunden mit einem starken Briefwechsel und den Kosten des eigenen Verlags so bedeutender Werke nöthigte, sein sämmtliches Vermögen aufzuwenden. Dabei gerieth er besonders bei Geldsendungen für seine Werke durch Namensverwechselung mehrmals in Schaden; dieser Grund nur und nicht eitler Hochmuth bewog ihn, seinen vergessenen Adel wieder hervorzusuchen und sich, nachdem er vom Kaiser darin bestätigt worden war, Röfel von Rosenhof zu schreiben.

Röfels natürliche Geschichte der Frösche ist eben so ausgezeichnet durch die vortrefflichen und anatomischen Abbildungen, als die der Insekten; seine Werke sind nicht von vorübergehendem Werthe, sie werden bleiben, so lang es denkende Menschen und eine Wissenschaft gibt. — Bei seiner Geschicklichkeit besaß Röfel einen sehr rechtlichen und biederen Charakter, der ihm die allgemeine Achtung erwarb; von fürstlichen Personen und den ausgezeichnetsten Gelehrten des In- und Auslandes erhielt er die schmeichelhaftesten Zuschriften und von dem großen Insektenkenner und Naturforscher Reaumur in Frankreich, den Antrag zu einer französischen Uebersetzung seiner Werke, die aber nicht zu Stande kam; eben so ging es mit gleichartigen Vorschlägen aus England und Holland.

Demungeachtet fehlte es aber nie für ihn an kränkenden Vorfällen, welche ihn oft — verbunden mit widrigen Rechtshändeln und dem Umstande, daß er sich von seiner Krankheit nie mehr völlig erholen konnte — sehr mißmuthig machten. Um so schmerzlicher traf ihn daher der Verlust seiner Gattin, welcher 1757 erfolgte. Sie war ihm bei seinen Arbeiten, besonders beim Ausmalen seiner Kupfertafeln treulich an die Hand gegangen. Er bedauerte diesen Verlust um so mehr, da er ohnehin mit Geschäften überhäuft war, indem der Stich der vielen Tafeln seiner Hände Werk ist und er einen ausgedehnten Briefwechsel allein führte, nicht gerechnet die Zeit, welche er auf seine Beobachtungen und Originalzeichnungen verwenden mußte. Die Geschichte der Eidechsen und Molche konnte er nicht mehr veröffentlichen, da auch ihn schon nach zwei Jahren der Tod ereilte; er starb, wie ein Mann sterben muß, still und gelassen, den 27. März 1759, nachdem er also nicht volle 54 Jahre gelebt und für die Wissenschaft viel zu früh zu wirken aufgehört hatte, obgleich er in der kurzen Zeit seines wissenschaftlichen Strebens mehr gethan als viele Andere in weit längerer Zeit. Sein Leben hat uns den Beweis geliefert, daß einem edlen Streben kein Ziel zu hoch ist, wenn nur ein fester Wille und ein reblicher Fleiß es zu erreichen bemüht sind.

Auf dem Johanniskirchhofe zu Nürnberg liegt Röfel begraben. Sein wohlgetroffenes Bildniß ist seinem Insektenwerke beigegeben; hier ist eine Copie davon.

Ein Freund des Verstorbenen hat darunter folgenden originellen Vers gesetzt:

„So sah Herr Rösel aus, dem nach dem Tod das Leben Gewürme, Frösch' und Kröten geben."

Berge.

Der Wasserfrosch.

(Taf. 3.)

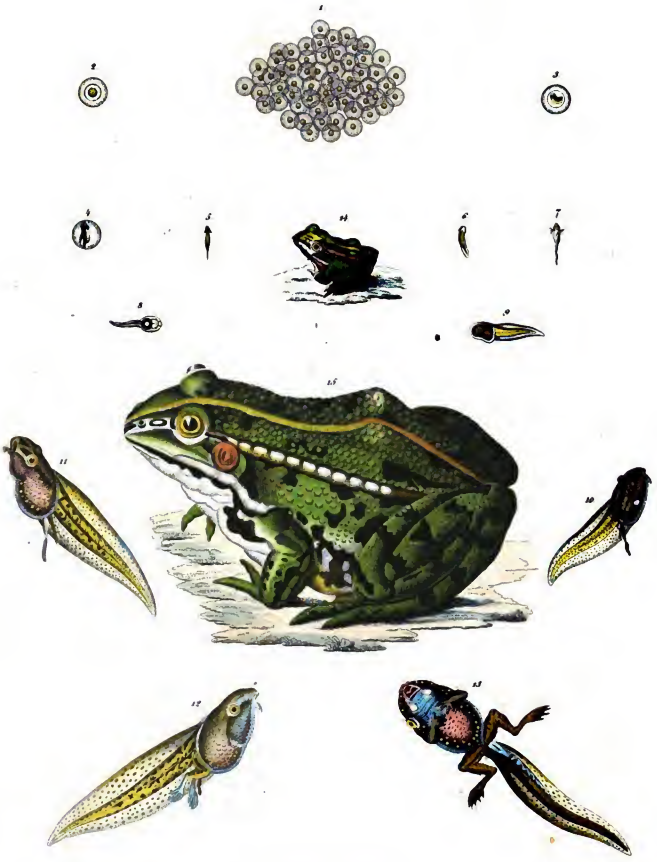
Der grüne Wasserfrosch (Rana esculenta) ist unter den einheimischen froschartigen Reptilien (Amphibien) einer der größten. Er wird 3 Zoll lang, hat eine lebhafte gelbgrüne Farbe mit schwärzlichen Flecken, einen gelben Längsstreif über den Rücken und zwei Seitenwülste von gleicher Farbe. Im Juni sind seine Farben am schönsten. Die lebhaften Augen haben eine goldglänzende Einfassung; die langen Hinterfüße sind durch eine starke Schwimmhaut verbunden. Die Unterseite des Leibes ist gelbgrau mit grauen Flecken, welche beim Weibchen zahlreicher sind als beim Männchen. Das letztere ist kleiner und hat hinter dem weiten Maule eine haselnußgroße, weiße Blase, welche beim Schreien anschwillt. Jedermann hat gewiß schon den Lärm gehört, den an heitern Sommerabenden die Männchen (die Weibchen schreien nicht) an den Sümpfen und Teichen durch ihren Ruf verursachen; er klingt wie ein schnell gesprochenes gäckgäckgäck, welches manchmal mit Quack, Quack abwechselt, man nennt es deßhalb quaken. Sie sitzen dabei im Rohr oder Graje am Ufer, und hüpfen, wenn man sich demselben nähert, mit einem großen Sprunge in's Wasser, wobei sie selbst Wasser von sich spritzen. Sobald sie die Gefahr vorüber glauben, kommen sie wieder hervor, um dem Aufsuchen ihrer Nahrung obzuliegen, welche besonders in Insekten aller Art, Würmern und Schnecken besteht. Auch fressen sie junge Wassermolche, stets aber nur lebendige Thiere; nach todten schnappen sie nur, durch die Bewegung des Wassers gereizt. Es sind nützliche Thiere.

Sie bewohnen ganz Europa bis zum hohen Norden. Ihr Wachsthum schreitet sehr langsam vor, und ist mit dem zehnten Jahre noch nicht völlig beendet; sie werden aber auch 12—15 Jahre alt, wenn ihnen nicht schon vorher das Unglück widerfährt, von großen Fischen verschlungen zu werden, oder den Störchen und Reihern, welche eine große Menge von ihnen verzehren, zur Mahlzeit zu dienen.

Im Juni und Juli legen sie ihre Eier, was 4 bis 6 Wochen dauert; man nennt es, wie bei den Fischen, laichen. Die Zahl der Eier beträgt bei einem einzigen Weibchen an 1000 und darüber. Diese Eier (Fig. 1 und 2) sind in schleimige Klumpen eingeschlossen, mit welchen sie zu Boden fallen; sie sind sehr klein und von Farbe grangelb, aber schon nach einigen Tagen so groß wie Fig. 3 u. 4, in welchen man bereits das Junge sieht, welches gegen das Ende der ersten Woche seine Hülle verläßt und von dem die Eier umhüllenden Schleime seine Nahrung zieht (Fig. 5 u. 6); dieß dauert jedoch nicht lange, und sobald es Kiemen bekommen hat (Fig. 7), schwimmt es frei umher. Am Ende der dritten Woche verlieren sich die Kiemen (Fig. 8), später zeigen sich Augen und Eingeweide (Fig. 9); dieß geschieht mit dem Ablauf der fünften Woche. So schwimmen sie umher und saugen aus den Wasserlinsen ihre Nahrung, bis nach zwei Monaten die Kopfhaut sich theilt und der Kopf in seiner wahren Gestalt erscheint, auch die Füße, zuerst die hintern, sich nach und nach aus der Haut hervorschieben und allmälig mehr entwickeln (Fig. 10, 11, 12 u. 13), was aber eine Zeit von beinahe fünf Monaten erfordert, während welcher auch der Schwanz einschrumpft und der Frosch endlich sein bestimmtes Aussehen (Fig. 14) erhält. — So schnell die Entwickelung aus dem Ei erfolgt, so langsam geht es nachher; im fünften Jahre legt der Wasserfrosch zum ersten Male Eier und hat dann erst die starke Hälfte seiner Größe erreicht.

Im Spätjahr nimmt die Farbe des Wasserfrosches sehr ab, das Grüne und die Flecken werden matt und bräunlich, bei manchen ganz braun. Gegen den Winter zieht sich Jung und Alt in den Schlamm zurück, wo sie, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, ihr Winterquartier halten, und solches vor Ende des April nicht wieder verlassen.

Man fängt die Frösche mit Netzen oder mit Angeln, an welche man einen Wurm befestigt. Manche bedienen sich zum Vergnügen hiezu auch eines Instruments, das wie eine Armbrust aussieht, und von welchem eine Art Bolzen durch eine Feder abgeschnellt und der Frosch daran gespießt wird. Bekanntlich werden im mittleren und südlichen Deutschland die sehr fleischigen



Hinterschenkel dieses Frosches, an Weidenschnüre gefaßt, zu Markte gebracht, und hundert- oder hundertweise verkauft, um als Speise zu dienen. Im Juli und August sind die Froschkeulen am besten. Diejenigen, welche früher, vom Frühjahr bis Juni, verspeist werden, sind kleiner und nicht von diesem, sondern vom braunen Gras- oder Brach-Frosch, dem wir oft in Feldern und Gärten begegnen, wo er an feuchten Orten zwischen Gras und Pflanzen sich aufhält. Die ächten Keulen sind durch ihre mehr bläuliche Farbe von den wahren zu unterscheiden, deren Farbe ein frisches Fleischroth ist.

Man kann hier sehen, wie sehr die Macht der Einbildung auf den Menschen wirkt: Wenn man z. B. Jemanden zumuthete, Krötenschenkel zu essen, so würde er bei den bloßen Worten Ekel empfinden; ohne es zu wissen aber verzehrt er sie mit großem Appetit. Die Froschfänger nämlich nehmen es nicht so genau, um die Zahl ihrer Schnüre voll zu machen, und es befinden sich auch unter den ächten Froschschenkeln nicht blos solche vom Brachfrosch, sondern auch von Kröten, und sogar von der überall so verabscheuten und als giftig verschrieenen gemeinen Kröte (Bufo cinereus), im gemeinen Leben an vielen Orten Pfaunkröte genannt.

Jedenfalls ist es übrigens grausam, die Thiere, der menschlichen Leckermäuler wegen, denen so viele verschiedenartige und auf gewöhnlichem Wege zu erlangende Gerichte zu Gebot stehen, ihrer Glieder zu berauben, ihnen diese mit einer Scheere vom Körper zu schneiden und dann das Thier wieder in Freiheit zu setzen, damit die Beine wieder nachwachsen, um vielleicht zum zweiten Mal einem gleichen Verfahren zu unterliegen. Berge.

Eine Belagerung,

nach Cooper *).

(Taf. 4 b)

Wie bekannt, waren die weiten bewaldeten Länderstrecken von Nordamerika vor Entdeckung dieses Welttheils von eingeborenen, großen und mächtigen Völkern bewohnt, welche unter verschiedenen Stammnamen, wie Lenape, Mengwe, Mohikaner, Mingo's und anderen, das ungeheure Gebiet besetzt hatten, und nur nach und nach durch die Europäer überwältigt und von den Meeresküsten mehr in das Innere des Landes zurückgetrieben werden konnten. Franzosen, wie Engländer, welche im Laufe der Zeit das größte Besitzthum in Nordamerika erobert hatten, ließen es sich gleich angelegen sein, die unglücklichen Indianer zu verfolgen und auszurotten. So war es denn nicht zu verwundern, daß die Eingebornen tiefen und ingrimmigen Haß gegen die europäischen Eindringlinge empfanden, und es nur wenige edle und groß gesinnte Männer unter ihnen gab, welche die Sache nicht mit der Person verwechselten und den Einzelnen nicht entgelten ließen, was der Politik ganzer Völker zugeschrieben werden mußte. Wie vernichtend jedoch oft die Kriege geführt wurden, und mit welcher kaltblütigen Grausamkeit feindliche Wilde die Europäer verfolgten, davon wird Euch nachfolgende Erzählung ein Beispiel geben.

An einem sonnigen Herbsttage durcheilte eine heitere Gesellschaft jene fast undurchdringlichen Wälder, welche noch jetzt einen großen Theil der nördlichen Länderstrecken Amerika's bedecken. Die Reisenden gedachten lange vor Anbruch der Nacht das englische Fort William Henry zu erreichen, wo sie vom General Munro, ihrem Vater, erwartet wurden. Von einem Besuche nach Hause zurückkehrend, hatte Major Heyward seine Schwestern Cora und Alice bestimmt, einen Waldpfad statt des gewöhnlichen Weges zu verfolgen, und die Schönheit und wunderbare Pracht amerikanischer Urwälder kennen zu lernen. Ein Indianer, welchem Heyward Vertrauen schenkte, schritt ihnen voraus und geleitete sie auf Wegen, welche nie das Auge eines Europäers erforscht hatte. Ohne Argwohn erfreuten sich die Geschwister der Herrlichkeit erhabener Naturwunder und achteten nicht auf das Verschwinden der Zeit, bis die Sonne sich schnell dem Untergange näherte und schräge Strahlen durch das dichte Laubgitter der mächtigen Bäume warf. Längst hätten die Reisenden schon Fort William Henry erreichen müssen, und da der stumm vorausschreitende Indianer auf Heyward's Fragen gar nicht oder sehr unbestimmt antwortete, und sogar drohte, ihn und seine Schwestern in der Wildniß zu verlassen, wenn man ihn nicht in Ruhe ließe, so konnte sich der Major einer aufsteigenden Besorgniß nicht erwehren. Er ließ fortan seine Augen durch die Zweige schweifen und blickte aufmerksam rings umher. Plötzlich sein Haupt nach einem dichten Gebüsch hinwendend, heftete er das Auge argwöhnisch auf den Führer, der mit unverändertem Ernst seine Schritte fortsetzte. Der junge Mann lächelte jedoch gleich darauf verächtlich vor sich hin, als er einsah, er habe sich getäuscht, und eine hell schimmernde Waldbeere für den glänzenden Augapfel eines kecken Wilden gehalten. Er ritt weiter und setzte sein Gespräch mit den Geschwistern fort, das durch diesen vorübergehenden Gedanken unterbrochen war.

Major Heyward hatte sich aber getäuscht, als sein jugendlicher Stolz es über ihn vermogte, einen einzigen Augenblick seine thätige Wachsamkeit zu unterdrücken. Die Gesellschaft war kaum einige Schritte an dem Gebüsche vorbei, als die Zweige, welche das Dickicht bildeten, behufsam niedergebogen wurden, und ein menschliches Antlitz, so keck und trotzig, als Wildheit und ungezähmte Leidenschaften es machen konnten, den sich entfernenden Reisenden nachsah. Ein Strahl des Frohlockens erleuchtete die dunkelfarbigen Züge des Waldbewohners, als er der Spur seiner beabsichtigten Schlachtopfer nachblickte, welche, obwohl nicht ohne fortdauernden Argwohn, der Führung ihres Indianers noch immer folgten. Die

*) Wir werden unsern Lesern nach und nach eine Anzahl Naturschilderungen mittheilen, die aus den Werken des Amerikaners Cooper genommen sind, und sich durch Frische und Leben in der Auffassung, besonders aber durch Wahrheit, vor allen andern Schilderungen der amerikanischen Wildnisse und ihrer Bewohner auszeichnen. Bei den späteren Erzählungen werden wir, mit Erlaubniß des Verlegers, die beste, bei C. Liesching in Stuttgart erschienene Uebersetzung der Cooper'schen Werke benutzen.

anmuthigen Gestalten der Schwestern entschwanden unter den Bäumen auf den Krümmungen des Pfades, und hinter ihnen ritt scharf umherblickend die kräftige Figur Heywards.

Schon dunkelte der Abend mehr und mehr herein, und die dichten Kronen der Bäume vermehrten noch die düsteren Schatten der anbrechenden Nacht. Cora und Alice ergitterten vor Angst, und selbst ihr Bruder begrüßte, trotz seiner Tapferkeit, voll Freude drei Männer, welche so eben aus einem Gebüsche ihnen in den Weg traten. Er hielt sein Roß an, und ein kurzer Wortwechsel reichte hin, ihn zu überzeugen, daß ihr Führer sie muthwillig oder mit böser Absicht in das Dickicht des unermeßlichen Waldes geführt hatte. Von Fort William Henry waren sie noch weit entfernt. Entrüstet sprang Heyward vom Pferde, um sich des verrätherischen Führers zu bemächtigen. Dieser war jedoch nicht mehr zu sehen, sondern hatte die zunehmende Finsterniß benutzt, bei Ankunft der drei Fremden durch die dichte Waldung davon zu schleichen.

„Was ist nun zu thun?“ sagte Heyward, seine Hilflosigkeit in einer so drückenden Lage tief fühlend. „Verlaßt mich nicht, Leute, ich bitte Euch. Bleibt, helft mir, meine Schwestern zu vertheidigen, und sagt frei, was ihr als Belohnung dafür verlangt. General Munro wird die Retter seiner Kinder mit Dankbarkeit überhäufen.

Die Fremden unterredeten sich nach diesen Worten Heyward's in einer Sprache, die dieser nicht verstand, und wir haben Zeit, uns indessen ihr Aeußeres näher zu betrachten. Während zwei von ihnen sich durch die rothbraune Haut und den wilden Putz als Eingeborne der Wälder kenntlich machten, verrieth unter der Hülle seiner rohen und fast wilden Kleidung der Dritte eine lichtere, wiewohl von der Sonne verbrannte Gesichtsfarbe, die auf europäische Abstammung schließen ließ. Seine Gestalt schien die eines Menschen, der Mühseligkeiten und Anstrengungen von frühester Jugend an ertragen hatte. Sein Körper war muskulös, und jede Nerve, jede Muskel schien gespannt und abgehärtet durch unablässige Arbeit und Kampf mit Gefahren. Er trug ein grünes Jagdkleid und im Gürtel ein breites Messer. Eine Jagdtasche, ein Pulverhorn und eine sehr lange Büchse hing über seinen Schultern. Das Antlitz des Jägers, der von seinen Freunden Falkenauge genannt wurde, wies den Ausdruck der offensten Redlichkeit. Sein älterer Begleiter war fast unbekleidet. Sein kahl geschorner Kopf, auf welchem, außer dem bei den Indianern gewöhnlichen Büschel mitten auf der Hirnschale, kein Haar verschont worden war, zeigte keinen Schmuck irgend einer Art, eine einzige Adlerfeder ausgenommen, welche vom Wirbel über die linke Schulter herabhing. Eine Streitaxt und ein Scalpirmesser von englischer Arbeit steckten in seinem Gürtel, während er ein kurzes Feuergewehr nachlässig in der Hand hielt. Die gewölbte Brust und die ernste Haltung dieses Kriegers deuteten an, daß er seine höchste Lebenskraft erreicht hatte. Er wurde Chingachgook genannt. Der Jüngste der Drei, Unkas, Sohn Chingachgooks, zeigte eine schlanke kräftige Gestalt. Sein Körper war mehr als gewöhnlich bei Indianern verdeckt durch ein grünes Jagdkleid, dem Falkenauge's ähnlich, indeß sah man doch sein schwarzes glänzendes und unerschrockenes Auge, das zugleich furchtbar und ruhig war, den kühnen Umriß seiner edeln und stolzen Züge, und die erhabene gewölbte Stirn. Seine Bewaffnung war der seines Vaters gleich. Beide Indianer hatten ihre Körper mit schwarzer und weißer Farbe bemalt, was ihr Aussehen furchtbar und kriegerisch machte. Heyward und seine Schwestern beobachteten die Fremden, und Alle fühlten sich von drückendem Argwohn befreit, als sie den stolzen und festen, wiewohl wilden Ausdruck in den Zügen ihrer jetzigen Genossen bemerkten. Sie fühlten, daß sie ihnen unbedingtes Vertrauen in ihrer hilflosen und verlassenen Lage schenken konnten.

Jetzt wendete sich Falkenauge zu Heyward und sprach mit fester und tiefer Stimme: „Euer Führer war ein Betrüger und ein Verräther, überdieß von einem den Engländern feindlichen Stamm, und es ist nicht zu zweifeln, daß er Euch in der Absicht in dieses Dickicht verlockt hat, Euch mit Hilfe seiner Stammgenossen, der falschen Mingo-Indianer, allesammt zu ermorden. Ich und meine Freunde, die Mohikaner, mit denen ich seit vielen Jahren diese Waldungen durchstreife, sind entschlossen, Euch zu retten, und zwar ohne Hoffnung auf irgend einen andern Lohn, als den, welchen Gott immer rechtschaffenen Handlungen verleiht. Zuvor aber müßt ihr mir zwei Dinge versprechen, sonst könnten wir, ohne euch zu dienen, uns selbst nur schaden.“

„Nennt diese Punkte,“ erwiederte Heyward.

„Der eine ist, euch so still zu verhalten, wie diese schweigenden Wälder, möge sich ereignen, was da wolle. Der zweite, den Ort, wohin wir euch führen wollen, auf ewig für jeden Sterblichen geheim zu halten.“

„Ich will mein möglichstes thun, diese beiden Bedingungen zu erfüllen.“

„So folgt mir, denn die Minuten, die wir verlieren, sind kostbarer, als einem verwundeten Hirsche sein Herzblut.“

Schweigend und ohne weiteren Verzug begaben sich nun alle durch die Waldung an das Ufer eines Flusses, in dessen Mitte eine hohe, aber sehr kleine, von vielen Höhlungen durchbrochene und von Wasserfällen umrauschte Felseninsel gelegen war. Hier stiegen die Geschwister von den Pferden. Die Indianer ergriffen diese am Zügel, leiteten sie durch den Fluß an das jenseitige Ufer und verbargen sie in einer Felshöhle, wo sie, im Wasser stehend, die Nacht zubringen sollten. Der Jäger brachte indessen einen Nachen herbei, und fuhr mit starker und geübter Hand seine Schützlinge durch die Fluthen auf die Felseninsel.

„Wo sind wir, und was ist jetzt zu thun?“ fragte Heyward, welcher bemerkte, daß der Jäger zu rudern aufgehört hatte.

„Ihr befindet Euch am Fuße des Glenn,“ erwiederte der Jäger, indem er in der Nähe des Wasser-

falls, wegen der Folgen unbesorgt, sehr laut sprach. Begebt Euch alle auf den Felsen dort, während ich mit den Mohikanern Proviant heraufbringe.“

Seine Gefährten befolgten willig diese Anweisung. Als der letzte Fuß den Felsen berührte, verließ der Kahn wirbelnd seine bisherige Stelle, und man sah die schlanke Gestalt des Jägers über die Fluthen dahin gleiten, bis sie in dem undurchdringlichen Dunkel verschwand, welches auf dem Flußbette ruhte. Bald kehrte jedoch der Kahn wieder durch die tobenden Wasser zurück, und der Jäger sprang mit den Indianern, welche mit Mundvorrath beladen waren, heraus, befestigte den Kahn und schritt sodann, seine Gefährten voraus, in eine weite Höhle, mit einigen Nebenkammern, wo ein loderndes Feuer angezündet und zu Abend gegessen wurde. Ein behagliches Gefühl der Sicherheit durchdrang hier die Geschwister, und plaudernd saßen sie mehrere Stunden mit den Indianern zusammen, ohne sich irgend der Furcht, von den feindlichen Indianern entdeckt zu werden, hinzugeben. Da erfüllte plötzlich ein Schrei von außen her die Luft, welcher weder menschlich noch irdisch zu sein schien, und nicht nur bis in die tiefsten Winkel der Höhle, sondern auch in das innerste Herz aller Hörer drang. Gleich darauf trat eine so tiefe Stille ein, als wäre das wild tobende und brausende Wasser selbst durch eine so furchtbare und ungewöhnliche Störung in seinem Laufe gehemmt worden.

„Was war das?“ flüsterte Alice, nachdem sie eine Minute ängstlich geschwiegen hatte.

„Was war das?“ wiederholte Heyward laut.

Weder Falkenauge noch die Indianer gaben irgend eine Antwort. Sie horchten auf eine Weise, welche ihr eigenes Erstaunen ausdrückte, als erwarteten sie, daß der Ton sich wiederholen werde. Wirklich erklang gleich darauf abermals der starke und furchtbare Schall, und eine lange athemlose Stille trat ein, während welcher einer den andern anblickte, in der ängstlichen Erwartung, den schauerlichen Ton nochmals zu vernehmen. Endlich stand Unkas auf und verließ die Höhle. Als er fort war, sagte der Jäger:

„Was dieß ist oder nicht ist, darüber kann Niemand von uns Auskunft geben, obwohl zwei von uns diese Wälder schon länger als dreißig Jahre durchstrichen haben. Ich glaubte, es gäbe kein Geschrei, weder von einem Indianer, noch von einem Thier, das meine Ohren nicht schon gehört hätten, aber dieser Ton hat mir bewiesen, daß ich nur ein thörichter und eingebildeter Sterblicher war.“

„War es vielleicht das Geschrei der Krieger, durch welches sie ihren Feinden Furcht einjagen wollen?“ fragte Cora.

„Nein, nein, dieß war schlimmer und schrecklicher! Es war eine Art von übermenschlichem Tone, und wenn Ihr nur einmal das Kriegsgeschrei hören solltet, so würdet Ihr es gewiß nie mit irgend etwas Anderem verwechseln. Nun Unkas! sagte er zu dem jungen Häuptling, der wieder in die Höhle trat, was siehst du?“

„Es ist draußen nichts zu sehen,“ erwiederte Unkas kurz und bestimmt.

„Wohl,“ sprach der Jäger zu den Frauen, „so geht Ihr in eine der Nebenhöhlen und versucht zu schlafen, denn vor Sonnenaufgang müssen wir wieder auf den Füßen sein und den größten Theil des Weges nach Fort William Henry zurückgelegt haben, während die verrätherischen Mingos noch ihren Morgenschlaf halten.“

Cora ging mit gutem Beispiele voran, und bewies eine Fassung, welche die furchtsamere Alice überzeugte, wie nothwendig es sei, zu gehorchen. Die Mädchen verschwanden und Falkenauge fuhr fort:

„Während die zarten Damen in der Höhle bleiben, wollen wir, ich und die Mohikaner, auf dem Felsen Wache stehn. Hoffentlich werdet auch Ihr uns Gesellschaft leisten, Major?“

„Allerdings,“ sprach Heyward entschlossen, „wenn die Gefahr auch noch so dringend wäre.“

„Dringend ist sie gewiß,“ erwiederte der Jäger feierlich. „Ich habe seit dreißig Jahren auf alle Töne in diesen Wäldern gehört, habe darauf gehört, wie Jemand, dessen Leben und Tod oft nur von der Schärfe seines Gehörs abhängt. Da ist kein Winseln des Panthers, kein Pfeifen der Spottdrossel, noch irgend eine Erfindung der teuflischen Mingo-Indianer, die mich noch täuschen könnte. Ich habe die Wälder wehklagen hören, wie Sterbliche bei großer Trübsal, habe der Musik des Windes gehorcht, wenn er durch die verschlungenen Zweige der Bäume säuselte. Ich habe den Blitz gehört, wie er, dem Krachen eines brennenden Holzstoßes gleich, durch die Luft zischte, Funken und zackige Flammen speiend, — nie aber glaubt' ich mehr zu hören, als den hohen Willen dessen, der mit den Werken seiner Hand spielt. Nun sind aber weder die Mohikaner noch ich, im Stande, den eben vernommenen Schrei zu erklären. Wir halten ihn daher für ein zu unserem Besten gegebenes Zeichen.“

„Es ist seltsam,“ rief Heyward, seine Pistolen ergreifend. Mag es indeß ein Zeichen des Friedens oder des Krieges sein, man muß es nicht aus der Acht lassen. Zeigt mir den Weg, Freunde, ich folge Euch.“

Aus der Höhle heraustretend, fühlten Alle den wohlthätigen Einfluß auf ihren Geist, als sie die dumpfe Luft ihres Schlupfwinkels mit dem frischen Wehen vertauschten, was um die Wirbel und Höhen des Wasserfalls säuselte. Der Nachtwind strich über die Oberfläche des Stromes, und schien die herabstürzenden Gewässer in ihre Höhlen zurückzutreiben, aus denen ein ununterbrochenes Geräusch empor scholl, gleich einem fernen der Berge rollenden Donner. Der Mond war aufgegangen, und sein Licht schimmerte hie und da auf der Höhe des Wasserfalls; der untere Theil des Felsens aber, auf welchem sie standen, lag noch in tiefen Schatten.

„Hier sieht man nichts, als die sanfte Stille eines freundlichen Abends,“ sagte Heyward zu seinen Gefährten, deren Augen rastlos umherschweiften, um irgend ein Zeichen des Lebens zu entdecken, wodurch sich die

Ursache des vernommenen schauerlichen Tones erklären ließe. „Wie sehr würde eine solche Scene mit ihrer ruhigen Einsamkeit zu bewundern sein, wenn — „Horch!“ unterbrach ihn Unkas.

Diese Mahnung war unnöthig. Abermals ertönte jener Schrei, wie aus dem Flußbette kommend.

„Jetzt kenne ich die Ursache aller unserer Schrecken,“ sagte Heyward, als der furchtbare Ton im Walde verhallt war. „Es ist das entsetzliche Angstgeschrei, das ein Pferd im Todeskampfe ausstößt. Gewöhnlich preßt Schmerz, mitunter auch nur Furcht diesen Ton aus. Mein Roß ist entweder schon in den Klauen der Raubthiere des Waldes, oder es sieht die Gefahr herannahen, ohne ihr ausweichen zu können. Drinnen in der Höhle konnte ich mich täuschen, hier im Freien aber irre ich mich nicht.“

Der Jäger und seine Gefährten hörten dieser einfachen Erklärung mit der Aufmerksamkeit von Menschen zu, die eine neue Wahrheit auffassen, und die Indianer stießen einen Ausruf aus, der ungefähr wie „Hugh“ lautete, Falkenauge aber sprach:

„Ich kann Eurer Ansicht nicht widersprechen, weil ich mich wenig auf Pferde verstehe. Die Wölfe streichen vermuthlich über ihren Köpfen am Ufer umher, und die armen Thiere rufen nach menschlicher Hülfe. Unkas, fahr in dem Nachen hinüber, und schlendre einen Feuerbrand unter die Bestien, der sie verscheuchen wird.“

Der junge Eingeborne war bereits in das Flußbett hinabgestiegen, um jenes Gebot zu erfüllen, als sich ein langes Geheul am Ufer des Stromes hören ließ, schnell nach der Tiefe des Waldes sich entfernend, als ob ein plötzlicher Schrecken die Raubthiere vermocht hätte, ihre Beute freiwillig im Stiche zu lassen. Unkas kehrte hastig zurück, und die drei Waldmänner hielten leise und ernst eine gemeinschaftliche Berathung.

„Es ist kein Zweifel,“ sagte Falkenauge endlich zu Heyward, „die Mingo's sind uns auf der Spur, und mit Tagesanbruch haben wir ihren Angriff zu erwarten. Das Geschrei des Pferdes hat sie herbeigezogen. Sprecht nur flüsternd mit einander, und verhaltet Euch ruhig. Vielleicht schlagen wir morgen so lange die Angriffe der Blutdürstigen zurück, bis General Munro uns Hülfe schickt.“

Der Ton des Jägers war ernst und ausdrucksvoll, ohne indeß ein Zeichen unmännlicher Furcht zu verrathen, obwohl er die wirkliche Gefahr ihrer jetzigen Lage sehr gut einsah. Er war bereit, einer jeden mit der ganzen Kraft seines kühnen Geistes Trotz zu bieten. Auch die Eingebornen, Chingachgook und Unkas, beseelte dieses Gefühl. — Jeder suchte sich jetzt einen Platz, von welchem er beide Ufer übersehen konnte, ohne jedoch selbst gesehen zu werden. Ihre Aufmerksamkeit ermüdete und schlummerte keinen Augenblick. Unbeweglich daliegend, wie der Fels, schweiften ihre Augen unablässig längs dem dunkeln Saume von Bäumen umher, welche die benachbarten Ufer des schmalen Flusses begrenzten. Nicht ein Laut entschlüpfte ihnen, und wer sie auf's Schärfste beobachtet hätte, würde sie kaum haben athmen hören. Offenbar gründete sich diese außerordentliche Vorsicht auf eine Erfahrung, welche durch keine Schlauheit der Feinde mehr getäuscht werden konnte; sie beobachteten diese Vorsicht so lange, bis der Mond untergegangen war, und ein blasser Streif im Osten den Anbruch des Tages verkündete.

Jetzt zum ersten Mal sah man Falkenauge sich bewegen, und den Felsen entlang zu Heyward kriechen, dem er leise zuflüsterte:

„Einen Versuch zur Flucht wollen wir wagen, trotz der unzweifelhaften Nähe der Mingo's. Geht hin, und weckt die Damen. Vielleicht schlafen die Wilden und lassen uns entrinnen. Ich will hingehen, und nach dem Kahne schauen.“

Der Major erhob sich, während Falkenauge vorsichtig davon schlich. Aber plötzlich entstand ein Geschrei und Getöse, das den Strom von Heyward's jugendlichem Blute aus den pochenden Adern zum Herzen zurückdrängte. Es schien eine Minute lang, als wäre die Luft rings umher mit höllischen Dämonen erfüllt, die ihrer wilden Laune in diesen furchtbaren Tönen freien Lauf ließen. Das Geschrei kam nicht aus einer Richtung, sondern vielmehr aus allen Gegenden des Waldes, und, wie Heyward sich einbildete, sogar aus den Höhlen des Wasserfalls, dem Felsen, dem Flußbette und selbst oben aus der Luft. Schnell warf er sich wieder platt auf den Felsen nieder, denn nur so konnte er der Ladung von einem Dutzend Flinten, die am entgegengesetzten Ufer auf ihn abgedrückt wurden, entgehen. Die Wilden erhoben einen Triumphruf, als sie Heyward fallen sahen, denn sie glaubten, ihn verwundet oder getödtet zu haben, die Mohikaner aber erwiderten keck und höhnend dieses furchterregende Geschrei, und die Blitze aus ihren Büchsen folgten jetzt herüber und hinüber schnell und ununterbrochen.

Heyward lauschte mit ängstlicher Erwartung, ob sich nicht Ruderschläge hören ließen, weil er noch immer nur in einer schlennigen Flucht ihre einzige Rettung erblickte. Der Fluß strömte glänzend mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit vorüber, aber der Kahn war auf seinen, jetzt im hellen Morgenlicht glänzenden, Wellen nicht zu entdecken. Er bildete sich schon ein, Falkenauge habe sie in ihrer Noth verlassen, als aus dem Felsen unter ihm ein Feuerstrom hervorbrach, und ein gellender Schrei mit Angstgestöhn vermischt ihm verkündete, daß der Todesbote, von des Jägers mörderischer Waffe hinübergesandt, ein Schlachtopfer erreicht habe. Nach diesem geringen Verluste erfolgte ein schnelles Zurückziehen der Angreifenden, und allmählig ward der Ort wieder so still, wie er es vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten gewesen war. Heyward eilte jetzt zu seinen erschrockenen Schwestern in die Höhle, wo sich einen Augenblick später auch alle Uebrigen versammelten.

„Was meint Ihr,“ fragte Heyward den Jäger, „werden die Wilden den Angriff erneuern?“

„Glaubt Ihr,“ erwiederte Falkenauge, „daß ein hungriger Wolf sich mit einem Bissen begnügen wird?

Sie haben einen Mann verloren, und es ist bei ihnen Sitte, nach einem Verluste sich zurückzuziehen. Bald aber werden sie wieder erscheinen, und neue Mittel suchen, uns zu täuschen und in ihre Gewalt zu bekommen. Unsere größte Hoffnung," fuhr er fort, sein rauhes Gesicht erhebend, über welches so eben ein Schatten von Besorgniß, wie ein dunkles Gewölk, zog, „kann nur darin bestehen, daß wir den Felsen so lange halten, bis Munro, Euer Vater, uns eine Verstärkung an Truppen sendet, denn an Flucht ist jetzt nicht mehr zu denken."

„Wohlan," sprach Heyward, „so müssen wir das Beste hoffen. Mein Vater wird nicht verfehlen, seine Mannschaft zu unserer Hülfe auszusenden, und sie kann jeden Augenblick, von den Schüssen geleitet, bei uns eintreffen. Seid deßhalb ohne Furcht, geliebte Schwestern, und vertrauet unserer Tapferkeit."

Ohne eine Antwort abzuwarten, begab er sich mit seinen Freunden in eine sichere Schlucht vor die Höhle, und berathschlagte mit ihnen, wo jeder seinen Posten nehmen sollte. Bald war man darüber einig, und die Indianer verfügten sich schweigend zu den Felsenklüften, von wo aus sie alle Wege zu dem Fuß der Wasserfälle übersehen konnten. Mitten auf der Insel hatte eine kleine Anzahl kurzer verkrüppelter Fichten Wurzel geschlagen, dort ein Dickicht bildend, in welches sich Falkenauge, von dem thätigen Heyward begleitet, mit der Schnelligkeit eines Hirsches stürzte. Hier versteckten sie sich, so gut es die Umstände erlaubten, hinter den Gesträuchen und Felsstücken, welche auf dem Platze zerstreut umherlagen. Unter sorgfältiger Beobachtung verstrich eine geraume Zeit, ohne daß irgend etwas auf die Wiederholung des Angriffs deutete, und Heyward überließ sich schon der Hoffnung, daß ihr Feuer eine unheilbringendere Wirkung gehabt hätte, als sie glaubten, und daß die Feinde gänzlich zurückgetrieben worden wären. Als er indeß diese Meinung gegen seinen Gefährten äußerte, antwortete Falkenauge mit einem ungläubigen Kopfschütteln:

„Ihr kennt nicht die Natur eines Mingo, wenn Ihr glaubt, daß er sich so leicht zurückweisen lasse, ohne einen Schädel zu erbeuten! Unsere geringe Zahl und unsere Lage ist ihnen zu gut bekannt, als daß sie ihre Jagd so leicht aufgeben sollten. — Still! Seht einmal dort oben nach dem Wasser hin, grade wo es über die Felsen in den Abgrund stürzt. Ich will kein Mensch sein, wenn die teuflischen Wagehälse nicht bis zur Höhe des Falles heruntergeschwommen sind, und wenn es unser Unstern will, so haben sie schon die Insel erreicht. Doch still, verhaltet Euch ruhig, Herr, oder die Haare werden Euch vom Hirnschädel weggeputzt sein, ehe man eine Hand umwendet!"

Heyward steckte den Kopf aus seinem Schlupfwinkel hervor, und was er sah, konnte allerdings für ein Wunder von Keckheit und Gewandheit gelten. Der Fluß hatte die Ecken des mürben Felsens so weit abgespült, daß der erste Absatz desselben nicht so steil und senkrecht war, als dieß bei Wasserfällen gewöhnlich ist. Ohne einen andern Führer, als den Lauf des Wassers, der nach der Spitze der Insel zuströmte, hatte ein Theil der blutgierigen Feinde sich in den Strom gewagt, und schwamm bis zu dieser Stelle hinunter, von wo aus er, vom Glück begünstigt, seine ausersehenen Schlachtopfer leicht erreichen konnte. Als Falkenauge eben aufgehört hatte zu sprechen, zeigten sich vier menschliche Häupter hinter einigen Treibholzstämmen, die an dem kahlen Felsen hängen geblieben waren. Bald darauf erblickten sie noch einen fünften Kopf über dem äußersten grünen Rande des Wasserfalls, der nicht weit entfernt von der Grenze der Insel schwamm. Der Wilde kämpfte mächtig, um an den sichern Ort zu gelangen, und begünstigt durch die Wellen, streckte er schon einen Arm aus nach den ihm entgegengereichten Händen seiner Gefährten, als ihn der wirbelnde Strom wieder fortriß und in die Höhe schleuderte. Mit ausgestreckten Armen und starrem, unbeweglichem Auge emporblickend, ward er durch einen plötzlichen Sturz in den tiefen, gähnenden Abgrund versenkt. Ein einziger wilder Schrei der Verzweiflung übertönte das dumpfe Rauschen des Wasserfalls, und gleich darauf war Alles wieder still, wie im Grabe.

Jetzt steckte Falkenauge den Finger in den Mund, und sein langes, gellendes Pfeiffen wurde von den unteren Felsen, wo die Mohikaner Wache standen, beantwortet. Heyward bemerkte, als dieser Ton durch die Luft scholl, daß einige Köpfe über das zerstreut umherliegende Treibholz hervorblickten; sie verschwanden indeß eben so schnell wieder, als sie sich gezeigt hatten. Seine Aufmerksamkeit ward jetzt durch einen leisen, rasselnden Ton hinter sich gefesselt, und als er den Kopf umwandte, sah er, daß Unkas sich kriechend näherte, und nur noch einige Schritte von ihm entfernt war. Falkenauge sprach einige Worte mit dem jungen Häuptling, der sich mit außerordentlicher Vorsicht und unerschütterlicher Kaltblütigkeit auf seinen Posten stellte. In diesem Augenblicke wurden die Wälder von einem abermaligen Geschrei erfüllt, und bei diesem Signal rannten vier Wilde aus ihrem Schlupfwinkel hinter dem Treibholze hervor. Die Feinde sprangen mit wildem Geschrei in hohen Sätzen über die schwarzen Felsstücke, welche beide Partheien von einander trennten, und waren nur noch eine geringe Strecke entfernt, als Falkenauge's Büchse sich langsam aus dem Gebüsch erhob, und ihre tödtliche Ladung entsendete. Der vorderste Indianer that einen Sprung wie ein getroffener Hirsch, und stürzte mit dem Kopfe voran in die Felsenklüfte der Insel.

„Jetzt, Unkas," rief der Jäger, sein langes Messer ziehend, während seine rollenden Augen funkelten, „jetzt nimm den heulenden Satan da hinten aufs Korn, die beiden andern sind uns dann gewiß!"

Unkas befolgte diesen Befehl, und es blieben nur noch zwei Feinde zu überwinden. Heyward hatte eine seiner Pistolen Falkenauge gegeben, und so stürzten sie nun gemeinschaftlich einen kleinen Abhang hinunter ihren Feinden entgegen. Sie schossen zu gleicher Zeit ihre Gewehre los, aber Beide fehlten.

„Das komm' ich denken!“ murmelte der Jäger, die kleine Waffe verächtlich von sich schleudernd, „aber kommt nur, ihr blutigen Höllenhunde, hier trefft ihr einen Mann, der euch gewachsen ist!“

Diese Worte waren kaum seinen Lippen entflohen, als ihn ein Wilder von riesenmäßiger Gestalt mit der grimmigsten Miene anfiel. In demselben Augenblicke befand sich auch Heyward bereits mit dem Andern im Handgemenge. Mit der größten Gewandheit war Falkenauge und sein Gegner bemüht, den gegenseitig emporgehobenen Arm, in welchem das Todesmesser blinkte, zu unklammern und abzuwehren. Fast eine Minute lang standen sie, einander starr in's Auge blickend, und die äußerste Kraft ihrer Muskeln aufbietend, um den Sieg davonzutragen. Er ward endlich den starken Sehnen des Weißen zu Theil, da die Glieder des Eingebornen weniger abgehärtet waren. Der Arm des Letzteren wich allmälig der Kraft des Jägers, die sich zu verdoppeln schien, und plötzlich seine bewaffnete Hand der Umklammerung seines Feindes entreißend, stieß er ihm den scharfen Stahl durch die nackte Brust in's Herz.

Unterdessen war Heyward in einen noch gefahrvollern Kampf verwickelt. Sein schwacher Degen war gleich beim ersten Angriffe zerbrochen. Jedes andern Vertheidigungsmittels beraubt, blieb ihm nur die Hoffnung, durch körperliche Stärke und Entschlossenheit den Sieg davonzutragen. Mangelte ihm indeß auch keine dieser Eigenschaften, so galt es doch hier den Kampf mit einem Feinde, der ihm wenigstens nicht nachstand. Glücklicherweise gelang es bald, seinen Gegner zu entwaffnen, dessen Messer auf den Felsen zu ihren Füßen hinfiel. Von diesem Augenblicke an entstand ein furchtbares Ringen, und jeder bemühte sich, den Andern von der schwindelnden Höhe in den nahen Abgrund des Wasserfalls zu stürzen. Mit jeder neuen Anstrengung kamen sie dem Rande immer näher, wo, wie Heyward wohl einsah, die letzte und äußerste Kraft aufgeboten werden mußte. Jeder der Kämpfenden strengte die ihm noch übrig gebliebenen Kräfte an, und schon taumelten Beide dicht am Rande des Abgrundes. Heyward fühlte an seiner Kehle den Griff des Wilden, und las in dem grimmigen Lächeln desselben die rachsüchtige Hoffnung, seinem Feinde ein schreckliches Geschick zu bereiten. Er fühlte, wie seine Glieder allmälig der unwiderstehlichen Macht wichen, und alle Schrecken des Todeskampfs gingen in diesem Augenblicke an ihm vorüber. In diesem Moment der äußersten Gefahr zeigte sich dicht vor ihm eine dunkle Hand und ein blinkendes Messer. Der Indianer ließ seine Faust sinken, sein Blut strömte aus den zerschnittenen Sehnen seines Handgelenks, und während Heyward durch Unkas rettenden Arm von dem Abgrunde fortgezogen ward, während sich sein Auge noch starr auf die grimmigen, verzweiflungsvollen Züge seines Feindes richtete, stürzte dieser plötzlich vernichtet und rettungslos in den tiefen Abgrund.

„Verbergt Euch!“ rief Falkenauge, der eben seinen Gegner erlegt hatte, „verbergt Euch, wenn Euch Euer Leben lieb ist! Unser Werk ist erst halb vollbracht!“

Der junge Mohikaner stieß ein lautes Triumphgeschrei aus, und in Begleitung Heyward's den Abhang, von dem sie zum Kampf heruntergekommen waren, wieder hinaufeilend, verbarg er sich mit ihm unter dem freundlichen Schutz der Felsen und Gebüsche. Der warnende Zuruf des Kundschafters war nicht ohne Ursache erschollen, denn kaum war der Kampf entschieden, als sich ein Geheul erhob so furchtbar und wild, wie es nur die heftigste Wuth und Rache hervorzubringen vermag. Bald darauf folgten zahllose Blitze aus den Läufen der Büchsen, welche ganze Ladungen dieerner Todesboten über den Felsen sandten. Das Feuer ward durch feste und sicher gerichtete Schüsse von Seiten Chingachgooks erwiedert, der sich mit unerschütterlicher Entschlossenheit während des ganzen Gefechts auf seinem Posten behauptet hatte. Als das Triumphgeschrei des Unkas ihm zu Ohren drang, hatte der erfreute Vater es nur mit einem einzigen Ruf beantwortet, dann aber nur durch sein thätiges Feuern bewiesen, daß er seinen Posten noch mit unermüdetem Eifer vertheidige. Auf diese Weise war mit der Schnelle eines Augenblicks eine geraume Zeit verstrichen, während welcher die Büchsen sich bisweilen in krachenden Salven, bisweilen nur in einzelnen Schüssen hören ließen. Wiewohl der Felsen, die Bäume und Gesträuche an hundert Stellen zerschossen und durchbohrt waren, so waren die Vertheidiger doch durch ihre Schlupfwinkel so gut gedeckt, und gingen so vorsichtig zu Werke, daß bis jetzt noch Keiner von ihnen eine Wunde erhalten hatte.

„Mögen sie ihr Pulver verbrennen!“ sagte der Jäger bedächtig, als an dem Orte, wo er verborgen lag, Kugel an Kugel vorbeipfiff. „Ich denke, die Satansgesellen sollen ihren Spaß satt kriegen, ehe die alten Steine hier um Pardon bitten.“

„Diese Kugel war besser gezielt, als die übrigen!“ rief Heyward, indem er unwillkührlich bei einem Schuß emporfuhr, der dicht an seiner Seite von dem Felsen mit Heftigkeit abprallte.

Falkenauge hob das formlose Metall auf, und schüttelte bedenklich den Kopf, als er es untersucht hatte. „Fallendes Blei drückt sich nie platt,“ sagte er, „es müßte denn etwa aus den Wolken fallen.“ Indeß hob sich Unkas Büchse vorsichtig nach dem Himmel empor, und während die Augen seiner Gefährten ihre Richtung verfolgten, klärte sich ihnen das Geheimniß auf. Eine hohe Eiche stand ihnen beinahe grade gegenüber an dem rechten Ufer des Stroms. Sie hatte sich mit ihren Aesten so weit herübergebeugt, daß die oberen Zweige grade über dem Arm des Flusses hingen, der dicht an ihren Wurzeln vorbeiströmte. Auf dem Gipfel dieser Eiche, in dem Laube, welches ihre abgestumpften, knotigen Aeste nur spärlich verhüllte, hatte sich ein dunkelfarbiger Wilder eingenistet, den der Stamm des Baumes so gut verbarg, daß selbst dann von ihm nur wenig zu sehen war, wenn er herunterblickte, um auszuschauen, welche Wirkung seine verrätherischen Schüsse hervorgebracht hätten.

„Diese Teufel erklettern am Ende noch den Himmel, um unsern Untergang herbeizuführen!“ sagte Falkenauge. „Behalt ihn im Auge, Junge, bis ich wieder schußfertig bin, dann wollen wir einen Versuch machen, ihm von beiden Seiten des Baumes eine Kugel beizubringen.“

Unkas wartete mit seinem Schusse das Signal des Jägers ab. Die Büchsen blitzten, die Blätter und die Rinde der Eiche flogen in die Luft, und wurden vom Winde zerstreut. Allein der Indianer erwiederte ihren Angriff durch ein höhnisches Gelächter, während er ihnen abermals eine Kugel herabsandte, welche Falkenaugen die Mütze vom Kopfe riß. Das Geheul der Wilden wurde wiederum gehört, und ein Kugelregen sauste über die Köpfe der Belagerten hin, um sie an dem Orte zusammenzuhalten, wo sie leicht die Schlachtopfer des Kriegers werden konnten, der den Baum erklettert hatte.

„Das muß anders werden!“ sagte der Kundschafter. „Unkas, rufe deinem Vater hierher, wir bedürfen all' unserer Gewehre, um den listigen Schurken von seinem Gipfel herunterzubringen.“

Das Signal wurde sogleich gegeben, und Falkenauge hatte noch nicht seine Büchse geladen, als Chingachgook wieder bei ihnen war. Der Sohn zeigte dem erfahrenen Krieger den Ort, wo sich ihr gefährlicher Feind verborgen hatte; Chingachgook aber ließ, außer dem gewöhnlichen Ausrufe „Hugh!“ der unwillkührlich den Lippen entfloh, keinen Ton der Verwunderung oder Besorgniß hören. Falkenauge und die Mohikaner berathschlagten sich sehr angelegentlich einige Minuten lang in der Indianersprache. Hierauf nahm ein Jeder ruhig seinen Posten ein, um den verabredeten Plan auszuführen.

Der Wilde hatte von dem Augenblicke an, wo man ihn entdeckt hatte, ein schnelles, wenn gleich unwirksames Feuer unterhalten. Denn sein Zielen ward verhindert durch die Wachsamkeit seiner Feinde, welche, so wie ein Theil seines Körpers sichtbar ward, sogleich darnach feuerten. Dennoch fielen seine Schüsse immer mitten unter die Vertheidiger, welche sich so gut als möglich zu decken suchten. Heywards Uniform, die ihn vor den Uebrigen besonders auszeichnete, ward mehrmals durchschossen, und ein Mal floß sogar Blut aus einer Armwunde. Durch die lange und geduldige Wachsamkeit seiner Feinde kühner geworden, versuchte der Mingo endlich durch eine veränderte Stellung seine Schüsse wirksamer zu machen. Die scharfen Augen der Mohikaner entdeckten aber sogleich durch das dünne Laub die dunkeln Umrisse seiner Beine, die unvorsichtig genug einige Zoll weit vom Stamme hervorguckten. Beider Büchsen wurden zugleich abgefeuert, und während der Wilde auf sein verwundetes Glied zusammensank, wurde ein Theil seines Körpers sichtbar. Falkenauge benutzte schnell diesen Vortheil, und brannte sein tödliches Geschoß auf den Wipfel der Eiche ab. Die Blätter rauschten stärker als vorher, die gefährliche Büchse fiel von der Höhe herab, und nach einem vergeblichen Kampfe von einigen Augenblicken zeigte sich die Gestalt des Wilden halb in der Luft schwebend, während er einen knotigen, unbelaubten Ast verzweiflungsvoll mit den Händen umklammert hielt. Jetzt erkannte Heyward seinen früheren Führer.

„Seid barmherzig und gebt ihm noch einen Schuß!“ rief er, seine Augen von dem furchtbaren Schauspiel abwendend.

„Nicht ein Korn!“ sagte der abgehärtete Falkenauge. „Sein Tod ist gewiß, und wir haben kein Pulver übrig; hier gilt es unsere Schädel oder ihre!“ Hiegegen ließ sich nichts einreden. Von diesem Augenblicke an verstummte das Geheul im Walde wieder, das Feuern ließ nach, und Freund und Feind richtete die Augen auf den Unglücklichen, der in der hoffnungslosesten Lage zwischen Himmel und Erde schwebte. Der Körper wurde vom Winde hin und her getrieben, und wiewohl kein Aechzen oder irgend ein Klagelaut dem Unglücklichen entfuhr, so gab es doch Augenblicke, wo er wüthende Blicke auf seine Feinde herniederschoß, und die Todesangst und dumpfe Verzweiflung malte sich, ungeachtet der ziemlich weiten Entfernung, sehr deutlich in seinen dunkeln Gesichtszügen. Zu dreien Malen richtete Falkenauge aus Barmherzigkeit seine Büchse in die Höhe, aber eben so oft hieß ihn Vorsicht, sie wiederum schweigend sinken zu lassen. Endlich ließ die eine Hand des Mingo den Ast los, und sank ermattet an die Seite herab. Er bemühte sich verzweiflungsvoll, aber fruchtlos, ihn wieder zu fassen, und griff einen Augenblick wild in der Luft herum. Schnell, wie der Blitz, fuhr der Schuß aus Falkenauge's Büchse. Die Glieder des Unglücklichen zitterten und zuckten, sein Haupt sank auf die Brust, und wie ein Bleikrumpen stürzte der Körper in den tiefen Abgrund. Das tobende Element, mit seinen rastlos dahineilenden Fluthen, schloß sich über ihm, und jede Spur des unglücklichen Mingo war auf ewig verschwunden.

Kein Triumphgeschrei folgte diesem errungenen Vortheil von nicht geringer Bedeutung. Die Mohikaner starrten sich an mit schweigendem Entsetzen. Ein einziger Schrei erscholl aus den Wäldern, und Alles war wieder still. Falkenauge, der allein bei dieser Scene seine ruhige Fassung zu behalten schien, schüttelte, mit seiner augenblicklichen Schwäche unzufrieden, den Kopf, und äußerte sogar seine Mißbilligung derselben laut.

„Es war die letzte Ladung aus meinem Pulverhorn,“ sagte er, „und die letzte Kugel aus meiner Tasche. War es nicht gleichviel, ob er todt oder lebendig auf den Felsen herunterstürzte? Unkas, Junge, geh' hinunter an den Kahn, und bringe das große Horn her. Es enthält alles Pulver, was wir noch haben, und wir werden's brauchen bis auf's letzte Korn.“

Der junge Mohikaner erfüllte sogleich was ihm geheißen war; aber kurz darauf stieß er einen verzweiflungsvollen Schrei aus, stürzte zu den Verlassenen zurück, und rief: „Der Kahn ist geraubt!“ Zugleich sahen sie diesen auf den Wogen des Stromes davonschwimmen, und Schrecken bemächtigte sich ihrer Aller. Ein gellendes

Gelächter erscholl aus den Wäldern umher, und es war, als frohlockten hundert Dämonen der Hölle über den Fall einer Seele.

„Ihr habt gut lachen, ihr Teufelskinder!“ sagte der Jäger, „die drei besten Büchsen, die es in diesen Wäldern gab, sind nun nicht mehr werth, als eben so viele Hanfstengel! Das Beste ist jetzt, wir flüchten in die Höhle zu den Damen, und vertheidigen den Eingang so lange und so gut wir können.“

Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Vorsichtig schlichen die Belagerten über die Felsen, und gelangten glücklich an ihr Ziel, wo sie von den schreckenerfüllten Schwestern Heyward's mit Freuden empfangen wurden. „Sind wir gerettet,“ fragte Cora, „sind die Wilden entflohen?“ — Hm, hm, brummte Falkenauge, und eine leise Rührung zuckte über sein Gesicht als er die unglücklichen Mädchen ansah. „Bald werden sie hier sein, und uns alle tödten. Laßt uns die letzte Stunde mit Gebet zubringen.“ — „Ja,“ sagte Chingachgook, „ja, mein Bruder, wir haben zum letzten Male mit einander gefochten, und die Mingo's werden über den Tod der Mohikaner und des weißen Gesichts als Falkenauge triumphiren, vor dessen Augen Nacht und Tag gleich waren, und der durch dunkles Gewölk wie durch einen Frühlingsnebel hindurchblickte.“

Furchtsam und lautlos schmiegten sich die Schwestern an ihren Bruder an, der sie trocknen Auges, aber mit verzweiflungsvollem Herzen an sich drückte. Die Uebrigen murmelten Gebete, und erwarteten in der Nebenhöhle gefaßt und würdig die Ankunft der Wilden, die sich jetzt nicht mehr lange verzögern konnte. Jetzt erscholl draußen ein furchtbares Geschrei, das aus allen Winkeln der Höhle wiederhallte. „Sie sind da, sprach Falkenauge ruhig, unsere letzte Stunde ist gekommen!“ Man hörte die Fußtritte der Wilden, welche rufend und jauchzend immer näher herankamen. Jetzt erblickten sie die Höhle und ihre Schlachtopfer, welche ihnen muthig in die funkelnden Augen sahen, und mit rasendem Geschrei stürmten sie auf die Unglücklichen, in ihre Hände Gegebenen ein. Diese gaben sich verloren.

Plötzlich erschallte eine Büchsensalve, einige der heranstürmenden Feinde stürzten zu Boden, die Andern standen erschrocken still und wandten sich um. Die in der Höhle Belagerten horchten hoch auf. Noch eine Salve folgte donnernd der Ersten, rothe Uniformen schimmerten durch das Gebüsch, die Indianer flohen, und Munro, der alte, ehrwürdige General eilte mit ausgebreiteten Armen in die Höhle, seine schon verloren gegebenen Kinder voll Freude umarmend. Zu rechter Zeit war die Hülfe gekommen, Alle wurden gerettet! —

Zeigte sich der Charakter der Amerikaner eben so entschlossen und tapfer, als, wenn es galt, schlau und verwegen im Kriege, so ist ihre Kaltblütigkeit und Sicherheit des Schusses bei der Jagd eben so sehr zu bewundern. Ein Indianer verfehlt nicht leicht sein Ziel, und die eingewanderten Europäer, welche jetzt in Amerika's Wäldern hausen, haben sich, wenn ihnen gleich jene staunenswürdige Schärfe der Sinne abgeht, die wir an den Ureinwohnern bewundern, auf ihre Büchse dergestalt eingeübt, daß es manchem Europäer schwer werden dürfte, mit ihnen eine Wette anzuhalten. Der Aufenthalt in den Urwäldern, wo es keineswegs an reißenden Thieren ganz fehlt, hat ihnen durch Noth diese Uebung verschafft. Die Noth ist ein guter Lehrmeister, und die folgende Erzählung, in welcher ein von der Noth durchwetterter Mann die Hauptrolle spielt, mag für beides, sowohl für die Jagdfertigkeit, als für die Lehrmeisterin, welche diese jenen Völkern beibrachte, einen Beweis liefern.

Jagdabenteuer,

nach Cooper.

(Taf. 4a.)

Ungefähr in der Mitte des großen Staates New-York in Nordamerika, in einem lieblichen Thale, rings von bewaldeten Bergen umgeben, die nur hie und da Spuren menschlicher Thätigkeit aufzeigen konnten, lag lang hingedehnt der Flecken Templeton, freundlich anzusehen wegen seiner rothen Dächer und buntbemalten Häuser. In dem stattlichsten Gebäude, das, hart am Fuße eines Hügels gelegen, hoch, alle Uebrigen überragte, wohnte der Richter Temple, dessen Ansehen im Flecken so groß war, daß er gleich einem kleinen Könige darin herrschte, und Jedermann sich seinen Anordnungen unterwarf. Zwei liebliche, schon erwachsene Töchter, Elisabeth und Louise, waren die Freude seines Herzens.

Zum Besten seiner Mitbürger hatte Richter Temple mehrere heilsame und nützliche Gesetze gegeben, denen bei Strafe gehorcht werden mußte. Unter anderem hielt er streng darauf, daß vom Januar jeden Jahres an bis zum ersten August kein Wild geschossen werden durfte, außer etwa reißende, oder sonst schädliche Thiere, auf deren Erlegung sogar ein Preiß gesetzt war.

Es wohnte aber ein halb Stündchen von Templeton entfernt, mitten im Walde, ein alter Jäger, Natty Bumppo, mit dem Beinamen Lederstrumpf, seiner langen ledernen Kamaschen wegen so genannt, die hoch an den Beinen hinaufreichten, seine ganzen Schenkel bedeckten, und ihm ein sonderbares Aussehen verliehen. Mit seinem Sohne Eduard und einem alten Indianer, John Mohegan, hauste er abgeschieden in seiner Hütte, die ihm seit mehr als dreißig Jahren schon ein Obdach gewährt hatte. Er kümmerte sich nicht selten wenig um Richter Temple's Gesetze, sondern erlegte sich einen Hirsch oder ein Reh, wenn er dessen grade bedurfte. Ueberdem war er als der beste Schütze weit und breit berühmt, und schoß mit seiner Büchse, wenn er wollte, die Schwalben im Fluge aus der Luft herab. Trotz der öfters übertretenen Jagdgesetze lebte er mit Richter Temple in Frieden und Eintracht, und es wurde ihm manche Freiheit, die er sich heraunahm, nachgesehen und nie gerügt. Diese Nachsicht hatte sich der alte Lederstrumpf durch einen glücklichen Schuß erworben. Hört, wie dieß zuging.

An einem der letzten Tage des Monat Juli befand er sich mit seinem Sohne und John Mohegan, dem unzertrennlichen Begleiter, in zwei Fahrzeugen, einem Boote und einem kleinen Rindencanot, auf den Wellen des fischreichen See's Otsego, der nur eine kurze Strecke Wegs von Templeton und seiner eigenen Waldhütte entfernt lag. Eduard warf schweigend aus dem Boote seine Angel aus, während Lederstrumpf mit seinem alten Freunde sich bemühte, die Fische durch Auswerfen von Netzen in seine Gewalt zu bekommen. Bald waren die Fahrzeuge mit zappelnden Lachsforellen und Barschen hinlänglich zu ihrem Bedarfe versehen, sie bereiteten sich, ihren Fang nach Hause zu tragen und ruderten die leichten Fahrzeuge dem Ufer zu.

Plötzlich zog der alte Jäger sein Ruder ein, neigte sein Ohr nahe an's Wasser, hielt den Athem an, und lauschte aufmerksam, wie auf einen fernen Ton. Endlich erhob er sein Haupt und sagte: „Wenn ich die Hunde nicht eigenhändig mit einem neuen, starken Lederriemen an unsere Hütte gebunden hätte, würde ich darauf schwören, des alten Hektor's Gebell in den Bergen zu hören.“

Eduard rief: „das ist unmöglich, Vater, es ist noch keine Stunde, daß ich ihn in der Hundehütte sah.“

Jetzt wurde jedoch auch Mohegan aufmerksam auf den fernen Laut. Eduard betrachtete die alten Männer; Natty hielt seine Hand am Ohre, wie eine Trompete, und Mohegan stand vorwärts gebeugt, den Arm in die Höhe gehoben, und mit dem Finger Aufmerksamkeit fordernd. Der junge Mann lachte laut über die eingebildeten Töne.

„Lache so viel du willst, Junge,“ sagte Lederstrumpf; „die Hunde sind los, und jagen ein Thier. In solchen Sachen täusche ich mich nicht. Ich gäbe ein Biberfell darum, wenn es nicht so wäre; nicht etwa wegen des Gesetzes! aber das Wild ist jetzt mager, und die dummen Teufel von Hunden laufen sich umsonst das Fleisch von den Beinen. Hörst du sie auch jetzt noch nicht?“

Eduard erschrak, als der Ton an sein Ohr schlug. Bald vernahm er deutlich, und ganz in der Nähe, den wohlbekannten Laut; und jetzt verhallte er wieder in den Bergen. Dieser Wechsel der Töne ging mit unglaublicher Schnelligkeit vor sich. Indem Eduard seine Blicke über die Wasserfläche gleiten ließ, bemerkte er eine Bewegung in den Zweigen einiger Erlen, die ganz in seiner Nähe standen, und in demselben Augenblick sprang ein schöner Hirsch hervor, und mit einem Satze in den See hinein. Ein lautes Geheul der Hunde folgte ihm; sie brachen durch das Gebüsch, und stürzten sich dem Hirsche nach in's Wasser.

„Das wußte ich wohl — das wußte ich wohl!“ rief Natty, als er den Hirsch und die nachsetzenden Hunde erblickte; „das Thier wird an der Hütte vorübergesprungen sein, und da konnten sich die Bestien nicht länger halten und rissen sich los; aber ich muß sie aufhalten, sonst machen sie mir böses Spiel. Hierher, hierher — zu mir, ihr Schlingel — wollt Ihr? — Komm, alter Hektor, oder ich will dir das Fell gerben, daß du an mich denken sollst!“

Die Hunde kannten ihres Herrn Stimme, und nachdem sie in einen Cirkel geschwommen waren, gleichsam widerstrebend, ihre Beute aufzugeben, und doch fürchtend, dem Befehle ihres Herrn ungehorsam zu sein, folgten sie endlich, und kehrten an's Land zurück, wo sie die Luft mit ihrem Geheul und Gebell erfüllten.

Unterdessen war der Hirsch, von Todesangst getrieben, weit in den See geschwommen, ehe er die neue Gefahr entdeckte. Aber bei dem Tone von Natty's Stimme hielt er einen Augenblick an, wandte sich rasch, und schien willens, den Hunden Trotz zu bieten. Indeß besann er sich doch eines Bessern, und nahm eine schräge Richtung über den Mittelpunkt des See's, als wollte er am westlichen Ufer landen.

Als der Hirsch mit unglaublicher Schnelligkeit an den Fischern vorüberschwamm, die Nase hoch in die Luft gehalten, das Wasser mit seinem schlanken Halse durchschneidend, fing Lederstrumpf an sehr unruhig in seinem Canot zu werden.

„Welch' ein edles Thier!“ rief er aus; „was für ein schönes Geweih! Alle seine Kleidungsstücke könnte man daran aufhängen! Laßt 'mal sehen — der Juli ist der letzte Monat, und das Fleisch muß nun gut werden.“ Indem er so sprach, hatte Natty instinktmäßig das innere Ende des Seiles, was ihm als Ankertau gedient, an das Ruder befestigt; jetzt sprang er auf, warf das Ruder von sich und rief: „Vorwärts! John, der Hirsch muß dran, er ist ein Thor, den Menschen in Versuchung zu führen!“ Mohegan löste das Seil, womit Eduard's Boot bisher an das Canot befestigt war, und die leichte Barke flog, von einem starken Ruderschlag getrieben, pfeilschnell über das Wasser.

„Halt!“ rief Eduard, „gedenkt des Gesetzes! Ihr seid im Angesicht des Dorfes, und ich weiß, daß Richter Temple entschlossen ist, einen Jeden ohne Unterschied zu strafen, welcher außer der Zeit ein Stück Wild tödtet!“

Aber die Warnung kam zu spät; das Canot war schon weit von seinem Fahrzeug entfernt, und die Jäger zu sehr mit ihrer Verfolgung beschäftigt, um auf seine Stimme zu hören.

Der Hirsch, etwa fünfzig Schritt von seinen Verfolgern, durchschnitt das Wasser mit aller Anstrengung, während das leichte Canot hinter ihm auf dem Wasser tanzte und mit den Wellen auf und nieder stieg. Lederstrumpf erhob seine Büchse, und schüttete frisches Zündpulver auf; doch schien er noch unentschlossen, ob er das Opfer tödten, oder entfliehen lassen sollte. —

„Soll ich, John, oder nicht?“ fragte er. Ich will es lieber nicht, ich bin zu sehr im Vortheil. Das Thier hat im Wasser seine Rettung gesucht, und so mag es dem See zum Spiel dienen. John, laß deinen Arm ruhen, doch gib Acht, welchen Weg der Hirsch einschlägt; es würde ein Leichtes sein, ihn zu fangen, aber gewiß, er windet sich, wie eine Schlange.“

Der Indianer lachte über die Unschlüssigkeit seines Freundes, fuhr aber fort, das Canot mit einer Schnel-

ligkeit vorwärts zu treiben, die mehr durch Geschicklichkeit, als durch Kraft hervorgebracht wurde. Sie wählten, wie gewöhnlich, wenn sie allein waren, die Indianersprache, und Mohegan rief aus: „Hah! das Thier wendet den Kopf. Lederstrumpf, erhebe deinen Speer.“

Natty ging nie von Hause weg, ohne sich mit allen möglichen Waffen und Instrumenten, die ihm bei seinem mannigfachen Jägertreiben nützlich sein konnten, zu versehen. Von seiner Büchse trennte er sich keinen Augenblick, und selbst wenn er auf den Fischfang ausging, packte er das kleine Canot voller Geräthschaften. Diese Vorsicht verdankte er dem wandernden Jägerleben, bei welchem es oft erforderlich wurde, viele Jagdbedürfnisse mit sich zu führen. In früheren Jahren hatte Lederstrumpf einst die Hütte und die Ufer des Otsego's mit seiner Büchse und seinen Hunden verlassen, um in den Bergen zu jagen, und als er zurückkam, hatte er die Gewässer des Ontario gesehen. Zwei bis dreihundert Meilen waren sonst keine außerordentliche Reise für ihn gewesen. — Er that, wie ihm Mohegan gerathen, und bereitete sich vor, dem Hirsch das Eisen in den Hals zu stoßen.

„Mehr links, John!“ rief er, etwas weiter links und noch ein Ruderschlag, so kann er uns nicht entgehen.“ Indem er so sprach, erhob er den Spieß, und schleuderte ihn, wie einen Pfeil, in's Wasser. In diesem Augenblicke aber wandte sich der Hirsch. Die lange Lanze fuhr an ihm vorüber, streifte das Geweih, und sank ohne Schaden gethan zu haben in die Tiefe hinab. „Halt!“ rief Natty, als das Canot die Stelle erreicht hatte, wo der Spieß gefallen war, „halt, John!“ Die Stange erschien wieder auf der Oberfläche, Natty griff rasch darnach. Mit Windesschnelle wandte der Indianer das Fahrzeug und begann die Jagd von Neuem. Aber dieser kleine Aufenthalt gewährte dem Hirsch einen bedeutenden Vorsprung. Unterdessen war auch Eduard herangekommen.

„Halte deine Hand zurück, liebster Vater,“ rief der Jüngling. „Bedenke was du thust, du verfällst in Strafe.“

Während dieser Ermahnung war er mit seinem Boote dem Hirsch ganz nahe gekommen, der tapfer mit den Wellen kämpfend sich bald auf der Oberfläche zeigte, bald wieder auf Augenblicke untersank.

„Hurrah!“ schrie Eduard, dessen ganze Klugheit ihn bei diesem Anblicke verließ; „verliert ihn nicht aus den Augen, Mohegan, nur weiter rechts, und ich kann ihm das Seil über die Hörner werfen.“

Das dunkle Auge des alten Indianers sprühte von wildem Feuer; die unbewegliche Ruhe, womit er bis jetzt das Fahrzeug geleitet hatte, verwandelte sich in rasche Bewegungen. Mit jugendlichem Eifer trieb er das Canot hinter dem Hirsche her, welcher seine Rettung immer nur neuen, unvermutheten Wendungen verdankte. Auf diese Weise ward es auch dem Jüngling möglich, in der Nähe seiner Gefährten zu bleiben, welche ihm sonst in grader Linie längst voraus geeilt sein würden. Unfähig, seine Flucht auf solche Art länger fortzusetzen, wandte sich der Hirsch jetzt rasch um, das Ufer auf dem nächsten Wege zu erreichen, trotz der bellenden und heulenden Hunde, die dasselbe besetzt hielten.

Einen günstigen Augenblick abzuwarten schien jetzt das Beste. Eduard machte eine Schlinge in das Seil, und warf sie dem Hirsche, als er näher gekommen, so geschickt über, daß der Knoten sich um die Enden des Geweihes legte. Im ersten Augenblick zog das gefangene Thier das Fahrzeug hinter sich her; doch sogleich schoß auch das Canot pfeilschnell heran, und Natty, mit weit vorgebeugtem Leibe schnitt dem Thiere mit seinem Messer so tief in den Hals, daß das Wasser von dem Blute gefärbt wurde. Während der letzten Zuckungen des Hirsches hatten sich die Fahrzeuge wieder vereint. Lederstrumpf zog den todten Hirsch aus dem Wasser, legte ihn auf den Boden des Canots und sagte, nachdem er ihn genau untersucht, mit einem stillen Lachen:

„Nicht so viel bekümmere ich mich um Temple's Gesetze! Ein solcher Anblick macht das Blut wieder warm, alter John! einen Hirsch auf dem Wasser habe ich seit vielen Jahren nicht gefangen. Das nenne ich ein gutes Stück Wildpret, Eduard, und ich weiß Jemanden, der sich den Braten gut schmecken lassen wird, allen Gesetzen zum Trotz.“

Selbst dem alten Indianer, den die Jahre und harte Schicksale ernst und still gemacht hatten, leuchtete die Freude aus dem dunkeln Gesicht. Augenscheinlich erfreute ihn die Rückerinnerung an die Jagden und Thaten seiner Jugend mehr als die Erwartung, Theil an der Beute zu nehmen. Indessen untersuchte er das Thier doch mit der Hand und lächelte, Beifall nickend, indem er mit dem feierlichen Tone, der seinem Volke eigen war, aussprach: „Gut!“

„Bei alldem fürchte ich, Vater,“ sagte Eduard, nachdem der erste Freudenrausch vorüber und das Blut wieder kühler geworden war — „ich fürchte, wir haben uns Alle einer Uebertretung der Gesetze schuldig gemacht.“

„Thut nichts,“ erwiederte Natty kaltblütig. „Will die Strafe gern zahlen. John, rudre an's Ufer.“

Sie landeten, und nachdem der alte Jäger noch angeordnet hatte, daß John und Eduard das erlegte Wild in die Hütte schaffen sollten, pfiff er seinen Hunden, hing Büchse und Jagdtasche über die Schulter und ging mit langen Schritten in die tiefe Waldung hinein, wo er bald hinter mächtigen Eichenstämmen verschwand. — Während sich die eben beschriebene Jagd auf dem See zutrug, spazierten Elisabeth und Luise, die Töchter des Richter Temple auf einem Hügel entlang, schritten an Natty Bumppo's, genannt Lederstrumpf, Hütte vorüber, erreichten heiter und unter traulichen Gesprächen die höchste Spitze des Berges, und verliefen nun den breiteren Weg, um auf Seitenpfaden den Schatten der herrlichen Bäume zu suchen. Der Tag war heiß geworden und die frische Kühlung zog die plaudernden Wanderinnen immer tiefer in den dichten Wald. Dann und wann bot ihnen eine ausgehauene Stelle die Aussicht auf die reine Krystallfläche des Otsego. Menschen

waren nirgends zu erblicken, und nur der ferne Schall rasselnder Wagen oder der Schlag des Eisenhammers im Thale verkündeten, daß diese Gegend nicht ganz unbewohnt sei. Plötzlich fuhr Elisabeth zusammen und rief aus:

„Horch, Luise, klingt das nicht wie das Geschrei eines Kindes? Sollte hier in der Nähe eine Ausrodung sein? oder hätte sich vielleicht ein Kind verirrt?“

„Dergleichen fällt häufig vor,“ erwiederte Luise.

„Laß uns dem Tone nachgehen; es kann auch ein einsamer Wanderer sein, der in diesen Bergen verschmachtet,“ rief Elisabeth. Mit ungeduldigen Schritten verfolgten sie den tiefen trauernden Ton, der aus dem Dickicht des Waldes zu kommen schien. Mehr wie einmal hatte Elisabeth schon geglaubt, den Leidenden zu erblicken, als Luise ihren Arm ergriff, und hinter sich zeigend, ausrief: „Sieh den Hund!“

Bravo, eine alte getreue Dogge Temples, den seine jungen Gebieterinnen beim Weggehen aus der Hundehütte gelockt hatten, war auf dem ganzen Spaziergange ihr Begleiter gewesen. Durch Alter und lange Unthätigkeit faul geworden, war er den beiden Mädchen nur langsam gefolgt; so oft sie stehen blieben, oder sich auf dem Rasen niederließen, legte er sich mit geschlossenen Augen zu ihren Füßen und schlief, statt sie wachend zu beschützen. Doch als Elisabeth, durch Luisens Ausruf aufmerksam gemacht, sich umsah, gewahrte sie den Hund, dessen Augen starr auf einen fernen Gegenstand gerichtet waren. Den Kopf hielt er tief, fast am Boden, und seine Haare sträubten sich, wie vor Furcht oder Zorn. Wahrscheinlich aus letzterem Grunde; denn er stieß tiefe heulende Töne aus und fletschte die Zähne auf eine so furchtbare Weise, daß sich die Mädchen darüber entsetzt haben würden, hätten sie seine guten Eigenschaften nicht gekannt.

„Bravo,“ sagte Elisabeth, „Bravo, sei ruhig! Was siehst du, mein treuer Hund?“

Bei dem Tone ihrer Stimme vermehrte sich die Wuth des Thieres, statt sich zu vermindern. Er sprang auf, setzte sich zu den Füßen seiner Gebieterin, heulte lauter, wie vorher, und gab seinen Zorn durch ein kurzes, mürrisches Bellen zu erkennen.

„Was mag er nur sehen?“ sagte Elisabeth; „es muß irgend ein Thier in der Nähe sein.“

Da keine Antwort darauf erfolgte, wandte sich die junge Dame um, und erblickte Luisen, welche todtenbleich mit dem Finger aufwärts wies. Elisabeth folgte dieser Richtung mit den Blicken und sah die glühenden Augen einer Pantherin, die voller Wuth auf sie gerichtet waren.

„Laß uns fliehen!“ schrie Elisabeth, Luisens Arm ergreifend; doch in demselben Augenblick sank diese bewußtlos zu Boden.

Ihre Schwester in dieser verzweifelnden Lage zu verlassen, vermogte die edelherzige Jungfrau nicht; sie fiel auf ihre Kniee neben der regungslosen Luise nieder, und versuchte, sie durch Lösung einiger festanschließenden Kleidungsstücke in's Leben zurückzurufen. Den Hund, ihren einzigen Beschützer, munterte sie durch den Ton ihrer Stimme auf.

„Muth, Bravo!“ rief sie mit zitternder Stimme, „Muth, mein guter Bravo!“

Ein bisher unbemerkt gebliebener junger Panther sprang jetzt von den Zweigen eines niedrigen Baumes in den Schatten der großen Buche hinab, auf welcher seine Mutter saß. Neckend näherte er sich dem Hunde, alle Bewegungen der Mutter nachahmend, mit der Spiellust der Katzen und der eigenthümlichen Wildheit seiner Race. Erst setzte er sich auf die Hinterpfoten und zerriß die Baumrinde mit den Vordertatzen, wie ein spielendes Kätzchen; dann schlug es sich selbst mit dem Schwanze und warf sich heulend und in der Erde krahend auf den Boden, als wenn er versuchen wollte, den furchtbaren Ingrimm seiner Mutter spielend nachzuahmen.

Der Hund stand unterdessen furchtlos und unerschrocken mit aufgehobenem Schwanze und folgte mit seinen Augen allen Bewegungen der Mutter und des jungen Panthers. Bei jedem Sprunge des letzteren, wodurch er dem Hunde näher kam, wurde das Geheul auf dem Baume schrecklicher, bis das Junge sich überschlug und dicht vor den Hund herfiel. Ein ängstlicher Schrei bezeichnete den fürchterlichen Augenblick. Von Kampf war hier nicht die Rede, Bravo zerriß das Junge mit den Zähnen und schleuderte es so gewaltsam gegen einen Baum, daß es leblos zu Boden stürzte.

Der Anblick dieser Heldenthat Bravo's erwärmte das Blut in Elisabeths Adern; doch erstarrte es gleich wieder, als sie die Gestalt der alten Pantherin in der Luft sah, wie sie zwanzig Fuß von dem Baumaste herab auf den Rücken des Hundes sprang.

Keine Worte beschreiben den wüthenden Kampf, der nun begann, von lautem und schrecklichem Schreien, Heulen und Gebell begleitet. Elisabeth, immer noch auf den Knieen über Luisen hingebogen, starrte unverwandten Blicks auf die streitende Gruppe und schien zu vergessen, daß ihr eigenes Leben auf dem Spiele stand. Mit leichten kräftigen Sprüngen griff die Bewohnerin des Waldes den Hund an, der seinem Feinde kühn in's Auge schaute. Aus vielen Wunden blutend, die ihm ihre Klauen gerissen, warf der alte Bravo seine wüthende Gegnerin dennoch immer wie eine Feder herab, wenn sie auf seinen Rücken sprang, und wehrte sich mit seinen Zähnen und aufgehobenen Vorderpfoten. Doch Alter und sein bisher geführtes bequemes Leben machten den edlen Hund zu einem ausdauernden Kampfe unfähig. Unerschütterlicher Muth war ihm allein von seinen früheren vortrefflichen Eigenschaften geblieben.

Ein höherer Sprung entzog die wüthende Bestie dem Bereich des Hundes, der einen verzweifelten, aber fruchtlosen Schlag nach ihr versuchte. Jetzt saß sie abermals auf seinem Rücken, doch nur einen Augenblick. Mit der letzten Anstrengung seiner Kräfte schleuderte Bravo die Pantherin herab und packte sie wüthend mit den Zähnen. Aber nun sah Elisabeth auch, daß das Blut in Strömen unter seinem Halsbande hervor-

quoll und er sich nicht länger aufrecht zu erhalten vermochte. Er stürzte zu Boden, und riß die wilde Katze, in deren Seiten er seine Zähne eingegraben, mit sich nieder. Vergebens suchte sie sich los zu arbeiten; erst als der letzte Hauch den armen bis zum Tode getreuen Bravo verlassen, gelang es ihr, sich zu befreien.

Elisabeth sah sich nun der Willkühr des raubgierigen Thieres Preis gegeben. Man behauptet, daß etwas in dem Gesichte des Ebenbildes Gottes läge, was die Herzen der niederen Wesen seiner Schöpfung muthlos mache; und wirklich schien es, als ob eine solche unsichtbare Macht den drohenden Schlag im gegenwärtigen Augenblicke aufhielte. Die Augen des Ungeheuers und des knieenden Mädchens begegneten sich, als Ersteres still stand, den besiegten Feind, und das gefallene Junge zu betrachten. Doch der Anblick des todten Kindes erweckte von Neuem die Wuth der Mutter. Ihre Augen sprühten Feuer, sie streckte die Klauen aus und peitschte wüthend mit dem Schwanze den Boden.

Elisabeth, unfähig, sich zu bewegen oder aufzustehen, faltete ihre Hände zum Gebet, hielt aber die Augen immer noch fest auf den schrecklichen Feind gerichtet. Todtenblässe hatte ihr Gesicht überzogen. Der Augenblick des fürchterlichen Endes schien jetzt gekommen, und sie ergab sich demnthsvoll dem harten Geschick, als sie ein Rauschen in den Blättern hinter sich vernahm. „Pst! Pst!“ flüsterte eine leise Stimme, „bückt Euch; Euer Hut verdeckt mir den Kopf des Thieres.“

Mehr unwillkührlich, als in Folge des Befehls, ließ unsere Heldin das Haupt vorn übersinken, und vernahm gleich darauf den Knall der Büchse, das Zischen der Kugel und das Geschrei des wüthenden Thieres. Jetzt blickte sie wieder auf und sah, wie der Panther, Aeste und Zweige mit sich umreißend, zu Boden stürzte. Im nächsten Augenblicke stand Lederstrumpf neben ihr, laut ausrufend:

„Komm, Hektor, komm alter Thor! so ein Thier hat ein zähes Leben und könnte leicht noch einmal aufspringen, was dir schlecht bekommen würde.“

Trotz der heftigen Bewegungen und wüthenden Geberden der verwundeten Pantherin, die noch einmal mit zurückgekehrter Kraft sich zu erheben strebte, blieb Natty ruhig und furchtlos vor den beiden Mädchen stehen, bis er seine Büchse wieder geladen und mit einem zweiten Schuß jede Spur des Lebens in der Bestie vertilgt hatte.

Der Tod ihres schrecklichen Feindes erschien Elisabeth, wie eine Auferstehung aus dem eigenen Grabe, obwohl sie die ganze Stärke ihres Gemüthes bei der furchtbar drohenden Gefahr bewahrt hatte. Wäre sie alleln gewesen, so würde sie gewiß die besonnensten Maßregeln ergriffen haben, um sich zu retten; doch mit der leblosen Schwester war Flucht eine unmögliche Sache. So furchtbar auch der Anblick der gereizten Pantherin war, hatten Elisabeths Augen dennoch unverwandt auf ihr geruht; und noch lange nach diesem Ereigniß erschien ihr die wüthende Gestalt des Thieres in ihren Träumen, und störte ihren sanften Schlummer.

Die Beschreibung des Erwachens Luisens, und der Dankbarkeit der beiden Mädchen, überlassen wir der Einbildung unseres Lesers. Lederstrumpf hörte die warmen Ausbrüche von Elisabeths Erkenntlichkeit zwar mit gutmüthiger Freundlichkeit, aber doch auch mit einer Sorglosigkeit, die deutlich bewies, welchen geringen Werth er selbst auf seinen geleisteten Dienst legte.

„Schon gut, schon gut!“ sagte er; „laßt es nur gut sein; wir wollen ein andermal davon sprechen, wenn ihr es wünscht. Kommt, kommt, laßt uns auf den Fahrweg gehen; Ihr habt Angst genug ausgehalten, und werdet Euch nach Eures Vaters Hause zurück sehnen!“

Mit diesen Worten führte er die Schwestern, die wegen Luisens Schwäche nur langsam gehen konnten, bis an den Fahrweg, und trennte sich hier von ihnen. Durch den Anblick des jetzt zu ihren Füßen liegenden heimathlichen Fleckens ermuthigt, fühlten sie sich stark genug, den Rest des Weges ohne Schutz zurückzulegen.

Schweigend schritten die Mädchen neben einander her nach Hause, voll Dankgefühl gegen die Vorsehung für ihre wunderbare Rettung vom gewissen schrecklichen Tode.

Lederstrumpf blieb noch einige Augenblicke auf dem Rande des Berges stehen, ihnen nachblickend, bis eine Krümmung des Weges sie seinen Augen entzog. Dann pfiff er seinen Hunden, warf die Büchse über die Schulter und kehrte langsam wieder in den Wald zurück.

„Es war eine gefährliche Lage, worin ich die jungen Dinger fand,“ sprach Natty zu sich selbst, indem er sich den Todten wieder näherte. „Der Anblick einer wüthenden Pantherin, das zerrissene Junge neben sich, könnte eine Frau von gesetzteren Jahren in Angst setzen. Ich mögte doch wissen, ob ich das Thier mit einem Schuß getödtet hätte, wenn ich auf's Auge, statt auf den ganzen Kopf gezielt hätte? Aber solche Bestien haben ein zähes Leben, und es war doch ein guter Schuß, wenn man bedenkt, daß ich nur den Kopf und ein Stückchen Schwanz sehen konnte!“

Mit diesen Worten machte sich der alte Lederstrumpf darüber her, dem Panther mit Hilfe seines blanken Weidmessers das buntgefleckte Fell abzuziehen. Nach geschehener Arbeit rollte er es zusammen, steckte es in die Jagdtasche und schritt tiefer in die dichte Waldung hinein, neuen Abentheuern entgegen.

Von diesem Tage an durfte er, ohne Temple's Gesetze fürchten oder jene Strafe für einen zur Unzeit geschossenen Hirsch bezahlen zu müssen, nach Herzenslust seinen Hang zu den Jagdfreuden befriedigen, und hat Zeit seines Lebens noch manchen feisten Rehbock, manchen stattlichen Sechszehnender sicheren Schusses erlegt.

Das Hospitz des St. Bernhard.

Das Hospitz des St. Bernhard in der Schweiz ist berühmt durch die daselbst wohnenden geistlichen Brüder, welche es sich zur Aufgabe ihres frommen Lebens gemacht haben, verunglückte Reisende zu retten. Nicht selten geschieht es nämlich, daß der Wanderer in diesen Höhen des ewigen Schnees entweder von Lawinen verschüttet wird, oder durch den heftigen Frost umkommt. Die frommen Brüder zu St. Bernhard schicken nun ihre getreuen Hunde immer in der Gegend aus, und diese klugen Thiere machen, sobald sie einen Verunglückten getroffen haben, die Anzeige davon bei ihrem Herrn, indem sie zurückkehren und bellen, und alsdann die Hüter des Hospitzes nach der Stelle führen, wo sie den Unglücklichen gefunden haben, damit derselbe heimgebracht und verpflegt werden kann.

Die Verhältnisse des Schnees und Eises in diesen Höhen sind namentlich für Reisende, welche sich den Gefahren einer solchen Passage aussetzen, interessant genug, um hier näher betrachtet zu werden. Die Schneeflocken bekommen auf dem St. Bernhard, wie auf anderen Bergen von derselben Höhe nur im Sommer die größere Gestalt, unter der sie uns im Winter erscheinen. Bei heftigen Winden und bei starker Kälte hingegen fallen anstatt großer Flocken, kleine graupenähnliche Krystalle; der Schnee ist zuweilen so fein und so trocken, daß er gepeitscht durch heftige Winde überall eindringt, so daß er durch Thürspalten, Fensterfugen und Mauerspalten bis in das Innerste der Häuser kommt. Dieser Schnee fällt in jenen Regionen selbst dann, wenn der Himmel nicht dicht umwölkt ist. Der neugefallene Schnee ist sehr porös, aber der Zustand der Atmosphäre verändert sehr bald dieses Verhalten: ist während des Schneefalls die Luft etwas erwärmt, so verdichtet er sich bald; bei scharfer Kälte dagegen verwandelt er sich in ein trockenes, zerreibliches, mehlartiges Pulver, welches unter den Füßen kracht. Im Herbst bedecken sich die Schneefelder nicht selten mit einer Eiskruste, weil bei Tag die Sonne den Schnee oberflächlich schmilzt und dieser bei Nacht alsdann gefriert. Im Winter und Frühjahr dagegen geschieht dieß nie, weil die Sonne nicht mächtig genug ist, den Schnee zu schmelzen. Alsdann ist es sehr gefährlich, ohne gebahnten Weg diese Gegenden zu betreten, denn alle Klüfte und Abgründe sind durch den Schnee ausgefüllt, und täuschen den Wanderer durch den Anschein ebenen Feldes; um den Pfad nicht zu verlieren, bedient man sich der Saumrosse und der Maulthiere, welche ihn instinktmäßig finden.

Die Wärme der kurzen Sommer mögte wohl nicht hinreichen, allen im Winter gefallenen Schnee in diesen Hochgebirgen zu schmelzen, wenn nicht zwei andere Umstände dem ewigen Anwachsen des Schnees und Eises entgegen treten würden. Ein großer Theil des Schnees nämlich verdunstet in der leichten Gebirgsluft und ein anderer Theil wird durch die Wärme der Erde geschmolzen, indem der Kern des Gebirges in diesen Höhen durchaus mit einem undurchdringlichen Mantel von Schnee überzogen ist, weßhalb die Wärme der Erde nicht frei entweichen kann, sondern dazu verwandt wird, den Schnee zu schmelzen; daher bleibt sich die Höhe der Eisberge ziemlich gleich.

Manche Ortsverhältnisse sind der Anhäufung des Schnees während des Winters besonders günstig, und dieß ist der Fall in der Nähe des Hospitzes zu St. Bernhard, wo häufig der Schnee eine Höhe von zwanzig Fuß gewinnt. Es darf nun nach einem solchen Schneefall nur ein Vogel auf die Kuppel einer Schneeanhäufung sich setzen, so macht sich etwa eine Hand voll Schnees von der obersten Zinne dieser kolossalen Berge los und fällt, sich immer vergrößernd, thalwärts. In wenigen Sekunden hat dieser einzige Schneeball einen Durchmesser von mehr als hundert Fuß bekommen, worauf er sich mit furchtbarem Donnergetöse in die Thäler stürzt, und alles, was ihm begegnet, Felsen, Baumstämme und Häuser mit sich nimmt. Wehe dem Unglücklichen, welcher von einer solchen Lawine niedergeschmettert wird.

Diese Schneefälle haben schon manches blühende Dorf an dem Fuße der herrlichen Schweizeralpen zerstört, und es gibt in manchen Gegenden Wälder von wohl tausendjährigem Alter, in denen man nicht wagt, einen Baum zu schlagen, weil sie schon mehr als einmal den Lawinen kräftigen Widerstand geleistet haben.

Obgleich der Schnee sich sehr kalt anfühlt, ist er doch bei weitem nicht so kalt, als das Eis, und dieser Umstand hat zu einem beinahe nie fehlschlagenden Mittel geführt, frisch erfrorene Glieder zu heilen; ein Mittel, welches die Mönche zu St. Bernhard gewöhnlich anwenden. Wenn diese einem Reisenden begegnen, der seine Glieder nicht mehr gebrauchen kann, so beginnen sie damit, zu untersuchen, in welchem Grad sie erstarrt sind; ist dieser Grad nur gering, so helfen sie ihm durch Frottieren, Kneten und Drücken, um den Gliedern wieder ihre Lebenswärme und Thätigkeit zu geben. Ist der Unglückliche entschieden gefroren, so frottieren sie ihn auf dem Platze mit Schnee, der, sobald er auf diese Weise angewandt wird, das beste und sicherste Belebungsmittel ist. Zugleich nehmen sich die Mönche sehr in Acht, kein Glied eines Erstarrten irgendwo beim Transport anzustoßen, indem bei heftigen Erfrierungen das geringste Anstoßen die Glieder brechen macht, wie Glas. Im Hospitz selbst werden die Glieder der Kranken mit, in Schneewasser getauchten, Tüchern überlegt, bis sie nach und nach von selbst ihre natürliche Wärme wieder erhalten. Man muß sich sehr hüten, bei solchen Erfrorenen Feuerwärme anzuwenden, indem jeder, welcher erfrorene Hände oder Füße an's Feuer bringt, unwiederbringlich diese Glieder verliert. Der schnelle Uebergang von der äußersten Kälte zu so großer Wärme wird dadurch gefährlich, daß das Blut in den erstarrten Gliedern, wo der Kreislauf aufgehört hat, durch die zu schnelle Erwärmung seine Kanäle zersprengt und alsdann in Verderbniß übergeht, wodurch das Glied in unheilbaren Brand versetzt wird.

Das Unglück, das dem Grafen von Tilly dadurch begegnet ist, daß er auf dem Montblanc seine erfrornen

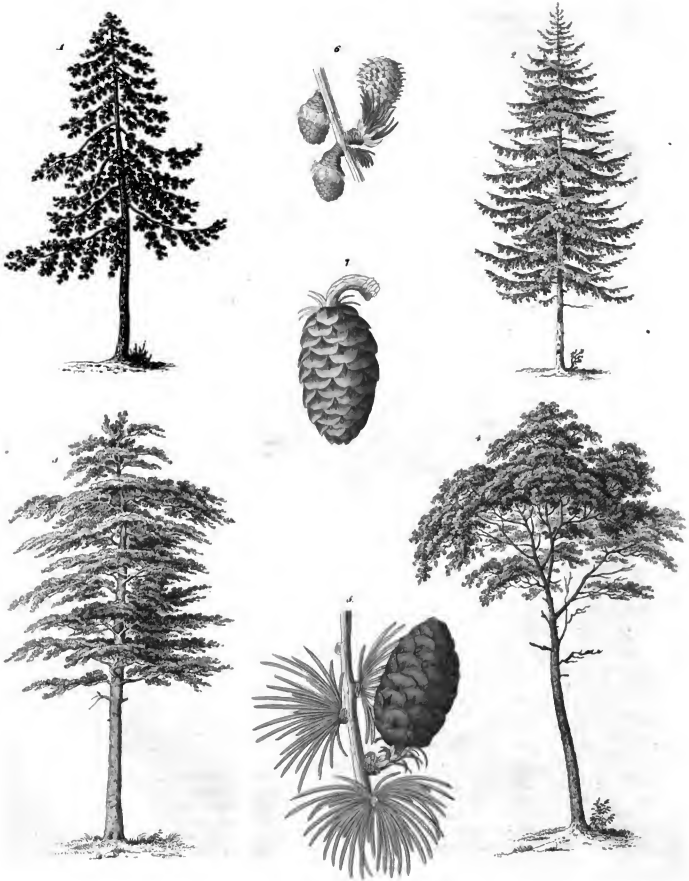
Füße einer künstlichen Wärme aussetzte, ist eine Lehre, die sich jeder Reisende in solchen Verhältnissen zu merken hat. Nach seiner Abreise von den Grands Mulets froren ihm seine ledernen Stiefel an die Füße, die dadurch eingezwängt, in kurzem ebenfalls erfroren, obgleich er die Zehen möglichst in Bewegung erhielt, damit das Blut nicht stocken sollte. Trotz dem fuhr er fort, den Berg zu ersteigen, indem er behauptete, nicht nur keine Schmerzen zu haben, sondern im Gegentheil in der Brust eine neue Wärme zu fühlen. Nach seiner Rückkehr von der Spitze des Bergs zu den Grands Mulets, wo er zum weitenmale zu übernachten gedachte, wickelte er seine Füße in ein Schaffell ein. Aber die plötzliche Wärme, welche dadurch erzeugt wurde, verursachte ihm die fürchterlichsten Schmerzen. In Zeit von einer halben Stunde schwollen ihm die Füße ungeheuer an, und auf der Oberfläche der Haut schossen große Blasen auf. Er berente nun tief, daß er sich nicht mit Schnee hatte reiben lassen, allein es war zu spät, und das Unglück, dessen Gefahr er nicht vorhergesehen hatte, bereits geschehen. Nach vier Tagen kam der Brand dazu, und die Aerzte hatten Mühe, ihn mit Verlust von einigen Zehen durchzubringen.

Die unmittelbarste Wirkung des Schnee's auf einen ermüdeten Menschen ist die der Einschläferung, indem gewöhnlich die Einförmigkeit der Gegend, dann die Ermüdung und die Kälte zugleich lähmend auf die Thätigkeit des Gehirns einwirken. Wehe dem Reisenden, der sich, der beinahe unüberwindlichen Schlafsucht, von welcher er sich befallen fühlt, hingibt, er erwacht nur in der Ewigkeit. Die Kälte macht zuerst das Blut in den äußersten kleinen Gefäßen stocken; der Blutumlauf des Körpers wird nach und nach unmerklich geringer, die Bewegung der Glieder erlischt, das Blut zieht sich gegen das Gehirn zurück, welches am langsamsten erfriert, und der Arme geht, von süßem Schlaf umfangen, ohne Schmerz, ohne Angst, ohne Todeskampf, seinem Ende entgegen. Besonders schnell geschieht dieß bei solchen, welche, um sich zu wärmen, Wein oder Branntwein zu sich nehmen. Besser ist hier der Genuß des Kaffee, der das wirksamste Mittel ist, um die Schlafsucht zu verhindern; jedenfalls aber schützt eine kräftige Mahlzeit weit besser gegen die Einwirkung der Kälte, als erhitzende Getränke.

Der Schlaf ist bei solcher Kälte so überwältigend, daß die Befallenen in jeder Stellung sich ihm überlassen. Im Jahre 1829 fanden die Mönche des Hospitzes auf der Straße einen Menschen aufrecht, den Stab in seiner Hand und ein Bein emporgehoben, wie wenn er einen Berg hinaufsteigen wollte; in dieser Stellung war er eingeschlafen und vom Frost überfallen worden. Er hatte seinen Reisebündel auf dem Rücken, und weiter oben lag der eines andern Reisenden, der etwas von ihm entfernt ebenfalls todt gefunden wurde, und, wie die Papiere, welche man bei ihnen fand, ausmiesen, des Ersteren Oheim war.

Der Schlaf ist in diesen Gegenden in der That die Ursache der meisten Unglücksfälle. Niemand kann ihm widerstehen. Saussure führt das Beispiel eines Führers von Chamouni an, der ein sehr kräftiger und an das Klima durchaus gewöhnter Mann war. Dieser wurde auf dem Montblanc von einem Bedürfniß des Schlafens befallen, dem er nicht widerstehen konnte. Er verlangte, seine Kameraden sollten ihn verlassen, und allein den Berg weiter besteigen; aber keiner wollte darein willigen, sondern die ganze Reise wurde aufgegeben, und sie gingen alle mit ihm zurück. Mehr als einmal, berichtet der Kapitän Sherwill in der merkwürdigen Schilderung seiner Besteigung des Montblanc, baten wir unsere Führer, uns nur einige Minuten auf den Schnee liegen zu lassen, um uns dem Bedürfniß des Schlafes hinzugeben, das so dringend ist, daß Niemand, der es nicht gefühlt hat, sich eine Idee davon machen kann; allein sie nöthigten uns weiter zu gehen, und sahen es nicht gerne, wenn wir standen, um ruhiger auszuschnaufen, weil selbst in dieser Stellung uns der Schlaf überrascht hätte. Nach der mühsamen Ersteigung des Grand Plateau bat ich meinen Führer, er möchte mich nur einige Minuten auf dem Schnee schlafen lassen; dieser gab es, wiewohl ungerne, zu, und augenblicklich fiel ich in tiefen Schlaf. Nach einigen Minuten weckte er mich, und hätte er es nicht gethan, so wäre ich für immer eingeschlafen. — Die Führer leiden nicht einmal, daß diejenigen, welche auf dem Grand Mulet während der Besteigung des Montblanc übernachten, die ganze Nacht hindurch ruhig schlafen, sie wecken sie häufig, um sich zu versichern, ob sie nicht die Kniee, die Ellenbogen oder die Schultern erfroren haben — Gelenksverbindungen, in denen gewöhnlich während des Schlafes der Frost beginnt.

Auf die Augen hat in diesen Berghöhen der Schnee einen unangenehmen Einfluß; die glänzendweiße Farbe nämlich, von der die Sonnenstrahlen grell zurückschimmern, reizt die Sehnerven in so hohem Grade, daß die Augen nicht selten entzündet werden, und vorübergehende, ja zuweilen bleibende Blindheit die Folge davon ist; daher haben die gegen die Pole zu wohnenden Völker meistens schlechte Augen, und müssen sich der Schneebrillen bedienen, wenn sie nicht völlig blind werden sollen. Diese Schneebrillen bestehen in ausgehöhlten Holzstückchen, in denen nach vornen zu eine feine Querspalte eingeschnitten ist, ungefähr so, wie wenn man sich halbe Nußschaalen, in die man einen kleinen Spalt hineingeschnitten hätte, vor die Augen bielte; um diesem blendenden Eindruck zu begegnen, bedienen sich die Reisenden in jener Region grüner Schleier, welche sie nicht nur vor diesem Uebelstand schützen, sondern ihnen auch dadurch nützlich werden, daß sie die Schneewirbel, welche oft als dichte Wolkenmassen durch den Wind auf den Wanderer zugetrieben werden, von seinem Gesichte abhalten. Am besten aber sind blaue Gläser, in Horn oder Schildpatt gefaßt, als Schneebrillen zu gebrauchen, indem das blaue Licht dem reizenden Einfluß des weißen auf das wirksamste begegnet. Diese Schneewirbel sind gefährlicher, als man glaubt, sie blenden den Wanderer


1
6
2
7
3
4
5

auf einmal, und nicht selten kämpft er dagegen, als gegen eine unbedeutende Erscheinung, verfehlt aber in diesem Kampfe den Weg und stürzt in einen Abgrund. Das beste Mittel gegen diese Schneewirbel ist ein ruhiges Verhalten, den Rücken dem Winde zugekehrt und Bedecken des Gesichtes mit einem dichten Schleier.

Duttenhofer.

Die Nadelhölzer und ihre Verderber.

(Taf. 5, 6 u. 7.)

Wie es in dem Plane dieser Blätter liegt, neben den Merkwürdigkeiten des Auslandes den Leser besonders auch mit denjenigen seines Vaterlandes bekannt zu machen, so haben wir auch hier Dinge vor uns, die, obgleich von hoher Wichtigkeit, dennoch Manchem als der Besprechung unwerth erscheinen werden. Wenn man ihn aber hinausführte in den Wald und ihn fragte, was eine Tanne, Fichte oder Kiefer sei, so würde er diese Frage und seine Unkenntniß nur damit entschuldigen, daß dieses zu gleichgültige Dinge seien, als daß man sich damit beschäftigen könne. Wir sind hierin ganz anderer Meinung und haben schon zum öftern die Erfahrung gemacht, wie schlecht es klingt, wenn man von den meisten Menschen, ja von Männern, die es ihrer Stellung nach wissen sollten, ein „ich weiß nicht“ hören muß, sobald man sie über ganz gewöhnliche Dinge der Naturgeschichte fragt. So ist es auch bei den Nadelhölzern; wenigen Menschen fällt es ein, nach ihren Verschiedenheiten und besondern Eigenschaften zu fragen, obgleich diese weit wichtiger sind, als man im gewöhnlichen Leben glaubt.

Was im Allgemeinen zu den Nadelhölzern zu rechnen ist, erkennt man leicht an der besonderen Bildung der Blätter, welche nadelförmig, immergrün und kammförmig an den Zweigen befestigt sind. Die Bäume wachsen sehr schnell und erreichen eine bedeutende Höhe. Sie haben männliche und weibliche Blüthen, d. h., die einen haben blos Staubfäden, die andern auf derselben Pflanze aber eine Narbe. Diese Blüthen haben weder Kelch, noch Kronenblätter, sondern es sind lange Zäpfchen aus Schuppen bestehend, die man gewöhnlich Kätzchen nennt. Die Frucht ist ein holziger Zapfen mit Schuppen, unter welchen die geflügelten Samen sitzen.

Wir betrachten nun insbesondere

1) die gemeine Kiefer (Pinus sylvestris). Sie heißt auch Föhre, Forle, Forche, Kiene, Kienbaum, Kien- und Weißfohre, Tanne, Fichte, wilde Rothtanne, Kientanne, Harz-, Theer- und Schmierbaum, Kräyfichte, Perge, Dahle und Ziege.

Dieser Baum (Taf. 5. Fig. 4) wächst auf sandigem, mit Lehm vermengtem Boden, und bildet im nördlichen Asien, sowie im nördlichen und mittleren Europa große, zusammenhängende Wälder. Er ist von Natur für die Ebene bestimmt, bewaldet aber im südlichen Deutschland häufig Berge und kommt daselbst in der Ebene selten vor. Die Kiefer hat einen gerade aufsteigenden, runden Stamm, mit riemenförmig aufgesprungener, blätteriger, röthlich-braungrauer Rinde. Sie wird 80—120 Fuß hoch und ist 50—60 Fuß in der Höhe frei von Aesten. Sie wird 300 Jahre alt und darüber, wächst sehr schnell und bis in's 150ste Jahr. Die Aeste stehen quirlförmig um den Stamm nach oben, und die gabeligen Seitenzweige haben aufwärtsgerichtete Spitzen, wodurch eine länglich-runde, buschige Krone gebildet wird. Die neuen Nadeltriebe brechen im Mai hervor, die alten Nadeln aber bleiben 3 Jahre am Stamm ehe sie abfallen, was im Frühjahr geschieht, nachdem sie im vorhergehenden Spätjahr eine gelbe Farbe angenommen haben. Sonst sind sie graugrün, 2 Zoll lang, scharf zugespitzt, etwas gedreht, und sitzen zu zweien in einer gemeinschaftlichen Scheide rings um die Zweige (Taf. 6. Fig. 1). Die männliche Blüthe besteht aus schwefelgelben, eirunden Samenkapseln, welche rings um das untere Ende eines nach dem Verblühen aus ihnen hervorsprossenden neuen Triebes sitzen. Von diesen Kapseln oder vielmehr von dem, sie umgebenden Blüthenstaube, rührt die Sage des Schwefelregens; dieser gelbe Blüthenstaub wird nämlich am häufigsten bei starkem Regen, der die Zweige heftig erschüttert, in großer Menge abgeworfen. Die weiblichen Kätzchen sind kurze, federbuschartige, rothe Zäpfchen, aus welchen sich die Frucht entwickelt, welche aber erst im folgenden zweiten Jahre ihre Reife erhält (Taf. 6. Fig. 2). Daher kommt es, daß man Blüthen, alte und neue Zapfen zu gleicher Zeit am Baume findet.

Die Fortpflanzung der Kiefer geschieht durch natürliche oder künstliche Besamung, weniger erfolgreich aber sicherer durch Anpflanzung 3—5 jähriger Stämme. Bei der natürlichen Besamung bleiben auf gelichteten Waldstellen einige Samenstämme stehen; die künstliche geschieht durch Ausstreuung der Samen oder Zapfen in Rinnen oder Plätze.

Von der Nutzbarkeit dieses Baumes sagt ein deutscher Forstmann: „Wie die Weißtanne und Fichte, so scheint auch die Kiefer von der Natur dazu bestimmt, die unwirthbaren Haiden und Sandwüsten für die menschliche Gesellschaft nutzbar zu machen, doch bedient man sich auch mit Vortheil ihrer Schnellwüchsigkeit bei Anlegung kleiner Lustwälder. Die Benutzung ihres Holzes zur Feuerung ist unter allen Nadelhölzern die vortheilhafteste, weil es die meiste Hitzkraft besitzt, und sich roh und verkohlt zum Buchenholz wie 832 zu 1000 verhält, oder nach Hartig wie 4 ft. 19½ kr. zu 6 fl., wenn es aber recht harzreich ist, ein noch günstigeres Verhältniß darbietet, und überall, wo es mehr auf schnelle als anhaltende Wirkung des Feuers ankommt, unübertrefflich ist. Beim Berg- und Grubenbau, beim Wasser-, Schiff-, Brücken- und Häuserbau benutzt es der Zimmermann auf gleiche Weise wie das Holz ihrer Geschlechtsverwandten. Ebenso dient es dem Schindelmacher, Schreiner, Böttcher und Wagner, wie überhaupt dem Geräthe-, Werk- und Nutzholzarbeiter, dem Instrumentenmacher und Orgelbauer; nur

muß es bei seiner Verarbeitung zu Schränken und sonstigen Haus- und Küchengeräthen zuvor recht ausgetrocknet sein, widrigenfalls es lange Zeit einen sehr unangenehmen, starken Harzgeruch behält, der sich allen in denselben oder nur in der Nähe befindlichen Kleidungsstücken und Nahrungsmitteln mittheilt, ja diese letzteren fast ungenießbar macht. Aus den für die Theerbereitung sehr ergiebigen Wurzeln und untern Stammenden werden, wiewohl an stehenden Bäumen mit Unrecht, die zum Feueranmachen so beliebten Kienspäne gehauen, und aus dem gröbern und feinern Harze wird nicht nur Pech, Terpentin, Kolophonium und Kienruß, sondern auch Kienöl (Terpentinöl) gewonnen. Die Rinde enthält Gerbestoff, und die innern, feinen Lagen derselben benutzt der Lappländer zu Brod; die zarten Triebe aber werden statt des Hopfens verwandt, und das davon gebraute Bier soll nicht nur einen guten Geschmack bekommen, sondern sich auch länger halten und gesund sein; ferner läßt sich aus den Sprossen ein Extrakt ziehen, der sich sehr lange hält, und wovon eine Kanne mit 36 Kannen Wasser gekocht, ein ähnliches Getränk gibt. Die männlichen Blüthen werden von Bienen, Hummeln u. s. w., wenn sich ihnen keine bessere Nahrung darbietet, gern besucht; den Schafen aber sind sie schädlich."

Ein Kubikfuß Kiefernholz wiegt frisch gehauen 60 Pfund, verliert aber von diesem Gewicht im völlig dürren Zustande 24 Pfund; es ist sehr harzig, fest und zähe, gerade und leichtspaltig.

Bei der überaus großen Nutzbarkeit der Kiefer und unserer Nadelhölzer überhaupt, sind es für den Forstmann höchst wichtige Bäume, deren Anbau, richtige Behandlung und Schutz er sich sehr angelegen sein lassen muß. Das nördliche Deutschland, besonders Brandenburg und die Lausitz, hat die schönsten und größten Kiefernwaldungen; in Lappland ist ihr Wuchs nur noch krüppelhaft. — Nach dem Winter wird in der Regel der Baum gehauen, und zwar für die Hauptnutzung als Bau- und Brennholz im 90—120sten Jahr, für geringere Zwecke vom 25sten an.

Die natürlichen Krankheiten dieses Baumes sind das Abwerfen der Nadeln bei jungen Stämmen, die Roth- und Kernfäule, welche von zu fettem, feuchtem Boden herrühren. Außerdem leiden ihre Anpflanzungen durch Vieh und Wild, sowie ihre Saaten durch körnerfressende Vögel. Von den ihr schädlichen Insekten werden wir weiter unten reden.

2) Die Fichte oder Rothtanne (Pinus picea). Gemeine Rothfichte, sächsische, norwegische Fichte, Roth-, Schwarz-, Pech- und Harztanne.

Die übrigen deutschen Nadelholzarten kommen in vielen Beziehungen mit der Kiefer überein; Verschiedenheit in Form und Farbe zeigen die kolorirten Bilder zur Genüge, wir können uns also hier weit kürzer fassen.

Die Fichte findet man vorzüglich in den nördlichen und mittleren Gegenden von Europa und Nordasien, wo sie auf den bedeutendsten Höhen wie in den Niederungen ansehnliche Waldungen bildet, namentlich in

Fichte.

Sachsen, Böhmen, Schlesien, Thüringen, Oestreich und Baiern, aber auch in der Schweiz und mehreren Gegenden des südlichen Deutschlands trifft man sie an. Sie wird mit ihrem fast zirkelrunden, mit blätterig aufgesprungener, graubrauner, in der Jugend rothbrauner, Rinde bekleidetem Stamm 180—200 Fuß hoch. Die Aeste stehen in geschlossenen, dichten Waldungen bis zu 80 Fuß Höhe, an freien Stellen aber zieren sie den Stamm seiner ganzen Höhe nach, vom Boden an gegen den Gipfel abnehmend, was dem Baum ein schönes, pyramidenförmiges Ansehen gibt. Die starken Aeste sind hängend, mit wagrecht einander gegenüberstehenden Zweigen, welche bei alten Bäumen ebenfalls abwärts hängen. Die Nadeln sind kurz, drei- oder viereckig, und stehen einzeln rund um die Zweige. Im Mai erscheinen die Blüthen; die männlichen brechen oben auf der Spitze der Zweige aus einer braunen Hülle heroor (Taf. 6, Fig. 3), die weiblichen mehr an den Seiten; jene sind schön dunkelroth, selten grün, diese ebenfalls roth, später gelb werdend. Der gelbbraune Zapfen (Taf. 6, Fig. 4) wird 5—6 Zoll lang, und hat im Oktober desselben Jahrs seine völlige Reife erlangt.

Sowohl das frischgehauene, als das dürre Holz der Fichte ist um einige Pfund leichter als das der Kiefer, hat auch weniger Brennstoff, ist jedoch als Brennholz dem der Weißtanne vorzuziehen oder ihm wenigstens gleichzustellen. Sie wird als erwachsener Baum in demselben Alter, wie die Kiefer, sonst aber schon früher, zu Ausgang des Winters, gefällt. Ihr Alter steigt höchstens auf 200 Jahre. Im Uebrigen wird sie auf dieselbe Weise benützt, wie die vorhergehende.

3) Die Weißtanne (Pinus abies) (Taf. 5, Fig. 2) Masttaum, Edelfichte, Silbertanne, Rauch-, Kreuz- und Waldtanne.

Ein schöner, gerader, 160—180 Fuß hoher und über 100 Fuß astfreier Baum, mit aschgrauer, glatter, warziger oder aufgesprungener Rinde. Die Aeste stehen quirlförmig rund um den Stamm und breiten sich wagrecht weit aus, bei alten Bäumen hängen sie etwas abwärts, bei jungen streben sie aufwärts. Die Zweige stehen einander wagrecht gegenüber, die dunkelgrünen, etwas breitgedrückten Nadeln zu zweien kammförmig an den Zweigen. Die Blüthezeit ist der Mai. (Taf. 6, Fig. 6) zeigt die weibliche Blüthe in natürlicher Größe, (Taf. 6, Fig. 5) die männlichen Blüthen. Außer Fig. 6 und den Thierfiguren sind die übrigen Figuren dieser Tafel um etwas weniger als die Hälfte verkleinert. Die Frucht ist ein 6—8 Zoll langer, aufrechtstehender und schuppiger Zapfen (Taf. 6, Fig. 7), welcher Ende Septembers reift.

Die Weißtanne kommt in Asien und Europa vor, gehört aber besonders den mittleren Gegenden des letztern Welttheils an; am häufigsten findet man sie auf den Gebirgen des südlichen Deutschlands und den Mittelgebirgen der Schweiz. Sie dauert bei vollkommener Gesundheit über 300 Jahre, und wächst in den ersten Jahren sehr langsam, dann aber mit Schnelligkeit bis zu 130 Jahren, und als einzelner Baum sogar bis zu 200. Sie wird besonders im Winter gefällt und steht in eben so ausgedehnter und mannigfaltiger Benutzung, wie die beiden schon genannten Gattungen.

4) Die Lärche (Pinus larix). Brechtanne, Terpentinbaum, Rothbaum, europäische Ceder.

Die Lärche (Taf. 5, Fig. 1) hat einen geraden, 60—100 Fuß hohen Stamm, der fast zur Hälfte seiner Höhe astfrei ist, eine rothgraue, in die Länge und Quere aufgesprungene Rinde und abwärtshängende, nach oben allmälig kürzer werdende Aeste mit aufwärtsgerichteten Spitzen und hängenden Seitenzweigen hat. Die weichen, hellgrünen Nadeln stehen in ausgebreiteten Büscheln zu 20—25 beisammen, sie fallen im Winter ab. Taf. 5, Fig. 6 zeigt in den abwärtsstehenden die männlichen, in denen aufwärtsgerichteten ein weibliches Kätzchen. Die halbreife Frucht (Taf. 5, Fig. 5) ist grün, die reife (Fig. 7), ein 1½ Zoll langer Zapfen, braun. Letzterer kommt am Ende des Spätjahrs zur Zeitigung, streut im nächsten Frühjahr seine Samen von selbst aus, und bleibt hernach noch ein ganzes Jahr sitzen. Der Lärchenbaum trägt schon im 8ten oder 10ten Jahre Früchte, wächst überhaupt schneller als alle andern Fichtenarten, muß aber schon in einem Alter von 60—70 Jahren gehauen werden, weil er sich durch das schnelle Wachsthum erschöpft und nach dieser Zeit in Abnahme kommt; einzelne, freistehende Bäume sollen jedoch ein Alter von 200 Jahren erreichen können.

Seine Heimat sind die Gebirge des südlichen Europas, er findet sich in Ungarn, Oestreich, Salzburg, Kärnthen, Steiermark, Krain, Tyrol, in der Schweiz und Frankreich, auch in Asien. Bei uns sieht man ihn besonders in Luftwäldern. Das feine, zähe, feste und leichtspaltige Holz ist im frischen Zustande an Schwere dem Kiefern-, im dürren dem Fichtenholze gleich, hat aber etwas mehr Hitzkraft und eine größere Dauerhaftigkeit als alle übrigen einheimischen Nadelhölzer, weshalb es besonders zum Wasserbau angewendet wird. Die Lärche und die Weistanne leiden leicht durch große Dürre, bekommen auch die Rothfäule und Auszehrung.

In Europa sowohl als in andern Welttheilen kommen noch andere Nadelholzarten vor, welche theils durch Gewinnung von Oel, Balsam und ähnlicher Produkte, theils durch Benützung ihres Holzes nützlich werden. Die merkwürdigsten sind:

Die Zwergkiefer (Pinus pumilio) auf einigen Alpgebirgen des südlichen Europas;

die Pinie (Pinus pinea) im Süden von Europa, besonders in Italien, trägt eßbare Früchte;

die Strandfichte (Pinus maritima) am Mittelmeer;

die Sumpfkiefer (Pinus palustris) in Nordamerika;

die Weihmuthskiefer (Pinus strobus) ebendaselbst und bei uns in Luftgehölzen; so wie auch

die Schwarzfichte (Pinus nigra) und die Balsamtanne (Pinus balsamea) und andere.

Ein weiterer, hierher gehörender und auf der 5ten Tafel Fig. 3 abgebildeter Baum ist die Ceder (Pinus cedrus) in Syrien und auf dem Taurusgebirge. Die Cedern vom Berge Libanon sind in jeder Beziehung aus der heiligen Schrift bekannt.

Wenden wir uns nun zu den Thieren, welche diesen schönen und nützlichen Bäumen oft so verderblich werden, so finden wir eine Menge derselben unter den geflügelten Insekten und zuerst unter den Wespen.

Hierher gehört vor allen die Fichtenblattwespe (Tenthredo pini). Ihre Larven (Taf. 6. Fig. 12) finden sich oft in großer Menge im Sommer auf Fichten und anderem Nadelholze; sie verderben oft ganze Waldstrecken durch Abfressen der Nadeln. Diese Larven sind über 1½ Zoll lang, grünlichweiß, mit schwarzen Seitenflecken und braunem Kopf. Ihre Gefräßigkeit ist sehr groß und sie gehen selbst die Sprossen an, wenn sie die Nadeln verzehrt haben. Sie haben eilf Paar Füße, amvierten Ringe fehlen solche. Sie häuten sich an den Zweigen und verändern vor dem Einspinnen zu Ende des Juli ihre Farbe, indem der Kopf weiß wird und auf dem Rücken ein dunkler Streif hervortritt. Ihre Verwandlung geht ebenfalls an den Zweigen ihrer Nahrungspflanze vor sich; sie machen hierzu ein dichtes, länglich rundes Gehäuse aus Seide, welches ⅗ Zoll lang, außen bräunlich, inwendig aber glatt und glänzend weiß ist (Taf. 6. Fig. 14). Sie bleiben in ihrer Larvengestalt bis zum Ende des nächsten Frühjahrs in diesem Gehäuse eingeschlossen und verwandeln sich darin erst einige Tage vor dem Ausschlüpfen in eine weißgelbe Puppe (Fig. 13), aus welcher am Ende des Mai die Fliege kommt. Wir haben in Fig. 15 das Männchen und in Fig. 16 das Weibchen abgebildet. Letzteres legt im Juni seine zahlreichen, blaßgelben Eier in die Nadeln, nachdem es einen Längsschnitt in dieselben gemacht

hat, welcher nachher durch eine schleimige, trocknende Materie geschlossen wird. Es sind solche Nadeln, an den kleinen Erhabenheiten, womit sie besetzt sind, leicht zu erkennen.

Auch die Larven der Tenthredo dorsata fressen die Blätter der Fichten ab. Noch schlimmere Feinde der Nadelhölzer finden wir unter den Schmetterlingen und Käfern.

Die schädlichsten der hierher zu rechnenden Schmetterlinge sind:

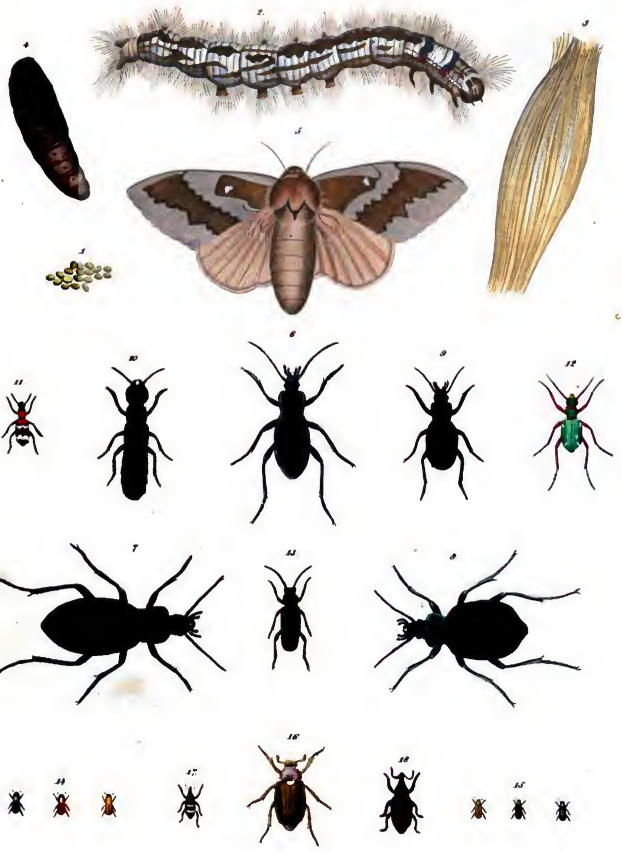
Die Nonne (Bombyx monacha), welche auf unserer Tafel abgebildet ist. Es gehört dieser Schmetterling zu der Abtheilung der Spinner und heißt auch Nonnenspinner, Rothbauch, Apfelspinner, Fichtenspinner und Fichtenbär. Der Vorderleib und die Vorderflügel sind weiß mit leichter gelbbrauner Schattirung und vielen dunkelbraunen Zickzacklinien, die Hinterflügel sind braungrau mit einem matten Querbande und Randflecken, deren sich auch an den Vorderflügeln befinden. Der Hinterleib ist abwechselnd roth und schwarz gezeichnet. Die Fig. 11 der 6ten Tafel stellt ein Weibchen dar; das Männchen unterscheidet sich von demselben durch seine geringere Größe, den viel dünneren Leib und die doppelt gefiederten breiten Fühler. Sie erscheinen im Juli und sind bis in den August anwesend; bei Tage sitzen sie meist in Mannshöhe ruhig an den Stämmen, des Nachts aber laufen sie an denselben oder fliegen umher. Einige Tage später findet man in gleicher Höhe wie die Schmetterlinge ihre Eier, welche von den Weibchen an den Stämmen unter Moos und Flechten, selten unten am Stamme, am allermeisten aber in die Risse und Spalten der Rinde, oft sehr verborgen, abgesetzt werden. Ein einziges Weibchen legt 140—160 Eier, welche man entweder beisammen oder zu 20—30 an verschiedene Stämme vertheilt findet. Diese Eier sind neben einander und theilweise auch übereinander geklebt, kuchenförmig, in der Mitte etwas vertieft, von Farbe anfangs rosenroth, mit einigem Metallglanz, später glänzend graubraun. Selten entwickeln sich die Eier noch in demselben Jahre, meist erst um die Mitte oder zu Ende des nächsten Frühjahrs. Nachdem sie ausgekrochen, findet man die Raupen in mancherlei Stellungen an den Stämmen, wo sie etliche Tage verweilen, ehe sie sich auf die Kronen und das Unterholz begeben und ihren Fraß beginnen. Sie fressen besonders an Kiefern, aber auch an verschiedenen Nadel- und Laubholzbäumen, Obstbäume nicht ausgeschlossen; an Fichten, Weißtannen, Lärchen, Weihmuthskiefern, selbst an Wachholder, ferner an Buchen, Birken, Eichen, Aepfeln und Pflaumen zeigt sich ihr zerstörender Einfluß. Zum Glück sind sie nur in manchen Jahren in Menge vorhanden, dann oft aber auch in zahlloser, und sie richten bei ihrer verschwenderischen Fraßweise Wälder von mehreren hundert Morgen zu Grunde, denn sie fressen ein Blatt oder eine Nadel nicht ganz, sondern durchnagen sie in der Mitte, lassen die obern Theile zu Boden fallen und nagen nur das untere Stück vollends ab. Im Juli verlassen die Raupen die Bäume, um sich unten am Stamme zwischen Rindespalten oder zwischen den Zweigen zu verpuppen, wozu sie einige Fäden spinnen, was sie oft schon im Juni thun. Fig. 10 zeigt eine solche Puppe; sie ist einen Zoll lang, glänzend braun und mit röthlichen Haaren besetzt. Die Raupen (Taf. 6. Fig. 8 und 9) sind 1½—2 Zoll lang, mit rothgelben Haaren besetzt, von Farbe weißlich, seltener schwarzbraun mit rothgelben Punkten; die hellen haben blaue und rothe Punkte, so wie einige dunklere Zeichnungen. Schon nach 14 Tagen entwickelt sich der Schmetterling.

Die Vertilgung dieser und anderer schädlicher Forstinsekten ist natürlicher Weise eine wichtige Obliegenheit des Forstpersonals, es geschieht vorzüglich durch Einsammeln der Eier, welches man so bewerkstelligt, daß man besondere Leute dazu aufstellt, welchen für eine Anzahl Eier ein bestimmter Lohn bezahlt wird. Bei den Käfern geschieht es besonders durch Fangbäume und Entfernung des gehaueuen Holzes aus dem Walde, denn die Käfer gehen an dieses und an abgestorbene oder krankhafte Stämme am liebsten.

Ein zweiter, sehr schädlicher Schmetterling ist:

Der Kiefernspinner (Bombyx pini), auch Fichtenspinner, Fichteneule, Fichtenmotte, Fichtennachtfalter, Föhrenspinner, Kiemmotte, Fichten- und Tannenglucke genannt. Er ist auf der 7ten Tafel Fig. 1, 2, 3, 4 und 5 in seinen verschiedenen Verwandlungszuständen abgebildet. Fig. 5 stellt ein Weibchen dar; das Männchen ist kleiner und von Farbe dunkler, es hat einen dünneren Hinterleib und gefiederte Fühler, auch fehlt ihm die braungelbe Zeichnung auf den Oberflügeln.

Die Raupe dieses Schmetterlings wählt fast ausschließlich die Kiefer und geht andere Nadelhölzer nur in der Noth an. Besonders trifft man sie in Mittel- und Hochwald, auch leichter in reinem Nadelholz, als in gemischter Waldung und jungem Holze. Der Fichtenspinner sitzt am Tage an der gegen Regen und Luftzug schützenden Seite der Stämme, Nachts aber flattern sie umher, das Weibchen sehr träge. Die Flugzeit ist die Mitte des Juli, wo auch die Eier gelegt werden, 100—210 von einem Weibchen, theils an die Rinde, theils um die Nadeln und dünnen Zweige und in geringer Höhe. Sie liegen unordentlich nebeneinander und haben bis zu ihrer Entwickelung 2—5 Wochen nöthig, je nach Lage und Witterung. In der Jugend ist der Fraß der Raupen weniger gefährlich. Gegen den Winter gehen sie von den Stämmen herab, um sich am Fuße derselben oder an der Erde unter Moos oder Blättern ein Winterquartier zu suchen. Im März oder April kommen sie dann wieder hervor, um ihren so verderblichen Fraß zu beginnen, welcher bis zum Ende des Juni oder Anfang des Juli dauert. Sie fressen die Nadeln von oben nach unten und häufig auch die Nadelscheide ab, wodurch die jungen Triebe völlig absterben. Die Raupe verpuppt sich in einem Fig. 3 abgebildeten Gespinnste oben an den Aesten oder unten am Stamme, und 20 Tage später erscheint der Schmetterling, was bei recht günstigem Wetter oft schon im Juni, bei schlechtem aber auch erst im August geschieht.



In gleichem Range der Schädlichkeit am Nadelholze stehen von den Schmetterlingen: der gemeine und der blaugraue Kiefernspanner (Geometra piniaria et lituraria); die Kieferneule (Noctua piniperda) und der Kiefertriebwickler (Tortrix buoliana); sämmtliche an der Kiefer.

Weniger verheerend, aber doch merklich schädlich sind: der Weidenspinner oder Holzbohrer (Bombyx cossus) an der Kiefer; der Schwammspinner (Bombyx dispar) an der Fichte, Kiefer und Lärche; der Kiefernprocessionsspinner (Bombyx pinivora) an der Kiefer; die Fichtenzapfenmotte (Tinea abietella) an der Fichte; die Lärchenminiermotte (Tinea laricinella) an der Lärche; die Kiefernmotte (Tinea sylvestrella) an der Kiefer; der Fichtenrindenwickler (Tortrix dorsana) an der Fichte; der Kiefernquirlwickler (Tortrix duplana) an der Kiefer; der Fichtennestwickler (Tortrix hercyniana), der Tannenzapfenwickler (Tortrix strobilana), beide an der Fichte, der Kiefernknospenwickler (Tortrix turionana) an der Kiefer; ferner der Fichtenschwärmer (Sphinx pinastri) an Fichten und Kiefern, so wie noch viele andere.

Es ist aber noch nicht genug, daß eine hinlängliche Menge von Insekten bemüht ist, unsere nützlichen Nadelhölzer in ihren äußern Theilen, in Knospe, Blatt, Frucht und Blüthe zu verderben, es giebt noch eine weit größere Menge, welche im Larven-, viele auch im vollkommenen Zustande, diese edlen Pflanzen gleichsam im Herzen angreifen, nämlich im Holze, dieses sind die holzfressenden Käfer, unter welchen es zwar auch Blumen-, Blatt-, Frucht- und Zweigfresser giebt, welche aber weniger schädlich als die gefürchteten Holzfresser sind. Sie sind so zahlreich, daß wir nur Weniges im Allgemeinen über sie sagen, die ausgezeichneten namentlich anführen und einige von ihnen abbilden können, welche man auf der 7ten Tafel dargestellt findet. Sie bohren sich in die Rinde und das Holz und machen in diesen Theilen so viele dicht verworrene und weit ausgebreitete Gänge, daß man sich über ihre Kunst darin wundern muß, schaden aber eben dadurch so sehr, daß ganze Waldbezirke oft ganz oder auf längere Zeit von ihnen verdorben werden. Ihre Fraßgegenstände, welche bei jeder Gattung anders und für dieselbe bezeichnend sind, können in dem schönen Ratzeburgischen Werke schädlicher Forstinsekten, nebst den ausführlichen Beschreibungen und Abbildungen derselben, im ersten Theile nachgesehen werden, und wir wollen diese Thiere nach der in jenem Werke aufgestellten Ordnung namhaft machen, jedoch blos die sehr schädlichen.

1) Blumenfresser. Der gemeine Maikäfer (Melolontha vulgaris) an Kiefern, Fichten und Lärchen.

2) Blatt- und Zweigfresser. Der Sonnenwendkäfer (Melolontha solstitialis) an der Kiefer. Er ist Taf. 7, Fig. 16 abgebildet.

3) Holzfresser. Der zweizähnige Kiefernborkenkäfer (Bostrichus bidens) in der Kiefer, der sechszähnige Fichtenborkenkäfer (Bostrichus chalcographus) in der Fichte, der krummzähnige Tannenborkenkäfer (Bostrichus curvidens) in der Weißtanne, der vielzähnige Borkenkäfer (Bostrichus laricis) und der linierte Nadelholzkäfer (Bostrichus lineatus), beide in Kiefern, Fichten, Weißtannen und Lärchen; der achtzähnige, nur in Fichtenrinde vorkommende und auf unserer Tafel unter Fig. 14 in drei verschiedenen Farbenabänderungen dargestellte Borkenkäfer (Bostrichus typographus). — Der gelbbraune Bastkäfer (Hylesinus palliatus) an Fichten, Kiefern, Lärchen und Weißtannen; der doppelaugige (Hylesinus polygraphus) an Fichten; der kleine und der Kiefernzweigbastkäfer (Hylesinus minor et piniperda), beide an Kiefern; letzterer ist unter Fig. 15 derselben Tafel ebenfalls in verschiedener Färbung dargestellt. — Ferner von Rüsselkäfern der Weißpunkt- und der Kiefernrüsselkäfer (Curculio notatus et pini), ersterer (Fig. 17) nur an Kiefern, letzterer (Fig. 18) an diesen, so wie auch an Fichten, Lärchen und Weistannen. — Es giebt der sehr schädlichen ungefähr noch 15 Gattungen, welche aber blos an Laubhölzern vorkommen; außer diesen aber zählen wir noch nahe an 200 verschiedene Käfer, welche mehr oder weniger, sowohl dem Nadel- als Laubholze schaden. Unter diesen befinden sich nicht nur Gattungen bereits erwähnter, sondern auch noch anderer Geschlechter, namentlich der Prachtkäfer (Buprestis), der Bockkäfer (Cerambyx), der Nagkäfer (Anobium), der Splintkäfer (Eccoptogaster), der Blattkäfer (Chrysomela) und andere. Ein auf unserer Tafel, Fig. 13 noch abgebildeter, zu den merklich schädlichen gehörender Holzkäfer ist der zerstörende Fichtenbockkäfer (Cerambyx luridus), dessen Larve in Fichtenstämmen lebt.

Wie die Natur aber nirgends einseitig verfahren ist, so hat sie auch diesen schädlichen Insekten andere Thiere an die Seite gestellt, welche beschäftigt sind, jene zu vertilgen und sie zu diesem Behufe in allen ihren Zuständen und bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel zu verfolgen. In der Erde werden sie von Amphibien und Säugethieren (Maulwürfen und Mäusen) verzehrt, im Freien aber besonders von einer Menge insektenfressender Vögel vermindert; der Specht hat von der Natur einen Schnabel und eine Zunge erhalten, welche ihn in den Stand setzen, die Larven selbst aus dem Holze hervorzuhacken und zu ziehen. Aber nicht nur Thiere anderer Klassen stellen ihnen nach, sondern viele aus der Klasse der Insekten selbst, ja aus ihrer eigenen Ordnung. Es giebt nemlich sogenannte Schmarotzerinsekten, deren Vermehrung im Leibe anderer Thiere vorgeht. Sie legen ihre Eier in die Haut fremder Thiere, welche sie zuvor durchbohren, die Eier entwickeln sich nun darin, bringen aber jenen Thieren den Tod; solche zahlreiche Feinde haben auch viele Schmetterlings- und Käferlarven an Fliegen und Schlupfwespen. Ueberdieß giebt es auch viele Käfer aus dem Geschlechte der Coccinellen, Cantharіden und Todtengräber, besonders aber sind es fast alle Raub- und Laufkäfer, welche eine zahllose Menge schädlicher Käfer- und andere Insektenlarven verzehren. Dergleichen sind der ameisenförmige Buntkäfer (Clerus formicarius) Fig. 11; der grüne, Fig. 12 abgebildete Saukäfer (Cicindela campestris); der violette Lauf-

käfer (Carabus violaceus) Fig. 6; der schwarze (Carabus niger) Fig. 9; der lederige (Carabus coriaceus) Fig. 7; der große und der kleine Raupenjäger (Carabus inquisitor et sycophantha), letzterer Fig. 8; sowie der schwarze Raubkäfer (Staphilinus olens) Fig. 10 und viele andere aus denselben Geschlechtern.

Wir haben bei der bildlichen Darstellung auf die nützlichen wie auf die schädlichen Insekten Rücksicht genommen; jetzt, wo der Mensch die ganze Oberfläche der Erde umgestaltet hat, reichen die Anordnungen der Natur nicht mehr aus, einen Schaden auszugleichen, er muß selbst Mittel dazu anwenden, und gewiß gehört der Schaden, den manche Thiere dem Eigenthum des Menschen zufügen, mit unter die ersten Ursachen, welche seinen Scharfsinn und seine Erfindungsgabe angeregt, ihn überhaupt zum Nachdenken veranlaßt haben. — Außer denjenigen Personen, deren Beruf es mit sich bringt, denkt kein Mensch an die Vertilgung jener schädlichen Käfer, was schon ihr verborgener Aufenthalt mit sich bringt; von jenen nützlichen aber werden alljährlich eine Menge von unwissenden Menschen vernichtet, denn sie begegnen uns fast bei jedem Spaziergange im Freien. Wenn man einen Menschen fragt, warum er einen solchen Käfer zertrete, so antwortet er: es giebt solchen Ungeziefers genug. Der abgebildete schwarze Raubkäfer und der so häufige goldgrüne Laufkäfer oder sogenannte Feuerstehler sind dem äußeren Ansehen nach Jedem bekannt; alle, die wir an ähnlichen Orten treffen und die diesen beiden an Gestalt gleichen, sind nützlich und daher zu schonen. Durch Vertilgung solcher Thiere greift der Mensch störend in den Gang der Natur, und es wäre gewiß besser, wenn er sich mehr um die so angenehme Kenntniß und Lebensweise auch der gewöhnlichsten Thiere bekümmerte, als thörichterweise das zu verachten, was er nicht versteht, und so eine Menge von Mißgriffen im Leben zu veranlassen.

Die Schlacht bei Granson.

Die Anmaßungen eines burgundischen Vogtes, Namens Hagenbach, im Elsaß, welcher den Rechten der Schweizer zu nahe trat, gaben die nächste Veranlassung zu einem Kriege zwischen Karl dem Kühnen von Burgund und der schweizerischen Eidgenossenschaft. Die burgundische Heeresmacht wird, durch Uebermacht furchtbar, schnell Siegerin in Lothringen, bemächtigt sich der Hauptstadt Nancy, und Karl der Kühne zieht im Januar des Jahres 1476 an der Spitze des starken, trefflich gerüsteten, siegträumenden Heeres in den Rachekrieg wider die Schweiz. Am 3. März trafen Burgunder und Schweizer bei Granson wider einander. Herzog Karl beschäftigte sich mit Berichtigung seiner Schlachtordnung. In der Meinung, daß der Feind sich nicht an ihn wagen würde, nahm er das Terrain mehr für einen Marsch als eine Stellung in Augenschein.

Der Vortrupp der Schweizer zog unbesorgt auf eine Höhe, wo er den Feind überblicken konnte. In festem Schritt, unerschrocken und langsam, bewegte sich die kleine Macht der Schweizer unter Scharnachthal und Hallwyl durch beschneite enge Straßen vorwärts. Felix Schwarzmurer von Zürich und Hemmann von Müllinen befehligten die Flanken. In den Weinbergen fielen die Schweizer, nach alter Väter Sitte, auf ihre Kniee, breiteten die Arme aus, und riefen den Herrn der Heere um Beistand an. Die Burgunder, welche nicht wußten, was das Knieen bedeuten sollte, brachen in ein helles Gelächter aus, und glaubten, sie flehten um Barmherzigkeit und wollten sich gutwillig ergeben.

Plötzlich, als sie ihres Irrthums gewahr wurden, erhoben die Burgunder ein großes Geschrei, machten einen Keil, sprengten heran und wollten einrennen, was aber durch die Lanzen verhindert wurde. Jetzt drangen die Eidgenossenschaaren mit größter Gewalt auf sie herein; Müllinen und Schwarzmurer, sich auf die Flanken stürzend, begegneten der Uebermacht, welche das Heer der Schweizer überflügeln sollte. Die Ordnung der Schweizer war ein langes Viereck. Die Venner in der Mitte hielten die Banner empor; große Schwerter und Hellebarden umgaben sie; die Lanzen empfingen den Feind; aus Zwischenräumen feuerten ihre Büchsen. Hinwiederum Karl, mit der größten Standarte von Burgund und eingelegter Lanze, nachdem sein zu hoch gestelltes Geschütz mit geringem Erfolge losgefeuert, bemühete sich, einzubrechen; indeß bergabwärts der General der Kavallerie, Herr von Chateauguyon, Bruder von Oranien, an der Spitze von sechstausend Reitern, mit großer unaufhaltbarer Schnelligkeit herunterfiel, um zu den Bannern durchzudringen.

Hier war der heftigste Kampf, da einerseits Chateauguyon mit äußerster Anstrengung der Wuth alles versuchte, die Schweizer zu werfen, diese aber, ihre Schaaren mächtig fortwälzend, ihn endlich in eine Wiese, unfern der Arnonbrücke, drängten. Da sporrte er sein großes Schlachtroß, martialisch blitzte sein Gesicht, und zweimal erfaßte seine Hand das Landbanner von Schwyz, als Heinrich Elsner von Luzern ihm sein eigenes entriß, und Hans in der Gruob, ein Berner, ihn erschlug. Als nun die Krieger grauenvoll den hohen Mann fallen sahen, und unweit von ihm noch viele andere edle Herren dasselbe bittere Schicksal traf, da zog ein fürchterlicher Schall die Augen der Schaaren auf die Höhen von Bonvillers und Champigny. Neues Kriegsvolk bedeckte den Berg; um die dritte Stunde Nachmittags klärte sich der Himmel, und die Sonne beleuchtete die schimmernden Waffen.

„Was ist das für ein Volk!“ rief der Herzog von Burgund zu Brandolf von Stein, den er gefangen mit sich führte, „was ist das für ein wildes Volk? sind es auch Eidgenossen?“ — „Das erst, gnädiger Herr, sind die wahren alten Schweizer vom hohen Gebirg, die Männer, welche die Oestreicher schlugen. Dort sind die Bürgermeister von Zürich, von Schaffhausen, dort führt der Tschudi sein Volk.“ Dreimal erschallte in diesem Augenblick das Horn von Uri, Tod verkündend; und wunderbar erklang der Unterwaldner Landhorn.

Der unerhörte, das Gebirg durchfahrende Hall, und der Anblick der trefflichen Männer bewirkte Erstaunen. Der Herzog sprach: „was wird aus uns werden, schon die Wenigen haben uns ermüdet!“ Hierauf, den Augenblick fühlend, ritt er durch das Heer, und feuerte es an mit Wort und Beispiel. Aber als der vereinigte schweizerische Schlachthaufen sein Geschütz mit vortrefflicher Geschicklichkeit losgebrannt, Mann an Mann kam, und aus den Hohlwegen und hinter dem Buschwerk immer neue Schaaren emporstiegen, da, in derselben Stunde, verbreitete sich über Karls Armee ein wunderbares Entsetzen, jenes Entsetzen, welches die Alten für Einwirkung des Weltgeistes selbst hielten: die Schlacht war verloren. Eine verstellte Bewegung der Reiterei, welche die Eidgenossen in eine nachtheilige Stellung locken sollte, schien dem Fußvolk das Zeichen zur Flucht. Karl, das erste Mal unglücklich, stellte sich mit einer Schaar Reisiger dem andringenden Schwall der Flucht, wüthend, mit bloßem Schwert, vergeblich entgegen. Wie mußte ihm zu Muthe sein, da er, bei vielleicht kaum tausend Mann Verlust, den Ruhm der Unüberwundenheit verlor, da unaufhaltbar, hinter dem Arnou, unter Granson, in den Gefilden am Eingang der Pässe überall die Schaaren in Auflösung und Flucht begriffen waren, so daß die Sieger, zuerst in Ordnung, hierauf in vollem Lauf das ganze Lager durch, hier über Montagny La Corbe, dort Champvent zu, so lange den Feind verfolgten, bis kein Krieger mehr seinen Kameraden in der Dunkelheit unterscheiden konnte. Karl, in trostlosem Grimm, warf einen letzten Blick über das Schlachtfeld und auf die Pracht seines Zeltes, und sprengte, mit nur fünf Gefährten, durch den nächsten Jurapaß, acht Stunden weit, nach Joigne. Vierzehn Tage vorher hatte Chateauguyon, noch hoffnungsvoll glänzend, in dem Schloß ihm einige Zimmer einrichten lassen, aber er, nicht sowohl vom Feinde als vielmehr vom brennenden Unmuth verfolgt, wollte keinen Halt, bis Nozeroy, wo der Prinz von Tarent ihm zuerst einigen Trost zusprach.

Als Müdigkeit und frühe Nacht weitere Verfolgung dem schweizerischen Volke unmöglich machten, fielen alle auf die Kniee, für den großen, wohlfeilen Sieg ein lautes Dankgebet auszusprechen.

Die eroberte Beute war unermeßlich groß. Es war, wie Karl selber geschätzt, seines Eigenthumes an Werth über eine Million Gulden in dem Lager. Sechs Fürsten, seine Unterfeldherren, die Blüthe des niederländischen und burgundischen Adels, alle wetteifernd in Glanz und Pracht, mogten zusammen eben so viel hinterlassen haben, und die Magazine und Artillerie die dritte Million ausmachen, was nach dem Geldwerth unserer Zeiten wohl zehnmal so hoch zu schätzen ist. Man fand über vierhundert große Hauptbüchsen, Batteriestücke, Feldschlangen, achthundert Hakenbüchsen, dreihundert Tonnen Pulver, Zugpferde bei zehntausend. Alsobald wurden hundert und achtzig der vortrefflichsten Stücke zu Wasser und zu Land nach Nidau und in die Gränzplätze abgeführt, und kein Heerhaufe zog ab ohne einen Theil dieser Zeichen des Sieges. Getheilt wurde die ungezählte Menge der Spieße, Mordärte und Pfeile von englischer Fabrik, nebst Karls zierlich mit Elfenbein eingelegten Handrohren und mehreren tausend Bleirnen, mit eisernen Stachelrn versehenen Kolben, Handdogen, Armbrüsten und Sehnen dazu; zuletzt sieben und zwanzig Hauptbanner und über sechzehalbhundert Fahnen.

Die kostbarste Beute war Karls Zelt, welches für das herrlichste in Europa galt. Von außen glänzten Wappenschilde, mit Gold verziert und mit Perlen besetzt; inwendig war es mit Sammt ausgeschlagen. Da stand sein goldener Stuhl, vor dem er Gesandte empfing, da lag, reich und geschmackvoll, der herzogliche Hut, leuchtete unter vielen Waffen vom schönsten damascener Stahl sein Prachtschwert hervor. Nebst sieben großen Diamanten, eben so viel Rubinen, Saphiren und Hyacinthen zierten fünfzehn ungemein große Perlen den Handgriff. Nicht weniger zog das goldene Vließ die Augen auf sich. In der Kapelle fand man den goldenen Rosenkranz Philipp des Guten, Edelsteine funkelten daran statt Kugeln; ferner fand man von Perlen und Rubinen glänzend, ein Kästchen wunderſamer Heiligthümer; ein anderes eben so kostbares, worin die zwölf Apostel im reich gearbeiteten Körper jeder seine Reliquie verbarg; dann in goldgezierktem Krystall St. Andreas wunderwirkenden Arm. Hier wurde das in rothem Sammt gebundene, mit Gold und Malereien herrlich gezierte Gebetbuch gefunden. Da hoben sie von dem Altare die goldschwere große Monstranz. Sie traten in die Staatskanzlei, nahmen das Hauptsiegel des Hauses Burgund, an Gold ein Pfund schwer. Alsdann leerten sie im Speisesaal die von silbernen und goldenen Pokalen, Schüsseln, Tellern, zur Bewunderung von Kaisern und Königen hochgethürmten Aufsätze; römische Kunst glänzte neben belgischem Fleiß. Endlich wurden vierhundert Reisekisten geöffnet, welche die silbernen und goldenen Stoffe, die nie so herrlich gesehene Leinwand und unerhörten Ueberfluß von Seide enthielten. Die Krieger achteten diese wenig, und gaben um einige Groschen silberne Teller, die ihnen Zinn däuchten. Die Kassen und Geldvorräthe wurden vertheilt, die gestickten Stoffe der unvergleichlichen Zelte wie in einem Kramladen ausgemessen und zerschnitten.

Drei Diamanten Karls haben durch ihr Schicksal in der Geschichte, wie in den größten Kronen, hervorgeleuchtet. Der erste, einer halben Wallnuß groß, welchen Karl so hoch hielt, wie eine ganze Provinz, wurde von ihm auf der Landstraße verloren. Ein Schweizer fand ihn in dem Kästchen, worin er mit einer eben so ungemein schönen Perle in unverzierter Pracht allein lag. Verächtlich, wie ein Stück Glas, warf ihn der Mann erst unter einen Wagen, wandte sich aber doch und nahm ihn wieder auf. Ein Pfaffe zu Montigny gab ihm einen Gulden dafür, diesem die Berner drei Franken. Nachmals wurde er von Bartholomäus May, einem reichen Manne dieser Stadt, würdiger geschätzt, so daß er dem Schultheiß Wilhelm von Dießbach ein Geschenk damit machte, als das Kleinod ihm um fünftausend Gulden überlassen wurde. Genueser kauften es von diesem ohne

beträchtlichen Unterschied; mehr als zweifach theurer von diesen der mailändische Regent, Ludovico Moro Sforza; bei Versplitterung des Mailänder Schatzes gab Papst Julius zwanzigtausend Dukaten, auf daß der erste Edelstein der Welt in der dreifachen Krone des Hohenpriesters der Christenheit glänze.

Ein einziger Stein wetteiferte mit seiner Pracht; der, auch im Lager gefundene Diamant, Hatzierde des Herzogs, zwischen den drei Brüdern, großen Rubinen, und vier der herrlichsten morgenländischen Perlen leuchtend. Diesen und Karls festlichen Hut, italisch geformt, rund und hoch, von gelbem Sammet, mit Perlen überstickt, mit einem Kranz von Sardonyxen, Rubinen, Perlen und geschnittenen Diamanten und einer obersten Zierde von Edelsteinen in goldener Einfassung funkelnd, kaufte von den Siegern der an Weisheit, wie an Geld und Ehren reiche Fugger zu Augsburg. Nachdem Suleiman, der große osmanische Padischah, nachdem auch Kaiser Karl der Fünfte ihn vergeblich gewünscht, wurde der Diamant Anton Fuggern von dem englischen König Heinrich dem Achten abgekauft, und kam durch Königin Maria, dessen Erstgeborene, an Philipp den Zweiten, Urenkel seines ersten Herrn, des Herzogs Karl von Burgund.

Ein Dritter, nicht gleich dem vorerwähnten, doch in der neueren Zeit auf achtzehnmal hunderttausend französische Livres geschätzt, wurde von den Eidgenossen auf einem Landtage zu Luzern dem Diebold Glaser um fünftausend Gulden überlassen. Diesen trug das Schicksal in die damals reichsten Hände der Könige von Portugal, und bei Untergang ihrer Dynastie, durch Niclas von Harlay, Herrn zu Sancy, in die Krone der Könige von Frankreich. — Der Burgunder Anzaht während der Schlacht war etwa dreißigtausend, der Schweizer nur zehntausend.

Die Schlacht bei Murten.

Karl, in tiefem Schmerz über die verlorne Schlacht von Granson, nicht niedergeschlagen, aber wüthend, strengte Alles an, den Krieg zu erneuern. Der sechste Mann wurde aufgeboten, von allen Unterthanen der sechste Pfennig Kriegssteuer eingefordert, und, wo die Kirchenglocke tauglich schien, oder wo in einem Hause mehr als ein eherner Kessel oder anderes entbehrliches Erz war, Ablieferung in die Stückgießerei befohlen. Die Völker murrten, die Hofleute schalten Eigensinn, was der Herzog Festigkeit nannte; dennoch drang er durch. Mit einer Armee von achtzigtausend Mann und anderthalbhundert Stücken Geschütz brach er wieder gegen die Schweizer los voll wüthender Streitbegier. Ueber Morens, Bidley ging der Marsch verheerend nach Murten zur Belagerung. Den Grafen von Romont sandte er mit neuntausend Mann in die Landschaft, so wohl um Erkundigung einzuziehen, als auch, weil er dem Feinde in die Seiten und den Rücken fallen, und auch Murten durch doppelten Angriff zu schwächen suchen wollte.

Hadrian von Bubenberg aber, der die Stadt mit zweitausend Mann vertheidigte, hielt sich so lange, bis alle Heerhaufen der Schweizer sich gesammelt hatten, und ihm zur Hilfe herbeigezogen kamen. Mit ihnen kam auch Herzog René von Lothringen, dem Karl sein Erbe geraubt.

Der Morgen des zweiundzwanzigsten Juni 1476 dämmerte. Das Gewölk, welches in der Nacht Ströme von Regen herabgegossen hatte, schien sich zu verziehen. Zu Gümmingen hielten die Schweizer Frühmette. Nachdem sie sich durch einen guten Trunk gelabt, und der Bürgermeister Waldmann von Zürich sein Volk gestellt, und nun die Banner zusammengezogen, liefen Viele herbei, sein vortreffliches Kommando zu bewundern. Da erwachte in allen vierundbreißigtausend Schweizern die Begierde zur Schlacht mit solchem Ungestüm, daß das Morgenbrod von den Meisten verschmäht wurde. Die Hauptlente beschlossen, den Grafen von Romont durch einen Theil des Heeres in Unthätigkeit zu halten, mit aller Macht aber auf den Herzog loszugehn. Die Ordnung machten sie in dem Murtener Bannwald, von einem Hügel verdeckt. Die Vorhut übernahm Hans von Hallwyl, ein Ritter aus uraltem Adel, Bürger von Bern, in blühendem kraftvollen Alter, Kenner der Menschen und Waffen, und in den Kriegen der Podiebrade, der großen Hunyad, gebildet; er stand mit bloßem Schwert voran; neben ihm Fegeli und Wippingen von Freiburg, um ihn die Waldstätte, jene alten, Oberland und Entlibuch; auf den Flügeln Reißige in zwei Treffen unter Oswald; unter Herzog René aber standen die Armbrust- und Büchsenschützen.

Der Gewalthaufe folgte unter Haus Waldmann mit allen Zeichen und Bannern der Eidgenossen und der Verbündeten. Wilhelm Herter, Hauptmann der Straßburger, theilte mit ihm das Kommando. Den Mittelpunkt um die Banner bildeten tausend, mit langen Spießen, Mordärten und Hellebarden Bewaffnete.

Die Nachhut befehligte Caspar von Hertenstein, ein Patrizier aus Luzern, den seine grauen Haare wohl gebietender aber nicht schwächer machten. Tausend Mann recognoscirten; sie stießen auf die Vorposten.

Der Herzog von Burgund, unaussprechlich erfreut, daß es zum Schlagen kam, gab das Zeichen, in Schlachtordnung zu treten. In tiefe Säulen geordnet, stellte er das Fußvolk seines Gewalthaufens der feindlichen Vorhut auf einem Ackerfeld entgegen, an den Flügeln stellte er die Reiterei auf; das Geschütz, vor der Fronte, war bedeckt von einem Grünhaag, der nur für vier Pferde Zugang ließ, und einen Graben vor sich hatte. Der ganze Himmel wurde wieder von schweren Wolken dunkel, und es begann stark zu regnen.

Bei den Eidgenossen wurde der ungestüme Muth von den Hauptleuten, bis die Zeit gekommen sei, verschiedentlich aufgehalten, und erst noch im Walde dem Herzog von Lothringen, den vornehmsten Hauptleuten und andern würdigen Kriegern ohne Rücksicht auf Rang und Geburt von dem Grafen von Thierstein und Oettingen, so wie von Wilhelm Herter der Ritterschlag er-

theilt. Jetzt rückten sie vor. Da sie auf das Feld kamen, erblickten die schweizerischen Hunde, deren treue Wachsamkeit in damaligen Kriegen sehr nützlich erschien, die, welche der Feind mit sich führte. Sie stürzten über letztere her, überwältigten sie, und, stärker und wilder, jagten sie dieselben zu ihren Herren zurück unter großem Geheul. Das erschien beiderseitigen Kriegern fast wie eine Prophezeiung über den Ausgang der Schlacht.

Bei Anblick der Burgunder befahl Hallwyl Halt; sein Heer umgab ihn, und er redete es mit heiterem Ernste an, wie folgt: „Biderbe Männer! Eidgenossen! Bundesgenossen! Hier sind sie vor euch, die Mörder eurer Brüder zu Granson, zu Bria, die über euer Vaterland, eure Weiber und Kinder das Loos geworfen. Ihr habt begehrt, euch zu rächen, hier stehen sie vor euch! Viele sind ihrer, aber bedenkt, Eidgenossen, wie viele Feinde unsere Väter heute, an diesem nämlichen Tage, vor 137 Jahren in der Schlacht bei Laupen darniedergeschmettert. Derselbe Gott von damals lebt noch, und noch in euch derselbe Muth. Streite Jeder, als wäre das Glück des Tages, des gemeinen Wesens der Eidgenossen und aller seiner Geliebten in seiner Hand allein. Brüder, auf daß der, der unsern Vätern half, heute auch mit uns sei, sammelt euch, betet!“

Alle sanken auf ihre Kniee, und während sie beteten, drang die Sonne durch die Wolken hervor in ihrer vollen Pracht! Schnell sprang der Feldherr auf, schwenkte hoch sein blitzendes Schwert, und rief mit begeisterungsvoller Stimme: „Biderbe Männer! Gott will uns leuchten; auf! gedenket eurer Weiber und Kinder!“ Nun ging es vorwärts, aber mit Besonnenheit, denn nichts überließ der Feldherr wildem Feuer.

Indem Hallwyl so vorannickte, sprengte Wilhelm Herter, Hauptmann der Verbündeten, mit dem Vorschlag zu der Eidgenossen Schlachthaufen: „sie sollten gegen übermächtigen plötzlichen Angriff der zahlreicheren feindlichen Reiterei das Heer durch eine Wagenburg oder einen Verhau sichern.“ Der Vorschlag wurde mit verbissenem Unwillen und Stillschweigen angehört. Endlich sagte Felix Keller, ein Zürcher und Waldmann's Freund: „Wollen die Verbündeten uns redlich zur Seite streiten, so mögen sie kommen — ohne Verhau und Wagenburg. Wir schreiten fort, anzugreifen, wie unsre Altvordern, denn künstlich Ding ist nicht unsere Art.“ Sofort kehrte Herter zurück und gebot aufzumarschiren.

Die Burgunder, welche indessen stundenlang im Regen gewartet hatten, schlossen aus der Haltung des Feindes, derselbe habe sie aus ihrer guten Stellung locken wollen. Da überdieß mehrere Pulverwagen und die Bogen der Schützen durch die Nässe sehr gelitten, wollten sie schon gegen Mittag in ihr Lager zurückkehren, als vermittelst einer plötzlichen Wendung die schweizerische Vorhut die Lücke des Grünhaags bedrohte. In zwei Treffen rückten sie an; Hallwyl links, der Gewalthaufe unter Hans Waldmann rechts, Hertenstein hinter ihnen. Jetzt begann das burgundische Geschütz zu spielen, so daß vielen Eidgenossen die großen Kugeln den Kopf wegschossen, viele Reisige von Lothringen aus dem Sattel geworfen, dem Herzog René selbst sein Leibpferd erschossen, über dritthalbhundert Mann niedergeschmettert, und besonders die Lothringer von den burgundischen Reisigen in die äußerste Noth gebracht wurden. Doch fuhren noch immer die meisten Schüsse zu hoch und in die Bäume, hinweg über die Köpfe des Feindes, der ihre verderbliche Wirkung mit unaufhaltbar starkem Schritt gar bald unterlief. Indeß an diesem Ort für Karl nicht ohne Hoffnung und mit mächtiger Anstrengung gestritten wurde, umzog den Grünhaag eine von Hallwyl heimlich beorderte Schaar, fiel von oben her dem Feinde mit großem Geschrei in die Flanke, und erschoß den leitenden Büchsenmeister, worauf Schrecken und Unordnung alles Geschütz in die Hände der Schweizer brachte. Die Eidgenossen sprangen, entflammt von Kampfbegier, in den Graben und rissen den Grünhaag nieder; die Entlibucher und Oberländer trugen mit ihren gewaltigen Armen die schweizerischen Donnerbüchsen hinüber, wandten die burgundischen auf Karl's eigene Leute, und nöthigten in kurzer Zeit den Feind, seine Stellung aufzugeben.

Unangetastet stand bisher von Cour-Levou bis zum Bec-las-Grend der burgundische Schlachthaufe unter dem Prinzen von Oranien und Philipp von Crevecoeur, rechts Karl, persönlich vor der Fronte, bei ihm der Herzog von Somerset, die Leibwache und die tapfere Schaar der Engländer, die beste Reiterei, links Karl's Stiefbruder Anton, der große Bastard genannt, mit Adolph von Ravestein; hinter Murten hielt Graf Romont mit seiner Schaar von 9000 Mann; jetzt für den Augenblick war dieser zwar an seine Stellung gefesselt, wenn er aber Luft bekam, konnte er den Schweizern gefährlich werden.

Diese stürzten jetzt unaufhaltsam vor auf die Burgunder. Zu nichts wurde dem Herzog Zeit gelassen. Hallwyl und Hertenstein reinigten mit Macht die Höhen von Cour-Gevaux. Die Grafen von Greyerz und Thierstein, der rachevolle Herzog René von Lothringen und Hans Waldmann von Zürich ließen, ungestüm angreifend, das Hauptheer zu keiner Besinnung kommen, und Bubenberg mit seiner Schaar brachte Anton's Lombarden unter den Bäumen am See durch einen Ausfall in völlige Verwirrung. Unglücklicherweise hatte der Herzog von Burgund in seinem sonst wohlgeordneten Heere viele diesem Kriege ungünstige Unterthanen, viele besoldete Ausländer, welche, den furchtbaren Kampf scheuend, sich weit vom Schlachtfelde hinwegwünschten, und wenige Befehlshaber, welche durch ihn nicht beleidigt, oder durch Unglauben an sein Glück in ihrer Treue nicht erschüttert waren. Das that ihm vielen Abbruch, denn der Feind war einig, muthvoll, und entschlossen, zu siegen oder zu sterben.

Die Schlacht wurde endlich, nicht weit von Karl, der es sehen konnte, durch ein äußerst lebhaftes Gefecht, worin die Garde und vorzüglich die Engländer mit überaus großer Tapferkeit stritten, zu Gunsten der Schweizer entschieden. Die Burgunder wurden durch den Vortheil des Orts und die überlegene Wuth und Menge der Eidgenossen zurückgeworfen, brachten Verwirrung in die

Reiterei, in die Scele Karl's Entsetzen vor seinem Geschicke, und Flucht in das Heer. Noch einmal sich ermannend, warf Somerset die Grafen von Thierstein und Greyerz zurück, als ihm aber Karl auftrug, den Rückzug des Fußvolks zu decken, brachte ihm eine feindliche Kugel den Tod. Anderthalbtausend Edle lagen erschlagen. Einen reichen und vortrefflichen Jüngling, Philipp von Grimbergh, den der Herzog sehr liebte, hatte er selbst fallen sehen. Als die Noth so nahe kam, daß der Bannerträger Burgunds, Jakob von der Mans, sah, daß er das anvertraute Banner oder sein Leben lassen müsse, wand er das Banner um seinen Arm und Leib, und stürzte freiwillig in den Tod. Um diese Zeit erschien auf den Höhen im Rücken des Heeres eine starke Abtheilung Hertenstein's. Indem sank das Banner des großen Bastards; ein Mann von Hasli hatte sich desselben bemächtigt. Da fiel dem Herzog Karl sein Muth, es verdroß ihn der Schlacht und des Lebens, er wandte sich, dreitausend Reiter mit ihm, und floh. Jenseits der Wahlstatt zerstreuten sich die Reiter, so daß der Herzog, außer sich, ohne zu sprechen, mit kaum dreißig Mann, Tag und Nacht, am liebsten des Nachts reitend, an den Genfersee kam.

Auf dem Schlachtfeld aber bei Murten walteten über dem verlassenen Heere alle Schauer des Todes. Alle eidgenössischen Banner und Fähnlein ergossen sich stromweise auf dem zwei Stunden langen Wege nach Wiflisburg, und keinem Fliehenden, keinem Bittenden wurde das Leben geschenkt. In der allgemeinen Verzweiflung beschlossen mehrere tausend Kürassiere und Lombarden, durch den weit hinein mit Schilf bedeckten See an Murten vorbei zu dem Grafen Romont zu dringen. Dicht aneinander standen die Männer im Wasser, als plötzlich durch die Schwere der Pferde und prächtigen Rüstungen der morastige Grund sank, und Alle so plötzlich von der Tiefe verschlungen wurden, daß von den vielen Tausenden nur ein einziger Kürassier wunderbar sein Leben errettet hat. Uebrigens würden sie jenseits Murten den Grafen Romont nicht mehr gefunden haben, denn sobald über die Einnahme des Grünhaages die erste Freude der Schweizer erscholl, trug der Graf au dem Ausgang der Schlacht keinen Zweifel mehr. Indeß er aufpacken ließ, befahl er, einigemal gegen die Stadt loszubrennen, um sie zu beschäftigen. Hierauf suchte er sein Heer über die Broye nach Stäfis zu retten.

Bei Auflösung des Hauptheers und Lagers lief alles Hofgesinde, die Weiber und die Dienerschaft in angstvoller Bestürzung durcheinander und suchte eine Zufluchtsstätte. Einige bargen sich im Dickicht der Bäume, Andere in Häusern und Backöfen benachbarter Dörfer. Die Meisten wurden getödtet, ohne Erbarmen zu finden. Bis über Wiflisburg hinaus mogten der Erschlagenen 15,000 liegen; das ganze Heer war zersprengt. Ohne Anführung, und als würden sie verfolgt, flohen sie, wie Jeder konnte, durch das Waadtland. Die Burgunder stahlen sich furchtsam durch die Pässe in ihre Heimath; die Lombarden, welchen Wallis den Bernhardsberg verschloß, flohen in die Stadt Genf; da sie aber schreckenvoll St. Gervais herunter an die Rheinbrücken rannten, wurden diese in einem Auflauf des Volks zerstört und die unglücklichen Lombarden ohne Mitleid erschlagen.

Zu Wiflisburg erwogen die Schweizer, daß der Graf von Romont, dessen Flucht sie nicht wußten, ihnen in den Rücken fallen, oder doch die kostbarste Beute entführen könnte, und ließen von dem geschlagenen Feinde ab. Romont wurde ereilt, alles Geschütz und sein ganzer Troß erbeutet, und auch seine Schaar so gänzlich aufgelöst, daß er selbst nur mit sehr Wenigen unter dem Schutze der Nacht entkam. Auf der Wahlstatt vor Murten fielen die Sieger zum Dankgebet nieder. Darauf schickten sie Boten in alle Städte und Länder in ihrer Heimath, und bald verkündigte allgemeines Freudengeläut bis hoch in die Alpen den ruhmvollen Sieg.

Die Schlacht bei Nancy.

Karl der Kühne konnte die großen Verluste, die er in den Schweizerkriegen erlitten, nun und nimmer vergessen, und zog von Neuem (1477) mit einem gewaltigen Kriegsheere gegen die Eidgenossen. Bei Nancy kam es zur Schlacht. Am Morgen früh (über dem Lande lag Nebel) wurde dem Herzog von Burgund sein vortreffliches rabenschwarzes Pferd vorgeführt. Als er aufsaß, fiel von seinem Helme dessen Zier, ein goldener Löwe, ihm auf den Sattel. Schon vorher traurig, von Grimm und grauenvollen Ahnungen bestürmt, seufzte er mit verbissenem Unmuthe: „das ist von Gott!“ gab einem seiner Diener versiegelte Befehle, was zu thun sei nach seinem etwaigen Tode, und sprengte vorwärts. Ein tiefer Wassergraben deckte die Fronte, Hecken die linke, die Meurthe die rechte Seite des Heeres. Die beiden Brüder Karls, Anton und Baldrian, führten die lange tiefe Säule des Fußvolks; rechts nach dem Fluß stand die italische Reiterei unter Jakob Gaillot, dem Einsichtsvollen und Getreuen, nebst Campobasso; links hielten die Uebrigen, der Oberlandvogt von Flandern, Josse von Lalain, ein tapferer Ritter; die Straße von Nancy wurde von einer kleinen Anhöhe, mit dreißig Schlangenbüchsen bestrichen. —

Plötzlich wurde der rechte Flügel entblößt; Cola Campobasso, bisher ein Günstling des Herzogs, riß die rothe Schärpe und das Andreaskreuz von sich, und ging mit 800 Lanzen über zum Herzog René von Lothringen, indem er sagte: „die entehrende Heftigkeit Karls erlaube ihm nicht, länger unter seinen Befehlen zu bleiben. Wenn man ihm das Schloß von Commercy in Lothringen geben wolle, sei er entschlossen, an diesem wichtigen Tage mit dem Schweiger gegen Karl zu kämpfen.“ René besprach sich mit den Eidgenossen. Sie erwiederten alsbald: „An der Seite eines verrätherischen Welschen zu streiten, sei weder der Art ihrer Väter, noch der Ehre ihrer Waffen gemäß!“ Als Cam-

pobasso dieses vernahm, besetzte er eilends die Brücke bei Bouvières-aux-Dames, einem höchst wichtigen Posten an der Vereinigung der Meurthe und Mosel, wohin sich bei der Flucht, welche er wohl vorhersah, Karl selbst wahrscheinlich hinwerfen würde, um nach Luxemburg zu kommen. Zwanzig Leute, zu jedem Verbrechen fähig und entschlossen, hatte er in dem burgundischen Heere gelassen, Alles zu beobachten, und möglichst viel Böses zu thun.

Auf dem Marsch nach Neuville begegnete dem Schweizer-Heer ein Thurgauer von Frauenfeld, Georg Schreiber, und ein Mann von Arth in Schwyz, genannt Schindler. Beide, vormals des Landes verwiesen, hatten in ihrem Verdruß burgundische Dienste genommen. Jetzt versprachen sie, wenn die Obrigkeit vergeben wollte, die Maßregeln des Heerzugs, und auch die Art zu zeigen, wie sie zu vereiteln wären. Die Hauptleute, nicht weniger besorgt um das Blut braver Männer, als für das Glück des Tages, verschmähten dieses Anerbieten nicht; man kannte die Männer; sie erboten sich, Führer zu sein.

Die Schlachtordnung stellten sie an den Neuviller Teich. Das Fußvolk des ersten Treffens (Zürich und Freiburg dabei) führte Wilhelm Herter, durch Erfahrung, Verstand, Beredsamkeit, wie durch den Glanz von Murten, wo er sich schon ausgezeichnet hatte, allgemein beliebt und geehrt; Oswald von Thierstein befehligte die Reiterei. Das Banner von Baudemont trug Dan-Julien, und viele Edle folgten ihm. Aber den Schlachthaufen commandirte des Krieges Haupt, Herzog Réné in altlothringischer Uniform. Er verbarg sich nicht, ein Mantel von Goldstoff hieng über der Rüstung; seine Stellung nahm er auf dem rechten Flügel, an der Spitze seiner lothringischen Reiterei; da waren auch seine Freunde und alle Großen des Landes. In der Mitte dieses Treffens waren ferner alle Banner zu Vermeidung von Eifersucht, ohne besondere Ehrenzeichen versammelt; die meisten Orte der Eidgenossen, die niedere Vereinigung, die Hilfsvölker vom Erzherzog von Oesterreich stritten in dem Gewalthaufen. Links an der Spitze der elsäßischen Reiterei kämpfte feurig der große Wilhelm von Rappoltstein, ein ernster, unternehmender und mächtiger Mann. Einen Büchsenschuß hinter dem Treffen harrte eine Schaar von achthundert Schweizern. Das Geschütz bei diesem Heere war unwichtig, und blieb außer dem Spiel. In fester, geschlossener Ordnung, freudig als gings zum Kriegsfest, marschirten sie auf; der Boden war gefroren; Schnee erfüllte die Luft, als er aufhörte, blieb Nebel. Dieser betrog den Feind, seine Artillerie brannte los, ehe das Heer im Schuß war. Es wurde scharmuzirt, als läge nichts Größeres im Sinn.

Sie zogen die Jarviller Straße. Nahe am Feind geschah das Gebet. Hierauf gebot Wilhelm Herter linksum; einen rauhen verwilderten alten Weg ging er durch einen tiefen Bach, hinten hinauf auf den Berg, welcher das Schlachtfeld beherrschte; das Gestöber begleitete sie. Da sie auf der Höhe waren, brach die Sonne hervor mit ungewöhnlicher Wärme und Pracht. Als der Herzog von Burgund sich umgangen sah, befahl er eiligst, Gaillot sollte den linken Flügel verstärken, und dem Geschütz sollte eine ganz andere Richtung ertheilt werden. Da erklang plötzlich auf der Höhe das Horn von Uri, dreimal. Dreimal fuhr Todesschrecken durch Karl's Herz; diesen Schall hatte er bei Granson und Murten gehört. Auf einmal stürzten Herter, Waldmann, Eptingen, der Schweizer Führer, und alle Ordnungen des Fußvolks in vollem Lauf, wie ein unaufhaltbarer Waldstrom herab; die leichtesten sprangen flink über die Hecke zum Tod aller Meister und Diener des feindlichen Geschützes. Bald sah der Burgunder Herzog, nach schnell niedergetretenem Zaun, die Schaaren voll Wuth in die eröffnete Flanke eindringen. In diesem Augenblicke zeigte sich Karl über dem Trübsinn erhaben, um dem Schicksal zu trotzen; er ermannte sich zu der kalten Besinnung eines erfahrenen Feldherrn, überall gegenwärtig, ordnend, verstärkend, ermunternd, selbst von feindlichem Blute entstellt; Rubempré wachte über ihm mit unverbrüchlicher Treue; um ihn stritten Gaillot, Contay, Nassau, der junge Markgraf von Neufchatel; Alle fochten würdig der letzten Stunde des Hauses Burgund und der Ehre des Herzogs. Fünfzig Schweizer und Lothringer erlagen ihrem Schwert.

Endlich vermogte Niemand mehr wider den Andrang der zahlreichen Mannschaft der Schweizer, wider den Vortheil des Ortes, von dem sie schossen, wider die Erinnerung der vorigen Schlachten Stand zu halten. Also nachdem Lalain in tapferem Streit schwer verwundet gefunken war, als gleiches Schicksal den Muth Gaillots dämpfte, als den guten Rubempré wider den Willen der Lothringer der Todesstreich traf, die Hoffnung auf die Tapferkeit der deutschen Söldner mit ihrem Anführer gefallen war, im Rücken die Flamme des Lagers aufstieg, welches die Besatzung der Stadt Nancy angezündet hatte, und als Karl, von Blut und Entsetzen entstellt, den unüberwindlichen Unstern erkannte, warf sich das Heer in die Flucht. „Nach Luxemburg!“ war der letzte Befehl.

Aber noch größeres Unglück erwartete das zersprengte Heer. Die Brücke von Bouvières hielt der Verräther Campobasso besetzt. Viele fielen durch sein Schwert, viele verloren im Strome das Leben, die meisten durch den nachjagenden Feind, oder bei Pont-à-Mousson von dem Landvolk in den Wäldern. Weil schon gegen zwei Uhr Nachmittags sich der Sieg auf die Seite der verbundenen Schweizer und Lothringer neigte, so wüthete der Tod in einem Umkreise von vier Stunden, bis zum andern Morgen um zwei Uhr. Nicht die Zahl vieler tausend Erschlagenen, sondern das war der Verlust, daß alle guten Diener, alle, deren Tugend Vertrauen verdiente, und welche den Herzog und das Land liebten, umkamen, oder gefangen wurden.

Den Herzog, der von einem in der Schlacht empfangenen Schlage noch betäubt war, trug der Strom der Flucht gegen St. Jean, sein Hauptquartier. Drei Büchsenschüsse von der Stadt Nancy liegt unter einer kleinen Anhöhe ein fruchtbarer, damals sumpfiger Grund, wel-

chen der Bach Loyon durchschnitt; der Name der Gegend ist Virelay. Als Karl über den Graben setzen wollte, fehlte dem Pferde und ihm die Kraft. Er stürzte, das Eis brach, er kämpfte empor. Hierüber fand ihn der Feind, ohne ihn zu erkennen, verwundete ihn in der Hüfte, und schlug das Pferd mit dem Lanzenschafte, bis es den Herzog vollends abwarf und floh. Niemand war bei ihm in der letzten Noth. Er rief den tauben Castellan von St. Diez, der ihn verwundet, um Rettung an. Der verstand ihn aber unrecht oder gar nicht, und hieb ihn mit der Hellebarde durch den Kopf. Einer seiner Edelknaben, Joyann Battist Colonna, ein Römer, sah ihn fallen.

Als das Schlachtgetümmel sich entfernte, wurde Karl von Unbekannten unerkannt aus dem Bache gezogen. Als an den Thoren von Metz der Lothringer Fürst René von dem Feinde abließ, fragte er nach dem Herzog, aber Niemand wußte von ihm, und den ganzen folgenden Tag wurde er vergeblich gesucht, bis Campobasso durch Colonna die Gegend erfuhr, wo er gefallen war. Eben suchte ein Weib, Karl's Wäscherin, ob einer der Leichname etwa noch den Ring oder sonstige Kostbarkeiten an sich habe; sie wandte auch seinen Körper um. „Gott, der Herzog!“ rief sie mit großem Geschrei. Großentheils eingefroren, mit geronnenem Blute überdeckt, im Gesicht angeschwollen, war er Wenigen kenntlich, bis, nachdem er mit Wein und warmem Wasser gewaschen worden war, die Gefangenen, sein Stiefbruder Anton, Olivier de la Marche, der portugiesische Arzt Lobo und seine Kammerdiener gebracht wurden. „Er ist's!“ riefen sie und weinten laut. Man erkannte die Narbe der Schlacht von Montlhery, die Eigenheiten seines Körpers, überaus lange Nägel, die Spur einer Fistel. Selbst seine Feinde ergriff Rührung und Grauen.

Der Flußbarsch. (Perca fluviatilis.)

(Taf. 8).

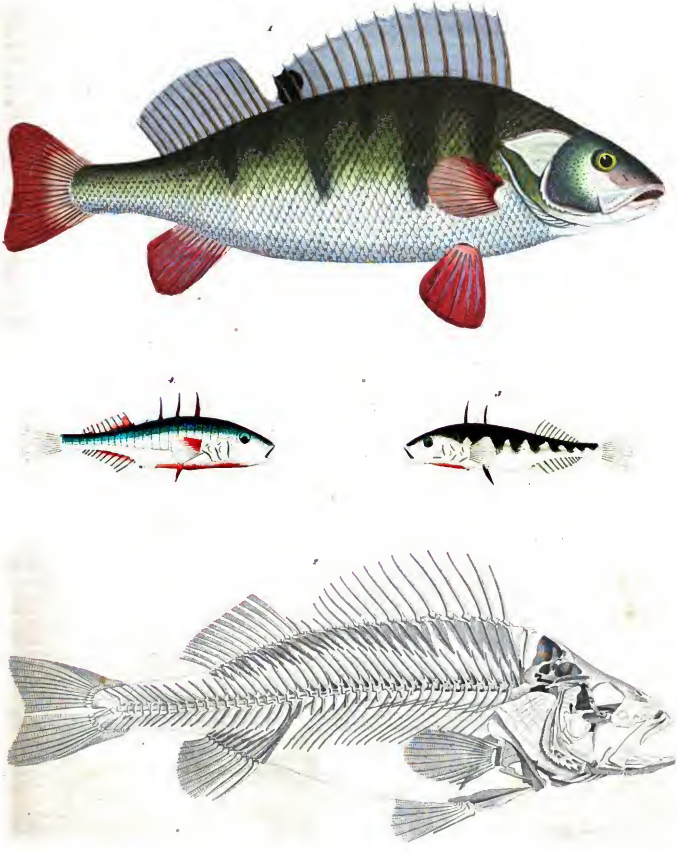
Der Flußbarsch oder gemeine Barsch ist fast über ganz Europa und das nördliche Asien verbreitet und gehört zu denjenigen Fischen, welche allgemein gegessen werden. Es gibt in Deutschland ungefähr ein halbes Dutzend Gattungen, worvon der gegenwärtige der gemeinste ist. Seine gewöhnlichste Größe ist 1 Fuß, bei einer Schwere von einem halben Pfund; doch sind 1½ Fuß lange und 2 Pfund schwere gar keine Seltenheit, wohl aber solche, welche 2 Fuß lang und 4 Pfund schwer werden. Er ist von den Seiten zusammengedrückt und mit großen rauhen, feststitzenden und goldglänzenden Schuppen dicht besetzt. Das Maul ist weit, die Zunge kurz, die Kinnladen sind mit Zähnen besetzt und auch im Schlunde und im Gaumen stehen kurze Zähne. Die bläulichen Augen sind groß, mit schwarzem, gelb eingefaßtem Stern; der Kiemendeckel ist gezähnt. Die Farbe am Unterleib grauweiß, oben bis an die Seiten herab ein angenehmes, gelbliches Olivgrün mit sechs oder mehr schwarzen Bändern. Die doppelte Rückenflosse ist violetgrau, mit braunen harten Stacheln und einem schwarzen Fleck hinten an der vordern. Die hintere und die übrigen Flossen sind orangenroth, mit weichen, verzweigten Strahlen. In der vordern Rückenflosse zählt man deren 15, in der zweiten 15—17, in der Afterflosse 11, in den Bauchflossen 11 und in der Brustflosse 6. Fig. 1 der hierher gehörenden Kupfertafel zeigt uns diesen Fisch nach seinen äußern Theilen, F. 2 das Knochengerüste, um die Beschaffenheit desselben im Allgemeinen bei den Fischen zu zeigen. Der Rückgrat ist hier aus 39 Stücken oder Wirbelkörpern mit langen Fortsätzen zusammengesetzt, an welchen jederseits 19 Rippen stehen.

Der Barsch lebt in Seen, Teichen und Flüssen; seine Farbe ist um so lebhafter, je reiner das Wasser ist, in welchem er sich befindet. Er gehört zu den Raubfischen, verzehrt zwar jung nur kleine Wasserreptilien und Insekten, später aber junge Fische und Fischbrut, worin er selbst seine eigene Gattung nicht verschont.

Es hält sich dieser Fisch gewöhnlich 1—2 Fuß tief unter der Oberfläche des Wassers, im Winter geht er viel mehr gegen den Grund. Sein Schwimmen ist schnell und ruckweise; pfeilschnell schießt er auf seine Beute los, obgleich er keine Schwimmblase, sondern statt derselben nur eine am Rückgrat angeheftete und von einer Seite nach der andern ausgespannte Haut hat. Er hat ein zähes Leben und läßt sich — in nasses Gras gepackt — an Orte versenden, welche eine Reise von mehreren Tagen erfordern; ja ich kenne selbst ein Beispiel, wo ein solcher Fisch im Wasser wieder auflebte, nachdem er 36 Stunden im Trockenen gelegen hatte. Dagegen hat er die Eigenheit, daß er meist, wenn er im Netz aus dem Wasser gezogen wird, wie todt auf dem Rücken liegt, sich aber bald wieder erholt. Dies geschieht besonders im Winter; der Leib ist alsdann aufgetrieben und es tritt nicht selten eine Blase zum Maul heraus, was von der plötzlichen Ausdehnung der Luft in der Schwimmblase herrührt, welche keinen Ausführungsgang hat und die innere Mundhaut herauftreibt. Die Fischer nennen diese Erscheinung die Windsucht. Wenn der Blitz in seiner Nähe in's Wasser schlägt, so stirbt er.

Der Barsch hat ein weißes, nicht sehr grätbiges, gesundes und wohlschmeckendes Fleisch, welches auf verschiedene Weise zubereitet wird. Man ißt ihn gebraten und gesotten, in letzterem Falle mit Butterbrühe oder in Sardellen-, Kapern- oder Citronen-Sauce. Auch wird er eingesalzen und geräuchert. Außerdem gewährt er noch den Nutzen, daß man aus seiner Haut einen Leim bereiten kann, der weit besser ist, als Hausenblase. Die Lappländer benutzen denselben, um ihren Bögen mehr Festigkeit zu geben.

Im dritten Jahre fängt der Barsch an, Eier zu legen; dieß geschieht zu Ende des April oder Anfangs Mai. Er wählt hiezu flache, steinige und moosige Stellen. Die Eier sind in einem netzartigen, häutigen Schlauche eingeschlossen, welchen das Weibchen durch Reiben des Bauches an einem Steine zu befestigen sucht. Ist dieses



Lith. Scott & Co. Edinburgh

geschehen, so schwimmt es hin und her, bis es sich aller seiner Eier entledigt hat, welche nicht größer als Mohnkörner sind. Der Eierschlauch ist 2—3 Ellen lang und enthält eine große Menge von Eiern, bei kleineren Fischen an 10,000, bei älteren vielmehr, man hat bei etlichen, wo man die Eier gezählt hat, 250—270,000 gefunden. Seine Brut, die schon nach 48 Stunden lebendig wird, müßte daher eine unermeßliche Menge von Fischen hervorbringen, wenn nicht dafür gesorgt wäre, daß ein großer Theil der Eier nicht zur Entwickelung kommt. Auch werden die Eierschnüre nicht selten durch Stürme an's Land geworfen, wo sie dann verderben. Viele Raubfische stellen dem Laich ebenfalls nach, so wie auch manche Wasservögel, besonders die Enten, welche ganze Schläuche davon verschlingen.

Der Fang geschieht mit gewöhnlichen Netzen und mit Zugnetzen, welche, besonders in den Seen, durch das Wasser gezogen werden. Die größeren fängt man mit der Angel, woran man einen kleinen Fisch, einen Krebsfuß oder Regenwurm befestigt.

Der Barsch hat viele natürliche Feinde, nicht nur wird er oft vom Hecht verschlungen, sondern es sind namentlich zahlreiche Gattungen von Würmern, welche sowohl außerhalb an den Kiemen, als auch innerhalb in den Eingeweiden sich finden, besonders zahlreich in der Leber. Außerdem gibt es zwei kleine Fische, den gepanzerten Stichling (Gasterosteus trachurus) und den glattschwänzigen (Gasterosteus liurus), (Beide auf unserer Tafel, jener unter F. 4, dieser unter F. 3 in natürlicher Größe abgebildet), welche dem Barsch oft sehr gefährlich werden. Sie leben fast überall, wo der Barsch vorkommt, der gepanzerte aber mehr in den Flüssen, der andere häufig in Teichen und Gräben. Beide haben auf dem Rücken und am Bauche statt der Flossen einige Stacheln, welche von dem Fische nach Belieben zurückgelegt oder steif aufgerichtet werden können. Kommt dem Barsch, der nach Allem schnappt, ein solches Fischchen in den Rachen, spreizt es plötzlich seine scharfen Stacheln aus und bleibt ihm im Maul stecken, so kann er solches nicht mehr schließen und muß verhungern.

An verschiedenen Orten, so wie nach seinem Alter und Aufenthalt führt der Barsch verschiedene Namen. Diejenigen, welche am Ufer sich aufhalten, nennt man in der Schweiz Land-, Kräb- und Rohregli, die in der Tiefe Trichteregli. In der Schweiz, am Bodensee und in verschiedenen Gegenden Deutschlands heißt er im ersten Jahre Heuerling und Tränlein, im zweiten Egli, Kretzer, Fernderling, im dritten Schaubfisch, Stichling, Stechling, Rauthegel und Egli. In andern Gegenden legt man ihm wieder andere Namen bei, im nördlichen Deutschland nennt man ihn Baars und Perschke; im südlichen Bärsch, Barschling, Bersich, Bürstel und Berstling. Im Kanton Glarus heißt er Butz, in Italien Persico, in Frankreich la Perche, in Holland Baars, in England Perch, und in Schweden Aborre u. s. w.

Verwandt sind der Ströber (Perca asper), der Zindel (Perca asperoides); der Sander (Perca lucioperca). Dann zwei Kaulbärsche, der gemeine Kaulbarsch und der Donaubarsch (Acerina cernua et danubialis), welche alle in deutschen Gewässern leben.

Berge.

Huber,

eine biographische Skizze.

Franz Huber, der um die Naturgeschichte der Honigbienen und Ameisen so hochverdiente Forscher, wurde am 2. Julius 1750 geboren. Sein Vater hatte einen entschiedenen Hang zur Naturforschung, und der junge Huber erbte diese geistige Richtung in so hohem Grade, daß er schon in seinem Knabenalter diese seine Lieblingsstudien mit so großem Eifer verfolgte, daß er dadurch den Grund zu einem Augenübel legte, welches in späterer Zeit zur vollkommenen Blindheit wurde. Frühe kam er mit Bonnet, dem berühmten Verfasser der Betrachtungen über die Natur, zusammen, denn dieser hatte bald die Geisteskrichtung seines jungen Freundes und dessen Scharfsinn erkannt; und da sich der junge Huber durch die Lesung der ausgezeichneten Werke Reaumur's zu der Untersuchung der Gewohnheiten und Lebensverhältnisse der Bienen hingezogen fühlte, unterließ Bonnet nicht, ihn in diesen Untersuchungen auf das Eifrigste zu unterstützen.

Es ist ein merkwürdiges Schicksal, daß diese beiden ausgezeichneten Naturforscher mit einem und demselben Leiden zu kämpfen hatten, das von den angestrengt fortgeführten Untersuchungen über die einzelnen Theile so kleiner Thiere herrührte; denn auch Bonnet litt, wie sein junger Freund, an Augenschwäche, die mit vollkommener Blindheit endigte.

Es ist leicht einzusehen, daß der Verlust des Gesichtes für die so schwierigen Beobachtungen, welche sich Huber vorgenommen hatte, äußerst störend war, und mancher möchte sich dadurch veranlaßt finden, in die Richtigkeit der Beobachtungen dieses Mannes einigen Zweifel zu setzen. Sie sind aber mit einer solchen Genauigkeit und Festigkeit durchgeführt, daß von späteren, sehr zahlreichen Beobachtern, in seinem Werke nur unbedeutende Irrthümer aufgefunden werden konnten, und Niemand bis jetzt im Stande war, etwas erschöpfenderes über die Naturgeschichte dieser Thiere zu geben.

Freilich wäre es für Huber bei seinem schlechten Gesichte nicht möglich gewesen, alle diese feinen Untersuchungen zu machen, hätte er nicht an Franz Burnens einen eben so genauen als treuen Mithelfer gehabt. Burnens war nichts anders, als ein gewöhnlicher Bauer, als er in die Dienste Hubers trat; er besaß auch keineswegs jene durchgeführte Bildung, die, wie gewöhnlich allgemein angenommen wird, der Schleifstein für den Verstand ist; dagegen besaß er aber in hohem Grade Beobachtungsgeist, Handfertigkeit, Geduld, treuen und ausdauernden Muth — Eigenschaften, welche ihn fähig machten, unter der Leitung seines blinden Herrn jene

so ausgezeichneten Beobachtungen und Untersuchungen anzustellen.

Huber, seinerseits, suchte auf jegliche Weise das natürliche Talent seines Dieners zu schärfen und zu unterstützen, und in einer Beziehung wenigstens haben die auf solche Weise unternommenen Beobachtungen den besonderen Werth, daß Burnens keine Ahnung von dem hatte, was durch frühere Beobachter in diesem Fache geschehen war, und daher frei von vorgefaßten Meinungen und Systemen zu Werke ging. Daher kam es auch, daß die Erscheinungen der Huber'schen Beobachtung in der wissenschaftlichen Welt ungemeines Aufsehen machten; denn Jedermann wunderte sich nicht nur über die Neuheit der Entdeckungen, sondern auch über die ungemein geschickte Weise, mit welcher sie angestellt worden waren.

Die Einzelheiten, welche Huber in der Naturgeschichte entdeckte, werden wir bei der Betrachtung der Bienen selbst anführen; hier genüge es zu sagen, daß alle von ihm ausgegangenen Beobachtungen durch das Bestreben dreier Männer erreicht wurden, die mit gleichem Eifer ihre Aufgabe verfolgten. In seinem späteren Alter verlor nämlich Huber seinen früheren Mitarbeiter, und an dessen Stelle trat sein Sohn, der die Arbeit über die Bienen fortsetzte, und auf diese seine Untersuchungen über die Ameisen folgen ließ.

In Hubers Charakter lag außerordentlich viel Milde und Güte, wie wir dieß nicht selten bei erblindeten Leuten antreffen; dabei war er in seinen Unterhaltungen immer mit Leib und Seele bei dem Gegenstand, mit dem sich sein Geist beschäftigte. Sprach irgend Jemand, der ihm näher stand, mit ihm über Gegenstände, die sein Gemüth erregten, dann bekam seine edle Gestalt sichtlich einen bewegten Ausdruck, und die lebendige Bewegung, welche in seinem Herzen wohnte, schien sich auf eine seltsame, fast wunderbare Weise seinen längst erblindeten Augen mitzutheilen. Einige seiner Freunde gaben sich oft Mühe, ihn zur Operation an einem seiner Augen zu überreden, weil dieses, wie es schien, nur am grauen Staar litt, allein er wies diesen Vorschlag immer zurück, und trug nicht nur ohne Klagen, sondern mit der ihm eigenen Heiterkeit des Gemüthes, die unglückliche Entbehrung des Augenlichtes.

Seine Heirath mit Maria Aimée Lullin, der Tochter eines Schweizerbeamten, war in hohem Grade romantisch. Schon in früher Jugend hatte er ein zärtliches Verhältniß mit dieser Dame angesponnen, aber ihr Vater wollte die Heirath durchaus nicht zugeben, weil Hubers Augenschwäche sich schon damals so bedenklich zeigte, daß der Verlust seines Gesichtes außer allem Zweifel lag. Die Liebe und Zuneigung der jungen Dame aber schien in dem Verhältniß zu wachsen, als die Hülflosigkeit ihres Geliebten zunahm. Sie erklärte daher ihren Eltern, sie würde sich gern ihrem Willen fügen, wenn der Mann ihrer Wahl ohne eine liebende Unterstützung leben könnte; jetzt aber, da ihm eine Verbindung mit einer Person, die ihn liebe, zur Lebensfrage geworden sei, vermöge sie nichts abzuhalten, sein Weib zu werden. Sie wartete nun so lange, bis sie das Alter erreicht hatte, in welchem sie das Recht zu haben glaubte, selbst über sich verfügen zu dürfen, und heirathete, nachdem sie manche glänzende Verbindung ausgeschlagen hatte, den blinden Gegenstand ihrer Liebe. Ihr Ehestand war glücklich, und da die Eltern des Mädchens einsahen, daß die Verbindung zu beiderseitigem Glücke ausgeschlagen hatte, verziehen sie auch ihrer Tochter den Ungehorsam. In der Verbindung dieses liebenswürdigen und edelmüthigen Weibes fühlte der blinde Mann nur sein Glück; sie war für ihn seine Augen, sein Vorleser, sein Sekretär und Beobachter, sie half ihm in seinen naturwissenschaftlichen Untersuchungen, und unterstützte ihn bei seinen Experimenten. Nachdem sie vierzig Jahre lang ihn beglückt hatte, starb sie, und oft sagte er in seinen alten Tagen: so lange sie lebte, kannte ich das Unglück blind zu sein nicht. Seine letzten Lebensjahre wurden ihm durch die liebevolle Aufmerksamkeit seiner verheiratheten Tochter, Madame de Molin, versüßt, die ihn in ihr Haus nach Lausanne genommen hatte.

Gerade um diese Zeit hatte er erfahren, daß es in Mexiko Bienen ohne Stacheln gäbe, und durch die freundlichen Bemühungen eines seiner Bekannten ward ihm ein Stock dieser Gattung zu Theil. Man kann sich denken, welche Freude diese Gabe ihm machte, der mit so leidenschaftlichem Streben dem Studium und der Bewunderung dieser Insekten sein Leben gewidmet hatte.

Huber hatte das Glück, bis zu der letzten Stunde seines Todes im Besitze seiner geistigen Fähigkeiten zu sein; er sprach mit seiner gewohnten Ruhe und Gleichmüthigkeit mit seinen Freunden, und korrespondirte noch zwei Tage vor seinem Ende mit denjenigen, die nicht in seiner Nähe waren. Er starb in den Armen seiner Tochter den 22. Dezember 1831 in einem Alter von 81 Jahren.

Duttenhofer.

Die Honigbiene (Apis mellifica).

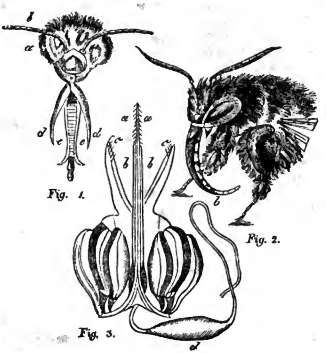
Die Familie der Bienen gehört unter die neunte Klasse der niederen Thiere, welche nach Oken die Luftröhrenthiere enthält, in welcher Klasse sie die dritte Zunft einnehmen; diese Zunft theilt sich wieder in drei Sippschaften: in die Sippschaft der Grabbienen, Hülsenbienen und Zellenbienen. Diese letzteren theilen sich wieder in Nestbienen, welche nur lose Zellen nebeneinander in die Erdhöhlen machen; und in Wabenbienen, welche dicht aneinander gefügte Zellen von Wachs bauen, wodurch große Tafeln gebildet werden, die auf beiden Seiten söhlig liegende sechseckige Oeffnungen haben, welche man Waben und Honigkuchen nennt. Sie leben in großen Gesellschaften, und bestehen, wie die meisten gesellschaftlich lebenden Insekten aus dreierlei Individuen, nämlich Weibchen, Männchen, und geschlechtslose Arbeiter.

Die Honigbiene hat seit den frühesten Zeitaltern theils durch den ausgezeichneten Nutzen, den sie ge-

währt, indem sie einerseits für den Tisch eine süße Nachkost, andererseits für den Abend durch das Wachs eine treffliche Beleuchtung liefert, theils aber durch den äußerst merkwürdigen Haushalt, der in diesen Insektenfamilien herrscht, bei Leuten jeder Bildung und jedes Standes die größte Aufmerksamkeit erregt. Namentlich in der letzteren Beziehung bietet, wie schon der ehrwürdige Kirby bemerkt, die Biene dadurch in ihrer Geschichte für Jedermann das höchste Interesse dar, daß sie weise und sorgsam, und im höchsten Grade fleißig in allen ihren Verrichtungen sowohl für ihre Königin als auch für ihre Jungen die zärtlichste Aufmerksamkeit zeigt. Die Philosophen und Dichter des Alterthums haben sich viel mit der Biene beschäftigt, und sehr viel Nahrung für ihren Enthusiasmus dabei gefunden, aber wenig Wahres und Richtiges uns davon überliefert; erst die neueren Untersucher Swammerdam, Reaumür, Schirach, und vor allen der ausgezeichnete Huber, haben uns eine wahre Naturgeschichte dieses, in allen seinen Thätigkeitsäußerungen so merkwürdigen Insektes gegeben. Wir werden in der folgenden Darstellung das Wichtigste aus der Geschichte dieser Thiere zusammenfassen und jeden Irrthum zu vermeiden suchen, den frühere Beobachter so oft verbreitet haben.

Der Körper der Biene ist etwa ⅔ Zoll lang und von schwarzbrauner Farbe, die mit dem Alter immer dunkler wird, zugleich aber über und über mit feinen dicht gewachsenen Haaren versehen, welche dazu dienen, den Blumenstaub in sich aufzunehmen. Auf beiden Seiten sind zwei durchsichtige, häutige Flügel angebracht, womit sie im Stande ist, so schnell als möglich um die Blumen her zu schwärmen. Sobald die Biene auf die blumenstaubreichen Gefäße irgend einer Pflanze gekommen ist, versenkt sie ihren ganzen kleinen Körper in den Kelch derselben, um den dort befindlichen süßen Saft einzusaugen. In demselben Augenblicke aber füllen sich die zahlreichen Haare mit Blumenstaub, und dann geht die Biene mit ihren Beinen daran, sich denselben abzuwischen. Mit ihrem Rüssel leckt sie nun alles, was von Blumenstaub vorhanden ist, zusammen, um es an dem dritten Fußpaar aufzureihen, das zu diesem Ende mit stärkeren Haaren versehen ist, und daher kommt es, daß man oft die Bienen mit gelben Höschen versehen nach Hause ziehen sieht.

Der Kopf der Biene ist ziemlich dreieckig und abgeplattet, und auf beiden Seiten stehen zwei große Augen hervor (Fig. 1 a), diese Augen bestehen aus einer ungeheueren Menge kleiner, sechseckiger Aeuglein, welche alle zu einem großen Ganzen aneinander gefügt sind, so daß das Auge, unter dem Vergrößerungsglas betrachtet, das Ansehen eines in viele Facetten geschliffenen Edelsteines hat. Außerdem hat die Biene noch drei kleine einfache Augen, welche genau auf der Spitze des Kopfes liegen, und dort die Form eines Dreiecks bilden. Wahrscheinlich dienen diese Nebenaugen dazu, mehr in der Nähe zu sehen, während die großen Augen auf die Entfernung angewiesen sind.



Die Fühlfäden sind ebenfalls für den Kopf sehr wichtige Organe (Fig. 1 b); diese sind nichts anderes, als zwei Röhren von der Dicke eines Haares und entspringen etwas unter den kleinen Nebenaugen, zwischen den großen Sehorganen. Ihrer ganzen Länge nach besitzen sie Gelenke, deren man an jedem zwölfe zählt, daher sie das Thierchen auf jegliche Weise biegen kann. Am Ende dieser Fühlfädchen sind kleine runde Knöpfchen zu bemerken, die außerordentlich empfindlich sind, und deren Bestimmung man ganz genau noch nicht kennt, denn einige Naturforscher halten sie für Augen, Andere für Gehörwerkzeuge, und wieder Andere, wohl am richtigsten für Geruchsorgane.

Die Freßorgane der Biene bestehen, wie bei andern Insekten, in verschiedenen Freßzangen, und dem ganzen, sehr zusammengesetzten Apparate von Rüsseln, Zungen, Fühlern u. dgl. Die merkwürdigste Einrichtung aber hat der Rüssel (wohl zu unterscheiden von der Zunge, die sehr klein ist, und immer in der Mundhöhle verborgen liegt), welcher als ein Theil der Unterlippe anzusehen ist. Dieses Organ dient dem Insekt dazu, die süßen Säfte der Blumen einzuziehen, und besteht aus einem langen schmalen, cylinderförmigen Faden, der aus knorpelartigen Ringen besteht, an welchen sich äußerst feine Haare festsetzen, die am Ende in einen kleinen Büschel sich vereinigen (Fig. 1 e und Fig. 2 b). Dieser Rüssel ist etwas platt gedrückt, von der Dicke eines menschlichen Haares, besitzt aber durchaus keine Höhle, sondern dient dazu, indem er sich nach allen Richtungen hin und her bewegt, hinein und heraus gezogen werden kann, die an seinen Haaren sich anhängenden klebrigen Flüssigkeiten der Pflanzen nach der Mundhöhle zu bringen. Neben diesem Rüssel liegen zwei Fühlfäden (Fig. 1 d),

welche an der inneren Seite, wo sie sich an jenen anschmiegen, gleichfalls mit feinen Haaren besetzt sind, wodurch vermieden wird, daß auch der kleinste Theil der aufgenommenen Flüssigkeit verloren gehe.

Die Enden der Füße sind außerordentlich fein gegliedert, und je mit einem spitzen Haken versehen, womit das Insekt im Stande ist, sich überall anzuklammern.

Der Hinterleib der Biene besteht aus dachförmig auf einander liegenden Ringen, unter welchen immer ein wenig Feuchtigkeit abgesondert wird, von deren Bedeutung für das Wachs später die Rede sein soll. Am Ende des Hinterleibes befindet sich der Stachel, welcher das schmerzbringende Verwundungsinstrument dieses Insekts ist. Dieser Stachel erscheint dem unbewaffneten Auge, gleich dem Rüssel des Insektes, als ein sehr einfaches Werkzeug, ungefähr wie eine feine Nähnadel; genau betrachtet aber besteht er aus zwei mit Widerhacken versehenen Schäften (Fig. 3 aa), welche der Länge nach an einander ausgeschiftet sind und in einer Scheide (bd) ruhen. Die Scheide besteht aus zwei horuartigen Ringen, welche von zwei fleischernen Ringen (ee) eingeschlossen werden, und aus diesen fließt, wenn der Stachel verwundet hat, das Gift, welches sich in einer Blase befindet, die an der Wurzel des Stachels liegt. Hat die Biene sehr tief eingestochen, so kann sie wegen der Wiederhacken ihren Stachel nicht mehr ausziehen, und da nicht selten nebst dem Stachel noch ein Theil der Eingeweide (d) zurückbleibt, so wird häufig der Tod des Thieres dadurch verursacht.

Die Königin unterscheidet sich von den Arbeitsbienen dadurch, daß ihr Leib weit größer ist, und in den oberen Parthien eine dunklere Farbe besitzt, während sie an den unteren Theilen und an den Gliedmaßen lohfarben ist. Zur Legezeit ist ihr Körper beträchtlich größer, als der jeder anderen Biene; indessen hat sie so gut wie die andern, einen Stachel, den sie aber nur gegen ihres Gleichen in Anwendung zu bringen pflegt. Die männlichen Bienen, oder die Drohnen, sind beträchtlich größer, als die Arbeitsbienen, und stachellos; beim Fliegen summen sie wie die Hummeln, und ihre Fühlfäden sind größer, wie die der andern Bienen.

Die Beobachtung des Haushaltes in einem Bienenstock gewährt dem Naturfreunde außerordentlich viel Vergnügen, denn Alles ist hier in der regsamsten Thätigkeit; die verfertigen Waben, indem sie auf die künstlichste Weise ihre Zellen zu bilden wissen, die tragen Honig ein oder füttern die junge Brut, jene begleiten die Königin, die im Begriff ist, in die neuen Zellen ihre Eier zu legen, und wieder andere suchen die Luft im Stocke zu erneuern, indem sie immer sich an einander hängen, und mit den Flügeln schlagen. Ein Bienenstock enthält eine Königin oder Mutterbiene, alsdann eine Menge Arbeiter, deren Anzahl von 10,000 bis 30,000 sich belänft, und männliche Bienen oder Drohnen zu 700 bis 1400. Wir wollen nun die einzelnen Geschäfte, die jede Art dieser Bienen zu besorgen hat, genauer betrachten.

Die Königin ist die Mutter des ganzen Stockes, und ihre Beschäftigung besteht darin, so viele Eier zu legen, daß nicht nur ihr Volk sich erhalten kann, sondern daß auch wenigstens des Jahres ein Schwarm oder eine Kolonie als selbstständiges Bienenvolk den Hauptkorb zu verlassen vermag. In warmen Sommern legt sie daher, wenn es Blumen genug zur Nahrung des Bienenstockes gibt, täglich nicht weniger, als 200 Eier, fährt so je nach der Witterung wechselnd fort, bis die kalten Tage des Oktobers heranuahen; wo sie dann im Februar wieder zu legen beginnt. Merkwürdig ist, daß sie zuerst, und zwar vom fünften Tage ihres Lebens an, nichts anderes legt, als Eier, aus denen Arbeitsbienen hervorkommen. Hiemit fährt sie eilf Monden lang fort und dann erst ist sie im Stande, Drohneneier hervorzubringen. Sobald sie diese legt, werden schon von den andern Bienen königliche Zellen angelegt, wo alsdann die Königin Eier zu legen beginnt, aus denen Königinnen entstehen sollen.

Die Art, wie die Königin ihre Eier in die Zellen legt, ist dadurch äußerst interessant, weil sie zuerst lange ihren Kopf und halben Leib in die Zelle hineinsteckt, als wollte sie untersuchen, ob sie auch gut und sorgsam gearbeitet sei; und erst nach einer oder zwei Sekunden legt sie dann ihr Ei, indem sie ihren Kopf herauszieht, ihren Leib nach unten krümmt und den Hinterleib in die Zelle schiebt. Das Ei selbst wird an den Boden der Zelle mit einer klebrigen Materie, mit welcher es schon beim Legen benetzt ist, befestigt, und gleicht einem ovalförmigen Sandkörnchen. Hat die Königin ein Ei gelegt, so geht sie von einer Zelle zur andern, immer dasselbe wiederholend, und auf diesem Wege begleiten sie die Arbeitsbienen, indem sie ihr angenscheinlich die größten Aufmerksamkeiten und Liebkosungen erweisen. Sie umgeben ihre Königin immer im Kreise, berühren sie zärtlich mit ihren Fühlfäden und bieten ihr dann und wann mit ihren Rüsseln Honig zum Futter an; daher kommt es, daß manche Naturforscher geglaubt haben, die Königin habe ihre eigenen Hofdamen, die sie immer begleiten. Versucht man es, bei diesem Geschäfte die Königin zu ergreifen, so kommen die Bienen gleich zu hunderten herbei und umgeben sie, so daß es schwer ist, sie zu finden. Gelingt aber dieß, so thun sie nichts anders, als daß sie sich um die Hand des Untersuchers gleich einem großen Bart versammeln, ohne ihn im Geringsten zu stechen, indem ihre ganze Aufmerksamkeit nur auf ihre Königin gerichtet zu sein scheint.

Bei ihrem Legegeschäft übt die Königin eine sehr weise Haushaltung, denn wenn sie in irgend einem Theile des Bienenstockes beschäftigt ist, so versieht sie, obgleich sie es könnte, nicht jede leere Zelle mit einem Ei, sondern nachdem sie etwa dreißig oder vierzig gelegt hat, wandert sie, so schnell als sie kann, nach der entgegengesetzten Seite der Wabe, um dort eben so viel einzutragen, und dieß ist wieder ein Beweis von der zweckmäßigen Genauigkeit, mit welcher diese Thiere Alles einrichten, denn wenn auf einer Seite des Stockes sich alle Brut befände, so würde zuverläßig die zur Aus-

brütung nothwendige Wärme sich nicht gehörig in demselben vertheilen, indem die Honig bewahrenden Zellen weit weniger Wärme bedürfen, als die Brutzellen.

Die Königinnen haben eine angeborene Feindschaft gegen einander, so daß keine eine andere in ihrem Stocke duldet, und wenn zwei Königinnen zu gleicher Zeit ihren Zellen entschlüpfen, so sucht Eine die Andere zu tödten, von welchen Kämpfen später die Rede sein wird.

Die Arbeitsbienen, die, wie bereits gesagt wurde, den Hauptgrundstock der Bevölkerung ausmachen, haben die Pflicht, für die Nahrung und Erhaltung des Stockes zu sorgen. Unablässig durchstreifen sie die Fluren, um an den Blumen jene köstliche Flüssigkeit aufzusaugen, welche ihnen nicht nur zur täglichen Nahrung dient und zur Fütterung ihrer Jungen angewandt wird, sondern auch Wintervorräthe abgibt, von welchen das ganze Volk sich in der kalten Jahreszeit nährt; zugleich aber sammeln sie das Material, womit sie ihre wundervollen Waben verfertigen. In den kleinen korbförmigen Höhlen ihrer Hinterbeine bringen sie den Blüthenstaub nach Hause, nachdem sie ihn zuvor, mit Hülfe des Morgenthaues, zu winzigen Kügelchen zusammengeknetet hatten; diese Kügelchen sind für das Bienenbrod oder die Nahrung der Jungen von größter Wichtigkeit. Außerdem bringen sie Propolis nach Hause, welche ein klebriges Harz ist, das sie von Weiden und andern Bäumen sammeln, um damit ihre Waben an den Seiten und dem obern Theile ihres Stockes zu befestigen und jeglichen Spalt damit zuzukleben, der die Winterkälte einlassen könnte.

Wenn man an einem warmen Frühlingsmorgen einen gläsernen Bienenstock untersucht und mit aufmerksamem Auge eine mit Blüthenstaub beladene Biene beobachtet, so bemerkt man, daß der kleine fleißige Futtersammler rasch über die Oberfläche einer Wabe hinkriecht, um eine Zelle zu suchen, in welche er seine Bürde ablegen könnte. Sobald die Biene eine solche gefunden hat, befestigt sie sich daran mit den vorderen Füßen und sucht, indem sie ihren Leib etwas vorwärts beugt, sich mit den hintern Füßen an dem entgegengesetzten Zellenrande zu halten. In dieser Stellung verweilend, bewegt sie das mittlere Fußpaar nach hinten, und sucht mit demselben die gelben Höschen der hintersten Füße abzustreifen und die kleinen Staubkügelchen in der Zelle zu befestigen.

Das Geschäft, den Eingang des Stockes während der Honigzeit Tag und Nacht genau zu bewachen, liegt ebenfalls den Arbeitsbienen ob, zugleich halten sie ihre Wohnung von allen Fremden frei, bekämpfen Raubbienen, welche sich ihrem Stocke nahen, und erneuern unablässig durch eine besondere Art der Bewegung die Luft; außerdem aber sorgen sie dafür, den Verlust einer Königin möglichst zu ersetzen und bringen die Drohnen, sobald die Honigzeit aufgehört hat, um. Alle diese Arbeiten gehen unaufhörlich fort und mit einer solchen Ordnung, daß keine Biene die andere stört, noch irgend eine das Geschäft unternimmt, das ihr nicht zugewiesen zu sein scheint. Die Einen geben sich damit ab, Zellen zu bauen, die Andern Futter einzubringen, wieder Andere die junge Brut zu pflegen, und ein ziemlich großer Theil des Arbeitsvolkes, die Luft zu erneuern. Indessen denke man nicht, daß jeder Biene ihre Beschäftigung von einer andern abgenommen werden könnte, daß wenn die Einen genug mit der Luftverbesserung sich abgegeben haben, sie von den Andern abgelöst werden und hinausfliegen, um Futter zu sammeln, oder sich an den Bau der Zellen machen. Wenn es in einem Stocke sehr lebhaft zugeht, so ruht dann und wann ein Theil der Arbeiter aus und überläßt sich dem Schlafe. Hiebei kriechen sie mit dem vorderen Theil des Leibes in eine Zelle und bleiben unbeweglich darin liegen; wobei nur am Hinterleib, an welchem die Athmungsorgane befindlich sind, eine leichte Regung zu bemerken ist. Einer jeden Biene bleibt ihre eigene Arbeit zugewiesen und Huber behauptet sogar, die Zellenbauenden unterscheiden sich von den Futtersammelnden anatomisch.

Die Arbeitsbienen sind, wie bereits erwähnt wurde, unvollkommen ausgebildete Königinnen, und sie können in der That, wenn sie noch Larven sind, durch die den königlichen Larven zukommende Behandlung in Legbienen verwandelt werden. Merkwürdig ist, daß diese Verwandlung theils von der Größe der Zelle, theils aber und hauptsächlich von der Beschaffenheit des Futters abhängt, welches der Larve verabreicht wird. Geht nämlich in einem Stocke die Königin durch irgend einen Unfall verloren, so vergrößern die Arbeitsbienen die Zelle irgend einer ihrer jungen Schwestern und füttern das darin befindliche Lärvchen mit königlichem Futter. Dieses bildet sich nun weit mehr aus und erhält die Fähigkeit Eier zu legen. Leider aber sind solche künstliche Königinnen nicht im Stande, andere Eier hervorzubringen, als Drohneneier, weßhalb sie niemals die Mutterbiene ersetzen können; auch findet man solche fruchtbare Arbeitsbienen ausschließlich nur in solchen Stöcken, die ihre Königin verloren haben.

Die Lebenszeit der Arbeitsbienen erstreckt sich nicht über sechs oder acht Monate, so daß beinahe alle Bienen, die den im Frühling gelegten Eiern entschlüpfen, vor dem Winter sterben. Aber viele erreichen selbst dieses Alter nicht, indem Regenschauer, Windstöße, plötzliche Witterungsveränderungen sie zu Hunderten aufreiben. Oft lockt sie ein warmer Herbstmorgen heraus, um auf den Wiesen noch manch verspätetes Blümlein aufzusuchen, und der nächste Schneeschauer wird ihr Tod. Daher schwindet ohne den Verlust, den noch viele andere Feinde verursachen, ein Schwarm, der im Juli 15 bis 20,000 zählte, bis zum folgenden Februar oder März zu einer Handvoll ein.

Anders ist es mit der Königin; da sie selten ihren Stock verläßt, so ist sie solchen Zufällen wenig unterworfen. Sie kann daher einige Jahre lang leben, man kennt aber ihr eigentliches Alter noch nicht genau.

Die Drohnen sind nichts anderes, als die Väter des Stockes, wie die Königin dessen alleinige Mutter ist. Sie sind in ihren Betragen rein das Gegentheil von den Arbeitsbienen, denn als eben so träge, wie üppige

Thiere nehmen sie keinen Antheil an dem Bau der Waben, und verlassen eben so wenig in der Absicht den Stock, um etwas eintragen zu helfen. Wenn die Drohnen je den Stock verlassen, so geschieht dieß nur bei dem lieblichsten Wetter und während der wärmsten Tageszeit; besonders aber zu den Zeiten, wo die junge Königin instinktmäßig herausgeht, um die Drohnen aufzusuchen.

Von der Arbeitsbiene ist die Drohne leicht zu unterscheiden, denn ihr Kopf ist dicker, ihr ganzer Leib größer und ihre Bewegungen beim Fluge sind schwer und mit lautem Summen begleitet. Manchmal trifft es sich, daß man in Stöcken, wo die Königin etwas spät legt, auffallend kleine Drohnen antrifft, und dieß rührt daher, weil alsdann die Königin ihre Eier ohne Wahl bald in Drohnenzellen, bald in Arbeitsbienenzellen fallen läßt. Kommen alsdann Drohneneier in die kleineren Zellen der Arbeiter, so werden sie auch nicht so groß, als gewöhnlich; daher glauben manche Naturforscher, die Drohnen seien außer der angegebenen Bestimmung auch dazu da, die Wärme im Stock zu erhöhen, damit die junge Brut um so besser gedeihen könnte.

Das Leben der Drohnen ist außerordentlich kurz, bald nach der Paarungszeit gehen viele von selbst zu Grunde, die Ueberlebenden aber werden im Beginn des Monats August durch die Arbeitsbienen umgebracht; gleich als ob diese eine Vorahnung hätten, daß solch eine müßige Bevölkerung den Winter über nicht gespeist werden könnte. So bald diese unglücklichen Schlachtopfer einen Angriff bemerken, so rotten sie sich, als wollten sie Trost in der Gesellschaft ihres Gleichen suchen, oder vielleicht, weil sie durch ihre zornigen Gegnerinnen in die Enge getrieben werden, zusammen und verstecken sich ängstlich in irgend einen Winkel, einer Wabe, wo sie ohne Regung verharren, und es nicht einmal wagen, sich denjenigen Zellen zu nahen, wo der Vorrath aufgehäuft ist. Dort werden sie durch den Hunger und durch die Gefangenschaft äußerst schwach, und in kurzer Zeit eine leichte Beute für ihre schonungslosen Feinde, indem sie sich als stachellos nicht wehren können. Nun beginnt eine Mordscene, die schwer zu beschreiben ist; die unglücklichen Schlachtopfer werden von den Arbeitsbienen auf den Boden des Stockes getrieben und mit unerhörter Wuth verfolgt. Hier hilft ihnen ihre Stärke nichts, vermöge deren sie im Stande sind, wohl zwei oder drei ihrer Verfolgerinnen zu ergreifen und mit sich zu schleppen, die grausamen Stacheln suchen jene ihnen in den Leib zu bohren, und der giftige Stich ist tödtlich. Indessen haben sie nicht nur diese Waffen zu fürchten, denn die Arbeitsbienen beißen ihnen oft mit ihren Freßzangen die Flügel ab und werfen sie, da sie nicht mehr fliegen können, aus dem Stocke, damit sie eine Beute des Frostes oder der Vögel werden.

Die Königin legt ihre Eier mit der bereits angeführten Sorgfalt, und ist, wenn es anders die Witterung zuläßt und der Stock sehr bevölkert ist, so daß er selbst Winters warm bleibt, zu allen Jahreszeiten mit Eierlegen beschäftigt, deren sie im Frühjahr und Sommer täglich hundert bis zweihundert legt.

Das frisch gelegte Ei wird mittelst einer klebrigen Materie in dem obern Winkel der Zelle befestigt, und bleibt dort drei Tage lang unverändert liegen, am vierten Tage springt die Schale des Eies, und nun kann man einen kleinen lebenden Wurm am Boden der Zelle entdecken. Nun kommen sogleich die Arbeitsbienen herbei und bereiten das Bienenbrod, das aus Honig, Blumenstaub und wahrscheinlich auch Wasser besteht. Mit dem Wachsthum der Larve nimmt der Fleiß der Pflegbienen zu, indem sie unabläßig das junge Bienchen füttern, und wenn man zu dieser Zeit eine Brutwabe beobachtet, so sieht man die Pflegebienen immer in die Zellen hinein kriechen, um den Jungen Futter zu reichen. Obgleich die Larven ganz wurmförmig sind und keine Füße haben, können sie sich doch spiralförmig bewegen. Die ersten drei Tage ist diese Bewegung gering, wird aber, je mehr sie wachsen, stärker; besonders stark aber bei der Herannäherung der Pflegebienen, deren beigebrachtes Futter die Larve mit höchster Begierde aufnimmt. Dieses Futter ist zuerst geschmacklos, wird aber, je mehr die Larve heranwächst, um so süßer und honigreicher.

Ist die Larve so weit herangewachsen, daß sie die Seitenwände der Zelle berührt, so verwandelt sie durch den eigenen Druck ihres Körpers, die früher sechseckige Zelle in eine cylinderförmige und nimmt fünf Tage nachher kein Futter mehr an, indem sie nun ausgewachsen ist. Jetzt aber kommen sogleich die Bienen herbei und machen aus Wachs einen gewölbten Deckel, den sie genau auf die Zelle ankleben; und nun beginnt die eingeschlossene Larve, ganz so wie die Seidenraupe sich ein feines, spinnwebenartiges Gespinnst zu weben, in das sie sich ganz einhüllt. Dazu braucht sie nicht länger, als sechsundbreißig Stunden, und drei Tage nachher hat sie sich in eine vollkommene Puppe verwandelt.

An dieser Larve kann man im Kleinen alle Theile der vollkommenen Biene entdecken, die sich nach und nach immer besser ausbilden, bis endlich der Wurm zum vollkommenen Insekte geworden ist, das sich von den Andern nur durch seine weißliche Farbe noch unterscheidet. Am zwanzigsten Tage, von dem Moment an gerechnet, wo das Ei gelegt wurde, hat das Insekt nun auch seine bräunliche Farbe erreicht, und sich von dem umgebenden Gespinnste losgemacht, das in der Zelle, nachdem es ausgeschlüpft ist, hängen bleibt. Nun frißt das Thierchen mit seinen Freßzangen den Deckel der Zelle durch, und kann binnen einer halben Stunde als vollendete Biene ihr Gefängniß verlassen. Am Anfang ist es einige Sekunden unbehülflich, so daß es scheint, als ob ihm jede Bewegung beschwerlich fiele, bald aber bekommt es die seinem Geschlechte eigenthümliche Lebendigkeit, und vermag noch am selben Tage, den Stock zu verlassen, um in das Feld auf Beute auszugehen. Die in der Zelle zurückbleibenden Hüllen bringen nicht selten den Nachtheil, daß sie die Zelle verengern und

durch ihren eigenthümlich starken Geruch Motten und anderes Ungeziefer herbeiziehen.

Das Herausschlüpfen der jungen Bienen geschieht äußerst mühsam, indem sie Glied um Glied langsam herausziehen und dabei oft ungeduldig zu werden scheinen; wenn nun aber während dieser Arbeit plötzliche Kälte einfällt, so gehen sie oft halb ausgeschlossen zu Grunde, denn die Arbeitsbienen helfen ihnen dabei nicht im Geringsten.

Sobald die junge Biene die Zelle verlassen hat, kommen die Arbeitsbienen herbei, um sie möglichst zu säubern und zu reinigen und ihr die vorige Form wieder zu geben, worauf die Königin abermals wieder ihr Ei hineinlegt, wenn nicht die Honigsammler sie mit Honig oder Blüthenstaub ausfüllen.

Bisher haben wir uns darauf beschränkt, die Entstehungsgeschichte der Arbeitsbiene vom Ei bis zum vollkommenen Insekt zu verfolgen. Ungefähr derselbe Hergang findet bei den Königinnen und Drohnen statt; nur mit einigen Abänderungen, in Absicht auf die Zeit der Entwicklung. Gleich den Arbeitsbienen werden die Drohneneier in drei Tagen ausgeheget; der Zustand der Larve dauert sechs und einen halben Tag, nachdem diese aber ihr Gespinnst vollendet und sich in eine Puppe verwandelt hat, wird sie erst nach 24 Tagen ein vollkommenes Insekt.

Etwa 20 Tage nachdem die Königin die Drohneneier gelegt hat, beginnen die Bienen königliche Zellen zu bauen, und die Königin, welche nun wieder beginnt weibliche Eier zu legen, legt in Zwischenräumen von ein oder 2 Tagen Eier in die königlichen Zellen. Diese königlichen Zellen unterscheiden sich von den andern dadurch, daß sie einen Zoll tief sind, so daß sich manche Beobachter darüber gewundert haben, wie die Königin im Stande sei, das zu legende Ei an Grund der Zelle zu befestigen; allein die Königin legt ihr Ei dann in die Zelle, wenn diese kaum angelegt ist, und erst nachher wird durch die Arbeitsbienen die Zelle völlig ausgebaut. Gleich den andern Bieneneiern braucht das königliche Ei nur drei Tage um auszuschliefen; so bald dies aber geschehen ist, bewachen die Bienen eine solche Zelle mit der größten ängstlichsten Sorgfalt, und bereiten den für die königliche Larve bestimmten Saft, der einen stechenden und etwas säuerlichen Geschmack hat, in solcher Menge, daß die Larve ihn nicht ganz verzehren kann, und noch manches davon auf dem Boden der Zelle zurückbleibt. Es scheint dabei, als ob die Bienen fühlten, daß ihr Schicksal von der Pflege ihrer jungen Monarchin abhängt.

Nach Verfluß des fünften Tages wird die Zelle der königlichen Larve verschlossen, und die Einwohnerin beginnt sich einzuspinnen. Es ist dabei merkwürdig, daß dieses Gespinnst nicht, wie bei den Arbeitsbienen und Drohnen den ganzen Körper umschließt, sondern unvollkommen bleibt. Die Natur hat hier weise dafür gesorgt, daß die Zerstörung von Königinnen um so leichter vor sich gehe, denn wenn die königliche Biene vollkommen eingesponnen wäre, so fände eine zweite Königin darin bedeutende Schwierigkeiten, weil das Gewebe dieses Gespinnstes so dicht ist, daß ein Bienenstachel nicht wohl eindringen kann, und wenn er eindringen würde, würde er sich durch seine Widerhaken dergestalt verwickeln, daß dies den Tod der jungen, die Puppe angreifenden Königin herbei führen müßte.

Die königliche Larve braucht nur 24 Stunden, um ihr Gespinnst zu weben; nun bleibt sie zwei bis drei Tage in einer todtenähnlichen Erstarrung liegen, verwandelt sich sodann in eine Puppe, bleibt in diesem Zustande 4½ Tag und kommt am sechszehnten Tage als vollkommene Königin zur Welt.

Die Arbeitsbienen und die Drohnen können, sobald sie vollendet sind, das Gefängniß ihrer Zelle verlassen, um frei in den Gärten umherzuschwärmen und ihrem Vergnügen nachzugehen; bei den jungen Königinnen dagegen verhält es sich anders, denn gleich andern Majestäten müssen sie ihren hohen Standpunkt durch gewisse Beschränkungen gewinnen, die ihnen die Sorge für das allgemeine Wohl auferlegt. Die junge Königin darf durchaus ihre Zelle nicht verlassen, um wie es gewöhnlich geschieht, einen Schwarm anzuführen, als bis das Wetter sehr günstig ist. Wenn der Zustand der Atmosphäre es erlaubt, und wenn in dem Augenblicke, wo die Königin ihre Freiheit erringen will, mehrere davon in dem Bienenstock sind, so entsteht ein tödtlicher Kampf; daher wird, damit die verschiedenen Königinnen sich nicht nähern können, jede in strenger Haft gehalten, wobei die Arbeitsbienen in den Deckel der Zelle ein kleines Loch einbeißen, um ihr mit ihren Rüsseln die nöthige Nahrung zu verabreichen.

Die Art, wie Bienen den Verlust einer Königin ersehen, ist äußerst merkwürdig; 24 Stunden lang brauchen sie, um sich genau zu überzeugen, welch ein Mißgeschick sie befallen, und alsdann verlieren sie keine Zeit, um dies Unglück wieder gut zu machen. Sie versammeln sich nun in Haufen um eine Larve, welche nicht älter ist als drei Tage, zerstören die drei um sie herumliegenden Zellen, und bauen um sie herum eine regelmäßige cylinderförmige Zelle. Nach drei Tagen verändern die Arbeitsbienen die Richtung der Zelle in der Art, daß solche, die früher horizontal gewesen war, eine perpendikuläre Lage bekommt, so daß sie einem Tropfstein nicht unähnlich ist. Zur rechten Zeit wird diese Zelle verschlossen und die Larve verwandelt sich in eine königliche Puppe. Solchen künstlichen Königinnen wird aber von den andern Arbeitsbienen nicht früher die Ehre erzeigt, welche sie gewohnt sind den wirklichen Königinnen zu gewähren, als bis sie im Begriff sind Eier zu legen.

Die Baukunst der Bienen bietet dem aufmerksamen Naturforscher einen Gegenstand der belohnendsten Beobachtung dar. Wenn man die so regelmäßig gebauten Honigwaben betrachtet, so möchte man mit manchen oberflächlichen Köpfen den Schluß ziehen, daß sie das Werk eines bloßen Naturtriebes, wie man zu sagen pflegt, seyen; allein schon die Art, wie die Bienen eine künstliche Königin sich schaffen, zeugt vom

Nachdenken dieser Thiere, noch mehr aber ihre Bauart, bei der sie zwar im Allgemeinen sehr bestimmte Regeln befolgen, wie sie jeder Baumeister befolgen muß, aber wie es die Umstände gestatten ihren Bau einrichten; und wenn ihnen ein örtliches Hinderniß begegnet, nicht ausschließlich nach oben bauen, sondern auch zur Seite, und selbst gekrümmte und im Winkel gebogene Waben anlegen, wenn dies ihnen zweckmäßig erscheint.

Kaum hat man einen jungen Schwarm in den Stock gebracht, als die Arbeitsbienen mit einer erstaunlichen Emsigkeit ihr Bauwesen beginnen. Ein Theil der Bevölkerung macht sich nun gleich daran, die neue Wohnung zu reinigen, während die meisten hinaus in das Feld eilen, um Honig zu sammeln, woraus in diesem Falle, wie wir unten sehen werden, Wachs entsteht; theils um das eigenthümliche Harz Propolis einzutragen, womit sie den Anfang der Waben an dem Dache ihres Stockes befestigen, und womit sie zugleich alle möglichen Ritzen verkleben, welche dem Ungeziefer oder der Kälte Zugang verschaffen können. Diejenigen Bienen, welche in dem Felde gewesen sind, hängen sich an den Gipfel des Stockes dicht an einander dadurch an, daß sie sich gegenseitig mit ihren gekrümmten Klauen halten, wodurch sie oft sehr schöne Guirlanden und Kranzformen bilden, verharren aber dabei 24 Stunden lang in anscheinend vollkommener Unthätigkeit. Die Zeit, welche sie in dieser scheinbaren Ruhe zubringen, wird dazu angewandt, den Honig zu verdauen und dadurch das Wachs hervorzubringen. In der Mitte des ganzen Schwarms läßt nun eine Arbeitsbiene die andere los und legt den Grund zu der künftigen Wabe. Ist sie erschöpft, so folgt dieser eine andere u. s. w. und wenn alle fertig sind, kommen die Pflegebienen, die an das ganze Werk, welches die Wachsarbeiter nur aus dem Rohen gehauen hatten, die letzte Feile legen. Denn man muß hierbei genau unterscheiden: die Wachsarbeiter bringen das rohe Material und fügen es grob zusammen, die Pflegebienen aber vollenden das Gebäude, und während die letzten mit ihrer Politurarbeit beschäftigt sind, schaffen die ersteren als fleißige Tagewerker stets neues Material herbei. Sobald die erste Wabe in der Art begonnen ist, daß sie zwei bis drei Zellenreihen hat, so fangen die fleißigen Bauleute sogleich zwei andere an, und fahren auf diese Weise fort, bis sie eine ganze Reihe von Waben gegründet haben. Der Fleiß dieser Arbeiter ist dabei so groß, daß sie in einem Tage der günstigeren Jahreszeit nicht weniger als 4000 Zellen bauen. Eine Wabe ist im Allgemeinen einen Zoll dick, mit Zwischenräumen von einem Drittelszoll, damit zwei Bienen, Rücken an Rücken, bequem durchgehen können. Gegen den Gipfel des Stockes aber, wo die Honigmagazine sind, sind die Honigzellen tiefer und daher die Waben dicker, wodurch die Zwischenwege schmäler werden. Dies ist aber für die Bienen deshalb keine Unbequemlichkeit, weil sie, nachdem sie einmal die Honigzellen versiegelt haben, selten dazu kommen, diesen Theil des Stockes zu besuchen. Während der Brutzeit aber, werden auch diese Honigzellen geleert, und gleich den andern umgeschaffen, damit auch diese zu Eiern benützt werden können.

Zuerst sind die Waben von reiner, weißer Farbe, werden aber später gelblich und färben sich nach einem Jahre tief braun. Die Bildung der Zellen geht von unten nach oben; alle sind im Allgemeinen vollkommen sechseckig, und so fein und dünn, daß drei bis vier der Wachsscheidchen, welche eine Zelle bilden, zusammen keine größere Dicke haben, als ein Blatt gewöhnlichen Papiers; dabei sind sie aber so gut auf einander gefügt, daß jede Zelle der nächstliegenden mehr Stärke giebt. Außerdem werden die Zellen noch dadurch an ihrer Spitze verstärkt, daß die Ecken mit einer Mischung von Wachs und Propolis an einander geklebt werden, wodurch der Eingang eine rundliche Gestalt erhält.

Die Zellen einer Wabe haben verschiedene Raumverhältnisse, die den verschiedenen Classen von Bienen, so in ihnen aufgezogen werden sollen, entsprechen, wobei überhaupt zu bemerken ist, daß die Gestalt dieser Zellen nach den Regeln der Meßkunst genau den Anforderungen entspricht, möglichst wenig Raum einzunehmen und zugleich möglichst Viel aufnehmen zu können.

Der Honig ist, wie Jedermann weiß, ursprünglich das Produkt der Pflanzen; viele Pflanzen nehmlich besitzen eigenthümliche, drüsigte Organe, welche einen süßen Saft bereiten, und dieser süße Saft ist es, den die Bienen aufsaugen, um ihn später als Honig einzutragen. Diese kleinen, kunstvollen Scheidekünstler nemlich durchsuchen mit ihren Rüsselchen jede Blume, um den Honigsaft einzuschlürfen, den sie in einem eigenen, nur hiezu bestimmten Magen aufbewahren, um ihn nach Hause zu tragen. Freilich ist die von jeder Biene eingetragene Menge nicht größer als eine kleine Erbse auf jeden Gang, aber diese fleißigen Thierchen ersetzen durch ihre Emsigkeit, was ihnen an Lasfähigkeit abgeht, und wenn man bedenkt, daß in guten Sommertagen sechzig bis siebenzig Bienen in einer Minute zurückkehren, wird man sich die schnelle Anhäufung von Honig erklären können. Sobald eine Zelle angefüllt ist, bekommt sie einen Deckel von Wachs, vorausgesetzt, daß sie die Bestimmung haben soll, als Magazin für die schlechte Jahreszeit zu dienen. Soll sie aber dazu beitragen, für den täglichen Bedarf der im Hause bleibenden Arbeitsbienen zu sorgen, so bleibt sie offen, ob sie nun halb oder ganz angefüllt sei. Die Güte des Honigs hängt davon ab, ob die Biene auf gewürzhafte oder schlecht schmeckende Kräuter kommt; besonders liebt man den Steinklee und das Haidekraut. Der Honig des Hymettus, der im Alterthum so sehr berühmt war, soll seinen Wohlgeschmack gleich dem von Galloway im nördlichen England, dem wilden Quendel verdanken, und der Honig von Sorbonne deswegen so wohlschmeckend sein, weil in jener Gegend viel wilder Rosmarin vorkommt. In der Nähe von Fichtenwäldern bekommt der Honig leicht einen Terpentingeschmack, und wenn die Bienen giftige Pflanzen besuchen, so erhält der Honig ebenfalls giftige Eigenschaften, namentlich gilt dieß vom

Eisenhut und vom rothen Fingerhut. Außerdem benützen die Bienen zum Honigsammeln den auf den Blättern mancher Bäume bisweilen vorkommenden Honigthau.

Die allgemeine Meinung über das Wachs geht dahin, daß dasselbe das Produkt von Pflanzen sei, und durch die Bienen eingesammelt werde. Wachs kommt allerdings in der Pflanzenwelt häufig vor, und in Amerika giebt es einen Strauch, dessen Beeren so viel Wachs liefern, daß man daraus Lichter machen kann. Außerdem besteht der feine Anflug, den wir auf den Pflaumen und Weintrauben treffen, größtentheils aus einer wachsartigen Materie, und sicher ließen sich in anderen Pflanzentheilen, die den Bienen leicht zugänglich sind, gleichfalls Wachstheile antreffen. Das Wachs aber, aus welchem die Bienen ihre Zellen bauen, ist keineswegs vegetabilischen Ursprungs, sondern wird von der Biene selbst ausgeschwitzt. Wenn man einen jungen Schwarm Bienen einsperrt und reichlich mit Honig und Wasser füttert, so bauen sie Zellen, die aus dem schönsten Wachse bestehen, und wenn man, während diese Wachsarbeit in vollem Gange ist, den Körper einer Biene aufmerksam untersucht, so findet man, daß unter den Schuppenringen des Hinterleibes eine Materie hervorschwitzt, welche auf das Deutlichste als Wachs zu erkennen ist. Es wäre also für die Biene das Wachs dasselbe, wie für die Kuh die Milch oder für den Seidenwurm das Seidengespinnst; eine Ausscheidung des Körpers des Thieres.

Der Blüthenstaub ist für die Nahrung der Brut von der größten Wichtigkeit; wie bereits gesagt, tragen ihn die Bienen in der Form von Höschen nach Hause, und die früher verbreitete Meinung war immer, diese Höschen geben das Wachs ab. Wenn man aber einen Bienenstock, der viel Brut hat, am Ausfliegen verhindert, nur mit Honig und Wasser füttert, so müssen binnen kurzer Zeit die jungen Bienen Hungers sterben, weil kein Blüthenstaub eingetragen werden kann.

Die Propolis oder das Bienenharz, das diese Thiere als Kitt, namentlich beim Anfang eines Wabenbaues benützen, sammeln diese Thierchen an abgehauenen Aesten oder an Rissen von Bäumen, wo Gummi ausschwitzt, auf, um damit ihren Kitt zu bereiten.

Wenn die Königin die volle Zahl ihrer Eier gelegt hat, so beginnt der Stock zu schwärmen; sobald nämlich Aussicht vorhanden ist, daß bald junge Königinnen ausschliefen werden, alsdann wird es äußerst lebendig im Stock, und die ganze Völkerschaft scheint sich in zwei Theile trennen zu wollen; die eine Parthei ist ihrer alten Mutter ergeben und bekümmert sich nichts um die zu erwartende königliche Brut; während die andere Parthei ängstlich dafür sorgt, eine neue Königin aufzuziehen, und an diese mehr und mehr Anhänglichkeit zu gewinnen scheint. Nun gehen, sobald die Jahreszeit warm und das Wetter günstig zu werden scheint, mehrere Anhänger der alten Königin heraus, um eine Stelle für den neuen Schwarm auszusuchen. In der Wahl dieser Stellen sehen sie keineswegs darauf, ob sie Honig finden oder nicht, denn wenn man ihnen auch einen mit Honig ausgestrichenen Korb in die Nähe setzt, so ist es doch selten der Fall, daß sie diesen wählen. Nun wird ein schöner, klarer Tag zum Schwärmen auserlesen, (denn jeder Regenschauer, ja jede Wolke, welche die Sonne etwas verdüstert, hindert den Schwarm, seine alte Behausung zu verlassen) die alte Königin tritt heraus und hängt sich an dem Orte an, der für sie ausgelesen zu sein scheint, um von dort aus sich eine neue Wohnung zu suchen. Sobald sie sich angehängt hat, so umgeben sie die andern Bienen in Form einer großen Traube, indem sie sich alle an einander anhängen, immer umflattert von denjenigen, welche keine Stelle zum Anhängen finden oder zufälliger Weise losreißen. Einige Zeit bleibt gewöhnlich auf solche Weise der Schwarm hängen, und dann ist der rechte Moment vorhanden, wo man sie fassen muß. Dieß geschieht am besten dadurch, daß man den dichtesten Theil des Schwarmes, in welchem gewöhnlich die Königin sitzt, in einen neuen Stock bringt, und von dem Augenblick an kann man versichert sein, daß die Bienen ihre neue Wohnung nicht wieder verlassen; gelingt es aber nicht die Königin zu fangen, so ist die Arbeit verloren und der ganze Schwarm kann entflehen. Um den Schwarm besser zusammen zu halten ist es gut, wenn man in einiger Entfernung Lärmen macht, wohl auch mit einer feinen Gießkanne die Bienen bespritzt, damit sie glauben, es wolle Regen eintreten, und nicht weiter gehen. Bleibt aber der Schwarm sich selbst überlassen, so verweilt er gewöhnlich nicht sehr lange auf der ersten Stelle, sondern sucht sich, angeführt durch die Königin, entweder in einem hohlen Baume oder in einer Felsenspalte einen Zufluchtsort.

Nachdem durch die alte Königin der erste Schwarm ausgeführt ist, bleibt einige Zeit das zurückbleibende Volk ohne Herrscherin, denn erst nach fünf bis sieben Tagen schlüpft diese aus, und macht sich nun sogleich daran, die Bewohnerinnen aller andern königlichen Zellen zu tödten, wird aber davon auf das Wirksamste von den Arbeitsbienen zurückgehalten, welche sie früher nicht achten, als bis sie im Stande ist, Eier zu legen. Ist nun das Volk zu schwach, um die übriggebliebenen Zellen gehörig zu vertheidigen, so gelingt es der jungen Königin, den Gegenstand ihrer Eifersucht zu tödten und das Schwärmen bleibt aus; ist aber dieses Volk stark genug, so weiß sie einen Theil der Bevölkerung dergestalt in Aufregung zu bringen, daß sie einen neuen Schwarm anführen kann. In guten Sommern, bei reichlicher Bevölkerung und raschem Nachwuchs, können daher solche Nachschwärme mehr als einmal statt finden.

Von Krankheiten der Bienen ist uns nur eine Art von Ruhr bekannt, welche von dem Genuß des Honigthaues kommt, aber nur schwach bevölkerte Stöcke zu befallen pflegt; sie wird leicht dadurch erkannt, daß der ganze Stock von den Excrementen verunreinigt wird und eine große Sterblichkeit eintritt.

Die Feinde der Bienen sind außer den gewöhnlichen Feinden der Insekten, als mehreren insektenfressenden Vögeln, Spinnen, Milben, Feldmäusen, die

im Winter, wenn die Bienen erstarrt sind, ihnen lästig fallen, besonders die Wachsmotten, von welchen es zwei Gattungen gibt, die große und die kleine Wachsmotte (Tinea mellonella und cerella). Diese Motten sind kleine Schmetterlinge, die eine außerordentliche Gewandheit besitzen, alle und jede Ritzen eines Bienenkorbs aufzusuchen und ihre Eier hinein zu legen. Aus diesen Eiern entstehen nun bald kleine Würmer, welche die größten Verheerungen im Stocke anstellen, alle Waben durchlöchern, aber weder Honig noch Wachs fressen, sondern die Ueberreste der Puppen und wohl auch die Puppen selbst angreifen. Dadurch geht nach und nach der Stock zu Grunde, wenn er nicht seine Behausung verläßt. Ein anderer Schmetterling, der bekannte Todtenkopf, ist ebenfalls den Bienen sehr gefährlich, indem er in die Körbe eindringt und die Honigwaben plündert. Auch Wespen wagen es zuweilen, und sogar vollkommen allein, als kühne Räuber in die Bienenstöcke einzudringen, werden aber gewöhnlich durch die Uebermacht der Einwohner verscheucht. Nicht selten kommt es auch vor, daß Bienen, welche sich gegen den Winter schlecht mit Vorrath versehen haben, ausziehen, um andere Stöcke zu berauben, bei welchen Räubereien immer bedeutende Scharmützel vorfallen.

Das Nähere über die Bienenzucht würde die Gränzen unserer Schilderung überstiegen, und ohne praktische Anleitung dem Leser nicht einmal interessant sein, daher wir in dieser Beziehung auf das treffliche Werk von Huber verweisen. Duttenhofer.

Ueber Luftschifffahrt.

Der Wunsch fliegen zu können ist bei dem Menschengeschlechte ein sehr alter, denn schon die Götterlehre der Griechen berichtet uns, Dädalos habe Flügel verfertigt, um mit seinem Sohne Ikaros aus Kreta zu entfliehen, wo ihn Minos eingekerkert hielt. Ikaros soll bei dieser Flucht, der Sage nach, sich der Sonne zu sehr genähert haben, wodurch das die Flügel zusammenhaltende Wachs geschmolzen sei, er selbst fiel in das Meer, während sein Vater Dädalos glücklich landete.

Sonst berichtet uns das Alterthum über Versuche einer Luftschifffahrt nichts. Im siebenzehnten Jahrhundert kam ein italienischer Physiker, Lana terzi, auf den Gedanken, aus großen metallenen Kugeln die Luft auszupumpen, um dadurch sie in der Athmosphäre steigen zu lassen, und wenn dieß möglich wäre, ein Fahrzeug daran zu befestigen. Dieser Gedanke war geistreich genug, scheiterte aber an der Schwere des hiezu nöthigen Metalls.

In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts waren die Gebrüder de Montgolfier, Papierfabrikanten zu Annonay, glücklicher, sie nahmen das Motiv ihrer Luftschifffahrt aus der Art, wie Dünste von der Erde sich als leichtere Körper, denn die atmosphärische Luft, erheben, und machten den ganz richtigen Schluß, daß wenn es möglich wäre, eine in der Luft segelnde Dunstwolke, mit einer feinen Hülle zu umgeben, diese Wolke sicher Lasten tragen werde. — Ein Gedanke, der glücklicher war, als der ihres Vorgängers Pater Galien, der behauptete, ein hohler, aus Leinwand verfertigter Körper von der Größe der Stadt Avignon mit einer Luft gefüllt, welche so leicht wäre als die Luft aus der Region, aus der der Hagel kommt, müsse als Luftschiff große Lasten tragen können. Die Gebrüder Montgolfier verfertigten aus Papier einen beinahe kugelrunden 110 Fuß im Umkreise haltenden Ballon; an der Basis dieser Maschine war ein 60 Fuß im Quadrat haltender Rahmen befestigt, der dazu diente, einen Ofen zu tragen. Am 5. Juni 1783 wurde der erste Versuch gemacht; der Ballon wurde zu Annonay aufgestellt, und erhob sich, nachdem der Ofen geheizt worden war, langsam in die Luft, auf die Höhe von 6000 Fuß, zum allgemeinen Erstaunen der versammelten Volksmenge. Indessen blieb dieser Ballon nur 10 Minuten in der Luft, denn die einzelnen Theile desselben waren nur entweder durch Knöpfe und Knopflöcher, oder durch Nähte vereinigt, so daß die erwärmte Luft zu schnell entweichen konnte, als daß der Ballon hätte noch schweben können, nachdem der Ofen erkaltet war. Zugleich kam ein Regen dazu, welcher das Papier durchnäßte, so daß die Maschine ganz langsam sich herabsenkte.

Kaum war dieser glückliche Versuch Montgolfiers bekannt, als Charles, Professor der Physik in Paris, auf den Gedanken kam, anstatt der erhitzten Luft zur Füllung des Ballons Wasserstoffgas anzuwenden, welches, als ein bedeutend leichterer Körper, die Maschine viel schneller und wirksamer heben mußte. Zugleich verfertigte er seinen Ballon von Taffet, den er mit einem Gummielasticum-Firniß überstreichen ließ. Sein erster Versuch geschah am 27. August 1783, und der mit Wasserstoffgas, freilich etwas ungeschickt gefüllte Ballon, erhielt sich dreiviertel Stunden in der Luft, nachdem er sich mit außerordentlicher Schnelligkeit, binnen zwei Minuten, auf die Höhe von 2928 Fuß erhoben hatte. Er war indessen viel kleiner, als der von Montgolfier, indem er nur einen Umfang von 38 Fuß hatte. Diese Versuche wurden nun häufig wiederholt, und man ließ durch die Ballone Thiere emporsteigen, deren glückliches Ankommen, nach dem Fall der Maschine, die nach Luftschifffahrt Begierigen anreizte, sich selbst in ein Schiff zu setzen, um durch den Ballon sich in die Luft erheben zu lassen. Die ersten Versuche dieser Art wurden von Pilatra de Rozier mit Luftballonen gemacht, welche durch Strohfeuer in die Höhe getrieben wurden; fielen aber deßwegen unglücklich aus, weil der Ballon zerriß und dadurch die Luftschifffahrer zur Erde stürzten. Charles und Robert erhoben sich zuerst in einem mit Wasserstoffgas gefüllten 26 Fuß im Durchmesser haltenden Ballon in die Luft; sie gingen in einer Höhe von 1800 Fuß in wenigen Minuten 9 Stunden weit fort, ließen sich alsdann nieder, worauf Robert ausstieg, und Charles sich, da der Ballon dadurch erleichtert wurde, wieder auf die Höhe von 1600 Klafter mit reißender Geschwindigkeit erhob, 25 Minuten in der Luft verweilte, und dann ohne Unglück zu erleiden wieder herabkam. Merkwürdig ist, daß später durch Pilatra de Rozier und Montgol-

fier immer noch Luftballone mit Feuer getrieben, angewandt wurden, trotz dem ein derartiger Versuch Beide beinahe das Leben gekostet hätte, indem ihr Ballon Risse bekam, und sich während seines Falls entzündete. Aber selbst dieses geringere Unglück hielt den wagehalsigen Pilatra und seinen Begleiter Romeni nicht ab, mit einer solchen gefährlichen Maschine eine Fahrt über den Kanal von Calais nach Dover zu versuchen, die aber Beiden das Leben kostete. Glücklicher waren Blanchard, Garnerin u. A., welche, wie bekannt ist, Reisen von England nach Frankreich mittelst der Luftballone machten.

Am zweckmäßigsten sind für solche Versuche Luftbälle, welche mit Wasserstoffgas gefüllt werden, denn in diesen vermag der Luftschiffer die Höhe, zu welcher er aufsteigen will, auf das Genaueste zu bemessen. Um in dieser Höhe ganz sicher zu sein, nimmt der Luftschiffer Säcke, welche mit Sand gefüllt sind, als Ballast mit; ist er zu einer bestimmten Höhe gekommen, und will er noch höher steigen, so entleert er nach Maaßgabe der Höhe, welche er erreichen will, seine Sandsäcke. Will er hingegen herabsinken, so läßt er aus dem Ballon etwas Gas entweichen. Dieß wird dadurch bewirkt, daß an dem oberen Theil des Ballons ein Ventil angebracht ist, das der Luftschiffer mittelst eines Strickes öffnen kann. An diesem Strick hängt gleichsam das Leben des Luftschiffers; denn könnte der Ballon nicht geöffnet werden, so würde er sich leicht zu Höhen erheben können, wo er durch die Ausdehnung des Gases zersprengt werden müßte. Aus diesem Grund ist es auch nie rathsam den Ballon vor seinem Aufsteigen gänzlich mit Gas anzufüllen, denn wäre er straff angefüllt, so würde er sich schon bei einer mäßigen Höhe bis zum Zerplatzen ausdehnen, wodurch, selbst wenn Zerplatzung nicht eintritt, den Nähten so bedeutender Schaden zugeführt würde, daß unvorhergesehene Gasentweichung die Folge davon wäre. Das Ventil muß durchaus so beschaffen sein, daß es sich leicht öffnen und schließen läßt. Auch der Strick muß möglichst haltbar sein, daher es besser ist, wenn man zwei Stricke am Ventil anbringt, als nur einen einzigen.

Mag man auch emporsteigen wollen, so hoch es die Verhältnisse des Ballons gestatten, so darf man doch unter keiner Bedingung sich seines Ballastes gänzlich entledigen, denn die Beibehaltung desselben ist für das Sinken von Wichtigkeit. Hat man nämlich, um sich aus der Höhe niederzulassen, den Ballon stark entleert, so fällt dieser, wie jeder andere schwere Körper, mit steigender Geschwindigkeit der Erde zu, und würde ohne Zweifel dort so stark aufprallen, daß das Leben des Luftschiffers in Gefahr käme. Um dieß zu vermeiden, wirft der Luftschiffer erst während des Sinkens den Rest seines Ballastes nach und nach von sich, und dadurch wird der Ballon genöthigt, ganz langsam herabzufallen, und sich am Ende in sanftem Zuge der Erde zu nähern. Außerdem bedient man sich beim Herabsinken, der größeren Sicherheit wegen, des Fallschirmes. Der Fallschirm ist eine gewöhnlichen Regenschirmen ähnliche Vorrichtung von 20 Fuß Durchmesser, und wird unter der Gondel so angebracht, daß man im Stande ist, beim Herabsteigen aus der Luft, ihn auszuspannen, wodurch die Senkung außerordentlich langsam geschieht. Blanchard hat zuerst im Jahre 1785 glückliche Proben mit dem Fallschirm gemacht, und es ist sogar möglich nach Zerstörung des Ballons blos mittelst des Fallschirmes sicher zur Erde zu gelangen. Die beste Art einen Luftballon zu füllen geschieht, wie bemerkt, mit Wasserstoffgas, welches man aus Eisenfeile, Wasser und Schwefelsäure bereitet. Diese Bereitung geschieht am besten in einer Tonne, in welche man zuerst die Eisenfeile und das Wasser bringt, und hernach die Schwefelsäure zugießt.

Der Anblick einer Gegend, wenn man sich im Luftschiff erhebt, gleicht von Anfang der Aussicht auf einem hohen Berge, nachher aber übersteht der Luftschiffer eine unabsehbare Strecke Landes, und kann die Stellen, welche unmittelbar unter ihm sind, wie ein Vogel, der in den Lüften kreist, mit dem Fernrohre auf das Genaueste beschauen; vorausgesetzt, daß nicht Wolken zwischen die Erde und den Ballon treten, und ihm die Aussicht verhüllen. In noch höheren Luftregionen verschwinden die einzelnen Gegenstände der Erde, und er sieht unter sich nur ein nebelgraues Bild, das er sich blos durch Anwendung starker Fernröhre deutlich zu machen vermag. Die Empfindungen, welche der Luftschiffer verspürt, gleichen zuerst dem angenehmen Gefühle, welches das Einathmen einer reineren Bergluft denjenigen verursacht, welche hohe Gebirge ersteigen. Zugleich aber empfindet man in diesen Luftregionen eine Kälte, die mit der Erhebung in höhere Athmosphärenkreise zunimmt. In solchen Höhen ist nun die Luft so außerordentlich fein, daß der Gegendruck der im Körper vorhandenen schwereren Luft es dem Luftschiffer nicht mehr möglich macht, weiter emporzusteigen, denn nun empfindet er drückende Bangigkeit, verbunden mit dem Gefühle des lästigsten Frostes. Das Blut tritt ihm unter den Nägeln hervor, strömt ihm aus Mund und Nase, und quillt sogar aus den Augenlidern, so daß er genöthigt wird, eilends sich herabzulassen.

Mit Sicherheit können Luftschifffahrten nur bei ruhiger Luft oder bei ganz geringem Winde angestellt werden, indem jeder Luftballon das Spielzeug der Winde ist, und es durchaus nicht in der Macht des Luftschiffers steht, ihn nach Gefallen zu lenken. Man hat verschiedene Versuche gemacht, um Luftschiffe zu lenken. Die Erfahrung hat in dieser Beziehung gezeigt, daß in den verschiedenen Höhenregionen der Luft verschiedene sich einander entgegengeseitete Luftströmungen stattfinden; der Luftschiffer kann also dadurch, daß er bald emporsteigt, bald sich herunterläßt, diejenige Region aufsuchen, in welcher die Luftströmung weht, welche er gerade für seine Reise nöthig hat. Indessen ist bei einem so wechselvollen Element, wie die Luft, das sichere Treffen der zu einer bestimmten Reise nöthigen Strömung nicht nur äußerst schwierig, sondern meistens dem Zufall unterworfen. Man hat daher zur Lenkung der Luftballone Ruder und Segel vorgeschlagen, die aber

deßwegen von geringem Nutzen sind, weil das Luftschiff ganz von dem Elemente umgeben ist, durch welches es geleitet werden soll. Während das Wasserschiff an dem Wasser selbst immer einen gewissen Widerstand findet und daher die Luft zu seiner Lenkung benützen kann, wird das Luftschiff widerstandslos, aller Segelkunst zum Trotz, vor dem Winde hergetrieben. Wollte man daher je eine auf die Lenkung von Luftballonen hinzielende Vorrichtung erfinden, so müßte man die Anordnung der Flossen gewisser kugelförmiger Fische zum Motiv wählen.

Schwimmender Kopf, Diodon mola.

Diese Fische lenken sich offenbar dadurch, daß sie ihre großen Rücken und Bauchflossen, so wie die Schwanzflosse, die mit diesen beiden eine senkrechte Ebene bildet, dem sie treibenden Wasserstrom eine schiefe Fläche entgegensetzen, wodurch sie nicht in der Richtung, der sie vorwärts schiebenden Wassersäule geradeaus schwimmen, sondern rechts oder links schief ablenken. Offenbar ist der Luftballon in ganz ähnlichen Verhältnissen, wie dieser Fisch. Die Art der Anordnung und Lenkung solcher Flossen aber wird nicht ohne Schwierigkeit sein. Ferner hat man den Versuch gemacht, Luftschiffe durch Abfeuern von Raketen gegen den Wind zu leiten, und dieß ist allerdings eine Kraft, welche bedeutend genug wäre, einem Luftballon, wenigstens momentan, eine Bewegung in bestimmter Richtung zu ertheilen. Jedenfalls aber ist das Abfeuern von Raketen aus zwei Gründen gefährlich. Erstens muß der Luftschiffer, wenn er sie auf diese Weise lenken will, die Rakete an seiner Gondel befestigen. Durch das Abfeuern derselben nun wird die Gondel mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit in der Richtung der Rakete fortgetrieben, der Ballon selbst aber, an welchen die Rakete nicht befestigt werden kann, erhält dieselbe Geschwindigkeit nicht zugleich, und daraus folgte, daß die Gondel vollkommen außer dem Gleichgewicht gesetzt würde, und dadurch den Luftschiffer in Lebensgefahr brächte. Zweitens ist die Feuersgefahr bei Anwendung von Raketen so groß, daß wohl nicht leicht Einer wagen würde, ein solches Lenkungsmittel anzuwenden, das nicht weniger gefährlich ist, als ein Feuer unter einer Pulvertonne.

Man hat die Luftbälle zu Zeiten der französischen Revolution dazu angewandt, feindliche Stellungen auszuforschen: sie sind aber wegen der Schwierigkeit, sie zu lenken, und wegen der unvermeidlichen Lebensgefahr, wenn der Ballon durch eine feindliche Kugel getroffen wird, außer Gebrauch gekommen. Den einzig praktischen Nutzen hat die Luftschifffahrt zur Anstellung einiger wichtigen physikalischen Versuche gewährt. Birt und Gay-Lussac erstiegen mit einander eine Höhe von 12,313 Fuß, und später erstieg Gay-Lussac allein, der beim ersten Versuche nicht weiter steigen konnte, weil sein Genosse Birt zu große Brustbeklemmung durch die Feinheit der Luft empfand, die Höhe von 21,549 F., die sonst noch kein Mensch erreicht hatte; lediglich für den Zweck, um einige wichtige, wissenschaftliche Probleme zu lösen.

Zur Belustigung kann man aus Schaafhäuthen kleine Luftbälle machen, und an Schnüren steigen lassen; die Anweisung dazu ist folgende: Fig. 1. A, E, C, sei

Fig. 2.

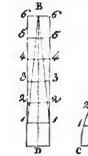
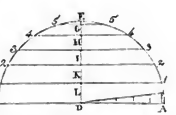


Fig. 1.



ein Halbzirkel von der Größe des Ballons, den man machen will, diesen Halbzirkel theilt man durch die Linie D, E, genau in zwei Hälften. Sodann theilt man die beiden Viertelskreise in sechs gleiche Theile, A E und E C und zieht von diesen Theilungspunkten aus Parallellinien bis zu dieser Linie D E; nun macht man eine Hilfsfigur, Fig. 2, welche genau die Länge der sechs in dem Bogen C E enthaltenen Theile hat. Auf jede der sechs Abtheilungen dieser Hilfsfigur zeichnet man Parallellinien, 1, 2, 3, 4, 5, 6, auf welche man die Dimensionsverhältnisse des Kugelschnittes auf folgende Weise aufträgt: man theilt den Bogen A, 1 (Fig. 1) in zwei gleiche Theile, und zieht von dem Theilungspunkt die Linie 1 D; ebenso verfährt man mit allen den Parallelen, so daß die Linien G 5, H 4, I 3, K 2, L 1, entstehen, und diese werden in den Schnitz bei A D, so aufgetragen, daß man den Punkt D als Mittelpunkt annimmt, um die Reductionsbogen 5, 4, 3, 2, 1, zu beschreiben. Nun nimmt man von jedem dieser Re-

ductionsbogen das Maaß und trägt sie in folgender Ordnung auf die Hilfsfigur über: der Bogen 5 kommt auf die Parallele 6, damit man die beiden Spitzen des für diese Parallele entstehenden Schnittes bekommt. Den Bogen 4 bringt man auf die Parallele 4 u. s. w., so daß man von jeder Seite die sechs Punkte der Linie bestimmt, durch welche der Schnitz bezeichnet wird. Nun nimmt man ein Stück Papier oder Pappendeckel und schneidet es in Form dieses Schnitzes, um ein Modell zu haben, nach welchem man das zum Ballon nöthige Material schneidet. Man kann zur Volksbelustigung auch allerlei hohle Figuren aus Taffet verfertigen und sie hintereinander steigen lassen, zuerst etwa einen Hirsch, sodann ein Paar Windhunde, die ihn verfolgen, hierauf einen Jäger zu Pferd und anderes Jagdgefolge. Ehe man einen Ballon, nachdem er gefüllt ist, in die Luft steigen läßt, wird er vorher immer an mehreren Stricken schwebend gehalten, damit die Zuschauer den Luftschiffer einsteigen sehen können, und im Stande sind, sich von der Größe und Gestalt des Ballon in der Nähe zu überzeugen. Alsdann steigt unter Kanonendonner und dem Jubelruf des Volkes der Ball langsam und majestätisch in die Höhe, gewinnt nach und nach mehr Flugkraft und Schnelle, um sich endlich in den Wolken zu verlieren, und vielleicht erst in weiter Entfernung zum Erstaunen eines fremden Volkes niederzufallen.

Duttenhofer.

Die Schlacht bei Thermophylä.

Beinahe fünfhundert Jahre vor Christi Geburt herrschte über das unermeßlich große persische Reich der König Xerxes. Ruhmbegierigen Herzens und die großen Thaten seiner Vorfahren beneidend, dazu jung und eroberungslustig, entwarf er viele Pläne, die Grenzen seines Reiches noch weiter auszudehnen, noch mehr Völker seiner Gewalt zu unterwerfen und das Perserreich auf Erden so groß zu machen, wie das Reich der Götter im Himmel. Seine Macht sollte reichen, so weit die Sonne leuchtete über Land und Meer. So rüstete er denn ein gewaltiges Heer aus, unermeßlich, wie es seit jener Zeit niemals wieder die Erde getragen hat. Ueber fünf Millionen Menschen folgten ihm auf dem Kriegszuge, den er vorerst nach Griechenland richtete, um von dort aus die Völker Europa's zu besiegen und seinem Scepter gehorsam zu machen.

Die Hellenen blieben während Xerxes Rüstungen nicht unthätig. Es lebte am persischen Hofe ein aus seinem Vaterlande vertriebener Spartaner, dem Xerxes viel Vertrauen schenkte; er hieß Demaratus. Als dieser edle Mann die Absichten des Perserkönigs erfuhr, ging ihm das Schicksal seiner Heimath sehr zu Herzen, und er sann auf Mittel, seinen Landsleuten von dem drohenden Gewittersturme Nachricht zu geben, damit sie ihn abwehren und geeignete Maßregeln dagegen zu treffen im Stande sein mögten. Er nahm eine hölzerne, mit Wachs überzogene Tafel, auf denen zu jener Zeit mit metallenen Griffeln geschrieben wurde, schabte das Wachs herunter, und grub seine Botschaft mit einem scharfen Dolche in das Holz ein. Darauf überzog er die Tafel von Neuem mit Wachs, so daß nichts Verdächtiges daran wahrgenommen werden konnte, und schickte sie alsdann durch einen vertrauten treuen Sclaven nach Sparta, wo sie dem König Leonidas übergeben ward. Auf diese listige und kluge Weise suchte er der Gefahr, entdeckt und am Leben bestraft zu werden, zu entgehen.

Als Leonidas die leere unbeschriebene Tafel empfing, wußte er nicht, was damit vorzunehmen sei. Der Sclave konnte ihm keine nähere Auskunft ertheilen, und so wollte er die Tafel schon achtlos bei Seite legen, als seine Gemahlin Gorgo, deren Scharfsinn das Geheimniß errieth, ihm einen Fingerzeig gab. Das Wachs wurde vom Holze abgelöst und die Erklärung des Spartaners Demaratus mit Staunen, Unwillen und gerechter Entrüstung gelesen. Eiligst entsendete Leonidas Boten an die übrigen Staaten der Griechen und verkündete ihnen Xerxes Absichten. Auf diese Nachrichten hin rüsteten die Athener eine Menge Schiffe aus, um den Angriffen der Perser zur See kräftigen Widerstand bieten zu können. Die Spartaner aber und andere Hellenen sammelten Heerhaufen, wählten den edeln und tapfern Leonidas zu ihrem Anführer und zogen an den Engpaß bei Thermopylä, durch welchen Xerxes seinen Weg nehmen mußte, falls er nach Athen gelangen wollte.

Einen besseren Ort zur Vertheidigung ihres Landes hätten die Griechen nicht wählen können, der Engpaß lag auf der Grenze von Thessalien, in der Landschaft Lokris, unweit der Stadt Trachis, in deren Nähe König Xerxes sich mit seinem unermeßlichen Landheere gelagert hatte. Der Paß, auf der einen Seite von einer hohen und steilen Gebirgskette begrenzt, wurde auf der andern Seite vom Meere bespült und von Morästen eingeschlossen, so daß an zwei Stellen kaum so viel Breite übrig blieb, daß ein Wagen den Weg passiren konnte. Hier lagerte sich das Heer der Griechen und erwartete der Perser Angriff. Seine Zahl war gering, etwa 5000 Mann nur standen unter Leonidas Befehle, weil die Griechen vor dem Beginne des Kampfes noch ein Fest feiern und erst dann mit gesammter Macht in das Feld rücken wollten. Es hatten sich versammelt: dreihundert schwer geharnischte Männer aus Sparta, fünfhundert Tegenten, fünfhundert Mantineer, eilfhundert Arkadier, vierhundert Korinther und achtzig von Mycene, außerdem siebenhundert Mann aus Thespiä und vierhundert aus Theben, und endlich noch tausend Phoceer. Von allen die Tapfersten waren die dreihundert Spartaner, welche Leonidas selbst zum Kriegszuge aus den heldenmüthigsten Männern ganz Sparta's erkoren hatte, und die schlechtesten Truppen waren die Thebaner, denen Leonidas nicht traute, weil sie nur gezwungen zum Kampfe mitzogen, und überdem noch des Einverständnisses mit dem persischen Könige verdächtig waren.

Als die Griechen nun die ungeheure Macht des persischen Königs inne wurden, hielten sie Kriegsrath, und es erhob sich ein Streit unter den Anführern. Einige wollten, man solle den Thermopylenpaß frei lassen

und sich auf die Landenge begeben, durch welche der Peloponnes mit dem festen Lande zusammenhängt, Andere wieder behaupteten, es sei besser, den Paß zu vertheidigen bis auf den letzten Blutstropfen. Dieser letzteren Meinung war auch Leonidas, der allen Widerreden gar bald ein Ende machte. Er stellte sich mit seinen Dreihundert an eine Stelle auf, wo schon vor Zeiten an dem engsten Punkte des Passes eine Mauer errichtet war, und ließ dieselbe ausbessern, um den Platz noch kräftiger und leichter vertheidigen zu können. Darauf schickte er Gesandte an die verschiedenen griechischen Städte ab, trieb sie an, daß sie ihre Rüstungen beschleunigten, und erwartete nun mit Ruhe und Heldenmuth die Heerhaufen Xerxes, welche in unübersehbaren Reihen in den Ebenen von Trachis lagerten.

Während die Griechen noch Raths pflogen und nicht einig werden konnten, sandte Xerxes einen Kundschafter ab, der erforschen und Nachricht bringen sollte, wie stark das feindliche Heer und was dessen Beginnen sei. Der Kundschafter bestieg ein Roß und näherte sich dem Engpasse von Thermopylä, den eben die Spartaner besetzt hielten, so weit, daß er mit geringer Mühe Mann für Mann zählen und ihr Thun genau beobachten konnte. Er wunderte sich des Höchsten, eine so unbedeutende Anzahl von Kriegern zu erblicken, weil er das übrige Griechenheer nicht sehen konnte, das jenseits der im Engpasse errichteten Mauer lag. Sein Erstaunen wuchs noch, als er bemerkte, wie höchst sorglos die Spartaner zu sein schienen, die sich den Anschein gaben, als wüßten sie gar nicht, daß ein König Xerxes und persische Heere in der Welt wären. Einige von ihnen kämmten und salbten ihr langes gelocktes Haar, Andere fochten mit Schwertern, noch Andere warfen mit Lanzen nach einem Ziele, und Alle lachten und plauderten und kümmerten sich nicht im Mindesten um den Kundschafter, den sie wohl bemerkten, aber seiner nicht achteten. Verwundert schüttelte dieser sein Haupt und wandte endlich sein Roß, um dem Könige Nachricht zu bringen. Niemand verfolgte ihn, die Spartaner ließen ihn unangefochten von dannen.

Als der Kundschafter zu Xerxes kam und ihm erzählte, was er beobachtet hatte, lachte der König verächtlich und hielt die Spartaner für Unsinnige. Er ließ den Demaratus vor sich kommen und fragte ihn über sein Volk aus, äußerte ihm auch seine Verwunderung über das lächerliche Benehmen seiner Landsleute und forderte ihm eine Erklärung darüber ab.

Demaratus fand die Sache so spaßhaft nicht, sondern sagte vielmehr ganz ernsthaft: „König, du kennst weder die Gebräuche meiner Landsleute, der Spartaner, noch sie selbst und ihre unerschütterliche und mannhafte Tapferkeit. Es geht ein Sprichwort unter ihnen, das von Lykurgus, ihrem einstigen Gesetzgeber, herstammt und lautet: Ein reicher Haarwuchs macht den schönen Mann schöner, den häßlichen aber furchtbar. Darum nun schmücken sich die Krieger von Lacedämon vor der Schlacht und salben ihr Haar; nicht aus Eitelkeit oder aus Hoffahrt. Verspotte deine Feinde nicht und achte ihre Zahl für nicht so gering. Denn das sage ich dir, wenn es dir gelingt, jene Männer zu tödten und Sparta zu erobern, so magst du kühnlich glauben, daß auf Erden kein Volk mehr zu finden ist, welches deiner Macht Widerstand zu leisten vermag. Die tapfersten Männer der Welt stehen dir gegenüber, hüte dich, sie zu verachten!“

Xerxes lächelte höhnisch, als er Demaratus Worte und Warnungen vernahm, und glaubte ihm nicht, sondern pochte auf die Massen seines Heeres. Wie wenig Furcht die Lacedämonier aber vor seinem Haufen hatten, beweist am besten die Antwort des Spartaners Dionakas, dem ein Trachinier sagte: „Wenn die Feinde ihre Bogen abschießen, wird die Sonne verdunkelt werden von ihren Pfeilen, so zahllos ist ihre Menge!“ — „Das ist ja schön,“ erwiederte Dianakas unerschrocken und sorglos, „wenn die Perser die Sonne verdunkeln, so werden wir im Schatten kämpfen.“ Dianakas war es auch, der sich später vor allen Andern in der Schlacht auszeichnete durch seine übermenschliche Tapferkeit und Kühnheit.

Xerxes zögerte indessen mit seinem Angriffe auf den Engpaß noch vier volle Tage, indem er jeden Augenblick hoffte, die Griechen würden den Kampf nicht abwarten, sondern sich in aller Stille davon schleichen, wenn sie erst die Anzahl seiner Heeresmasse genauer in Erfahrung gebracht haben würden. Am Morgen des fünften Tages endlich befahl er, zornig über die Thorheit und den Unsinn der Griechen, wie er ihre kaltblütige Ruhe benannte, einen Angriff auf sie zu machen, schickte einen Haufen Meder und Kissier gegen sie und trug deren Anführer auf, die unverschämten Spartaner lebendig einzufangen und gefesselt vor sein Angesicht zu führen. Darauf bestieg er einen Thron, der von mächtigen Steinen mitten auf dem Felde errichtet war, und sah sich von hier aus in unthätiger Ruhe das Schlachtgetümmel an.

Die Meder rückten vor und warfen sich ungestüm den Feinden entgegen, die sie festen Fußes erwarteten. Der Andrang war gewaltig, aber noch gewaltiger der Widerstand. Tausende von Medern fielen unter den Hieben und Lanzenstößen der Griechen, die keinen Augenblick wankten oder zurückwichen. Angriff folgte auf Angriff, und immer wurden die Meder zurückgeworfen, so daß gar bald dem Könige Xerxes die Augen aufgingen und ihm klar wurde, daß sein Heer wohl viele Menschen, aber wenig Männer zählte. Unermüdlich schwangen die Spartaner ihre Lanzen und verbreiteten Tod und Vernichtung. Leonidas focht an ihrer Spitze und begeisterte sie durch sein Beispiel. Der Tag neigte sich schon dem Ende zu, und noch hatten die Perser nicht einen Fußbreit Landes gewonnen trotz des vielen vergossenen Blutes. Da befahl Xerxes wüthend, die Schaar der Unsterblichen solle vorrücken, denn das war der Kern aller persischen Truppen, und Jedermann achtete sie als die Tapfersten des Heeres. Daß die Griechen auch dieser Schaar widerstehen konnten, ließ sich Xerxes auch nicht im Traum einfallen. Die zehntausend drangen in geschlossenen Reihen mit gesenkten Lanzen vorwärts. Als

sie jedoch mit den Griechen handgemein wurden, ging es ihnen auch nicht besser, als den Medern und Kissiern, und es mußten ihrer Viele ihre Kühnheit mit dem Leben bezahlen, d.nn obwohl sie tapfer fochten, konnten sie doch den Griechen in dem engen Passe nicht viel anhaben, besonders da deren Speere viel länger als die ihrigen waren. So kam es denn, daß sie bald zurückwichen und wenig Lust bezeugten, den Kampf wieder zu beginnen. Xerxes trieb sie jedoch immer von Neuem in die Schlacht, warf ihnen Feigheit vor, höhnte sie und entflammte ihren gesunkenen Muth wieder auf's Aeußerste. Wiederum schritten sie den Lacedämoniern entgegen und fochten mit aller Anstrengung ihrer Kräfte. Das half ihnen jedoch Alles zu nichts, und bald zeigte es sich, wie sehr ihnen die Spartaner an Tapferkeit und List überlegen waren. Nicht zufrieden nämlich mit dem Erfolge ihrer standhaften Kühnheit, stellten sie sich von Zeit zu Zeit, als ob sie die Flucht ergriffen, wandten der minderzahlen Schaar den Rücken und zogen sich zurück. Mit Wuthgeschrei und Siegesjubel drangen die Perser nach, aber wenn sie meinten, gewonnen Spiel zu haben, kehrten die Griechen nun plötzlich um, warfen sich mit unwiderstehlicher Kraft über die getäuschten Feinde der und hieben deren Hunderte zu Boden. Xerxes, der das Alles mit ansah, soll dreimal vor Angst und Schrecken von seinem Throne aufgesprungen sein und große Besorgniß für sein Heer empfunden haben. Als die Nacht hereinbrach, hörte endlich der Kampf auf. Die Perser aber mußten viele Tausende von Todten auf dem Wahlplatze liegen lassen, wohingegen die Zahl der gefallenen Griechen nur höchst gering war.

Zorn, Wuth und Beschämung im Herzen, brachte Xerxes die Nacht in seinem Zelte zu. Obwohl mit verminderter Zuversicht, doch mit vermehrtem Hasse gegen die Vertheidiger des Engpasses, befahl er, den folgenden Morgen die blutigen Angriffe zu erneuern, indem er hoffte, die Griechen würden von dem gestrigen Kampfe erschöpft, vielleicht, aus unzähligen Wunden blutend, nicht mehr so hartnäckigen Widerstand leisten können, als bisher. Diese Hoffnung erwies sich aber bald als eine trügerische. Die Griechen empfingen der Perser Schaaren mit der alten, kühnen und gewaltigen Tapferkeit, warfen sie zurück, erschlugen Tausende von Kriegern, und sandten Vernichtung und Schrecken in ihre Reihen. Ermattet und muthlosen Geists ließen die Perser vom Kampfe ab und zogen sich zurück, wie am Tage zuvor. Xerxes weinte vor Zorn und Ingrimm.

Jetzt endlich, nachdem er die Kraft der Spartaner selbst erprobt hatte, scheukte er den Worten des Demaratus völligen Glauben und verzweifelte daran, Griechenland jemals seinem Scepter unterwerfen zu können. Vernichtet und bleich vor Schrecken und Wuth, saß er in seinem Zelte, und seine Satrapen zitterten vor ihm. Da trat ein Mann vor ihn, redete ihn an und erbot sich, gegen eine große Belohnung, die Spartaner und andere Hellenen in seine Hände zu liefern. Er behauptete, einen Fußpfad zu kennen, auf welchem man das Gebirge übersteigen und den Vertheidigern der Thermopylen in den Rücken fallen könnte, und erbot sich endlich, eine Schaar Perser sicher und ohne Gefährde auf jenem Wege zu geleiten.

Mit Begierde und jauchzendem Herzen vernahm Xerxes diese Kunde und sandte sofort den Befehl an die Schaar der Unsterblichen, sie solle sich zum Kampfe rüsten und dem Führer, den er mit Gold und anderen Geschenken überhäufte, dahin folgen, wohin er sie geleiten würde, dem Feldherrn Hydarnes befahl er sodann, die Griechen im Rücken anzugreifen, während er selbst von vorn auf sie eindringen wolle. Hydarnes gehorchte den Worten des Königs, brach um die Zeit, wo der Abend hereinduukelte und die Kerzen angezündet wurden, mit der Schaar der Zehntausend auf, und stieg die ganze Nacht hindurch im Geleite des Führers den Pfad zum Gipfel des Berges empor. Als der Schimmer des Morgens die Wolken des Himmels im Osten mit Purpur färbte, näherten sie sich der Kuppe des Berges, in dem Schatten eines dichten Eichenwaldes hinschreitend, und von dem Laube der Bäume verborgen. Trotzdem vernahm aber eine Schaar schwer geharnischter Phoceer, welche Leonidas zur Deckung des Ueberganges auf den Berggipfel gestellt hatte, das Rauschen des abgefallenen dürren Laubes, welches unter den Fußtritten der nahenden Perser raschelte, und vermuthete alsbald die Ankunft von Feinden. Die Phoceer sprangen auf, legten ihre Rüstungen an, griffen nach ihren Schwertern und standen gewaffnet da, als Hydarnes mit seiner Schaar aus dem Walde hervortrat. Er erschrak, als ihm die blitzenden Harnische im Lichte der Morgensonne in die Augen funkelten, und vermuthete im ersten Augenblicke voll Entsetzen, Spartaner ständen ihm gegenüber. Als er jedoch von dem Führer hörte, daß es Phoceer wären, kehrte sein Muth zurück, und er beschloß, die Schaar zurückzuwerfen. Auf den ersten Anlauf wichen die Griechen und ließen ihm den Uebergang frei. Er sendete den Fliehenden einen Hagel von Pfeilen nach und stieg dann eilends und ohne verfolgt zu werden, den Berg unter Leitung des Führers hinab. Dieser Führer, dessen Andenken ewige Schmach und ewige Verachtung von Mit- und Nachwelt getroffen hat und treffen wird, hieß Ephialtes, und war ein Grieche von Geburt. Verräther an seinem Volke, Verräther an seinem Vaterlande fand er später ein Ende, das seiner Schandthat würdig war. Ein Mann aus Trachis erschlug ihn und warf ihn den Thieren des Waldes zum Fraße vor.

Der Perserkönig glaubte den verrätherischen Zug recht heimlich auszuführen, deunoch hatte Leonidas noch in derselben Nacht genaue Kunde davon bekommen. Ein Jonier, Namens Tyrastiadas, den Griechen zugethan, entschlüpfte heimlich aus Xerxes Lager und theilte Leonidas der Perser Plan mit. Ferner verkündete der Wahrsager Megistias aus den Eingeweiden der Opferthiere, daß alle Griechen am folgenden Morgen des Todes sterben müßten, und überdieß stiegen noch vor Tagesanbruch die Kundschafter Leonidas von den Bergen hernieder und berichteten ihm den Zug des Hydarnes und Ephialtes Verrath.

Da versammelte Leonidas die Anführer des Griechenheeres um sich her, sprach zu ihnen und redete Allen zu, ihn zu verlassen und nicht nutzlos ihr Leben zu opfern. „Geht heim," sagte er, „sparet Eure Kräfte für spätere Zeiten auf und vertheidigt Eure Heimath dorten, wo ihr es besser im Stande seid, als hier. Ich und meine Lacedämonier wollen bleiben, freudig für Eure Rettung und zum Heile des Vaterlandes ein rühmliches Grab suchen und in den Tod gehen."

Da zogen mitten in der Nacht die Schaaren der Bundesgenossen von dannen und kehrten in ihre Heimath zurück. Bei den Spartanern blieb Niemand von Allen, als die siebenhundert Männer von Thespiä und die Thebaner. Erstere freiwillig und freudigen Herzens, um mit den Freunden in den Tod zu ziehen, die Thebaner aber gezwungen, weil ihnen Leonidas nicht traute, und fürchten mußte, sie würden, wenn er sie ziehen ließe, zu den Persern übergehen.

Als nun die Abziehenden in der Ferne den Blicken entschwanden und Niemand zurückgeblieben war, als die kleine, dem Schlachtentod sich weihende, freiwillig das Leben opfernde muthige Heldenschaar, befahl Leonidas, ein Mahl zu bereiten. „Denn," sagte er, „zu unserer Tagesarbeit brauchen wir Stärkung, und das Abendmahl nehmen wir im Todteureiche ein." Erhabene Ruhe auf dem edeln Antlitze und voll Freundlichkeit unterhielt er sich in den Stunden vor dem Kampfe mit jedem Einzelnen seiner Spartaner und den Männern von Thespiä. Während des Mahles leerten die Helden heiter ihre Becher auf das Wohl des Vaterlandes und auf das Wiedersehen im Jenseits. Freudig erwarteten sie die Stunde des Todes. Nach geendigtem Mahle schmückten sie sich auf das Kostbarste, salbten ihr Haar mit duftendem Oele, legten ihre Waffen an und rückten jetzt, weil sie nun in den Tod hinauszogen, viel weiter vor in die Breite der Schlucht, als beim Beginne des Kampfes in den vorigen Tagen.

Um die Mittagszeit, so hatte es Xerxes mit Ephialtes und Hydarnes verabredet, rückte der König der Perser mit seinem ganzen Heere gegen das kleine todesmuthige Häuflein der Griechen au. Festen Fußes erwarteten diese den Andrang, stachen mit ihren langen Speeren in die dicht gedrängten Perserreihen und stürzten ihrer Viele zu Boden in ihr Todesblut. Dennoch wichen die Perser dieses Mal nicht zurück, denn ihre Hauptleute standen mit Geißeln und Peitschen hinter ihnen, trieben sie vorwärts und schlugen sie unbarmherzig in das Gesicht, wenn sie ja einmal zur Flucht umwendeten. So gab es denn ein mörderisches Blutbad. Viele Perser sanken zum Tode getroffen, Andere glitten auf dem schlüpfrigen Boden, der vom Blute gesättigt und getränkt war, aus, fielen und wurden von ihren eigenen Freunden zertreten, noch Andere wurden in die Sümpfe und das Meer gedrängt und mußten elendiglich ertrinken oder ersticken. Die Spartaner fochten lautlos, mit übermenschlicher Anstrengung und Verachtung aller Gefahr. Jeder von ihnen wußte, daß er nichts zu erwarten habe, als einen ehrlichen Schlachtentod, und da mogte denn fallen, was fiel. Niemand schonte sein selbst und noch minder des Feindes. Ihre langen Lanzen zerbrachen. Sie warfen die nutzlos gewordene Waffe von sich und hieben mit den breiten Schwertern ein. Wo ein Blitz niederfuhr, traf er zum Tode. Hier sank ein Perser mit gespaltetem Haupte, dort ein Anderer mit klaffender Wunde in der Brust, und da flog ein Arm vom Rumpfe, mit der Hand noch krampfhaft die Waffe umklammernd. Das Gemetzel war entsetzlich.

Jetzt sank aber der edle hohe Leonidas, nach heldenmäßigem Kampfe und mit ihm viele Kampfgenossen. Ein Schrei der Wuth entfuhr den Spartanern und den Männern von Thespiä und ein fürchterliches Ringen erhob sich um den Besitz des Leichnams. Mann auf Mann fiel, darunter zwei Brüder des persischen Königs. Viermal drängten die Spartaner ihre Feinde zurück, tödteten eine Menge und jagten die Uebrigen in die Flucht. Endlich bemächtigten sie sich des Leichnams und wichen nun, da Hydarnes jetzt auf der andern Seite des Engpasses in ihrem Rücken erschien, bis hinter die Schutzmauer zurück, stellten sich auf einem Steinhaufen festgeschlossen zusammen, nahmen Leonidas Körper in ihre Mitte und erwarteten hier ihren Tod. Von allen Seiten umringt und umwogt von unzähligen Feinden wehrten sie sich dennoch bis zum letzten Hauche. Wer noch ein Schwert besaß, hieb mit der letzten angespannten Kraft um sich herum, die andern vertheidigten sich mit der bloßen Faust, mit Nägeln und Zähnen. Aber die Perser erdrückten sie mit ihrer Ueberzahl. Obwohl ein Wall von Leichen sich rings um sie her aufthürmte, fielen die Helden dennoch endlich bis auf den letzten Mann. Keiner ergab sich, Keiner ward gefangen. Mit Todeswunden in Haupt und Gliedern lagen sie auf dem Steinhügel neben einander, in ihrer Mitte der Feldherr Leonidas. Das dankbare Griechenland errichtete ihnen später auf der Stelle, wo sie sanken, ein Denkmal; ihre Thaten aber gingen von Munde zu Munde bis auf den heutigen Tag, und werden leuchten als ein erhabenes Beispiel von Vaterlandsliebe, Treue und Tapferkeit noch in den spätesten Zeiten. —

Die Thebaner, als sie sahen, daß kein Mann von Sparta oder Thespiä mehr am Leben war, hörten zu fechten auf, legten ihre Waffen nieder und ergaben sich den Persern zu Kriegsgefangenen. Xerxes ließ sie brandmarken und behandelte sie als Sclaven. Von den dreihundert Spartanern waren zwei vor dem Beginne des Kampfes bei Thermopylä von Leonidas aus dem Lager geschickt, weil sie an einem bösen Augenübel litten. In einer benachbarten Stadt verweilend, vernahmen sie der Spartaner Entschluß, freiwillig zum Besten des Vaterlandes ihr Leben zu opfern. Da erhob sich der Eine, sein Name war Eurytus, vom Krankenlager, legte die Waffenrüstung an und ließ sich von seinem Diener auf das Schlachtfeld führen, „denn," so sagte er, „wo meine Genossen stehen, da steh' auch ich. Ihr Ruhm ist mein Ruhm und ihre Ehre die meinige." Er fiel kämpfend, und wurde erschlagen. Der andere Kranke aber, Aristodemus, hatte sein Leben zu lieb, meinte, sein Augen-

übel rechtfertige sehr wohl das Wegbleiben vom Kampfplatze, und rettete sich durch die Flucht. Als er jedoch später nach Sparta gelangte, wurde er von seinen Mitbürgern verachtet und Keiner würdigte ihn eines Wortes. Das ging ihm zu Herzen, und in einer späteren Schlacht, bei Platäa, löschte er die Schmach durch Tapferkeit und mit seinem Todesblute wieder aus und sein Andenken kam wieder zu Ehren. —

„Also kämpften die Hellenen bei Thermopylä," erzählt ein alter Geschichtschreiber, „und erschlugen von den Feinden bei zwanzigtausend." —

Eine Tigerjagd unter den Gaucho's.

Im Süden Amerika's, da wo der prächtige Rio de la Plata mit seinen gewaltigen Armen, dem Parana, Paraguay und Uruguay, die unter dem Namen Llanos bekannten Hochebenen von einander scheidet, und weiter nördlich, wo der König der Ströme, der Amazonenfluß, mit seinen zahllosen Nebenströmen durch unabsehbare Flachländer, die Savannen, hinzieht, finden sich noch, zahlreicher als in irgend einem Theile dieses großen Kontinentes, die verschiedenen Stämme der unvermischten Eingeborenen, und geben uns in ihrer wilden Eigenthümlichkeit ein deutliches Bild von den Sitten und dem Ur-Charakter dieser einst mächtigen und weitverbreiteten Nation. Keiner dieser Stämme hat den kühnen kriegerischen Geist seiner Väter treuer und unverfälschter bewahrt, als die Gauchos im Norden von Montevideo, und von da bis an den Uruguay sich erstreckend. Ihr Vaterland sind die Hochebenen, die sich im Norden des La Plata weithin, bis zu der Quelle des Uruguay, ausdehnen: öde, unbebaute Flächen, häufig mit dichten, undurchdringlichen Urwäldern bedeckt, durch deren schauerliche Schatten nur ein Gaucho ungefährdet zu dringen vermag. Manche Tagereise weit erstrecken sich diese Urforste, welche, noch nie durch Menschenhand gelichtet, in ihrem Innern tiefes, ernstes Dunkel beherbergen, das selbst die Sonne mit ihren Strahlen nur selten erreicht. Sümpfe, Moräste, wildes Gesträppe hemmen bei jedem Schritte den weiteren Marsch, und dennoch findet der Gaucho auf seinem gelehrigen Rosse mit sicherem Instinkte jede gewünschte Stelle in dieser seiner Heimath. Von frühester Jugend streift er in diesen Wildnissen umher, und die Sicherheit, mit der er sich überall zurecht zu finden weiß, ist so groß, daß einst zwei Gaucho's, der Eine von dem Innern Brasiliens, der Andere von Montevideo aus eine Zusammenkunft an einer einsamen Stelle im Innern eines Waldes mit einander verabredeten, und auch wirklich zur bestimmten Zeit an dem bezeichneten Orte eintrafen, nachdem sie, ohne ein anderes Kennzeichen, als den Stand der Sonne, jeder einen Weg von mehr als 100 Stunden zurückgelegt hatten. Dabei sind diese Wildnisse voll giftiger Schlangen und wilder, reißender Thiere, unter welchen der Jaguar *) den ersten Rang einnimmt.

*) Der amerikanische Tiger (Felis onza).

Doch unbesorgt zieht der Gaucho durch die menschenleere Wüste, denn er selbst ist unter allen Feinden dieses Raubthiers der Fürchterlichste, und er bedient sich dabei, wunderbarer Weise, keiner anderen Angriffswaffe, als — einer großen Fangschlinge.

Nach dieser Beschreibung denkt man sich wohl den Gaucho als einen Mann von wildem, kriegerischem Aussehen und von athletischer Gestalt — do ch bei dieser Vorstellung irrt man sich gewaltig. Nichts läßt bei diesem ungewöhnlichen Menschenstamm auf dessen außerordentliche Stärke und Beherzheit schließen. Eine kleine, schwarzbraune Gestalt, mager aber sehr muskulös, Brust und Arme mit Haaren bedeckt, die Beine vom frühzeitigen Reiten etwas auswärts gebogen — so muß man sich den Gaucho vorstellen. Sein Gesicht ist gewöhnlich ruhig und ausdruckslos; erst in den Augenblicken leidenschaftlicher Aufregung zeigt sich sein kühner, feuriger Charakter auch in den Gesichtszügen. Eine lederne Jacke, grobe, gestreifte Beinkleider, die bis an's Knie reichen, darüber ein weiter Mantel, wie er im Lande selbst gefertigt wird, ein großer, breitgekrämpter Hut und Halbstiefeln aus der rohen Haut ihrer Pferde — dieß ist der ganze Anzug eines Gaucho. Damit trotzt er der Kälte, für die er übrigens äußerst empfindlich ist, während er dagegen die größte Hitze ohne besondere Beschwerde ertragen kann. Der Gaucho liebt die Einsamkeit und das einzelne Umherstreifen in den Ebenen und Wäldern; er flieht die Gesellschaft anderer Menschen, und besucht die Städte blos, um seine Beute daselbst zu verkaufen. Seine Heimath ist die Wüste, und je wilder diese ist, desto mehr behagt sie seinem stolzen, unabhängigen Sinne. Eine elende Strohhütte, rancho genannt, ist die Wohnung dieser wilden Menschen; zum Bett dient ihnen die Erde, als Kopfkissen der Sattel ihres Pferdes, und neben ihnen liegt ihr unzertrennlicher Gefährte — die Schlinge. Sie ist ihre einzige Waffe, ihr wahres Leben, und „in der That," sagt der berühmte französische Reisende Arago, „die Kunststücke, welche ein Gaucho mit seiner Schlinge auszuführen versteht, würden mir selbst unglaublich vorkommen, wenn ich sie nicht mit eigenen Augen gesehen und angestaunt hätte. Schon ältere Geschichtschreiber erzählen aus der Zeit, da die Spanier zuerst das Land eroberten, daß die Gaucho's an den Wohnungen der Spanier im Galopp vorbei sprengten, und die feindlichen Schildwachen mit ihren Schlingen einfingen und entführten. Auch dieses sonst bezweifelte Faktum erscheint mir nun höchst glaublich, nachdem ich Aehnliches und noch Wunderbareres von ihnen selbst mit angesehen."

Der Gaucho sitzt von frühester Jugend an zu Pferd: es zu beherrschen ist sein erster Stolz, seine Wildheit zu zähmen und sich dienstbar zu machen, sein höchster Ruhm. Die Ebenen seiner Heimath sind mit zahllosen Schaaren wilder Pferde und Esel bevölkert: mit seiner Lieblingswaffe in der Hand, zieht der Vater mit seinem jungen Sohne in die Wildniß und lehrt ihn, diese wilden Thiere einzufangen und für sich selbst zu zähmen. Auf seinem gelehrigen Renner stürzt er sich auf eine dieser Heerden,

wirft seine Schlinge und eines von den Thieren ist gefangen. Die übrigen sprengen im Galopp davon, das gefangene Roß bäumt und wendet sich, und sucht seine Freiheit wieder zu gewinnen — doch vergebens. Der Gaucho springt von seinem Renner, schwingt eine zweite Schlinge und wirft sie dem Pferde geschickt zwischen die Beine, das nun fällt und den Reiter aufstehen läßt. Ohne Zügel und Steigbügel, nur mit Zunge und Sporen meistert der Gaucho das schäumende Thier, das wild mit dem Fuße auf den Boden stampft und wie der Blitz davon fliegt. So geht es eine Weile fort; plötzlich bleibt es stehen: wüthend über die ungewohnte Last, sucht es diese abzuschütteln, steigt, wälzt sich auf dem Boden — doch der Gaucho bleibt ruhig sitzen und wälzt sich mit ihm. In seiner Hoffnung betrogen, springt das bestürzte Roß wieder auf und beginnt seinen Lauf von Neuem — und immer fühlt es den unerbittlichen Sporn in seinen Weichen. Es hält von Neuem und sucht eine Gefahr, um seinen Reiter zu erschrecken. Ueber Felsen hinab, über Abgründe hinüber, durch Fluß und Sumpf geht es in unaufhaltsamem, verzweifeltem Rennen — bis es endlich, erschöpft und abgemattet, unsinkt und nun willig den Zaum annimmt. Aber nicht genug, daß das Thier, nach und nach gelehrig gemacht, seinen Reiter jetzt von einem Land zum andern trägt: es muß mit ihm von jetzt an den größten Gefahren trotzen, muß ihm noch helfen bei seinen verwegenen Angriffen.

Faßt jedes Thier ergreift bei dem Anblick des Jaguars die Flucht, und das Pferd insbesondere gehört zu denjenigen, denen er am meisten Schrecken einflößt. Welche Kraft und Geduld muß es erfordern, dem Thiere diese Angst zu benehmen! Doch nicht damit allein begnügt sich der Gaucho: er gewöhnt sein Roß selbst daran, diesem furchtbaren Feinde ohne Furcht in's Gesicht zu sehen, und nur auf ein gegebenes Signal vor demselben zu fliehen.

Zieht der Gaucho auf die Tigerjagd, so ist er in der Regel allein, ohne Lebensmittel, ohne irgend einen Vorrath, vor seinen Blicken dehnen sich öde, unabsehbare Haiden, nur mit einzelnen unfruchtbaren Bäumen bedeckt: doch der Sohn der Wüste weiß sich zu helfen. Fühlt er Hunger, so trifft er zahllose Heerden wilder Pferde; er fängt eines derselben, und nährt sich von seinem Fleische. Hat er Durst, so gibt er seinem Pferde ein Zeichen; dieses setzt sich in Galopp, und trägt ihn an eine Quelle, wo er sich wieder erquicken kann. Jetzt entdeckt er den Jaguar; mit einem Freudengeschrei sprengt er gegen das Ungethüm an, das er sich zur Beute auserlesen. Alsbald hört man das Gebrüll des Thiers, wüthend springt es auf, und ein furchtbarer Kampf entspinnt sich. Nicht die Stärke kann hier entscheiden, nur die Gewandtheit vermag den Sieg davon zu tragen: ruhig erhebt sich der Gaucho im Sattel und schwingt seine Schlinge. Der Jaguar indessen, erstaunt, sich von seinem Feinde herausgefordert zu sehen, kauert nun vorsichtig am Boden; die lechzende Zunge trieft noch von dem Blut seines jüngsten Schlachtopfers, und wüthend rollt er die flammenden Augen und sucht sich die Stelle, wo er seinen Feind zu erfassen gedenkt. In diesem Augenblick zeigt sich der Gaucho am Größten: ruhig lauernd und gefaßt auf Alles, lenkt er seinen gelehrigen Renner nur noch mit der Ferse: sachte geht er rückwärts, das Antlitz beständig seinem Feinde zugewendet, der ihm Schritt vor Schritt folgt, und auf eine unbedachte Bewegung desselben lauert. Der Gaucho weiß dieß wohl: plötzlich läßt er sein Pferd sich bäumen, jetzt thut der Tiger seinen Sprung und — ist in der Schlinge gefangen: der Renner setzt sich in wüthenden Lauf, und zieht diegefangene Bestie nach sich. Der Gaucho wendet sich von Zeit zu Zeit um; hat seine Schlinge nur den Hals des Thieres gefaßt, so wirft er noch eine zweite, welche auch die Beine umschlingt, und nun ist er Sieger. Er steigt vom Pferd, ergreift die beiden Messer, welche er im Stiefel verbirgt, und sein Opfer verblutet. Sein Tagewerk ist vollbracht; er kehrt nach Montevideo zurück und verkauft das Fell des getödteten Jaguars; schmeichelnd streichelt er sein Roß, und zieht dann wieder in die Wildniß und neuen Gefahren entgegen.

Nicht immer jedoch endigt der Kampf so leicht, denn der Jaguar macht seine Sprünge sehr ungleich, und so kommt es, daß der Gaucho auch bei seiner staunenswerthen Gewandtheit fehlt, und dann beginnt ein zweiter und noch viel gefährlicherer Kampf. Dießmal spielt das Pferd die Hauptrolle, wenn gleich der Reiter den eigentlichen Angriff ausführt. Hat der Gaucho den Jaguar gefehlt, so bewaffnet er sich mit seinen beiden Messern, und beschränkt sich auf die Vertheidigung. Das Pferd sieht die Gefahr seines Herrn; statt zu fliehen, bietet es kühn seine Brust dem ergrimmten Feinde; mit sicherem Instinkte mag es wohl ahnen, daß jede Vertheidigung aufhört, so wie es sich umwendet. Sein Blut fließt in Strömen, doch sein Muth vermindert sich keinen Augenblick; es vertraut auf seinen Reiter, und weiß, daß er es nicht verlassen wird. Ermattet der Tiger auch nur einen Augenblick, so ist's um ihn geschehen, denn die Schlinge, die stets am Sattelknopf befestigt ist, wird dann zum zweiten Mal geworfen, und beispiellos wäre es beinahe, wenn ein Gaucho zweimal hinter einander fehlen würde.

Welche Mühe mag es wohl kosten, um ein Pferd zu einem solchen Kampfe abzurichten, und welcher Gefahr setzt sich der Reiter auf, der mit seinem noch unerfahrenen Roß den ersten Kampf dieser Art besteht!

„Um die staunenswerthe Behendigkeit und Geschicklichkeit dieser Eingeborenen zu beweisen," sagt der schon erwähnte Reisende Arago, „darf man nur einige ihrer Spiele aufzählen, wodurch sie sich für ernstere Kämpfe vorzubereiten pflegen. So wird z. B. auf eine kleine Erhöhung, einen halben Fuß über dem Boden, ein spanischer Quadrupel, und über diesen ein dünnes Stäbchen gelegt. Der Gaucho sprengt auf diesem Pferd in vollem Galopp vorüber, und muß das Geldstück im Laufe aufheben, ohne das Stäbchen zu bewegen. Von zwölf Wettkämpfern waren besonders zwei, welche das Kunststück verschiedene Male hinter einander, und ohne das Stäbchen auch nur leicht zu berühren, ausführten. Der Jüngere von Beiden, ein Knabe von 14 Jahren, zeichnete sich besonders dabei aus, und gewann eine bedeutende Summe Geldes. Der Aeltere ärgerte sich gewaltig, daß er fast von einem Kinde überboten wurde, und das höhnische Lächeln des Letzteren steigerte seinen Zorn auf einen solchen Grad, daß er sich endlich voll Wuth gegen sein Lieblingsopferd wandte, und mit einem Stoße seines Messers dasselbe niederstreckte."

Digitized by Google

Süd-Amerika.

(Tafel 9.)

Seit im Jahre 1500 ein Zufall den Portugiesen Pedro Alvarez Cabral an die Küste des bis dahin unbekannten Brasiliens warf, ist Süd-Amerika das Ziel kühner Eroberer und goldbürstiger Abenteurer, die das Mährchen des Eldorado dort hinzog, wo der Fürst des Landes sich statt der Kleidung mit Goldstaub bestreuete, diesen aber, seinen Religionspflichten zu genügen, mehrmals des Tages in einem heiligen See abwaschen mußte, um sich jedesmal von neuem zu vergolden. — Jetzt ist dieses Land auch das Ziel wissenschaftlicher Forschung und einer auf bessere Gesittung begründeten Kolonisirung geworden, und von der Natur selbst ist diese zweite große Hälfte Amerika's in ihrer Pflanzen- und Thierwelt durch einen Charakter von Erhabenheit und Größe ausgezeichnet worden, dem nur die Geisterbildung und die Fortschritte des politischen Lebens in Nord-Amerika das Gleichgewicht halten können.

Süd-Amerika ist etwa 350,000 Q.-M. groß, und begreift den Theil Amerika's von der Landenge von Panama bis zu der südlichsten Spitze desselben, dem Kap Horn. Wie Nord-Amerika, mit Ausnahme von Mexico und Guatemala, eine mit Gebirgszügen umfaßte Hochebene bildet, so ist Süd-Amerika ein von Gebirgen durchschnittenes Dreieck. Das Hauptgebirge ist die Andeskette, mit dem Nevado von Sorata 25,400 Fuß, dem Illimani 24,200 F., dem Guallatieri 22,000 F., Chimborasso 21,000 F., Cayambe 19,633 F., Antisana 19,136 F., Cotopaxi 18,867 F., Tolima 18,436 F., Pinchincha 15,931 F. Dieser Gebirgszug setzt sich auf der Landenge fort, durchzieht auch Nord-Amerika, und nimmt schon in Mexico den Namen Cordilleras an.

Die drei Hauptflußgebiete Süd-Amerika's sind: der Orinoco, Maranhon (Amazonenfluß) und La-plata, außer denen noch der Uruguay, Essequebo, Surinam, Demerara, Berbice, Parana, S. Francesco, Colorado, Pilcomajo, Vermejo, Magdalenenfluß, Maromy ꝛc., so wie der Ybara-, Zapatosa-, Maracaibo-, Parima-, Xarae-, Patos-, Chincanchocha-, Mirim-, Villarica-, Lauri- und Titicaca-See, dem Lande Fruchtbarkeit verleihen. Zu bemerken sind außerdem die salzreichen Porongos-Seen.

Das Klima ist in Süd-Amerika im Allgemeinen durchaus kühler als in den andern Erdtheilen der gleichen Breite, und die meisten höheren Berge, selbst der heißen Zone, sind mit ewigem Schnee und Eis bedeckt. Auf den Gebirgen Asien's und Afrika's regnet es höchst selten, während auf der Andeskette in Peru dagegen ein heller Tag zu den Ausnahmen gehört, und obwohl an der Küste es fast nie regnet, und Gewitter unerhört sind, so haben auf der Ostseite doch die Bewohner der Ufer des Amazonenflusses gewöhnlich gegen zehen Regenmonate.

Die politische Eintheilung Süd-Amerika's zerfällt in neuerer Zeit im Westen in den Staat Columbia, zu dem die Republiken Venezuela, Neu-Granada und Escuador gehören; den Staat Peru, der sich in die Republiken Süd- und Nord-Peru theilt, die Republik Bolivia, die Republik Chili; im Osten Guyana, in das sich die Engländer, Franzosen, Holländer, Brasilien und Columbien theilen; das Kaiserthum Brasilien, das Diktatorat Paraguay und die Bundesstaaten der Republik La Plata oder Argentina; die Republik Oriental da l'Uruguay, auch Cisplatina, früher Banda Oriental genannt; die Südspitze aber bildet das freie Land der Patagonen und das Feuerland.

Die Vegetation zeigt sich hier in ihrem üppigsten Reichthume, und Pflanzen, Thier- und Menschenleben prangt noch im frischen Glanze der Jugend. Hier thürmt sich die majestätische Mora, (die riesige Mimose der westlichen Halbkugel, deren Holz zum Schiffbau das der Eiche weit übertrifft,) mit ihren dunkelbelaubten Aesten empor, ihr folgt der nicht weniger stattliche und nützliche Swarri, welcher große und nahrhafte Nüsse trägt, der Trompetenbaum, der Haiowa oder Weihrauchbaum, der den Wald mit seinem wohlriechenden Harze durchduftet, die Wassergnave, mit ihren aromatischen Blättern, und hundert andere, nicht minder merkwürdige und wunderbare Bäume; dort winden sich zahlreiche Schlingpflanzen, als wenn sie ihre riesigen Nachbarn zum Feste putzen wollten, bis in die höchsten Wipfel der Bäume, während sie an andern zierlich in einander geschlungen auf den Boden herabhängen, von Neuem Wurzel schlagen, und so ihre Beschützer gegen die entwurzelnde Wuth des Orkans wieder schirmen. Der wilde Feigenbaum schlägt, als ein ächter Schmarotzer, auf den äußersten Aesten der Mora Wurzel, und zieht lustig fortwuchernd seine Nahrung aus ihrem Safte, während die scharlachrothen und blendend weißen Blüthen der Passiflora und verschiedene Arten der Bignonie, mit ihren purpurrothen Kronen, gleich natürlichen Kränzen, von dem grünen Laubwerk herabhängen, und dem herrlichen Bilde einen noch frischern Reiz geben. Dieser üppige Reichthum der Natur breitet sich vorzugsweise in Guyana aus, das wir etwas näher betrachten wollen.

Guyana oder Guayana heißt der lange Küstenstrich vom Amoßfluß des Orinoco bis zu der Mündung des Maranhon. Er ward von dem spanischen Seefahrer Basco Nuñez 1504 entdeckt, und Terra firma genannt, doch scheinen die Spanier sich wenig um diesen Erwerb gekümmert zu haben, denn später siedelten sich Portugiesen, Franzosen, Niederländer und Briten daselbst an. Die ehemals spanischen Besitzungen in Guyana gehören jetzt zur Republik Columbia, die portugiesischen sind an Brasilien übergegangen, die niederländischen bestehen nur noch aus der Kolonie Surinam, die französischen aus der Kolonie Cayenne, mit der gleichnamigen Hauptstadt, die englischen aus den Gouvernements Essequebo, Demerara und Berbice, ohngefähr 4000 Quadratmeilen mit 147,000 Einwohner, und der Hauptstadt Georgetown. Das Klima Guyana's ist,

da es gerade unter dem Aequator liegt, sehr heiß und dabei sehr feucht, deßhalb auch im Allgemeinen ungesund, aber um so mehr den Pflanzenwuchs beförderndd.

Die erste Abbildung, welche wir hier sehen, zeigt uns eine jener wildromantischen Gegenden, an denen dieses Land so reich ist. Denke dir, lieber Leser, du seiest durch einen dichten Urwald hindurchgedrungen, wo riesenhafte Bäume hoch ihre Stämme erhoben, und die Zweige ihre immergrünenden Kronen so dicht in einander verschlungen haben, daß nur selten ein ungewisser, gleichsam verirrter Strahl der Sonne durch dieses dichte Gewölbe zu dringen fähig ist! Denke dir diese alten Stämme von üppig wuchernden Moosen und Flechten besetzt, an denen sich zahllose Schlingpflanzen, Lianen genannt, emporranken, welche ihre gewürzhaft duftenden Blüthen hier und da halb versteckt durch das grüne Laub schimmern lassen; denke dir ferner diesen ganzen Wald von unzähligen Vögeln der verschiedensten Art bewohnt, unter denen die Papageien mit ihrem bunten Gefieder und ihren gellenden Stimmen nicht die kleinste Rolle spielen. Dort hängen kleine Affiein, nicht größer als ein Eichhorn an den beweglichen Zweigen der Schlingpflanze, und schaukeln sich hin und her; dort grinst der böse, hämische Brüllaffe, dessen Stimme dich schon auf eine Meile Entfernung erschrecken kann, hinter dichtem Gezweige hervor; und nicht ferne glänzen, gleich grünen Edelsteinen, hinter einem verwitterten Baumstamme die Augen der giftigen Klapperschlange. Wo der Wald unterbrochen wird, beugen sich hier und da von manchem Baume die Zweige hernieder bis auf den Boden, um dort von neuem einzuwurzeln und durch ihre üppige Wucherung den Wald zu vergrößern. Nachdem den Wanderer durch einen solchen Urwald hier die neckischen Bewegungen der Affen und die bunten Farben der Papageien ergötzt, dort das Zischen der Schlangen, das ferne Gebrüll des Jaguar und das unheimliche Schwirren der Fledermäuse erschreckt, die prachtvolle Entwicklung der Vegetation aber ringsumher in Staunen versetzt hat, tritt er gerne heraus an das Licht, wo ihm eine freiere Gegend weniger schreckbare und doch herzerfreuende Ansichten darbietet. Diese Urwälder nämlich werden hier und da von großen Ebenen unterbrochen, auf denen die üppige Vegetation sich nur auf Gräser beschränkt und die den Namen Savannen führen. Das Innere Süd-Amerikas ist an solchen Savannen sehr reich, und diese sind von unzähligen Heerden von Büffeln, Rindvieh und Pferden bevölkert; lauter Thiere, die in Amerika nicht einheimisch vorgefunden, sondern erst durch die spanischen Eroberer dorthin gebracht wurden. Von einheimischen Thieren, welche diese Savannen beleben, sind besonders merkwürdig der vorzugsweise in der Nähe der Flüsse sich aufhaltende Tapir, das Nabelschwein, verschiedene Gattungen von Savien (Meerschweinchen), worunter die merkwürdigste das Capybara, das die Größe eines jährigen Schweins erreicht, Faulthiere verschiedener Art, Armadille, das Lama und Vicunna, welche jedoch die Nähe der Gebirge vorziehen; eine eigenthümliche Gattung wilder Hunde, welche gleich Wölfen und Schakalen truppweise umherstreifen, kleine Thiere anfallen und zerreißen, zu feige aber, sich an größere zu wagen, meistens den Geyern ihren Schmaus am Aase streitig machen; außerdem belebt diese flachen Gegenden der amerikanische Strauß, der von den Jägern, seines Gefieders halber, häufig aufgesucht, zu Pferde gejagt und mit dem Lasso gefangen oder auf dem Anstand geschossen wird. Die Luft über diesen Savannen ist wenig von Vögeln bevölkert, indem sich diese mehr den dichteren Wäldern zuziehen; nur der königliche Geyer durchschwimmt in unermeßlichen Höhen die blaue Luft, von wo aus herab er sich seine Beute erspäht, die er, jählings herunterstürzend, mit seinen Krallen und seinem scharfen Schnabel angreift.

Während der heißen Sommerzeit wird das Gras der Savanne so dürr, daß es leicht zu entzünden ist, und von den Eingeborenen, welche durch dieselben reisen wollen, in Brand gesteckt wird. Unsere Leser würden sich aber sehr täuschen, wenn sie sich diese grasreichen Savannen ungefähr so vorstellen sollten, wie die üppigen Wiesengründe eines englischen Parks. Eine südamerikanische Savanne ist keineswegs so lieblich und einladend, als man von einer grasreichen, mit wilden Pferden und Rindvieh belebten Gegend erwartet. Der Boden nämlich ist in der heißen Jahreszeit trocken, brennend heiß und von unzähligen Ameisen bevölkert, deren kunstreich aufgeführte Gebäude die Höhe von 5 bis 6 Fuß erreichen; die Luft ist von einer zahllosen Menge kleiner Stechfliegen bevölkert, die das Vordringen in diesen Gegenden zu einer wahren Pein machen. Außerdem gewährt auch eine weite, kahle Ebene, die nur in der Ferne von dunstumwölkten Bergen begrenzt wird, gerade nicht den freudigsten Anblick. Die Savannen werden in der Regenzeit größtentheils überschwemmt, und verwandeln sich alsdann in ungeheuere Sümpfe, deren Ausdünstungen einen höchst schädlichen Einfluß auf die Gesundheit der benachbarten Bewohner ausüben; daher bösartige Fieber jeder Gattung in diesen Gegenden nichts Seltenes sind.

Die Gebirge, von denen Süd-Amerika durchzogen wird, zeichnen sich durch ihre abenteuerlichen und ungewöhnlichen Formen aus; bald erhebt sich ein Fels in Gestalt eines Menschenhauptes, bald ahmt er die Bildung alter verfallener Burgen nach, und bald ragt er in Form einer einzelnen, wie von Menschenhänden gebildeten Säule in die Höhe, kurz die wunderlichsten Bildungen und Felsengestaltungen finden sich hier, und erinnern den Reisenden (um Kleines mit Großem zu vergleichen,) lebhaft an die Felsformationen der sächsischen Schweiz. Diese Gebirge bestehen theils aus Granit, theils aus älterem Sandstein, theils aber sind sie vulkanischer Natur. Die abenteuerlichen Formen dieser Berge haben auf die Phantasie der Ureinwohner ihre Wirkung nicht verfehlt, denn an jeden seltsam geformten Berg knüpfen sich tausend Sagen von bösen Geistern, die dort hausen sollen; Sagen, die mit den Religionsbegriffen der Indianer genau zusammenhängen, welche zwar an ein höchstes gutes Wesen glauben, das

die Welt erschaffen habe, ihr Gebet aber immer an die unzählige Menge böser Geister richten, denen sie alles Unheil auf Erden zuschreiben, wobei sie sagen, der gute Geist sei viel zu weit von ihnen entfernt, um all ihrem einzelnen Ungemach Aufmerksamkeit schenken zu können, die bösen Geister aber seien ihnen näher, deshalb müßten sie diese durch Gebet und Opfer zu versöhnen suchen.

Eine der lieblichsten Naturscenen, welche man in diesen Gebirgen beobachten kann, ist der Tanz des durch seine Schönheit so berühmten Felsenmännchens oder Felsenhahns. Dieser Vogel gehört zu der Sippschaft der finkenartigen Meisen, ist größer als eine Turteltaube, 10 Zoll lang, rothgelb, die Schwungfedern braun und weiß, das Ende des Schwanzes braun, Schnabel und Füße gelb; er trägt einen rundlichen Strauß auf dem Kopf, ungefähr so, wie ihn der Wiedehopf hat. Ein neuerer Reisender erzählt von dem Tanze des Felsenhahns Folgendes: „Wir hörten in einiger Entfernung die zwitschernden Töne, welche diesem Vogel so eigenthümlich sind, und zwei meiner Führer winkten mir, mich mit ihnen vorsichtig nach dem Orte hinzuschleichen, der etwas abgelegen vom Wege den Versammlungsplatz der Tanzenden bildete. Er hielt etwa 4 bis 5 Fuß im Durchmesser, jeder Grashalm war entfernt und dabei der Boden so glatt, als hätten ihn menschliche Hände geebnet. Auf diesem Platze sahen wir einen der Vögel herumtanzen und springen, während die Uebrigen offenbar die bewundernden Zuschauer bildeten. Jetzt spreitete er seine Flügel aus, warf seinen Kopf in die Höhe, oder schlug, gleich einem Pfau, mit dem Schwanze ein Rad; dann stolzirte er umher und kratzte den Boden auf, was alles von einem hüpfenden Gange begleitet war, bis er ermüdet einen eigenthümlichen Ton von sich gab und ein anderer Vogel seine Stelle einnahm. So traten drei nacheinander auf die Schaubühne und zogen sich hintereinander mit dem stolzesten Selbstgefühl wieder unter die Uebrigen zurück, die sich auf einigen niedrigen Büschen, welche den Tanzplatz umgaben, niedergelassen hatten. Wir zählten zehn Männchen und zwei Weibchen, bis sie plötzlich das knisternde Geräusch eines Stück Holzes, auf das ich unvorsichtig meinen Fuß gesetzt hatte, aufscheuchte — und dahin flog die ganze tanzende Gesellschaft. Die Indianer, welche ihre schönen Bälge ungemein schätzen, suchen diese Vergnügungsplätze eifrig auf, und verbergen sich mit ihrem Blaserohr und vergifteten Pfeile, um die Tanzenden zu erwarten. Bevor der Tanz nicht völlig begonnen, setzt der Indianer seine Waffe auch nicht in Thätigkeit; die Vögel sind alsdann so mit ihrem Vergnügen beschäftigt, daß er vier bis fünf nacheinander erlegen kann, bevor es die Uebrigen merken und davon fliegen“ *).

*) Diese Erzählung ist gewiß ein Mährchen, und zugleich ein Beweis, wie sehr mancher Reisende geneigt ist, Ungereimtheiten zu erzählen, um für die Unterhaltung des Publikums zu sorgen, ohne zu bedenken, daß dadurch Irrthümer in die Naturgeschichte eingeführt werden. Der Felsenhahn ist ein sehr scheuer Vogel; sein Tanz beruht wahrscheinlich nur darauf, daß er die Gewohnheit hat, wie die Hühner in der Erde zu scharren, und dabei die Flügel zu heben. Anm. d. Redaktion.

Nicht weniger reich an Naturwundern sind die Flüsse dieses Landes, als die staunenswerthen Gebirge desselben; diese Flüsse sind bekanntlich von ungeheurer Größe, wie das jede Karte vom Orinoco, Amazonenstrom u. dgl. zeigt. Sie besitzen aber dabei so außerordentlich zahlreiche Nebenflüsse, daß durch sie allenthalben das Land durchschnitten wird, wodurch sich auf manchen Stellen bequeme Verbindungsstraßen bilden. Die Eigenschaft der Verbindungsstraße kommt indessen nur den größeren Flüssen zu, indem der Weg, den die kleineren sich durch das Gebirg bahnen, von zu vielen Stromschnellen und Wasserfällen unterbrochen wird, als daß sie als bequemere Verbindungsstraßen dienen könnten. Der Reisende, welcher in das Innere des Landes vordringt, muß unter den größten Gefahren und Anstrengungen auf Indianerkähnen, Corial genannt, begleitet von Eingeborenen, die Flüsse hinauf fahren, und hier begegnet er außer den Hindernissen, welche ihm die Stromschnellen und Wasserfälle bereiten, einer unendlichen Menge von Schwierigkeiten aller Art. Die Indianer nämlich lassen sich nicht leicht bewegen, eine solche Expedition mitzumachen, ohne ihre Weiber und Kinder mitzunehmen; ein Umstand, der die Karavane vergrößert und die Bedürfnisse unnöthig vermehrt. Bei jedem Wasserfalle und jeder bedeutenderen Stromschnelle müssen die Corials ausgepackt und mittelst Walzen über das oft sehr felsige Gestade nach der höher gelegenen schiffbaren Stelle des Flusses gebracht werden. Hiezu kommt noch, daß trotz dem Fischreichthum der Flüsse und dem Reichthum der Wälder an allerlei Wild, nach den Versicherungen der Reisenden, oft Mangel an Lebensmitteln eintritt; denn auf einmal hört in manchen Gegenden der Flüsse der Fischfang auf, und wenn man in die Nähe von ausgebrannten Savannen kommt, wird das Wild gerade in demselben Maße selten, als auch die nahrhafteren Waldfrüchte weniger üppig gedeihen. Zu alle dem kommt noch der Umstand, daß wenn die eingeborenen Begleiter in die Nähe eines feindlichen Stammes auf solchen Ausflügen kommen, sie auf keine Weise zu bewegen sind, den kühnen Forscher weiter in seinen Entdeckungskreisen zu begleiten.

Dagegen übertrifft aber nichts das Romantische einer solchen Fahrt. Nachdem man einige Zeit oft zwischen üppig grünenden Wäldern dahingefahren ist, und manche lachende Insel umschifft hat, scheint auf einmal der Weg durch ungeheuere Felsenmassen gehemmt, an denen seltsame, von hohem Alterthum zeugende Schriftzüge eingegraben sind. Kaum sind diese Felsmassen bewundert worden, so sieht man, wie der ganze Fluß, tausendfarbige Regenbogen bildend, über den Grath einer hohen Felsenmauer herabstürzt, und hat man diese Felsen überstiegen und glaubt nun ruhig weiter fahren zu können, so legen ungeheuere Felsenpallisaden, selbst dem Vordringen zu Fuße, fast unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Jetzt öffnen sich Klüfte zu den Füßen des Wanderers, die er nur durch einen kühn gemachten Sprung zu überschreiten vermag, oder er muß durch einen Strom waten, der sich seinen ge-

schlängelten Lauf durch die Felsen gebahnt hat; plötzlich scheint auch dieser wie durch Zauberkraft verschwunden, bis ein unterirdisches Getöse dem Reisenden verkündet, daß er unter seinen Füßen hinrollt, und eben so plötzlich erscheint er alsdann auf einmal an einer Stelle wieder, wo man es am wenigsten vermuthet und sein Erscheinen auf keine Weise zu erklären vermag.

Die Pflanzenwelt, die sich in prachtvoller Ueppigkeit an jenen Flußgestaden zeigt, bietet manches Wunderbare dar. Oft bemerkt man um die Regenzeit, daß sich bei Nacht abgefallene Blätter mit einem phosphorartigen Glanze überziehen, so daß der ganze Boden umher von einem weißlichen Lichte erhellt ist; dieses Phosphoreseiren kommt von einer kleinen, schwammartigen Pflanze, welche ringsumher den Boden überzieht. Eine der schönsten Wasserpflanzen ist die Lacis, die, wenn sie in voller Blüthe steht, mit ihren dichten, röthlichblau spielenden Blüthen an hellbraunen Stielen einen scharfen Kontrast gegen die kahlen Granitfelsen bildet, welche sie mit ihren ungeheueren Blättern wie mit einem grünen Teppich belegt, denn diese Blätter sind über 3 Fuß lang und 2 Fuß breit. Eines der größten Wunder der Pflanzenwelt hat Schomburgk, einer der neuesten Reisenden an einem jener Flüsse entdeckt; er beschreibt diese Pflanze folgendermaßen: „Ein riesiges Blatt von fünf bis sechs Fuß Durchmesser, in Form eines Präsentirtellers, mit einem oberhalb hellgrünen, unterhalb hellkarmoisinrothen Rande, ruhe auf dem Wasser; mit diesem wunderbaren Blatte stimmten die Blüthen völlig überein, die aus vielen Hundert Blumenblättern bestanden, welche von dem reinsten Weiß in vielfachen Abstufungen in das Rosa und Fleischfarbene übergingen. Das spiegelglatte Wasser war ganz von ihnen bedeckt, ich ruderte von der einen zur andern und fand immer wieder etwas Neues zu bewundern. Das Blatt ist auf der Oberfläche hellgrün, fast kreisförmig, nur der Achse gegenüber leicht eingebogen; es hält fünf bis sechs Fuß im Durchmesser und ist von einem drei bis fünf Zoll hohen Rande umschlossen, der auf der äußern Seite die rothe Farbe zeigt; die Rippen sind einen Zoll hoch, und strahlen von einem Mittelpunkte so aus, daß sich von den acht Hauptrippen eine große Anzahl kleinerer abzweigen, die wieder von erhabenen Bändern im rechten Winkel durchkreuzt werden und mit Stacheln besetzt sind, so daß das Blatt in kleine Beete getheilt erscheint, und fast wie ein Spinnengewebe aussieht; der Stängel der Blume ist ebenfalls mit scharfen, elastischen Stacheln besetzt, und die Schattirung vom Weißen gegen das Rothe geht von außen nach innen. Der Durchmesser des Kelches beträgt 12—14 Zoll. Ein lieblicher Geruch erhöht die Schönheit dieser Blume ungemein.“

Eben so merkwürdig, als die Vegetation, ist an diesen Flüssen die Thierwelt. Sehr schmackhafte Fische verschiedener Art sind in reichlicher Menge in diesen Flüssen zu finden. Das Pekari oder indianische Schwein lebt wild an den Ufern der Ströme, besonders da, wo Moräste häufig sind. Auch die Kaimans oder amerikanischen Krokodille sind ungemein zahlreich an diesen Flüssen; sie erreichen eine Größe von 14 Fuß, mit Einschluß des Schwanzes, und sind in diesen Gegenden ein sehr gefährliches Raubthier, das jedoch den Menschen nicht unmittelbar angreift, wenn es nicht gereizt wird. Sie haben ein ungemein zähes Leben, und sind, selbst für einen sichern Schützen, eine zweifelhafte Beute. Die einzigen verwundbaren Stellen sind der Bauch und das Auge. Schomburgk erzählt: „Es ist zum Erstaunen, wie weit oft die unsinnige Tollkühnheit den Indianer hinreißt, während er bei andern Gelegenheiten wieder die erbärmlichste Feigheit zeigt. Alle seine Handlungen werden durch den Augenblick geleitet. Ein Kaiman lag bewegungslos und scheinbar todt am Ufer des Flusses. Salomo, der Häuptling meiner Warraus, sprang hinüber, führte mit seinem Jagdmesser einige gewichtige Hiebe über den Kopf desselben, und suchte dann mit Gewalt seine Kinnbacken aus einander zu reißen. Nur durch meinen ausdrücklichen Befehl konnte er von diesem unsinnigen Vorhaben abgebracht werden. Kaum aber hatte er den Kopf des Kaimans wieder in seine frühere Lage zurückfallen lassen, als das Ungeheuer mit aller Kraft nach dem Indianer schnappte, ihn aber glücklicherweise verfehlte, dafür aber einen alten Baumstamm traf, in dem es sich so fest eingebissen hatte, daß wir es mit einer Axt heraushauen mußten. Herr Cameron traf einen andern unmittelbar unter dem Auge in den Kopf; er schlug auf das Heftigste mit seinem Schwanze das Wasser, kam dann auf dem Rücken in die Höhe, und wir hielten ihn Alle für todt. Eins der Corials fuhr nun heran, um den Kopf in Sicherheit zu bringen; kaum aber war es in seiner Nähe angekommen, als plötzlich neues Leben in seine Venen zurückgekehrt zu sein schien; es wandte sich von selbst um und brauste durch das Wasser hin. Hendrick, der Leiter des kleinen Corials, stand mit seinem Jagdmesser bereit, und der Kaiman richtete nun seinen Angriff auf dieß, und stürzte mit geöffnetem Rachen auf das Bug los. Die geschlossene Reihe der scharfen Zähne, die Hendrick so unerwartet zu sehen bekam, setzte diesen in eine solche Furcht, daß er selbst sein Ruder, welches er in der andern Hand hielt, in das Wasser fallen ließ und zurückwich, ohne auch nur einen Stoß nach dem Umgethüm geführt zu haben. Ich ließ augenblicklich mein großes Corial quer vorfahren, um dem Ungeheuer die Flucht abzuschneiden; es wartete jedoch unsere Ankunft nicht ab, sondern schoß blitzesschnell mit offenem Rachen gegen uns heran, gleichsam als wenn es uns hätte angreifen wollen, was uns aber freilich nicht außer Fassung bringen konnte, schlug dann gegen die Seite des Corials, tauchte unter, wobei es mit dem Schwanze das Wasser peitschte und uns gänzlich durchnäßte, und verschwand endlich in der Tiefe.“ Eine bessere Jagd gewährt ein anderes, zu der Klasse der Eidechsen gehöriges, 4—5 Schuh langes Thier, der Leguan, der besonders in der Nähe der Flüsse auf den Bäumen haust, und wegen seines köstlichen Fleisches sehr geschätzt ist. Die lustigsten Bewohner jener Flußgebiete aber sind die Frösche, deren

es sehr verschiedene Arten gibt, die sich durch ihre sonderbaren Stimmen vor allen andern ihres Gleichen auszeichnen. Einige blöcken wie Kälber, andere zirpen wie junge Vögel, wieder andere schnattern wie Enten, ja sogar rauhe und tiefe menschenähnliche Stimmen fehlen unter ihnen nicht, so daß bei Nacht schon mancher Vorposten durch sie in Angst gesetzt wurde. Der merkwürdigste unter diesem sonderbaren Volk ist der sogenannte Ruderer, der seinen Namen daher hat, weil seine quackende Stimme dem regelmäßigen Schlage eines Ruders in so hohem Grade gleicht, daß sich stationirte Soldaten dadurch täuschen ließen; er lebt auf dem Lande, hat die Größe eines braunen Grasfrosches, lange gelbe Beine und einen braunen, schwarzgefleckten Körper; seine Wohnung ist unter Tags ein alter Baum, bis ihn die Nacht zum Herumstreifen und zur Ausübung seiner Sängerkunst einladet. Außerdem fehlt es nicht an Schildkröten, die durch ihre schmackhaften Eier, so sie in den Sand legen, dem Reisenden manche Erfrischung gewähren.

Hauptprodukte Süd-Amerika's überhaupt sind aus dem Pflanzenreiche Tabak, Kakao, Vanille, Fieberrinde, Indigo, Zucker, Kaffee, Baumwolle, Ambra, Balsam, Safran, Pfeffer, Fernambuckholz ꝛc. Das Thierreich zeigt die hier ursprünglichen Lama, Vicunna, Jaguar, Tapir, Faulthier, Vampyr, Kondor, Papagey, Colibri, Klapperschlange, Musquito's, die Cochenille, Perlen, das Pekari, Leguan, Kaiman ꝛc., dann zahlreiche Heerden von wildgewordenem Hornvieh und Pferden; das Mineralreich aber spendet große Reichthümer von Gold, Silber, Platina und Diamanten, zu denen Brasilien und Peru, deren unermeßliche Schätze zum europäischen Sprichwort geworden sind, das meiste beitragen.

Das zweite Bild gibt uns eine Ansicht von

Rio de Janeiro.

Rio de Janeiro ist die Hauptstadt Brasiliens und liegt unter 22 Grad 56 Minuten südlicher Breite, und 43 Grad 16 Minuten westlicher Länge; es hat eine Bevölkerung von 200,000 Einwohnern sehr vermischter Farbe, und ist in jeder Hinsicht eine der schönsten Städte Süd-Amerika's, blühend gelegen und mit einem sehr schönen Hafen versehen. Der Anblick der Stadt von der Seite aus, wie wir sie hier erblicken, zeichnet sich durch das äußerst malerische der Gegend vor andern Punkten um diesen sichern Seehafen aus; besonders in die Augen fallend sind in der Ferne die lieblich gelegenen Landhäuser am Hafen, und eine großartige Wasserleitung, welche auf der rechten Seite der Landschaft hervorragt.

Das Klima von Rio de Janeiro hat nicht die brennende Hitze jener senkrecht unter dem Aequator gelegenen Gegenden Süd-Amerika's, indem hier eine kühle Seeluft stets für gemäßigte Temperatur sorgt, daher diese Stadt einer der gesundesten Plätze ist, und schon manchem an Zehrfieber Leidenden die untergrabene Gesundheit wieder hergestellt hat. Wenn der Fremde in diesem schönen Hafen gelandet ist, so staunt er zwar über die herrliche Vegetation, die Brasilien in einen lieblichen Garten verwandelt, und nicht minder ergötzen sein Auge die eben so schön geformten, als kühn emporragenden Gebirge, welche diesen Hafen umgeben; dagegen aber sind die Straßen unregelmäßig und schmutzig, und die Häuser in einem sehr schlechten Geschmacke erbaut.

Die Bucht von Rio de Janeiro wurde im Jahre 1531 von Martin Alfonso de Souza entdeckt, von ihm aber nicht zu einer Niederlassung benützt, indem er das ungünstiger gelegene San Vincente hiezu erwählte. Erst im Jahre 1555 setzten sich französische Protestanten, welche den Religionsverfolgungen in ihrem Vaterlande entflohen, unter Villegagnon hier fest. Bald aber entstanden unter diesen Kolonisten Uneinigkeiten, Villegagnon ging nach Frankreich zurück, und erst nach seiner Entfernung blühte die französische Kolonie auf, indem sie mit den Eingebornen sich in ein freundschaftliches Verhältniß zu setzen wußte. Dieser blühende Zustand der neu eingewanderten Kolonie erregte die Aufmerksamkeit der Portugiesen. Es wurde gegen sie eine Militärmacht ausgerüstet, welche die, nach dem ersten Gründer benannte Insel Villegagnon den Kolonisten abnahm, dieselben aber nicht gänzlich vertreiben konnte, indem sie bei den Eingebornen an der Küste Zuflucht fanden. Erst 1564 gelang es Eusebio de Sa und Salvador Lorea de Sa die Franzosen gänzlich zu vertreiben, und der Letztere gründete die Hauptstadt Brasiliens, an der Stelle, wo sie gegenwärtig steht und gab ihr den Namen San Sebastiao, de Rio de Janeiro (Sanct Sebastian am Januarsfluß). Von dieser Zeit an faßten die Portugiesen festen Fuß in Brasilien, und breiteten sich in kurzer Zeit auf der ganzen Küste und im Innern des Landes, wo sie reiche Goldminen und Diamantgruben auffanden, aus.

In den früheren Jahrhunderten schritt die Civilisation dieses Landes nur langsam vorwärts, denn der Goldreichthum der Gebirge auf der einen Seite, und der noch bis in die letzte Zeit so lebhaft betriebene Sclavenhandel andererseits waren mehr geeignet die Leidenschaften der Habsucht und Grausamkeit zu erwecken, als der Gesittung und Veredlung des geselschaftlichen Lebens Raum zu geben. Erst in neueren Zeiten ist theils durch die bessere Regierung des selbstständigen Kaiserthums Brasilien, theils durch die Berührung mit andern europäischen Nationen in Rio de Janeiro mehr Bildung einheimisch geworden.

Den eigenthümlichsten Anblick gewährt diese Stadt dadurch, daß Nationen von den verschiedensten Farben in bunter Mischung mit einander verkehren; so verschiedenartig aber auch diese Farbennüancen sind, beschränken sie sich ihrem Charakter nach wesentlich auf vier Nationalitäten: die Ureinwohner, die Europäer, die Neger und die Leute gemischter Farbe.

Der Charakter der Ureinwohner scheint sich seit vielen Jahrhunderten völlig gleich geblieben zu sein; sie haben sich, nur mit Ausnahme von einzelnen Indi-

vidnen, auf keine Weise von dem Zustande der Wildheit entfernt. Mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, durchstreifen sie die Wälder, um zu jagen; ihre Hütten bestehen aus Gezweigen und Rohren, welche sie in die Erde einrammen, roh verflechten und mit Blättern decken. Alles, was nicht zu seinem Stamme gehört, betrachtet der Indianer als seinen Feind, sei er nun ein Europäer oder ein Neger, oder ein Ureinwohner von entfernten Gegenden. Seine Industrie beschränkt sich auf Verfertigung von Matten und andern kleinen Geräthschaften; Viehzucht und Ackerbau aber sind ihm fremd. Unter sich haben die Wilden keinerlei Verfassung, obgleich der kühnste Jäger oder Krieger unter ihnen den Titel eines Oberhauptes erhält, dessen Autorität aber sich nicht viel über diesen Titel zu erstrecken scheint. Indessen sind diese Häuptlinge für die Portugiesen in so fern von Nutzen, als sie durch Geschenke gewonnen ihre Stammesangehörigen von feindlichen Angriffen auf die Pflanzungen abzuhalten vermögen. Menschenfresser gibt es unter ihnen in dem eigentlichen Sinne des Wortes nicht, denn sie scheinen die erschlagenen Feinde nicht sowohl aus Geschmack am Menschenfleisch, als aus Rachsucht zu verzehren.

Die Bande der Familie haben für den Indianer wenig Gemüthliches; da er selbst arbeitscheu ist, überläßt er die wenigen Geschäfte dem weiblichen Geschlecht, ohne auf dessen Alter oder Gebrechlichkeit Rücksicht zu nehmen. Sobald die Kinder einigermaßen ihren Lebensunterhalt selbst suchen können, sind sie für die Eltern kein Gegenstand der Aufmerksamkeit mehr, und gehen sich selbst überlassen ihren eigenen Weg. Nur wenige Indianer leben in den Städten oder Dörfern, um sich dort durch Tagelohn etwas zu gewinnen, und wenn sie auch noch so sehr sich an das Leben unter gesitteten Leuten gewöhnt haben, bleiben sie immer träge, verdrießliche, mürrische Arbeiter. Ihre Belustigungen beschränken sich auf roh ausgeführte Tänze, und zuweilen auf das Schießen nach dem Kopfe eines erschlagenen Feindes; ihre beinahe einzigen Waffen sind Bogen und Pfeile, indem sie selten ein Messer oder sonstiges Seitengewehr besitzen.

Dieß Alles gilt von den um Rio de Janeiro wohnenden wilden Stämmen, bei welchen auch nicht eine Spur jener Civilisation anzutreffen ist, welche die Entdecker Amerikas in Peru und Mexiko fanden.

Ganz anders verhält es sich mit den Negern. Es liegt nämlich in dem Wesen der afrikanischen Volksstämme, Staaten zu bilden, wenn gleich diese Staaten sich mehr auf einzelne Stämme als auf ganze größere Völker beschränken. Der Neger ist daher schon seiner Natur nach nicht jener unzähmbare Wilde, wie der Amerikaner, sondern er besitzt ein sehr lebhaftes und feines Gefühl für Familienglück, und eben deßhalb auch einen Begriff von Staat, so dunkel und wenig ausgebildet er auch sein mag; deßhalb schließt sich der Neger an den Europäer an, und hat Sinn für Arbeit, sobald er durch dieselbe nicht nur seine eigene, sondern auch die Lage seiner Familienangehörigen zu verbessern hofft; ist dieß aber nicht der Fall, so hat er selbstständige Kraft genug, sich um jeden Preis loszuringen, und ein eigenes Schicksal sich zu gründen. In Absicht auf sein gemüthliches Leben hat der Neger viele Aehnlichkeit mit einem Kinde; alle Gemüthseindrücke, die auf ihn gemacht werden, sind sehr lebhaft, aber auch eben so vorübergehend; daher rührt, daß die Neger so außerordentlich schnell ihr früheres Vaterland vergessen, wenn es ihnen in der Sclaverei nur einigermaßen gut geht, und sich ihnen die Aussicht darbietet, eine Familie begründen zu können. Werden die Neger in Afrika durch den Sclavenhandel den Ihrigen entrissen, so ist ihr Schmerz darüber so fürchterlich, daß sie sich einem dumpfen, dem Wahnsinn gleichenden Brüten darüber hingeben, oder in die tollsten Ausbrüche von Raserei verfallen, in welchen sie sich das Leben zu nehmen suchen; dieser Zustand der Trauer hält so lange an, bis sie in ihrer neuen Heimath, Amerika, einen Herrn gefunden haben, bei welchem sie das, was früher mit ihnen vorgegangen war, vergessen. Dieses Vergessen ist nicht etwa die Folge von Leichtsinn, sondern offenbar die Folge davon, daß jenes wehmuthsvolle Gefühl der Gefangenschaft so zerstörend auf ihr ganzes Wesen einwirkt, daß sie sich der Vergangenheit nicht mehr klar erinnern können. Eine gütige Behandlung und namentlich der Trost der christlichen Religion, wirkt auf das Gemüth der Neger bald so heilsam und beruhigend ein, daß sie sich im Verkehr mit ihren Landesgenossen bald wieder glücklich fühlen, und sich selbst glücklich preisen, sobald für sie oder für ihre Kinder sich eine Aussicht auf Freiheit darbietet. Der Neger ist ein kräftiger und guter Arbeiter, und dabei so voll frohen Muthes, daß er, wenn er den ganzen Tag gearbeitet hat, nicht selten den Abend mit lustigen Tänzen und weitschallender Musik zubringt. Jeder Neger bekommt auf den Pflanzungen ein Feld zu Bestreitung seiner Bedürfnisse, und darf dieses Feld in den Erholungsstunden und an Feier- und Sonntagen bebauen, in welcher Beziehung er in den katholischen Besitzungen der Brasilianer besser daran ist, als in den protestantischen der Engländer, indem sich die Feiertage bei jenen wohl auf hundert Tage des Jahres belaufen mögen; daher Neger, denen es an Arbeitsamkeit und Handfertigkeit nicht fehlt, sich nach einer Reihe von Jahren so viel verdienen können, um ihre Freiheit zu erkaufen.

Die Behandlung, welche die Neger von den weißen Pflanzern erfahren, ist im Allgemeinen nicht allzuhart, indem es in dem Interesse des Pflanzers selbst liegt, seine Sclaven nicht durch Krankheit oder Tod, oder auch Entlaufen einzubüßen. In früheren Zeiten war es häufig der Fall, daß die Neger von ihren Herren auf das Grausamste mißhandelt wurden, und deßhalb geschah es, daß die bedrückten Sclaven sich zu wiederholten Malen empörten, ja daß eine ganze Schaar Neger sich aufmachte, und im Innern Brasiliens eine Stadt gründete, von der aus sie in räuberischen Streifzügen die Pflanzungen beunruhigten. Erst nach hartnäckigen und mehrfachen Kämpfen gelang es, diese Negerstadt zu zerstören.

Merkwürdig ist die Rangverschiedenheit, welche die Neger selbst gegenüber von den Weißen anerkennen; so nämlich, daß der Mulatte (das Kind eines Weißen und einer Negerin, oder umgekehrt,) sich höher dünkt, als der Neger, und der Tercero oder der Sohn eines Mulatten und einer Weißen, oder umgekehrt, auf den Mulatten herabsieht. Indessen werden diese Farbennunterschiede im gemeinen Leben nicht so sehr festgehalten, denn obgleich die Neger von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen sind, so werden schon die Mulatten in dieser Beziehung dem Weißen gleich geachtet. Manchem Leser könnte dieß auffallend erscheinen, indem nach unsern europäischen Begriffen wohl genaue Familienverbindungen nöthig sind, um öffentliche Aemter zu erlangen, besonders wenn dieß von einem aus dem gemeinen Volke Emporgekommenen gilt, wie das ja bei dem Mulatten stets der Fall ist. Allein die Sache verhält sich aus einem religiösen Grunde anders. Dem Taufpathen nämlich gebietet die Religion, für sein Pathenkind zu sorgen, und in einem Lande, wo die Geistlichkeit so hoch geehrt wird, würde jeder Uebertreter gegen dieses Gesetz in der öffentlichen Meinung sehr anstoßen; der Neger aber, dem an der Wohlfahrt seiner Kinder außerordentlich viel gelegen ist, sucht bei der Geburt eines Kindes wo möglich einen Weißen, oder doch einen besser gestellten Farbigen zum Pathen zu gewinnen, und daher rührt es denn, daß Mulattenkinder die in Rede stehende achtbare Stellung erhalten können; denn einem Negerkinde, das durch die angegebene Protektion frei geworden ist, wird es nicht so schwer, als andern, eine eheliche Verbindung mit Weißen einzugehen, daher auch derartige Heirathen nicht selten sind.

Das Leben der Weißen in Rio de Janeiro selbst ist nicht viel von dem Leben anderer Seestädte zu unterscheiden, indem hier über die gebildete Klasse jener Firniß von Kultur ausgegossen ist, der sich mit mehr oder weniger Abstufungen im Ganzen überall gleich bleibt. Der Portugiese ist in der Arbeit träge, höchst genußsüchtig, lebt mehr auf der Straße als zu Hause, und hat in seinen Gesprächen jene Lebendigkeit und jenen treffenden Natrwitz, der südliche Völker bezeichnet. Interessanter ist daher die Betrachtung der verschiedenen Pflanzer, welche entfernt von der Hauptstadt im Lande umher zerstreut sind. Die größeren und reicheren Pflanzungen liegen an den besuchteren Straßen, und sie gewähren vorzugsweise das wenig anziehende Bild, welches man sich von dem Treiben, Wesen und Charakter eines südamerikanischen Pflanzers gewöhnlich bei uns macht. Der Fremde, der auf seinem Maulthiere in einer solchen Pflanzung einkehrt, denn eigentliche Wirthshäuser gibt es nicht, wird mit jener steifen, höfischen Grandezza empfangen, durch welche der reiche Pflanzer seinen Rang zu beurkunden strebt. Die geringsten Bedürfnisse muß er mit großen Summen bezahlen, und weder Aufmerksamkeit noch Herzlichkeit ist in dem Benehmen der ganzen Dienerschaft zu finden, welche ihrem Herrn in allen Stücken nachzuahmen strebt. Dieser selbst überläßt die unangenehmeren Geschäfte seinen Aufsehern und lebt in behaglicher Nichtsthuerei, wenn er nicht gerade seine Rechnungen und Spekulationen zu verarbeiten hat. Die zweite Gattung von Pflanzern wohnt mehr im Innern, in der Gegend der Urwälder; diese gehören aber keineswegs in die üppige Klasse jener dünkelhaften Faullenzer, sondern es sind höchst thätige und umsichtige Landwirthe. Diese haben genug zu arbeiten, um die Waldungen auszuroden, ihre Kulturen zweckmäßig anzulegen, und die Arbeit ihrer Sclaven zu überwachen. Da sich dorthin selten ein Fremder verirrt, so zeigt der Empfang auch, daß er willkommener ist, und der Pflanzer gibt sich alle Mühe, ihn billig zu versorgen und gut zu unterhalten. Eine dritte Gattung von Pflanzern lebt noch mehr entfernt von den Wohnsitzen der Civilisation, und die Hauptbeschäftigung dieser ist die Viehzucht. Es sind dieß sehr gewandte und rüstige Leute, die den größten Theil ihrer Zeit zu Pferde zubringen. Sie halten große Viehheerden, welche sie auf den besten Savannen zur Weide treiben, und da müssen sie stets auf ihrer Hut sein, um weder durch Raubthiere, noch durch umherstreifende verwilderte Viehheerden ihre Thiere einzubüßen oder verwildern zu lassen. Diese Pflanzer sind es auch, welche sich halbwilde Gestüte halten und die Pferde zum Verkaufe einfangen und zureiten.

Einer der interessantesten Punkte dieses Landes ist die Gegend, wo die Goldminen und Diamantwäschereien betrieben werden. Das Gold ist dort in ungeheurer Masse aufgehäuft und findet sich meistens in lockerem Gestein, aus dem es gediegen, bei geringer Arbeit, gewonnen werden kann. Die Art der Gewinnung ist verschieden, im Allgemeinen aber sehr ungeschickt; man wirft nämlich das Gestein in große Gruben, zerbröckelt es dort, und leitet nun Wasser hinzu, wodurch sich das Gold, wegen seiner größeren Schwere, schneller zu Boden senkt und durch Schwemmen aufgefangen wird. Die Diamanten, welche bloß von Seiten der Krone aus gewonnen werden dürfen, finden sich im lockeren Sande der jüngsten Gebirgsbildung; dieser Sand wird auf hölzerne Teller herausgeschöpft, und auf diesen mit Wasser, unter beständigem Rühren, von den schweren Edelsteinen abgelöst. Begreiflicher Weise kann ein so kleiner Gegenstand, wie ein Diamant, leicht verborgen werden, daher sind die Sclaven, welche man hiezu benützt, nackt, und um alle Möglichkeit eines Diebstahles zu vermeiden, stehen je fünf Sclaven unter der wachsamen Aufsicht eines von der Regierung angestellten Kontroleurs. Von dem Ertrage der Goldminen muß der fünfte Theil ebenfalls an die Regierung abgeliefert werden; da aber die Minenbesitzer meistens Europäer sind, wandert der größte Theil des Goldes außer Landes, und in Brasilien selbst kursirt ein sehr schlechtes Papiergeld. Da bei der Gewinnung dieser beiden kostbaren Mineralien die Arbeiter meistens im Wasser zubringen müssen, so ist diese Arbeit sehr ungesund, so daß viele Sclaven theils in Folge des schädlichen Einflusses jener Gegenden, theils in Folge jener harten Arbeiten zu Grunde gehen.

Duttenhofer.

Andre Hofer.

Eines der natürlichsten, aber auch der edelsten Gefühle ist die Vaterlandsliebe. Ihre Regungen scheinen mit dem zartesten und innersten Nervengeflechte in Verbindung zu stehen, denn sonst würden ihre Wirkungen nicht so wunderbar sein. In weiter Entfernung von dem geliebten Boden der Heimath haben wir wohl selbst schon oft plötzlich une eine trübe Stimmung überkommen sehen, deren Ausbruch nichts wehren konnte, selbst wenn uns äußerlich nichts fehlte und nur Heiterkeit uns umgab. Oft ist es ein Ton, ein Bild, ein Lied, wie wir es daheim gewohnt waren, das uns mit Macht und unwiderstehlicher Gewalt ergreift. Bei reinen, unverdorbenen Naturmenschen, besonders bei den Bewohnern der Gebirgsgegenden, findet sich dieser rührende Zug des Gemüths am meisten vor, der sich wohl aus ihrer Abgeschiedenheit von der äußern Welt am meisten herleiten läßt, während die Küstenbewohner, die, nach dem sehr bezeichnenden Ausdruck des großen Göthe „heidlebig" sind — d. h. auf dem Wasser und auf dem Lande leben, sich leichter mit der Fremde verschwistern, da sie das länderverbindende Meer stets vor Augen haben und eben so leicht das Ferne erreichen, wie es zu sich im engen Verkehr herziehen sehen.

Die Sehnsucht nach der fernen Heimath kann aber bei einfachen Menschen so stark werden, daß sie die Quelle einer eigenthümlichen Krankheit wird, die man das Heimweh nennt, und wie alle krankhaften Seelenverstimmungen überaus langwierig und wohl gar tödtlich wird. Diese Erscheinung zeigt sich besonders bei den Schweizern, die in der Fremde Kriegsdienste nahmen, wie in Frankreich und Italien. Ein Hornruf, der das Andenken an den Kuhreihen weckte, war im Stande, den Keim zu einem Uebelbefinden zu legen, das bald ausartete und sogar unter den Landsleuten Allen wohl epidemisch wirkte. Das ganze Regiment wurde in's Hospital gebracht und hier mähte der Tod die am heftigsten ergriffen waren, unerbittlich weg. Das Heimweh hatte sie getödtet. Seitdem hat man aus Vorsicht den Gebrauch der Hörner bei diesen Truppen abgeschafft.

Eine nicht geringere, wenn gleich erfreulichere Macht, äußert jedoch die Liebe zum Vaterlande, wenn seine Söhne sich auf dem eigenen Grund und Boden desselben befinden, und namentlich in Zeiten der Gefahr. Wie wir oben den Stärksten hinsiechen und unterliegen sahen, so sehen wir hier den Schwächsten oft eine Kraft gewinnen, die zwar von Oben stammt, die aber dennoch offenbar stets neues Leben, neue Verjüngung dem Boden verdankt, dem sie entsprosste. Die Alten hatten eine schöne Sage von dem Centauren, einem Riesen, der halb Roß und halb Mensch war, und der nach jeder Niederlage sich stets erstarkter wieder erhob. Eine Gabe, die ihm seine Mutter, die Erde, verlieh.

Diese Gefühle gebaren nun in allen Zeiten und bei allen Nationen hohe Beispiele begeisterter Selbstaufopferung, Einzelner sowohl wie ganzer Städte und Länder, die Alles gering achteten, Gut und Leben, Eltern und Freunde, Reichthum und zeitliches Glück, wenn nicht das Eine dabei sein konnte, das in ihren Augen Allem erst den rechten Werth verlieh, die wahre Freiheit und Selbstständigkeit auf dem angestammten Boden. Dieß Gefühl regte sich in unsern Voreltern, als sie in der großen Schlacht am Teutoburger Walde, dort, wo jetzt Detmold und Höxter in Westphalen liegen, und wo sich das Denkmal des Cheruskerfürsten Hermann erhebt, das Römerjoch abschüttelten. Ohne diese Ermannung wäre Deutschland eine römische Provinz geblieben, und statt unserer kräftigen, ursprünglichen Muttersprache beherrschte uns ein fremdes, aufgedrungenes Idiom, das wie Französisch, Italienisch und Spanisch, eine Tochter und Abart des Lateinischen wäre, eine sogenannte Romanische Sprache. So erstand auch, als Frankreich von den Engländern überschwemmt war, ein armes Hirtenmädchen plötzlich, von der man früher nie etwas vernommen hatte, im zartesten Alter, Johanna d'Arc mit Namen, und stellte sich an die Spitze ihrer entmuthigten Landsleute, um den Feind zu vertreiben. Man glaubte, sich die Erscheinung nicht auf natürlichem Wege erklären zu können und dichtete Wunder hinzu, nannte die Jungfrau eine gottbegeisterte Seherin. Damit hatte man freilich so unrecht nicht, denn gottbegeistert war sie, und eine Seherin war sie auch, denn sie erkannte im Voraus, daß wenn der rechte Muth das Volk wieder aus der Erschlaffung reißen würde, so müsse das gute Werk gelingen, das Vaterland befreit und der Feind vernichtet und verjagt werden. Dadurch, daß sie das schwer bedrängte Orleans entsetzte, verlieh ihr das dankbare Vaterland den Beinamen der Jungfrau von Orleans, wie sie nun noch nach Jahrhunderten die Geschichte kennt und die Dichtkunst verherrlicht hat.

Eben so schwer machten es die heldenmüthigen Spanier von jeher den Eroberern, die nach ihrem Lande Gelüste trugen. Die Bevölkerung von Numantia ist ein ewiges Beispiel solcher Größe. Sie weihte sich lieber dem Tode, als dem Feinde zu gehorchen. In neuerer Zeit folgt Saragossa den glorreichen Numantinern. Ein Held wie Zrimy sprengte sich und die Seinen in die Luft, um sich nicht den Türken zu ergeben; die Russen verbrannten Moskau, ihre alte Hauptstadt, die heilige Stadt der Zaaren, um sie nicht von den Franzosen entweiht zu sehen, und unser Deutschland stand auf in Masse, um ihre schmähliche Niederlage zu vollenden. Es kann hier nicht aller jener Fälle Erwähnung geschehen, wo sich die Vaterlandsliebe in ihrer schönsten Kräftigkeit entfaltete und als tief in unsere Natur gepflanzte Eigenthümlichkeit bewährte. Nur daß es so ist, wollten wir hier kurz anführen, und daß es keine widernatürlichere, unmenschlichere Aeußerung geben kann, als Verrath am Vaterlande, und daß nichts so sehr mit allgemeinerer und gerechterer Verabscheuung vergolten wird, als dieser.

Als ein schönes Bild der feurigsten Liebe für die angestammte Sitte und die Heiligkeit des vaterländischen Bodens, den keine fremde Anmaßung entweihen darf, leuchtet uns der jüngste Aufstand der Tiroler im

Jahre 1809 entgegen, und vor Allem ist es der Hauptheld desselben und sein tragisches Schicksal, dem wir folgende Schilderung widmen wollen.

Tirol ist wie die Schweiz und noch mehr wie diese, ein Alpenland zu nennen. Zeigt die Schweiz im Norden und Nordwesten den Charakter eines fruchtbaren Hügellandes, dem selbst Ebenen nicht fehlen, so hat Tirol außer der breiten Sohle des majestätischen Innthales und dem untern Etschlande keinen Fleck, der auch nur einen Vergleich mit der Ebene zuließe, und selbst hier dienen die ungeheuersten Gebirgsstöcke zur Abgränzung, und erinnern jeden Augenblick daran, daß wir uns im Mittelpunkte der Höhen dieser Erde befinden. Diese Lage, so wie die dadurch bedingte Abgeschiedenheit, hat dem Tiroler länger seine urkräftige Natürlichkeit bewahrt, als dem Schweizer, dem durch erleichterten Verkehr nach Außen die Spuren derselben schon gänzlich geraubt waren. Uebrigens mag der Grund hievon auch noch in vielem Andern gesucht werden. Während nämlich die Schweizer, durch den Druck der Vögte getrieben, sich frühe schon von den Kaisern losrissen, blieben die Tiroler durch Jahrhunderte mit dem Kaiserhause verbunden; während bei Jenen der Katholizismus größtentheils verdrängt, sich in die Gebirge flüchtete, waren die Tiroler treue Anhänger desselben fort und fort, und würden um nichts in der Welt sich der Neuerung hingegeben haben. Eben so ging es mit andern Institutionen, die durch die patriarchalische Regierung von den Tirolern ferne gehalten wurden, während sie in der Schweiz um sich greifen konnten, und eben jenes väterliche und vormundschaftliche System mußte für den einfachen, gutmüthigen Naturmenschen als das Zweckmäßigste erscheinen und ihm Ersatz für Vieles sein, wonach andere Völker begehren und um dessen Besitz lange und beschwerliche Versuche wagen, ohne sich in eine beglückendere und ruhige Lage dadurch versetzt zu sehen. —

In einem der rauhesten und unwegsamsten Thäler von Tirol, dem sogenannten Passeyer Thal, das die Passer durchströmt, deren Bette das ganze Thal ist und keinen regelmäßigen Anbau zuläßt, liegt ein einsames Wirthshaus dicht am Wasser, welches „am Sande“ genannt wird. Ringsum sind hohe Berge, die Alles einschließen. Am gefügigsten ist es noch von Meran in das Thal zu dringen, sonst mag es auch von Storzing aus angehen, wo man den hohen Jaufen-Paß übersteigen muß. Im Thale selbst sind nur zwei Ortschaften anzutreffen, Sanct Martin und Sanct Leonhard; die übrigen Wohnstätten sind auf den Bergen gelegen und blicken in das wilde Thal herein, das die böse Passer zerreißt und mit den im hohen Gebirge liegenden Seen Gemeinschaft macht, um Alles zu verwüsten. Denn schon ereignete es sich — und es ist noch nicht gar lange her, daß vom Seeberge, der nach den höchsten Eisfeldern des Gebirgs gen Oetzthal liegt, die Wasser durchbrachen und in wenigen Stunden das ganze Thal in einen tobenden See verwandelten. Die ohnedieß sehr armen Leute verloren ihre geringe Habe vollends und noch jetzt sind überall die Spuren jener großen Verwüstung anzutreffen.

Da der Boden für den Ackerbau nicht geeignet ist und selbst im günstigen Falle ein solches Ungefähr, das den Fleiß des Landmanns zu Nichte macht, sich wieder ereignen könnte, so ist es natürlich, daß sich die guten Passeyerer nach anderem Erwerb umsehen. Vornehmlich ziehen sie gutes Vieh, das sie auf die Höhe treiben, wo es mit kräftigen Alpenkräutern nähren kann, oder sie sind Säumer. Saumer, Saumpfad, Saumroß — sind Ausdrücke, die man in der Ebene nie wohl zu hören bekommt und die sich nur im Gebirg antreffen lassen. Der minder hohe Theil — da wo sich zwei hohe Berghäupter gegen einander senken, ohne jedoch zu einem eigentlichen Thal zu werden — die Einsattelung — oder wie man es in Tirol benannt — das Joch — ist vorzugsweise die Stelle, wo man den Uebergang versucht. Nicht überall sind aber Zeit, Geldmittel und Gelegenheit überhaupt vorhanden, ordentliche Fahrwege, Straßen, Chausseen anzulegen, und da begnügt man sich denn damit, die gröbsten Hindernisse aus dem Wege zu räumen, wie Felsstücke bei Seite zu bringen, Wasser einzudämmen, an Abgründen Geländer und Brustwehren zu bauen, auch wohl an besonders steilen Stellen Stufen in den Felsen zu hauen, so daß Mensch und Thier bequemer und ohne Lebensgefahr den Weg zurücklegen kann. Dieß nennt man nun einen Saumpfad. Er ist nicht zu befahren und Waaren und Lasten müssen hinübergetragen werden, entweder auf dem Rücken eines Pferdes oder Maulthieres oder eines Menschen. Dieses sind dann eben Saumthiere und Saumer.

Der Saumpfad über den Jaufen bildet nun einen schicklichen Uebergang, um aus dem Thal der Passer in das der Eisack zu gelangen, von wo man dann den Brennerpaß hinansteigend, der jedoch befahren werden kann, aus dem südlichen Tirol in den nördlichen Theil dieses Landes kommt. Die Passeyerer ziehen beständig diese Straße, entweder mit Vieh oder mit dem herrlichen Obste, den duftenden Rosmarinäpfeln, mit Trauben, Orangen und Feigen des untern Etschthales, dessen fruchtbarste Gelände gerade da anheben, wo ihr unwirthliches Thal aufhört, oder auch mit Waaren aller Art, mit roher Seide und andern kostbaren Gegenständen, die der glückliche Süden hervorbringt.

Der Eigenthümer des Wirthshauses „am Sande“ war ein ernster, gottesfürchtiger Mann, der, um seine zahlreiche Familie zu ernähren, neben seiner Wirthschaft Saumer war. So kam er oft in andere Thäler und hinaus in die österreich'schen Erblande, bis zur Kaiserstadt Wien. Da er damit noch einen Pferdehandel verband, so brachte ihn dieß in Verkehr mit manchem vornehmen und hochgestellten Manne, und er war bekannt wegen seiner Rechtlichkeit und seines geraden Verstandes. Dieser Mann hieß Andreas Hofer, oder wie er in der Heimath genannt wurde und sich selbst auch zu nennen gewohnt war: Andre Hofer. Er war groß und breitschulterig, und ein langer, schwarzer Bart um-

gab in üppiger Fülle sein Kinn und reichte bis auf die Brust herab. Er war in seinen Sitten und seiner ganzen Lebensweise einfach und schlicht, wie es alle Bewohner des Passerthales sind, und zeichnete sich vor ihnen nur durch eine größere Strenge der Ansichten, und besonders durch seine schwärmerische Anhänglichkeit an die Mutter Gottes aus, auf die er seit seinen frühesten Jahren großes Vertrauen setzte und von der er bis an das Ende seines Lebens sein Heil erwartete. Dabei besaß er einen Hang zu allerlei Eigenthümlichkeiten im Aeußeren, und wenn man ihn in seinem langen Barte, mit dem grünen Wammse und dem breiten schwarzen Hute sah, so hätte man fast meinen sollen, er sei kein Passeyerer, da diese sich alle gleichmäßig in braune Jacken mit grünen und rothen Aufschlägen und gelbe Hüte kleiden, den Bart am Kinn aber abscheeren und nur den Stutzbart tragen.

Ehe noch Hofer das dreißigste Lebensjahr erreicht hatte — es war 1796 und er 1767 geboren — zeichnete er sich schon dadurch aus, daß er mit einer tiroler Schützenkompagnie gegen die Franzosen focht, und namentlich am Gardasee, der sich aus den Alpen in die Ebenen der Lombardei erstreckt, mehrere Gefechte selbst leitete und siegreich war. Als im Jahr 1803 in Tirol die Landmiliz errichtet wurde, zeigte sich der junge Passeyerer wieder sehr thätig und zog die Augen der Regierung auf sich. Mehr aber noch war dieß der Fall, als er 1805 ein Mitglied der Gesandtschaft bildete, welche bei der Abtretung des Landes Tirol an Baiern, bei dem herrlichen Freunde der Tiroler, dem biedern Erzherzoge Johann, erschien, um im Namen der getreuen Unterthanen Abschied zu nehmen.

Drei Jahre waren seitdem verflossen; Baiern, das damals nicht das Baiern von Heute war, hatte sich in Tirol Alles zu Feinden gemacht. Schon längst herrschte ein Haß zwischen den nachbarlichen Stämmen der Baiern und Tiroler, und die Anhänglichkeit an die alte, väterliche Regierung der österreich'schen Herrscher wuchs immer mehr. Diese Stimmung im Volke erlangte Nahrung von der mit der neuen Ordnung der Dinge höchst unzufriedenen Geistlichkeit, die auf den Landmann im Gebirg stets den größten Einfluß auszuüben versteht. Zugleich liefen durch die Zeitungen Nachrichten ein, daß die französischen Waffen in Spanien unglücklich waren, und daß es dem Heldenmuth dieser Nation gelungen war, dem Welteroberer Napoleon die Spitze zu bieten und ihn wohl gar aus dem Lande zu treiben. Dieß belebte die Hoffnung aller Patrioten. Auch hier fühlten sie sich stark zu solchem Kampfe; ihr Land zeigte ihnen Quellen genug, den Kampf glücklich zu bestehen, und Mittel, den Feind zu vernichten. In Ausdauer, Beschwerden zu ertragen, und in Liebe zu ihrem Grund und Boden standen sie keinem andern Volke nach, und der Druck und die Schmach, die sie von dem Eroberer zu erdulden hatten, war so unerträglich geworden, um alle Kräfte auf's Aeußerste anzuspannen, jene Fesseln von sich abzuschütteln.

So weit war Alles in den Gemüthern vorbereitet, als der General Chasteler plötzlich mit einem Corps in Tirol erschien — es war im April des Jahres 1809 — und nun das Zeichen zum offenen Aufstande gegeben wurde. Sie waren im Geheim zusammengetreten und hatten ihre Maßregeln genommen und ihre Zeichen verabredet. An einem und demselben Tage, zu gleicher Stunde, warfen sie Holzspähne in ihre Gebirgsbäche, und wie diese sich im Nu — von den brausenden Wellen fortgetragen — durch alle Thäler hin verbreiteten, so hoben sich auch alle Arme, um den Feind zu vernichten. Französische und baierische Soldaten, die nicht in großen Massen das Land durchzogen, wurden überfallen und getödtet; die Beamten wurden abgesetzt, verhaftet, mißhandelt — überall zeigte sich Empörung. Drohungen von der andern Seite fruchteten nichts; selbst grausame Rache, unerhörte Strafen, die über die verhängt wurden, die in Feindes Hand fielen, machten keinen Eindruck. Der blutige Haß wurde nur dadurch gestählt und die Gegenwehr, die geübt wurde, war unmenschlicher noch.

Die Anstrengungen überstiegen das Glaubliche. Die frischgebildeten Jägerkompagnien der Alpenbewohner, die auf der Gemsjagd im Schießen und Klettern die beste Uebung gehabt, überstiegen, mit Steigeisen versehen, die schroffsten Felswände, um eine Verbindung da zu Stande zu bringen, wo es andern Truppen als solchen unmöglich gewesen wäre. So bedeckte der Aufruhr bald alle Thäler, der Landsturm war überall organisirt und Franzosen und Baiern mußten zusehen, wohin sie entkommen konnten. Als die Landleute selbst so weit gekommen waren, erschien der österreich'sche Major Theimer und der Freiherr von Hormayr, um die Angelegenheiten des Landes zu leiten und ihnen eine festere Gestaltung zu geben.

Andre Hofer sah diesem Allen nicht ruhig zu; er hatte sich an die Spitze seiner Thalbewohner gestellt und mit diesen große Beweise der Tapferkeit abgelegt. Außer der Gefangennehmung eines baierischen Corps bei Storzing, das diesseits des Jaussenpasses lag, war er es vorzüglich, der die Franzosen aus Südtirol vertrieb und so dazu beitrug, daß die in Italien sich Befindenden von denen in Deutschland abgeschnitten wurden. Diese mit Geschicklichkeit und wahrhaftem Heldenmuthe ausgeführten Thaten brachten Hofer's Namen in hohe Ehren, allein sie waren nur das Vorspiel dessen, was ihm später auszuführen noch vorbehalten war.

Wie wechselnd das Kriegsglück sei, haben die größten Feldherren aller Zeiten erfahren, selbst der größte Feldherr der Neuzeit, Napoleon, dessen Kriegszüge und Schlachten sich noch unter den Augen unserer älteren Zeitgenossen entfalteten, mußte diese ewige Erfahrung bethätigen und am Ende seinem ungünstigen Geschicke unterliegen. Um wie viel mehr aber war dieß der Fall bei ungeübten Kriegern, bei Bauern und friedlichen Bürgern kleiner Städte, die nur durch den Drang der Umstände dahin gebracht worden waren, zu den Waffen zu greifen und die nicht von Generalen befehligt wurden, die eine Lehre des Krieges empfangen hatten und mit

Allem ausgerüstet waren, was den Sieg zu sichern im Stande war. Unsere Tiroler hatten schwere Niederlagen zu bestehen; blutig wogte der Kampf und jede Spanne ihres thenern, vaterländischen Bodens errangen sie mit ihrem Leben, das sie dem köstlichen Gute der Freiheit und Selbstständigkeit willig unterordneten. Wo die Uebermacht sie drängte, an Zahl der Mannschaft wie des Geschützes, an kriegserfahrener Leitung und schlachtgewohnterer Uebung, da griffen sie zu eigenthümlichen Mitteln, die ihnen ihr Land gewährte, ihr Naturell ihnen eingab. Aus Büschen und hinter Felsen hervor knallte der sichertreffende Stutzer — das kurze Schießgewehr des Gebirgsschützen — und lichtete die Reihen der Feinde. Von der Höhe des Gebirgs rollte das lose Gestein hinab — ein Platzregen fürchterlicher Art, wo Felsentrümmer und riesenhafte Baumstämme wie Hagelkörner hernieder fielen und die unten vorüberziehende Mannschaft zertrümmerten. Ein Hohlweg im Eisakthale, bei Clausen, hat dadurch entsetzliche Berühmtheit erlangt. Der enge Paß dampfte von den Leichen der Erschlagenen und die Felsen und Bäume hatten sich unten verschränkt und dämmten den brausenden Bergbach ein, der sich gewaltsam einen Durchbruch suchen mußte.

Die Rache, die auf der andern Seite hiefür von den Feinden genommen wurde, war eben so schrecklich. Ueberall sah man den Brand der Dörfer den Horizont röthen, die armen, daheim gebliebenen Einwohner, größtentheils nur Frauen, Säuglinge und Greise, da Alles, was die Waffen tragen konnte, ausgezogen war, mußten die schändlichsten Gewaltthaten und Peinigungen ertragen und sahen sich der rohesten Wuth ausgesetzt. Jeder Krieg ist schrecklich, allein der schrecklichste der Schrecken ist ein solcher Vernichtungskrieg, wie er in Spanien, wie er in Tirol geführt wurde, wo jeder Theil darauf ausgeht, den Gegner zu vertilgen, wo kein Ende der Sache abzusehen ist, als bis es dem Einen von Beiden wirklich gelang. Unsere endlich so weit vorgeschrittene Gesittung gibt sich den Anschein, als würde es jetzt keinem Eroberer mehr möglich sein können, seinen selbstischen Zwecken Leben und Glück der Menschen zu opfern. Als vor noch nicht langer Zeit sich in unserm benachbarten Frankreich die Stimme erhob, die einen Krieg hervorrufen wollte, da erschallte bekanntlich von unserm Rheinufer hinüber eine solche kraftvolle Antwort, daß schnell die Friedenssaiten wieder aufgezogen wurden. Sollte es einem Feinde jemals einfallen, unser Deutschland mit Krieg zu überziehen, so stünde zu erwarten, daß das große, weite Land mit seinen Millionen Einwohnern, nicht bloß eine einzelne Provinz desselben, in Masse sich erhöbe, und ein Vernichtungskrieg entbrennte, wie die Geschichte noch nie verzeichnet hat. Jeder setzte sein Gut und Leben daran, um seine Nationalität zu retten und den Feind zu vertreiben oder auszurotten. Diese drohende Stimmung, die sich aber so schnell und so allgemein aussprach, dämpfte den Uebermuth der Herausforderer und wird auch sicher die Tollkühnheit der Angreifer von uns abhalten, denn die jenseits des Rheins wissen, daß wir kein Volk der leeren Worte sind; sie haben es erfahren, daß wir's nicht bei Drohungen lassen, und unsere Schlachtfelder sind ihnen denkwürdige Zeugen, daß wir hauptsächlich mit Thaten sprechen. Schrecklich ist der Vertilgungskrieg, aber in gewissen Fällen nothwendig und geboten. Ueber die Ehre darf dem Menschen nichts gehen, kein Blut kann sie theuer genug erkaufen, und für das, was man als recht und gut erkannt hat, darf man kein Opfer scheuen.

So dachten auch unsere wackern Tiroler und deßhalb ist ihnen nicht anzurechnen, was im Gefolge dieser Gesinnung Blutiges und Schreckliches sich begab; ihr Heldenmuth, ihre Aufopferung, ihr Nationalgefühl wird und muß in Ehren gehalten werden bis in die fernsten Zeiten.

Wo es sich thun ließ, zeigte das Volk der Aelpler seine ihm angeborene Treuherzigkeit und Gutmüthigkeit; dieß sind Züge seines Charakters, die sich nirgends verläugnen. War die erste Wuth, das, was die Dichter Kampfeslust benennen, verflogen, so traten jene schönen, milden Eigenschaften überall schonend hervor und gaben sich in edeln Handlungen kund, die von den entbrannten Horden der fremden Söldlinge zwar anerkannt, aber nicht oder doch nur spärlich erwidert wurden.

Unter wechselvollen Kämpfen und Ereignissen war es doch endlich den Feinden gelungen, sich der Hauptstadt Innsbruck zu bemächtigen, und der Anführer der Baiern, Wrede, rückte in dieselbe ein, nachdem sie um Gnade gebeten, denn dem reichern, an üppigern Lebensgenuß gewöhnten Bürger war es den feindlichen Geschützen gegenüber leid um sein wohlerworbenes oder angeerbtes Besitzthum. Sogleich wurde die Unterwerfung Tirols auf das freudigste proklamirt und ein feierliches Hochamt zum Danke für den Sieg abgehalten. Allein diese Freude war übereilt. Die Nachricht, die mit Blitzesschnelle sich überall hin verbreitete, brachte zwar eine lähmende Wirkung hervor und dämpfte die und da das, was vorhererlet oder im Beginne war, allein das Land der Alpen war deßhalb doch nicht unterworfen, und der erste günstige Tag sollte Alles wieder zu neuen und hellern Flammen anfachen. Eine solche Gunst des Himmels ließ sich nicht lange erwarten; es war der für Oesterreich so glorreiche Tag von Aspern, wo Erzherzog Karl sich Lorbern holte. Kaum war die Kunde von dieser Schlacht in die Berge gedrungen, als auch sogleich wieder 18,000 Männer schlagfertig dastanden, und die Franzosen unter dem General Deroi aus Südtirol wieder nach Nordtirol drängten. Wrede und die Baiern waren schon früher abgezogen. Jetzt nahm der Tiroler Aufstand eine regelmäßigere Gestalt an. Andre Hofer, der bisher sich zwar als ein guter Patriot und tapferer Anführer gezeigt hatte, allein in der Masse verloren schien oder von andern Größen vollständig gedeckt worden war, erhob sich jetzt plötzlich und ward Mittelpunkt und Kern der großen Angelegenheit. Nicht nur seine herrlichen Eigenschaften, seine rührende Treue und Uneigennützigkeit waren es allein, die ihm die hohe

Achtung seiner Kameraden zuwege brachten, sondern auch seine ausgezeichnete Persönlichkeit. Man glaubt kaum, welche Macht eine solche in entscheidenden Augenblicken auszuüben vermag. Seine hohe patriarchalische Gestalt, sein schwarzer herabfließender Bart waren eben so sehr im Stande, dem Feinde Schrecken, wie den Seinen Vertrauen einzuflößen. Nicht Spott war es wohl, daß ihn die Franzosen le général Barbon, nach seinem großen Barte benannten, denn in dieser männlichen Zier lag gewiß nichts, was dem Spotte einen Gegenstand abgeben konnte, sondern vielmehr mochte das imponirende Aussehen des Führers der Erscheinung seiner tapfern Haufen etwas Furchteinflößendes verliehen haben, und der General Barbon, welches von dem französischen Worte barbe, so viel wie der Bärtige bedeutet, war ihnen ein Popanz, um manches große Kind in Angst und Schrecken zu versetzen.

Hofer bezog die landesherrliche Burg in Innsbruck als Kommandant des Landsturms. Er hatte daselbst keinen Hofstaat um sich, allein ein völliges Hauptquartier, seine Adjudanten und Sekretäre. Er waltete mit großer Umsicht, setzte das Land in wehrhaften Zustand, erließ Befehle an die Schützenbataillons und ließ selbst Münzen schlagen, kurz er war es, von dem Alles ausging, der als die Seele des Aufstandes zu betrachten war. Eine höchst interessante Erscheinung ist uns dieser Mann, der aus der Stille eines beschränkten Wirkungskreises herausgerissen, in der ganzen Eigenthümlichkeit seines Wesens so plötzlich an die Spitze von Staatsgeschäften tritt, als Feldherr dem Heere, als Regent der innern Verwaltung vorsteht und dabei nichts von seiner ursprünglichen, einfältiglichen Reinheit einbüßt.

Alles, was von ihm selbst ausging, trägt diesen schmucklosen, treuherzigen Charakter. Seine Tagesbefehle unterwarfen sich in vielen Fällen besserer Einsicht. Oft schloß er sie mit den Worten: „Thut's oder laßt's bleiben!“ Das war nun freilich nicht die Art und Weise eines militärischen Befehlshabers, allein Hofer war ursprünglich nur ein schlichter Landmann, und glaubte nicht an höhere Eingebung und Machtvollkommenheit, die ihm der Himmel verliehen, sondern er glaubte nur, daß dieser ihn zum Werkzeuge ersehen, das Land zu erretten, und deßhalb stellte er Alles ihm anheim. Konnte er gerechten Klagen nicht abhelfen, so war seine Entschuldigung stets: „I kann nit überall sein!“ Ein in schwerer Haft befindlicher Bürger, der sich an ihn wandte, erhielt zum Bescheid: „I kann nix machen, denn sie folgen mir nit.“ Als die Lehrer der Innsbrucker Schulen sich ihm vorstellen zu müssen glaubten, empfahl er ihnen die Jugend auf's Beste und schloß mit den naiven Worten: „Gebt's ihnen nur brav Vacanzen.“ Durch diese herzlich gemeinte Aeußerung hat er sich wohl bei allen jugendlichen Schulbesuchern ein heiteres Andenken gestiftet. Aber als ein Beweis seiner hochherzigen Vaterlandsliebe will ich hier noch seine Anrede mittheilen, die er bei seiner Ankunft in Innsbruck, aus dem Fenster des Gasthauses zum goldenen Adler, wo er sein Absteigquartier genommen hatte, an die unten auf dem Platze versammelte Menge hielt. Sie lautete in seinem Landesdialekte so: „Grüß enk Gott, meine lieb'n 'sbrucker! Weil ös mi zum Oberkommandanten g'wöllt hobt, so bin i holt do. Es seyn aber a viel Andere do, dö koane 'sbrucker seyn; alle dä unter meine Waffenbrüder seyn wöll'n, dö müssen für Gott, Kaiser und Vaterland als tapfere, rödle und brave Troler streiten, dö meine Waffenbrüder wör'n wöll'n; dö aber dis nöt thun wöll'n, dö soll'n haimziehn! I roth enk's; und dö mit mir ziehn, dö soll'n mi nit verlass'n, i wer enk a nit verlass'n, so wohr i Andere Hofer hoas; g'jögt hob' i enks; g'jöchen hobt's mi, b'sted enk Gott!“

Hier zur bessern Verständnig dieser edeln Worte die Uebersetzung, die zugleich dazu dienen mag, die Weise des Tiroler Dialekts kennen zu lernen:

„Grüß Euch Gott, meine lieben Innsbrucker! Weil ihr mich zum Oberkommandanten gewollt habt, so bin ich jetzt da. Es sind aber Viele Andere da, die keine Innsbrucker sind. Alle, die unter meinen Waffenbrüdern sein wollen, müssen für Gott, Kaiser und Vaterland, als tapfere, redliche und brave Tiroler streiten — diese meine Waffenbrüder allein werden wollen. Die aber, welche dieß nicht thun wollen, die sollen heimziehen! Ich rath's Euch! Und die mit mir ziehen, die sollen mich nicht verlassen; ich werde Euch auch nicht verlassen, so wahr ich Andreas Hofer heiße. Gesagt hab' ich's Euch; gesehen habt Ihr mich, behüt' Euch Gott!“

Ist das nicht wahrhaft edel, bieder, und einfach groß zugleich? Fühlt sich nicht jedes Herz hingerissen zu diesem Manne? Ja, wahrlich, er hat sie nicht verlassen die armen Tiroler, hat nicht verlassen wollen sein Land im Unglück, wie die Andern, um sein Leben zu fristen, er blieb, da Alles aufgegeben und verloren war, er hat sein muthig begonnenes Werk mit seinem Blute besiegelt; er starb für das, was er für Recht erkannte, und das soll und muß jeder edle Mensch zu thun bereit sein.

Die Schlacht bei Wagram machte diesen Verhältnissen ein Ende. Oesterreich wurde gezwungen, Tirol aufzugeben und mußte seine Kommissäre, Befehlshaber und Truppen aus dem Lande ziehen. Die Einwohner glaubten verrathen zu sein und eine solche Muthlosigkeit bemächtigte sich ihrer, daß sie keinen Widerstand mehr leisteten und ruhig zusahen, daß die Baiern durch jene Engpässe zogen, die sie sonst mit einer Handvoll Leute gegen ein anrückendes Heer zu vertheidigen gewohnt waren. Man kann sich kaum denken, welche schreckliche Rache die feindlichen Truppen nahmen, und wir begnügen uns, hier nur der Wahrheit gemäß dieses Umstandes zu erwähnen, finden uns jedoch nicht berufen, mit Erzählung und Schilderung der Greuel das Blatt zu entstellen, das nur der Entfaltung eines großen und reinen Menschen gewidmet ist.

Bei Hofer konnte der Gedanke nicht Raum greifen, das Land und seine Sache aufzugeben, vielmehr gedachte er, trotz des Abzugs der Oesterreicher, auf die hartnäckige Ausdauer der Alpenbewohner und den Haß des

Volkes gegen die Eindringlinge, Rettung aus diesen Nöthen zu erhalten. Er gesellte sich mit den andern, ihm ergebenen Anführern, dem tapfern Kapuziner Haspinger und seinem Freunde Speckbacher, und ihren vereinten Anstrengungen gelang es, dem Vorrücken des französischen Generals Rusca entgegenzuwirken. Als dieß entschieden war durch den Kampf bei dem Lienzer Engpaß, die Klause bei Lienz im Pusterthale genannt, erließ Andreas Hofer einen neuen Aufruf an alle Thalbewohner des Hochgebirgs. Dieß hatte die besten Folgen; die Macht und Stärke der Tiroler siegte an der Sisack und in vielen Gefechten und die Franzosen wurden nach Innsbruck gedrängt. Allein auch hier ließen die Tiroler dem Feinde keine Ruhe. Sie sammelten sich unterhalb des Schönbergs, an dem waldbewachsenen Berge Isel, der sich steil in das Innthal hinabsenkt, und hier, bis zu einer Stärke von 20,000 Mann angewachsen, griffen sie die vereinigten Baiern und Franzosen an. Diese Schlacht, die Schlacht am Isel genannt, war entscheidend, denn die Feinde wurden genöthigt, die Hauptstadt zu räumen, und da zu gleicher Zeit Gefechte auf andern Punkten sich zu Gunsten der Tiroler entschieden, so zog sich der Marschall Lefèbre gänzlich zurück und das Land sah keinen Feind mehr.

Hofer, der sich in der Schlacht am Isel als Held gezeigt hatte, zog als Sieger und Vaterlandsretter in die kaiserliche Hofburg zu Innsbruck ein und begann hier wieder in seiner herzlichen Weise das Regiment über Tirol zu führen, öfter tröstend und ermahnend als befehlend. Jetzt stand der Held auf dem Gipfel des Ruhmes, der ihm in seinem Leben noch zu Theil werden sollte. Der Enthusiasmus in Innsbruck war allgemein. Vor den Bildern der Erzherzoge Franz und Johann, die an dem Triumphbogen in der Neustadt befindlich sind, wurden wie vor Heiligenbildern Kerzen angezündet; ein alter österreich'scher Adler, den man in einer Kirche gefunden hatte, wurde hervorgeholt und vor dem landständischen Gebäude befestigt. Alles stieg, der Reihe nach, die Leiter hinan, und küßte und herzte ihn, und Viele riefen, mit Thränen in den Augen, in der naiven Landessprache: Gelt, Alter! seyn dir wieder die Flügel gewachsen?

Hofer lebte im kaiserlichen Residenzschlosse als ob er daheim in seinem Wirthshause am Sande wäre. Er hatte eine Leibwache aus Passeyerer Schützen, lauter riesenstarke, bildschöne Leute, die stets in seinem Vorzimmer waren. Gab es Händel irgendwo in der Stadt, so schickte er einen von ihnen ab und der Respekt war dann so groß, daß Niemand eine Widersetzlichkeit wagte und oft ein einziger Mann die größten Streitigkeiten allein schlichtete. Der wackere Hofer liebte seine Passeyerer über Alles. Nachts rief er die Schildwache zu sich in's Zimmer und sagte: „da setzt Euch nieder, müßt ja ganz schwach werden!“ — Seine Tafel war sehr einfach bestellt; er ließ für sich und seine tägliche Gesellschaft aus einem kleinen Wirthshause, unweit der Residenz, das Essen holen. Immer nur landesübliche Kost: Speckknödel und Sauerkraut waren ihm das liebste. Seine Tischgenossen und liebsten Freunde waren der sogenannte Holzknecht, der Strobelwirth aus St. Leonhard und einige Wirthe aus Algund, einem Dorfe in der Nähe der Stadt Meran im Etschthale. Diese einfachen, aber wackern Männer bildeten zugleich das, was vornehme Generale und Heerführer ihren geheimen Kriegsrath, ihren Generalstab und ihre Generaladjudantur nennen. Ihnen war der größte Einfluß auf die Angelegenheiten Tirols anvertraut, und sie erledigten sich ihrer schwierigen Aufträge mit einem bewundernswerthen Scharfblick. Die Liebe zum Vaterlande hatte dieses Wunder bewirkt und in ihnen, als sie der Drang der Verhältnisse aus ihrem stillen Wirkungskreise riß, auch zugleich die Fähigkeiten erweckt, Helden und Staatsmänner zugleich zu sein.

Obgleich Hofer zugab, daß während dieser Zeit alle Abende Theater war, so ist er doch nie hingegangen; er war Abends immer daheim und betete im Kreise seiner Genossen und Freunde, dann nahm er sein frugales Nachtessen ein und legte sich zur Ruhe. Nie hat wohl das Haupt eines Aufstandes, mit den höchsten Ehren bekleidet, einer solch weisen Mäßigung Gehör gegeben.

Dieser Zustand der Dinge konnte inzwischen nur als vorübergehend betrachtet werden. Die Franzosen erschienen wieder an der Gränze und überfielen, mit großer Uebermacht, die Tiroler. Sie wurden geschlagen und mußten die Waffen strecken oder fliehen, und Hofer, dem diese Trauerbotschaften überbracht wurden, fand es nöthig, Innsbruck zu verlassen und sich in eine feste Stellung auf den Berg Isel zurückzuziehen, wo er schon früher so schöne Lorbern errungen hatte. Allein hier traf ihn die Nachricht, daß der Wiener Friede Tirol von Oesterreich getrennt habe und daß es dazu bestimmt worden war, eine baierische Provinz zu bleiben. Von Oesterreich war nunmehr keine Unterstützung mehr zu hoffen und die Klugheit rieth, sich in das Unvermeidliche zu fügen. Von allen Seiten rückten nun Franzosen und Baiern in's Land und besetzten alle Städte und feste Punkte. Die Tiroler zeigten sich zwar überall tapfer und voll von Begeisterung für ihre heilige Sache, aber allein vermochten sie nicht, der Uebermacht zu widerstehen. Am 25. Oktober 1809 gelang es den Baiern, Innsbruck zu besetzen und den Frieden daselbst feierlich zu verkünden. Die Mitglieder der Regierung, die von Hofer eingesetzt worden waren, wurden als Geißeln fortgeführt, das heißt, sie wurden so lange in Gewahrsam gebracht, bis überall von dem Lande die gehörige Bürgschaft geleistet werden konnte, daß es in Friede und Ruhe beharren und die ihm aufgedrungenen Verhältnisse und Bestimmungen friedlich hinnehmen wolle. Allein hiezu konnten sich die Gemüther nicht verstehen, und selbst die bestimmte Erklärung von Seiten des von den Tirolern angebeteten Erzherzogs Johann, daß der Friede geschlossen sei und Oesterreich seine Ansprüche auf Tirol aufgegeben habe, vermochte die Feindseligkeiten und kleinen Gefechte nicht zu unterdrücken.

Hofer's Kraft schien diese Nachricht gänzlich gebrochen zu haben. Er sah ein, daß Widerstand unter

diesen Verhältnissen Wahnsinn sei und beschloß im ersten Augenblicke, seine Leute zu entlassen und zum Frieden aufzufordern, allein bald kam er wieder auf andere Gedanken. Ein stetes Schwanken hatte sich seiner bemächtigt und er änderte Entschlüsse wie Befehle, und das große Zutrauen, dessen er noch immer genoß, brachte Unheil über ihn und die Seinen, da Alles, was er anordnete, auch sogleich in Vollzug gesetzt wurde. Als der Feind ihn bereits verhöhnte, da ihm keine Macht mehr geblieben war, die auf das Schicksal Tirols einwirken konnte, sandte Hofer noch Abgeordnete zu Eugen, dem Vicekönig von Italien, um mit ihm wegen der Uebergabe des Landes zu unterhandeln, zugleich forderte er seine Landsleute dazu auf, auseinander zu gehen. Als aber die Passeyerer an ihm selbst irre zu werden glaubten und nichts von Ergebung wissen wollten, folgte er ihren Anfeuerungen und rief sie wieder zu den Waffen. Alle Vorstellungen klügerer und besonnener Männer fruchteten nichts, als sie ihm bemerkten, daß er sich jetzt in die Reihe gemeiner Empörer stelle und wenn er gefangen würde, auch als solcher behandelt, keiner Gnade theilhaft werden dürfte; er schlug alle Warnungen in den Wind und leistete den hartnäckigsten Widerstand. Allein diese letzte Kraftanstrengung war die eines Verzweifelnden, der nur mit dem Leben von einer Sache lassen will.

Die einzelnen Haufen der Insurgenten wurden geschlagen, niedergemacht oder gefangen, die zum Frieden geneigten Bewohner der Städte empfingen die Verheißungen der Franzosen, es sollte — wenn fortan Ruhe gehalten würde — Alles vergessen und vergeben sein — mit stiller Ergebung in ihr Schicksal, und ein Thal nach dem andern unterwarf sich. Der Kapuziner Haspinger und Speckbacher, Hofer's getreue Genossen und tapfere Anführer, wandten sich zur Flucht und erreichten mit Mühe Oesterreich, wo sie sich in Sicherheit befanden, Hofer selbst aber, der edle Kommandant, konnte sich von seinem Lande nicht trennen und begab sich in sein Wirthshaus am Sande. Von hier schrieb er an den Kaiser und bat ihn um Verhaltungsbefehle, allein bald rückten die Franzosen in das Passeyerer Thal, und nun ward Hofer gezwungen, aus dem Hause seiner Väter mit den Seinigen zu flüchten und sich tief in's Gebirg zu begeben, um sich dort in unwegsamen Wildnissen zu verbergen.

Es war im Winter; die Felsen und Klüfte waren mit Schnee bedeckt; die Natur erstorben und in ihrer starren Großartigkeit das Gemüth ergreifend. Nirgend fand sich Hofer seiner Meinung nach vollkommen sicher und veränderte einmal über's andere, den gewählten und anfänglich wohl geprüften Versteck, bis er endlich die seinem Freunde Pfandler zugehörige Sennhütte bei Drahwald erreichte, wo er zu bleiben beschloß.

Die Hütte befand sich in einem sehr verfallenen Zustande, wie die meisten im Winter, da sie nur in der schönen Jahreszeit, während das Vieh auf den Alpen weidet, von den Hirten oder Sennern bewohnt werden. Es war ein Viehtrog darin und etwas Heu und Stroh, sonst nichts. Wie sie aber weiter nachsuchten, fanden Hofer und seine Begleiter in einem Winkel zwölf Gewehre, unter denen fünf geladen waren. Sie waren sehr bestürzt darüber, weil sie sich nicht erklären konnten, wie diese Waffen hieher gekommen sein mochten. Allein es war unmöglich, hierüber Auskunft zu erhalten, und so betrachteten sie den Fund wie eine Schickung des Himmels, um sich im Nothfalle vertheidigen zu können. Sie suchten vor allen Dingen, die Hütte etwas wohnlicher zu machen. Sie verstopften die Oeffnungen mit Moos und trugen Holz herbei, um sich zu erwärmen. Der Viehtrog war der Kanzleitisch und zugleich die Speisetafel, in einem Winkel, unweit des Feuers, ward das Heulager aufgeschichtet. Der Freund Hofer's, dem die Hütte gehörte, hatte zwei seiner Knechte hinaufgeschickt, die der Sandwirth seine Ordonanzen nannte, und die ihn mit Lebensmitteln versorgen und die Verbindung mit den Freunden und Getreuen unterhalten mußten. Er gebrauchte die List, durch diese Leute Briefe mit der Nachricht ausstreuen zu lassen, daß er und die Seinigen glücklich in Wien angelangt sei, damit der Feind von allen Nachforschungen und Verfolgungen abstehen möchte.

In dieser Weise lebten sie ruhig mehrere Wochen in ihrer traurigen Abgeschiedenheit und glaubten sich von aller Welt vergessen. Nur einmal erschienen Tiroler Flüchtlinge, die Hofer aufsuchten, um Geld und Zeugnisse von ihm zu erhalten, weil sie über das Gebirg nach Oesterreich zu entkommen suchten und sich dort als seine Getreuen ausweisen wollten. Obgleich Hofer ihrem Wunsche entsprach, so machte ihn dieser Besuch doch unruhig. Wie leicht konnten diese ehrlichen Leute aufgefangen werden und dann wäre auch sein Aufenthalt verrathen gewesen. Er beschloß, seine Tochter Maria, Rosa, Anna und Gertraud in's Thal hinab, nach St. Martin, zu senden und behielt fortan nur sein Weib, seinen Sohn Johann und einen treuen Burschen bei sich, den er als Schreiber in Dienst genommen hatte. Seinen Knecht Johann Wild sandte er mit einer Botschaft gen Wien an den Kaiser, um demselben seine klägliche Lage zu schildern und wie er sich nicht lange mehr verborgen halten könne; er möge ihm helfen. Segenswünsche und Gebete geleiteten den treuen Boten.

Der Winter wurde nun immer härter, die Einsamkeit trauriger; alle Schluchten waren mit Schnee gefüllt und selbst die des Weges Kundigsten vermochten nur mit Lebensgefahr die Höhe zu erklimmen. Die armen Flüchtlinge fühlten sich deßhalb aber nur um so sicherer. Nur die beiden Ordonanzen erschienen regelmäßig. Hofer und die Seinen hatten ihre täglichen Beschäftigungen. Sie schaufelten den Schnee weg, der die Hütte umzureißen drohte, wenn ihn der eisige Sturm in zu großer Masse von der Höhe herabwehte, dann fällten sie Holz zu ihrem Bedarf und schossen auch wohl mit Vorsicht, um keinen Späher in ihre Einsamkeit zu lenken, etwas Wild für ihre Küche. So schien Alles recht ruhig zu sein und sie erwarteten getrost den Frühling. Die Familie des Sandwirths hoffte mit Zuver-

ficht, daß er sich alsdann entschließen würde, nach Oesterreich zu fliehen, vorher aber den verrätherischen langen Bart abzuschneiden, an dem ihn ein Jeder leicht erkennen mußte. So wollten sie dann alles Weitere vom Himmel erwarten.

In dieser Stimmung waren sie eines Tages nicht wenig überrascht, einen Mann den Berg heraufklimmen zu sehen. Die Bewohner der Hütte wurden dadurch plötzlich in die größte Unruhe versetzt. Sie lauschten aus den Guckl̈öchern und erkannten einen Bauer, Namens Joseph Raffel, der nach seiner Alpe kletterte, und nicht wenig verwundert war, als er Rauch aus der verlassenen Sennhütte aufsteigen sah. Aus Neugierde trat er ein. Der Sandwirth kannte den Mann. Er war sehr arm und stand dabei nicht im besten Rufe. Er nöthigte ihn, sich an seinen Herd zu setzen und rauchte eine Pfeife mit ihm, dann — seine mißlichen Umstände bedenkend, bietet er ihm Geld an, um sich seiner Verschwiegenheit zu versichern. Allein Joseph Raffel schlägt es aus und entfernt sich dankend.

Von diesem Augenblicke wuchs Hofer's Sorge und seine Ruhe entwich. Eine innere Stimme schien ihm zu sagen, daß dieser Raffel ihn verrathen würde. Seine Leute dringen in ihn, ohne Säumen den Weg nach Oesterreich einzuschlagen. Das Samthal war von dem Orte, wo er sich aufhielt, leicht zu erreichen, von dort gelangt man auf die Rittner Alp, oberhalb Bozen, dann steigt man in's Wippthal hinnnter und hatte das Pusterthal gewonnen, dessen Pässe frei waren uud sicher nach Kärnthen geleiteten. Allein der tapfere Hofer war nicht zu bewegen, seinem Lande den Rücken zu kehren; er schien wie angewurzelt an den theuern Boden der Heimath, auf dem ihn sein Geschick ereilen sollte. Seine Sendung war zu Ende.

Mit Rathschlägen aller Art hatten die armen Flüchtlinge den Abend des 27. Januars des Jahres 1810 hingebracht; die Ordonanzen waren hinabgeschickt worden, um Lebensmittel zu holen, dann hatten sie sich bekümmert zur Ruhe gelegt. Der Sandwirth und sein Weib lagen unten im Stalle; der Sohn und der Schreiber schliefen auf dem Heu unter dem Dache. Die Nacht war ruhig und harter Frost hielt die ganze Natur in Fesseln und die klaren Sterne leuchteten aus der Höhe auf die weiße Decke des Gebirgs. Am frühen Morgen werden die Ruhenden, deren Augen wohl der Schlaf fliehen mochte, durch ein Geräusch geweckt. Es waren Schritte auf dem hartgefornen Schnee. Die armen Geängstigten springen zugleich auf und sehen einen Haufen Soldaten sich der Hütte nahen. Es waren Franzosen. An ein Entrinnen war nicht mehr zu denken. Der Sandwirth trat sogleich aus der Thür und fragte mit fester Stimme: „Wer spricht hier deutsch?“

Der Anführer des Pikets trat vor.

„Sie sind gekommen,“ sagte Hofer zu ihm, „mich hier gefangen zu nehmen. Hier bin ich. Mit mir thun Sie, was Sie wollen, denn ich bin schuldig. Für mein Weib, mein Kind und diesen jungen Menschen bitt' ich aber um Gnade, denn sie sind wahrhaft unschuldig.“

Diese Worte hatten keine Wirkung. Auf einen Wink des Offiziers wurden Alle gebunden, und die Wuth der Soldaten an dem Manne, dem sie so viel des über sie ergangenen Unglücks zuschrieben, ging so weit, daß sie ihn mißhandelten und dem Wehrlosen den Bart ausrauften, daß es einen recht bejammernswerthen Anblick gab. Zu seinem tiefen Schmerze des Körpers und der Seele erhob sich Hofer und rief den Seinigen zu: „Betet und seid standhaft, leidet mit Geduld, dann könnt ihr auch etwas von euern Sünden abbüßen.“

Es waren acht volle Wochen verflossen, seitdem er auf der Alpe eine Freistatt gefunden hatte, als er von ihr hinuntergetrieben, und gefesselt nach Meran escortirt wurde. Auf dem Wege überall flohen die Leute in ihre Häuser zurück und weinten, obgleich die Truppe militairische Musik machte, um das Volk herbeizuziehen. Die Soldaten waren Italiener und zeigten sich ohne alle Spur von Menschlichkeit. Dieselbe Trauer, wie in Meran, herrschte auch in Bohen, und nur die Trientiner frohlockten laut in den Straßen, daß der Barbone endlich ge'angen sei, und höhnten ihn auf seinem elenden Marsche. Als der französische General — es war Baraguay-d'Hilers — sah, wie man die Gefangenen mißhandelte, wie ihr Leib und ihre Hände mit groben Stricken gebunden waren, konnte er sich nicht enthalteu, seinen Unwillen laut zu äußern, und er befahl sogleich, mehr Achtung mit dem Unglück zu haben.

Es war jetzt der schmerzhafte Augenblick gekommen, wo Hofer sich von seiner Gattin und seinem Sohne trennen mußte, und sie nahmen den zärtlichsten und rührendsten Abschied; dann wurde er weiter nach Mantua transportirt und sein treuer Schreiber mit ihm. Als sie in dieser Festung angekommen waren, erhielten sie denselben Kerker, und dieser Umstand tröstete die armen Gefangenen, und Hofer bezeigte seinem jüngern Leidensgefährten große Liebe und Freundlichkeit. Er überhäufte ihn mit herzlichen Worten, und ermahnte ihn zum Vertrauen auf die heilige Mutter Gottes, die sie gewiß nicht verlassen würde.

Die Einwohner von Mantua zeigten die wärmste Theilnahme für den Tiroler Helden. Sie verpflegten ihn nicht nur während der Gefangenschaft, soudern sie boten dem Kommandanten der Festung 5000 Thaler an, wenn er Hofer das Leben erhalten könne. Der Kommandant aber sicherte dem Sandwirthe Begnadigung zu, wenn er sogleich in französische Dienste treten wolle. Allein er schlug diese Bedingung hochherzig aus und zog es vor, zu sterben, als seine Kräfte dem Feinde seines Volkes zu widmen. Mit der größten Ruhe sah er seinem letzten Augenblicke entgegen, der nicht ferne mehr sein konnte.

Um Mitternacht an dem 19. auf den 20. Februar erschienen sieben Offiziere, die das Kriegsgericht bildeten, in Hofer's Kerker. Sein Schreiber, sein bisheriger Gefährte, mußte ihn alsogleich verlassen. Mit Thränen nahm er Abschied von seinem Herrn, der große Fassung zeigte. Das Gericht erkannte den Tod durch Erschießen, und als es sich entfernte, kamen zwei Geistliche, um

den Verurtheilten zum letzten Gange vorzubereiten. Hofer übergab dem Einen der Beiden etwas Geld, was er noch besaß, mit der Bitte, es seinem treuen Schreiber als sein Vermächtniß einzuhändigen, dazu schrieb er auf ein Zettelchen mit Bleistift: „Lieber Cajetan, empfange hier das letzte Vermögen, was ich habe, lebe wohl und bete für mich, denn um eilf Uhr muß ich heute sterben.“ —

Hierauf ließ er sich Feder, Tinte und Papier geben, und schrieb folgenden Brief an seinen Freund, Herrn von Pichler zu Neumarkt, aus dem man deutlich seinen festen Muth und seinen frommen Sinn wahrnehmen kann, die ihn bis zum Tode nicht verließen. Der Brief ist hier zur bessern Verständniß und um dem ernsten, rührenden Inhalt nicht durch den ungewohnten Dialekt den riefern Eindruck zu rauben, gleich in unsere Schriftsprache übersetzt worden. Er lautet:

„Liebster Herr Bruder!

Der göttliche Wille ist es gewesen, daß ich, hier in Mantua, mein Zeitliches mit dem Ewigen vertauschen mußte, aber Gott sei Dank für seine göttliche Gnade, mir ist es so leicht vorgekommen, als wenn ich zu etwas ganz Anderem geführt werden sollte. Gott wird mir auch die Gnade verleihen bis zum letzten Augenblick, auf daß ich kommen kann, allwo sich meine Seele mit allen Auserwählten ewig freuen mag, allwo ich auch für Alle bitten werde bei Gott. Besonders aber für Diejenigen, für welche ich am Mehrsten zu bitten schuldig bin, wie für Sie und Ihre Frau, wegen aller mir erwiesenen Wohlthaten. Aber auch alle hienieden noch lebende gute Freunde sollen für mich beten und mir aus den heißen Flammen helfen, wenn ich im Fegefeuer büßen muß.

Den Gottesdienst soll die Liebste mein, die Sandwirthin, halten zu Sanct Martin, beim Rosenfarbenen Blut. Den Freunden ist beim Unterwirth Suppe und Fleisch geben zu lassen und eine Halbe Wein. — Lieber Herr Pichler, gehen Sie hin und zeigen Sie die Sache beim Unterwirth zu Sanct Martin an, er wird dann schon Anstalt machen; aber ziehen Sie sonst Niemand dazu.

Von der Welt lebet Alle wohl, bis wir im Himmel zusammen kommen und dort Gott loben ohne Ende. Alle Passeyrer und Bekannte sollen mir eingedenk sein im heiligen Gebet, und die Wirthin (seine Frau) soll sich nicht so bekümmern; ich werde bitten bei Gott für sie Alle.

Ade, meine schnöde Welt! so leicht kommt mir das Sterben vor, daß mir nicht die Augen naß werden. Geschrieben um 5 Uhr in der Frühe und um 9 Uhr reise ich mit der Hilfe aller Heiligen zu Gott.

Mantua, den 20. Februar 1810.

Dein im Leben geliebter Andre Hofer
von Sand in Passeyer.

Im Namen des Herrn will ich auch die Reise vornehmen mit Gott!“ —

Die Frömmigkeit, Biederkeit und wahrhafte Seelengröße, die aus jeder Zeile dieses Schreibens hervorleuchten, geben den letzten Strich zu dem Bilde des Mannes, das wir hier zu entwerfen bemüht waren, und zeigen ihn uns als einen christlichen Helden, als eine Größe, die vor keiner andern bescheiden zurücktreten darf. Keine Klage über sein Schicksal, kein Groll gegen seine Feinde, kein Mißmuth über die Vereitelung seiner Plane; der Tod, dem er mit vollem Bewußtsein entgegengeht, leitet ihn nur auf Gedanken der Milde und des Wohlwollens, der Nachsicht und Liebe. Er gedenkt seiner Freunde und Lieben, die er hienieden verläßt, und wendet sich mit vollem Vertrauen, von seliger Hoffnung begeistert, dem Ewigen zu. Das Ungefünstelte des Ausdrucks und die kleine Sorge für das, was der Gebrauch heilig, vermehrt noch den rührenden Eindruck, indem uns jene Züge stets den Stand und das Naturell desjenigen vergegenwärtigen, der seinen Thaten und seiner Gesinnung nach ein Held ist.

Um 10 Uhr ward die Trommel gerührt und der Kerkergang nebst dem Vorhof mit Soldaten besetzt. Um drei Viertel auf eilf wurde Hofer's Thür geöffnet, und er von dem Exprieſter von Mantua und noch einem Geistlichen herausgeführt und in langsamem Schritte zur Richtstätte geleitet. Hier angekommen, rief Hofer selbst: „Gebt's Feuer!“ Die Schüsse fielen, tödteten ihn aber nicht sogleich und er mußte erst durch einen sogenannten Gnadenschuß in die Ewigkeit geschickt werden.

Der fromme Priester, der ihn nicht verlassen hatte, gestand: daß er den Mann bewundern mußte, der wie ein christlicher Held zum Tode ging und ihn wie ein unerschrockener Märtyrer erduldete.

Allgemein wird jetzt augenommen, daß eben jener Raffel, der Hofer durch Zufall in der Senn-hütte getroffen hatte und an seinem Herde eine Pfeife mit ihm rauchte, ihn den Feinden verrieth. Allgemeine Verachtung traf den Verräther, und er mußte nach Baiern auswandern, um dort den Lohn seiner Schandthat in Ruhe genießen zu können; ob auch bei ruhigem Gewissen, muß bezweifelt werden, denn dieses rächt immer böse Handlungen schon auf Erden. Er starb in noch jungen Jahren dahin, und sein Gedächtniß ist verschwunden unter den Guten.

Dreizehn volle Jahre nach diesem tragischen Ereigniß, am 19. Februar 1823, kam das erste Bataillon Kaiserjäger, aus lauter Tirolern bestehend, von Mantua, wo sie in Garnison gelegen, in der Heimath an, und brachte eine heilige Reliquie, zwar nicht in kirchlichem, aber im militärischen und patriotischen Sinne, mit: die Gebeine Hofer's, die in der Festung von Mantua, dort wo er den Tod erlitten, beerdigt lagen. Nachdem man sie im Servitenkloster vorläufig niedergelegt hatte, wurden sie am 21. desselben Monats von dort wieder herausgeholt und in der Hofkirche zu Innsbruck feierlich beerdigt. Kaiser Franz I. ließ ihm hierauf ein prächtiges Denkmal von Marmor setzen, welches Professor Schaller ausführte und nun für ewige Zeiten die Thaten, die Treue, die Vaterlandsliebe und Heldengröße des Sandwirths den Beschauern in's Gedächtniß zurück-

Lith. Anst. v. C. Mack in Stuttgart.

ruft. Diese Statue wurde am 5. Mai 1834 feierlich eingeweiht im Beisein seiner alten Waffengefährten und der Mitglieder seiner Familie. Diese war schon früher in den Adelstand erhoben worden und der Sohn auf kaiserliche Kosten erzogen. Die alte Wittwe Hofer's lebte noch vor wenigen Jahren auf dem angeerbten Wirthshause am Sand im Passeyer Thal und ist erst vor kurzem gestorben.

Seitdem ist auch die Asche dessen, gegen den sich Hofer so kräftig auflehnte und auf dessen Befehl er den Tod erleiden mußte, von dem Felsen St. Helena nach Frankreich gebracht worden, um dort sein Ehrendenkmal zu erhalten. Drei Jahre nach des Sandwirths Tode waren kaum verflossen, als auch Napoleon's Macht zerbrach und er genöthigt war, alle seine Eroberungen aufzugeben und von Schmach und Hohn der Zeitgenossen verfolgt in die Verbannung zu ziehen. Jetzt aber steht auch er schon wieder größer und ruhmvoller da; die Zeit reinigt die wichtigsten Charaktere, die in der Geschichte auftreten, von ihren Schlacken, und nur das bleibt von ihr beleuchtet stehen, was sene gewollt, gestrebt, erreicht. Und wenn auch die Selbstsucht des Korsikaners nicht zuließ, daß er ein ächter Beglücker der Menschheit werden konnte, so bleibt doch seine Großartigkeit ungetrübt, mit der er sich in schwerer, blutiger Verwirrung der Zügel bemächtigte, und das viele Hohe und Werthvolle, das er vollbracht und hinterlassen, wird ewig seinen Ruhm erhalten und als eine große Lehre den Völkern leuchten: daß die größte Macht und der eiserne Wille au dem edeln Feuer scheitern müssen, das ein Volk beseelt, welches für seinen Herd, für seine Familie, für seinen vaterländischen Boden kämpft.

Dieß sollen uns aber des Sandwirths Andre Hofer Geschichte und Denkmal in guten und schlimmen Tagen als ermunternden Trost und erkräftigende Freudigkeit in die Seele rufen.

A. Lewald.

Das Pferd.

Tafel 10.

Oken hat das Verdienst, die naturgemäßeste Anordnung der Familien des Thierreichs aufgestellt zu haben, und dieß gilt insbesondere von seiner Anordnung der Säugthiere, die an Klarheit und Schärfe alles übertrift, was wir bisher in dieser Beziehung besitzen. Wir legen daher seine Eintheilung in unseren Darstellungen zu Grunde, so wie wir in Absicht auf die beiden anderen Naturreiche ebenfalls seinem Systeme, als dem Consequentesten, folgen.

Wir kennen indessen eine Thierfamilie, welche für alle Systematiker ein Stein des Anstoßes gewesen ist; es ist das die Familie der Pferdegattungen. Daß das Pferd unter die Hufthiere gehöre, ist Jedermann einleuchtend, aber seine ganze Lebensweise und sein ganzer Charakter unterscheiden es wesentlich von den nicht wiederkäuenden Hufthieren, welche auf dem Lande leben. Oken hat das Pferd, wie sein Vorgänger Cuvier, unter die Zunft Schweine (Pachydermen) gesetzt. Sein ganzes Naturell aber unterscheidet es so wesentlich von diesen Thieren, daß sich manche Naturforscher veranlaßt sahen, eine besondere Familie der Einhufer daraus zu machen, welche den Uebergang von den Pachydermen zu den Wiederkäuern bildet. Indessen ist hier nicht der Ort, eine Kritik der Systeme anzulegen, sondern wir wollen es dem Geschmacke der Leser überlassen, wohin sie ein so ausgezeichnetes und nützliches Thier stellen wollen.

Kennzeichen des ganzen Geschlechts, zu welchem außer dem Pferde das Zebra, der Esel und das Quagga gehören. Der Huf ist einfach; oben und unten befinden sich 6 Schneidezähne, welche an ihrer Reibefläche mit Vertiefungen, den sogenannten Kunden, versehen sind. Auf jeder Seite eines jeden Kiefers stehen 6 viereckige Backzähne, deren Reibefläche eben, aber mit 4 wellenförmig gebogenen Schmelzleisten durchzogen ist. Zwischen den Schneidezähnen und Backzähnen ist eine große Lücke, welche die Lade heißt, und in welcher bei dem männlichen Thier ein kleiner Eckzahn, Hakenzahn genannt, steht. Die Augen sind verhältnißmäßig sehr groß, nach dem Wallfischauge absolut am Größten; sie stehen am Kopfe so seitwärts, daß das Thier, ohne den Kopf zu drehen, rückwärts sehen kann; die Ohren sind bei den meisten Gattungen groß und spitz in die Höhe gerichtet; die Oberlippe ist sehr beweglich, und beinahe als eine kleine Hand zu gebrauchen; der Hals ist mit einer Mähne geziert, und der Schweif hat einen mehr oder weniger starken Haarbüschel, der am vollkommensten bei derjenigen Gattung sich befindet, die wir nun genauer betrachten wollen. Inwendig am Fuße über der Fußwurzel, am Hinterfuße unter derselben, hat das Thier eine hornigte Warze, welche eine Andeutung einer zweiten Zehe zu sein scheint.

Das Pferd (Equus caballus) unterscheidet sich von den übrigen dieses Geschlechts dadurch, daß es größer, schöner und vollkommener gebaut ist. Diesem vollkommeneren Körperbau entsprechen vollkommenere geistige Thätigkeiten. Wir können es in dieser Hinsicht auf eine sehr hohe Rangstufe setzen, wo ihm nur der Hund und der Affe nahe kommt, und wo es vielleicht nur von dem Elephanten übertroffen wird. Seine Bewegungen sind rasch und kräftig; dabei gehen sie auf ein bestimmtes Ziel los, so daß sie selbst einem oberflächlicheren Beobachter kund geben, die Thätigkeitsäußerung dieses Thieres werde nicht bloß durch den sinnlichen Muth geleitet, wie wir ihn in den Bewegungen der Katzenarten so deutlich ausgesprochen sehen, sondern es liege ihnen ein gewisser geistiger Stolz zu Grunde, der sich bewußt zu sein scheint, nach einem bestimmten Ziele hinzustreben.

Mit diesem höheren Muth verbindet sich Furchtsamkeit, aus dem einfachen Grunde, weil dem Thier der sinnliche Muth fehlt; daher ist das Pferd scheu, und nur dann fähig, eine kräftige Gegenwehr auszuüben, wenn es gezwungen wird, sich zu vertheidigen; alsdann aber führt es die Vertheidigung mit solcher Thatkraft aus, wie es sich nur von einer, durch geistigen Muth hochgestellteren Persönlichkeit erwarten läßt. Dabei ist das Pferd ein sehr verständiges Thier, jedoch in der

Art, daß es weniger leicht, als z. B. der Hund, äußere Dinge schnell auffaßt, wozu immer eine gewisse Biegsamkeit der geistigen Thätigkeiten bedingt wird; vielmehr zeichnet es sich durch große Selbstständigkeit aus, welche sich nicht selten bis zum Eigensinn steigert. Vermöge aller dieser Eigenschaften ist es zu dem nützlichsten Thiere geworden. Es ist nehmlich der Charakter aller furchtsamen Thiere, bei denen, wie es beim Pferde der Fall ist, diejenige Gattung von Begehrungsvermögen in den Hintergrund tritt, welche vorzugsweise nach Genuß strebt, und bei denen so viel Kraft des Charakters vorhanden ist, daß sie sich nicht von jeder andern äußerlichen Macht anziehen lassen, sich gerne an den Menschen anzuschließen; dieses Anschließen an den Menschen aber hat bei Thieren des angeführten Charakters, wie beim Schafe und beim Pferde, nicht jenen genußsüchtigen Grund, als beim Hunde. Die Anlage zu Eigensinn ferner, ist ebenfalls ein Grund der großen Brauchbarkeit dieser Thiere. Wozu man sie einmal mit Liebe gebracht hat, dieß thun sie immer von selbst, ohne weitere Nachhilfe nöthig zu haben. Ein Pferd, das nur ein einziges Mal auf der Rennbahn gewesen ist, weiß, sobald es zum Zweitenmal hinkommt, daß es um jeden Preis die Andern zu besiegen hat; und der Stolz der Pferde auf einen solchen Sieg, so wie ihr Neid auf den Sieger, gibt sich durch viele Merkmale zu erkennen. Ein Pferd, das früher siegte, und nun von einem andern übertroffen zu werden glaubt, sucht den Gegner durch Beißen und Hauen von dem Siege zurückzuhalten, und die stolze Haltung eines siegreichen Renners ist bekannt genug.

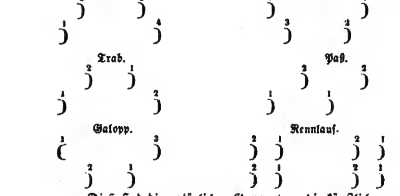
Diesen geistigen Eigenschaften entsprechen einige körperliche Verhältnisse, die in gerader Beziehung mit denselben stehen. Das Pferd braucht zu seinem Futter wenig Zeit, ebenso ist seine Verdauung rasch und kraftvoll; sein Blut sehr faltreich; seine Muskeln und Knochen weder träge, noch schwammig, sondern elastisch und fest; seine Sinne, mit Ausnahme des Gesichts in die Ferne, scharf; und seine ganze Haltung mit Anmuth und Stolz begleitet; seine Stimme ist ein Wiehern, das auf die ausdrucksvollste Weise die Gemüthsbewegung angibt, von welcher das Thier erregt ist, und wer nur einmal mit Pferden umgegangen ist, kann aus dem Wiehern derselben erkennen, ob es Begrüßung des Herrn, Freude, Sehnsucht, Hunger oder Durst ausdrückt; in allen diesen Fällen ist die Art des Wieherns anders. Gewöhnliche Schmerzen erträgt das Pferd mit stummer Ruhe, bei heftigen Schmerzen stöhnt es wie ein kranker Mensch, und im Augenblicke des Todes läßt es nicht selten einen lauten, gellenden Schrei hören, der in seinem Tone etwas Erschütterndes hat.

Seine Zuneigung gibt es durch Herumsehen, durch Betasten mit der Oberlippe und leises Beschnuppern zu erkennen; seine Abneigung aber zeigt es an durch Zurücklegen der Ohren, hinter sich blicken, ohne den Kopf zu drehen, und durch plötzliches unter den Leib stellen der Hinterbeine, um sogleich schlagfertig zu sein. Bösartige Pferde zeigen sich in dieser Beziehung noch hinterlistiger; sie stellen sich nicht zum Schlag und legen die Ohren nicht zurück, sondern spitzen sie; Jeden, der hinter sie herantritt, hauen sie mit einem Hinterfuß; wer vorn herautritt, wird gebissen und mit den Vorderfüßen gehauen. Solche Thiere sind aber Ausnahmen, und gewöhnlich rührt es, wenn ein Pferd böse ist, daher, daß es von früher Jugend an gepeinigt und geneckt wurde, weßhalb es Jeden, der sich ihm naht, aus Furcht, es sei sein Feind, angreifend behandelt.

Das Gedächtniß des Pferdes ist ganz außerordentlich, bezieht sich aber weniger auf Menschen, wahrscheinlich deßhalb, weil es so häufig aus einer Hand in die andere geht, als vielmehr auf Oertlichkeiten. So ist bekannt, daß das Pferd große Strecken, welche es nur einmal zurückgelegt hat, nach mehreren Jahren wieder genau auf demselben Wege, ohne zu fehlen, zurücklegen kann. Man erinnere sich nur hiebei an die bekannte Geschichte Mazeppa's; und Jedem, der nur einmal auf einem Miethpferde gesessen hat, ist bekannt, wie gerne solche Thiere Wirthshäuser aufsuchen, in denen sie einmal gewesen sind, selbst wenn sie kurz zuvor Futter erhalten haben. Gelehrig ist das Pferd zwar im höchsten Grade, wird es aber blos in einem bestimmten Alter. Dieß mag daher rühren, weil die Lust, seine überwiegende Körperkraft auszuüben, dem Thiere es früher nicht gestattet, sich gelehrig zu zeigen.

Die Gangarten des Pferdes sind dem Wesentlichen nach drei: Schritt, Trab und Galopp. Im wilden Zustande, sowie auf der Weide, ist die häufigste Gangart der Schritt und der Galopp; die angenehmste Gangart aber zum Gebrauche ist der Trab. Beim Schritt wird zuerst der rechte Hinterfuß, dann der linke Vorderfuß, sodann der linke Hinterfuß und zuletzt der rechte Vorderfuß gehoben und auf die Erde gesetzt, so daß vier ganz gleiche Takttheile dadurch entstehen (4/4-Takt). Beim Trab wird der rechte Vorderfuß und der linke Hinterfuß zugleich aufgehoben, und nachdem diese sich wieder zugleich auf die Erde gesetzt haben, der linke Vorder- und rechte Hinterfuß, so daß dadurch nur zwei Takttheile gebildet werden (2/4-Takt). Wird beim Trab das dem ersten Fußpaar folgende früher gehoben, als jenes zu Boden gesetzt wurde, so entsteht dadurch der sogen. Hirschtrab, welcher weit flüchtiger als der vorhergehende ist. Beim Galopp setzt das Pferd zuerst den linken Vorderfuß und den rechten Hinterfuß auf die Erde, gerade wie beim Trab, alsdann den linken Hinterfuß allein, auf dem momentan das ganze Thier ruht, und nach diesem den rechten Vorderfuß, oder aber in umgekehrter Reihenfolge, je nachdem das Thier rechts oder links galoppirt. In dem Augenblick, wo die beiden Füße zugleich auf den Boden gesetzt werden, hört man einen stärkeren Anschlag, welchem zwei kürzere folgen, die von dem getrennten Aufschlag der beiden andern Füße herrühren, wodurch drei Takttheile entstehen (3/4-Takt). Nicht selten bemerkt man hiebei, daß die Füße, welche zugleich auftreten sollen, ebenfalls zwei ganz schnell auf einander folgende Schläge hören lassen, und dieß ist der sogen. gekreuzte Galopp. Es gibt noch drei

(weniger vorkommende) Gangarten. Die eine iſt der Paß und beſteht darin, daß die Füße einer Seite zugleich gehoben und geſetzt werden, und da die Bewegung dadurch ſehr weich wird, ſo liebt man ihn bei Damenpferden; die zweite hieher gehörige Gangart iſt der falſche Galopp, auch Küſtergalopp genannt, wo das Thier bald mit den Vorder-, bald mit den Hinterfüßen aus dem Trab in den Galopp verfällt und dadurch ein ähnlicher, jedoch noch verzerrterer Takt entſteht wie beim ſchiefen Galopp (5/16-Takt); die dritte noch zu erwähnende Gangart iſt der Rennlauf oder die Karriere, der in einer Reihe von Sprüngen beſteht, bei denen das Thier, wie ein Haſe, bald die Vorder-, bald die Hinterfüße ausſetzt.



Dieß ſind die natürlichen Gangarten; die künſtlichen gehören in das Kapitel der Reitkunſt.

Die gewöhnliche Länge des Pferdes beträgt 8 Fuß, die Höhe des Wiederriſtes 5 Fuß. Die Tragezeit der Stute beträgt 11 bis nahezu 12 Monate; ſie wirft mit höchſt ſeltenen Ausnahmen nur ein Junges, welches man Fohlen nennt.

Der Gebrauch des Pferdes iſt ſchon ſehr alt, und die Zeit, in welcher dasſelbe zuerſt gebraucht wurde, beinahe eben ſo ſchwer zu beſtimmen, als die Heimath desſelben. Aus der heiligen Schrift erfahren wir, daß ſchon 1656 Jahre vor Chriſtus Pferde in Egypten waren, denn es heißt, daß mit Joſeph, als er ſeines Vaters Gebeine nach Egypten führte, Wagen und Reiſige gezogen ſeien. Nach den Nachrichten der Profangeſchichte ſoll Semiramis hunderttauſend Kriegswagen und eine Million Reiter gehabt haben. Indeſſen lernen wir aus der griechiſchen alten Geſchichte, daß zu Zeiten des erſten trojaniſchen Krieges zwar der Gebrauch von Wagenpferden vorhanden geweſen ſei, jedoch (wenigſtens nicht erweislich) der von Reitpferden.

Was die Heimath des Pferdes betrifft, ſo iſt die gewöhnlichſte Behauptung, daß das Pferd aus Arabien ſtamme; allein es iſt dieß deßhalb unwahrſcheinlich, weil Salomo ſeine Spezereien, Gold und Silber aus Arabien holte, ſeine Pferde aber aus Egypten bekam. Es ſcheint alſo, daß in Arabien das Pferd erſt ſpäter ſo vortrefflich geweſen ſei. Die älteſten Nachrichten gibt uns der Opfergebrauch der Indier, welche, ihren älteſten heiligen Büchern zu Folge, als das herrlichſte Opfer das Pferdeopfer haben; dieſe Vedas reichen aber weit über unſere Zeitrechnung hinaus. Noch einen Grund, den älteſten Gebrauch des Pferdes weiter nach Indien hin zu verlegen, gibt uns der Umſtand, daß das Wort ma, welches im Chineſiſchen Pferd bedeutet, einer der Grundcharaktere oder Schlüſſel in dieſer Sprache iſt. Aus dieſen Gründen ſcheint das Urvaterland des Pferdes eher nach Thibet oder nach der Tartarei verſetzt werden zu müſſen, als nach Arabien.

Im wilden Zuſtande findet ſich das Pferd theils in den Steppen der großen Tartarei, theils in manchen Gegenden von Südamerika. Von den tartariſchen wilden Pferden wiſſen wir wenig; um ſo mehr ſind die amerikaniſchen vermilderten Pferde beobachtet worden. Beſonders zahlreich beſtanden ſich dieſe Thiere in den Ebenen zwiſchen dem Plataſtrom und Patagonien; dort ziehen ſie, wie die Reiſenden verſichern, in Heerden von mehreren tauſend Stücken umher und folgen den Stärkſten und Kühnſten als ihren Anführern. Werden ſie von wilden Thieren angefallen, wozu namentlich die großen Katzenarten jener Länder gehören, ſo ſchließen ſie, auf ein von den Anführern gegebenes Zeichen, entweder eine dichte Maſſe und treten ihren Feind todt, oder ſie ſchließen einen großen Kreis, in deſſen Mitte ſie die Stuten und Fohlen nehmen, und wehren ſich mit ihren Hinterhufen. Sehen ſie Reiſende herbei kommen, ſo laufen ſie im Galopp auf die zahmen Pferde los, wobei immer der Führer der Heerde voran geht, rufen den beladenen Pferden mit großer Begierde, und wenn dieſe nicht ſorgfältig bewacht werden oder wenn der Reiter nicht ſehr gewandt iſt, ſo werfen die zahmen Pferde Laſten und Reiter ab und laufen ihren wilden Kameraden zu, um nie wieder zurückzukehren. Werden die wilden Pferde verjagt, ſo ziehen ſich wieder die Anführer zuerſt zurück und die andern folgen in raſchem Laufe.

Die Methode, wie dieſe wilden Pferde gefangen werden, wird von den Reiſenden ſehr anziehend erzählt. So ſagt z. B. Miers, indem er das Fangwerkzeug der Laſſo beſchreibt: Dieſes Wurfzeug beſteht in einem ſehr feſt geflochtenen Strang von gleicher Dicke, 1/2 Zoll im Durchmeſſer und 40 Fuß lang; es wird aus einer Anzahl Streifen von friſcher Haut wie eine Peitſchenſchnur geflochten und mit Fett geſchmeidig gemacht. An dem einen Ende befindet ſich ein eiſerner, ungefähr 1 1/2 Zoll weiter Ring, durch welchen der Strang gezogen und ſo eine laufende Schleife gebildet wird. Gewöhnlich iſt der Gaucho oder der eingeborene Landmann beim Gebrauche ſeines Laſſo beritten. Das eine Ende des Stranges wird am Sattelgurt befeſtigt; das Uebrige rollt er ſorgfältig zuſammen und hält es in ſeiner linken Hand, ſo daß ungefähr ein 12 Fuß langes Stück des Schleifenendes übrig bleibt, welches er zur Hälfte in ſeiner rechten Hand führt. Er ſchwingt nun dieſe ganze lange Schleife horizontal um ſeinen Kopf, wobei das Gewicht des Ringes an dem Ende der Schleife ihn unterſtützt, und bei fortgeſetzter kreiſender Bewegung iſt

er nun im Stande, ihm einen solchen Grad von Schwung beizubringen, daß er die Schleife auf die ganze Länge des Strangs fortschleudern kann.

Dieses einfache Werkzeug benutzen die Gaucho's, um entweder einzeln, wie es schon Seite 63 erwähnt wurde, oder mit Hilfe von Begleitern, welche ihnen zu Fuße folgen, die wilden Pferde in ihre Gewalt zu bringen.

Jene wilden Pferde haben in Absicht und Gestalt viele Aehnlichkeit mit ihren Stamm-Eltern, den Spanischen. Die Schwierigkeit, mit welcher sie gezähmt werden, ist nicht so groß, als man denken sollte, und wenn sie gleich blos aus Furcht gehorchen, und Anfangs mit Peitsche und Sporen getrieben werden, so gibt es doch keine Pferde, welche so bald und so vollkommen ihre Kraft und ihren Charakter zum Dienste des Menschen ausbilden. Obgleich sie keine außerordentliche Schnelligkeit besitzen, so haben sie doch die Fähigkeit, ganz außerordentliche Anstrengungen auszuhalten. Häufig werden sie 60 bis 70 englische Meilen (ungefähr 20 deutsche Stunden) geritten, ohne abgezäumt zu werden, und sind schon durch die gräßlichen Sporen der Gaucho mehr als sechszehn deutsche Meilen weit getrieben worden; mit einer Geschwindigkeit von drei Stunden in einer.

In den dürren, schwülen Ebenen Südamerika's ist der Wasserzufluß oft sehr sparsam, und dann befällt nicht selten die Pferde eine Art von Wuth, in welcher sich ihre edeln und sanften Eigenschaften nicht mehr erkennen lassen. Alsdann rennen sie wüthend in jeden Teich oder See, zerreißen und zertreten einander in grimmem Muthe, so daß man schon die Gerippe von Tausenden derselben, so durch ihre eigenen Genossen getödtet wurden, aufgefunden hat.

Die wilden Pferde der Tartaren lassen sich ebenfalls leicht zähmen, unterscheiden sich aber von den Amerikanischen sowohl in Absicht auf Gestalt, als auch dem Charakter nach; sie sind kleiner, nicht so schön gebaut, meist von fahler oder mausgrauer Farbe, geben aber den vorerwähnten Amerikanischen an Ausdauer und Schnelligkeit nichts nach. Für die Tartaren ist das Pferd nicht nur ein Last- und Zugthier, sondern das Fleisch, das Blut und die Milch derselben wird ungefähr so benutzt, wie bei uns das Fleisch u. s. w. des Rindes. Aus der Milch bereiten die Tartaren eine Art von übelschmeckendem Branntwein, den sie Kumiß nennen. Das Pferdefleisch hat einen konzentrirten Fleischgeschmack, dem aber, wenigstens wenn es gesotten ist, ein eigenthümlicher Beigeschmack nicht fehlt, der einem nicht daran gewöhnten Gaumen unangenehm erscheint; süßlich ist aber dieser Beigeschmack nicht, wie oft behauptet worden. Gebraten ist es vom besten Rindfleisch nicht zu unterscheiden, außer daß ihm das Fett mangelt, welches als ein flüssiges Oel herausbratet. Als Wildpret zubereitet übertrifft es das köstlichste Hirschwildpret. Indessen möchte die Art, wie die Tartaren das Pferdefleisch zubereiten, einem europäischen Gaumen schwerlich behagen. Sie schneiden die fleischigen Theile in Schnitte, legen diese unter den Sattel, und nachdem sie fünf oder sechs Meilen Galopp geritten sind, halten sie ihr Fleisch für zart und gekocht, so daß es verspeist werden kann. Das Lieblingsgericht bei ihren Festen ist ein Pferdekopf.

Was den Charakter betrifft, so unterscheiden sich die wilden tartarischen Pferde darin, daß sie kein fremdes Pferd unter sich dulden. Wenn ein gezähmtes Pferd, ohne durch seinen Herrn geschützt zu sein, sich ihnen nähert, so greifen sie es mit den Zähnen und Hufen an, und bringen es bald um. Indessen unterwerfen sie sich leicht der Herrschaft des Menschen und werden vollkommen gelehrig und vertraut.

Sonst finden sich auch im Innern von Afrika, auch in den Wüsten von Arabien, auf St. Domingo und sonstigen Theilen der Erde wilde Pferde vor; allein sie kommen dem gezähmten Pferde an Schönheit, Größe und selbst an Schnelligkeit nicht gleich, wenn sie es auch an Ausdauer übertreffen.

Die bemerkenswerthesten Racen der Pferde sind folgende: die arabische Race (Fig. 1.). Die arabischen Pferde werden für die schönsten, flüchtigsten, dauerhaftesten und zum Reitgebrauche für die besten angesehen; was ihre Schönheit betrifft, so gibt es wohl kein Pferd, welches an Zierlichkeit der Form, sowie an Ebenmaß der Körperverhältnisse dem arabischen gleich käme; nur sind die Formen, namentlich in der Bewegung, etwas eckig, was Thieren, bei denen dieses eckige Motiv sehr ausgebildet ist, das Ansehen von vergrößerten Ziegen gibt. Zugleich fehlt ihnen auch diejenige Größe, die man gewöhnlich von einem Pferde verlangt, dessen Gestalt Eindruck machen soll. Die edelsten arabischen Pferde sollen von den Pferden Mohammeds abstammen; welche der verschiedenen, von den Arabern angeführten Racen die ausgezeichnetste sei, darüber sind die Pferdekenner noch nicht im Reinen. Das edle Araberpferd zeichnet sich durch eine unglaublich dünne Haut aus, so daß die menschliche Haut dagegen dick erscheint; der Kopf ist trocken und fast viereckig, d. h. das Maul beinahe so breit, als der hintere Theil des Kopfes; der Hals schlank und mäßig gebogen; der Leib schön gewölbt; das Kreuz oval; die Füße stark, aber zart, und die Muskeln liegen überall frei unter der Haut, ohne von Fett bedeckt zu sein; die Schweif- und Mähnenhaare sind schlicht und seidenartig fein, und an den Stellen, wo andere Pferde dünne Haare haben, wie um die Augen, innerhalb des Ellenbogens und an der innern Schenkelfläche, mangeln diesen Thieren die Haare beinahe ganz, denn sie sind so fein, daß man sie nur mit dem Vergrößerungsglase unterscheiden kann.

Diesem zarten Körperbau entsprechen Eigenschaften des Charakters, die das arabische Pferd vor allen andern auszeichnen. Wenn der Araber von seiner Stute herabfällt, und unfähig ist, wieder aufzustehen, so hält das Thier augenblicklich still und wiehert, bis Hilfe kommt. Legt er sich, vom Mattigkeit überwältigt, zum Schlafe nieder, so wacht sein Pferd mitten in der Wüste neben ihm, und weckt ihn durch Wiehern, so bald Thiere oder Menschen ihm nahe kommen. Daher wird

auch das Pferd von den Arabern gleich dem Kinde hochgeschätzt. Die Stuten und Fohlen bewohnen daſſelbe Zelt, in welchem der Beduine mit ſeiner Familie hauſt. Oft iſt der Hals der Stute das Kopfkiſſen des Reiters, und noch öfter das der Kinder, welche ſich auf ihr und den Fohlen herumwälzen, ohne daß der geringſte Unfall vorkäme.

Die Probe, welche der Araber mit ſeinem Pferde macht, ſo bald es reitbar iſt, beſteht in Folgendem: er ſpringt auf ſeinen Rücken, und treibt es im ſchnellſten Renulaufe über den Sand und die Felſen der Wüſte neun bis zehn Meilen weit, ohne ihm einen Augenblick Ruhe zu gönnen. Dampfend und keuchend zwingt er es dann, in das Waſſer zu tief hineinzugehen, daß es ſchwimmen muß. Nimmt das Pferd unmittelbar nach dieſer Anſtrengung ſein Futter auf, als wenn nichts geſchehen wäre, ſo wird es als ein ächter Sprößling des Stammes Kochlani (des edelſten Stammes) anerkannt.

Folgende Anekdote ſpricht für die Anhänglichkeit des Arabers an ſein Pferd: Der ganze Wohlſtand eines Arabers der Wüſte beſtand in einer Stute. Der franzöſiſche Conſul erbot ſich, ſie ihm abzukaufen, um ſie ſeinem Souverän, Ludwig XIV., zu ſchicken. Der Araber würde einen ſolchen Vorſchlag mit Verachtung zurückgewieſen haben; allein er war ſo bitterlich arm, daß ihm die nöthigſten Bedürfniſſe des Lebensunterhaltes fehlten. Dennoch zögerte er; er hatte kaum einen Lappen, ſich zu bedecken, und ſein Weib und ſeine Kinder waren am Verhungern. Die angebotene Summe war groß; ſie hätte ihn und ſeine Familie mit Lebensunterhalt für immer verſorgt. Endlich willigte er, jedoch mit Widerſtreben, ein. Er brachte die Stute nach der Wohnung des Conſuls, ſtieg ab, lehnte ſich auf ſie, ſah bald nach dem Golde, blickte bald ſeinen Liebling an; er ſeufzte, er weinte. „An wen,“ ſagte er, „ſoll ich dich jetzt überlaſſen; an Europäer, die dich kurz anbinden werden, die dich ſchlagen, dich elend machen werden. Kehre zurück mit mir, mein Kleinod, mein Juwel, erfreue die Herzen meiner Kinder.“ Nach dieſen Worten ſchwang er ſich auf ihren Rücken, und war im Augenblick aus dem Geſichtskreiſe verſchwunden.

Die folgende Anekdote zeigt uns, wie eiferſüchtig der Araber auf die Schnelligkeit ſeines Pferdes iſt. Sie wird von Malkolm erzählt:

Ein arabiſcher Scheik, welcher fünfzig Meilen von Baſſra wohnte, beſaß eine ausgezeichnete Zucht von Pferden, auf welche er ſehr ſtolz war. Einſtmals verlor er eine ſeiner beſten Stuten, und konnte lange Zeit nicht entdecken, ob ſie geſtohlen worden ſei oder ſich verlaufen hätte. Wenige Zeit nachher entführte ein junger Mann von einem andern Stamme ſeine Tochter, um die er öfter angehalten hatte, aber trotz dem, daß das Mädchen ihn liebte, von dem Scheik abgewieſen worden war. Der Scheik verfolgte mit ſeinen Leuten den jungen Mann mit ſeiner Geliebten, die auf einem Pferde ritten, und es gelang ihm, den Flüchtigen immer näher zu kommen. Nun erkennt er ſeine Lieblingsſtute, und ärgert ſich darüber, daß ſie nicht ſchneller läuft. Kaum iſt er den Flüchtlingen ſo nahe, daß ſeine Stimme ſie erreichen kann, ſo ruft er dem jungen Manne zu: ſchrei ihr doch (ein gewiſſes Loſungswort) in's Ohr! Der junge Mann folgt dieſem Rath, und nun beginnt die Stute ſo ſchnell zu rennen, daß der Scheik gezwungen ward, zum böſen Spiel gute Miene zu machen. Der Troſt des Letztern beſtand darin, daß jene Stute von keinem andern Pferde übertroffen worden war, und er gab dem jungen Manne ſeine Tochter mit der Bedingung, ihm dieſes Pferd zurückzuerſtatten.

Der Araber hält ſeine Stuten weit höher, als ſeine Hengſte, weil er mit Recht glaubt, daß von der Güte der erſtern die Güte ſeiner Zucht abhängt. Die Fütterung, die er ſeinen Thieren verleiht, iſt ſo gering, daß unſere Pferde nicht dabei beſtehen würden. Sie werden meiſtens nur ein oder zwei Mal in 24 Stunden gefüttert, und erhalten blos des Nachts etwas Waſſer nebſt fünf oder ſechs Pfund Gerſte oder Bohnen und einer Hand voll Stroh. Ein Pferd mittleren Schlages bei uns bedarf dagegen 6 Pfund Heu und 8 Pfund Hafer binnen 24 Stunden, das Stroh nicht zu rechnen. Deſſen ungeachtet halten dieſe Pferde, wenigſtens in ihrem Vaterlande, große Anſtrengungen aus. Acht Meilen, ohne Unterbrechung, iſt eine gewöhnliche Tour; in Nothfällen müſſen dieſe Thiere gegen zwanzig deutſche Meilen ohne Futter zurücklegen.

Das barber Pferd ſtammt von dem Araber, iſt etwas kleiner, hat aber rundere Formen und iſt der Stammvater des ſpaniſchen und neapolitaniſchen Pferdes, welche beide ſich durch große Eleganz in Abſicht auf Form auszeichnen, aber, wenigſtens in unſerer Zeit, ihre früher ſo berühmte Dauerhaftigkeit verloren haben.

Das türkiſche Pferd ſtammt von dem Arabiſchen und zeichnet ſich durch längeren Körper und erhabenere Croupe vor demſelben aus.

Das perſiſche Pferd iſt im Ganzen etwas größer, als das Arabiſche, ſein Kopf iſt eben ſo ſchön, die Croupe aber höher und das ganze Geſtell mehr entwickelt, als beim Araber, welchem es an Ausdauer nachſteht.

Die Pferde der Moldau und Wallachei, ſo wie die polniſchen, zeichnen ſich durch leichten Körperbau, Flüchtigkeit und Ausdauer vortheilhaft aus, wiewohl ſie meiſt häßliche, verkehrt gekrümmte Häſſe, hoch angeſetzte Schaafskröpfe, ſo wie Eſelskreuze und hinten auswärts geſtellte Beine haben.

Das ungariſche Pferd hat die weniger anſprechende Figur dieſer Letztern, ohne die Kraft und Ausdauer zu beſitzen, die man ſeinem kräftig ausſehenden Körper zumuthen ſollte. Es hat in neueren Zeiten viel dazu beigetragen, die deutſche Pferdezucht zu verſchlimmern.

Frankreich beſitzt in der Normandie, in Limouſin und Burgund ausgezeichnet kräftige und gut gebaute Pferde; während die leichtern Schläge durch ſchlechtes ſpaniſches Blut verdorben ſind.

Das deutſche Pferd exiſtirt als ſolches nur noch in Büchern, denn die vorzüglichſten deutſchen Pferde ſtammen theils von Engliſchen, theils von Arabiſchen ab.

Die ausgezeichneteſten Pferde Europa's beſitzt in unſeren Zeiten England (Fig. 2.). Die engliſchen

Thierzüchter, welche mit Recht die ersten genannt werden können, haben es dahin gebracht, die Schönheit, Leichtigkeit und Feinheit des Arabers durch geschickte Kreuzung mit Größe und bedeutender Körperkraft zu verbinden; und obgleich die Sucht, Rennpferde zu gewinnen, auf manchen Abweg geführt hat, weil das Rennpferd weder das ausdauerndste, noch das stärkste und schönste Thier ist, so hat doch, namentlich in der neuern Zeit, England den Ruhm, die edelsten, kräftigsten und brauchbarsten Thiere gezogen zu haben.

Die Schnelligkeit, mit welcher englische Renner auf kurze Zeit eine gegebene Strecke durchlaufen, grenzt an das Unglaubliche. Flying Childers durchlief eine Bahn von 10,003 Fuß in sechs Minuten und vierzig Sekunden, also 25 Fuß in einer Sekunde. Ein anderes Pferd durchlief eine Bahn von 129,030 Fuß in 57 Minuten und 10 Sekunden, also in einer Sekunde 37⅔ Fuß.

Duttendofer.

Die Fackeldisteln (Cactus).

(Taf. 11. u. 12.)

Unter der großen Menge der sogenannten Saftgewächse sind unstreitig die Fackeldisteln die merkwürdigsten. Sie sind nicht nur ausgezeichnet durch ihre besondere, auffallende Form und die Verschiedenheit derselben, sondern auch durch die Schönheit und Seltenheit ihrer Blüthen.

Man findet sie nur im südlichen Amerika und Westindien; die wenigen, in Europa vorkommenden Gattungen waren nicht ursprünglich daselbst zu Hause, sondern wurden dahin durch Absicht oder Zufall verpflanzt. Man kennt bereits über 200 Gattungen, welche diesem Pflanzengeschlechte angehören, alle Jahre kommen aber noch neue hinzu, welche durch Schiffe, besonders französische, aus ihrem Vaterlande zu uns gebracht werden, so daß man ihre Zahl sicher auf 300 anschlagen darf.

Der Ausdruck Fackeldistel paßt eigentlich nicht auf das ganze Geschlecht, sondern nur auf eine Abtheilung derselben; eine allgemein anwendbare Benennung gibt es in der botanischen Kunstsprache nicht. Sie sind indessen unter dem Namen der Cacten oder Cactusse ziemlich, wenigstens ihren gemeineren Gattungen nach, bekannt. Ihr lateinischer Name heißt nämlich Cactus und ist von einem griechischen Worte καίω abgeleitet, welches „Brennen“ bedeutet, weil die Stacheln, womit die meisten Gattungen versehen sind, heftig stechen und dadurch einen brennenden Schmerz verursachen. Im Englischen heißen sie ebenfalls Cactus, im Französischen Cactier, Cierge.

Wie bereits erwähnt, das eigentliche Vaterland der Cacten ist nur Südamerika mit Westindien; die Angaben in Reiseberichten von ihrem Vorkommen in andern Welttheilen sind gewiß ein Irrthum. Es gibt nämlich unter den Stapelien, Mesembryanthemen und Euphorbien manche, welche man bei oberflächlicher Betrachtung leicht für dem Cactusgeschlechte angehörende Gattungen halten kann, indem sie solchen täuschend ähnlich sehen. Ob nun gleich das Clima in Afrika eben so gut wie der Himmel Südamerika's für unsere Pflanze passen würde, so weiß man doch bestimmt, daß sie weder dort, noch anderswo angetroffen wird, so wie überhaupt zahlreiche Erscheinungen des Thier- und Pflanzenreichs beweisen, daß viele Geschlechter nur gewissen Gegenden eigen sind und über diese Grenzen hinaus unter sonst gleichen clismatischen Verhältnissen nicht vorkommen. So ist es auch bei den Cacten, von denen Brasilien und Mexiko die größte Zahl von Gattungen besitzen, und zwar die schönsten und seltensten.

Ebenso besteht auch die irrige Meinung, es brauchten diese Pflanzen wenig oder gar keine Feuchtigkeit zu ihrem Gedeihen. Es gibt allerdings einige Gattungen, welche auf Felsen oder als Schmarotzer auf andern Pflanzen wachsen, und darum wenig Nahrungsstoff bedürfen, allein sie haben auch sehr schwache Glieder und erreichen nur eine geringe Größe. Die Uebrigen dagegen wachsen auf der Ebene, sowohl auf Bergflächen als auf dem eigentlichen Flachlande, wo sie oft beträchtliche Strecken überziehen. Diese sind sehr fleischig und umfangreich, sie nehmen auch keineswegs mit einer so spärlichen Feuchtigkeit vorlieb, ob sie gleich an dürren, sandigen Orten wachsen. Ihr innerer Bau, auf den wir später zurückkommen werden, gestattet ihnen nämlich, eine große Menge wässeriger Theile aufzunehmen, wozu sie während der anhaltenden Regenzeit, welche in Südamerika die Stelle des Winters vertritt, hinlängliche Gelegenheit haben. Die Pflanzen nehmen während dieser Zeit an Umfang zu, was aber kein Wachsen genannt werden kann, sondern nur eine augenblickliche Folge der Anhäufung von Säften ist, wovon sie so viel einsaugen, daß es ihnen in der trockenen Jahreszeit keineswegs an Nahrungsstoff für ferneres Wachsthum oder zur Bildung neuer Glieder fehlt. Es sind demnach Pflanzen, welche die Feuchtigkeit sehr lieben und ohne dieselbe zwar länger als Laubpflanzen dauern, aber eben so gewiß wie diese zu Grunde gehen. Sie wachsen so lange fort, als sie noch saftige Theile enthalten, dorren aber zugleich allmählig ein und sterben endlich an der Auszehrung.

Die Wurzel der Cacten ist meist zartfaserig, bräunlich und unverhältnißmäßig klein. Die übrige Pflanze ist nicht wie gewöhnlich in Stengel, Zweige und Blätter geschieden, sondern bildet nur eine einzige Masse, bestehend aus saftigen, fleischigen Gliedern, welche eine sehr verschiedene Bildung zeigen, eine Bildung, welche, übereinstimmend mit ihrem innern Bau, gestattet, sie unter mehrere natürliche Abtheilungen zu bringen. Betrachtet man aufmerksam diese Formen und ihre innere Beschaffenheit, so erscheinen die Saftpflanzen als krautartige Gewächse, und zwar, als ob die Hitze des tropischen Himmels bei ihrem Entstehen so schnell gewirkt hätte, daß ihre gemeinschaftliche Oberhaut auf einmal ausgedehnt und die sonst bestehenden Zwischenräume von Blatt und Stengel dadurch ausgefüllt worden wären. Diese Urform zeigen ihre Gefäße, nämlich einen einfachen Stengel mit Seitenzweigen, an deren Spitzen

Warzen und Stacheln als verkümmerte Blätter stehen, alle Zwischenräume ausgefüllt von Bläschen oder Zellen, welche einer ungemeinen Ausdehnung fähig sind. Nur sehr wenige haben ächte Blätter, die meisten statt derselben Glieder, deren immer eines aus dem andern hervorsprosset, und die einander völlig gleich sind. Diese Sprossen kommen bei den wenigsten auch aus der Wurzel, was der Pflanze ein strauchartiges Ansehen gibt, sondern meist aus einem Hauptgliede, und dann erscheinen sie fast immer baumförmig. Die Oberfläche ist in der Regel mit Erhabenheiten, als Warzen, Schuppen, Höckern, Rippen und Kanten besetzt, in deren Winkeln in regelmäßigen Abständen die aus kurzen Haaren gebildeten Warzen stehen. Aus diesen erheben sich die borstenähnlichen, haar- oder nadelförmigen Stacheln, welche der Pflanze oft ein sehr schönes Ansehen geben. Diese Stacheln bilden bald dichte Büschel, bald zeigen sie sich stern- oder bartförmig ausgebreitet; ihre Farbe ist wie die der Warzen verschieden: braun, weiß, gelb und röthlich; oft sind sie zweifarbig, bei etlichen auch breit gedrückt und gebogen wie Hörner. Immer bestehen sie aber aus einer holzartigen, von Gummi durchdrungenen Masse und sind daher sehr spröde, verlieren sich auch im Alter mehr, ersetzen sich aber oft. Bei vielen Gattungen stehen dicht an den Warzen runde und fleischige Afterblättchen, welche mit der Ausbildung der Stacheln verdorren und abfallen. Zwischen den Stacheln befinden sich manchmal Haare, die oft so dicht und lang sind, daß es aussieht, als sei die ganze Pflanze mit Wolle überzogen. Die Farbe der Pflanze selbst wechselt bei den zahlreichen Gattungen nicht nur in den verschiedenen Tönen von Grün ab, sondern geht manchmal auch in Gelblichweiß oder Schwarz über, oft ist sie auch bedeckt von weißem oder bläulichem Staube, welcher sich abwischen läßt. Nicht selten dringt durch die Oberhaut der Saft als ein Gummi hervor und vertrocknet außerhalb wie dieser.

Die Blüthe ist stiellos; sie entspringt an den obern Gliedern aus einer Warze, mit einem fleischigen, röhrenförmigen Kelche, welcher selten glatt, sondern meist mit Wärzchen, Haaren und Schuppen besetzt und mit der Blume verwachsen ist. Er ist bald verhältnißmäßig, bald sehr lang und gebogen. Die Blume ist stern- oder glockenförmig und besteht aus sehr vielen Blumenblättern, wovon die innern länger als die äußern, oft unter einander verwachsen und an der Spitze zurückgeschlagen sind. Die zahlreichen, oft in zwei Büschel getrennten Staubfäden reichen bis an die Mündung der Blume und umschließen mit ihren meist gelben Staubbeuteln den einfachen Griffel, welcher eine einfache oder getheilte Narbe trägt. Die Blume selbst ist oft sehr groß, gelb, weiß oder roth, selten wohlriechend; durch die Pracht ihrer Farben, ihre Größe und die zahlreichen Staubgefäße gewährt sie einen herrlichen Anblick. Bei manchen Gattungen dauert es selbst in ihrem Vaterlande mehrere Jahre, bis sie zur Blüthe kommen, in Europa reicht aber oft ein ganzes Menschenalter nicht aus, diese Zeit abzuwarten; ja, obgleich die Cacten schon alt werden und schon seit langer Zeit bei uns eingeführt sind, gibt es dennoch welche, die noch nie zur Blüthe gekommen sind, wenn auch die Pflanze selbst eine gleiche Vollkommenheit erreicht, wie auf vaterländischem Boden. Bei den Meisten ist gewiß eine zu geringe Wärme und Feuchtigkeit hiervon Ursache, dann aber auch theilweise der Umstand, daß größere Exemplare nicht so häufig erzogen oder lange genug erhalten werden. Man darf sich aber nicht vorstellen, daß die Cacten in Südamerika, als einzelne Pflanzen für sich betrachtet, schöner seien als die bei uns erzogenen; es findet im Gegentheil das umgekehrte Verhältniß statt. Bei gehöriger Pflege erreichen sie auch in Europa die möglichste Größe und haben dabei ein frisches und schönes Ansehen; im Süden sind sie freilich saftstrotzender und ihre Blüthen erscheinen zahlreicher, auch setzen sie dort immer Früchte an, was sie bei uns nur selten thun. — Windstöße jedoch und ihre eigene Schwere, verbunden mit dem Umstande, daß ihnen bei der kleinen Wurzel der lockere Boden keine sichere Befestigung gewährt, bengen ihre Glieder zur Erde nieder, wo sie dann Wurzel schlagen. Durch das Niederfallen werden die einen von den andern verletzt und überziehen sich theils durch die daraus entstehenden Narben, theils durch das Hervordringen des Saftes, mit einer brannen Rinde; die gestürzten Stämme dienen andern zu Anhaltspunkten, so daß sie in allen Richtungen durcheinander gewachsen und mit den Luftwurzeln oder den langen Stacheln sich festhaltend, wild verworrene, undurchdringliche Dickichte bilden, durch die es oft unmöglich ist, sich einen Weg zu bahnen. Die Zeit der Blüthe ist bei verschiedenen Gattungen verschieden, so daß man blühende Cacten in jedem Monat findet. Bei manchen öffnen sich die Blumen am Abend und dauern nur bis zum Morgen, auch bei den übrigen bleiben sie nie sehr lange geöffnet.

Ein besonderer Fruchtknoten ist nicht vorhanden, sondern dieser ist eins mit dem den Blüthenstiel bildenden Kelche, aus welchem sich auch die Frucht entwickelt. Diese ist eine bald glatte, bald warzige und haarige Feige oder Beere mit vielen Fächern, worin die zahlreichen harten Samen liegen. Von Farbe ist sie grün, braun, gelblich, roth oder violett. Sie ist meist oben eingedrückt, von süßlichem, kühlendem Geschmack und eßbar; den Urin färbt sie nach dem Genusse blutroth, aber ohne schädliche Folgen.

In ganz Europa findet man die Cacten häufig in botanischen Gärten und bei Pflanzenliebhabern, und sie würden sicher eine fast allgemeine Aufnahme finden, wenn sie keine Stacheln hätten und leichter zur Blüthe kämen. Der freien Luft bedürfen sie wenig, wohl aber der Wärme, und wenn gleich mehrere Arten auch bei ganz geringen Wärmegraden ausdauern, auch wachsen und sparsam Blüthen tragen, so verlangen sie doch die Treibhauswärme und können, bei mäßiger Feuchte, nie zu warm gehalten werden. Ihr einfacher Bau ist wahrscheinlich Ursache, daß sie eine ungeheure Hitze ertragen können und gleichwohl bei 4 Graden Wärme, manche selbst unter dem Gefrierpunkt nicht zu Grunde gehen.

In einem in die Erde gegrabenen Treibkasten, der völlig geschlossen und gut verwahrt ist, steigt im Sommer das Quecksilber auf dem Wärmemesser von Reaumur, je nach der Temperatur im Freien, auf 65—72 Grad. Bei diesem Hitzegrad sind Versuche mit Cacten angestellt worden, selbst die gemeinen Arten nicht ausgeschlossen, welche vortrefflich dabei gediehen, während andere Saftpflanzen, nämlich Aloegattungen und Dickblätter (Crassulae), völlig verbrannten, und zwar in weniger als einer Viertelstunde; nur einige Stapelien hielten gleichfalls diese Hitze aus. Unterlassen darf man hiebei nicht, die Pflanzen ein bis zweimal des Tages mit einem starken Spritzregen von oben zu erfrischen.

Ihre Vermehrung geschieht auf folgende Weise: Man schneidet ein Glied oder ein Stück vom Stamme ab, und läßt dieses an einem warmen und trockenen Orte so lange liegen, bis sich die Schnittwunde mit einer festen Haut wieder geschlossen hat; alsdann wird es zur Hälfte seiner Länge in einen Topf eingesetzt, der nicht größer ist, als daß es gerade darin Raum findet. Dieß kann zwar das ganze Jahr hindurch vorgenommen werden, am besten aber ist es im Frühjahr. Man läßt es einige Tage stehen, ehe man es begießt, wiederholt aber das letztere während der warmen Jahreszeit so oft, als die Erde recht trocken geworden ist, also in der Regel alle Tage; im Winter dagegen hält man damit ein, alle vier Wochen ein Mal ist genug, versteht sich, daß man bei Ab- und Zunahme der Wärme allmählig aufhört oder zugiebt, nicht plötzlich. Ein recht sonniger Standort, am besten unter Glas, der nicht verändert wird, ist sehr zweckdienlich. Die anzuwendende Erde mischt man am besten aus schwarzer, sandiger Walderde und einem geringeren Theile reiner Mistbeeterde zusammen. Die eingesetzten Stecklinge treiben oft Glieder, ja Blüthen, wenn sie noch keine Wurzeln haben, erstere sogar oft, während sie zum Abtrocknen da liegen Man kann sie auch aus Samen erziehen, wozu man recht flache Töpfe benützt, welche aber eine beständige Feuchtigkeit und einen recht warmen Stand haben müssen. Während der Entwickelung neuer Glieder oder Blüthen darf der Standort einer solchen Pflanze weder verändert, noch die hervorsprossenden Theile berührt werden, weil sie dadurch meist in ihrem Wachsthum gehemmt werden und sich nicht völlig entwickeln. Bei der Samenerziehung ergeben sich oft Bastarde. Beide Vermehrungsarten erfolgen in ihrem Vaterlande von selbst, indem der Same durch Vögel oder sonstige Zufälle von einem Orte zum andern gelangt, oder indem abgebrochene oder niederliegende Glieder Wurzeln schlagen, was sie stets thun, sobald sie den Boden berühren. Das Bestreben, sich durch Wurzeln an der Erde oder an Wänden anzuheften, zeigt sich am auffallendsten bei den kriechenden Gattungen. Bindet man solche in einem Topfe an ein Geländer, so daß die Zweige nicht mit der Erde in Berührung kommen können, ein Theil derselben aber in den Schatten kommt, so treiben diese lange Wurzelfasern hervor, welche man Luftwurzeln nennt. Schneidet man ein solches Stück ab und setzt es in die Erde, so bilden diese Luftwurzeln die ächte Wurzel.

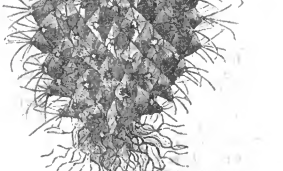
Was nun ihre besondere Form betrifft, so ergeben sich aus dieser fünf Abtheilungen, deren jede in zwei Unterabtheilungen zerfällt, welche sich wieder in zwei oder mehr Gruppen scheiden lassen, was jedoch hier zu erzählen nicht wesentlich nöthig ist.

1. Melonencacten. Sie sind kugel- oder länglichrund, wie Kürbisse, welche mit allerhand Vorraugen versehen sind.

a) **Warzencacten, Mammillariae.** Sie sind mit mehr oder minder langen, regelmäßig den Stamm umgebenden Verlängerungen besetzt, auf welchen die haarigen Warzen stehen. Diese tragen sternförmig ausgebreitete Stachelbüschel, welche die ganze Pflanze überziehen; bei andern sind noch besonders gebildete einzelne Stacheln oder Haare vorhanden, wodurch die Pflanze wie mit einem Filz überzogen scheint. Sie haben keine holzigen Gefäße, sondern nur markige Röhren und enthalten häufig einen milchartigen Saft. Ihre Blüthe ist klein und unansehnlich, mit steifen Blumenblättern, die Farbe ist weißlich oder roth; die Frucht eine lange, rothe Kapsel.

Die bekanntesten sind:

Die gesternte Warzendistel — **Mammillaria stellata** erreicht nur die Größe einer großen, runden Birne, ist grau weißlichgrün mit weißen Warzen und Stacheln, welche an der Spitze gelblich sind. Die Blume ragt nicht hervor und ist röthlich grauweiß. Sie wächst in ganz Südamerika, und trägt Blüthen und Früchte zu gleicher Zeit.



Mammillaria coronata.

Die gekrönte Warzendistel — **Mammillaria coronata** wird etwas größer, als die Vorige, mit kurzen,

zugespitzten, ziemlich vierseitigen Höckern, und stärkeren, ausgebreiteten Stacheln, wovon die äußersten weiß, die vier inneren gelblich sind mit rothbrauner Spitze; der nach unten stehende dieser vier Stacheln ist stumpfer als die übrigen, und an der Spitze hakenförmig gebogen. Die Farbe ist dunkler und lebhafter, als bei Jener. Sie hat dasselbe Vaterland.

Die gemeine Warzendistel — **Mammillaria simplex**, in ganz Südamerika zu Hause, besteht aus einem acht Zoll hohen, länglichrunden, höckerigen und hellgrünen Körper mit kleinen weißen Warzen und Stacheln; die äußeren weißlich, klein und horizontal ausgebreitet, die vier oder fünf inneren größer, gelblich, vorstehend und leicht gebogen. Die Blüthe bei Diesem und dem Vorigen roth, aber klein.

Eine der schönsten Warzendisteln ist die wollentragende — **Mammillaria lanifera**, mit sehr großen, schneeweißen, wolligen Warzen auf ihren Höckern, und auf jedem der letztern horizontal ausgebreitete Stacheln, in der Mitte jeder Warze ein großer gebogener Stachel mit dunkler Spitze. Die ganze Pflanze sieht aus, als wäre sie ganz mit einem weißen Filz überzogen, und wird einen Fuß hoch. Von Hispaniola.

Die wichtigsten sind noch die gelbliche **M. flavescens**, die klein- und die großwarzige **M. parvimamma** und **M. magnimamma**, die zweifarbige **M. bicolor**, die goldsternige **M. stella-aurata**, die igelartige **M. histrix**, die vierstachelige **M. quadrispina** und die sprossende **M. prolifera**. Außer diesen befinden sich in den deutschen Gärten ungefähr noch 40 Gattungen.

b) die eigentlich sogenannten **Melonendisteln** (**Melocacti**) sind rundliche Klumpen von beträchtlichem Umfange, mit Rippen oder Höckern, auf welchen Warzen und Stacheln stehen. Unter ihnen zählt man die seltensten Gattungen. Die Erhabenheiten, womit sie besetzt sind, haben fast immer eine regelmäßige Stellung. Ihre Gefäße sind holzige Fasern. Die Blüthen sind von ansehnlicher Größe, mit stark ausgebreiteter Krone und oft sehr langem Kelche; ihre Farbe ist roth oder gelb. Die meisten lassen sich schwer vermehren, weil sie lange Zeit keine Nebensprossen treiben.

Als Muster für diese Abtheilung gilt die auf Taf. 11, Fig. 1. abgebildete Ottonische Melonendistel — **Melocactus ottonis**, erreicht die Größe eines kleinen Kinderkopfes, hat zwölf abgerundete, oft verdrehte Rippen, eingedrückte grauweiße Warzen und leicht gebogene Stacheln; die äußern weiß und horizontal, die drei innern rothbraun und mehr aufgerichtet. Durch die häufigen Seitensprossen läßt sie sich leicht vermehren und blüht in kurzer Zeit. Der Kelch ist zolllang, haarig; die Blume schön gelb, ausgebreitet, mit gelben kranzförmig gestellten Staubfäden und einem rothen, vielfach getheilten Griffel. Aus Westindien. Fig. 2. zeigt den Durchschnitt verkleinert.

Die gemeine Melonendistel — **Melocactus communis**, im ganzen südlichen Amerika zu Hause, topfgroß, fast kugelrund, mit vierzehn scharfen und auf der Firste zwischen den Warzen etwas ausgeschweiften Rippen. Die Warzen groß und granweiß; die Stacheln lang und stark, von Farbe braun. Die Frucht ist eßbar; die Blüthe roth.

Eine der schönsten ist die hörnertragende — **Melocactus cornigerus** aus Mexiko, größer als die gemeine, mit scharfen Rippen, gewöhnlich dreizehn; die Warzen weißbräunlich, mit neun flachgedrückten, theils weiß, theils roth gefärbten Stacheln; der mittlere, am breitesten und längsten, wie ein Horn abwärts gebogen. Blüht erst in spätem Alter und ist sehr schwer zu vermehren, weil selten Nebentriebe erscheinen, und es gefährlich ist, einen so saftigen Klumpen ohne Schaden zu theilen; denn ein einziger Wassertropfen, auf die Schnittwunde gebracht, oder eine Berührung derselben hat Fäulniß zur Folge.

Zwei sehr schöne Gattungen sind noch die eyriesische Melonendistel, **Melocactus eyriesii** und die schöne **M. turbinatus**.

2. Stengelcacten. Sind nicht wesentlich, sondern nur der äußern Form nach von den Melonendisteln verschieden. Sie bestehen aus verlängerten, bald einfachen, bald vielstämmigen Gliedern, welche eine beträchtliche Länge erreichen. Ihre Oberfläche ist höckerig, geschuppt, gefurcht, ihr Umfang rund oder eckig, der Wuchs kriechend oder aufrecht. Die meisten haben sehr schöne, oft überaus große Blüthen, welche aber bei wenigen früh zur Entwickelung kommen.

a) **Fackeldisteln — Cerei.** Aufrechte, oft sehr dicke, baum- oder strauchartige Stämme mit weißer oder rother Blüthe und eßbarer Frucht. Sie sind sehr zahlreich.

Die gewöhnlichste ist die schöne Fackeldistel — **Cereus speciosus**, ein vier bis sechs Fuß hoher Strauch mit theils aufrechten, theils niederhängenden, drei-, vier- und fünfeckigen Stengeln, welche in der Jugend roth überlaufen, mit weißen Warzen und sternförmigen Stachelbüscheln besetzt sind. Die schönen großen, prächtig rothen und glockenförmigen Blumen mit weißen Staubfäden entwickeln sich im Sommer, meist im Juni und Juli. Sie wächst in Carthagena und Mexiko.

An diese schließen sich die vier-, fünf-, sechs- und siebeneckige Fackeldistel, **Cereus tetragonus**, **pentagonus**, **hexagonus** und **heptagonus**. Die sechseckige wird sehr stark und 20—30 Fuß hoch, mit braunen Warzen und dergleichen Stacheln. Sie wird gegen 20 Jahre alt, bis sie bei uns zur Blüthe kommt. Der Kelch ist platt; die Blume weiß und ziemlich groß. Sie ist besonders in Peru zu Hause.

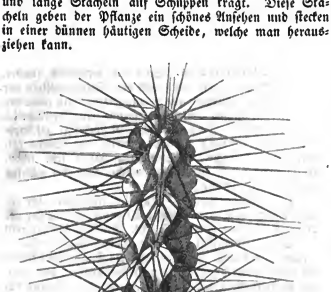
Die unförmliche **Cereus monstrosus** wird nur etliche Fuß hoch, mit vom Stamm auslaufenden Knorren und Höckern, worauf braune Stacheln und Warzen stehen. Hat gleiches Vaterland mit der Vorigen.

In Carolina wächst auch eine sehr große Gattung, **Cereus carolinensis** mit sechs Ecken, starken rothbraunen Stacheln und weißen Bärten auf braunen Warzen.

Sehr schöne Gattungen sind ferner die schwarze Fackeldistel, **Cereus niger**, schwarzgrün mit weißen Warzen, langen gelben Stacheln und 5—7 vorstehenden Rippen.

Die wollige, Cereus lanuginosus, mit 9—10 schwachen Rippen, kleinen weißlichen Warzen, langen gelben Stacheln und dichter weißer Wolle.

Viele werden nur etliche Fuß hoch, sind oben dicker, als an der Wurzel, also keilförmig. Von diesen sind ausgezeichnet: die vieleckige, Cereus polygonus; die besenförmige, Cereus scopa; die greishaarige, Cereus senilis; die steife, Cereus strigosus. Von den andern die graue, Cereus glaucus; die bläuliche, Cereus coerulescens; die gefurchte, Cereus crenatus; die ausgeschweifte, Cereus repandus; die gefranzte, Cereus fimbriatus; die cylindrische, Cereus cylindricus und die gelbstachlige, Cereus sulphureus, welche sehr stechende und lange Stacheln auf Schuppen trägt. Diese Stacheln geben der Pflanze ein schönes Ansehen und stecken in einer dünnen häutigen Scheide, welche man herausziehen kann.



Cereus sulphureus.

b) Schlangendisteln. Cereastri. Sie gleichen den vorigen in ihrem Aussehen, sind nämlich ebenfalls verlängert, eckig oder gerippt, meist strauchartig. Ihre Stengel sind jedoch nicht so dick und aufrecht, sondern nur einen oder einige Finger dick und biegsam. Sie kriechen auf dem Boden oder ranken an Felswänden oder an andern Pflanzen empor. Die Blüthen sind weiß, gelb oder roth, unter ihnen gibt es die schönsten und größten Blüthen, welche sich häufig nur des Nachts entfalten.

Die auf der zwölften Tafel abgebildete großblumige Schlangendistel, Cereaster grandiflorus; gehört hieher. Sie kommt aus Westindien, ist daumendick und hat sperrige Aeste mit 5—7 geraden Rippen, kleinen braunen Warzen und Stacheln. Ihre Ranken wachsen 15—20 Fuß lang, so daß man die Wand eines ganzen Zimmers damit überziehen kann. Sie hat einen sehr langen Kelch, welcher graugrün und dicht mit weißen langen Haaren überzogen ist. Die Blume ist weiß und besteht aus der geschlossenen, aus 30—35 Blättern gebildeten Krone, welche gegen 400 Staubfäden mit gelben Staubbeuteln enthält, und aus ungefähr neunzig schmalen gelben Kelchblättern, welche um die Krone ausgebreitet sind. Der Griffel ist gelb, oft auch hochroth, immer aber getheilt und über die Staubfäden vorragend. Sie verbreitet einen starken Geruch wie Vanille, blüht in der Abenddämmerung auf und ist am Morgen verwelkt. Ihre Frucht ist höckerig, länglichrund, gelb und eßbar. Was die Größe der Blüthe betrifft, so gibt es zwar manche, bei welchen sie nicht größer als die abgebildete ist, die vollkommenen sind jedoch im Ganzen 1½ Fuß lang, wovon die größte Hälfte auf den Kelch kommt.

Eine andere in ganz Südamerika, auch in Asien und im südlichsten Europa verwildert vorkommende Gattung ist die peitschenförmige Schlangendistel, Cereaster flagelliformis, welche auch bei uns wegen ihrer im April häufig erscheinenden rothen und zahlreichen Blüthen sehr gemein ist.

Eine der schönsten Gattungen ist die weichstachelige Cereaster serpentinus mit starken Gliedern, welche zehn schwache Rippen haben, auf welchen kleine Wärzchen und zahlreiche, lange, biegsame und nicht stechende Stacheln stehen.

Noch gehören hieher die dreieckige, Cereaster triangularis und die sächkige, Cereaster triangularis variegatus; die bonplandische, Cereaster bonplandii; die ausgebreitete, Cereaster extensus; die kletternde, Cereaster reptans; die dreiseitige, Cereaster triqueter und viele andere.

Lepismium myosurus.

3. Schmarotzercacten. Klein- und schwachgliedrige, strauchförmige Pflanzen, mit kaum bemerkbaren Warzen, oft nur eingedrückte Punkte statt derselben, und haarförmigen, im Alter verschwindenden Stacheln. Die Blüthe ist klein, oft steifblätterig wie Strohblumen, gelb oder weiß. Sie wachsen auf Felsen und als Schmarotzer auf andern Pflanzen, meist auf Cacten selbst.

a) Schuppendisteln. Lepismia. Schwache Glieder, der Form nach den

dreieckigen Schlangendisteln gleichend, warzenlos, an der Stelle der Warzen eine anliegende Schuppe, zwischen welcher sich einige Haare hervorschieben.

Man kennt nur zwei Gattungen, die hier auf Seite 90 beigefügte mausschwanzähnliche **Lepismium myosurus** und die gemeine **Lepismium commune.**

b) **Misteldisteln. Rhipsalides.** Einen bis vier Schuh hohe Pflanzen, aus 1—4 Zoll langen fast glatten Gliedern zusammengesetzt, welche nur in der Jugend an der Stelle der Warzen etliche Härchen zeigen. Die Glieder stehen meist büschelförmig beisammen. Sie haben ein strauchförmiges Ansehen.

Rhipsalis salicornoides.

Die Blume ist sternförmig ausgebreitet, die Frucht eine einfächerige, weißliche Beere. Es gibt, wie bei der vorhergehenden Abtheilung, nur wenige Gattungen.

Die glasschmalzartige Mistel-Distel, **Rhipsalis salicornoides.** Ein fußhoher Strauch mit gelblangen büschelförmig gestellten Gliedern, welche unten sehr dünn sind. Die Blüthe klein und gelb. Blüht zu allen Zeiten des Jahrs, meist im Januar und Februar.

Die rohrförmige **Rhipsalis calamiformis** mit gegen 5 Zoll langen Gliedern, welche wie der Kiel einer Schreibfeder gestaltet sind, und weiße, ziemlich große Blüthen tragen. Beide in Westindien zu Hause.

Es gehören noch hieher die zaserblumenartige **Rhipsalis mesembryanthemoides,** die hängende **Rhipsalis pendulus.**

4. Feigencacten. Strauch- oder baumförmig. Die Glieder bald nur ein Paar Zolle, bald über 1 Fuß lang, mehr oder minder als eine länglichrunde fleischige Scheibe in die Breite gedehnt, oft auch rundlich, bei wenigen eine Art Stamm bildend. Sie sind bewarzt und mit Stacheln besetzt. Letztere sind borsten- oder nadelförmig, bald in kurzen dichten, bald in großen ausgebreiteten Büscheln bestehend. Die Gefäße bilden ein Netz, dessen Maschen da zusammenhängen, wo außerhalb die Warzen stehen. Der Kelch glatt oder schuppig, die Blume mäßig groß mit gelber oder rother, ausgebreiteter Krone. Die Frucht nach Form und Geschmack feigenartig, von Farbe violet, blau oder röthlich. Viele erreichen eine beträchtliche Höhe. Es gibt sehr viele Gattungen.

a) **Scheibendisteln. Opuntiae.** Sind die breiten oder doch flachen Gattungen.

Opuntia ficus indica.

Die bekanntesten sind die indianische und die cochenillentragende, **Opuntia ficus indica** und **cochenillifera;** beide einander sehr ähnlich, letztere auf der zwölften Tafel Fig. 3 mit den darauf lebenden Insekten in natürlicher Größe abgebildet; die hier beigefügte Blüthe von **Opuntia ficus indica** kann als Muster für die übrigen Gattungen dienen.

Die gemeine, **Opuntia vulgaris** hat 1 bis 1½ Fuß lange Glieder von dunklerer Farbe und mit längeren Stacheln besetzt.

Bei der breiten **Opuntia tuna** sind die Glieder ebenso lang, aber oft so breit, daß sie eine fast völlig kreisrunde Scheibe bilden, die Stacheln wenig vorragend. Sämmtliche vier sind durch Westindien und das ganze südliche Amerika verbreitet. Letztere besonders in Quito, Peru und Mexiko. Die indianische und die gemeine findet man auch in den wärmeren Theilen der vereinigten Staaten, so wie in Asien und dem südlichen Europa.

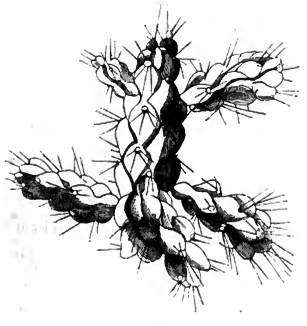
In deren Nähe gehören die flzige, **Opuntia tomentosa;** die schwärzliche, **Opuntia nigricans;** die unbewehrte, **Opuntia inermis** und die einstachelige, **Opuntia monocantha.** An diese schließen sich die mit schmäleren Gliedern und meist zahlreichen, langen Stacheln an; die schönsten sind die vielblumige, **Opuntia polyantha;** die brasilische, **Opuntia brasiliensis;** die wilde, **Opuntia ferox;** die stachligste, **Opuntia spinosissima** und die kleinstachelige, **Opuntia microtasis** und viele andere.

b) **Afterscheibendisteln. Terecaules.** Umfassen die mit schmalen, zum Theil, oder ganz abgerundeten Gliedern, welche meist sehr stachelig sind und niederhängende, nicht sehr hohe Sträucher bilden. Es gibt nur wenige Gattungen.

Man rechnet hieher die currassavische **Terecaulis curassavicus,** die blätterige, **Terecaulis foliosus,** die zerbrechliche, **Terecaulis fragilis,** die niedrige, **Terecaulis nanus** und die hier auf S. 92 abgebildete **Terecaulis horizontalis.**

5. Blättercacten. Baum- oder strauchartig, mit blattförmigen Gliedern oder wirklichen Blättern, welche nur wenige, größtentheils im Alter verschwindende Stacheln auszeichnen. Die Blüthe sehr schön und meist roth. Die Gattungen nicht zahlreich.

a) **Strauchdisteln. Phyllanthi.** Zwei bis vier Fuß hohe Sträucher aus flachen, zwar fleischigen, aber dünnen und zungenförmigen Gliedern bestehend, welche



Terecaulis horizontalis.

am Rande gezahnt und mit halbverborgenen Wärzchen und abfälligen Haaren besetzt sind.

Hier steht die allgemein bekannte gemeine Strauchdistel, **Phyllanthus communis**, mit ihren schönen, häufig erscheinenden rosenrothen Blüthen und den langen, gezahnten und am untern Theile stielförmig zulaufenden Blättern. Sie blüht oft zweimal in einem Jahre, im Früh- und Spätjahr. Ihr Vaterland ist Westindien, Brasilien und Surinam.

Phyllanthus elegans.

Die zierliche, **Phyllanthus elegans**, deren Blüthe röhrenförmig verwachsen und der der vorigen ziemlich ähnlich sieht, ist ein kleiner niederhängender Strauch mit 2 Zoll langen, am Ende stumpfen Gliedern mit zwei spitzigen Läppchen. Blüthezeit im December.

Sie wächst in Mexiko zum Theil als Schmarotzergewächs auf andern Cacten und Baumwurzeln.

Auch die geflügelte, **Phyllanthus alatus**, gehört hieher. Es gibt, wie unter den Cacten überhaupt, namentlich auch bei dieser Abtheilung, viele Bastarde. Eine sehr schöne ist besonders die sogenannte Ackermannische, welche in Bau und Blüthe halb der gemeinen Strauchdistel und halb der schönen Fackeldistel gleicht und leicht blüht.

b) Baumdisteln. **Pereskiae.** Haben ein baumartiges Ansehen, erreichen eine ziemliche Größe, blühen aber spät im Alter und haben zum Theil lange Stacheln auf Warzen, welche Blättern von gewöhnlicher Bildung zur Grundlage dienen. Der Stengel selbst ist noch fleischig, im Innern holzig.

Die schönste ist die stachelige Baumdistel, **Pereskia aculeata**, welche hier abgebildet und in Südamerika zu Hause ist.

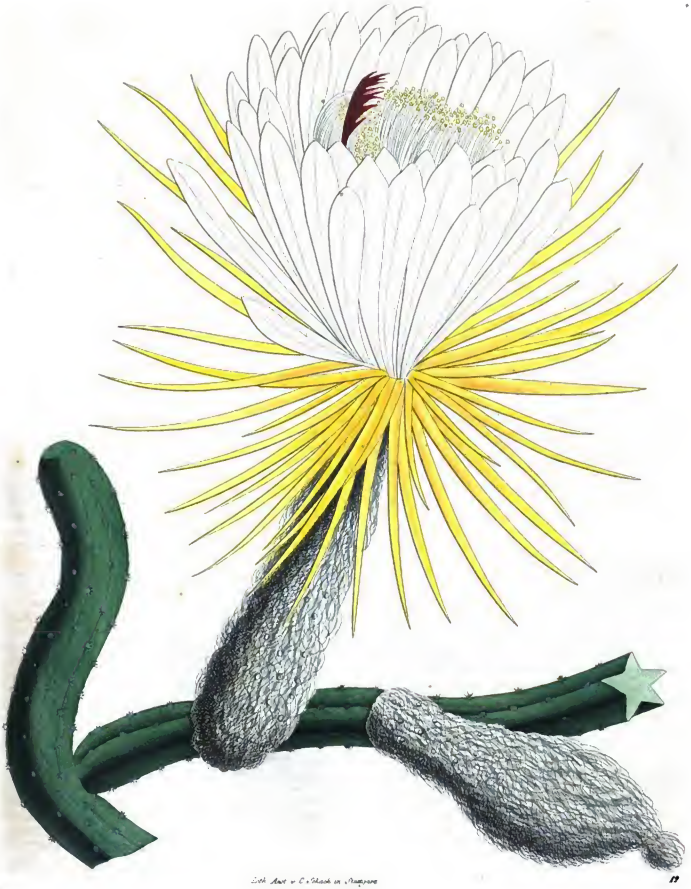
Pereskia aculeata.

Zwei andere, ihr verwandten Gattungen sind, die dickstengelige, **Pereskia crassicaulis** und die langblättrige **Pereskia longifolia**.

Das ist die Eintheilung der Cacten, welchen der höchst einfache Bau und die nach ihren einzelnen Theilen ebenfalls nicht vollkommen ausgebildete Blüthe eine niedrige Stelle im Pflanzenreich anweist, obgleich viele Botaniker, und darunter auch Oken, ihnen eine höhere Stelle einräumen, und die Saftpflanzen, welche so natürlich mit einander verbunden werden könnten, getrennt hier und da einschalten.

Was die Nutzbarkeit dieser Pflanze betrifft, so dient sie zerquetscht zu Umschlägen bei Entzündungen. Den Nutzen, welchen eine Gattung durch das auf ihr lebende Insekt gewährt, werden wir in dem gleich folgenden Aufsatze kennen lernen.

Berge.



Lith. Anst. v. C. Schenk in Augsburg

17

Die Cactusschildlaus, Cochenille,

(Coccus cacti).

(Tafel 11.)

Dieses kleine Thierchen gehört zu den Insekten und in die vierte Ordnung derselben, in welcher es eine Gattung der Schildläuse, des ersten Geschlechts der ersten Zunft ausmacht *). Die Pflanze, worauf diese Schildlaus lebt, enthält bekanntlich einen rothen Färbestoff, welcher von diesen Thierchen eingesogen, und in ihrem Leibe besonders zubereitet wird. Wir haben bereits im vorigen Abschnitte angeführt, daß die Pflanze in's Cactusgeschlecht gehört, und daselbst eine eigene, von der indianischen Feige wenig verschiedene Gattung ausmacht.

Das Cochenill-Insekt entsteht aus einem rundlichen, gelben Ei (Fig. 5), aus welchem nach 8 Tagen eine Larve kommt; diese bleibt 14 Tage im Larvenzustande, verwandelt sich dann in eine weiße Puppe (Fig. 8, vergrößert), und 8 Tage später in das vollkommene Insekt. In Figur 6 und 7 sind die Larven vergrößert dargestellt; sie sind asselförmig, roth, mit gelblich rothbraunen, langen Füßen, nenngliederigen Fühlern und langen Borsten an dem geringelten Leibe. Beim vollkommenen Insekt sind Männchen und Weibchen verschieden; bei jenen ist der rothe, ebenfalls geringelte Leib hinten mit zwei langen Schwanzborsten versehen, welche, wie die beiden Flügel, weiß sind. Unter Fig. 9, 10 und 11 erblickt man Männchen, erstere Figur in natürlicher Größe. Die Weibchen (Fig. 12, 13, 14, 15) sind dicker als die Männchen und haben kürzere Fühler, aber weder Schwanzborsten noch Flügel; besonders stark sind sie vor dem Eierlegen, und zu dieser Zeit sind sie auch am vortheilhaftesten zu sammeln, weil sie mehr Färbestoff enthalten, als nach dem Legen. Diese Thierchen leben auf der mehrerwähnten Cactusgattung, und werden von den Einwohnern jährlich einigemal abgelesen. Sie heißen wilde Cochenille, und geben ein weniger schönes Farbmaterial, als die in Pflanzungen gewonnenen. Da nämlich aus der Cochenille all die schönen rothen Farben bereitet werden, welche wir beim Malen und in der Färberei anwenden, so macht sie seit langer Zeit einen sehr beträchtlichen Handelsgegenstand aus, und man ist, um den Gewinn zu erhöhen, schon frühe auf den Gedanken gerathen, die Zucht derselben einer sorgfältigen Pflege zu unterwerfen, was auch höchst lohnende Ergebnisse geliefert hat. Auch hat man sie nach einigen Theilen von Ostindien, so wie nach Malaga verpflanzt, wo sie ebenfalls gedeiht. In ihrem Vaterlande wird sie besonders in den mexikanischen Provinzen gezogen. Die Pflanzen werden nach Art unserer Reben geordnet; sie erreichen in der Regel über Mannshöhe, man läßt sie jedoch, um die Insekten besser daran ablesen zu können, nur 4 Fuß hoch werden. Kälte und Nässe können die Thiere nicht gut ertragen, die Mexikaner nehmen daher die damit bedeckten Zweige mit nach Hause, und wickeln sie in Palmblätter, sobald die Regenzeit in Südamerika beginnt. Da ein Cactuszweig Jahre lang frisch bleibt, so schadet dieses den Cochenill-Insekten nicht, sondern sie wachsen allmählig fort, so daß sich wenige Tage nach dem Aussetzen beim Eintritt der warmen Witterung die Jungen aus den Eiern entwickeln, und sich überall auf den Theilen der Pflanzen verbreiten. Sie sind mit weißem Staube bedeckt, in welchem sie wie in einem Gespinnste eingehüllt sind (Fig. 3); sie überziehen damit die ganze Pflanze, und erscheinen dazwischen nur hie und da als kleine, dunkelrothe Punkte; die größeren, gelben Flecke der Abbildung sind die Warzen der Pflanze. In einer Zeit von höchstens 7 Monaten können sie 3—4mal abgelesen werden. Man tödtet sie in heißem Wasser, bei Ofenwärme oder im Dampfe; letztere Art ist die bessere. So werden sie dann rein oder verfälscht in Thierhäuten nach Europa versendet, wo ein einträglicher Handel damit getrieben wird. Den Ertrag der Cochenille für Südamerika schätzt man auf 7—9 Millionen Gulden. Auf 1 Pfund gehen über 65—70,000 trockene Insekten. Versuche im Kleinen haben es außer Zweifel gesetzt, daß sich die Cochenille auch im südlichen und gemäßigten Europa in Glashäusern ziehen ließe, und es ist Schade, daß man es nicht im Großen versucht, da der Ertrag, wenn auch geringer als in Amerika, immer noch lohnend genug wäre, auch die Zucht viel einfacher ist, als z. B. die der Seidenraupe.

Die getrocknete Cochenille verdirbt nicht leicht, sondern hält wohl gegen 100 Jahre, wird auch von Insekten nicht angegriffen. Man bereitet aus ihr, in Verbindung mit einigen Mineralstoffen, hauptsächlich die schöne rothe Malerfarbe, welche unter dem Namen Carmin bekannt ist. Die rohe Cochenille gleicht kleinen Körnern, und es gibt davon verschiedene Sorten: diejenige, welche durch Tödten in heißem Wasser ihren weißen Puder verloren hat, heißt Renegrida, eine andere, welche denselben behalten, Jaspeada. Durch zu starke Hitze beim Trocknen wird die Farbe dunkel, und dann heißt sie Negra. Unter Granille versteht man die schlechteste Sorte, welche aus kleinen Thieren und Abfällen besteht; für die beste gilt die Renegrida, welche zu Mesteque, in der Provinz Honduras, am reinsten gezogen wird.

Lange hat man nicht gewußt, was eigentlich die Cochenille sei; die Meisten hielten sie für Samen einer Pflanze. Plumier, ein Botaniker, machte zuerst gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts bekannt, daß sie zu den Insekten gehöre, und mehrere andere Gelehrten bestätigten es. Ruuscher, ein Holländer, ließ sich darüber in einen Streit und in eine Wette ein, bei welcher sein Gegner sein ganzes Vermögen gegen die Behauptung einsetzte, daß die Cochenille ein Thier sei. Die Sache wurde nun an Ort und Stelle untersucht und gerichtlich in der mexikanischen Stadt Antiquara bestätigt. Der Holländer war jedoch großmüthig genug, den überzeugten Gegner, nach Abzug der verursachten Kosten, im Besitze seines Vermögens zu lassen.

Berge.

*) Nach Oken.

Jagd auf der Ostküste Afrika's.

Sowohl die Araber, welche die Ostküste Afrika's bewohnen, als auch die Neger, welche unter ihrer Herrschaft stehen, kennen keine andere Gattung der Jagd, als den Anstand. Wenn sie zuweilen Treibjagen unternehmen, so geschieht dieß nur dann, wenn die Panther allzu zahlreich werden und alsdann bei Nacht bis in ihre Dörfer dringen, um ihre Kinder und Schaafe zu rauben.

Indessen giebt es dort Häuptlinge, die als besondere Freunde der Jagd häufig Treibjagen anstellen. Da ihnen aber ihre Religion verbietet, sich der Hunde zu bedienen, welche sie als unreine Thiere tödten, wo sie nur können, haben sie ein barbarisches Mittel gefunden, diesen Mangel zu ersetzen, das nur in jenen Landstrichen, wo das Leben eines Sclaven für nichts geachtet wird, als etwas gewöhnliches und nicht auffallendes gelten kann. Diese Häuptlinge verschaffen sich aus einem etwa dreißig Tagereisen von der Küste entfernten, bergereichen Binnenland Sclaven, welche sich durch Kraft und Behendigkeit auszeichnen und zu der Nation der Montjavouas gehören. Man erkennt sie leicht an kleinen Narben, welche ihr Gesicht und ihren Körper bedecken und symmetrische Figuren bilden, die wie bei andern Völkerstämmen Afrika's durch künstliche Einschnitte erzeugt werden.

Diese Montjavouas führen ein höchst elendes Leben; sie haben es noch nicht so weit gebracht, sich ordentliche Hütten bauen und Hirse pflanzen zu können, welche letztere die Hauptnahrung der meisten im Binnenland befindlichen Völker ist. Sie schlafen nie unter einem Dach, und leben nur von Wildpret, wobei sie sich aber oft nicht einmal die Mühe geben, es zu braten, sondern dasselbe roh verschlingen. Ihre Organe sind thatkräftiger und ihre Sinne feiner, als die der weniger wilden Negerstämme. Freilich ist es theils die Noth, theils die Gewohnheit, welche die Entwickelung dieser Fähigkeiten hervorgerufen haben, so daß sie jene Feinheit des Geruches besitzen, die wir zuweilen an unsern Jagdhunden bewundern. Der Montjavouas ist immer nackt; sein Bett ist die Haut des Panthers und des Löwen, den er in den Wäldern erlegt; seine Waffen sind Bogen und Pfeile, in deren Gebrauch er eine bewundernswürdige Fertigkeit besitzt; die Pfeile trägt er in einem von Baumrinde gefertigten Köcher, den er an einem Lederstreifen von Gazellenhaut befestigt. Seinen Bogen verfertigt er von einem jungen Baume, den er grün über dem Feuer röstet, um ihn besser biegen zu können; dieses Holz ist schwarz, hart und schwer; die Bogensehne verfertigt er aus getrockneten Thiereingeweiden; die Pfeile sind aus hartem Holz, an dem einen Ende derselben sind kurze und dicke Federn, an dem andern ein spitzes, etwas gebogenes Eisen, welches auf einer Seite kleine Widerhaken hat, damit es um so besser in der Wunde stecken bleibe. Diese Eisenspitze tauchen sie in ein gewisses Harz, das ein sehr wirksames Gift ist, welches sie einem Baum entnehmen.

Ein Reisender in dieser Gegend, der genöthigt war, sich in Quiloa einige Zeit aufzuhalten, um Nahrungsmittel und frisches Wasser einzunehmen, kannte den Sohn des frühern Sultans Mona-Manji, und fand dort einen Mäkler Mohammedaner, sich nichts daraus machte, Schinken zu essen und Madera zu trinken. Dieser Reisende, Namens Leguavel, machte dort die Erfahrung, daß die Soldaten mit ihren langen Musketen, deren ganze Einrichtung keineswegs sehr gut war, häufig Gazellen schossen, die ihm trotz seiner besseren Feuerwaffen niemals schußgerecht kommen wollten. Ich fragte sie, erzählt er, wie sie es machten, um den Gazellen nahe zu kommen, und sie schlugen mir vor, sie die nächste Nacht zu begleiten, und baten sich dafür nur einige Piaster aus, um sich Opium kaufen zu können. Ich zog einige Stunden vor Sonnenuntergang mit vier Bedienten und einem jungen Araber von Quiloa, der ziemlich gut Französisch sprach, auf die Jagd. Mitten in der Stadt hielten meine Begleiter vor dem Hause eines Kaufmannes an und hießen mich für meine Flinte eiserne Kugeln kaufen. Außerdem hatte ich Pistolen und einen Jagdsäbel bei mir.

Länger als eine halbe Stunde marschirten wir längs des Ufers auf grauem vertrocknetem Schlamm, wo das Auge nur wenigen verkrüppelten Bäumen begegnete, deren sparsame Blätter klein und ausgetrocknet waren. Die einzigen Vögel, welche wir antrafen, waren Flamingos und eine Gattung grauer Pelikane, welche sich von Insekten und kleinen Fischen nähren. Nun kamen wir in ein Hirsenfeld, wo die Beduinen fruchtlos einen Panther verfolgten, der, sobald er uns wahrnahm, die Flucht ergriff; kurz darauf schossen sie nach einer Antilope, welche aber außer Schußweite war. Unser Marsch führte uns immer mehr landeinwärts; die sparsam zerstreuten Bäume waren auch hier nicht viel schöner, als jene an der Küste, und auch hier trafen wir nicht viele Vögel, mit Ausnahme kleiner grüner Papageyen, welche auf Palmbäumen hin- und herflogen. Ich suchte einige der großen Affen, welche in einer Maniocpflanzung Verheerungen anrichteten, zu schießen, es war mir aber unmöglich, ihnen nahe zu kommen, obgleich ihrer wenigstens hundert waren, denn sobald sie mich in der Nähe erblickten, entfernten sie sich unter tausend Possensprüngen. Sie waren mit langen rothen, schmutzigen Haaren bedeckt und hatten lange gebogene Schwänze, kurz, sie sahen äußerst häßlich aus.

Nachdem wir eine mit feinem Sande bedeckte Ebene durchritten hatten, auf der uns die Hitze unerträglich schien, gelangten wir an den Fuß eines Hügels, welcher mit Bäumen bedeckt war und an ein kleines Gehölz stieß. Dieser Ort war weniger unwirthlich und traurig, als alle diejenigen, die wir bisher durchritten hatten, weil eine Quelle, welche in der Nähe entsprang, das benachbarte Land mit Wasser versah. Die Beduinen hatten diesen Platz zum Anstand auserwählt. Sie machten mich nun auf einen dicht an der Quelle befindlichen Baum aufmerksam, den sie befestigt hatten, um sich

vor den Angriffen der reißenden Thiere zu schützen, welche zu der Quelle zu kommen pflegen, um ihren Durst zu löschen. Zu dem Ende hatten sie den Baum von einem großen Theil seiner Aeste entblößt, und ihn beinahe bis zur Höhe seiner Krone mit einer Pallisade umgeben, die aus leichten Pfählen bestand, welche mittelst Stiehen an den Stamm befestigt waren, und noch außen durch andere sehr scharfe, beinahe horizontal gerichtete Pfähle vertheidigt wurden. Im Innern hatten sie eine Art Gallerie angebracht, deren Zimmerwerk mit starken Matten bedeckt war, so daß man bequem darauf sitzen konnte. Eine Strickleiter, welche hinaufgezogen werden konnte, diente dazu, diese Jagdkanzel zu ersteigen. Nachdem die Beduinen mir den breitesten und bequemsten Platz angewiesen hatten, hätte ich gemächlich dort einschlafen können, wenn nicht ein fürchterliches Geschrei kurz nach Sonnenuntergang hörbar geworden wäre. Meine Begleiter sagten mir, es sey dieß das Geheul der Hyänen, die den Sand aufwühlen, um die Ueberreste irgend eines durch Hunger oder Anstrengung zu Grunde gegangenen Sclaven zu verschlingen, welche die Karawane beinahe alle Tage in der Gegend verscharren.

Mit diesem Geheule, das zuerst meine Ohren getroffen hatte und auf Augenblicke aufhörte, vereinigte sich bald ein grausenerregendes Brüllen, welches die Ankunft der Löwen der Wüste verkündete, die sich näherten, um ihren Durst zu stillen. Die Beduinen schossen auf zwei dieser Thiere, aber ohne sie zu treffen. Gegen Tagesanbruch kamen mehrere Gazellen zur Quelle; wir schossen Alle zugleich, und vier derselben blieben auf dem Platz. Unsere zahlreichen Flintenschüsse hatten ohne Zweifel das Wild scheu gemacht, wir sahen hierauf nur noch zwei Hirschkühe und einige den europäischen ähnliche Hasen, die außer Schußweite an uns vorüberzogen. Ich glaubte, unsere Jagd sei geendet, als mich der junge Araber auf eine Tigerkatze aufmerksam machte, die einen kleinen Hügel herabkam. Ihre Bewegungen waren unschlüssig, und sie hielt oft inne, um zu wittern und zu horchen. Endlich entschloß sie sich, wahrscheinlich durch Durst gezwungen, der Quelle näher zu kommen; ich bat meine Genossen, mir das Thier zu überlassen; aber gehindert durch die Pallisade schoß ich unglücklich; die Kugel, welche ich für den Kopf des Thiers bestimmt hatte, zerschmetterte ihm nur eine Vordertatze; nun suchte es mit schnellen Sprüngen einen Baum zu gewinnen, den es mit solcher Kraft erkletterte, daß sich seine Klauen in die Rinde einkrallten. Ich benutzte diesen Augenblick, um zum zweitenmal zu schießen; meine Kugel ging in die Weichen und machte das Thier sinken, indessen wehrte es sich noch immer, und es war ein dritter Schuß nöthig, um es zu tödten.

Wir verließen aber unsere Baumfestung erst nach einer Stunde, weil die Zeit noch nicht vorüber war, wo die reißenden Thiere zur Quelle zu gehen pflegten, alsdann kehrten wir mit unserem Wildpret nach der Stadt zurück.

Der Beherrscher dieser Stadt, Achmet, bei dem ich freundliche Aufnahme gefunden hatte, bot mir, da er bemerkte, daß ich Vergnügen an der Jagd fand, an, ohne so viele Mühseligkeiten und mit größerem Vergnügen mir diese Belustigung zu verschaffen, und versprach auf übermorgen eine Treibjagd mit seinen Montjavonas auf Panther anzustellen. Sogleich befahl er diesen Sclaven, ihre Bogen und Pfeile in guten Stand zu setzen, und schickte mehrere den andern Tag hinaus, um das Revier zu durchstreifen, wo sich Panther aufhielten.

Tags darauf waren wir vor der Morgenröthe zu Pferde, ein Trupp Beduinen begleitete uns, und der junge Araber war mir als Dolmetscher zur Seite. Die Montjavonas, welche unsere Meute bildeten, waren vorausgezogen. Ohngefähr zwei Stunden von der Stadt entfernt, machten wir in der Nähe eines von niederm Buschwerk bedeckten Hügels Halt. Die Gegend war übrigens ein weites Sandfeld, das von einem der undurchdringlichsten Wälder, welche mir je in Afrika vorgekommen waren, in der Nähe jenes Hügels begrenzt wurde.

Nun theilten sich die Montjavonas in zwei Banden, deren eine bei uns blieb, die andere aber in den Wald ging, um dort zu treiben; obgleich ich keine Fußpfade in diesen Buschwerken entdecken konnte, drangen diese Leute, trotz aller Dornbüsche, mit einer unglaublichen Leichtigkeit und Schnelligkeit hinein. Wir galoppirten den Rand des Waldes entlang, bis sich gewisse Russignale hören ließen, deren Bedeutung den Beduinen wohl bekannt war; diese Signale zeigten an, daß die Montjavonas einem Panther auf die Fährte gekommen seien. Sobald sie dachten, die Treiber wären nicht mehr fern, näherten sie sich mit Vorsicht einem Buschwerk, in welchem sie dem Panther zu begegnen hofften. Dabei blieben sie alle Augenblicke stehen, um theils den Sand, theils das Gebüsch zu untersuchen. Endlich machte der, welcher des Panthers zuerst ansichtig wurde, den Andern ein Zeichen mit den Fingern. Kaum hatte jener seine Verfolger erblickt, als er sich zum Sprunge fertig zusammenkauerte. Es war viel Gewandtheit vonnöthen, um den grausamen Klauen des Panthers zu entgehen. Dieser machte zwei oder drei Sprünge und legte sich dann in der Stellung einer Katze, welche auf Raub ausgeht, platt auf den Sand nieder. In diesem Augenblicke schossen die Montjavonas ihre Pfeile und die Beduinen ihre Flinten auf das Raubthier ab, ohne es jedoch so zu verwunden, daß seine Kraft geschwächt schien, im Gegentheil rannte es mit einer unglaublichen Schnelligkeit der Ebene zu, wo wir Stand hielten. Wir sprengten auseinander, um ihn durch unsere Reihen zu lassen, kaum war er aber etwa fünfzig Schritte hinter uns, schossen wir, trafen ihn aber nicht.

Sogleich waren nun die Montjavonas darauf bedacht, das Thier zu verfolgen, und dieß geschah mit solcher Schnelligkeit, daß sie unsere Pferde, welche wir in Galopp gesetzt hatten, überholten. Zahlreiche Blutspuren im Sande gaben zu erkennen, daß der Panther angeschossen sei. Diese Spuren leiteten auch die Montjavonas nach einem Gebüsche, in welches sich das Thier

geflüchtet hatte. Es schien mir nun sehr schwer, aus diesem Versteck den Panther ohne große Gefahr herauszutreiben, und meine Vermuthung bestätigte sich, denn einer jener Sclaven, welcher sich in seine Bogensehne verwickelt hatte, wurde von dem gehetzten Thiere angefallen und im Augenblick zerrissen. Dieser Unfall betrübte mich, weil ich den traurigen Tod dieses Unglücklichen meiner Jagdlust zuschrieb, der zu gefallen der Gouverneur von Oniloa das Treibjagen veranstaltet hatte. Die Montjavouas, begierig den Tod ihres Kameraden zu rächen, schossen voll Wuth ihre Pfeile auf das Thier, welches sich nun, in seinem Verstecke nicht mehr sicher, nach hartnäckigem Widerstand der Ebene zuwandte, wo es von unsern Kugeln empfangen und getödtet wurde. Achmet bat mich, das Fell, das seine Wilden mit großem Geschick abzogen, zum Andenken zu behalten.

Duttenhofer.

Vorliebe mancher Vögel für glänzende Dinge.

Es ist merkwürdig, daß manche Vögel durch glänzende Gegenstände besonders angelockt werden; so wissen wir, daß bei den Lerchen und einigen andern Vögeln diese Vorliebe herrscht und man dieselbe benützt, um sie zu fangen, indem man da, wo der Fang eingerichtet ist, ein Stück Spiegel oder polirtes Metallblech hinlegt. Der bengalische Kernbeißer verziert aus gleicher Neigung sein Nest oft mit glänzenden Insekten; und bei den meisten Rabengattungen ist diese Vorliebe so groß, daß sie manchmal mitten in Städten in offen stehende Fenster fliegen und glänzende Dinge, wie silberne Löffel, Ringe und ähnliche Sachen wegtragen, um sie in ihr Nest zu schleppen, wodurch schon unschuldige Menschen als Diebe verdächtigt, ja früher, als der Diebstahl noch strenger bestraft wurde, zum Tode verurtheilt worden sind, weil man sie für die Thäter hielt. Durch einen ähnlichen Fall ist in Greve die sogenannte Elstermesse entstanden. In der Kirche daselbst fehlte nämlich einiges von dem goldenen und silbernen Geräthe, und man glaubte, ein armes Dienstmädchen hätte solches entwendet; da sie aber vor Gericht sich nicht dazu bekennen konnte, weil sie unschuldig war, so wurde sie gefoltert und sagte endlich, vom Schmerz getrieben, aus, daß sie jene Gegenstände weggenommen habe. Sie wurde zum Tode verurtheilt. Aber schon nach sechs Wochen klärte sich ihre Unschuld auf, denn man fand die gestohlenen Sachen mit noch andern zwischen den Ziegeln eines alten Daches, wohin eine zahme Elster sie versteckt hatte. Es wird deßhalb für die Seele des Mädchens alle Jahre eine Messe gelesen. Doch laufen dergleichen Fälle nicht immer so traurig ab. In einem Wirthshause hielt man einen Raben, welchen man gelehrt hatte, die Hühner auf dem Hofe zum Fressen zu rufen. Als man eines Tages den Postreisenden die Speisen auftragen wollte, fehlten die meisten Bestecke, obgleich dieselben einige Zeit zuvor erst aufgelegt waren. Es klärte sich jedoch bald auf, daß der beim Decken des Tisches unter dem Fenster sitzende Rabe der Dieb war und die silbernen Löffel, Gabeln und Messer auf dem Düngerhaufen im Hofe umhergelegt, und sie seinen Hühnern statt Brod vorgeworfen hatte.

Berge.

Räthsel*).

Erste Abtheilung: Sinnbilder.

Der Sonnenaufgang.

Ein Sonnenaufgang, der mit goldnen Strahlen
Die Knospen einer jugendlichen Welt
Bis in ihr tiefstes Dunkel hin erhellt,
Daß schnell sie aufgehn und mit Farben prahlen;

Auch Honig zeugt in ihren Fest-Pokalen
Und sie hinaus in's blaue Himmelszelt
Als seine wohlgerathnen Kinder stellt,
Auf ihre Wangen seine Glut zu malen.

Der oft den Glanz bald löscht in schwarzer Nacht,
Oft auch mit schneller Hitze sie verstehrt,
Daß vor der Zeit sie fallen von dem Baume;
Doch oft sie reift zu goldner Früchte Pracht,
Die auch ein Ungewitter nicht verheert,
Und Leben einhaucht ihrem schönsten Traume.

J. G. Meier.

Auflösung: 4. 9. 5. 5. 17. 18. 10. 5. 11. 9. 5. 2. 5.

Der Onyx.

Ein Edelstein, den Dichter oft besingen,
Ein Onyx ist es wundersamer Art,
Wie ihn wie reiche Sammlung nicht verwahrt,
Und Juweliere nicht aus Indien bringen.

Ein Onyx heißt der edle Stein, der Lagen
Verschiedenfarbig, hell von Glanze zählt,
Davon die Kunst zum Grund sich eine wählt,
Die andern braucht, um Bilder aufzutragen;

Und Göttinnen und Götter gräbt der feine
Grabstichel ein in menschlich schönem Bild,
Und Frauen sanft, Weltkämpfer auch, so wild,
Und and'res Kunstgebilde diesem Steine.

Mein Onyx hat so blendend weißen Boden,
In lichtem Schwarz, auf Lagen braun und blau,
So helle Bilder wie ein Tropfen Thau,
Gehört auch nicht dem Steinreich an, dem todten.

Er ist lebendig, frisch und leicht beweglich,
Doch schön gefaßt und trägt sich immer gut;
Die Fassung ist für ihn auf ihrer Hut,
Von seiner Arbeit raubt er drinnen täglich.

Hat er Geschäft? Ja wohl! die reichsten Bilder
Trägt er auf seinen Lagen immer neu,
Der feine Künstler, und zum Sprechen treu;
Bald strahlen sie, bald ist ihr Schimmer milder.

Sein Feuer blendet, daß ich nichts verhehle,
Nicht wie die Sonne, doch beglückt sein Schein;
Die Liebe legt ihr tief Gefühl hinein
Und sichtbar weilt in ihm allein — die Seele.

J. G. Meier.

Auflösung: 4. 1. 18. 1. 20. 7. 5.

*) Wir werden von Zeit zu Zeit Räthsel höherer Art, von dem in diesem Zweige der Poesie überall rühmlichst bekannten Herrn Verfasser, unsern Lesern mittheilen. Die Auflösungen geben wir in Zahlen, und zwar so, daß a = 1, b = 2, c = 3 ꝛc. bezeichnet.

Die Redaktion.

Die Eintheilung der Naturreiche.

Die gewöhnliche Zeitrechnung rückt die Schöpfung der Welt auf eine Entfernung von beinahe 5800 Jahren von der Gegenwart ab. Gerade so alt ist die Naturgeschichte. Freilich konnte sie sich erst viel später zu dem erheben, was wir Wissenschaft nennen, allein sobald der Mensch vorhanden war, gab es auch eine Betrachtung der Natur von denkenden Wesen, eine Betrachtung, welche sogleich auch den Gedanken an einen Schöpfer erzeugen und ein erhebendes Gefühl in der Seele des Menschen hervorrufen mußte. Wären jenen ersten Menschen die Mittel zu Gebote gestanden, in deren Besitz wir uns befinden, es würde von Anfang an nicht an Beobachtern und an Leuten gefehlt haben, welche das, was ihnen auffiel, aufgezeichnet hätten, und gewiß ist vor Erfindung der Schriftsprache und der Buchdruckerkunst manche schöne Beobachtung zu Grunde gegangen, bloß weil es kein sicheres Mittel für die Ueberlieferung gab und der Einzelne seine Entdeckungen nicht durch die Freude belohnt sah, Andern dieselbe Vorstellung davon zu verschaffen, die er selbst besaß.

Nur aus der Betrachtung der so mannigfaltigen Formen, welche sich unserem Auge darstellen, konnte die Naturgeschichte hervorgehen, und in der Betrachtung bestand sie von jeher. Ihrer äußern Form nach ist sie daher so alt als der Glaube an ein göttliches Wesen, und dieß war ursprünglich genug, um sie ihrem höheren geistigen Gehalte nach dem fortschreitenden Geiste des Menschen zugänglich zu machen.

Die heilige Schrift liefert mehrfache Belege dafür, daß es nicht an Beobachtern der Naturgegenstände gefehlt hat. Daß der Mensch schon sehr frühe angefangen haben muß, auch ihre Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen, beweist die Veredlung vieler Pflanzen und Thiere, so wie die Zähmung der letztern — Dinge, welche so weit in die Vorzeit sich verlieren, daß ihre ersten Spuren nicht mehr aufzufinden sind.

Um die Entwickelung einer Sache besser verfolgen zu können, theilt man die Zeit, welche sie durchlaufen hat, in gewisse Perioden (Abschnitte), und beginnt solche da, wo ihr eingetretene Verhältnisse eine neue Richtung angewiesen haben. Gerade so verfährt man auch in der Naturgeschichte, wenn man von ihrer allmähligen Gestaltung und Ausbildung redet, was man ihre Geschichte nennt. Solche einwirkende Verhältnisse, welche Epochen genannt werden, sind entweder abhängig von Erfindungen, oder von einer neuen Lehre, welche ein Einzelner aufstellt. Die Geschichte der Naturwissenschaften zerfällt nach dieser Annahme in zwei große Perioden, nämlich vor und nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, welche mit allmächtiger Gewalt den Funken entflammte, der seit Jahrhunderten in den Köpfen schlummerte.

Die Zeit vor ihr läßt sich in keine Epochen theilen, aus dem ungeheuren Zeitraume einiger Jahrtausende, welche vor Erfindung der Presse vergangen sind, glänzt es der Dunkelheit nur ein einziger Mann wie ein Komet hervor. Es ist der Lehrer Alexanders des Großen, lebte in den Jahren 322 bis 384 vor Christus, und wurde von seinem königlichen Gönner mit ungeheuren Summen unterstützt, um sich die zur Untersuchung nöthigen Gegenstände, besonders Thiere, zu verschaffen, deren Alexander auf seinen Kriegszügen selbst manche für ihn sammeln ließ. Aristoteles muß daher als der Gründer der Thiergeschichte oder Zoologie betrachtet werden. Außer seinem großen Werke über die Thiere und einigen Ueberlieferungen der alten griechischen Dichter, haben wir nichts als Fabeln von der Heil- und Zauberkraft der Thiere, Steine und Pflanzen, Dinge, die einer dem andern nachschrieb, und die sich zum Theil bis auf unsere Zeit erhalten haben, da, wo die Naturgeschichte noch nicht ihren wohlthätigen Eingang gefunden hat.

Es mag noch manchen Aristoteles geben, doch wenige Alexander, dagegen aber Männer, welche auch mit geringen Mitteln Großes geleistet haben und noch täglich leisten. Gleich nach Erfindung der Buchdruckerkunst entstand ein so reger Eifer für die Wissenschaft, daß Viele Vermögen und Leben aufopferten, um die Körper fremder Welttheile kennen zu lernen, sie an Ort und Stelle zu sammeln und nach Europa zu bringen. Eine große Menge von Naturgegenständen wurde dadurch bekannt, und steigerte sich in der neueren Zeit zu einer Zahl, die man früher kaum geahnt hatte.

Es ist dießmal nicht unsere Absicht, den Entwicklungsgang der gesammten Naturgeschichte, sondern vorerst eine Eintheilung des Thierreichs zu liefern, welcher wir die der Pflanzen und Mineralien nachfolgen lassen werden, damit jeder Besitzer dieses Buchs mehr ein Ganzes in demselben erhalten möge, und stets die bei den einzelnen Gegenständen angegebene Stelle nachschlagen könne, in welcher dieselben stehen. Das Vorausgegangene war daher zum besseren Verstehen des folgenden nöthig. Was wir System nennen, ist obenhin betrachtet eine Eintheilung der natürlichen Körper, in welche diejenigen in gewisse Abtheilungen zusammengebracht sind, welche nach einem oder mehreren innern oder äußern Merkmalen mit einander übereinstimmen. Solche Eintheilungen gibt es bekanntlich in allen drei Naturreichen, aber es hat lange gedauert, bis die erste vorhanden war, und es hätte vielleicht noch lange Niemand daran gedacht, wenn sich nicht die Zahl der Gegenstände so sehr gemehrt hätte, daß weder der Einzelne im Stande war, über einen Gegenstand mit sich selbst in's Klare zu kommen, noch die Gelehrten sich unter einander verstanden.

Linné, ein Schwede aus Rushult (1707—1778), ist der Erste, dem das Verdienst gebührt, ein vollständiges System für alle drei Naturreiche aufgestellt zu haben. Er wählte für jede Gattung oder Art einen bestimmten Namen, und suchte äußere Merkmale auf, nach welchen er die Dinge ordnete. Sein System heißt das künstliche, und bezeichnet die erste Epoche der zweiten Periode. Künstlich heißt es darum, weil er nur auf das äußere Ansehen Rücksicht nahm, und es noch ein

anderes, das natürliche System gibt, welches dahin geht, die Grundsätze zu erklären, nach welchen die Natur bei ihren Schöpfungen gehandelt hat. Dieses haben wir zwar bis heute noch nicht vollständig gefunden, es sind jedoch von Linné bis auf unsere Zeit bedeutende Fortschritte gemacht worden. Nach dem Linné'schen gab es bald der Versuche viele, welche aber wesentlich nicht von dem seinigen verschieden sind, und das System von Linné wird nie in Vergessenheit gerathen, auch dann nicht, wenn es einem Sterblichen gelingen sollte, das wahre natürliche zu finden. Wir müssen vielmehr den Schweden bewundern, der scharfsinnig und glücklich genug war, ohne Vorgänger eine so schwierige Arbeit auf eine höchst befriedigende Art zu Stande zu bringen, indem seine äußeren Merkmale zum großen Theile auch mit natürlichen Grundsätzen übereinstimmen.

Die zweite Epoche nimmt ihren Anfang mit dem Auftreten Cuviers, geboren 1769 in der damals zu Württemberg gehörenden Grafschaft Mömpelgard. Dieser Mann betrat den Weg des natürlichen Systems. Er fand schon eine ansehnliche Zahl von Vorarbeiten über die Anatomie, welche von Linné bis auf seine Zeit erschienen waren; diese benützte und verband er mit seinen eigenen großen Arbeiten zu einem Werke über vergleichende Anatomie, worauf er ein neues Thiersystem gründete, welches großen Anhang gefunden hat und auch verdient. Es war eine ungeheure Arbeit, welche nur durch die Zerlegung und Vergleichung einer Menge thierischer Körper zu Stande gebracht werden konnte. Er starb 1832. Viele andere Systeme, sowohl nach linneischen als nach cuvier'schen Grundsätzen traten nach ihm bis in die neueste Zeit an's Licht. Eines verdunkelt sie alle. Es ist das von Oken zwar früher schon versuchte, aber in seiner allgemeinen Naturgeschichte in einer ganz neuen, eigenthümlichen Gestalt erschienene, welches alle drei Naturreiche umfaßt, und das natürlichste ist, das wir besitzen. Es ist gegründet auf den Bau und die Entwickelung der Thiere, beginnt mit den niedersten Gebilden und steigt von diesen zu den vollkommeneren empor. Es ist zugleich durch eine passende Wahl der in Uebereinstimmung mit den strengwissenschaftlichen Grundsätzen gebrachten äußeren Erkennungsmerkmale dasjenige, welches für das Volk am besten verständlich ist, und dieser Vorzug ist an demselben um so mehr zu bewundern, als es dabei, für den Naturforscher vom Fach ein strenges Studium, und ich möchte sagen, gewisse Lichtblicke fordert, um genau die Grundlage zu erkennen, auf der es aufgebaut ist, und ohne welche es in seinem ganzen Umfange nicht verstanden werden kann. Man darf jedoch keineswegs glauben, daß das System von Oken eine allgemeine Aufnahme gefunden habe. Viele Gelehrte wollen seinen Werth nicht anerkennen, und sind gegen dasselbe; allein es bezeichnet eine Epoche eben so gut, wie das von Linné und Cuvier, obgleich es seine volle Würdigung erst von der Zukunft erhalten wird. Es ist aber dasjenige System, welchem wir hier stets folgen werden, und wovon wir deßhalb das Thierreich sogleich folgen lassen, indem wir es möglichst kurz zusammenfassen.

Oken theilt das ganze Thierreich in zwei große Länder, wovon das erste diejenigen Thiere umfaßt, welche nur aus Haut und Eingeweiden bestehen, aber weder Knochen, Muskeln noch Rückenmark haben. Diese nennt er Eingeweidethiere, scheidet sie in drei Kreise und trennt jeden derselben wieder in drei Klassen, nach den vorherrschenden Organen, welche das Eingeweidesystem ausmachen. Das zweite Land theilt sich nicht in Kreise, sondern nur in vier Klassen: die Fische, Reptilien (Amphibien), Vögel und Säugthiere — mithin das ganze Thierreich in dreizehn Klassen. Die Thiere des zweiten Landes heißen Fleischthiere, und haben nicht bloß Eingeweide, sondern auch Knochen, Muskeln und Rückenmark. Diese Klassen sind nun folgende:

Erstes Land.

I. Kreis. Gallertthiere: Leib ungeringelt; gallertartig, durchscheinend, ohne Leber.

1. Klasse. Infusorien: kaum sichtbar, schwimmend, fressen durch Strudeln.
2. Klasse. Polypen: Darm einfach, ergreifen die Nahrung mit dem Mund.
3. Klasse. Quallen: viele darmartige Röhren durchziehen den Leib.

II. Kreis. Schalthiere: Leib ungeringelt; Darm, mit Leber in einer besondern Bauchhöhle.

4. Klasse. Muscheln: Brusthöhle mit Oeffnungen zum Ein- und Austreiben der Nahrung und des Wassers; Bauch meist kielförmig zum Schieben.
5. Klasse. Schnecken: Bauch sohlenförmig zum Kriechen.
6. Klasse. Kracken: Leib sackförmig, mit Fortsätzen zum Rudern oder Ergreifen.

III. Kreis. Ringelthiere: Leib geringelt.

7. Klasse. Würmer: blos die Haut geringelt, nicht die Anhängsel.
8. Klasse. Krabben: Haut hornig, mit geringelten Füßen.
9. Klasse. Fliegen: Leib dreitheilig, mit sechs Füßen, meist mit Flügeln.

Zweites Land.

10. Klasse. Fische: Leib nackt, Kiemen und Flossen.
11. Klasse. Reptilien: Leib nackt, ohne Flossen.
12. Klasse. Vögel: Leib befiedert.
13. Klasse. Säugthiere: Leib behaart.

Dieß ist die allgemeine Anordnung, wie sie mit einem Blicke zu übersehen ist. Zur genaueren Auseinandersetzung gehört eine Darstellung der einzelnen Klassen und ihrer Abtheilungen, nämlich der Zünfte und Sippen, in welche sie zerfallen; eine solche werden wir in der Reihenfolge geben, so, daß dem ersten Jahrgange dieses Buches eine vollständige Eintheilung des Thierreichs einverleibt wird, welche alles hieher Bezügliche auf eine passende Weise verbindet, und dem Leser nebenbei noch manches Wissenswerthe vorführen dürfte.

Berge.

Gaucin.

(Tafel 13. 1.)

Die vorliegende Ansicht gibt nicht nur den Anblick des alten maurischen Kastelles, welches kühn auf Felsen gebaut, gleich unserem vaterländischen Hohentwiel, jeder Eroberung trotz zu bieten scheint, sondern eine Fernsicht, die nicht nur das Hineinschauen in ein tiefes, von fruchtbaren, üppigen Strömen durchzogenes Thal gestattet, sondern auch Gibraltar nebst der Meerenge, und die fernen Küsten Afrika's nebst den Gebirgen des Atlas, am Horizonte sehen läßt.

Die alte Festung hat nun ihren kriegerischen Charakter verloren, und sich in ein Franziskanerkloster verwandelt, dessen friedliches Wesen in scharfem Contrast mit den früheren Wällen und Schanzen dieser Felsenburg steht; auch hier sieht man, wie die Mönche immer die Gegend, in welcher sie sich ansiedeln, mit feinem Geschmacke auszuwählen wußten, denn nicht nur zeigt sich von diesem Felsen aus eine herrliche Aussicht auf das Land, sondern die am Fuße desselben gelegenen üppigen Thäler sind voll von der reichsten Vegetation, wo es weder an Wein noch Südfrüchten fehlt, und die fischreichen Ströme sind nicht nur durch den Anblick ihrer silberglänzenden Fluthen, sondern auch durch ihre Bewohner eine wünschenswerthe Beigabe. Freilich hat dieses Land an Ueppigkeit bedeutend abgenommen, seitdem es nicht mehr im Besitze der Mauren ist, deren fleißig angelegte Pflanzungen von den christlichen Eroberern entweder verwüstet, oder vermöge der den Spaniern eigenen Indolenz so sehr vernachlässigt wurden, daß den Augen des Wanderers die Zerstörung und Verwilderung unangenehm auffallen muß.

Zwischen den Thälern erheben sich schöne Hügel, welche als Ausläufer der Sierra di Ronde anzusehen sind. Ueber alle diese kleinern Hügel dominiert aber der weit über die See hinausragende Felsen von Gibraltar, dem an der entgegengesetzten Seite der Meerenge ein ähnlicher Felsen entspricht, daher man glaubt, daß in der Urzeit hier Europa und Afrika zusammengehangen habe, und die Sage diesen beiden Felsen den Namen der Säule des Herkules, gegeben hat. Der Weg, welcher auf der linken Seite der Landschaft um den nächstgelegenen Hügel herumbeugt, führt nach der Gegend von Granada zu; in der kleinen Seebucht aber, links, mag sich der Leser den Hafen von Algesiras denken. Der weiße Punkt aber am jenseiten Ufer, gerade gegenüber von dem erstgenannten Hügel ist Länta, der einzige Platz, welchen Spanien auf der afrikanischen Küste besitzt, und welcher zum Aufenthalt für Staatsgefangene dient.

Doppeltes Interesse gewinnt gerade dieser Punkt durch die Betrachtung dessen, was im Laufe so mancher Jahrhunderte hier vorgegangen ist. Offenbar war es diese Stelle, wo Hannibal von Afrika aus, mehr als 200 Jahre vor Christus, nach Spanien übersetzte, und nachdem er sich dieses Land unterworfen hatte, den kühnen Gedanken faßte, über die Pyrenäen und Alpen nach Rom mit seinem Heere zu ziehen, um die nach Weltherrschaft dürstenden Römer zu besiegen. Dieß war der Punkt, wo 400 Jahre später die Vandalen unter Gunderich das Heer der Römer schlugen, und nachher unter Gänserich sich nach Afrika einschifften, um dort ihr großes Reich zu stiften. Von dieser Zeit an war Spanien unter der Herrschaft der Westgothen, bis die Mauren, getrieben durch den Fanatismus des Islam, unter Musa und Tarik, im Jahr 714 von Afrika nach Spanien übersetzten, und das letztere Land eroberten.

So viel man den Vandalen und Westgothen ihre zum Sprichwort gewordene Zerstörungssucht zur Last legen mag, so legten sie doch schon ohne Zweifel in jener Zeit den Grund zu der herrlichen gothischen Baukunst, deren erhabene Denkmale sich bis auf unsere Zeit erhalten haben. Von den besiegten Gothen haben augenscheinlich die Muselmänner, in Absicht auf diese Kunst, gelernt, sind aber nicht, wie manche Lehrlinge der neueren Zeit, bei dem Angelernten stehen geblieben, sondern haben mit geistvollem Schaffen Neues hervorgebracht, so daß unter ihrer Herrschaft Spanien zu einer Blüthe gelangte, welche es während der späteren Jahrhunderte nicht wieder erreicht hat.

Lange und ritterliche Kämpfe bestanden mit diesen Saracenen die christlichen Ritter, davon uns manche Romanze, welche sich bis auf unsere Zeit erhalten hat, Kunde gibt. Einer der größten und kühnsten dieser mittelalterlichen Kämpfer war Ed Ruy Diaz de Vibar, der unter den Königen Fernando, Sancho und Alfonzo einen beträchtlichen Theil von Spanien den Mauren abnahm, und Valencia wieder eroberte; er starb zur selben Zeit, als Gottfried von Bouillon Jerusalem eroberte, im Jahr 1099. Glorreich und herrlich waren die Kämpfe und Siege der durch heiligen Eifer in jener Zeit begeisterten Ritter des Christenthums, und die Kämpen Spaniens, wenn sie auch weniger allgemein an den Kreuzzügen Theil nahmen, errdteten durch die Siege über den Halbmond in ihrem Vaterlande nicht weniger ruhmvolle, aber dauernde Lorbeeren als ihre Glaubens- und Waffengenossen, welche das heilige Grab zu erobern strebten. Indessen theilte sich die Herrschaft über Spanien mehrere Jahrhunderte hindurch unter maurische und christliche Häupter; dieß wurde dadurch möglich, daß die Mohammedaner weder an Kunst noch Macht, weder an Bildung noch Gesittung den christlichen Einwohnern nachgaben, ja sogar sie in diesen Beziehungen übertrafen. Daher kam es, daß sowohl die Fürsten, als die Völker beider Nationen in Zeiten des Friedens innigen Verkehr mit einander hatten, manch glänzende Festlichkeit fröhlich mit einander begiengen; der ritterliche Sinn, welcher sich auf beiden Seiten offenbarte, der Geschmack an glänzenden Prachtaufzügen, der südlichen Völkern überhaupt eigen ist, und durch den romantischen Sinn des Ritterthums noch mehr gesteigert wurde, verschmolz die beiderseitigen Völker sehr innig. So eng indessen im bürgerlichen Leben beide Nationen vereinigt waren, so verschieden waren sie in

dem Punkte der Religion und des Glaubens — eine Meinungsverschiedenheit, aus welcher immerdar der Samen der Zwietracht hervorkeimte.

Also ging es bis gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, wo Ferdinand der Katholische, König von Aragonien, der Gemahl Isabellas, der Königin von Castilien, beschloß, die Mauren aus Spanien zu vertreiben. Er benützte dazu die Zwistigkeiten, welche unter diesen selbst ausgebrochen waren. Der König von Granada, Abu Hassan, hatte an Aben Ezrag einen mächtigen Gegner, dessen Abkömmlinge, die Abenceragen, nach ihres Vetters Tode wegen eines Liebesverständnisses eines derselben mit der Schwester des Königs, von diesem auf verrätherische Weise nach Alhambra gelockt, und von Abu Hassan ermordet wurden. Nur wenige, gewarnt durch Mitwisser dieses Vorhabens, entkamen; aber mittlerweile hatte der König seine Gemahlin, einer Renegatin wegen, verstoßen, und seine Söhne, aus Furcht ihrer Rache, mit Ausnahme von Abu Abdallah, der sich rettete, ermorden lassen. Solche Blutschuld mußte ihre verdiente Rache nehmen, und es erwuchs ein Krieg, in welchem Ferdinand Granada eroberte, und die Mauren aus Spanien vertrieb. Eine der Festungen, welche sich der kampflustigen Armee des Königs von Spanien entgegenstellte, war Gaucin, welches den Schlüssel zu einem der Hauptpässe gegen den Meeresstrom hin bildet. Wenige Tage nach der Eroberung dieses schönen Punktes, den der Leser vor Augen hat, fiel Granada und das Reich der Mauren in Spanien. Abu Abdallahs Oheim, El Zagal, fiel in dieser Schlacht, er selbst aber zog sich mit seinem Gefolge nach Al Pujarra, einer kleinen Gebirgsstadt, zurück, wo er von den Felsen hinaus in sein ehemaliges Reich schaueud, in bittere Klagen ausbrach, wegen welcher ihn seine Mutter mit Fluch und Vorwurf überschüttete, indem sie es nicht ertragen konnte, ihn als feigen Flüchtling zu sehen. Kurz darauf erhielt er die Erlaubniß, nach Afrika überzuschiffen.

Indessen waren die Mauren durch diesen Feldzug keineswegs durchaus vertrieben, sondern siedelten sich zerstreut unter den Christen in Spanien an. Erst unter der Herrschaft Philipps II., im Anfang des 17ten Jahrhunderts, wurden sie gänzlich aus diesem Lande verjagt.

Giralda, ein maurischer Thurm zu Sevilla.

(Tafel 13. 3.)

Sevilla war in jeder Zeit durch Glanz und Größe vor allen Städten Spaniens ausgezeichnet, es hat immer eine wichtige Rolle in der Geschichte dieses Landes gespielt, und ist die Hauptstadt seiner schönsten Provinz Aragoniens. Sie war auch die Hauptstadt des ersten gothischen Eroberers, und unter den Mauren der Sitz eines Chaliphates, später aber immer der Wohnsitz von hohen Bischöfen und Kirchenfürsten.

Deßhalb ist Sevilla reich an öffentlichen Gebäuden, wie außer Toledo keine einzige Stadt Spaniens, und überall zeigt sich dort die Pracht des katholischen Cultus in seinem höchsten Glanze. Eines der merkwürdigsten Gebäude ist der hier vorliegende Thurm; er ist ein Ueberbleibsel eines alten muselmännischen Tempels, dessen Pracht sich in den schönen Verhältnissen und reichen Verzierungen zeigt, die hier zu sehen sind. Das Ganze ist mit einem Gemäuer umgeben, welches Aehnlichkeit mit den Seitenwendungen eines Kreuzganges hat, und einen Hof bildet, in welchem zahlreiche Orangenbäume angepflanzt sind. Springbrunnen kühlen diesen angenehmen Ort, so daß er nicht nur den Betenden, sondern auch den Spaziergängern zu einem willkommenen Aufenthalte dient. Die Bauart dieses Thurms ist durchaus maurisch, was sich aus den zierlichen Spitzbögen, welche abwechselud durch Rundbögen ersetzt werden, und den seinen freistehenden Säulen an dem Giebel, die dem Ganzen ein leichtes und lustiges Aussehen verleihen, zu erkennen gibt. Die Zwischenräume, welche der viereckige Thurm zwischen den au gothische Bauart erinnernden Fenstern läßt, sind durch feine, durchbrochene Mauerarbeit ausgefüllt, die zahlreichen Glocken aber, die wir zwischen dem letzten Gesimse bemerken, gehören als das Werk der späteren Eroberer der christlichen Zeit an.

Die westliche Seite der Cathedrale von Notre Dame in Antwerpen.

(Tafel 13. 2.)

Diese Kirche ist eines der größten Meisterstücke der Architektur. Um den Eindruck, den dieses herrliche Werk macht, recht zu begreifen, bedenke man, daß die Kirche 500 Fuß lang und 250 Fuß breit ist, und nur ein Mittelschiff und zwei Seitenschiffe besitzt. Sie ruht auf 125 in schönstem, reinstem gothischen Style erbauten Säulen, und hat im Innern eine Höhe von 360 Fuß. Dieser Größe und Herrlichkeit entspricht das schönste Ebenmaß in allen Theilen; die Pracht der Altäre, welche aus Marmor bestehen, und das dämmernde Helldunkel, das durch gemalte Fensterscheiben brechend, das Herz zur Andacht stimmt — ein Anblick, der besonders großartig und erhebend wirkt, wenn die untergehende Sonne ihren letzten Strahl in diese gothischen Hallen wirft.

Vergleichen wir diese beiden Gebäude mit einander, so zeigt uns das leichte Emporstreben der Verhältnisse, wo sich jede einzelne Säule entweder in feiner Spitze verliert oder allmählich der Nachbarsäule sich zuneigt und den Spitzbogen bildet, jenen reinen und schönen Ausdruck, den die gothische Baukunst hat. Während hier die Kunst gleichsam mit scheinbarer Vernachlässigung des einzelnen Ornamentes der Erfüllung einer Idee zustrebt, scheint sie dagegen bei dem maurischen Thurme mehr Gewicht auf das einzelne Ornament zu legen, so daß das Auge gerne an jeder einzelnen Form hängen bleibt. Daher zog es der maurische Künstler auch vor, statt alleiniger Benützung des Spitzbogenverhältnisses, runde und geschweifte Formen anzubringen. Duttenhofer.

Der Löwe.

Der Löwe gehört zum Geschlechte der Katzen; dieses Geschlecht ist das fünfte in der vierzehnten Zunft, welche den Namen Springer oder hundartige Thiere führt, und in der fünften Ordnung der Säugthiere steht. Die Thiere dieser Ordnung unterscheiden sich dadurch, daß sie weder Zahnlücken noch Hufe haben, sondern Nägel an den Zehen und ein vollkommenes Gebiß, das alle Gattungen von Zähnen enthält. Das Geschlecht der Katzen zeichnet sich im Allgemeinen durch folgende Charaktere aus: Sie sind von allen fleischfressenden Thieren am besten bewaffnet; ihre Schnauze ist kurz und rund, und ihre Nägel können durch einen eigenthümlichen sehr merkwürdigen Mechanismus zurückgezogen werden. Die Klauen werden nämlich durch elastische Bänder im Zustande der Ruhe zurückgezogen erhalten, und können, wenn sich ihrer das Thier bedienen will, durch die Wirkung eines Beugemuskels rasch vorgezogen werden. Dadurch bleibt ihre Spitze immer scharf, weil sie nie, wie bei den Hunden, auf dem Boden abgelaufen wird. Beifolgende Abbildung auf Seite 102 zeigt diesen merkwürdigen Mechanismus auf das deutlichste; sie stellt das vorderste Ende einer Löwentatze dar, und zwar im Zustande der Ruhe. Man sieht hier genau, daß die Kralle durch die beiden elastischen Bänder a und b in ihrer nach oben gerichteten Lage versteckt gehalten wird, wozu noch etwas der Streckmuskel des Fingers a beiträgt. Soll die Klaue vorgezogen werden, so zieht sich der Beugemuskel d, dessen Sehne sich vorwärts bis gegen e erstreckt, zusammen und macht dadurch, daß die Klaue vortritt; läßt dieser Beugemuskel nun wieder nach, so ziehen die beiden elastischen Bänder von selbst die Kralle wieder in ihre Scheiden zurück.

Von allen anderen Katzengattungen unterscheidet sich der Löwe als ein weit vollkommeneres Thier, durch seine Größe, seine Mähne und sein ungeflecktes Fell. Er ist acht bis neun Fuß lang (von der Spitze der Schnauze bis zum Anfang des Schweifes gemessen, der ungefähr eine Länge von vier Fuß hat) und vier bis fünf Fuß hoch. Dieß gilt von den größesten. Die kleineren, weit häufigeren Löwen sind 5½ Fuß lang und 3½ Fuß hoch, ihr Schwanz nicht 3 Fuß. Die Löwin ist in allen ihren Größenverhältnissen ungefähr ein Viertheil kleiner, als der Löwe. Der Vorderleib des Löwen ist bedeutend stärker als sein Hinterleib; die Brust außerordentlich breit, während er in den Weichen schlank ist. Sein Kopf ist nicht rund, sondern mehr viereckig, und seine Schnautze länger, als bei andern Katzen. Er trägt ihn meistens aufrecht, sein Gesicht und der ganze Leib sind mit kurzen Haaren bedeckt; der männliche Löwe aber hat eine Mähne, die vom Hinterkopf bis zu den Schultern reicht, und den ganzen Hals, sowie einen Theil der Brust zwischen den Vorderbeinen bedeckt. Diese Mähne besteht aus feinen, aber schwachen Haaren, und wird immer länger, je älter der Löwe ist. Die Farbe des Löwen ist gelb, in's rothgelbe und bei manchen in's schwärzliche gehend. Die Schweiffpitze trägt etwas längere, schwarz gefärbte Haare. Seine Heimath war in früheren Zeiten die ganze alte Welt. Er wurde in Griechenland, in Macedonien und Kleinasien gefunden, kommt aber jetzt nur noch in Afrika, in Hindostan, Persien und Arabien vor. Die Löwin wirft gewöhnlich zwei Junge, welche unverhältnißmäßig klein sind.

Alle seine Eigenschaften haben ihm seit dem grauen Alterthum den Namen des Königs der Thiere geschert, und ohne Zweifel muß man ihn als solchen anerkennen, wenn man den Löwen nicht nur nach seiner Körpergröße, sondern nach seiner Stärke und Vollkommenheit in Absicht auf Körperbau betrachtet. Seine Haltung ist großartig, sein Blick fest und bestimmt, sein Gang stolz, seine Stimme schrecklich; seine Körpergröße ist nicht ungeheuer, wie die des Elephanten oder des Nashorns; er ist nicht schwerfällig, wie das Flußpferd oder der Stier, nicht zusammengestoßen, wie die Hyäne, nicht in die Länge gezogen und ungleich gebaut, wie das Kameel, sondern Alles ist da so wohl proportionirt und so schön geschaffen, daß sein Körper als Modell der Kraft in Verbindung mit Leichtigkeit erscheint. Eben so stark als nervenreich, ist er weder mit Fleisch, noch mit Fett überladen, sondern scheint ganz aus Nerven und Muskeln zu bestehen, die seine compakten, eben so festen als leichten Knochen mit Sicherheit und Gewandtheit bewegen. Seine ungeheuere Muskelkraft zeigt sich durch die Gewalt seiner Sprünge, welche er mit Leichtigkeit ausführt; durch die raschen Bewegungen seines Schwanzes, mit welchem er im Stande ist, einen Menschen zu Boden zu schlagen; so wie durch die ausdrucksvollen Bewegungen seines Gesichts, die sich in den Momenten der Wuth besonders lebhaft äußern, wobei er seine Mähne schütteln und aufrichten kann. Zu allen diesen edeln Eigenschaften kommt noch sein großherziger Muth, und seine Treue gegen den Menschen, wenn er von diesem jung aufgezogen worden ist, und sich an ihn gewöhnt hat.

Der Löwe hält sich mehr in ebenen Gegenden, als in Wäldern und Gebirgen auf; es scheint gleichsam, als ob er Gegenden vermeide, deren Lage ihm irgend einen Hinterhalt darbietet, und es vorzöge, gleich einem muthigen Krieger auf ebenem Felde nach Beute umherzustreifen. Nicht so die andern großen Katzengattungen, die in tiefe Wälder versteckt, auf ihre Beute lauern. Daher kommt er in Indien, wo es im Charakter des ebenen Landes liegt, mehr von Jungeln besetzt zu sein, als eine offene Ebene darzubieten, weniger vor, als in heißen Saudwüsten von Afrika, wo er vorzugsweise an den Ufern der Flüsse sich aufhält, oder irgend eine Quelle mitten in der Wüste besucht.

Die Erscheinung eines Löwen, wenn er in seinem Käfig eingeschlossen ist, und nicht beunruhigt wird, ist im Allgemeinen die eines sehr zahmen Thieres, das uns gleichsam zu überreden scheint, es sei bei ihm nicht im Geringsten an diejenige Wildheit zu denken, die wir sonst bei den großen Katzengattungen bemerken. Seine breite Stirne, seine überhängten Brauen, die von einer langen und zottigen Mähne umringt sind, dieß alles weckt in uns mehr den Eindruck von Majestät als Wildheit. Allein der düstere Glanz seines Auges bei der leisesten Bewegung, die der Beschauer macht, der wilde Ausdruck seiner Mienen und das Schütteln seiner Mähne, wenn er gereizt wird, dieß Alles zeigt auf das deutlichste, daß man nicht mit ihm spielen darf und daß er im Besitz bedeutender Kräfte ist, wenn er sie nur anwenden will.

Wir wollen zuerst den Löwen in dem Zustande der Wildheit betrachten, und nachher sehen, welche Wirkung auf ihn die Zähmung durch den Menschen macht. Der Hunger hat auf alle Thiere einen sehr bedeutenden Einfluß, und es ist merkwürdig, daß er bei den grasfressenden Thieren eine ganz andere Wirkung macht, als bei den fleischfressenden. Ist ein grasfressendes Thier hungrig, so wird es dadurch zahm, müde, traurig und lebt erst wieder recht auf, wenn es gehörig gefüttert ist, gewinnt erst dann seine ursprüngliche Thätigkeit, und beziehungsweise Wildheit und Unzähmbarkeit wieder. Bei den fleischfressenden Thieren findet gerade das Gegentheil statt. Je hungriger sie sind, desto unzähmbarer, desto wüthender werden sie und sind unermüdlich in Verfolgung ihrer Beute. Sind sie aber satt, dann werden sie müde, schläfrig, zahm, und dieß alles zeigt sich beim Löwen auf das deutlichste. Ist der Löwe hungrig, so ist er wüthend und grausam, ist er aber gesättigt, so legt er sich ruhig in das Gebüsch und greift Niemand an. Treibt ihn nicht besonderer Hunger, so geht er bei Tage selten umher, sondern wählt zu seinen Streifereien die Dämmerung. Nichts desto weniger schweift er die ganze Nacht hindurch um Truppe wilder Thiere, oder in der Gegend, wo er weiß, daß Caravanen vorbeikommen, und raubt, so oft es ihm möglich ist, ein Stück Wild oder Vieh, das er dann im nächsten Gebüsch mit Muße verzehrt. Wenn ihn aber wegen Mangel an wilden Thieren der Hunger plagt, und die sorgfältige Hütung der Colonisten ihn von den Heerden abhält, so wird er ein ganz anderes Thier, dann wird seine List kühner, kein Gehöfte widersteht ihm, er springt über alle Zäune und sonstige Hindernisse, und stürzt mit Wuth auf den Gegenstand, den er sich zum Angriff gewählt hat; den Ochsen nimmt er vom Gespann, das Pferd von der Deichsel weg, und kaum der Mensch kann sich durch Wachfeuer schützen.

Der Löwe ist im Auflauern seiner Beute mit seltener Ausdauer begabt, hat er sie aber ergriffen, so schleppt er sie mit größter Schnelligkeit fort. Seine Stärke ist bei solchen Unternehmungen ganz außerordentlich; einen Ochsen trägt er, nach den glaubwürdigsten Nachrichten, ohne viele Mühe, und eine junge Kuh mit Leichtigkeit hinweg. Sparrmann erzählt auf einer Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung: Ein Löwe ergriff eine junge Kuh, und schleppte sie, obgleich sie mit den Füßen noch auf dem Boden schleifte, so leicht weg, als nur irgend eine Katze eine Ratte wegtragen kann, und sprang noch dabei mit der größten Leichtigkeit über einen breiten Graben mit ihr. Kleinere Thiere nimmt er gewöhnlich auf die Schultern, und läuft mit ihnen so schnell, als er kann, davon.

Die gewöhnlichste und liebste Beute des Löwen sind die verschiedenen Gattungen von Hirschen und Antilopen, deren es sowohl in den Ebenen von Afrika, als in den Jungeln von Indien eine zahlreiche Menge gibt. Eben so häufig greift er das Zebra, das Quagga, den Büffel und das Rind an; obgleich der Büffel nicht selten, sowohl bei öffentlichen Kämpfen, als auch, wenn er im Freien angegriffen wird, den Sieg über den Löwen davon trägt; ja selbst dann, wenn zwei Löwen ihn angreifen, bietet ihm seine gehörnte Stirn eine mächtige Trutzwaffe dar, und der mächtige Angreifer wird häufig durchbohrt. Daher greift der Löwe diese Thiere nur im wüthendsten Hunger an. Sowohl die Eingeborenen Afrika's, als die mit ihnen in Berührung kommenden Reisenden Afrika's versichern, daß der Löwe zuweilen sich auch an die Giraffe macht; die Ausdauer dieses Thieres ist aber so groß, daß es oft fünf bis sieben deutsche Stunden in einem fort dem Löwen entflieht, bis endlich Ermattung und Schrecken es zu Boden sinken macht.

Bei den Bewohnern des südlichen Afrika's ist gewöhnlich die Meinung verbreitet, daß der Löwe den Menschen jedem Thiere vorziehe, und den Hirten lieber angreife, als die Heerde, sowie den Reiter lieber als das Pferd; Manche aber, und wohl bessere Beobachter, behaupten gerade das Gegentheil; indem sie besonders die Erfahrung geltend machen, daß der Löwe das Pferdefleisch allen andern vorziehe, und den oft durch sein schenes Pferd abgeworfenen Reiter liegen lasse, um jenes zu verfolgen. Lucas van Bunsen ritt in der Nähe des kleinen Fischflusses auf einer Ebene vor Tagesanbruch spatzieren, und sah in der Ferne einen Löwen, dem er durch Beschreibung eines weiten Kreises zu entgehen hoffte. Tausende von Springböcken durchkreuzten diese weiten ebenen Felder, aber der Löwe war, da die Gegend durchaus frei von Gebüsch sich zeigte, nicht im Stande, auf einen derselben Jagd zu machen. Lucas begriff bald, daß der Löwe ihn nicht ohne weitere Unterbrechung werde ziehen lassen, da er aber nicht Lust hatte, mit ihm einen Strauß zu bestehen, kehrte er unter einem rechten Winkel zur Seite, gab seinem Roß die Sporen und galloppierte so schnell er konnte davon. Allein es war zu spät. Sein Pferd war ermattet, und hatte einen schweren Mann zu tragen; der Löwe dagegen war kräftig und wüthend vor Hunger, und verfolgte ihn gleich einem Ungewitter. In wenigen Sekunden hatte er ihn erreicht, packte das Pferd, und schleuderte Roß und Mann in einem Augenblick auf den Boden. Lucas kam unverletzt davon, denn der Löwe, welcher das Pferd bereits ergriffen hatte, machte sich wenig aus dem Reiter; halb bewußtlos kam er davon und rettete sich in das nächste Haus.

Merkwürdig ist die Art, wie der Löwe bei seinen Angriffen zu Werke geht. Er schleicht sich so nahe als möglich an sein Opfer hin, und, wenn er glaubt mit einem mächtigen Sprunge es erreichen zu können, duckt er sich nieder auf den Boden, und kommt mit einem oder zwei kühnen Sätzen dicht in die Nähe seiner Beute. Diese schlägt er dann mit einer Tatze zu Boden, und nun brüllt er laut auf und schaut umher, als wollte er triumphieren, dann erst macht er sich daran, seinem Opfer den Todesstoß zu geben, und es nach dem nächsten Gebüsch zu schleppen, wo er es verzehrt. Seinen Angriffen geht immer ein dumpfes Gebrüll und heftiges Schlagen mit dem Schweife voraus.

Löwenjagden zu Fuß, und Löwen, wenn sie unter sich selbst kämpfen, bieten nach den Berichten der Reisenden

ein edlen Anblick; nicht wie der tückische feige Tiger liegen sie im Gebüsch, um bei Nacht ihre Beute zu überfallen, sondern früh mit der Morgendämmerung ziehen sie hinaus, durchstöbern das Unterholz und machen Jagd auf das erste Thier, das sich ihnen zeigt, während der Wald von ihrer Donnerstimme erzittert. Ich hatte mit einem Fürsten von der Familie Bulmarsingh, erzählt de Witt, eine Zusammenkunft, und wurde einige Tage bei ihm zurückgehalten, mein Gefolge bestand aus wenigen Leuten, auch hatte ich ein halbes Dutzend kleine Bergelephanten bei mir, um nach dem Himelajah-Gebirge zu reisen. Wir zogen auf verborgenen Wegen durch eine ungeheuere Landstrecke, die von Waldung und Jungeln bedeckt war; nie habe ich so lange die Sonne nicht erblickt, als damals auf dem Zuge durch diesen schauerlichen Wald von Schatten. Seit der Schöpfung hatte kein Sonnenstrahl durchzudringen vermocht. Selbst die Winde, diese ewigen Vagabunden, fanden hier keinen Eingang. In diesem unausgesetzten Zwielicht flatterten große Eulen und Vampire umher, gleich Schwalben im Frühlinge. Schlingpflanzen, die gleich mir nach Luft schnappten, hatten ihre dünnen Wurzeln in den feuchten, tiefen, fruchtbaren Boden geschlagen, bis sie so hoch hinaufgewachsen waren, als ein Teakbaum, dessen Gipfel sie roth färbten, indem sie ihre scharlachfarbenen Blüthen in der Sonne öffneten — ich mußte sie beneiden.

Als ich endlich diese düstere Dämmerung verließ, und aus dem Gürtel des Todes, denn so heißt jene Gegend sehr passend, in das weite offene, nicht getrübte Tageslicht trat, blinzelte ich wie eine Eule, die aus ihrem finstern Kerker in die Sonne gesetzt wird, die Scene glich nun einem von Wald umschlossenen See. Fern im Osten erhoben sich ungeheuere Berge, die das chinesische Kaiserreich begrenzen, durch das schmale, reizende Thal schlängelte sich ein kleiner Strom, und nachdem wir über ihn gesetzt hatten, kamen wir zu dem tiefen, sehr breiten Bette eines Waldstromes, der zu jener Jahreszeit, mit Ausnahme einiger Wasserbecken, trocken lag. In der Mitte dieses Kieselbettes war eine kleine, durch einen Felsen gebildete Insel, noch vergrößert durch Trümmer von Steinen, die der Strom herbeiführte, überwachsen mit Moos, Blumen und Gesträuch. Es war in der hellen und klaren Nacht, als wir dort ankamen, so schön und heimisch da, daß wir beschlossen, halt zu machen und auszuruhen.

Der Uebergang von der Nacht zum Tage war so unmerklich, daß ich seiner kaum gewahr wurde. Im Walde aber war, wie ich deutlich sehen konnte, Mitternacht. Eine Heerde von wilden schwarzen Büffeln, die größten, welche ich je gesehen hatte, kam heraus, um nicht ganz auf Flintenschußweite von uns zu grasen. Plötzlich hörte ich ein verworrenes Getöse, gleich dem Rollen eines Donnerwetters, oder wie von fernen Kanonenschüssen auf der See. Es war, wie wenn man die Bäume geschüttelt hätte; Schakals, Füchse und dann Hirsche kamen aus dem Walde, die Büffel hörten auf zu grasen und kehrten sich nach der Stelle, woher das Getöse kam. Ein reicher Flug von schimmernden Pfauen und andern Vögeln schwirrten kreischend über unsere Köpfe hin; ein großer Sumpfvogel, dem ich zugesehen hatte, wie er Jagd auf eine Schlange machte, ließ sie ungefähr einen Schritt vor mir fallen, und flog davon. Unsere kleinen borsthaarigen Elephanten, welche an den Büschen zu unsern Füßen ihr Futter nahmen, brüllten erschrocken auf; ihre Wärter verließen sie, und kletterten auf die Felsen. Ich behielt die Oeffnung des dunklen Waldes vor Augen, die halb durch Dornengebüsche versteckt war, als auf einmal ein schwarzer Hirsch herausbrang und mit kurzem majestätischem Sprunge auf der Ebene erschien. In gleichem Augenblicke kündete ein einziges lautes, tiefes, schreckenverbreitendes Gebrüll den Löwen an, der auf der Jagd war. Er brach mit Gewalt sich Bahn durch Busch und Dorn, den Kopf zu Boden gesenkt; vier andere folgten ihm. Als er auf die Ebene hinauskam, schien er einige Augenblicke die Witterung zu suchen, und hielt die Nase stillschweigend auf den Boden. Nachdem er, wie es schien, sie gefunden hatte, stieß er abermals ein Gebrüll aus, das von den andern erwiedert wurde, und nun die Fährte verfolgend, sprang er in gestrecktem Galopp voran, während die andern ihm in einer Reihe auf den Fersen folgten. Ich bemerkte, daß wenn einer aus der Reihe kam oder ihn überholte, er mit seiner Stimme, die tiefer und knurrender wurde, diesen zur Ordnung brachte.

Der Hirsch erreichte das höhere Land, und lief mit größter Schnelligkeit längs dem Ufer des Baches hin, so daß er die Löwen weit hinter sich ließ. Als er von einem Felsblock aus über das Wasser zu springen versuchte, wich die jenseitige Bank, und das Thier rollte in das Wasser. Hier wadete es weiter hinab, hielt einen Augenblick an, als wollte es baden und seine ermatteten Glieder stärken, bis die Löwen in vollem Chor sich ihm brüllend näherten. Dann stieg er einen Abhang hinan und lief im tiefen Bette des ausgetrockneten Waldstromes der Stelle zu, wo wir uns befanden.

Ich habe vergessen zu sagen, daß der vorangehende Löwe, als er durch die Büffelheerde drang, von diesen keine weitere Notiz nahm, als daß er, wie es schien, sich in Verlegenheit fühlte, die Fährte des Hirsches ausfindig zu machen. Die Büffel blieben ruhig stehen und machten keine Miene, ihm aus dem Wege zu gehen, wie wenn sie sich nicht vor seinem Angriffe fürchteten. Meine Führer versicherten mich dabei, daß diese Thiere dem gewaltigsten Löwen mehr als gewachsen seien, und daß eines von ihnen zwei bis drei Tiger tödten könne. Wie dem auch sein mag, als der Löwe durch die Reihe der Büffel drang, wallte doch seine graue, emporstarrende Mähne und sein zottiger Schweif über sie hin; es zeigte sich deutlich, daß blos der Geruch, nicht das Gesicht ihn leitete; statt über den Bach in der nächsten Richtung nach der Stelle zu setzen, wo der Hirsch unn war, sprang er bis auf den Platz hin, wo dieser übergesetzt war, wendete dann nach der jenseitigen Bank,

wo das Thier gefallen war, folgte dem Laufe des Wassers, und rannte in dem Strombette immer der Fährte seiner Beute nach.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte der arme Hirsch sich im Falle Schaden gethan. Seine Eile ließ nach, während die der Löwen sich mehrte und ihr Gebrüll immer stärker wurde, je näher sie ihrem Wilde kamen. Der Hirsch war an der Felsenbank vorbei gekommen, auf der ich stand, und bald folgte ihm das ganze Rudel. Ich sah die Löwen ganz deutlich, der erste war ein altes hageres Thier, seine schwarze Haut schimmerte durch die dünnen borstigen, röthlichen Haare hindurch, sein Schweif war kahl und kehrte den Boden, und das Haar seiner Mähne war durcheinander gewirrt; seine Augen blickten düster und waren mit Blut unterlaufen. Seine mächtige untere Kinnlade hing herab, und seine Zunge war herausgereckt, wie die eines Hundes. Uebrigens blieb er immer an der Spitze, und das Weibchen und drei männliche, fast ausgewachsene Junge folgten ihm. Der Hirsch suchte nun die Bank zu erklimmen, wahrscheinlich um die Jungeln zu erreichen. Aber der lose Schiefergrund wich unter seinen Füßen, und die Löwen kamen ihm immer näher. Auch schien er, je dichter sie hinter ihm kamen, desto mehr von ihrem Gebrüll in Angst versetzt, und als er drei Viertheile des Abhanges hinangekommen, aufs neue niederfiel, war er nicht mehr im Stande, wieder aufzustehen. Majestätisch erklang das Gebrüll der Löwen, als der vorderste mit emporgesträubter Mähne und seine Seiten mit dem Schweife schlagend, mit einem mächtigen Sprunge auf seine Beute losstürzte. Dann setzte er dem Hirsche eine Kralle auf den Leib, knurrte die andern Löwen zurück, und begann behaglich sein Frühstück, während seine Familie sich mit Knochen und Ueberbleibseln, die er ihnen abriß und umherwarf, bei Seite schlich.

In Afrika werden die Löwenjagden im Allgemeinen nur zu dem Zwecke gehalten, dieses gefährliche Raubthier auszurotten. Ein solches eingerichtetes Jagen, wobei die ganze Mannschaft der Gegend ausgieht, bietet einen sonderbaren Anblick dar, indem sich Leute von verschiedenen Nationen, Rosse und Hunde untereinander drängen. Tiger- und Leopardenjagden hat uns Wilson hinlänglich reizend beschrieben; die beste Schilderung der Löwenjagden gibt uns aber Tomson.

Ich wohnte, sagt dieser, an dem Strande des Baviaflusses, in einer Gegend, wo zahlreiche Heerden von Wildpret aller Art umherstreiften, und daher Raubthiere nicht selten waren. Eines Nachts tödtete ein Löwe, der schon früher einige Schaafe aus dem Kraal (Dorf) entwendet hatte, mein Reitpferd, welches etwa hundert Schritte von der Thür meines Hauses entfernt eingekoppelt war. Da ich wußte, daß der Löwe, wenn er seine Beute nicht fortschleppt, gewöhnlich seinen Standort in der Nachbarschaft behält und alsdann um so gefährlicher wird, weil er alles, was er von Vieh und Wild auftreiben kann, wegnimmt, beschloß ich, so bald als möglich auf ihn Jagd zu machen; daher sandte ich in alle umliegenden Oerter Boten, um diejenigen, welche Lust hätten, an der Jagd Theil zu nehmen, so schnell wie möglich an einen bestimmten Versammlungsort einzuladen. Binnen einer Stunde waren alle Einwohner der Gegend, beritten und bewaffnet versammelt. Hiezu kam noch ein Dutzend Hottentotten, die auf unserer Pflanzung als Viehhüter Dienste thaten, ein unternehmendes, lebhaftes, aber unstätes Volk. Das erste, was wir zu thun hatten, war, den Löwen in seinem Schlupfwinkel aufzusuchen, was durch einige Hottentotten zu Fuß geschah. Mit unglaublicher Leichtigkeit und Aufmerksamkeit folgten sie durch Gras und Dickicht den Spuren des Löwen von der Stelle an, wo er das Pferd getödtet hatte, und wußten seine Fährte zu unterscheiden, wo ein ungeübtes Auge nichts entdeckt hätte, bis sie ihn endlich in einem etwa eine halbe Stunde breitem Buschwerk fanden.

Das nächste, was nun zu thun war, bestand darin, daß wir ihn aus seinem Schlupfwinkel herauszutreiben suchten, um ihn mit Sicherheit und Wirksamkeit in geschlossener Linie angreifen zu können. Die beste Methode ist in diesem Falle, daß man den Löwen mit Hunden so lange bestürmt, bis er seinen Schlupfwinkel verläßt und sich im offenen Felde zeigt. Alsdann geht die ganze Schützengesellschaft mit einander vorwärts, und Einer um den Andern feuert auf das Thier. Fällt der Löwe nicht bald, wird er zornig und geht auf seine Feinde los, so müssen die Jäger sich fest im Zirkel zusammenhalten und ihre Pferde gegen den Löwen richten, indem Einige dieselben bei den Zügeln halten, während die Andern niederknieen und das Thier beständig auf dem Korn haben. Der Löwe geht dann rings um die Jäger herum, als wollte er die Stärke und die Entfernung seiner Feinde messen. Dieß ist der Augenblick, wo man ihn auf die Stirn oder irgend einen verletzbaren Theil schießen muß; wobei selbst ein weniger tödtlicher Schuß durch das Eingeweide die Wirkung hat, daß der Löwe Erbrechen bekommt und dadurch nicht so gefährlich wird, als andere nicht in's Herz getroffene Raubthiere. Wird er aber nur angeschossen, ohne tüchtig getroffen zu sein, so wächst seine Wuth bis zur Verzweiflung, und wenn dabei die Pferde durch sein Brüllen unruhig werden und durchgehen, so wird die Jagd außerordentlich gefährlich, besonders wenn Jäger dabei sind, die nicht den gehörigen Grad von Muth, Kaltblütigkeit und Erfahrung haben. Im Allgemeinen sind aber die Grenzbauern so gute Jäger, und dabei so entschlossen und kaltblütig, daß sie den Löwen, wenn er ihnen auf Schußweite naht, selten fehlen. Bei der gegenwärtigen Jagd wichen übrigens unsere Leute von den angegebenen Regeln aus Ungeduld ziemlich ab. Denn da sie fanden, daß mehrere Jagdversuche wenig Eindruck auf das Raubthier machten, theilten sie sich in drei Abtheilungen und umkreisten das Buschwerk, indem sie, wo die Hunde anschlugen, hinfeuerten, was aber ohne alle Wirkung war. Endlich aber, nachdem sie einige Stunden auf den Busch geklopft hatten, wurde das schottische Blut einiger meiner Landsleute ungeduldig, und drei derselben entschlossen sich, in das Gebüsch

hinein zu bringen, um dem Löwen in seinem Lager Trotz zu bieten. Diesen folgten drei tüchtige Landleute, die ihnen in der Aufspürung des Thieres behülflich sein wollten. Trotz der Abmahnung einiger klügeren Leute kamen sie auf einem Wege von funfzehn bis zwanzig Schritten auf die Stelle, wo das Thier lag. Der Löwe hatte sich unter Wurzeln großer Immergrün-Bäume gelagert, und die Jäger, die ihm auf einer beschränkten, offenen Stelle nahe zu kommen suchten, sahen seine glühenden Augen unter dem Gebüsch hervorblitzen. Die Schotten befahlen den Landleuten, festen Stand zu halten, schossen aber, wie uachher herauskam, nicht auf den Löwen, sondern auf einen großen rothen Steinblock, hinter dem dieser lag. Kein Schuß that ihm daher etwas Leides, nun aber brach er fürchterlich brüllend aus seinem Versteck vor. Anstatt ihm nun eine volle Ladung zu geben, kehrten die feigen Landbauern um und rannten über Stock und Stein aus dem Gebüsche, indem sie die Schotten mit ihren abgeschossenen Flinten allein ließen. In einem Nu war der Löwe bei diesen und schlug mit einem Streich seiner Tatze den Nächsten zu Boden. Die Scene war fürchterlich, der Löwe stand, mit einer Tatze seinen niedergeschmetterten Feind haltend, stolz da, indem er im Bewußtsein seines Sieges wild umherblickte, um mit der edelsten und kühnsten Haltung seine Verfolger zu erwarten; es war die großartigste Scene, die ich je gesehen hatte. Allein die Gefahr unserer Freunde gab diesem Anblicke zu viel Schauerliches, als daß wir an das Großartige und Malerische desselben hätten denken können. Wir erwarteten jeden Augenblick, Einen oder den Andern in Stücke gerissen zu sehen; da wir über funfzig Schritte entfernt waren, durften wir es nicht wagen, sie durch einen Schuß zu befreien. Einer lag unter dem Fuße des Löwen, und die Andern sahen sich ängstlich nach uns um, indem sie unsere Hülfe anzusehen schienen. Alles dieß war das Werk einiger Augenblicke; allein nachdem der Löwe wenige Sekunden lang uns angeblickt hatte, schien er entschlossen, uns möglichst bald verlassen zu wollen; ruhigen und langsamen Schrittes ging er davon, indem er die knurrenden Hunde wie Ratten vor sich hertrieb, in das nahe Dickicht mit derselben Leichtigkeit sprang, wie eine Katze über einen Schemel, und Gebüsch und Strauchwerk so leicht auf die Seite schaffte, als wäre es Kraut und Gras, alsdann aber das Gehölz verließ, um sich gegen die Berge zurückzuziehen.

Nachdem wir nun den Zustand unseres zu Boden geschlagenen Jagdgenossen untersucht hatten, machten wir mit Hottentotten und Hunden einen neuen Jagdversuch. Jener zu Boden Geworfene hatte nur eine leichte Verwundung an der Hüfte und eine heftige Quetschung der Rippen durch das Niederschlagen des Löwen davongetragen. In kurzer Zeit waren wir unserem Feinde wieder auf den Fersen, und fanden ihn wild und trotzig an dem Fuße eines alten Gummibaumes liegen, dicht an einem Bergflusse, der unter dem Namen des Douglaswassers bekannt ist. Die Hunde umschweiften ihn bellend, hatten aber nicht den Muth, sich ihm zu nähern; denn er begann fürchterlich zu brüllen, und schlug auf eine Unheil verkündende Art mit seinem Schweif um sich. Die Hottentotten umgingen ihn nun hinter dem Hügel, an dessen Fuß er war, schwammen über den Fluß und nahmen ihre Stellung auf der Spitze eines Felsens, von dem aus sie leicht den Stand des Löwen überschauen konnten; indeß eine andere Abtheilung die andere Seite des Thales einnahm. So wurde der arme Bursche zwischen zwei Feuer genommen, wodurch seine Aufmerksamkeit getheilt und jeder Versuch des Rückzuges verhindert wurde, indem wir ohne Gnade auf ihn losschossen, bis er bedeckt mit Ruhm und Wunden, unfähig auf uns loszustürzen, fiel.

Auf diese Weise wird dieses edle Thier eher vertilgt, als gejagt, wenn es möglich ist, viele Jäger und Hunde zusammen zu bringen, Jagden, bei denen es im Grunde wenig gefährlich hergeht, und wobei der Mensch, dem Löwen gegenüber, gerade nicht die ruhmvollste Rolle spielt. Das Gebell und der Lärmen, so die Hunde verursachen, lenken die Aufmerksamkeit des Löwen genugsam von dem Jäger ab, der nun gemächlich zielen und schießen kann, worin die Landleute eine ziemliche Fertigkeit besitzen. Einige derselben sehen einen Stolz darein, den Löwen allein anzugreifen, und in abgelegenen Landsitzen wird dieß oft durch die Noth geboten. Diese Leute besitzen Geistesgegenwart und kaltes Blut, verbunden mit einer unerschütterlichen Furchtlosigkeit; Eigenschaften, die nur durch genaue Kenntniß des Thieres und Selbstvertrauen in dem Grade möglich sind. Ein einzelner Mann geht hinaus, um den Löwen zu jagen, ohne andere Waffen bei sich zu haben, als sein langes Messer, das er nie von der Seite bringt, und seine einläufige Flinte. Sein Leben beruht auf der Vortrefflichkeit seines im Zielen geübten Auges, und da er gewohnt ist, bei dem schnellsten Anlaß sogleich schußfertig zu sein, so läßt er sich furchtlos in die gefährlichsten Situationen ein.

Bei diesen Streifzügen unterstützt die Landleute ihre genaue Kenntniß der Sitten des Thieres außerordentlich; hierin befolgen sie die nachstehende Methode. Wenn der Löwe aufgespürt ist, so reizen sie ihn, näher herbei zu kommen, und legen nur dann an, wenn er sich eben niederduckt, um seinen Sprung zu machen. Hierbei kann der Jäger seine Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit am deutlichsten zeigen; wenn er auf zwanzig Schritte sich dem Thiere genähert hat, hebt er langsam seine Flinte auf und zielt gewöhnlich auf die Stirn des Thieres. In der Regel fassen sie dieses Ziel so gut in's Auge, daß der Schuß auf der Stelle tödtet. Fehlt der Jäger aber, so springt unverweilt der Löwe auf ihn zu und versetzt ihn in die höchste Gefahr; aber selbst dann verläßt den Jäger seine Kühnheit und Kaltblütigkeit nicht.

Diederick Muller, einer der unerschrockensten und glücklichsten Löwenjäger der neuern Zeit in Südafrika, ging einmal allein hinaus in die Wildniß, um zu jagen, als ihm ein Löwe begegnete, der, anstatt vor ihm die Flucht zu ergreifen, durch seine drohende

Haltung anzeigte, daß er entschlossen sei, ihm den Besitz der Wüste streitig zu machen. Diederick schlug im Vertrauen auf seine unfehlbare Schießkunst, in dem Augenblick, als der Löwe sich niederduckte, um auf ihn loszuspringen, in einer Entfernung von 15 Schritten an und zielte gerade auf die Stirne des Thieres. In dem Augenblick aber, als er abschoß, bäumte sich sein Pferd, dessen Zügel er am Arme hielt, riß ihn mit Gewalt hinter sich, so daß der Schuß mißlang. Der Löwe sprang nun vor, blieb aber wenige Schritte vor ihm stehen und sah den wehrlosen Jäger, dessen Flinte abgeschossen war und dessen Pferd die Flucht ergriffen hatte, grimmig an. Der Mann stand nun, das Auge fest auf die wilde Bestie gerichtet, im Angesicht des Löwen. Nach einiger Zeit ging der Löwe zurück, als wollte er die Flucht ergreifen. Diederick begann nun seine Flinte wieder zu laden, als dieß aber der Löwe im Zurückschauen bemerkte, kehrte er unter Brüllen wieder um. Nun verhielt sich Diederick ruhig. Auf dieß bewegte sich der Löwe abermals langsam weg, und der Jäger fuhr fort zu laden, und brachte die Kugel hinein. Abermals blickte nun der Löwe zurück, und brüllte zornig, was er im Weitergehen oftmals wiederholte; nachdem er aber eine Strecke weit langsam fortgegangen war, entfloh er in vollem Laufe. Dieß beweist uns, daß der Löwe nicht im Stande ist, den festen Blick eines kühnen Mannes auszuhalten.

Lichtenstein erzählt ein anderes, ebenfalls merkwürdiges Beispiel von der Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit der südafrikanischen Jäger bei der Begegnung mit diesem gefährlichen Raubthier.

Als wir in der Nähe des Rinpflusses uns aufhielten, erzählte uns, in der Zeit, da unsere Ochsen Futter aufnahmen, der Kolonist van Wyk folgenden interessanten Vorfall: Vor ungefähr zwei Jahren habe ich auf dem Platze, wo wir gegenwärtig sind, eines der größten Abenteuer bestanden. Meine Frau saß nächst der Thüre in dem Hause, meine Kinder spielten um sie herum, und ich war in der Nähe damit beschäftigt, etwas an einem Wagen zu richten, als plötzlich, und es war Mittag, ein ungeheurer Löwe erschien. Dieser kam her, und legte sich ruhig dicht an der Schwelle der Thüre in den Schatten. Meine Frau, der das Blut in den Adern zu gerinnen schien, blieb regungslos sitzen, ohne die Flucht zu versuchen, indem die Kinder so schnell als möglich in ihrer Kammer Schutz suchten. Ihr Geschrei erregte meine Aufmerksamkeit, und ich eilte gegen die Thüre, aber man kann sich denken, wie ich erstaunte und erschrak, mir den Eingang auf solche Weise versperrt zu sehen. Obgleich das Thier mich unbewaffnet, wie ich war, nicht gesehen hatte, so schien doch die Flucht unmöglich zu sein, ich aber schlich mich langsam an die Seite des Hauses, bis ich das Fenster meines Zimmers erreichte, wo ich wußte, daß meine geladene Flinte stand. Glücklicher Weise hatte ich diese in eine dicht am Fenster befindliche Ecke gelehnt, so daß ich sie von außen erreichen konnte, und zugleich war die Thüre meines Zimmers offen, ich konnte durch diese hindurch die ganze Gefahr der Scene überschauen. Der Löwe war nun im Begriff, sich zu bewegen, und es schien, als ob er einen Sprung zum Angriff machen wollte. Hier war nun keine Zeit mit Ueberlegen zu verlieren, ich rief meiner Frau leise zu, sich ruhig zu verhalten, und schoß in Gottes Namen meine Flinte ab. Die Kugel streifte das Haar meines Knaben, und drang unmittelbar über den Augen in die Stirne des Löwen, der nun regungslos zur Erde fiel.

Wir schauderten bei dieser Erzählung, die in der That ein seltenes Beispiel von Festigkeit und Unerschrockenheit ist. Hätte er sein Ziel verfehlt, so wären seine Frau und seine Kinder verloren gewesen; hätte sein Knabe nur gezuckt, so hätte er ihn erschossen, und hätte er den Löwen falsch getroffen, so wäre dieser auf Alle losgestürzt.

Dringt man weiter in das Innere von Afrika, wo die Büchse noch nicht den Pfeil und den Bogen verdrängt hat, finden wir eine andere Art der Löwenvertilgung. Die allgemeine Beobachtung über dieses Thier lehrt, daß er nach seiner Mahlzeit sich nicht leicht aufstören läßt, und wenn er dann gestört wird, alle Geistesgegenwart verliert, und furchtsam davon geht. Diesen Umstand benützen die Buschmänner. Philipps erzählt: Die Buschmänner haben die Bemerkung gemacht, daß der Löwe gewöhnlich nur in der Dämmerung auf Beute ausgeht, und diese verzehrt. Wenn sie nun Löwen jagen wollen, erforschen sie genau den Ort, wo Springböcke vor Sonnenaufgang grasen, und beobachten zu gleicher Zeit, ob sie schreckhaft sind und leicht die Flucht ergreifen, denn daraus schließen sie, daß der Löwe Anstalt auf sie versucht. Genau merken sie sich nun die Stelle, wo der Löwe sich eine Gazelle geholt hat, und gehen um elf Uhr, wenn die Sonne recht heiß scheint, und sie denken, daß daß Raubthier nun nach vollbrachter Mahlzeit schläft, auf den Platz, untersuchen dort den Boden genau, spüren den Löwen aus, und schießen ihm, wenn er sich ganz unbeachtet glaubt, einen vergifteten Pfeil in die Brust. In diesem Augenblick springt der verwundete Löwe auf, und sucht gleich einem angeschossenen Hirsche das Weite. Aber nun ist es mit ihm aus; der tödtliche Pfeil hat sein Herz durchbohrt, und sogar der Schlaf der Löwin, die neben ihm liegt, wird nicht unterbrochen, so geräuschlos ist sein Hinwegfliehen. Selbst wenn er nicht tödtlich verwundet worden ist, weiß der Buschmann genau, daß er ihn binnen wenigen Stunden entweder todt oder sterbend finden wird, denn das Gift wirkt kräftig, auch wenn der Pfeil eine weniger gefährliche Stelle getroffen hat.

Der Art ist die Löwenjagd in Afrika. In Indien dagegen ist bei diesen Jagden weit mehr Pomp und Gepränge. Indessen sind aber nach den Berichten der Engländer theils durch den Eifer der Jagdliebhaber, theils dadurch, daß die Regierung einen hohen Preis auf die Erlegung eines Löwen gesetzt hat, diese königlichen Thiere theils ganz ausgerottet, theils in die Wüsten vertrieben. Nach den Berichten von Kapitän Wundi halten leiden-

schäftliche Jagdfreunde den Löwen für eine bessere Beute, als den Tiger; denn der Angriff auf jenen geschieht offener und sicherer, und die Gegenden, welche er bewohnt, lassen weniger Schlupfwinkel zu, als die dichten, sumpfigen Moräste, in denen der Tiger haust. Boulderson erzählt uns, der Löwe sei zwar nicht so schnell, als der Tiger, aber stärker und muthvoller. Wenn die indischen Löwen ihre Feinde herkommen sehen, so verstecken sie sich nicht in den Jungeln, sondern springen ihnen entgegen, und zeigen sich in offener Ebene so muthig, als irgend eine Dogge; wenn sie verwundet sind, so springen sie zwar nicht so schnell, aber mit ungeheurer Heftigkeit auf ihren Feind zu, und die Schnellkraft ihrer ungeheueren Tatzen macht sie fähig, den größten Elephanten auf den Kopf zu springen, und sie mit sammt ihren Reitern auf den Boden zu werfen. Charakteristisch für die indische Löwenjagd ist folgende Anekdote: Ein Löwe wurde von uns auf Elephanten verfolgt und angeschossen; dieß machte ihn so wüthend, daß er einem der Elephanten auf den Kopf sprang, und ihn mit seinen fürchterlichen Klauen, so wie mit seinem Gebisse gräßlich verwundete. Ohne Zweifel hätte dieser Kampf ein sehr schlimmes Ende genommen, hätte nicht der Führer des Elephanten, welcher ihm auf dem Nacken saß, ihn rasch angetrieben, um den Stamm eines Baumes zu erreichen, an welchen der Elephant den Löwen dergestalt drückte, daß er sich so schnell als möglich frei zu machen suchte. Der Elephant indessen ließ dieß nicht zu, sondern drückte ihn an dem Baume todt.

Nun haben wir den Löwen in dem Zustande der Zähmung oder wenigstens der Einsperrung zu betrachten; denn alle diejenigen, welche wir in Europa sehen, sind entweder jung eingefangen worden, oder sind sie in Europa selbst auf die Welt gekommen, haben daher nicht in vollem Maße diejenigen wilden Eigenschaften, die sie in ihrer Heimath so furchtbar machen.

Wird der Löwe jung eingefangen, so ist er besonders bei einer milden und freundlichen Behandlung leicht zu zähmen, und scheint in seinem ganzen Temperament mehr Bestädigkeit zu haben, als die andern Katzengattungen, mit welchen man Zähmungsversuche gemacht hat. Je zahmer er gemacht werden kann, desto größer ist sein Werth für den Eigenthümer, der in seinen öffentlichen Ankündigungen von den Fähigkeiten seines gezähmten Löwen prahlt. Daher wird auch auf seine Erziehung sehr viel Sorgfalt verwandt, und das Thier bekommt dadurch wirklich eine Anhänglichkeit an seinen Herrn, und scheint alle Künste, die man von ihm verlangt, mit einer Art von Vergnügen auszuführen. Der Löwe wird in diesen Fällen durch sorgsame Erziehung so zahm gemacht, daß sein Herr nicht nur in Anwesenheit vieler Zuschauer in dessen Käfig gehen kann und mit ihm spielen darf, wie mit einem Hunde, sondern daß er ihm den Kopf in den Rachen stecken kann, ohne daß ihm der Löwe etwas thut. Bei diesem letzten, freilich etwas gefährlichen Wagstück muß das Gesicht immer mit einer dicken baumwollenen Kappe bedeckt werden, damit die stachelreiche Zunge des Löwen nicht, ohne daß er es wollte, den Wärter wund leckt. Würde dieß geschehen, so wäre von dem Augenblick an dem Thiere nicht mehr zu trauen, denn die Erfahrung lehrt, daß der Löwe, wenn er nur einmal Menschenblut gekostet hat, dieß jedem andern vorzieht, und sogar seinen Wärter angreift.

Nero, ein bekannter Löwe, in Wombwell's Menagerie, war durch sein zahmes und mildes Betragen ausgezeichnet. Er gestattete nicht nur seinem Wärter, alles mit ihm anzufangen, was er wollte, sondern jeder Fremde konnte ohne Scheu zu ihm in den Käfig gehen, und sogar ihm auf den Rücken sitzen. Nero behielt bei diesen Besuchen seine stolze Haltung bei, und drehte kaum ein wenig das Haupt, wenn ein neuer Fremder hereinkam oder fortging. Der zahmste Löwe aber, der wohl ohne Beispiel ist, wurde in einer reisenden Menagerie in Amsterdam beobachtet. Nachdem man die gewöhnlichen Kunststücke mit dem Löwen gemacht hatte, wie den Rachen aufreißen, seine Klauen zeigen u. s. w., traten zwei junge Männer in den geräumigen Käfig, und in derselben Zeit schien der Löwe schon zu wissen, was jetzt zu thun sei, er stand auf, und ging um sie herum; nun ließ man ihn über ein Seil springen, welches bald höher, bald niederer gehalten wurde. Dasselbe geschah durch einen Reif und durch eine, mit Seidenpapier überzogene Tonne; alles dieß that er mit der größten Leichtigkeit, und wußte sich mit Gewandtheit durch den ziemlich engen Reif zu schwingen. Das Nächste war, daß man diese Sprünge durch den Reif und die Tonne so wiederholte, daß das darüber gespannte Papier angezündet wurde. Dieß that er aber ungern und der Wärter schmeichelte ihm auch immer, wenn er es vollführt hatte. Nun wurden alle übrigen Thiere gefüttert. Da aber der Löwe noch nicht alle Kunststücke gemacht hatte, die man für den Abend von ihm verlangte, mußte er seine Enthaltsamkeit im Futter und seine Geduld dabei erst zeigen. Sein Wärter ging nun in den Käfig und nahm ihm das Futter zu wiederholtenmalen, das auch der Löwe unter leichtem Knurren und kurzem Zugreifen mit der Tatze wieder hergab. Endlich aber verlor er die Geduld und machte eine etwas unwillige Miene, und der Wärter gab ihm nun sein Fleisch, denn man kann doch nicht wissen, wie lange er so geduldig mit sich hätte spielen lassen.

Solche gezähmte Löwen zeigen immer vor ihrem Wärter großen Respekt, und wenn dieser längere Zeit abwesend ist, so äußern sie Freude, wenn er wieder kommt.

Löwinnen scheinen im Allgemeinen noch viel zahmer zu werden, als Löwen; mit Ausnahme der Zeit, wo sie Junge haben. Denn sobald ihre Jungen auf der Welt sind, erneuert sich ihre natürliche Wildheit, die sich auf das Zehnfache steigert, und wehe dem Menschen oder dem Thier, das sich zu dieser Zeit ihrem Käfige nähert. Eine Löwin, die in der Pariser Menagerie Junge zur Welt brachte, war ausgezeichnet zahm, und ließ ihren Wärter in ihren Käfig gehen; hätte er aber Miene gemacht, sich dem Neste der Jungen zu nähern, so hätte

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17

sie ihn sicher angegriffen. Wenn Fremde kamen, so zeigte sie außerordentliche Aengstlichkeit, und nahm ihre Jungen fast alle Stunden in's Maul, um sie in eine andere Ecke des Käfigs zu tragen, offenbar in der Absicht, sie zu verstecken. Diese Aengstlichkeit verlor sich erst gegen den fünften Monat.

Im wilden Zustand sucht sich die Löwin für ihre Jungen immer eine tiefe Höhle, und Löwe und Löwin bewachen diesen Platz mit außerordentlicher Sorgfalt, in der Art, daß sie von Zeit zu Zeit in einem gewissen Kreise umherschweifen. Sobald sich diesem Umkreis Jemand nähert, so greifen sie ihn beide an. Die Löwin bringt auf einmal zwei bis vier Junge, welche mit offenen Augen auf die Welt kommen, einige Wochen aber sehr hilflos sind. Während dieser Periode werden sie mit der äußersten Sorgfalt gepflegt und gesäugt.

In den ersten Monaten sind die jungen Löwen in der Gefangenschaft leicht aufzuziehen, und spielen recht artig, wie junge Katzen; aber bald entwickelt sich ihr Hang zum wilden Betragen, und ihre Stärke macht sie zu einem gefährlichen Spielzeug. In Europa scheinen sie das Klima nicht gut zu ertragen, und gehen oft am Zahnen zu Grunde.

Bisher haben wir von den afrikanischen und indischen Löwen wie von einer und derselben Thiergattung gesprochen. Allein alles, was wir über diese Thiere wissen, scheint darauf hinzuweisen, daß es wahrscheinlich zwei verschiedene Gattungen sind, die sich dadurch unterscheiden, daß der Afrikanische größer, und dunkler gefärbt ist, und in allen Gliedern mehr Stärke, sowie in seinem Charakter mehr Unbändigkeit zeigt, als der Asiatische. Es ist dieß überhaupt ein bemerkenswerthes Unterscheidungszeichen zwischen den asiatischen und afrikanischen Thieren, welche zu einer und derselben Gattung gehören. Der asiatische Elephant ist ein gescheidtes, zähmbares und lenksames Thier, der afrikanische dagegen ist viel wilder und schwerer zu zähmen. Das Pferd und der Esel sind als gutartige und zu jedem Zwecke brauchbare Arbeitsthiere bekannt; sie stammen aus Asien. Das Zebra und Quagga dagegen, ihre afrikanischen Brüder, sind bösartige, stättische, unwillige Thiere, die entweder gar nicht oder nur mit der größten Mühe zu brauchen sind. Es scheint sich diese Verschiedenheit des Charakters beider Länder in allen Theilen auszusprechen, und selbst bis auf den Menschen auszudehnen; während in Asien seit den frühesten Zeiten ein geistvolles und gebildetes Volk lebte, dessen Denkmale in Kunst und Literatur die Bewunderung der spätesten Zeiten erregen, ist Afrika, mit Ausnahme eines kleinen an Asien gränzenden Theiles, Egypten nämlich, von rohen, geistig stumpfen Horden ohne Geschichte, ohne Kunst, ohne Literatur, bewohnt.

Manches Beispiel von der Großmuth des Löwen und seiner Anhänglichkeit und Treue an den Menschen hat uns die Geschichte aufbewahrt. Die Ritter des Mittelalters hatten auf ihren Kreuzzügen häufig Gelegenheit, mit diesem Thiere zusammen zu kommen, und hatten auch nicht viel von ihm zu fürchten, denn erstens waren sie starke Leute und zweitens vom Wirbel bis zur Zehe in Stahl gehüllt, wo sie also der Löwe nicht leicht verwunden konnte; und so kam es, daß ein deutscher Ritter, dem in der Wüste ein Löwe begegnete, ihn mit den Worten durch seine Eisenfaust zu Boden schlug: wo willt du hin, du wilder Hund? Daher hatten auch Könige und Feldherrn dieser Zeiten häufig zahme Löwen, welche ihnen überall hin folgten.

Ist der Löwe krank, so sucht er bisweilen beim Menschen Hilfe, und ist, wenn ihn dieser von einem Uebel oder von Gefahr errettet hat, anhänglich an seinen Wohlthäter. So befreite ein Ritter in Palästina einen Löwen von dem Angriff einer Riesenschlange, und dieser wich von der Stunde an nicht mehr von seiner Seite, und begleitete ihn auf seinen Heereszügen. Als der Ritter sich einschiffte, um nach Europa überzusegeln, nahm er Abschied von seinem Löwen, weil er nicht wußte, wie er ihn auf der Ueberfahrt ernähren sollte, und befahl diesem, am Strande zurückzubleiben. Da rannte der Löwe aber längs dem Ufer hin und her, schmerzlich brüllend, weil ihn sein Herr verließ, und endlich sprang er in das Wasser, und schwamm ihm bis auf das Schiff nach. Löwen, die sich Dorne in den Fuß getreten haben, suchen öfters beim Menschen Hilfe. Elpis, ein Samier, kam zu Schiff nach Afrika, begegnete am Strande einem Löwen mit aufgesperrtem Rachen, kletterte auf einen Baum und rief den Bachus an. Der Löwe legte sich darunter und sah jämmerlich nach ihm hinauf, immer mit aufgesperrtem Rachen. Von zu gierigem Beißen war ihm nämlich ein Knochen zwischen den Zähnen stecken geblieben, so daß er nicht mehr fressen konnte. Elpis stieg endlich herunter und zog ihm den Knochen heraus; so lange nun das Schiff an der Küste blieb, schaffte der Löwe seinem Wohlthäter Wildpret herbei.

Duttenhofer.

Schädliche Schmetterlinge.

I.

(Tafel 14.)

Unter der nicht geringen Zahl schädlicher Insekten nehmen die Schmetterlinge wohl die erste Stelle ein; es ist von Wichtigkeit, sie genauer kennen zu lernen, denn der Mensch ist nur dann im Stande, ihrem nachtheiligen Einflusse vorzubeugen, wenn er über sie sowohl, als über ihre Naturgeschichte näher unterrichtet ist. Leicht kann ohne diese Kenntniß ein entstandener Schaden einem andern Geschöpfe zugeschrieben und so ein oft ganz unschuldiges Thier verfolgt, so wie überhaupt durch falsche Maßregeln der Schaden noch größer gemacht werden, als er schon ist.

Besonders sind es unsere Gemüse- und Baumpflanzungen, welche von den gefräßigen Raupen mancher Schmetterlinge zu leiden haben, oft so bedeutend, daß es für uns sehr fühlbar wird. Der Schöpfer hat zwar,

wie überall in dergleichen Fällen, nicht unbedeutende Mittel in die Natur gelegt, welche gegen die schädliche Menge der Raupen, ihrer Schmetterlinge und deren Eier auf's nachdrücklichste gerichtet sind; allein der Mensch hat das natürliche Gleichgewicht zwischen Thier- und Pflanzenreich aufgehoben und dadurch jenes so kräftige Mittel, die insektenfressenden Vögel, vermindert. Durch die Lichtung der Wälder und die Benützung des Bodens zum Feldbau werden jene immer seltener, ihr Einfluß geringer, den Insekten aber wird ein immer größerer Raum zu Theil, auf welchem sie sich ausbreiten können. Ein Zeugniß thörichter Unvorsehenheit ist es daher, wenn wir die Zahl derjenigen Vögel zu vermindern suchen, welche in unserer Nähe geblieben sind, um uns gegen die Feinde unserer Garten- und Baumfrüchte Beistand zu leisten. Ich meine hier besonders die Sperlinge. Diese werden an vielen Orten auf's äußerste verfolgt, weil ihnen der geizige Mensch zu Zeiten, wo gerade nichts Anderes zu haben ist, einige Körnlein von seinem Ueberfluße, womit sie ihr Leben fristen, nicht gestatten will. Nicht nur die eigentlichen Insektenfresser, sondern auch fast alle Finken, wohin unser Sperling zu rechnen ist, füttern ihre Jungen mit Insekten, besonders kleinen Raupen, auf, sind daher so gut wie jene zu schonen, und nehmen das übrige Futter als einen wohlverdienten Lohn für geleistete Dienste. Man hat Beispiele, daß Personen Sperlinge in ihren Gärten gefüttert und diese Vögel deßhalb sich in großer Menge einfanden, was zur Folge hatte, daß solche Gärten fast gänzlich verschont blieben, während ringsum die Raupen Verwüstung anrichteten. Die Singvögel soll man in Freiheit lassen und nicht in einen Käfig sperren, wo sie nur dem Geschmacke eines Einzelnen dienen, während sie für das Allgemeine da sind. Tausende der kleinen Vögel werden aus bloßer Jagdliebhaberei getödtet und zwar besonders von Personen, welche sich zu den Gebildeten rechnen. Die Meisen gehören zu den allernützlichsten Insektenfressern, welche nichts als Raupen verzehren, so lange diese nur zu haben sind. Diese Vögel werden aber von Jung und Alt häufig gefangen und verspeist. — Ich habe schon bei den Singern (Seite 7) ein Beispiel aufgestellt von der Menge der Raupen, welche ein einziges Vogelpaar zur Zeit der Erziehung der Jungen nöthig hat, und ich muß ein ähnliches wiederholen, um zu beweisen, wie gering jene Zahl angesetzt ist, und wie nützlich diese Vögel sind. Ich brachte nämlich einst zehn junge Blaumeisen nach Hause, nm sie groß zu ziehen; es gab damals überall eine Menge von Raupen nnd das Zusammenbringen derselben war nicht schwer. Demungeachtet war ich nicht im Staube, auch wenn ich den ganzen Tag unausgesetzt der Pflege dieser Vögel nachgekommen wäre, den Bedarf an Raupen herbeizuschaffen, und man darf sicher annehmen, daß die Eltern einer solchen Brut, also zwei kleine Vögelchen, im Reinigen der Bäume von Raupen das Tagewerk eines Menschen übertreffen und dabei ihre Arbeit weit glücklicher und erfolgreicher verrichten, indem sie viel besser sehen, und besonders, weil sie die kleinen, noch nicht erwachsenen Raupen zuerst ablesen, an welche der Mensch gerade zuletzt kommen würde. Ein so passendes und wirksames Mittel, als der Schöpfer uns durch die insektenfressenden Vögel zum Schutze gegen schädliche Insekten gegeben hat, erreicht alle Anwendung menschlicher Kunstgriffe nicht. Und doch versteht der Mensch kaum den für ihn daraus entspringenden Nutzen zu würdigen, weil er hier nur von kleinen unbedeutenden Geschöpfen ausgeübt wird, und ihm Vieles gering erscheint, was er nicht in großen Zügen ausgeprägt findet.

Aber nicht blos an Garten- und Baumfrüchten zeigt sich der Einfluß schädlicher Schmetterlinge, sondern auch in den Waldungen, im Laub- und Nadelholze, wo er oft so bedeutend ist, daß weite Strecken ganz oder auf längere Zeit dadurch zu Grunde gerichtet werden. Doch auch hier wie dort hat die gütige Natur dafür gesorgt, daß diese Umstände nicht gar häufig eintreten. Die schädlichen Gattungen erscheinen nicht alle zugleich oder zu derselben Zeit; manche Gattung ist nur zu einer gewissen Zeit häufig, zu einer andern scheint sie dagegen gänzlich zu fehlen. Gewöhnlich glaubt man, daß feuchte, warme Jahre der Raupenerzeugung günstig seien, allein diese Umstände müssen hiezu mit andern zusammentreffen, welche uns noch gänzlich unbekannt sind; indem gewisse schädliche Schmetterlinge oft erscheinen, wo wir sie gar nicht vermuthet hätten und umgekehrt. Sie fehlen oft gänzlich, ohne daß irgend ein Grund vorhanden wäre, der uns erklärte, wie und warum von der ungeheuern Anzahl des vergangenen Jahres keine Brut zur Entwickelung kam. Die Beobachtung dieser Geschöpfe erfordert daher genaue Aufmerksamkeit von Seiten des Forstmanns und des Landwirths. Unter den Vertilgungsmaßregeln bleibt das Einsammeln der Raupen und Puppen das beste Mittel, sich die lästigen Gäste vom Halse zu schaffen. Die Eier lassen sich nicht so gut vertilgen, und der Fang der Schmetterlinge ist nicht sicherndgenug und fordert viel Zeit. Jene sitzen gewöhnlich in den Spalten der Rinde, am Stamme oder an den Aesten; da sie aber hart und fest angeklebt sind, so lassen sie sich nur mit Hülfe eines scharfen Instrumentes abnehmen, wobei sie jedoch häufig abspringen und sich dann doch entwickeln. Das Einsammeln der Raupen und Puppen muß sowohl im Winter als Sommer geschehen. Zu ersterer Zeit findet man dieselben in der Nähe der Stämme an der Erde unter Moos oder Blättern, die Puppen auch in der Erde, wenn sie nicht Tag- oder Nachtfaltern angehören, welche sich häufig an den Zweigen selbst verwandeln. Zu dieser Zeit ist das Geschäft sehr lohnend. Das Einsammeln der Raupen im Sommer wird von Vielen zu spät und erst dann vorgenommen, wenn jene sich durch ihren Fraß recht bemerkbar gemacht haben, wo dann freilich die Vertilgung nur für das kommende Jahr Nutzen gewährt. Sobald die Erde vom Schnee befreit ist, müssen namentlich die Umgebungen der Bäume, das Moos am Fuße derselben und die abgefallenen Blätter untersucht werden, weil viele Raupen daselbst

ihr Winterquartier halten. Auch die etwa noch am Baume hangenden Blätterbüschel muß man abnehmen und öffnen. Sobald es etwas wärmer wird, bis sich die Knospen entfalten und noch keine Blätter vorhanden sind, ist es eine Hauptsache, Stamm und Aeste genau abzusuchen; man findet zu dieser Zeit die jungen Räupchen noch in Klumpen beisammen, wo sie also leicht und in kurzer Zeit abgenommen werden können. Bei trüben Tagen sehe man besonders nach dem Stamme, weil dann die Raupen an demselben ruhen oder auf- und abkriechen. Es versteht sich wohl von selbst, daß die Aufmerksamkeit so lange fortgesetzt werden muß, bis man sicher ist, daß keine Raupen mehr nachkommen. — Unter die künstlicheren Vertilgungsmittel gehört auch das Umbinden des Stammes mit einem Leinwandstreifen, welchen man mit Theer bestreicht und der verhindert, daß die Raupen, besonders die des Frostspanners, die sogenannten Kaiwürmer, nicht auf den Baum kriechen können.

Gehen wir nun zur Beschreibung der Schmetterlinge selbst; wer sich mit ihrer Lebensweise bekannt machen will, dem wird es auch nicht an Mitteln fehlen, sie zu entfernen, denn nur dann läßt sich ein Uebel gänzlich heben, wenn man genau den Grund desselben kennt.

Aus der Abtheilung der Tagfalter betrachten wir zuerst den Rüsterflatterer — Papilio polychloros, welcher auch großer Schildkrotvogel, Fuchs und Aurelie genannt wird. Dieser Schmetterling ist gewöhnlich nicht zu den schädlichsten zu rechnen, er wird es aber manchmal dadurch, daß er zu gewissen Zeiten in großer Menge erscheint. Man findet ihn auf Rüstern und Weiden, besonders aber auf Kirschen, und zwar im Raupenzustande im Mai und Juni. Die Raupe ist blau oder schwärzlich grau, mit dunklem Kopf, braunen Füßen und gelben verzweigten Dornen (Fig. 2). Sie kommt aus bräunlichen Eiern (Fig. 1), welche in einem breiten Halbringe fest an die Zweige der Bäume angeklebt sind, wo sie im Juli zu 100 bis 200 beisammen abgesetzt werden. Nach ihrem Auskommen leben die jungen Räupchen beisammen in einem Gewebe, welches sie über die Zweige ausbreiten und worin sie auch bis zur Verwandlung gesellig verbleiben, sich mehrere Male häuten und schnell groß werden. Sie fressen die Knospen und jungen Blätter gänzlich ab, und sind sie damit an einer Stelle fertig, so wandern sie nach einem andern Zweige, um dasselbe zu wiederholen. Rückt die Zeit der Verwandlung heran, so zerstreuen sie sich, um sich einzeln an den Zweigen selbst, oder an Wänden und Zäunen zu verpuppen, wozu sie sich mit dem hintern Ende anhängen. Die Puppe (Fig. 3) ist rothgelb, mit spitzigen Höckern versehen und manchmal mit goldenen Punkten geziert. Der Schmetterling erscheint im Juli, selten im Frühjahr, 10 bis 14 Tage nach der Verpuppung. Er ist von Farbe gelbroth und hat ungleich gezackte Flügelränder, welche, wie der Vorderrand der Oberflügel, ockergelb gefärbt sind, davor läuft ein schwarzes Band mit blauen Flecken rings um die Flügel und der innere Raum ist mit mehreren schwarzen Flecken von verschiedener Form und Größe gezeichnet. Der Leib und die Fühlerkolben braungelb. Die vierte und fünfte Figur zeigt den Schmetterling in natürlicher Größe (wie alle Figuren dieser Tafel) von beiden Seiten.

Die Raupen lassen sich am besten dadurch vertilgen, daß man die Zweige, an welchen sich die Nester befinden, mit einer Baumscheere abschneidet, wozu man aber den Morgen oder den Abend nehmen muß, weil zu dieser Zeit die Raupen ruhig in den Nestern weilen und daher beim Abnehmen nicht herausfallen.

Der Bannweißlingflatterer — Papilio crataegi. Weißdornfalter, Heckenweißling, braunes und deutscher Weißling (Fig. 9).

Dieß ist der bekannte Schmetterling, welcher in vielen Jahren sehr häufig erscheint und zu Anfang des Sommers in Dörfern und auf Wegen an feuchten Stellen zu Hunderten, ja zu Tausenden sitzend und umherflatternd angetroffen wird. Er ist fast über ganz Europa verbreitet, von Farbe weiß mit schwarzen Adern und schwärzlich behaartem Leibe. Die feinbehaarte Raupe (Fig. 7) ist unten grau, oben braungelb mit grauschwarzen Streifen; die Puppe (Fig. 8) weißlich oder gelb mit schwarzen Flecken. Die Gewächse, von welchen die Raupe sich nährt und die sie ganz kahl frißt, sind sehr mannigfaltig, am liebsten geht sie an Schlehen und Weißdorn, Zwetschen, Pflaumen und Heckenkirschen, dann an Aepfel und Birnen, Mispeln und Ebereschen, selten an Eichen. Die gelben Eier (Fig. 6) werden in rundlichen Häufchen zu 150 bis 200 abgesetzt und auf die Oberseite der Blätter geklebt. Noch im Juli oder August desselben Jahres entwickeln sich die Räupchen und umspinnen sogleich das Blatt, später das nächste, das dritte u. s. w. Die Blätter werden braun und rollen sich, weßhalb die Raupen sich gut darin verbergen und überwintern können. Erst im nächsten Frühjahr, gewöhnlich um die Mitte des April, erwachen sie wieder, um ihren schädlichen Fraß fortzusetzen, wobei sie von einem Blatte zum andern wandern und die Oberhaut desselben abfressen. Wo ihnen nicht entgegengearbeitet wird, lassen sie an den Bäumen weder Blatt noch Blüthe übrig, so daß es einen traurigen Anblick gewährt, wenn die Pflaumenbäume und Schlehen, mitten unter den prangenden Obstbäumen und Feldern um Johannis so kahl aussehen, als wären sie gar nicht belaubt gewesen. Oft schon am Ende des Mai, häufiger aber anfangs Juni, erfolgt die Verpuppung, entweder am Orte ihres Fraßes selbst, oder am Stamme, an Zäunen, Mauern und unter Dächern. Die Puppe ist nicht blos am Schwanzende angeheftet, sondern erhält durch einen Faden um den Leib meist eine wagrechte Lage. Nach 14 bis 18 Tagen erscheint der Schmetterling.

Vertilgungsarten sind das Ablesen der Raupen und Eier, da auch letztere bei ihrer gelben Farbe auf den grünen Blättern leicht bemerkt werden. Auch der Fang der Schmetterlinge ist bei ihrer Menge leicht und daher wohl anwendbar. Das beste Mittel bleibt

indessen das Abraupen der Bäume im Winter, wo die Raupen mit leichter Mühe bei allgemeiner Sorgfalt gänzlich vertilgt werden können. Bei einer so leichten Maßregel sollte Jeder strenge gestraft werden, auf dessen Bäumen spätestens im März noch Raupen anzutreffen sind. Doch hat auch die Natur für die Verminderung dieser schädlichen Insekten gesorgt. Aus vielen Puppen dieser, der vorhergehenden und der folgenden Gattungen der Tagschmetterlinge kommen keine Schmetterlinge, sondern Mücken oder Wespen. Unter diesen Thierchen gibt es nämlich eine nicht geringe Anzahl, welche ihre Eier unter die Haut lebender Raupen legen, indem sie zuvor ein Loch in dieselbe stechen. Die Larven entwickeln sich nun im Leibe der Raupen, ohne dieselben zu tödten; die Verpuppung erfolgt wie gewöhnlich, aber der Schmarotzer geht mit in die Puppe über und hindert dieselbe an ihrer Entwickelung, indem er sich selbst darin in das vollkommene Insekt verwandelt. Auch von Vögeln werden sehr viele Puppen aufgefressen und manche vertrocknen in Folge ungünstiger Witterung.

Der dritte auf unserer Tafel unter Fig. 10, 11 und 12 in seinen verschiedenen Verwandlungszuständen abgebildete Schmetterling ist der Kohlflatterer oder Kohlweißling — Papilio brassicae, welcher mit dem folgenden für die verschiedenen Kohlpflanzen dasselbe ist, was die beiden vorhergehenden für die Bäume. Im Juli und August findet man die gelben Eier an der Unterseite der Blätter der meisten Gemüsepflanzen, an den Kohlarten, dem Wirsing, den Rettigen und vielen Salatpflanzen. Sie stehen getreunt, aber immer mehrere auf einem Blatte. Schon nach 14 Tagen erscheinen die Raupen, gran und gelb gezeichnet; sie sind sehr gefräßig, gehen selbst an die Blätter des Senfs, Meerrettigs und der Levkojen, und haben schon nach zwei bis drei Wochen ihre völlige Größe erreicht. Sie suchen sich alsdann an Wänden der Mauern und Häuser, an Zäunen und selbst in den Zimmern einen passenden Ort zur Verwandlung. Die Puppe ist weißgelb oder gelblichgrün, mit schwarzen Fleckchen und Strichen, gelben und höckerigen Kanten besetzt und ebenfalls in einem Gürtel wagrecht aufgehängt. Der Schmetterling braucht bei warmer Witterung nur 14 Tage zu seiner Entwickelung, überwintert jedoch meist im Puppenstande und schlüpft erst im Frühjahr aus. Er gleicht an Größe dem Vorigen, ist weiß mit schwarzer Flügelspitze und einem solchen Fleck am Vorderrande der hintern Flügel, welche auf der untern Seite gelb bestäubt sind. Die Augen grün. Das Weibchen hat auch auf der Mitte der Oberflügel zwei schwarze Dupfen.

Der Rübenflatterer oder kleine Kohlweißling — Papilio rapae (Fig. 16 und 17) ist dem großen sehr ähnlich, aber um vieles kleiner. Die Raupe (Fig. 14) graugrün mit einem gelben Rückenstreif; die Puppe (Fig. 15) schlank, schmutziggrün, höckerig und gelb gesäumt. Auch in seiner Lebensweise kommt dieser Schmetterling mit dem vorigen überein, ist jedoch nicht so häufig und erscheint später, die Raupe im August und September. Sie ist auf denselben Pflanzen anzutreffen, aber lange nicht so schädlich wie die vorige; auch auf Reseden, Violen und der Kapuzinerkresse findet man sie nicht selten. Ihre Eier sehen wir in Fig. 13 auf der Unterseite eines Blattes von letzterer Pflanze angeheftet.

Bei diesen beiden Weißlingen ist fleißiges Ablesen der Eier und Raupen das erfolgreichste Mittel.

Berge.

Carls I. von England Hinrichtung, am 30. Januar 1649.

Carl I., König von England, der im Jahr 1625 seinem Vater Jakob I. auf dem englischen Throne folgte, schien zu einem glücklichen Regenten bestimmt zu sein. Von Hause aus geistreich, von einnehmendem Aeußern, bescheiden, leutselig, gütig und wißbegierig, legte er den Grund zu seinen spätern Unfällen zuerst durch die Verbindung, in die er zu dem Günstling seines Vaters, dem Herzog von Buckingham, trat. Dieser bemächtigte sich des Vertrauens des jungen Prinzen, und verleitete ihn zu Unbesonnenheiten aller Art. Er war es, der eine Heirath mit einer spanischen Prinzessin in Vorschlag brachte, und als dieser fehlschlug, einen Krieg mit Spanien veranlaßte; er war es, der, als jener erste Plan mißglückt war, die Verlobung des Prinzen mit der französischen Prinzessin Henriette zu Stande brachte, die als Katholikin von den Puritanern nur ungern auf Englands Thron gesehen wurde. Als Carl I. im Jahr 1625 den Thron bestieg, wußte sich der Herzog von Buckingham in sein Vertrauen und seiner Gunst noch fester zu setzen, als ihm dieß bei dem verstorbenen König gelungen war. Aber Buckingham hatte sich den Haß des Parlaments zugezogen, und der Unwille desselben erstreckte sich auch auf den König, der, nachdem er das widerspenstige Parlament mehrmals furchtlos aufgelöst hatte, im Jahr 1629 erklärte: fortan werde er ohne Parlament regieren. Wirklich regierte er 11 Jahre lang nur mit seinen Ministern. Ein Aufruhr, der in Schottland wegen einer neuen Liturgie entstand, und bald eine solche Bedeutung gewann, daß die Rebellen England mit Krieg bedrohten, führte zur Einberufung eines neuen Parlaments, nach dessen baldiger Auflösung das lange Parlament folgte, das in der englischen Geschichte eine so schauerlich-blutige Rolle spielte. Das Unterhaus desselben war fast ganz aus Puritanern gewählt, und eiferte mit Fanatismus gegen die königliche Macht. Zuerst richtete sich sein Streben gegen den königlichen Minister Strafford, der bisher den Puritanern kräftigen Widerstand geleistet hatte, und sein Haupt fiel, nachdem sein königlicher Herr Alles zu seiner Rettung versucht. Auch die übrigen Minister wurden theils enthauptet, theils entzogen sie sich diesem Schicksale durch die Flucht, und die Puritaner, die an ihre Stelle traten, brachten den König dem Abgrund immer näher; immer näher der Person des Königs wurden die Streiche geführt. Als er die Gewalt über die Armee an das Parlament abzutreten sich weigerte, brach im Jahr 1642 der Bürgerkrieg offen aus. Hier

beginnt das lange Unglück des Königs, das er mit wahrhaft königlichem Edelmuth und großartiger Gesinnung ertrug. Durch den Verlust der Hauptschlacht bei Marstonmoor im Jahr 1644 ging die Sache des Königs schon halb verloren. Seine nähere Verbindung mit den irischen Katholiken half ihm wenig; am 14. Junius 1645 wurde er von Fairfax und Cromwell, jenem merkwürdigen Manne, der, nachdem er seine Jugend in Vergnügungen vergeudet, plötzlich ein zurückgezogenes, beschauliches Leben annahm, als Offizier ins durch Mannszucht, Tapferkeit und militärischen Scharfblick auszeichnete, der ganzen Armee streng-puritanische Grundsätze einimpfte, bei Naseby gänzlich geschlagen und so in die Enge getrieben, daß er Oxford heimlich verließ, und sich freiwillig in die Hände der schottischen Armee lieferte. Aber die schottische Geistlichkeit, war gegen Carl eingenommen, und brachte das Heer dahin, daß es den König gegen Empfang von 400,000 Pfund restituren der Löhnung an das englische Parlament auslieferte, als dessen Gefangener er nach Holmby gebracht wurde. Inzwischen war Cromwells Ansehen beim Heere immer mehr gestiegen, und es bildete sich unter seiner Leitung eine neue Religions-Partei, die Independenten, die, noch weiter gehend, als die Puritaner, weder Synode noch Minister, weder Priester noch König haben wollten, und nur nach göttlicher Eingebung zu handeln vorgaben. Diese wollten den König umkommen lassen, während dem Civilparlament seine Rettung am Herzen lag. Cromwell ließ daher Carl aus der Gewalt des Parlaments entführen, und obgleich er wieder entkam, lieferte ihn der Statthalter der Insel Wight doch auf's Neue in Cromwells Hände, der nun das Parlament reinigen, d. h., mit lauter Independenten besetzen ließ, während Oberst Harrison den König nach Hurst und Windsor führte. Als der König in Windsor ankam, beschloß das Haus der Gemeinen, daß er vor Gericht gezogen werden solle, und beauftragte einen Ausschuß mit der Vorbereitung der Anklage. Trotz der kleinen Anzahl der Parlamentsmitglieder, welche anwesend waren, erhoben sich doch mehrere Stimmen gegen diese Maßregel: die Einen wollten ihn einfach abjetzen, Andere wünschten, ihn in der Stille aus dem Wege zu räumen, nur die kühnen und strengen Republikaner, die aufrichtigen Schwärmer, wollten, um ihre Macht zu beweisen und ihr Recht laut auszusprechen, ein öffentliches, feierliches Gericht. Auf den Vorschlag Scotts wurde ein hoher Gerichtshof eingesetzt und beauftragt, den König zu richten. Er sollte aus 150 Mitgliedern bestehen: 6 Pairs, 3 Großrichter, 11 Baronets, 10 Esquirs, 6 Aldermänner von London, alle bedeutenden Independenten aus der Armee, dem Unterhause und der City sollten dazu ernannt werden. Als die Ordonnanz dem Oberhause zur Bestätigung eingereicht wurde, fand sie allgemeinen Widerspruch und wurde verworfen; aber die Gemeinen, sobald sie Nachricht davon erhalten hatten, stimmten augenblicklich dahin, daß der Widerstand der Lords kein Hinderniß, daß nach Gott das Volk die Quelle aller gesetzmäßigen Gewalt sei, und daß folglich die Gemeinen Englands, als von dem Volk gewählt und dessen Vertreter, die höchste Gewalt besäßen. Sofort wurde eine neue Verordnung angenommen, durch die der hohe Gerichtshof, der jetzt im Namen der Gemeinen allein niedergesetzt, und auf 135 Mitglieder vermindert wurde, Befehl erhielt, sich unverzüglich zu versammeln, um sich mit den Vorbereitungen des Prozesses zu beschäftigen. Wirklich versammelte er sich in geheimer Sitzung zu diesem Zwecke am 8., 10., 12., 13., 15., 17., 18. und 19. Januar 1649. Den Vorsitz führte John Bradshaw, ein geachteter Rechtsgelehrter, voll Ernst und Würde, und doch in seinem Benehmen sanft, aber von beschränktem, hartem Geiste, ein aufrichtiger und doch ehrgeiziger Fanatiker, nicht frei von allem Vorwurf der Habsucht, wiewohl bereit, für seine Meinung das Leben zu lassen. Aber auch in diesem Gerichtshofe brach ein unheilbarer Zwiespalt aus; trotz aller Bemühungen und Anstrengungen konnte man zu den Vorbereitungssitzungen nie mehr als 58 Mitglieder zusammen bringen. Einige der Mitglieder, welche sich einfanden, kamen nur, um ihre Mißbilligung auszusprechen, und zwar thaten sie dieß zum Theil aus Eifer für die Republik, denn sie besorgten, das Volk möchte gerade durch den Prozeß der Republik abgeneigt werden, in einem Aufstand den König befreien, und so die Errichtung eines Freistaates auf immer unmöglich machen. Ueber solche Vorhersagungen äußerte sich Cromwell sehr verdrießlich, und wies sie mit den Worten zurück: „Niemand wird sich rühren; ich sage Euch, wir werden ihm den Kopf sammt der Krone darauf abschlagen.“ Hierauf entfernten sich die Gegner des Prozesses Einer nach dem Andern, und nahmen an den Verhandlungen keinen weitern Antheil. Nachdem der Gerichtshof auf diese Weise gesäubert war, beschäftigte er sich allein noch mit Fortsetzung der Förmlichkeiten des Prozesses. John Coke, ein Advokat von Ruf, wurde zum General-Procurator ernannt, und erhielt als solcher den Auftrag, den Anklageakt vorzulesen, und während des Prozesses das Wort zu führen. Man bestimmte die Regimenter, die während des Prozesses den Dienst versehen sollten, und setzte fest, wo die Schranken zu errichten seien, um überall das Volk, nicht bloß von dem Tribunale, sondern auch von den Soldaten entfernt zu halten. Endlich beschloß man, daß der König den 20. Januar in Westminsterhall vor dem Gerichtshofe erscheinen solle, und als wäre sein Urtheil schon gesprochen, gaben die Gemeinen am 17ten einem besondern Ausschuß den Auftrag, sich in alle königliche Paläste, Schlösser und Wohnungen zu begeben, und ein genaues Verzeichniß von seinen Mobilien anzufertigen, die fortan Eigenthum des Parlaments seien. Freitag, den 19. Januar, erschien ein von Harrison befehligtes Reiterkorps mit dem Befehle in Windsor, den König abzuführen; eine mit 6 Pferden bespannte Kutsche wartete in dem großen Hofe des Schlosses. In wenigen Stunden befand sich Carl wieder in London, im St. Jamespalast, der überall von Wachen umgeben war. Am folgenden Tage beschäftigte sich der hohe Gerichtshof

zuerst in geheimer Sitzung mit Festsetzung der letzten Formen; als die Nachricht kam, daß der König abgeholt worden sei und sogleich ankommen werde, erhob er sich, um sich in feierlichem Zuge in den großen Saal von Westminster zu begeben; voran schritt der Lord-Präsident Bradshaw; vor ihm her wurde das Schwert und der Stab getragen; 16 Gerichtsdiener, mit Hellebarden bewaffnet, zogen vor dem Gerichte her. Der Präsident nahm auf einem mit karmoisinrothem Sammt überzogenen Sessel Platz; zu seinen Füßen saß der Schreiber an einem mit einem kostbaren türkischen Teppich bedeckten Tisch, auf welchen man das Schwert und den Stab niederlegte; rechts und links saßen auf Sitzen von scharlachrothem Tuche die Mitglieder des Gerichtes; an den beiden Enden, ein wenig vor dem Tribunale, standen die bewaffneten Gerichtsdiener. Nachdem der Gerichtshof Platz genommen hatte, wurden die Thüren geöffnet, sogleich stürzte die Menge in den Saal: das Stillschweigen wurde wieder hergestellt, und der Beschluß der Gemeinen, der die Einsetzung des Gerichtshofes verordnete, vorgelesen. Sofort schritt man zum Namensaufruf; 69 Mitglieder waren anwesend. Jetzt befahl der Präsident die Einführung des Gefangenen. Der König erschien, von dem Obersten Hacker und 32 Offizieren bewacht; ein mit karmoisinrothem Sammt überzogener Sessel stand an den Schranken für ihn bereit; er trat vor, warf einen langen und ernsten Blick auf den Gerichtshof, und setzte sich mit bedecktem Haupte nieder; plötzlich erhob er sich wieder, betrachtete hinter sich die zur Linken stehende Wache und zur Rechten des Saales die Menge der Zuschauer, warf abermals einen Blick auf die Richter, und setzte sich unter allgemeinem Schweigen auf's Neue nieder. Jetzt erhob sich der Präsident und sprach: „Carl Stuart, König von England! die als Parlament versammelten Gemeinen Englands, durchdrungen von dem Gefühle des Unheils, das man über die Nation gebracht hat, und als dessen Hauptursacher Ihr betrachtet werdet, haben beschlossen, die Blutschuld gerichtlich zu verfolgen; sie haben zu diesem Zwecke diesen hohen Gerichtshof niedergesetzt, vor welchem Ihr heute erscheint. Ihr werdet vernehmen, welcher Vergehen Ihr angeklagt worden seid.“ Der General-Procurator Coke erhob sich nun, und wollte das Wort nehmen, aber „Stille!“ rief der König, indem er mit seinem Stocke dessen Schulter berührte. Bestürzt und erzürnt wandte sich Coke um: da fiel dem Könige der Knopf seines Stockes zur Erde, Niemand bückte sich, um ihn aufzuheben, seine Diener standen zu ferne; eine tiefe, schmerzliche Bewegung äußerte sich einige Augenblicke auf seinem Gesichte, dann bückte er sich selbst, hob ihn auf und setzte sich wieder nieder. Nun las Coke den Anklageakt vor, in welchem dem Könige alles zuerst aus seiner Tyrannei, später aus dem Krieg entspringende Unglück zugerechnet und ausgesprochen wurde, daß er gehalten sei, auf diese Klagen zu antworten, und daß er gerichtet werde als Tyrann, Verräther und Mörder. Während dieser Vorlesung ließ der König seine Blicke auf den Richtern und auf der Menge umherlaufen; einmal erhob er sich, um hinter sich zu schauen, und setzte sich dann wieder nieder mit einem Ausdruck, der zugleich Neugierde und Gleichgültigkeit verrieth. Nur bei den Worten: „Carl Stuart, Tyrann, Verräther und Mörder,“ lachte er leise vor sich hin. Als er nach beendigter Vorlesung zur Verantwortung aufgefordert wurde, läugnete er ruhig und stolz die Befugniß des Gerichtshofs, ihn zu richten, und der Gerichtshof vertagte sich auf den künftigen Montag. Beim Abgehen zeigte der König mit dem Stocke auf das auf dem Tische liegende Schwert und sprach: „ich fürchte dieß nicht.“ Als er die Treppe hinabstieg, ließen sich einige Stimmen vernehmen, die „Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!“ riefen; aber noch weit mehrere riefen: „Gott erhalte den König! Gott erhalte Eure Majestät!“ Am folgenden Montage befahl der Gerichtshof, der dießmal nur 62 anwesende Mitglieder zählte, strenges Stillschweigen, bei Strafe der Einkerkerung. Gleichwohl wurde der König bei seiner Ankunft mit lautem Beifallruf empfangen. Wie das erstemal, so bestritt Carl auch dießmal mit Bestimmtheit die Befugniß des Gerichtshofes, ihn zu richten, während der Präsident dieselbe aus dem Willen des Volks und der Gemeinen abzuleiten suchte, und zuletzt die Abführung des Gefangenen befahl. Da wandte sich der König zu dem Volke und rief: „Erinnert Euch, daß Englands König verurtheilt wird, ohne daß es ihm erlaubt ist, seine Gründe zu Gunsten der Freiheit des Volks vorzutragen!“ Und es erhob sich ein fast allgemeiner Ruf: „Gott erhalte den König!“ Die Sitzung am folgenden Tage führte die nämliche Scenen herbei; täglich sprach sich beim Volke eine lebhaftere Theilnahme an dem Schicksale des Königs aus. Zu gleicher Zeit wurden von außen her Vorstellungen eingereicht. Der französische Minister übergab dem Unterhause einen Brief von der Königin, worin sie um die Erlaubniß bat, sich zu ihrem Gemahl zu begeben; der Prinz von Wales schrieb an Fairfax und an den Rath der Offiziere, in der Hoffnung, einige Gefühle der Treue und Ehre in ihrem Herzen zu erwecken; die Commissarien von Schottland protestierten förmlich im Namen dieses Reiches gegen Alles, was geschah; man kündigte die nahe Ankunft einer außerordentlichen Gesandtschaft der Generalstaaten an, die für die Rettung des Königs einkommen sollte. Alles dieß nährte den öffentlichen Unwillen, und die Republikaner beschlossen, die Frage jetzt schnell zu entscheiden. Man hielt es für gerathen, den König nicht eher wieder vorzuladen, als bis man ihm sein Todesurtheil ankündigen könnte.

Den 24. und 25. Januar brachte der Gerichtshof damit zu, die Anklagen von 32 Zeugen anzuhören; am Schlusse der Sitzung, den 25., sprach man fast ohne alle Berathung das Todesurtheil über den König als Tyrannen, Verräther, Mörder und Feind des Landes aus. Ein Ausschuß erhielt den Auftrag, das Urtheil abzufassen. An diesem Tage waren nur 46 Mitglieder gegenwärtig. Am 26., bei Anwesenheit von 62 Mitgliedern und bei verschlossenen Thüren, wurde die Ab-

fassung des Urtheils besprochen und angenommen. Die Ankündigung desselben verschob der Gerichtshof auf den folgenden Tag. Als am 27. der König in der Sitzung erschien, verlangte er vor dem Urtheil von den Lords und Gemeinden über einen Vorschlag, den er zu machen habe, gehört zu werden, und als, nach einer unruhigen Scene, ein Mitglied des Gerichtes verlangte, daß der Gerichtshof sich zurückziehen solle, um über das Begehren des Gefangenen zu berathen, begab sich die Versammlung in einen anstoßenden Saal. Aber hier wußte Cromwell schlau zu verhindern, daß man auf das Verlangen Carl's eingehe; obgleich mehrere den Wunsch des Königs unterstützten, wurde doch die Sache schnell unterdrückt und nach einer halben Stunde kam das Gericht wieder zur Sitzung, und der Präsident erklärte dem Könige, daß es seinen Vorschlag abweise. Nun schien Carl überwunden und machte nur noch schwache Versuche, um sich Gehör zu verschaffen. Er verlangte nur, daß das, was er gesagt, zu Protokoll genommen würde. Ohne ihm hierauf zu antworten, hielt nun der Präsident eine lange Rede, in der er das Verfahren des Parlaments zu rechtfertigen suchte; alle Fehler des Königs wurden aufgezählt und alles Unglück des Bürgerkrieges auf ihn gewälzt, weil seine Tyrannei den Widerstand zur Nothwendigkeit und somit zur Pflicht gemacht habe. Die Sprache des Redners war hart, bitter, aber ernst, fromm, frei von beschimpfenden Ausdrücken, und die Ueberzeugung des Redners offenbar tief, obgleich mit rachsüchtigem Empfindungen vermischt. Als der Präsident schwieg, wollte der König reden, aber der Schreiber erbielt den Befehl, den Urtheilsspruch abzulesen. „Dieß," sprach hierauf der Präsident, „ist der Akt, Beschluß und das einstimmige Urtheil des Gerichtes;" und alle Richter standen auf zum Zeichen der Beistimmung. Auf's Neue versuchte der König zu reden, aber er wurde unterbrochen, die Soldaten umgaben ihn, rissen ihn von den Schranken und führten ihn mit Gewalt bis zu dem Ort, wo sein Tragstuhl wartete. Beim Herabsteigen hatte er die gröbsten Beschimpfungen zu erdulden, doch hörte man auch den Ruf des Volkes: „Gott erhalte Eure Majestät! Gott befreie Eure Majestät aus den Händen Ihrer Feinde!" Man machte sich auf den Weg nach Whitehall; auf beiden Seiten der Straße standen Soldaten, die, um ihren Triumph zu feiern, von Zeit zu Zeit riefen: „Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! Hinrichtung! Hinrichtung!" Carl hatte seine gewöhnliche Heiterkeit wieder gewonnen und zu stolz, um an ihren aufrichtigen Haß zu glauben, sagte er, als er aus dem Tragstuhl stieg, verächtlich: „Die Elenden! Für einen Schilling würden sie ebenso gegen ihre Offiziere schreien!" Als er sich wieder in Whitehall befand, verlangte er seine jüngsten Kinder und den Bischof von London, Juxon, zu empfangen; beide Bitten wurden ihm gewährt. Den 28. Januar brachte er fast ganz in frommen Unterhaltungen mit dem Bischof zu. Am 29. fand eine herzzerreissende Abschiedsscene zwischen dem König und seinen jungen Kindern statt, deren einzige Zeugen der Bischof und der Kammerdiener Herbert waren. An demselben Tage hatte sich der hohe Gerichtshof versammelt und beschlossen, daß die Hinrichtung am folgenden Tag, den 30. Januar, zwischen 10 und 5 Uhr stattfinden sollte. Als es zum Unterschreiben des verhängnißvollen Befehls kam, hatte man viele Mühe, die Kommissarien zusammen zu bringen; vergebens stellten sich zwei oder drei der leidenschaftlichsten an die Thüre des Saals, um ihre vorbeigehenden Kollegen aufzuhalten und zum Unterschreiben aufzufordern; sogar mehrere unter denen, die für die Verurtheilung gestimmt hatten, versteckten sich, oder weigerten sich mit Bestimmtheit der Unterschrift. Cromwell fast allein war lustig lärmend und überließ sich den gröbsten Ausbrüchen seines spaßhaften Muthwillens; nachdem er als der Dritte unterschrieben hatte, bescheckte er das Gesicht Heinrich Martyn's, der bei ihm saß, mit Tinte und dieser that ihm im Augenblicke ein Gleiches. Zufällig trat sein Vetter, der Oberst Ingoldsby, der zwar als Richter eingeschrieben war, aber den Sitzungen des Gerichtshofs nicht beigewohnt hatte, in den Saal. Dießmal soll er und nicht entwichen, rief Cromwell, und sogleich ergriff er unter lautem Lachen und mit Hülfe einiger Andern den Oberst, steckte ihm eine Feder zwischen die Finger und zwang ihn zur Unterschrift, indem er ihm die Hand führte. Endlich brachte man 59 Unterschriften zusammen; doch waren einige Namen, sei es absichtlich oder aus Verwirrung, so undeutlich geschrieben, daß man sie kaum entziffern konnte. Der Befehl wurde dem Obersten Hacker und Hancks, und dem Oberstlieutenant Phayre eingehändigt und sie mit der Vollziehung desselben beauftragt. Vergebens thaten die außerordentlichen Gesandten der Generalstaaten alle Schritte, um das Unglück abzuwenden, um wenigstens einen Aufschub zu bewirken: schon wurden alle Vorbereitungen zur Hinrichtung gemacht. Am Morgen des 30. Jan. stand Carl nach einem vierstündigen Schlafe vom Bette auf: „ich habe ein wichtiges Geschäft zu beenden," sagte er zu seinem Kammerdiener, „ich muß frühe aufstehen." Als er bemerkte, daß Herbert seine Toilette mit weniger Sorgfalt machte, sagte er: „Gebt Euch die nämliche Mühe, wie gewöhnlich, obgleich mein Kopf nicht mehr lange auf meinen Schultern bleiben soll; ich will heute geschmückt sein, wie ein Bräutigam." Beim Ankleiden verlangte er ein zweites Hemd: „die Jahreszeit ist so kalt," sagte er, „daß ich zittern könnte, und dieß möchten vielleicht einige Personen der Furcht zuschreiben, ich will nicht, daß eine solche Vermuthung auch nur möglich sei." Kaum war der Tag angebrochen, so erschien der Bischof und fing seine religiösen Uebungen an, an denen der König mit Andacht Theil nahm. Gegen 10 Uhr trat der Oberst Hacker ein: „Eure Majestät," sprach er leise und beinahe zitternd, „es ist Zeit, nach Whitehall zu gehen; doch werden Eure Majestät dort noch länger als eine Stunde ausruhen können." Nachdem sich der König noch einige Minuten gesammelt hatte, nahm er den Bischof bei der Hand und stieg in den Park hinab, durch welchen sein

Weg nach Whitehall führte. Hier erwarteten ihn mehrere Kompagnien Fußvolk, die in doppelter Reihe aufgestellt waren: eine Abtheilung Hellebardiere zog mit fliegenden Fahnen voraus, die Trommeln wurden gerührt und ihr Lärm übertäubte jede Stimme. Dem Könige zur Rechten ging der Bischof, zu seiner Linken der Befehlshaber der Wache, Oberst Tomlinson, mit entblößtem Haupte; durch sein gefälliges Betragen eingenommen, hatte Carl ihn gebeten, bis zu seinem letzten Augenblicke bei ihm zu bleiben. Ruhig unterhielt er sich mit ihm auf dem Wege von seinem Begräbniß und von den Personen, die er zur Besorgung desselben sich ausbat; seine Miene war heiter, sein Blick lebhaft, sein Schritt fest; er ging sogar schneller, als die Soldaten, und wunderte sich über die Langsamkeit derselben. Als einer der diensthuenden Offiziere, offenbar in der Absicht, ihn in Verlegenheit zu bringen, die Frage an ihn richtete: ob er nicht mit dem Herzog von Buckingham zu dem Tode seines Vaters, des Königs Jakob, mitgewirkt hätte," so antwortete Carl verächtlich, doch ohne Bitterkeit: „Mein Freund, hätte ich keine andere Sünde auf dem Gewissen, so hätte ich wahrlich nicht nöthig, Gott um Verzeihung zu bitten, der selbst mein Zeuge ist." Leichten Trittes stieg er die Treppen in Whitehall hinauf, ging durch die große Gallerie und erreichte sein Schlafzimmer, in welchem man ihn mit dem Bischof allein ließ, der Zubereitungen traf, um ihm das Abendmahl zu reichen. Als einige Prediger der Independenten-Partei erschienen, um dem Könige ihre Dienste anzubieten, ließ ihnen Carl sagen: „sie, die so oft und ohne Grund Gebete gegen ihn gesprochen haben, sollen in keinem Falle während seines Todeskampfes mit ihm beten. Wollten sie für ihn beten, so werde er ihnen dafür verbunden sein." Als er das Abendmahl aus den Händen des Bischofs empfangen hatte, erhob er sich schnell und sagte: „nun mögen jene Bursche kommen, ich habe ihnen von Herzen verziehen und bin auf Alles gefaßt." Von dem zubereiteten Mittagessen wollte er anfangs nichts genießen; doch auf die Vorstellung des Bischofs aß er ein Stück Brod und trank ein Glas Wein. Nach 1 Uhr wurde er abgeholt; er schritt durch den Bankettsaal, immer zwischen einer zweifachen Reihe von Soldaten; eine große Menge von Personen beiderlei Geschlechts, die sich mit Lebensgefahr hereingedrängt hatten, standen unbeweglich hinter der Wache und beteten für den König; die Soldaten, die selbst ein ernstes Schweigen beobachteten, ließen sie gewähren. Eine am Ende des Saales den Abend vorher durch die Mauer gebrochene Oeffnung führte ebenen Trittes auf das schwarz behängte Schaffot, auf welchem zwei verkappte Männer in Matrosenkleidung bei dem Beile standen. Aufgerichteten Hauptes trat der König hinaus, sah überall umher nach dem Volke, das er anreden wollte; aber der Platz war allein von Truppen bedeckt und Niemand konnte sich nähern. Da wandte er sich zu Juxon und Tomlinson: „Ich kann wohl nur von Euch verstanden werden," sagte er, „so will ich auch nur an Euch einige Worte richten." Nun hielt er wirklich eine kleine Rede, die er aufgesetzt hatte; sie war in ernstem und bis zur Kälte ruhigem Tone abgefaßt und beschränkte sich auf die Behauptungen: „er habe recht gehandelt; die Nichtachtung der oberherrlichen Rechte sei der wahre Grund der Unglücksfälle, die das Volk betroffen; das Volk solle keinen Antheil an der Regierung haben, und unter dieser Bedingung allein könne das Königreich wieder zu seinem Frieden und zu seinen Freiheiten gelangen." Während er sprach, berührte einer das Beil; schnell wandte sich der König, der es bemerkte, um und sagte: „Beschädigt das Beil nicht, es würde mir noch weher thun." Und als nach Beendigung seiner Rede ein anderer demselben zu nahe kam, wiederholte er im Tone des Schreckens: „Gebt acht auf das Beil, gebt acht!" Das tiefste Stillschweigen herrschte; der König setzte eine seidene Mütze auf, wandte sich zum Scharfrichter und fragte: „sind auch meine Haare hinderlich?" „Ich bitte Eure Majestät, sie unter Eure Mütze zu stecken," antwortete dieser mit einer Verbeugung. Während der König mit Hilfe des Bischofs dieß zu Stande brachte, sagte er: „Ich habe die gute Sache und einen gnädigen Gott für mich." „Ja, Eure Majestät," versetzte der Bischof, „nur noch Ein Schritt ist Ihnen zu thun übrig; er ist betrübend und angstvoll, aber schnell geht er vorüber; bedenken Sie, daß der Weg, den Sie zu machen haben, weit führt: er versetzt Sie von der Erde in den Himmel." „Von einer vergänglichen Krone," nahm der König das Wort, „gelange ich zu einer unvergänglichen, wo ich keine Unruhe mehr zu fürchten habe." Indem er sich mit der Frage an den Scharfrichter wandte: „Sind meine Haare recht?" legte er seinen Mantel und sein St. Georg's-Kreuz ab, das er mit den Worten: „Erinnert Euch!" dem Bischof übergab. Dann zog er seinen Rock aus, legte wieder den Mantel an, und indem er den Block betrachtete, sagte er zu dem Scharfrichter: „Stellt ihn so, daß er recht fest stehe." „Er steht fest, Eure Majestät," antwortete dieser. „Nun," sagte der König, „will ich noch ein kurzes Gebet verrichten, und wenn ich meine Hände ausstrecke, dann —." Er sammelte sich, sprach mit leiser Stimme einige Worte vor sich hin, hob die Augen gen Himmel, kniete nieder und legte den Kopf auf den Block. Der Henker berührte seine Haare, um sie besser unter der Mütze zu verstecken. Der König, in der Meinung, er wolle schon den Streich führen, sagte: „Erwartet das Zeichen." „Ich werde es erwarten, nach Eurer Majestät Gefallen," antwortete er. Einen Augenblick darauf streckte der König die Hände aus; der Henker führte den Schlag und der Kopf fiel auf den ersten Streich. Mit den Worten: „Dieß ist der Kopf eines Verräthers," zeigte ihn der Henker dem Volke. Aber um Whitehall herum erhob sich ein langes dumpfes Geröhn; eine Menge Leute eilten zum Fuße des Schaffots, um ihr Schnupftuch in das Blut des Königs zu tauchen. Zwei Reiterregimenter rückten in verschiedenen Richtungen herzu und zerstreuten langsam die Menge. Als das Schaffot leer geworden, nahm man den Körper weg, der schon im Sarge lag. Crom-

well ließ sich zum Sarge führen; er betrachtete aufmerksam den Leichnam, und indem er mit seinen Händen den Kopf aufhob, wie wenn er sich versichern wollte, daß er recht vom Rumpfe getrennt sei, sagte er kalt: „Das ist ein Körper von gesundem Baue, der ein langes Leben versprach.“

G. Diezel.

Giftpflanzen.

(Tafel 15.)

Im Pflanzenreiche finden wir die meisten Gifte. Sie stehen im Allgemeinen den Giften des Mineralreiches und den thierischen Giften an Schnelligkeit der Wirkung nach, sind aber in gar vielen Fällen immer noch heftig genug, um Thier- und Menschenleben in kurzer Zeit zu vernichten. Die Blausäure läßt sich zwar auch auf chemischem Wege erzeugen, kommt aber auch im Pflanzenreiche, z. B. in den Mandeln, in den Samen der Pflaumen und Kirschen, hauptsächlich in den Blättern des Kirschlorbeer vor, und ist eigentlich eine thierische Substanz, welche im Blute enthalten ist. Einige thierische Gifte werden nur dann schädlich, wenn sie durch eine Wunde unmittelbar mit dem Blute in Berührung kommen, dieß ist der Fall beim Schlangengift, welches — in den Magen gebracht — unschädlich ist, wenigstens daselbst nicht als Gift wirkt. Der Giftstoff in den Pflanzen ist nicht überall gleich, daher auch seine Wirkung verschieden; selbst in verschiedenen Theilen einer und derselben Gattung ist er weder in gleichem Maaße, noch in derselben Stärke vorhanden, woher es kommt, daß vielleicht die Wurzel einer Pflanze tödtet, während ihre übrigen Theile keine oder nur eine geringe Wirkung hervorbringen. Aber auch auf ein und dieselbe Weise genossen, sind die Folgen, auf verschiedene thierische Körper angewendet, sehr ungleich, für den einen werden sie tödtlich oder lebensgefährlich, für einen andern bleiben sie unschädlich. Manche Schmetterlingsraupe nährt sich von den Blättern giftiger Gewächse; viele Vögel genießen giftige Früchte; das Vieh auf der Weide frißt manches Kraut, welches giftige Eigenschaften hat, ohne Schaden; ein anderes läßt es stehen, vermag jedoch nicht immer sicher zu unterscheiden. Auch verdient bemerkt zu werden, daß die giftige Eigenschaft einer Pflanzengattung nach ihrem Standort, der Gegend und der Jahreszeit häufig verschieden ist. So sind gewisse Pflanzen nur zur Zeit der Blüthe giftig, andere das ganze Jahr hindurch; viele kleine Vögel fressen z. B. den Samen des Schierlings ohne Gefahr der Vergiftung, während unsere Rinder dessen Kraut nicht ohne die schädlichsten Folgen genießen. Auch hängt die Wirkung eines Giftes sehr davon ab, in welchem Zustande sich der Körper befindet, in welchen das Gift gebracht wird. Auf einen nüchternen Magen wird es schneller wirken, als auf einen angefüllten, und schon der natürliche Zustand des Körpers, abgesehen von andern Nebenumständen, bedingt den Grad der Wirkung. Versuche, welche Aerzte und Naturforscher an sich selbst angestellt, haben sogar bewiesen, daß man sich an den Genuß von Giften gewöhnen könne, was freilich eine gefährliche Sache ist. Mir ist ein Beispiel bekannt, wo zwei junge Aerzte auf den Gedanken kamen, die Wirkung der Opiumtinktur an ihrem eigenen Körper zu versuchen. Sie begannen des Tages mit einem Tropfen; der Eine brachte es bis auf 80, der Andere beschloß den Versuch mit seinem Leben.

Der giftige Stoff der Pflanzen ist in ihren flüssigen und festen Theilen zu suchen. Das Gift braucht deßhalb nicht gerade verschluckt, es kann auch als Pulver mit der Luft eingeathmet werden, oder durch die Ausdünstung lebender Pflanzen seinen schädlichen Einfluß auf den menschlichen Körper ausüben. Es ist daher für die Gesundheit sehr unpassend, in Zimmern zu schlafen, in welchen Topfgewächse stehen, weil es nicht nur unter diesen giftige gibt, sondern weil selbst oft die Ausdünstung sonst unschädlicher, besonders blühender Pflanzen, eine giftartig wirkende Eigenschaft besitzt. Ein äußeres Erkennungszeichen für die Giftigkeit einer Pflanze gibt es nicht; denn daß sie ein düsteres, unheimliches Ansehen und trübe Farben habe, einen unangenehmen Geruch verbreite, von den Thieren verabscheut werde und dergl. mehr, sind unhaltbare Merkmale, auf welche durchaus nicht geachtet werden darf. Wenn auch diese Voraussetzungen bei manchen Giftpflanzen eintreffen, so passen sie doch auf andere gar nicht und viele andere Pflanzen müßten nach ihnen giftig sein, welche durchaus unschädlich sind. Einleuchtend ist, daß die Kenntniß der Gifte, und besonders der Pflanzengifte, eine Jedermann wünschenswerthe Sache sein muß, welche vorzugsweise auch der Jugend zu empfehlen ist. Wie oft ist es schon geschehen, daß Kinder, die im Freien sich umhertrieben, giftige Beeren oder Wurzeln genossen haben, welche ihnen gefährliche Krankheiten zuzogen und sie um den freien Gebrauch ihrer Sinne, ja häufig um das Leben selbst brachten.

Was sich im Allgemeinen über die Anzeigen einer Vergiftung und ihre Gegenmittel sagen läßt, ist ungefähr Folgendes. Ein genossenes Gift wirkt nicht immer augenblicklich, oft erst nach Stunden, auch früher oder noch später. Der Vergiftete empfindet gewöhnlich eine große Bangigkeit, welche nicht selten mit einem Druck auf der Herzgrube verbunden ist, Schwindel oder Betäubung. Die Wärme des Körpers nimmt ungewöhnlich ab oder zu, ein Brennen im Magen und auf der Zunge stellt sich ein, gewöhnlich begleitet von Zusammenschnürung der Kehle und einem heftigen, nicht zu stillenden Durste. Häufig folgt auch Erbrechen oder ist wenigstens der Reiz dazu vorhanden. Das Zahnfleisch verliert seine frische Farbe, der Athem bekommt einen übeln Geruch, Zittern und Zuckungen stellen sich ein, und alle diese Zufälle, verbunden mit vielen andern Aeußerungen, je nach der Art der Vergiftung, führen einen für den Zuschauer bemitleidenswerthen Zustand herbei, welcher ohne schnelle Hilfe des Arztes und augenblicklich anzuwendender segenanuter Hausmittel entweder mit dem Tode oder doch mit einer gefährlichen Krankheit endet, welche oft Lebens einen siechen Körper zurücklässt. Langsame Abzehrung, Verlust oder Abstum-

pfung einzelner Sinne, Lähmung und allgemeine Nervenschwäche sind gewöhnliche Folgen, wenn die Wirkung nicht durch einen geringen Genuß oder andere glückliche Nebenumstände gemildert wird.

Da nicht jeder Giftstoff eine und dieselbe Wirkung auf den gesunden Zustand des Menschen hervorbringt, so müssen natürlich auch Behandlung und Gegenmittel bei Vergiftungen verschieden sein. Eine Hauptsache bleibt jedenfalls, das genossene Gift so schnell als möglich aus dem Körper zu schaffen, wozu theils Brech-, theils Abführungsmittel dienen, erstere besonders dann, wenn das Gift erst kurze Zeit im Magen ist. Ebenso sind einhüllende Stoffe im Allgemeinen sehr zweckdienlich, weil sie die Wirkung des Giftes schwächen oder verhindern. Man bedient sich dazu des Wassers und der Milch, schleimiger Flüssigkeiten, der Gummiauflösungen und Oele. Zur Milderung der Nervenaufregung thun namentlich Säuren gute Dienste, z. B. Weinstein, Citronen- und Essigsäure. Tritt aber Erschlaffung ein, so müssen belebende Mittel angewendet werden, innerlich starkriechende und geistige Tincturen; äußerlich Hautreitze, Reibungen, Bäder u. dergl.

Man theilt die Pflanzengifte und die Gifte überhaupt auf verschiedene Weise ein; erstere trennen wir am passendsten in betäubende (narkotische), in entzündende (scharfe, ätzende) und in betäubend-entzündende Gifte. Was aber eigentlich Gift sei, ist schwer zu sagen und wir können giftig nur dasjenige nennen, was, in geringer Menge in den Körper gebracht, lebensgefährliche oder tödliche Wirkungen hervorbringt. Denn auch völlig unschädliche Stoffe werden, anhaltend in größerer Menge genommen, Gift, man denke nur an die geistigen Getränke, Branntwein, Wein u. dergl., ja die unschuldigsten Nahrungsmittel, zur Unzeit oder im Ueberfluß genossen, können ebenfalls tödtliche Wirkungen hervorbringen.

Die Kenntniß der Gifte in den Pflanzen ist schon sehr alt und wurde, besonders in früherer Zeit, nicht selten zu verbrecherischen Absichten, zum Morde, angewendet. Ja, es gab Menschen, und gibt wahrscheinlich deren noch jetzt, welche ein Gewerbe daraus gemacht haben, durch die künstlichste Zubereitung und Beibringung giftiger Stoffe das Leben und die Gesundheit Anderer in Gefahr zu bringen und ihnen aus bloßer Mordsucht einen Tod zu bereiten, von welchem sie keinen andern Nutzen sahen, als ihre verabscheuungswürdige Kunst erprobt zu haben. Die alten Griechen bedienten sich des Giftes auch zur Hinrichtung ihrer Verbrecher, und dieses scheint der äußern Form nach die mildeste Art zu sein, womit man die Todesstrafe verwirklichen kann. Doch wollen wir nicht weiter von jenen, die Menschheit entehrenden Handlungen sprechen, wovon die Geschichte eine Menge von Beispielen aufstellt; es ist vielmehr erfreulicher zu hören, wie auch hier die Natur nicht die Absicht hatte, in den Giften dem Menschen einen Schaden zu bereiten, indem sie ihm zugleich die Mittel gegeben hat, welche ihn, mit Anwendung seiner Verstandeskräfte, vor ihrer schädlichen Wirkung sichern. Höchst merkwürdig ist es aber, daß dasjenige, was Leben und Gesundheit stört, in der Hand eines vernünftigen Arztes gerade das Gegentheil hervorbringt. Fast mit allen Giften hat man Versuche angestellt, und manche derselben haben sich in Fällen, wo keine andere Hilfe mehr zu erwarten war, als heilsame Arzneien bewiesen. Zu solcher Anwendung gehören allerdings gar manche Vorsichtsmaßregeln, eine genaue Kenntniß der Gifte und ein erfahrener Arzt.

Gehen wir nun zur Erklärung unserer Kupfertafel. Beide Pflanzen sind Nießwurzen, welche nach Oken's System zur zweiten Zunft der zehnten Klasse gehören, in welcher sie das dritte Geschlecht bilden. Es sind kleine, ausdauernde und giftige Kräuter mit überhängenden, handförmig getheilten Blättern, runder, fünfblätteriger Blumenkrone mit 30—60 Staubfäden und 3—10 Griffeln, welche scheibenförmige Narben tragen.

1. Die schwarze Nießwurz — **Helleborus niger.** (Fig. 1.) Weihnachtsrose, Christwurz.

Die dunkelbraune Wurzel besteht aus mehreren Scheukeln und starken Fasern. Die Blattstiele kommen unmittelbar aus der Wurzel, ebenso die der Blüthen. Die Blätter sind fest, lederartig, 7—9theilig, gezahnt und von Farbe dunkelgrün, unten blaßgrün. Die Stiele sind nur am obern Theile grün, am untern röthlich weißgelb. Der Blumenschaft oben abwärts gebogen, entweder einfach oder getheilt mit zwei Blüthen. Letztere erscheinen um Weihnachten und nicht selten im Sommer zum zweiten Mal. Sie sind weiß, oft röthlich geadert; die Staubbeutel gelb, Griffel 5—9. Die Frucht (Fig. 5.) besteht aus 5—9 länglichen, schmalen Kapseln, welche von dem Kelche umgeben bleiben und zwei erhabene Nähte haben, wovon die eine aufspringt, an der andern aber die Samen sitzen.

Die schwarze Nießwurz wächst in gebirgigen Waldungen von Frankreich, Baiern, Oesterreich, Kärnthen, Steiermark, im Piemontesischen und in Griechenland, überhaupt fast im ganzen südlichen Europa. Der Landmann bringt sie um Weihnachten nach Hause und läßt sie am Christfeste im Wasser aufblühen, wo er sodann nach dem Grade ihrer Entfaltung ein mehr oder weniger fruchtbares Jahr prophezeiet.

Die Wurzel hat, besonders im trockenen Zustande, einen widerlichen Geruch und einen bitteren, scharfen und brennenden Geschmack. In ihr vereint sich die giftige Kraft der Pflanze und liegt besonders in den ihr innewohnenden harzigen Theilen, welche sich mit Weingeist ausziehen lassen und die stärkste Wirkung hervorbringen. Der Genuß in geringer Menge wirkt entzündend und betäubend; er verursacht heftiges Erbrechen und Abführen, und tödtet in größeren Gaben Menschen und Thiere. Die pulverisirte Wurzel in die Nase gezogen, erregt ein gewaltsames und gefährliches Niesen. Besonders schnell wirkt das Gift, wenn es durch Wunden in das Blut gebracht wird, weßhalb die alten Spanier es zum Vergiften ihrer Pfeile gebraucht haben sollen.

Figur 3 ist die grüne Nießwurz — **Helleborus viridis,** auch grünblumige Nieß- und Christwurz, falsche

Nießwurz und Bärenwurz genannt. Sie wächst auf waldigen Bergen des südlichen Europa's und des nördlichen Deutschlands, in Spanien, Frankreich, England, Italien, in der Schweiz und auf Sicilien, dann fast in ganz Deutschland, besonders in Oestreich, Baiern, Baden, Sachsen, Württemberg und Tyrol. Auch in Asien und Nordamerika kommt sie vor.

Ihre Wirkung und Anwendung ist wie bei der ersten Gattung, nur ist ihre Kraft noch stärker und wird besonders von Thierärzten jener vorgezogen.

Die Wurzel ist vielheilig und schwarzbraun; die Stengel grün mit röthlichem Anfluge, unten von einigen röthlichweißen Schuppen umgeben. Die Blätter kommen aus der Wurzel oder unmittelbar aus dem Stengel, welchen sie am Grunde umfassen; sie sind gelbgrün, gezahnt lanzettförmig und meist 5theilig, die der Wurzel 9 — 11theilig. Die Blüthe (Fig. 4 geöffnet dargestellt) ebenfalls 5theilig, grün, überhängend, mit vielen Staubfäden und gelben Staubbeuteln, und langem, weißem und fadenförmigem Griffel. Die Frucht (Fig. 2) ist wesentlich wie bei der schwarzen Nießwurz gebildet, nur sind die Kapseln länger und es sind deren nur 3 — 5, welche die eiförmigen Samen einschließen. Die Pflanze blüht im April und Mai.

Hieher gehört noch die stinkende Nießwurz oder das Läusekraut — Helleborus foetidus, welche ähnliche Eigenschaften besitzt und besonders an hügeligen und steinigen Orten von Deutschland und Südeuropa wächst, aber weniger im Arzneigebrauch ist.

Berge.

Die Kunst der Daguerreotypie.

Nachstehende Beschreibung macht den Leser mit einer Kunst bekannt, die eine Erfindung der letzten Jahre und unter allen Erfindungen unseres Jahrhunderts vielleicht die merkwürdigste ist: es ist dieß die Kunst, mittelst einer Reihe chemischer und physikalischer Prozesse*) die Erscheinungen der Camera obscura so zu fixiren (festzuhalten), daß sie nicht nur eine deutliche, scharfe und getreue Copie der Natur sind, wie sie von der Hand des geschicktesten Künstlers kaum zu erwarten wäre, sondern sich in Bildern darstellen, die durch den Zauber ihrer Beleuchtung, durch die unendliche Abwechslung der Tinten, und durch die außerordentliche Genauigkeit, mit der sie die kleinsten Einzelnheiten wiedergeben, einen hohen Rang unter den zeichnenden Künsten einzunehmen bestimmt sind.

Und diese Bilder sind nicht etwa abhängig von dem mehr oder minder geschickten Griffel des Verfertigers, nein, die Natur selbst zeichnet sie; sie sind ein treuer Abdruck derselben, gerade so treu, wie uns aus einem gut geschliffenen Spiegel das eigene Bild entgegensieht, und nur eine geringe Zeit braucht die Natur zu Erzeugung solcher Bilder. Der Leser hat vielleicht schon zugeschaut, wenn ein Maler eine Gegend, ein Gebäude oder einen lebenden Gegenstand abbildete, oder er hat sich gar schon selbst in dieser Kunst versucht; Jedermann versteht also, wenigstens annähernd, die Schwierigkeiten davon zu beurtheilen, und wenn man auch der Natur gerne mehr Geschicklichkeit und eine flinkere Hand zutraut, als dem Maler oder sich selbst, so würde man es doch nicht übertrieben finden, wenn sie zu einem getreuen Portrait oder zu einem Hause Viertelstunden brauchte und zu einer ganzen Stadt oder gar einer ganzen Gegend mit Dörfern, Wäldern, Flüssen, Bergen und Thälern würde uns eine ganze Stunde noch eine geringe Zeit dünken.

Aber hier irrt man sich; die Natur braucht weder Stunden noch Viertelstunden, ja nicht einmal Minuten; ihr ist der sechzigste Theil einer Minute, ja noch eine weit kürzere Zeit genügend, um ein Bild zu entwerfen, das Tausende von Einzelnheiten umfaßt, und alle diese Einzelnheiten gibt sie mit einer Wahrheit wieder, daß sie oft an dem Abbilde Gegenstände entdecken läßt, die man zu seinem Erstaunen an dem Originale vorher nicht bemerkt hatte. Man kann sich einen Begriff von der Genauigkeit dieser Bilder machen, wenn ich sage, daß man ohne Mühe im Stande ist, an Häusern, die auf denselben kaum die Höhe eines Zolles haben, nicht nur das Gebälke oder die Thüren, Fenster u. dgl. zu unterscheiden, sondern sogar jeden Ziegel auf dem Dache zu zählen; dazu braucht man allerdings ein Vergrößerungsglas, allein um so wunderbarer ist die Genauigkeit der Natur, wenn, um sie ganz zu würdigen, das unbewaffnete Auge nicht hinreicht.

Nachdem ich in Bisherigem den Standpunkt zu bezeichnen bemüht war, von welchem aus die Wichtigkeit und das Wunderbare unserer Erfindung zu beurtheilen ist, gehe ich nun zu dem geschichtlichen Ursprung und der Entwicklung derselben über.

Die Geschichte der Daguerreotypie.

Wenn ich von der sogenannten Camera obscura, oder zu deutsch von der dunkeln Kammer rede, so berühre ich ohne Zweifel einen Gegenstand, der nichts weniger als unbekannt ist; Jeder weiß, daß dieselbe nichts Anderes ist, als ein geschlossener, vollkommen dunkler Raum, in welchen man durch eine einzige Oeffnung Licht zulassen kann, wodurch alle außer der Camera liegenden Gegenstände, von welchen Lichtstrahlen in die Oeffnung fallen, sich auf der der Oeffnung gegenüber liegenden Wand der Camera, welche gewöhnlich mit weißem Papier überzogen ist, abzeichnen. Um diese Bilder schärfer zu machen, versteht man die Oeffnung mit einem sogenannten Linsenglase, und die weiße Wand, auf welcher sich die Bilder abzeichnen sollen, liegt gerade in der Brennweite dieser Linse, oder in derjenigen Entfernung von derselben, in welcher die Bilder am deutlichsten erscheinen.

*) Einen chemischen Prozeß nennt man zunächst die Verbindung von zwei oder mehreren chemischen einfachen Materien zu einem ganz neuen und eigenthümlichen Produkte, oder umgekehrt die Zerlegung eines solchen Produkts in seine ursprünglichen einfachen Materien; ein Beispiel eines solchen Prozesses bildet die am Ende unseres Aufsatzes beschriebene Bereitung des Jodchlorürs.

Um nun bei jeder Entfernung der von der Camera obscura aufzufassenden Gegenstände die Brennweite genau auffinden zu können (denn diese ändert sich je nach der Entfernung derselben von der Linse), ist diese in einer Röhre zum Ein- und Ausschieben befestigt, und dieses Instrument ist das Hauptwerkzeug zu Verfertigung der Daguerreotypen.

Wer schon Gelegenheit hatte, die schönen Bilder in einer Camera obscura zu betrachten, hat gewiß auch den Wunsch gehegt, daß es möglich sein möchte, dieselben durch irgend welche Mittel festzuhalten. Schon in dem Erfinder derselben, dem Neapolitaner Johann Baptist Porta, der vor 200 Jahren lebte, entstand derselbe Gedanke, und er suchte ihn auf dem einfachsten Wege, nämlich dadurch zu erreichen, daß er die Umrisse der Bilder aufzeichnete. Als er zuerst die Erscheinungen der Camera obscura durch eine Ritze seines Fensterladens aus der Wand seines Zimmers beobachtete, ahnte er wohl nicht, daß es einer spätern Zeit aufbehalten sein würde, diese Bilder mit all ihrer lebensvollen Bewegtheit festzuhalten.

Die Naturwissenschaften lagen damals noch im Argen und verdienten kaum den Namen einer Wissenschaft; die Chemie insbesondere war in den Händen der Alchymisten, die zwar eine Menge ihrer Resultate kannten, aber nicht im Stande waren, sich über die Ursache derselben Rechenschaft abzulegen, und deßhalb auch nicht die Fähigkeit besaßen, mit einer des Zweckes und der Mittel sich bewußten Thätigkeit, nach einem bestimmten Ziele hinzustreben. Daher mag es kommen, daß keine Nachricht auf uns gelangt ist, aus der hervorginge, daß schon damals Versuche gemacht worden wären, die Bilder der Camera obscura anders als auf mechanischem Wege, das heißt durch Nachzeichnen, fest zu halten.

Erst in den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts, dieser goldenen Aera der Naturwissenschaften, finden wir die ersten Spuren der Kunst, Licht- oder Schattenbilder auf chemischem Wege festzustellen. Der Franzose Charles soll der erste gewesen sein, der mittelst eines mit Chlorsilber-Lösung getränkten Papiers Silhouetten verfertigte; nach ihm bildete Wedgwood durch dasselbe Mittel Kupferstiche und sogar die Gemälde eines Kirchenfensters nach, und Humphry Davy will mit dem Sonnenmikroskop, aber nur in sehr kurzer Entfernung von der Linse, ganz kleine Gegenstände kopiert haben.

Somit war zwar bereits ein Schritt zu unserer Erfindung gethan, allein damit war noch nichts gewonnen, denn wenn man auch Bilder erhielt, so kannte man doch das Geheimniß noch nicht, den Stoff, auf dem sie sich befanden, nachträglich von der für das Licht empfindlichen Materie zu befreien, ohne die Bilder selbst zu zerstören, und welchen Werth hatten Bilder, die, abgesehen von ihren sonstigen Mängeln, kaum einen verstohlenen Blick beim Lampenlicht aushielten?

Wir gelangen von diesen unvollkommenen Versuchen unmittelbar zu denen der Herren Niepce und Daguerre.

Niepce war ein Gutsbesitzer, der in der Nähe von Châlons sur Saône lebte und sich in seinen Mußestunden mit naturwissenschaftlichen Untersuchungen befaßte. Seine auf unsere Erfindung bezüglichen Experimente gehen bis in's Jahr 1814 zurück; seine Verbindung mit Daguerre, von welchem er durch einen Pariser Optikus erfuhr, daß er sich ebenfalls mit Versuchen beschäftige, die Bilder der Camera obscura zu fixieren oder festzuhalten, datiert sich vom Jahre 1829.

Niepce suchte seinen Zweck auf einem von dem Daguerre'schen ganz verschiedenen Wege zu erreichen, dessen nähere Beschreibung nicht hieher gehört. Er erhielt auch allerdings Resultate: Bilder, welche die Schatten dach Schatten, die Lichter durch Lichter wiedergaben, allein sein Verfahren war so umständlich, zeitraubend und, selbst bei der größten Sorgfalt, so wenig eines guten Erfolges sicher, daß von demselben wohl kaum ein Nutzen für die Wissenschaft zu erwarten gewesen wäre, und überdieß vermochte er imittelst desselben bloß Kupferstiche, nicht aber Bilder der Natur zu kopieren, denn er brauchte zu einem einzigen Versuche 10 — 12 Stunden, in welchen Zeit sich die Schatten auf der Metallplatte so verrückten, daß an ein brauchbares Bild nicht mehr zu denken war.

Daguerre war glücklicher in der Wahl seiner Mittel.

Er wählte zum Grund für seine Bilder Kupferplatten, die mit einer dünnen Lage reinen Silbers bedeckt sind. Diese Platten überzog er mit einer für das Licht höchst empfindlichen Substanz, mit Jod, das sich bei jeder Temperatur in Gasform auflöst und dadurch geeignet ist, die wesentlich nothwendige, äußerst dünne Schichte auf der Silberplatte zu bilden, auf welcher eigentlich das Bild entsteht. Die so zubereitete Platte brachte er in die Camera obscura, ließ sie die geeignete Zeit dem Einflusse des Lichtes ausgesetzt und behandelte sie nachher mit Quecksilberdämpfen, wodurch er diesenigen Bilder erhielt, die der Gegenstand unserer Unterhaltung und unter dem Namen Daguerreotypen oder Daguerre'sche Lichtbilder bekannt sind.

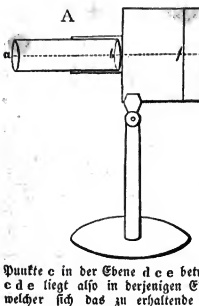
Dieß ist in wenigen Zügen das Daguerre'sche Verfahren, das ich deßhalb so kurz schildere, weil dasselbe seit Daguerre's Erfindung bedeutend vereinfacht und verbessert worden ist, und zwar in der Art, wie ich es zu beschreiben im Begriffe bin. Ich werde dabei nur in sofern das von Daguerre selbst beobachtete Verfahren berühren, als dieß nothwendig ist, um Irrthümer und Vorurtheile zu berichtigen, die spätere Beobachtungen als solche erwiesen haben.

Beschreibung der zu Verfertigung Daguerre'scher Lichtbilder nothwendigen Apparate.

Zu Verfertigung der Daguerre'schen Lichtbilder sind nachstehend beschriebene Gegenstände als unerläßlich zu betrachten:

Die Camera obscura. Es darf wohl kaum erinnert werden, daß die äußere Form derselben ganz und gar unwesentlich ist. Die von Daguerre beschriebene ist viereckig, und eben diese Form haben auch heute noch

die größeren, zu Aufnahme von Landschaften und Prospekten bestimmten Kammern, und diese sind alle mit einem einzigen Linsenglase oder Objektive versehen. Als später die verbesserte Camera obscura mit zwei Linsen oder Objektiven von Voigtländer und Sohn in Wien und kurz nachher von Geiger in Stuttgart ausgeführt wurde, so wählten diese die runde Form, und eine solche verbesserte Camera obscura ist es, die ich nachstehend beschreibe. Die Geiger'sche Camera obscura, welche vor der Voigtländer'schen noch den Vorzug einer größern Lichtstärke und schnelleren Wirkung voraus hat, ist in der Figur A abgebildet und ganz aus Messing gefertigt.



a b ist ein hohler Cylinder von vier Zoll Länge, an dessen beiden Enden a und b die beiden Linsengläser, die wir von jetzt an immer Objektive nennen wollen, befestigt sind. Diese Objektive haben eine Oeffnung oder einen Durchmesser von 18 Linien; es gilt hier immer Pariser Maß) und eine gemeinschaftliche Brennweite von 3 Zoll, das heißt, die Entfernung von der Linse b bis zu dem Punkte c in der Ebene d c e beträgt 3 Zoll. Die Linie c d e liegt also in derjenigen Ebene oder Fläche, auf welcher sich das zu erhaltende Bild abzeichnet, und welche einen Durchmesser von 3½ Zoll hat. Da man dieses Bild nicht wie bei der gewöhnlichen Camera obscura von innen betrachten kann, sondern dieß von außen geschehen muß, so wird diese Fläche c d e durch ein mattgeschliffenes, sogenanntes Milchglas eingenommen, auf dessen nach innen gekehrter, matter Seite das Bild sich abzeichnet, und dadurch auf der nach außen gekehrten Seite sichtbar wird. Dieses Milchglas ist in einem Deckel befestigt, der nach Belieben abgenommen und durch einen andern ganz meßingenen ersetzt werden kann, der genau an des ersteren Stelle paßt und in welchem die Silberplatte befindlich ist, die, wenn das Bild gemacht wird, an die Stelle des Milchglases kommt.

Dieser zweite Deckel, Fig. B, hat einen Einschnitt a b, in welchen ein Schieber c b genau paßt, so daß der hintere Theil des Deckels dadurch gegen jedes Licht abgeschlossen werden kann.

Fig. C ist eine hölzerne runde Scheibe mit einer Handhabe in der Mitte, und auf dieser Scheibe wird die Silberplatte befestigt, was am besten durch kleine metallene Riegel oder durch metallene Leistchen geschieht, die

so auf der Scheibe befestigt sind, daß in dieselben die Silberplatte, gleich einem Schieber, eingeschoben werden kann.

Ferner ist nothwendig ein sogenannter Jodapparat. Man nimmt dazu am besten eine porzellanene untere Kaffeetasse, die läßt man durch den Optikus am obern Rande ab- und ein Glas so darauf schleifen, daß es luftdicht aufpaßt, denn das Jodchlorür, womit die Silberplatten jodiert werden, ist eine äußerst flüchtige Substanz und unterliegt überdieß bei Zutritt von Luft oder Licht einer chemischen Veränderung, welche es zu seinem Zwecke gänzlich unbrauchbar macht.

Zuletzt noch braucht man einen Quecksilberapparat, das heißt eine porzellanene oder eiserne Schale, welche in einer Art runden Schachtel von Pappe befestigt ist, und in welche etwa ein Pfund Quecksilber geschüttet wird. Diese Schachtel ist inwendig schwarz und mit einem Absatze versehen, auf welchem man die Holzscheibe C mit dem Silberplättchen auflegen kann, und Fig. D gibt das Bild eines solchen Apparats in senkrechtem Durchschnitt.

Dieß ist die einfachste und ohne Zweifel auch zweckmäßigste Einrichtung eines Quecksilberapparats, den man auch so einrichten kann, daß das Silberplättchen eine Neigung von 45° gegen die Quecksilberoberfläche hat; man kann an diesem eine Art Fenster anbringen, wodurch man zusehen kann, wie die Quecksilberdämpfe anfliegen und das Bild allmälig erscheint, so wie ein Thermometer, um den Hitzegrad des Queckſilbers zu messen; ich halte dieß alles aber für eine unnütze Umständlichkeit.

Beschreibung des Verfahrens bei Verfertigung der Daguerre'schen Lichtbilder.

Hat man die im vorigen Abschnitte beschriebenen Gegenstände, so kann man die Operation selbst vornehmen und dieß geschieht auf folgende Weise:

Man nimmt eine sehr gut mit Silber plattierte Kupferplatte, die jeder Flaschner machen kann, die aber am besten und wohlfeilsten von Paris bezogen wird, in der Größe, daß sie zu der Camera obscura, oder vielmehr in die Leistchen auf der hölzernen Scheibe C paßt. Diese Platte muß aber vorher durch den Flaschner oder Spengler auf dem Ambos gespannt, oder mit andern Worten vollkommen eben und glänzend gehämmert sein, und es ist dieß höchst nothwendig, denn ohne schöne Platten lassen sich auch keine schönen Bilder erzeugen.

Eine solche Platte nun wird geputzt oder geschliffen. Der Zweck dieser Operation ist, eine von allen fremdartigen Bestandtheilen befreite, möglichst reine Silberfläche zu erhalten. Um diesen Zweck zu erreichen, sind schon die verschiedensten Mittel vorgeschlagen und ange-

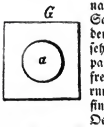
wendet worden, und es ist jedes gut, wenn es nur zum Zwecke führt. Das von Daguerre selbst zuerst beschriebene ist äußerst umständlich und zeitraubend und nichts weniger als einen sichern Erfolg gewährend. Ich selbst poliere auf nachstehende Weise und erhalte Bilder von der höchsten Reinheit:

Ich habe mir einen ungefähr fünf Zoll hohen Stock drehen lassen, wie Fig. E zeigt, der oben und unten eine ebene Fläche hat, die untere groß genug, damit der Stock fest steht, die obere so groß, daß die darauf zu bringende Platte auf allen Seiten ein wenig darüber hinausreicht. Auf diese obere Fläche befestige ich mit Siegellack einen etwa vier bis fünf Linien breiten Ring von Kautschuk oder Gummielasticum-Leder, in Art von Fig. F. Dieses Leder tränke ich, nachdem es befestigt ist, mit Terpentingeist, zünde diesen an und blase das Feuer aus, ehe der Terpentingeist ganz verbraunt ist, und dieß wiederhole ich so oft, bis es klebrig und geeignet ist, das darauf gelegte Metallplättchen festzuhalten.

Auf diesen Stock also lege ich das Silberplättchen. Neben mir in einem Fläschchen habe ich eine Flüssigkeit, die aus 1 Theil Salpetersäure und 16 Theilen destillirtem Wasser besteht, und in einer kleinen Büchse oder einem Glase habe ich calcinierten, sehr fein zerriebenen Trippel, die Oeffnung des Glases ist mit Mousselin überzogen, der beim Schütteln das Pulver durchläßt. Statt Trippel kann man auch feingeschlemmte Knochenasche nehmen, doch habe ich noch nie welche erhalten, welche die Feinheit des Trippels erreicht hätte, und dieß ist höchst wesentlich, weil sonst die Platten durchs Polieren eine Menge feiner Striche erhalten, welche die Schönheit des Bildes ungemein beeinträchtigen.

Von diesem in dem Glase befindlichen Trippel nun streue ich einiges auf die Platte auf, mache einen kleinen Ballen von feiner Baumwolle, diesen benetze ich mit der verdünnten Salpetersäure so, daß ein Tröpfchen davon an demselben hängen bleibt und zerreibe dieses Tröpfchen sammt dem aufgebenteten Pulver so auf der Platte, daß sie ganz davon überdeckt ist, und damit fahre ich, während ich die Baumwolle mit frischer vertausche, so lange in derselben horizontalen Richtung von einer Seite des Plättchens zur andern reibend, fort, (nicht, wie Daguerre vorschreibt, im Kreise herum,) bis die Silberfläche von dem Putzmittel wieder gänzlich befreit und rein sich darstellt. Hierauf beutle ich wieder Trippel auf, poliere wieder in derselben Richtung wie das Erstemal, indem ich wieder ein frisches Baumwollenbäuschen dazu verwende, und dieß wiederhole ich unter beständiger Erneuerung der Baumwolle 3—4mal, bis die Silberfläche nach allen Theilen schön glänzend und rein ist. Um zu wissen, ob die Platte wirklich rein ist, hauche ich leicht über dieselbe hin, und hat der Hauch eine gleichförmige graue und durchsichtige Farbe und verschwindet schnell wieder, so ist dieß ein Zeichen, daß der Zweck erreicht ist, im andern Falle muß mit Polieren mit trockenem Pulver und reiner Baumwolle fortgefahren und nöthigenfalls auch noch einmal in der vorgeschriebenen Weise verdünnte Säure angewendet werden. Wenn auf diese Weise die Platten sorgfältig poliert sind, wobei sie aber ja mit keinem Finger berührt oder auf andere Weise verunreinigt werden dürfen, so kann man des besten Erfolges stets versichert sein. Uebrigens habe ich statt der verdünnten Säure, bei sonst ganz gleicher Behandlung, auch schon rectificierten Terpentingeist oder noch besser Zitronenöl angewendet, und dabei ebenfalls die schönsten Resultate erhalten. Ist die Platte poliert, so wird sie noch mit frischer Baumwolle, ohne Pulver dazu zu nehmen, von etwaigen Stäubchen befreit und kommt in den Jodapparat.

Das Jodieren muß in einem dunkeln Raume geschehen. Ich verfahre dabei so: ich schließe die Fensterläden eines Zimmers und lasse die Thüre desselben, die in einen hellen Raum führt, so weit offen, daß durch eine schmale Ritze ein Schein in das dunkle Zimmer wo möglich an den Ort fällt, wo ich meinen Jodapparat stehen habe. Nachdem ich nun die Platte von dem Stocke E weggenommen und in die Leisten auf der Scheibe C eingeschoben habe, bringe ich diese Scheibe sammt der Platte über die Schale mit Jodchlorür, auf welche ich vorher, nachdem ich das sie verschließende Glas entfernt, ein viereckiges Brettchen nach Fig. G lege, das rings über die Schale hinausreicht und mit einem runden Loche mit vorstehendem Rande versehen ist, in welches die Scheibe genau paßt, so daß die darauf befestigte Platte frei über der Jodflüssigkeit ruht. Die runde Scheibe drehe ich an der vorne befindlichen Handhebe mehrmals in der Oeffnung a des Brettchens G hin und her, damit die Dämpfe des Jodchlorür sich überall gleichförmig an der Silberplatte ansetzen. Um zu sehen, ob dieß geschehen ist, nimmt man die Scheibe mit dem Plättchen ab und hält sie gegen das durch die Thürspalte fallende Licht oder gegen ein Blatt weißes Papier, und wenn sich ein schöner gelber Ueberzug, der in das Orangefarbige stechen darf, gebildet hat, so ist die Jodierung richtig. Wäre die Farbe dagegen zu blaß, so würde das Bild sich nicht gehörig ausdrücken, wäre sie aber zu sehr in's Röthliche oder gar in's Bläuliche gehend, so würde das Bild trüb, welche beide Fälle vermieden werden müssen.



Ist die Platte nach obiger Vorschrift jodiert, so wird dieselbe sammt der Scheibe, worauf sie befestigt ist, in den zweiten Deckel der Camera obscura, Fig. B, gebracht, so daß die Handhebe der Scheibe durch eine entsprechende Oeffnung im Boden des Deckels geht, und diese so zu stehen kommt, wie d o in Fig. B zeigt, sodann wird der Schieber in den Einschnitt a b des Deckels Fig. B gebracht, wodurch die Silberplatte vorläufig vor jedem unzeitigen Einfluß des Lichts gesichert ist.

Nachdem dieß geschehen, wird die Camera obscura auf den Gegenstand gerichtet, den man aufnehmen will. Es sei dieß nun eine Gegend, ein Haus oder eine lebende Figur, so muß er der Oeffnung der Röhre a b in der Camera obscura, oder mit andern Worten, dem Objektive, gegenüber sein; derjenige dagegen, der das Bild verfertigt, sieht durch das oben beschriebene Milchglas, auf dessen innerer Fläche das Bild sich (versteht sich, verkehrt) abzeichnet.

Will man ein scharfes Bild erhalten, so muß sich dasselbe auch auf dem Milchglas in allen Theilen deutlich und scharf abzeichnen, und dieß geschieht dadurch, daß man die Röhre a b so lange vor- und rückwärts schiebt, bis man seinen Zweck erreicht hat. Ist dieß geschehen, so wird die Oeffnung der Röhre a b mit einem genau darauf passenden Deckel, einer Blendung, verschlossen, der Deckel mit dem Milchglas von der Camera obscura abgenommen und an dessen Stelle der zweite, die jodierte Silberplatte enthaltende Deckel so weit eingeschoben, bis der Schieber c b Fig. B an dem Rande der Camera anstößt, sodann wird dieser Schieber herausgenommen und der Deckel vollends so weit eingedrückt, bis die Silberplatte am Rande der Camera obscura, und also an der Stelle aufsitzt, wo vorher das Milchglas auflag. Dieß ist durchaus nothwendig, denn nähme die Silberplatte nicht genau dieselbe Stelle ein, wie beim Richten die innere Fläche des Milchglases, so wäre dieses Richten ganz umsonst gewesen, und man würde sicherlich nur ein undeutliches und schlechtes Bild erhalten. Ist nun dieß geschehen, so nimmt man behutsam die Blendung von der Oeffnung des Objektivs weg und läßt das Licht so lange auf die Silberplatte einwirken, als man dieß für nöthig erachtet.

Es versteht sich hierbei von selbst, daß die Camera obscura, wenn sie einmal gerichtet ist, nicht mehr verrückt werden darf, weil man sonst dasjenige Bild nicht erhalten würde, das man zu erhalten beabsichtigte. Was nun die Zeit anbelangt, während welcher man das Licht einwirken läßt, so läßt sich diese in einer Beschreibung nicht genau bestimmen, sondern sie hängt von der Schärfe des Objektivs ab und davon, ob dieses ein einfaches (mit einem einzigen Linsenglase) oder ein doppeltes, wie das von mir beschriebene, ist, ferner von der Jahreszeit, und davon, ob heiterer oder bedeckter Himmel ist, ja sogar die geographische Lage hat Einfluß darauf, mit einem Worte: sie ist Sache einer längern Uebung und bei weitem der schwierigste Theil bei Hervorbringung der Lichtbilder.

Zuerst, als man noch mit Jod allein jodierte, und die Camera obscura nur ein einfaches Objektiv hatte, wechselte diese Zeit von fünf Minuten bis zu einer halben Stunde; als die Camera mit doppeltem Objektiv erfunden war, verminderte sich diese Zeit bis auf 1—5 Minuten, und seitdem man statt des reinen Jodes eine Zusammensetzung desselben mit Chlor, Jodchlorür anwendet, so mache ich selbst diese Bilder in außerordentlich kurzer Zeit. Ich brauche zu Verfertigung entfernter Gegenstände, wenn dieselben von der Sonne beschienen sind, kaum eine halbe Sekunde, zu einem Porträt in Sonnenbeleuchtung 2—3 Sekunden und im Schatten, bei übrigens reinem Himmel, 10—12 Sekunden. Auf diese Weise ändert sich die Zeit für die Einwirkung des Lichtes stets nach den äußeren Verhältnissen, ohne daß sich irgend genaue Bestimmungen darüber angeben ließen; Sonnenschein aber ist bei Gebrauch der Camera obscura mit doppeltem Objektiv und der Verwendung von Jodchlorür so wenig nöthig, daß ich denselben beim Porträtieren stets meide, und sogar schon beim heftigsten Schneegestöber in der Zeit von 1¼ Minute Porträts verfertigt habe, die bei der günstigsten Beleuchtung nicht schöner hätten werden können. Kehren wir nach dieser nothwendigen Abschweifung zur weiteren Beschreibung unseres Verfahrens zurück.

Hat man das Licht so lange einwirken lassen, als man dieß für nöthig erachtete, so kommt wieder die Blendung vor das Objektiv, um jede weitere Einwirkung des Lichts abzuhalten; man trägt die Camera in die dunkle Stube, wo man jodiert hat, nimmt die Silberplatte heraus und bringt sie in dem oben beschriebenen Quecksilberapparate über Quecksilber. Hierauf hält man den Apparat etwas über eine Weingeistflamme und erhitzt die Schale mit dem Quecksilber so lange, bis man, wenn man mit dem nassen Finger darüber fährt, einen zischenden Ton vernimmt, der jedoch nicht in ein förmliches Aufbrausen übergehen darf, wie wenn man Wasser auf ein heißes Blech bringt, sondern vielmehr blos ein recht schnelles Verdampfen sein muß. Hat man an seinem Quecksilberapparate ein Thermometer, dessen Kugel natürlich im Quecksilber stehen muß, so erhitzt man so lange, bis es auf 75° Celsius oder 60° Reaumur steigt. Bei diesem Hitzegrad verdampft das Quecksilber in kleinen Kügelchen und das Bild, von welchem, als die Platte aus der Camera obscura kam, noch keine Spur zu sehen war, entsteht nun dadurch, daß sich an den Stellen, wo der Jodüberzug durch die Einwirkung des Lichts eine chemische Zersetzung erlitten hat, Quecksilberdämpfe in dem Grade anziehen, als diese Zersetzung stärker oder geringer war, während die Stellen, wo das Jod unverändert blieb, kein Quecksilber annehmen und die Schatten des Bildes vorstellen, entsprechend der natürlichen Beleuchtung der aufgenommenen Gegenstände selbst.

Auch bei dem Quecksilbern des Bildes muß man sehr vorsichtig sein und lieber zu wenig auf einmal als zuviel thun, denn in ersterem Falle kann man nachhelfen, im letztern dagegen bedecken sich die Bilder mit einem grauen Ueberzuge und werden oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Ein Maßstab dafür, ob hinlänglich gequecksilbert ist, gibt die Bemerkung, ob die Bilder das sind, was man in der Kunstsprache modelliert heißt, oder mit andern Worten, ob ihre Formen gehörig hervor- und zurücktreten, und man hat sehr darauf zu achten, daß man diesen Zeitpunkt richtig errathet, denn gerade in der wundervollen Modellierung gelungener Bilder liegt eine Hauptschönheit derselben; sie können sich in dieser Beziehung den schönsten Gemälden

an die Seite stellen, und wenn irgend etwas, so begründet dieß, neben der Aehnlichkeit, ihren Anspruch auf Kunstwerth. Hat man die Quecksilberdämpfe in zu hohem Grade einwirken lassen, so verflachen sich die Formen und das Bild gleicht einem schlechten Gemälde, das zwar im Umrisse ganz richtig sein kann, aber allen Regeln einer richtigen Perspektive Hohn spricht.

War die Platte nicht lange genug in der Camera, so treten die Lichter nicht gehörig hervor und es bleibt nichts übrig, als das Bild aufs Neue zu machen, wozu man dieselbe Platte sehr oft gebrauchen kann, indem man sie wieder ganz so behandelt, wie für das Erstemal vorgeschrieben wurde.

Nachdem das Bild in beschriebener Weise richtig mit Quecksilber behandelt worden ist, wird der Jodüberzug entfernt, oder, in der Kunstsprache, abgewaschen, was geschehen muß, um dasselbe sofort jedem Lichte aussetzen zu können.

Dieses Abwaschen geschieht, wie folgt:

Man legt die Silberplatte, die nunmehr von der Scheibe abgenommen wird, in ein Gefäß mit gewöhnlichem Trinkwasser, daneben hat man ein zweites Gefäß mit einer gesättigten und rein filtrierten Auflösung von Kochsalz. Nachdem das Plättchen einige Augenblicke oder auch länger im Trinkwasser gelegen hat, nimmt man es heraus und legt es sogleich in die Salzlösung. Alsdann nimmt man ein Stückchen Zink, macht ihn an einem Ende mit einem Messer frisch, berührt damit das Metallplättchen an einem der Enden desselben, und sogleich steigt die Joddecke, gleich einer Wolke, in die Höhe, und das Plättchen, das nunmehr wieder seinen reinen Silberglanz hat, wird aus der Salzlösung wieder in's vorige Brunnenwasser gelegt.

Inzwischen hat man destilliertes Wasser, das aber durchaus rein sein muß, siedend gemacht, was am bequemsten in einer Art Theemaschine geschieht, und so wie dieses (ich verwende jedesmal ungefähr einen Achtelsschoppen dazu) recht kochend ist, nimmt man die Silberplatte aus dem Wasser, faßt sie an einem Ende mit einer kleinen Zange, neigt sie in einen Winkel von ungefähr 45° und gießt das siedende Wasser ziemlich schnell darüber. Da nun stets Wasser auf der Platte zurückbleibt, so wird dieses mit dem Munde weggeblasen, wobei man aber sehr vermeiden muß, Speichel auf die Platte zu spritzen und ich halte die Platte jedoch noch einige Augenblicke über die Weingeistflamme, das Bild aufwärts, damit die letzten Wassertropfen schnell vollends vertrocknen; nachdem dieß geschehen, ist das Bild fertig.

Dasselbe kann nun jede Beleuchtung, ja das stärkste Sonnenlicht ertragen, ohne den geringsten Schaden zu nehmen, nur vor Berührung oder Beschmutzung mit Staub, Speichel, Wassertropfen u. dgl. ist es sorgfältig zu schützen. Zu diesem Zwecke bringt man es in eine Kapsel, welche so eingerichtet ist, daß die Platte zwischen Fugen feststeht, und somit durch Berührung mit andern Gegenständen keinen Schaden leidet, und verschließt dieselbe sofort. Am besten ist es, man rahmt die Bilder sogleich ein, wobei man jedoch an den Enden der Platte einen Streifen starken Papiers aufklebt, damit dieselbe nicht mit dem Glase in unmittelbare Berührung kommen kann, wodurch das Bild zerstört würde. Die Platte mit dem Glase umfaßt man sorgfältig an den Rändern mit Papier, wodurch aller Staub abgehalten wird, und in diesem Zustande kann man das Bild sodann Jedermann zum weitern Einrahmen überlassen, sobald nur das Glas nicht mehr davon entfernt wird.

Wer die von mir gegebenen Vorschriften befolgt, dem kann es nicht fehlen, daß er mit einiger Uebung sich bald das Vergnügen verschaffen kann, die schönen Lichtbilder selbst hervorzubringen, die der Gegenstand unserer Unterhaltung waren, und ich will nur noch bemerken, daß eine Camera obscura von Pappdeckel, mit einem einfachen, jedoch acromatischen Glase, wenn sie anders genau gearbeitet ist, ebenfalls vollkommen zu dieser Operation taugt, nur ist sie mehr geeignet zu Aufnahme von Gegenden und Prospekten, als zu Verfertigung von Portraits, weil die Bilder bei einem einfachen Objektiv ungleich längere Zeit dem Licht ausgesetzt sein müssen, als bei einem doppelten, wodurch das Sitzen, da während desselben die größte Ruhe unerläßliche Bedingung ist, peinlich wird, und deshalb auch ein Mißlingen eher zu erwarten steht, als bei leblosen Gegenständen.

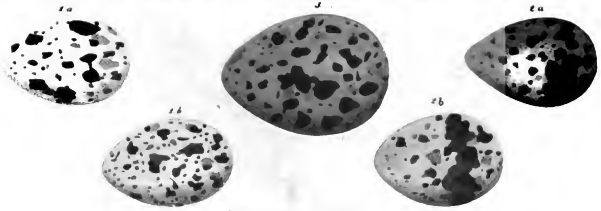
Es bleibt mir nun nur noch übrig, Einiges über die Bereitung des Jodchlorür beizufügen, die man übrigens immer einem Apotheker oder Chemiker überlassen muß.

Es wird auf folgende Weise bereitet:

Man bringt in eine Retorte oder nur in einen gewöhnlichen Glaskolben (z. B. ein Arzneiglas)

10 Loth Kochsalz.
7 Loth Braunstein.
16 Loth Schwefelsäure.
12 Loth Brunnenwasser.

Diese Retorte wird durch eine gläserne Röhre von beliebiger Länge mit einer zweiten Retorte in Verbindung gebracht, in welche man vorher ¼ Pfund Jod gefüllt hat. Man erhitzt alsdann die erste Retorte langsam und auf gleichmäßige Weise, was am besten im Sanddad geschieht, wodurch sich aus derselben alsbald Chlorgas entwickelt, das man an seinem stechenden Geruch und seiner gelblichen Farbe sogleich erkennt. Dieses strömt nun in die zweite Retorte, welche das Jod enthält, über, und löst es auf, so daß es in flüssigen Zustand übergeht. Während sich so das Jod auflöst, setzen sich an den Wänden der dasselbe enthaltenden Retorte gelbe Crystalle an, welche Jodchorid sind, und es ist nothwendig, sobald man dieß bemerkt, die Retorte öfters stark zu schütteln, damit das flüssig gewordene Jod diese Crystalle wieder auflöst, welche dadurch wieder zu Jodchlorür reduciert werden. Man läßt nun so lange von der ersten Retorte Chlorgas in die zweite überströmen, bis man sieht, daß in letzterer noch eine kleine Partie des Jods unaufgelöst ist, dieß ist nothwendig, denn wenn alles Jod aufgelöst wäre,



Lith. Anst. v. Sellmann u. Hornpass.

so würde man statt Jodchlorürs, welches allein zu unserem Zwecke brauchbar ist, Jodchlorid erhalten, welches zuviel Chlor enthält.

Sieht man also, daß, wie beschrieben, noch ein Rückstand von unaufgelöstem Jod in der zweiten Retorte ist, so nimmt man diese von der oben angeführten Verbindungsröhre weg, daß kein Chlorgas mehr überströmen kann, schüttelt sie noch einmal tüchtig und gießt sodann die erhaltene Flüssigkeit sammt den Jodrückständen in ein hinlänglich großes, gläsernes Gefäß mit eingeriebenem gläsernem Stöpsel, verklebt diesen noch überdieß recht dicht mit Petschierwachs und bewahrt die Flüssigkeit sodann an einem dunkeln Orte auf.

Will man nun Gebrauch davon machen, so vermengt man eine halbe Unze davon mit dem zwölffachen Gewichte destillierten Wassers, verschließt dieß wieder in einer Flasche mit gut eingeriebenem Stöpsel und gießt davon, wenn man Bilder machen will, so viel in die oben beschriebene Schale, daß diese etwa bis zur Hälfte oder etwas darüber voll ist.

Dieses Jodchlorür muß sowohl im concentrierten Zustande, wie man es durch die beschriebene Bereitungsweise erhielt, als im verdünnten gegen die Berührung mit Licht und Luft wohl geschützt werden, denn in beiden Fällen verwandelt es sich nach und nach in salzsaures Jod und als solches ist es für unsern Zweck ganz und gar unbrauchbar.

C. Imle.

Seeschwalben.

(Taf. 16.)

Die See- oder Meerschwalben, auch Kirmöven genannt, bilden nach der Klassifikation von Oken das fünfte Geschlecht der zehnten Zunft; sie stehen daselbst in der zweiten Sippe und sind ausgezeichnet durch sehr lange Flügel und einen gegabelten Schwanz. Die Füße sind klein und schwach und die Zehen durch eine Schwimmhaut verbunden; der Schnabel allmälig zugespitzt. Ihre Größe wechselt von der einer gewöhnlichen Schwalbe bis zu der einer Taube. Die Färbung ist höchst einfach und besteht fast ausschließlich in Weiß, Grau und Schwarz. Die Seeschwalben leben an den heißen und gemäßigten Meeren in großen Gesellschaften, gehen aber zum Theil hoch nach Norden, um daselbst zu brüten und kommen nicht selten auch an die Flüsse und Seen. Diese lieben bewachsene, jene kahle Ufer, Inseln, Bänke und Klippen. Es sind sehr scheue und zierliche Vögel, welche fast in beständiger Bewegung sind. Sie fliegen sehr gut, ruhen des Nachts stehend im Sande, am Tage und bei ruhigem Wetter wohl auch auf der Wasserfläche. Ihre Nahrung besteht besonders in Fischen, auf die sie im Fluge stoßen und dabei gewöhnlich untertauchen; übrigens fangen sie auch Insekten, Würmer und kleine Wasserthiere, stehlen auch manchmal anderen Wasservögeln Eier und Junge. Auf ihren Reisen, welche sie gewöhnlich des Nachts anstellen, fliegen sie sehr hoch. Ihre Stimme besteht in einem krächzenden Tone, den sie häufig hören lassen und sich beständig unter einander zanken, was sie jedoch nicht in feindlicher Absicht, sondern nur zum Zeitvertreib zu thun scheinen. Ungeachtet ihrer Scheuigkeit sind sie gegen Feinde sehr kühn und verfolgen solche mit Heftigkeit. Diese Feinde sind besonders die in ihrer Nähe lebenden großen Möven und Raubmöven, welche nicht blos ihrer Brut nachstellen, sondern ihnen oft auch die gefangene Beute abnehmen. Auch gehören dazu viele Raubvögel, welche besonders ihren Jungen und den Eiern nachstellen. Die Eier der Meerschwalben werden gerne gegessen, weniger ihr Fleisch. Ein Schaden ist von ihnen nicht bekannt.

Die Lebensweise dieser Vögel ist sehr interessant. Sie scheinen, in Verbindung mit einigen anderen Vogelgeschlechtern, dazu geschaffen, die öden Gegenden im und am Meere zu beleben. Nur höchst selten trifft man einzelne Seeschwalbenpärchen, sondern meist große Gesellschaften, welche zu Hunderten, ja Tausenden auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume brüten, und zwar so nahe beisammen, daß der vorwärts schreitende Fuß kaum verhüten kann, Eier zu zertreten. Sie nisten nicht nur abgeschlossen für sich, sondern häufig auch in Gesellschaft anderer Sumpf- und Wasservögel. Manche Gattungen wählen zum Nistplatze die Ufer der Flüsse und stehenden Gewässer, bei weitem der größere Theil zieht jedoch die Gegenden am Meere vor. Oft sind die Brüteplätze so nahe am Wasser, daß bei dem geringsten Steigen desselben Nester und Eier weggeschwemmt werden. Die Nester stehen auf dem Boden, entweder auf der bloßen Fläche eines Felsen, im Kies oder Sande, oder in einer kleinen Vertiefung desselben, auf Schlammhügelchen und niedergedrückten Rohrbüschen. Selten fertigen sie selbst eine nestartige Unterlage an.

An den Brüteplätzen sind die Seeschwalben gar nicht furchtsam und scheinen den Vortheil zu kennen, der ihnen aus ihrer Menge für ihre Sicherheit erwächst. Betritt man einen solchen Brüteplatz, so umschwirrt eine zahllose Menge dieser Vögel den Besucher so nahe, daß er häufig von ihren Schwingen berührt wird. Die Flügelschläge und das beständige Schreien verursachen einen solchen Lärmen, daß man sein eigenes Wort kaum hören kann; dabei hat man Mühe, durchzukommen, indem man beständig Acht geben muß, nicht blos, um keine Nester zu zertreten, sondern auch, weil die Vögel ihren Koth in Menge fallen lassen, wovon die Kleider wie mit Kalk bespritzt aussehen. Die Zahl ihrer Eier ist drei und diese ist sehr beständig; man findet zwar nicht gar selten auch blos zwei oder vier in einem Neste, allein dieß kommt offenbar daher, weil bei der Menge der Nester und ihrem nahen Beisammenliegen es manchmal geschieht, daß die Vögel das ihnen ursprünglich zugehörende Nest mit einem andern verwechseln, ein Umstand, den sie gar nicht zu bemerken scheinen. Die Brütezeit dauert 14—16 Tage; Männchen und Weibchen brüten gemeinschaftlich, anhaltend jedoch, besonders das letztere, nur bei trübem Wetter, wo es dann von dem Männchen mit Nahrung versorgt wird. Bei heiterem Wetter dagegen tümmern

sie sich weniger um ihre Brut, sondern fliegen fast beständig umher und setzen sich nur des Nachts auf ihre Eier. Ihre Jungen lieben sie sehr und behalten sie bei sich, bis sie ganz gut fliegen können. Die Brüteplätze der Möven und Seeschwalben sind gewöhnlich an Privatpersonen verpachtet, welche die Eier, zwei-, drei- und viermal in einem Sommer, einsammeln lassen. Die Vögel legen immer wieder neue Eier, wenn man ihnen eines liegen läßt und überhaupt das Einsammeln mit der gehörigen Schonung und ohne Störung der Vögel selbst betreibt. Solche Brüteplätze bleiben oft 20—30 Jahre lang und noch länger, und die Zahl der Gesellschaft wächst mit jedem Jahre; die jungen Vögel suchen sich gewöhnlich in Gemeinschaft eigene Brüteplätze, abgesondert von denen der Alten, welche jene auch nicht unter sich dulden. Merkwürdig ist indessen, daß ein Brüteplatz oft plötzlich eingeht, ohne daß den Vögeln hiezu eine bekannte Veranlassung gegeben wurde.

Ihre Eier sind im Verhältniß zu der Größe des Vogels sehr groß und in Form und Färbung sehr verschieden. Die Grundfarbe zieht gewöhnlich in's Grüne oder Braune und die Zeichnungen bestehen in mehr oder weniger zahlreichen grauen und braunen Flecken, welche dem Ei ein sehr schönes Ansehen geben.

Die erste Figur der 16ten Tafel zeigt die kleine oder Zwergseeschwalbe (Sterna minuta). Sie heißt auch Schwalbenmöve und kleines Fischerlein, und ist um das Doppelte größer, als die Abbildung sie darstellt. Die unteren Körpertheile und der Schwanz sind weiß, ebenso der Vorderkopf; Hinterkopf und Nacken, so wie ein Strich vor den Augen gegen den Schnabel schwarz. Rücken und Flügel weißgrau; die Schwingen, welche über den Schwanz hinausreichen, sind aschgrau mit weißen Säumen; Schnabel und Füße gelb; Augenringe braun. Beim Weibchen ist das Grau viel heller; der junge Vogel aber zeigt an den obern Theilen eine hellbraune, grau und schwärzlich gesprenkelte Farbe, auch das Schwanzende ist bei ihm braun, die untern Theile sind schmutzigweiß, Schnabel und Füße röthlich hellbraun.

Sie lebt in Asien, Nordamerika und Europa. Weniger zahlreich, als andere Gattungen ihres Geschlechts, bewohnt sie im Sommer nicht nur die Küsten der Ost- und Nordsee, sondern auch, aber viel seltener, die Flüsse im Innern der Länder. Im südlichen Deutschland trifft man sie an der Elbe und einigen Nebenflüssen, dann an der Donau und am Rhein besonders nur da an, wo es klares Wasser mit Sand- oder Kiesgrund und viel seichte Stellen gibt. Sie ist ein Zugvogel und wandert im Juli und August in südlichere Gegenden, von welchen sie im Mai wieder an ihre Brüteplätze zurückkehrt. Diese sind flache sandige Inselchen oder niedrige Kiesbänke. Sie vermischt sich nicht mit andern Vogelgattungen und legt ihre Eier (Fig. 1a und 1b in natürlicher Größe) in eine natürliche Vertiefung des Bodens, wo sie nach 2 Wochen ausgebrütet werden.

Die Nahrung besteht in Wasserinsekten und deren Larven, besonders aber in Fischen. Sie ist sehr flink und fängt ihre Beute mit großer Geschicklichkeit, wobei ihr scharfes Gesicht ihr sehr zu statten kommt. In einer Höhe von 10—30 Fuß schwebt sie mit abwärts gerichtetem Kopfe über dem Wasser hin, hält oft plötzlich inne, wenn sie etwas erblickt und läßt sich pfeilschnell auf einen Fisch herabfallen. Sie frißt besonders den Greßling und den Uckeley, am Meer aber junge Garneelen und die junge Brut größerer Fische.

Figur 2, die schwarze Meerschwalbe (Sterna nigra), auch schwarze Schwalbenmöve und Ausselmöve genannt, ist im Jugendkleide abgebildet. Der alte Vogel ist an Schnabel, Kopf, Hals, Brust und Bauch schwarz, die übrigen Theile mit Ausnahme des weißen Afters und der gleichfarbigen Schenkel aschgrau; das Auge braun, die Schnabelwinkel roth und die Füße schwarz violett. Diese Farben sind beim Weibchen weniger lebhaft und die Kehle ist am Anfang weiß. Im Winter werden die Schwingen dunkler und die unteren Theile weiß, nur Nacken und Hinterkopf bleiben schwarz. Sie ist wenig größer als die vorige, wandert ungefähr um dieselbe Zeit, hat eine sehr große Verbreitung und ist bei uns die gemeinste Gattung, auch mit Ausnahme des hohen Nordens fast über ganz Europa und Asien verbreitet, und findet sich gleichfalls im nördlichen und südlichen Amerika. Zu ihrem Aufenthalt wählt sie Teiche, Sümpfe und Moräste, bald in der Nähe der Küsten, bald von denselben entfernt. An die Flüsse kommt sie nur auf dem Zuge. Zum Nestplatze wählt sie den Sumpf und legt ihr Nest auf Schlammhügelchen, häufig aber auch auf den niedergebogenen Spitzen der Wasserpflanzen an, so daß es entweder fast auf der Wasserfläche aufsteht, oder mehrere Fuß über derselben sich befindet. Die Eier (Fig. 2a und 2b) in natürlicher Größe.

Die schwarze Seeschwalbe frißt selten Fische, sondern nährt sich von anderen kleinen Wasserthieren, besonders aber von Land- und Wasserinsekten, mit deren Fang sie sich den ganzen Tag beschäftigt.

Die dritte auf unserer Tafel abgebildete ist die dongall'sche oder Paradiesmeerschwalbe (Sterna dougalli), mit schwarzem Schnabel und hochgelben Füßen. Sie mißt mit dem sehr lang gegabelten weißen Schwanze 15 Zoll, woran aber auf den letzteren die Hälfte kommt; die Flügel reichen bis über die Mitte des Schwanzes hinaus und werden, wie bei allen Meerschwalben, gekreuzt getragen. Die Farbe im Nacken, auf dem obern Theile des Kopfes und des Halses ist schwarz, der übrige Theil des Oberkörpers aschgrau und grauweiß; die äußere Fahne der vordern Schwungfeder schwarz, alle übrigen Theile rein weiß.

Sie lebt nur am Meere, wurde erst in der neueren Zeit entdeckt und besonders an den Küsten von England und Schottland beobachtet. Ihre Nahrung besteht in kleinen Seefischen. Sie wandert mit den Vorigen und stimmt in ihrer Lebens- und Fortpflanzungsweise mit ihren Gattungsverwandten überein. Ein Ei, welches diesem Vogel angehört, ist Figur 3 in Naturgröße abgebildet.

Die übrigen bekannteren Gattungen dieses Geschlechtes sind die Raubmeerschwalbe (Sterna caspia); die Flußmeerschwalbe (Sterna hirundo); die Lachseeschwalbe (Sterna anglica); die Brandmeerschwalbe (Sterna cantiaca); die Küstenmeerschwalbe (Sterna macrura); die weißbärtige Seeschwalbe (Sterna leucopareja); die weißschwingige (Sterna leucoptera); die schnelle (Sterna velox) und die wandernde (Sterna affinis).

Berge.

Charlotte Corday.

Dieser Name nennt einen der interessantesten weiblichen Charaktere der Geschichte Frankreichs; gleich der Jungfrau von Orleans verdient die Jungfrau von Caen von der Mit- und Nachwelt angestaunt zu werden. Das Weib, tritt es aus den Schranken seiner eigentlichen Bestimmung hervor zur Heldenthat, verdient wohl Ruhm und Bewunderung, aber auch Schauder erregt seine blutgefärbte Hand, und man möchte fragen: „Zartes, frommes, reines Wesen, wie kam der Mordgedanke deiner Seele?“ Und die Antwort ertönt, vom Gefühle für Recht begeistert: „Auch in des Weibes Brust regt sich der Heimath Liebe.“

Mariane Charlotte Corday d'Armans wurde den 28. Juli 1768 zu St. Saturnin, in dem Departement Calvados, einem Theile der ehemaligen Normandie, aus altadeliger, angesehener Familie geboren. Eine sorgfältige Erziehung nährte ihre hohen Ideen; ihr feuriger Geist fand nicht Sättigung genug an gewöhnlichen weiblichen Arbeiten und Beschäftigungen; nicht allein die klassischen Werke ihrer Nation, sondern auch die Schriften der Griechen und Römer hatte sie gelesen.

Charlotte lebte bei ihrem Vater, Johann Franz, zu Caen im Departement der Orne. Das Bewußtsein, über die gewöhnlichen Kräfte ihres Geschlechtes erhoben zu sein, hatte einen Stolz in ihr rege gemacht, der oft mächtigen Einfluß auf das Schicksal der Frauen ausübt. Die Herrschaft der Jakobiner in Frankreich war Ende Mai 1793 befestigt. Zwei und zwanzig Deputirte waren festgenommen und der Convent wurde von Marat und seinen Gesellen geleitet. Mehrere dieser Deputirten entkamen; so Marseille, Lyon, Bordeaux und in der Normandie wollten sie den Jakobinern entgegen steuern, aber sie wurden erreicht und bitter wurden die Bewohner durch die Schrecken und Gräuelthaten ihrer Verfolger, welche das Lebensglück von hundert und hundert Familien zertrümmerten, aufgereizt: Unwille und Mitleid ergriff auch Charlotte Corday, aber ihre Begeisterung für das Vaterland wurde durch persönliche Umstände zum Heldenmuth, zum Fanatismus gesteigert.

Bei Marat des Einverständnisses mit den Verräthern angeklagt, wurde auf dessen Befehl von jener Rotte, welche öffentlich und heimlich die bestimmten Opfer schlachtete und die man Babeurs de sang — Blutsäufer — nannte, ihr Verlobter ermordet. Im Herzen der trauernden Jungfrau erglühte die Rache zur furchtbar lodernden Flamme!

Von gewaltigen Gedanken bewegt, sagte Charlotte am 9. Juli 1793 der geliebten Heimath Lebewohl; unter dem Vorwande einer kleinen Landreise verließ sie das Vaterhaus und eilte nach Paris, wo sie den ersten Tag ihrer Ankunft anwandte, sich einiger Aufträge zu entledigen, die ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen schienen. Tags darauf kaufte sie den Dolch, den sie in das Herz des Ungeheuers zu bohren vorhatte. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, Marat in seiner Wohnung zu sprechen, schrieb sie ihm folgendes Billet, dessen lüsterer Doppelsinn sie tröstete, sich zur Schmeichelei gegen Jenen gezwungen zu sehen, den sie aus tiefster Seele verabscheute:

„Bürger! So eben komme ich von Caen. Ihre Vaterlandsliebe läßt mich hoffen, daß Sie die traurigen Vorfälle in diesem Theile der Republik gerne vernehmen und darüber Richter sein werden. Ich will zu Ihnen kommen. Gönnen Sie mir eine kurze Unterredung. Wichtig sind die Dinge, die ich Ihnen entdecke und wodurch Sie Frankreich einen großen Dienst erweisen können.“

Am nämlichen Tage (den 13. Juli 1793) erschien Charlotte, den Dolch versteckt, zum zweiten Male in Marats Wohnung, wo ihr dieselbe Frau, die ihr bisher den Zutritt versagt hatte, wieder störend entgegentrat. Sie geriethen in Wortwechsel, und Marat, der dessen Ursache vernahm, befahl, daß man Charlotte eintreten lasse, obgleich er in der Badewanne, ein Abendbad nehmend, saß. Eifrig befragte er sie um die Verhältnisse und Verwaltung im Departement, nach der Stimmung der Einwohner und nach den Namen der dorthin geflüchteten Deputirten; sorgfältig und mit schlecht verhohlener Freude notierte er deren Namen, und kaum hatte er die unheilvollen Worte: „Ihre Köpfe werden bald unter der Guillotine fallen,“ ausgesprochen, als ihm Charlotte den Dolch bis an das Heft in die Brust senkte, und Marat mit dem Ausrufe: „Mir thust Du das?“ seine Seele verhauchte.

Es eilten Leute herbei; Charlotte sah sich ihrer Wuth preis gegeben, aber wie eine heldenmüthige Kriegerin stand sie, ohne Furcht und Zagen, ohne Versuch zur Flucht, bis die Wache mit dem Polizeibeamten kam, dem sie den blutigen Dolch und dessen Scheide, ihren Taufschein, eine Adresse an das Volk von Paris, ihre goldene Uhr und ihre geringe Börse übergab. Sie wurde in die Gefängnisse der Abtei in einem Wagen gebracht, und der Pöbel, der Marat's Tod bereits erfahren, würde sie getödtet haben, hätte sie nicht das Ansehen des Deputirten Drouet von Menehould, jenes Postmeisters, der Ludwig XIV. auf seiner Flucht zu Varennes anhalten ließ, gerettet. „Ein solcher Haufen Kannibalen,“ sagte sie, unwillig über die Wuth des Volkes, „gehorcht dem Gesetze? Wunderbar!“ Jetzt hielt der Wagen. Mit einem Male drängte sich durch die tobende Menge ein junger Mann gleich einem Rasenden: er wollte statt Charlotte Corday in den Kerker, für sie auf dem Schaffotte sterben. Der Haufen packte und schleppte ihn zur Guillotine.

In den Mauern des Gefängnisses schrieb sie sogleich an ihren alten Vater und flehte ihn um Verzeihung ihrer That: „Doch," fügte sie hinzu, „wenn es des Vaterlandes Rettung gilt, darf man nicht lange um den Preis sich kümmern!" Ihre Geschwister bat sie, sich mit ihr zu freuen, und rief Corneille's Worte:

„Le crime fait honte, et non pas le chafaud"
(„Verbrechen schändet nur, und niemals das Schaffot")
ihnen in das Gedächtniß.

Einen andern Brief richtete sie an den flüchtigen Deputirten Barbaroux, worin sie scherzend ihre Abreise von der Heimath nach Paris erzählte, dann die Beweggründe ihrer That entwickelte und mit Begeisterung Frankreichs Zukunft prophezeite. Schwärmerisch sagte sie von sich: sie freue sich, Brutus und andere Helden der Welt in den elysäischen Hainen zu finden.

Am 16. Juli 1793 wurde Marat's Leiche mit großen Feierlichkeiten bestattet. Paris war lebhaft, der ganze Convent folgte dem Sarge. Am demselben Tage wurde Charlotte vor das Revolutions-Tribunal geführt. Frei und edel stand sie vor ihren Richtern. Das Volk drängte sich in ungeheurer Masse hinzu, um sie zu sehen. Laut frömten Verwünschungen über sie aus, aber manche Zähre des Mitleids beklagte sie. Mit gewaltiger Hoheit sprach sie die inhaltschweren Worte: „Nicht Recht allein, nein, Pflicht war Marat's Tod, denn er befahl den Mord. Ich vollzog das längst ausgesprochene Urtheil der öffentlichen Meinung!"

„Ich habe," fügte sie hinzu, indem sie ihre Stimme stark erhob, „einen Menschen getödtet, um noch Hunderttausende zu retten; ich habe einen Böswicht geopfert, um Unschuldige zu sichern; ein Raubthier habe ich getödtet, um meinem Vaterlande Ruhe zu geben!"

Der Advokat Chauveau la Garde wurde ihr zum Vertheidiger gegeben. Als das Verhör beendigt war, sprach er:

„Bürger! Ihr habt die Beschuldigte gehört, wie sie ihre kaltblütig ausgeführte That gesteht. Ihr habt gehört, wie sie keine Helfer und Mitverschworene gehabt. Ihr habt gehört, wie sie auch nicht den kleinsten Umstand verschweigt und keine Rechtfertigung verlangt. Solch eine Erscheinung ist nur durch politische Schwärmerei, durch Raserei, die ihr den Mordstahl in die Hand drückte, zu erklären. An Euch, Bürger, Geschworene, wende ich mich, daß Ihr entscheidet, welch' Gewicht diese Ansicht in der Wage der Gerechtigkeit enthalte, daß Ihr entscheidet über Leben und Tod!"

Die Angeklagte, des Mordes überwiesen, war strafbar. Tiefe Stille waltete. Die Geschworenen sprachen: „schuldig!" Das Urtheil lautete:

„Marianne Charlotte Corday d'Armans von St. Saturnin, schuldig den Bürger Marat gemeuchelmordet zu haben, soll durch die Guillotine sterben und ihr Vermögen zum Besten der Republik eingezogen werden."

Ruhig hörte sie den Spruch, und dankte mit edlem Ernste ihrem Vertheidiger. Der nächste Tagesmorgen ging ihr auf, wie die Sonne am Hochzeitfeste. Auf dem Wege zum Blutgerüste, in den rothen Sündermantel gehüllt, vernahm sie still und mit zufriedener Seelenruhe manches arge Wort, als sie aber hinaufstieg und der Menge grüßend zunickte, erschallte donnernder Bravoruf. Jetzt schwebte das Beil — jetzt fiel es und zerstörte ihr jugendliches Daseinn!

Was Charlotte Corday that, ist und bleibt Verbrechen. Wollte man das Warum gut und edel nennen, so gebührte diese Ehre auch andern Mördern von Unterdrückern des menschlichen Wohles. Die Idee, für die sie starb, ist groß, aber um der That willen ist es gut, daß solche Charaktere selten sind. Die Geschichte lehrt, daß von Diesseits zu Jenseits nur wenig Schritte sind, daß nur wenig edle Menschen für große Ideen ihr Leben geopfert, aber viele Böswichte mit Blut ihr Geschlecht und ihren Namen dem Fluch der Nachwelt übergaben.

G. Z. Nord.

Räthsel.

Erste Löthrung: Sinnbilder.

Der Herenmeister.

Die letzten Hexen sind verbrannt,
Und Hexenmeister längst verbannt,
Doch fällt mir einer ein zunächst,
Der euch noch oft genug behext.

Er macht euch satt und macht euch reich,
Macht Bettler oft Sultanen gleich;
Ist's Amor? Nein, er soll's nicht sein,
Der fällt euch allzufrüh doch ein.

Und ohne meinen Zaubrer wär'
Oft Amors Köcher ach! wie leer!
Mein Zaubrer ist ein andrer Mann,
Der Alles, was er will, auch kann.

Braucht ihr ein Schloß, gefüllt mit Gold,
Ein Sclavenheer in eurem Sold,
Braucht ihr Vernunft, Verstand und Witz?
Er winkt, da sind sie gleich dem Blitz.

Seht ihr's nicht gern, daß Alles steht,
Und Niemand auf dem Kopfe geht:
Er wälzt mit reicher Phantasie
Euch Staaten um, wie Kriege nie.

Sucht ihr, was heiß die Seele liebt,
Und was die arme Welt nicht gibt:
Er bringt es euch, er schafft's herbei,
Und ob es Gott unmöglich sei.

Doch fällt mir jener Glaube schwer,
Die ganze Welt sei Nichts, als er;
Denn sieh' ich ihn hervor an's Licht,
So ist er nur ein armer Wicht;

Es wäre denn, er träte schnell
Zu's Leben selbst mir sonnenhell;
Dann ließ ich Fürsten Fürsten sein,
Und lebte selig ihm allein.

J. G. Moser.

Auflösung: 4. 5. 17. 19. 17. 1. 20. 12.

Der Wolf.

Die Wölfe gehören zum Hundegeschlecht, welche Oken in die fünfte Ordnung der Haarthiere, die der Nagelthiere, eingereiht hat, die sich durch den Mangel an Zahnlücken, so wie durch das Vorhandensein von Nägeln an der Spitze der Klauen unterscheiden. Diese Thiere sind hoch und gerabbeinig, haben einen mäßigen Schwanz, eine lange und weiche Zunge, vorn fünf, hinten vier Zehen und alle Zahnarten, worunter sich der Reißzahn durch seine Größe und Schärfe auszeichnet.

Die Wölfe kommen in Europa, Asien, Amerika und Afrika vor, sie sind eben sowohl an der Gränze des Nordpols, als auch unter der Linie, wie in Indien, China, in der Gegend der Meerenge von Panama u. s. w. zu finden; weiter nach Süden zu scheinen sie aber durch Hyänen und Schakale ersetzt zu werden.

In Absicht auf Größe und Stärke welchen die in Europa vorkommenden Wölfe nicht viel von einander ab, indem sie in diesen Beziehungen den stärksten Hunden gleich kommen, wo nicht sie übertreffen. Ihre Reißzähne sind länger und stärker als die der Hunde, ihre Schneidezähne deutlich in drei Lappen getheilt, aber im Allgemeinen unregelmäßiger und weiter hervorstehend, als bei den zahmen Hunden; ihre Augen sind kleiner, als beim Hund, schiefer gestellt und offenbar höher am Schädel angebracht; der Vorderkopf ist breiter, aber niedriger, die Ohren gespitzt, jedoch kleiner und offener, als bei den Hunden; ihr ganzer Körper ist tiefer gestellt und mehr in die Länge gezogen; an ihrem Nacken findet sich eine Art von dicker borstiger Mähne, welche dem Thier ein wildes Ansehen gibt; die Schulter ist höher, das Hintertheil abschüssig und die hinteren Extremitäten auffallend schwach, sowie die Hinterfüße mehr unter den Körper gestellt, als beim Hunde. Der Schwanz hängt gerade herab und hat weder die Biegsamkeit, wie beim Fuchs, noch das aufwärts gekrümmte Ansehen, wie beim Hunde. Dabei gehen die Wölfe mehr auf dem Ballen der Füße, als auf den Zehen; ihr Pelz ist rauh und struppig und besitzt einen eigenthümlichen, höchst unangenehmen Geruch. Ihr ganzes Wesen gibt Wachsamkeit, Bosheit, verbunden mit Scheu und Grausamkeit zu erkennen, wodurch sie sich von allen ähnlichen Gattungen unterscheiden.

Wölfe haben die Gewohnheit, bei bevorstehender Wetterveränderung zu heulen. Sie wühlen mit dem Maule die Erde auf, anstatt sie, wie der Fuchs, mit den Pfoten aufzugraben, wenn sie irgend etwas Verzehrbares darin verstecken wollen. Die alten Wölfe bestrafen ihre Jungen, wenn sie irgend ein Angstgeschrei hören lassen, indem sie sie so lange beißen, bei dem Schwanze packen und auf dem Boden umherziehen, bis sie endlich gelernt haben, sich bei allem ruhig zu verhalten. Alle Wolfsjäger versichern, diese Thiergattung sei lendenschwach, denn sobald man sie jage, so scheine das ganze Hintertheil zu schwanken. Sobald sie aber im Laufe warm werden, so rennen sie unaufhaltsam von der Gegend, wo sie aufgejagt wurden, weg und suchen in gerader Linie nach irgend einem Schutzwinkel zu entkommen, wobei sie oft in einem Lauf eine Strecke von fünfzehn bis sechszehn Stunden zurücklegen. Bei solchen Flüchten überspringt der Wolf Mauern von acht Fuß Höhe, schwimmt durch die breitesten Flüsse und ist hiebei durch Hunde nicht leicht zu bewegen, die Richtung seines Weges zu ändern; wird er verfolgt, so sucht er diese mit haßigen Bissen an den Vorderfüßen zu verwunden und schlägt wieder den vorigen Weg ein.

Die Spur eines Wolfes ist dadurch leicht von der des Hundes zu unterscheiden, daß die mittleren Klauen dicht beisammen stehen, während sie beim Hunde getrennt sind; zugleich drückt sich der Ballen des Fußes stärker aus, weil der Hund mehr auf diesem läuft.

Obgleich der Wolf nicht die erfinderische List des Fuchses besitzt, so hat er dennoch eine ungemeine Schlauheit; sein Geruch ist sehr fein, sein Gehör sehr scharf, und alle seine Gewohnheiten verkünden die größte Vorsicht. Im gemäßigten und südlichen Europa kommt er gewöhnlich in den Wäldern vor. Der Wohnort derer aber, welche die nördlichen Gegenden Europa's, sowie die Steppen Rußland's und der Tartarei bewohnen, ist verschieden.

Die Wölfe graben nicht, wie die Füchse, Bären, Dachse u. s. w., eigene Höhlen, sondern halten sich entweder in verlassenen Bauen dieser Thiere auf, oder machen sich in Felsklüften, überhängenden Ufern, hohlen Bäumen ein Lager, das immer in den verlassensten und dichtesten Gegenden der Wälder angelegt wird.

In dicht bewohnten Gegenden, wo diese Thiere der Gegenstand beständiger Verfolgung sind, gehen sie nicht anders aus, als gegen den Wind; namentlich wenn sie eine offene Gegend besuchen wollen; alsdann treten sie vorsichtig aus dem Walde, und wittern rings umher, ob sich nichts Verdächtiges bemerken läßt, ehe sie sich in das freie Feld wagen. Alsdann schleichen sie unter immerwährendem Schnuppern so dicht als möglich in der Nähe von Hecken und Gebüschen hin, um nicht erkannt zu werden, und legen mehrere Meilen in einem Futter zurück. Gehen mehrere Wölfe zusammen, so marschieren sie immer hinter einander, und treten so genau in die Fußstapfen des Vorgängers, daß man, selbst auf weichem Grunde, glaubt, es wäre blos ein einziger dort gegangen. Sie setzen die Füße sehr nahe zusammen, so daß die beiderseitigen Fußstapfen eine einzige Linie bilden, was man das Schnüren nennt. Dergleichen Ausflüge beginnt der Wolf selten vor Anbruch der Nacht, und kehrt immer vor der Morgendämmerung zurück. Will der Wolf ein Schafhaus besuchen, so umgeht er zuerst das ganze Gehöft, wittert in der Luft, beschnüffelt den Grund, hält häufig still, um zu lauschen, ob Alles sicher sei, und springt erst dann über den Zaun, wo möglich ohne ihn im Geringsten zu berühren. Geht er zurück, so trägt er den Kopf tief, dreht ein Ohr vorwärts, das andere rückwärts, und seine Augen leuchten wie Feuer. Er trabt

alsdann mit gekrenzten Füßen fort, nimmt schleunigst seinen Rückweg nach dem Walde, und hat er diesen erreicht, erhebt er seinen Schweif und schwingt ihn gleichsam zum Triumph in der Luft.

Man sagt, daß wenn die Wölfe sehr hungrig sind und sich einem bewachten Landhause nähern, sie einen einzelnen heulenden Schrei hören lassen, um die Hunde zur Verfolgung anzureizen. Kommen diese heraus, so flieht der Wolf, bis er den nächsten Verfolger packen und zerreißen kann. Allein gewöhnlich sind die Hunde bei Verfolgung des Wolfes sehr vorsichtig, und selbst Hetzhunde bedürfen der Anreizung, wenn sie nicht durch den Wolf zurückgeschreckt werden sollen.

In harten Wintern werden die Wölfe oft sehr vom Hunger geplagt, und wenn es ihnen alsdann weder gelingt, in Schafställe zu brechen, noch sich Wild zu verschaffen, so fressen sie oft aus Hunger Baumrinden, mit denen man ihren Magen alsdann angefüllt findet. Sind die Wölfe sehr hungrig, so gehen sie bei offenem Tage in Dörfer und fallen Alles an, was ihnen in den Weg kommt; indessen verschonen sie, wenn sie andere Nahrung finden, den Menschen, haben sie aber einmal, sei es durch Ausgrabung von Leichen, sei es durch den Hunger gezwungen, Menschenfleisch gekostet, so sollen sie auf Menschen, besonders Kinder, über die Maßen erpicht sein.

Der Wolf packt den Gegenstand seines Raubes gewöhnlich bei der Kehle oder bei der Nase, und was er einmal angefallen hat, das reißt er nieder; er macht sich aber, wenn er ein Stück niedergeworfen hat, nicht sogleich an den Fraß, sondern fährt mit Würgen so lange fort, als er sich sicher glaubt; sodann ergreift er eines der gewürgten Thiere als Beute, und schleppt es in das Dickicht, um es gemächlich zu verzehren. Sein Freßvermögen ist so ungeheuer, daß er im Stande sein soll, ein ganzes Schaf auf einmal aufzufressen. Dabei soll er die Geschicklichkeit haben, alles genießbare Fleisch aus dem Thiere herauszuziehen, ohne eine besonders große Oeffnung in die Haut zu machen. Thiere von der Größe eines Schafes vermag er leicht fortzutragen, indem er sie auf die Schultern legt und mit den Zähnen hält. Größere Thiere ist er genöthigt, auf der Stelle zu verzehren.

Pferde leisten ihm hingegen nicht selten eben so hartnäckigen, als wirksamen Widerstand, und hierin sollen besonders die Kosackenpferde große Gewandtheit haben. Wird ein Trupp Pferde von Wölfen angegriffen, so umgeben die Hengste die Stuten und Fohlen kreisförmig, und empfangen die Wölfe mit ihren Hinterfüßen so nachdrücklich, daß mancher davon todt auf dem Platze bleibt. Werden diese Pferde einzeln angegriffen, so schlagen sie wohl auch den Wolf mit den Vorderfüßen zu todt.

Man hat öfters Versuche gemacht, den Wolf zu zähmen; meistens sind sie aber mißlungen, indem besonders der männliche Wolf selten verfehlt, sobald er ausgewachsen und erstarkt ist, die ihm angeborene Tücke gegen seinen Herrn auszuüben. Eher lassen sich weibliche Wölfe an den Menschen gewöhnen, werden aber nie vollkommen zahm.

Ein Fleischer in Neu-York bekam einen jungen Wolf, hielt diesen zwei Jahre lang in der Nähe des Schlachthauses angekettet, und ernährte ihn dort mit Blut und Fleisch im Ueberfluß. Einstmals wollte er in der Nacht etwas in dem Schlachthause suchen, und ging ohne Licht hinein, weil er es im Finstern wohl finden konnte, dachte aber gar nicht an seinen Wolf. Während er jedoch nach dem zu suchenden Gegenstand umher tappte, hörte er die Kette rasseln, und der Wolf sprang sogleich auf ihn zu, um ihn niederzureißen. Glücklicher Weise war ihm sein Hund gefolgt, der nun sogleich zusprang, um ihn zu vertheidigen. Der Wolf, welcher ihn bereits an der Halsbinde gepackt hatte, ließ ihn nun los, und der Fleischer benutzte den Augenblick, um sein Messer zu ziehen und ihn niederzustoßen.

Ein merkwürdiges Beispiel von Anhänglichkeit eines Wolfes an seinen Herrn erzählt Friedrich Cuvier. Ein Mann zog einen jungen Wolf auf, der sich vollkommen zahm wie ein Hund geberdete. Er folgte seinem Herrn, war ihm vollkommen gehorsam, schien sich zu grämen, wenn er abwesend war, kurz er unterschied sich in nichts von dem zahmsten Haushunde. Da sein Herr verreisen mußte, so machte er mit dem Thiere der königlichen Akademie zu Paris ein Geschenk; hier wurde der Wolf in den Käfig gesperrt, trauerte aber mehrere Wochen lang, und wollte beinahe kein Futter aufnehmen. Nach und nach erholte er sich indessen, gewann Zuneigung zu seinem Wärter und schien alles Vergangene vergessen zu haben, als sein Herr nach achtzehn Monaten wieder zurückkam. Nun aber erkannte ihn der Wolf, ohne ihn in seinem dunkeln Käfig zu sehen, bei dem ersten Worte, welches er aussprach, und gab seine Freude durch Geschrei und Bewegungen zu erkennen. Als man ihn in Freiheit setzte, überschüttete er seinen alten Freund mit Liebkosungen, völlig so wie der treueste Hund, welcher seinen Herrn nach einer Trennung von wenigen Tagen wiedersieht. Unglücklicher Weise war sein Herr genöthigt, ihn zum zweiten Male zu verlassen, und dieß war wiederum für den armen Wolf eine Quelle des tiefsten Kummers; allein die Zeit heilte seinen Gram. Drei Jahre verflossen nun, während welchen der Wolf sehr bequem mit einem jungen Hunde lebte, den man ihm zum Gesellschafter gegeben hatte. Nach diesem Zeitraum, der hinreichend gewesen wäre, einen jeden Hund, den des Odysseus ausgenommen, seinen Herrn vergessen zu machen, kehrte sein alter Herr wieder zurück. Es war Abend; der Käfig war vollkommen geschlossen, so daß das Thier keinen Gebrauch von seinen Augen machen konnte, aber die Stimme seines geliebten Herrn war ihm noch fest im Gedächtniß geblieben; sobald er ihn hörte, erkannte er ihn, und antwortete ihm mit einem Geheul, das seine höchste Ungeduld, seinen Herrn zu sehen, verrieth. Nachdem man den Käfig geöffnet hatte, sprang das Thier herans, legte seine Vorderfüße auf die Schultern seines Herrn, beleckte ihm das Gesicht, und drohte seinen eigenen

Wärtern, denen er einen Augenblick zuvor auf das Beste zugethan war, mit den Zähnen, wenn sie sich ihm nähern wollten. Auf diese Freude folgte aber der bitterste Schmerz der Trennung für das arme Thier, sein Herr mußte ihn wieder verlassen, und von dem Augenblick an legte sich der Wolf unbeweglich und traurig vor sich hin stierend in seinen Käfig; er verweigerte alle Nahrung, magerte ab, sein Haar wurde wie bei allen kranken Thieren glanzlos und struppig, und binnen acht Tagen war er bis zur Unkenntlichkeit heruntergekommen, so daß man seinen Tod befürchtete. Indessen erholte er sich doch nach einiger Zeit wieder, so daß er die vorige Schönheit erlangte, und die Annäherung seiner früheren Wärter wieder duldete; allein von diesem Zeitpunkte an ließ er sich von Niemand mehr schmeicheln und begegnete Fremden mit Drohung.

Erst nach Zurückkegung des zweiten Jahres bekommen die Wölfe ihre vollkommene Größe; die Wölfin wirft (wölft) 3 bis 7 Junge, denen sie entweder in verlassenen Fuchsbauen oder sonst unzugänglichen Höhlen aus Moos ein weiches Lager bereitet. Die männlichen Wölfe sollen nicht selten die Jungen auffressen, so lange sie noch blind sind, und die Wölfinnen selbst sollen dieß thun, wenn sie merken, daß das Junge von Menschenhänden berührt worden ist, oder wenn sie sonst irgend einen Grund haben, ihre Sicherheit gefährdet zu sehen. Nach etwa neun Tagen öffnen sich die Augen der jungen Wölfe, und alsdann sorgt der männliche Wolf mit größter Sorgfalt für ihren Unterhalt, indem er Mäuse, Ratten, Maulwürfe, Rebhühner und andere Thiere zu dem Neste bringt. Je mehr die Jungen heranwachsen, desto wachsamer und sorgfältiger wird die Wölfin; sie führt sie zwei- oder dreimal des Tages zu der nächsten Quelle, um sie zu tränken, und wenn sie herangewachsen sind, werden sie von beiden Eltern zum Raube angeleitet, so daß man oft die ganze Wolfsfamilie mit einander auf Raub ausgehen sieht.

Die Stärkkraft und Hartnäckigkeit des Wolfs, sowie sein furchterregendes Heulen, wenn er um die Wohnungen der Menschen umherstreift, sowie das unheilverkündende Leuchten seiner Augen in dem Dunkel der Nacht, waren die Ursache, daß man von alten Zeiten her ihm geheimnißvolle Kräfte zuschrieb. Bei den Alten war der Wolf dem Apollo heilig, und eine Wölfin hatte ihn gesäugt. Dasselbe wissen wir von Romulus und Remus, den Gründern Rom's. Ebenfalls wurde die Figur eines Wolfs auf dem Parnassus heilig gehalten. Bei den Römern, den Macedoniern und den Osgothen war sein Name eine kriegerische Auszeichnung. Außerdem berichten uns die Sagen vieler Völker von den Währwölfen, die nichts anderes sein sollen, als Hexen und Zauberer in Wolfsgestalt, ein Aberglaube, der sich bis nach Abyssinien und dem Kaffernlande verbreitet hat. Ebenso ist der Wolf ein Begleiter Odins, wie er in alten Zeiten der des Mars war. Nach der scandinavischen Sage ist er unter dem Namen Fenrir der Zerstörer der Welt.

Auf dem Anstande ist der Wolf schwer zu jagen, theils weil er keinen beständigen Wechsel hat, theils weil er den Jäger schon von Weitem wittert. Treibjagden sind ebenfalls schwer anzustellen, weil er sich aller möglichen List bedient, um die Reihe der Treiber zu durchbrechen. Sind indeß genug Treiber vorhanden, so kann man ihn, als ein sehr scheues Thier, leicht den Schützen zutreiben, die aber gewandt sein müssen, wenn sie den in immerwährender Abwechselung flüchtigen Wolf treffen wollen. In Polen jagt man die Wölfe so, daß man gegen Abend im Schlitten ausfährt, und ein Spanferkel in einem Sacke mitnimmt. Kömmt man nun in Gegenden, wo Wölfe sind, so zwickt und kneift man das Ferkel, daß es schreien muß; der Wolf nähert sich nun und wird aus dem Schlitten geschossen. Man kann auch ein todtes Schaf an einer langen Leine hinter dem Schlitten herziehen, und so den Wolf anlocken. Begreiflicherweise muß der Schlitten mit sehr guten Pferden bespannt sein, um im Nothfall einer Uebermacht von Wölfen entfliehen zu können, und es müssen sich in demselben mehrere mit vielen und guten Schießgewehren versehene Schützen befinden, um die Wölfe in gehörigem Respekt halten zu können. Kömmt man bei solchen Reisen unbewaffnet in Gefahr, von Wölfen angefallen zu werden, so besteht das einzige Rettungsmittel in der Musik, die den Wölfen unausstehlich ist; namentlich gilt dies von scharftönenden Blasinstrumenten wie Clarinetten, oder von hohen Saiteninstrumenten wie Geigen; und in der That hat nicht nur einmal manch' beherzter Musikant sich und seine unbewaffnete Reisegesellschaft auf diese Weise gerettet. Man fängt die Wölfe auch in Wolfsgruben, welche so tief gemacht werden, daß das Thier nicht herausspringen kann, und in welche man ein todtes Schaf legt. Will man sie in Tellereisen fangen, so darf man sie am besten mit folgender Witterung: Man läßt Gänsefett in einem Tiegel zergehen, wirft Fenchelkraut, Baldriankraut und Fichtenknospen hinein, läßt dieß unter beständigem Umrühren über Kohlen fünf Minuten lang backen, nimmt die Masse vom Feuer, rührt etwas Kampher darunter und preßt sie nun durch reine Leinwand aus. Hiemit bestreicht man das ganze Eisen und legt auf den Teller etwas gebratene Rebleber oder Entenfleisch, welches man ebenfalls mit einer kleinen Quantität Kampher bestreut.

In Sibirien tödtet man zuweilen die Wölfe durch Gift. Eine sehr sinnreiche Art, den Wolf zu fangen, haben die Russen. Sie bauen auf einem Platze, wohin Wölfe kommen, eine geräumige kreisrunde Hütte, deren Wände aus starken Pfählen bestehen, und deren Dach fest ist; um diese Hütte wird eine ebenfalls kreisrunde Wandung gebaut, welche aus Brettern besteht, und deren Abstand von der Hütte nicht größer ist, als daß gerade der Wolf durchschlüpfen kann. Oben ist diese Außenwand ebenfalls mit einem Dache versehen, an dem aber Schießscharten angebracht sind. Diese äußere Wand hat nur eine einzige Thür, welche nach innen zu aufgeht, aber nicht nach außen. In den inneren Raum werden nun Schafe gebracht,

die der Wolf in der Nacht sogleich wittert. Er schleicht sich nun durch die offen gelassene Thüre hinein und kann nicht anders als zwischen der Pfahlhütte und der äußern Bretterverkleidung im Kreise herumgehen; kommt er an die Thür, so drückt er sie von selbst zu, weil er, um zu entkommen, niemals hinter sich geht. Auf diese Weise können in einer Nacht mittelst derselben Falle mehrere Wölfe gefangen werden, welche man alsdann durch die oben angebrachten Schießscharten erlegt.

Die verschiedenen Gattungen der Wölfe sind folgende:

Der gemeine Wolf (Canis lupus). Der gemeine Wolf mißt 27 bis 29 Zoll, von der Schulter bis zur Fußspitze; Haupt, Nacken und Rücken sind graugelb gefärbt, indem die Haare an ihrer Wurzel weiß sind, alsdann auf gelbem Grund schwarze Ringe haben und mit einer schwarzen Spitze endigen. Das Maul ist schwarz und der Umkreis der Augen ockergelb. Die französischen Wölfe sind gewöhnlich dunkler gefärbt und kleiner, als die deutschen; weiße Wölfe sind eine Seltenheit. Die russischen Wölfe sind die größten und hellgrau gefärbt.

Der schwarze Wolf (Canis lycaon). Diese Gattung ist ungefähr so groß wie der gewöhnliche Wolf; allein nicht so gestaltet und in den Gliedmaßen stärker; er ist dunkelbraun bis in's Schwarze gehend, und kommt vorzugsweise in Spanien vor; wiewohl er auch im Friaul, in Rußland und wahrscheinlich in Brasilien zu finden ist. Er ist wilder und grausamer, als der gewöhnliche Wolf.

Der blaue Wolf (Canis nubilus). Ist eine in Canada vorkommende seltene Gattung, welche eine blauschwarze, in's Bräunliche stechende Farbe hat und an Sitten und Gestalt unserem Wolfe ähnelt.

Ferner gehören hieher:

Der rothe Wolf (Canis jubatus) in Südamerika, und der merikanische (Canis mexicanus).

Auch der Schakal (Canis aureus), der in Asien und Afrika vorkommt, gehört hieher.

Graf Orloff's Brautfahrt.

Russische Sage.

(Tafel 21.)

Graf Orloff reitet in den Wald,
Das Jagdhorn dröhnt, die Büchse knallt,
Und der Genossen frohe Schaar
Dem kühnen Jäger zur Seite war,
Denn's gilt den Ur zu jagen;
Denn's gilt dem Hirsch, des Waldes Zier,
Dem Bären und dem Elenthier —
Sie pürschen voll Behagen.

Dem Grafen deucht die Beute klein,
Er läßt solch Wild den andern.
Was seltnes für die Traute sein,
Will er sich suchen ganz allein,
Drum eilt er rascher zu wandern.
Im weiten Wald späht er umher,
Ihm deucht kein Weg, keine Müh' zu schwer,
Zu forschen in die Kreuz und Quer,
Ob nicht an fern verborgener Stelle
Er finde, was sein Herz ergötze,
Was ihm als Lust entgegenquelle
Und ihn in Herzens Tiefen letze.

Da kommt er an des Waldes Saum
— Die Gegend kennt' er nie erkunden —
Denn Eis und Schnee sind hier verschwunden,
Der Gau deucht ihm ein schöner Traum,
Von üppigem Rasen, grünem Moose
Ist hier bedeckt der ganze Grund,
Hier blüht die Lilie, glüht die Rose,
Und aus der Erde warmem Schooße
Hebt sich die Ceder zum Himmelsrund.
Ein klarer Bach hat sich ergossen,
Wo wonnig regt das Fischlein die Flossen,
Leicht schwimmend hin und her,
Und unter frohem lust'gem Singen
Regt mancher Vogel die bunten Schwingen
Durch der Lüfte blaues Meer.
Und in der Bäume kühlem Schatten
Ruhen auf den blum'gen Matten
Die Hirsche, die Rehe all',
Sie fürchten des Jägers Schlinge nicht,
Nicht seiner Büchse Knall,
Sie schauen dem Fremden in's Angesicht
Mit klarem Auge, das deutlich spricht:
Willkommen all' überall.

Der Graf verstummt bei diesem Schau'n,
Streicht mit der Hand sich über die Brau'n,
Weiß nicht wie ihm geschieh'n.
Doch als er will sein Auge heben,
Sieht er was durch die Lüfte schweben
Mit seltsamem Getön.
Und schau, ein Reiher kommt geflogen,
Kühn schwimmend durch die Luft im Bogen,
So weiß wie Schnee ist sein Gefieder,
Bald schwebt er hoch, bald schwebt er nieder,
Und kreist ob seinem Haupt.
Des Jägers Herz mit Pochen spricht:
Schieß an dem heil'gen Orte nicht.
Doch weh! sein Ohr ertaubt.
„Ha! stolzer Vogel, so schön und kühn,
Groß ist der Lohn und süß das Müh'n,
Es sollen die schmucken Federn dein
Der Braut die köstlichste Zierde sein.“

Der Jäger denkt's, es knackt der Hahn,
Rasch legt er seine Büchse an,
Ein Blitz, ein Knall — es ist gethan,
Und ächzend aus den Lüften nieder
Der Reiher senkt sein blaut Gefieder,
Bespritzt von Blut so schimmernd roth,
Zu seinen Füßen liegt er todt;
Doch eh' er sinkt in Todesnacht,
Blickt er den Jäger an voll Schmerz,

VI.

Es trifft der Blick ihm tief in's Herz,
Ihm deucht: einen Mord hast du vollbracht. —
Und stierend harrt er, ihm wird bang,
Er kann nicht greifen nach der Beute,
Er kann nicht schweifen fort in's Weite;
So steht er eingewurzelt lang.

Da hört er fernen Hörnerklang,
Es sind die Freunde, die ihm rufen,
Getrappel hört er dann von Hufen,
Das fern zu seinem Ohre drang.
Sein alter Muth, umkehrt er wieder,
Rasch beugt er sich zum Boden nieder,
Und zitternd — als wär's sünd'ge That,
Des Jägers Hand dem Reiher naht,
Und tappt umher in dem Gefieder,
Und rauft dort für der Theuern Schmuck
Das Schönste aus mit scheuem Ruck.

Das theure Kleinod ist gepflückt,
Da hat er rings umher geblickt,
Dem Löwen gleich, der rasch im Sprung
Hinwarf den Feind mit einem Schwung,
Ihm setzt die Tatze auf die Brust,
Und mit dem Schweif sich peitschend, wild
Umschauend lang und laut nun brüllt,
Als wollt' er fragen, wer ihn schilt,
Voll grimmer, heißer Lust.
So schaut der Graf umher; die Au,
So duftend grün, der Himmel blau
Sich spiegelnd in dem Bächlein klar,
Des Wildes friedlich fromme Schaar,
Die Vöglein in den Zweigen grün,
Die Cedern, Blumen — all' ist hin,
Verschwommen in düstrem Grau.

Und aus dem dumpfen Nebelflor,
Der wirbelt und wallt umher im Kreis,
Bald schwarz, bald grau, bald silberweiß,
Wie Rauch aus des Aetna dunklem Thor,
Drin Sonnenschein sich bricht,
Tritt einer Jungfrau Bild hervor,
Die zürnend zu dem Jäger spricht:
„Befleckt hast du in frechem Muth,
O Jäger, diesen Hain mit Blut,
Dich trieb ein eitel üppig Sinnen,
Ein köstlich Kleinod zu gewinnen,
Leg ab die Eitelkeit der Welt,
Die sünd'gen Herzen Fallen stellt,
Such auf der Tugend Pfad zu wallen,
Sonst bist dem Bösen du verfallen!“

Es hört der Graf der Mahnung Klänge,
Und schon um's Herz wird's ihm so enge,
Das pocht, ob's ihm den Busen sprenge;
Schon ist zu geben er fast bereit
Den kaum geraubten Schmuck der Maid,
Vergebung flehend, heiß entglommen —
Wohl wäre dieß zu seinem Frommen —
Als durch den Wald der Hörnerschall
Erklang mit laut'rem Wiederhall,
Und seinen Stolz entfacht.

Er faßt sich Herz, mit raschem Muth
Steckt er die Federn auf den Hut,
Er wendet schnell sich nach dem Wald,
Wo schon der Freunde Ruf erschallt,
Hat auf die Jungfrau wenig Acht,
Die mit erhob'ner Rechten dräut:
„Wer Warnung höhnt, zu spät bereut,
Merk dir, die Rache wacht!“

Er kommt zum Wald, der Genossen Schaar
Lobt seinen Schmuck so wunderbar.
D'rauf sagt der Graf kein Sterbenswort,
Er steigt mit hast'ger Eil zu Roß,
Er flieht in vollem Galopp zum Schloß,
Und stauneud hinterher der Troß
Ueber Hecken und Stauden fort.

„Was macht dem Grafen die Wange so heiß,
Und frostig schauderud bald wie Eis?
Was blickt er so scheu, verstört und wild,
Da doch sein kühnster Wunsch erfüllt,
Die Feder vom Reiher weiß?“
So fragt das Volk einander stauuend,
Vermuthung in das Ohr sich rauuend.
Doch keiner wohl vermag's zu finden,
Des Herrn verborgen Sinn zu ergründen. —

Der Graf erreicht zu Nacht das Schloß,
Wo er sich allein in's Zimmer schloß,
Wo er mit langsam schwerem Tritt
Die Gemächer auf und nieder schritt;
Dann bleibt er steh'n, spricht leise Reden,
Die kaum der schlauste Horcher hört,
Schaut dann hinaus in Forstes Oeden,
D'rauf er sich nach dem Lager kehrt,
Dort ruft er dem Schlafgott: lulle mich ein,
Mich labend mit süßen Phantasei'n. —

Sobald die erste Schwalbe schwirrt,
Und im Ost erglimmt das Morgenroth,
Dess' holder Schein durch's Gebüsch hin irrt,
Und dem Eise so lieblichen Schimmer bot,
Sei's in den Schatten ein blänlich Dunkel,
Sei's lichtbeglänzt gleich dem Carfunkel,
Gleich dem Smaragd und Demantstein,
So golden grün, so wasserrein,
Ein Glanz voll feinem Duft,
Der Graf nun schnell dem Diener ruft:
„Die Rosse geschirrt, geschwind, geschwind —
Auf zu der holden Sigelind,
Der Braut so hold und lind.“

Im Thorweg stehn die Rosse drei,
Der Diener Wrsch steht auch dabei,
Die Zügel hält er mit fester Hand,
Daß ihren kühnen Muth er bannt.
„Herr Graf, Herr Graf, der Wald ist wild,
Mich schreckt 'nes Traumes böses Bild,
Das mich gequält mit Angst und Noth:
Ich wähnt', ich säh 'nen grimmen Drachen,
Er schnappt nach uns mit wüstem Rachen,
Mit der Zähne dreigedoppelten Reih'n
Schlang er so Schlitten als Pferde ein;

Mir deucht, zwei wohlbewehrte Reiter,
Sie dienten baß uns als Begleiter.“
Der Graf darauf: „geh' in den Rath
Zu den dicken Herrn im brokatnen Kittel,
Bei mir doch weiche als Soldat
Von meinem Wort nicht einen Titel.“
Wrsch schweigt beschämt; ergreift die Zügel,
Lenkt die Rosse schnell durch Thal und Hügel,
Die kauend muthig an den Stangen
In raschem Lauf zum Ziel gelangen,
Zum Schlosse der holden Braut,
Die sehnend aus dem Fenster schaut,
Und winkend mit dem Tuche fein,
Als er zum Thore fuhr herein,
Begrüßt den Liebsten traut. —
So von der Braut herzinn'gem Gruße,
So von dem prunkvoll schönen Feste,
Von dem Bankett der frohen Gäste,
Von Tanz und Trinkspruch schweigt die Muse,
Hab's sonst gelesen oft auf's Beste;
Was soll ich mit gestohl'nen Bildern
Euch solche Lust und Wonne schildern,
Die als ein allzufroher Gast
Zum ernsten Lied nicht paßt?
Nichts sag' ich, als: von den Gaben allen,
Hat meist der Reiherschmuck gefallen
Der schönen Sigelind.
Sie steckt ihn auf den Hut geschwind,
Und läßt ihn rings im Kreise schau'n,
Wo sie die Herzen all' gewinnt,
Die lieblichste der Frau'n.
Es fügt in feierlicher Stunde
Das Paar zum ew'gen, heilgen Bunde
Der Priester, und zu seinem Segen
Fügt er manch herzerhebend Wort,
Das sie im Innern muß bewegen,
Sie lenkend nach der Tugend Hort.
Im ernsten Ton spricht er vor Allen:
„Legt ab die Eitelkeit der Welt,
Die sünd'gen Herzen Fallen stellt,
Sucht auf der Tugend Pfad zu wallen,
Sonst seid dem Bösen ihr verfallen.“
Dem Grafen sticht in's Herz die Mahnung,
Sie macht ihn zittern und erbeben,
Von seiner Wange flieht das Leben,
Den Busen füllt ihm Todesahnung,
Denn jene Maid sprach diese Worte,
An jenes Zauberwaldes Pforte.
Und wenn er auch zu bergen weiß,
Was frostig ihn durchwallt und heiß,
So hat er doch nicht Ruh, nicht Rast,
Ihn drängt's hinaus mit wilder Hast.
Es sauset der Wind, die Peitsche knallt,
Das Dreigespann rennt durch den Wald,
Der Schnee mit seinem düstern Flimmer
Verleiht der Nacht so trüben Schimmer,
Und durch den Wald von Nacht erfüllt,
Wie braust der Sturm, wie pfeift er wild,
Schlägt manchen Baum in Trümmer.
„Horch, wie es heult im finstern Hain,
So wild und schaurig bricht's herein.“
So spricht Frau Sigelind. —
„Es ist der Sturm in Haid' und Wald,
Der in den Felsen wiederhallt,
Es ist nur eitel Wind.“ —
„Horch, wie der Rabe gierig krächzt.“ —
„Es ist ein alter Baum der ächzt,
Gefaßt vom Wirbelwind.“ —
„Nein, dieß Geheul, ich hört' es klar,
Es kommt von grimmer Wölfe Schaar,
Verfolgend unsre Bahn.“ —
„Des Uhu Ruf ertönt im Forst
Aus hohlem Baum, dem morschen Horst.
Angst stört dich, eitler Wahn.“ —
„Nein, hörst du nicht wie schnell sie nah'n,
O weh! nun ist's um uns gethan,
Horch, wie sie rennen, wie sie tappen,
Horch, wie sie heulen, wie sie schnappen,
Hörst du es nicht, siehst du's denn nicht,
Wie's trappend durch das Dickicht bricht?“ —
„Süß Lieb, 's ist wohl ein scheues Reh,
Das seinen Pfad verlor im Schnee.“ — —
Es spricht's der Graf, doch ihm wird bang,
Er hört ein Heulen laut und lang,
Wie halb Gebell, das lang gedehnt
Vom nahen Hügel thalwärts dröhnt.
Die Rosse zieh'n mit wilder Kraft,
Wie's näher heult, und bellt, und klafft;
Und Wrsch die Peitsche heft'ger schwang,
Und treibt der Renner raschen Gang.
Doch schneller stets mit flücht'gen Schritten
Naht sich der Wölfe Schaar dem Schlitten,
Und knurrend, mit gefletschtem Zahn,
Schau'n sie so grimm den Grafen an;
Der eilt den Renner zu erreichen,
Der setzt den Zahn ihm in die Weichen.
Die Rosse faßt ein wilder Graus,
Sie bäumen sich, sie schlagen aus.
Vergebens ist der Hufe Schlagen —
Die Wölfe näher und näher jagen.
Es schießt der Graf mit fester Hand,
Und mancher Wolf im Schnee sich wand
Deß Angstgeheul, das todesschwache,
Die andern spornt zur heißen Rache,
Die hastig und mit heis'rem Heulen
Den Schlitten zu verfolgen eilen,
In Reihen dichter stets geschlossen. —
Des Grafen Pulver ist verschossen.
Der Schlitten naht der Felsenwand,
Wo hoch auf zackiger Klippe stand
Das reine Bild der Benedeiten,
Der Mutter Gottes, das so mild
Ausschauend in des Thales Weiten
Den Wanderer mit Trost erfüllt.
Dem Grafen ist so bang zu Muth,

Er fleht zu dir, du hohe Reine,
Die Federn von der Gattin Hut,
Wirfst er als Opfer auf die Steine,
Und denkt im Geist an jene Mahnung,
Die ihn erfüllt mit Todesahnung.
Da nickt, so scheint's, das Himmelsbild,
Und sein Gebet, es ist erfüllt,
Mit lautem Donner steht vom Felsen
Er die Lauwine schnell sich wälzen,
Die Wölfe, die gefolgt dem Schlitten,
Faßt sie mit grausem Tosen all,
Und hat mit mächt'gem Donnerfall
Begraben sie in ihrer Mitten.
Der Graf dankt nun mit frommem Sinn
Der himmlischen Erlöserin,
Und als im Ost der Tag erwacht,
Und ihn befreit aus Schreckensnacht,
Hat er der Väter Schloß erreicht,
Sein hold Gemahl, von Angst gebleicht,
Frisch Leben nun entfacht.
Und als der Frühling neu erstand,
Wallt er mit der Gattin Hand in Hand
Nach jenem Muttergottesbild,
Das der Gefahr ihn hat entrissen,
Und betet dort, von Dank erfüllt,
Entlastend sein Gewissen.
Und schau, an jenes Felsen Fuß,
Wo sich der Bach in schäum'gem Guß
Schlängelt hinab, das Thal hernieder,
Schaut er ein weißliches Gefieder;
Und als er näher es beseht,
Ist dort ein Schilfrohr aufgeblüht,
Das Federn wie ein Reiher trägt,
Im Winde hin und her bewegt.
Und eines nimmt er wohlgemuth,
Und steckt es auf der Gattin Hut:
„Schau, wie die Eitelkeit der Welt
Und ihre Pracht vergeht, zerschellt.
Laß auf der Tugend Pfad uns wallen,
Daß wir dem Bösen nicht verfallen."

Duttenhofer.

Die Schilderung einer minder gefahrvollern Brautfahrt, als die, welche wir in der vorliegenden Romanze versucht haben, gibt uns Marryat in einem seiner neueren, höchst anziehenden Romane *).

O'Donahue, ein irischer Offizier, lernte in England eine vornehme Polin kennen, welche er in Petersburg, nach einiger Trennung, in Begleitung seines Freundes M'Shane, wieder aufsuchte. Seine Verbindung mit dieser Dame fand deßhalb Schwierigkeit, weil der Kaiser selbst schon im Stillen über ihre Hand, zu Gunsten eines Andern, verfügt hatte. Durch eine Freundin der Braut des Irländers wird diese Schwierigkeit gelöst, und der Kaiser getäuscht, weßhalb die Vermählung heimlich vor sich geht, und die Neuvermählten, um vor Nachsetzung sicher zu sein, ihre Reise beschleunigen müssen. Wir nehmen die Erzählung des berühmten Dichters gerade in diesem Zeitpunkte auf.

Der Wagen, in welchem sie der Gränze zueilten, war eine auf einem Schlitten befestigte Bataride, in welcher O'Donahue mit seiner jungen Gattin saß, da M'Shane es vorzog, mit Joseph hinten in der Kelle zu sitzen, weil dritte Personen allen Neuvermählten eine Last zu sein pflegen. Der Weg war fußhoch mit Schnee bedeckt, aber die Sonne schien hell, und die Luft war trocken. Die junge Frau hatte sich in einen reichen Zobelpelz gehüllt, O'Donahue nicht minder sich gegen die Kälte geschützt, während M'Shane und Joseph dergestalt in Röcken aus Wolfshäuten und in Fußsäcken aus Bärenfell steckten, daß man kaum ihre Nasenspitzen sehen konnte. Vorn auf dem Schlitten unterhalb des Kutschenbockes saßen der Fuhrmann und Dmitrj; vor dem Wagen sprangen vier junge rüstige Pferde; die Peitsche knallte und man schoß fort, zu sechszehn Meilen, englisches Maaß, jede Stunde.

„Wo sind die Flinten, Joseph, und die Pistolen und die Patronen?" fragte M'Shane; „wir werden durch wilde Landstrecken müssen, sollte ich meinen."

„Alles eingepackt, Sir," versetzte Joseph; „Ihre Pistolen und die Patronen liegen im Kasten unter meinen Füßen; hinten in der Kelle liegen die Flinten, und die Pistolen des Herrn Kapitains befinden sich neben ihm im Wagen."

„So ist's recht. Weiß ich doch nun, wo ich meine Geräthschaften finden kann, wenn ich ihrer bedürfen sollte. Fernerweit, Joseph, sei so gütig, dann und wann nach meiner Nasenspitze zu sehen, und gewahrst Du einen weißen Fleck auf ihr, so mache mir Anzeige davon. Ich will dir auf gleiche Weise gefällig sein. Es würde für Mrs. M'Shane ein betrübender Anblick sein, wenn ich verkümmerten Angesichts zu ihr zurückkehrte."

Die Reise ward mit immer gleicher Schnelligkeit bis gegen Sonnenuntergang fortgesetzt; dann hielt man in einem Posthause an, wo M'Shane und Joseph, unter Mithülfe des Jägers, von den mitgenommenen Vorräthen ein Abendessen bereiteten. Nachdem dies verzehrt worden war, begab man sich zur Ruhe. O'Donahue und seine Gattin blieben in der Kutsche, die so eingerichtet war, daß man ein Bett darin aufschlagen konnte, während M'Shane und Joseph sich aus Stroh und ihren Mänteln auf der Vorflur des Posthauses, so gut es gehen wollte, ein Lager bereiteten. M'Shane klagte am andern Morgen lebhaft darüber, mehr Bettgenossen als nöthig gewesen wären, gehabt zu haben; „doch," setzte er hinzu, „habe ich trotz den springenden Vagabunden einige Stunden recht wohl geschlafen." Als man aufstand, zeigte es sich, daß es heftig schneiete. Sobald man gefrühstückt hatte, fuhr man weiter; und zwar geschah dies in immer raschem Trabe. M'Shane, der, wie Joseph, bald überschneit war, meinte, es sei

*) Ruhdrook oder der Wilddieb. Wir entnehmen obige Schilderung der vortrefflichen, von Dr. Bärmann bei Fr. Vieweg in Braunschweig besorgten Uebersetzung.

dies doch immer besser, als vom Regen durchnäßt zu werden. Freilich war dies ein kalter Trost, doch war er mehr werth als gar keiner. O'Donahue's wiederholte Bitte, M'Shane möchte doch Platz im Innern der Kutsche nehmen, ward von diesem hartnäckig zurückgewiesen; der Major meinte, er wäre doch wohl eben so gegen das Wetter abgehärtet wie der kleine Joseph, und es würde Schade sein, die Unterhaltung der Neuvermählten zu stören. Gegen vier Uhr hatte man in einem kleinen Dorfe die Pferde gewechselt und noch etwa drei Meilen von der letzten Station der diesmaligen Tagereise zurückzulegen, als die Straße durch einen Fichtenwald führte.

„Ein herrlicher Ort hier zu einem Hinterhalt für Räuber," sagte M'Shane zu Joseph. „Mord und die Irländer! was für Bursche sind das, die da unter den Bäumen her traben und Schritt mit uns halten? He, Dmitrj," fuhr der Major fort, indem er hinüber zeigte.

Der Jäger blickte hinter sich, und rief augenblicklich dem Postknechte einige Worte in russischer Sprache zu, worauf Letzterer seinen Gäulen die Peitsche gab und mit verdoppelter Eile vorwärts jagte.

„Wölfe sind's, Macschanowitsch," sagte der Jäger, der seine Pistolen hervorholte, um sie zu laden.

„Wölfe?" rief M'Shane; „und ganz sicher hungrige Wölfe? Die denken doch nicht aus uns eine Mahlzeit zu machen? Jedenfalls wollen wir ihnen erst zu schaffen machen. Geschwind, Joseph, laß uns den Schnee abschütteln und unsere Munition hervorsuchen."

Dies war bald gethan; die Flinten wurden aus der Kutschenkelle, die Pistolen aus dem Kasten genommen und alles in Bereitschaft gesetzt.

„Ein Glück ist's, daß die Kutschenfenster von innen beschlagen sind; so kann die Dame nicht sehen, was wir vorhaben. Es würde sie wahrscheinlich erschrecken," bemerkte Joseph.

Bei dem raschen Tempo, in welchem der Postillon jetzt fuhr, waren die Wölfe eine Zeitlang zurückgeblieben, hatten jedoch bald den Wagen wieder eingeholt, bis auf einige hundert Schritte und sich aus der Waldung auf die Heerstraße gemacht.

„Da kommen sie, die Teufel — drei — vier — ihrer sieben! Ich glaube, das nennt man hier zu Lande einen Rudel," sagte M'Shane. „Warst du schon einmal auf einer Wolfsjagd, Joseph?"

„Ich nenne dies keine Wolfsjagd," entgegnete der Gefragte, „denn mich dünkt, die Wölfe jagen uns."

„Das ist alles Eins, mein kleiner Wilddieb; Jagd bleibt Jagd. Sie kommen immer näher, und es muß nun bald eine Erklärung zwischen uns geben."

Der Jäger kletterte jetzt auf den Bock, um zu rekognosciren; dann schüttelte er den Kopf und erklärte den Uebrigen in gutem Englisch, daß ihm das Ding gar nicht behage; daß anzunehmen wäre, die Wölfe zögen wegen des eingetretenen heftigen Winterwetters auf Beute aus, daß er diese sieben nur für den Vortrab des ganzen Rudels hielte, daß man noch eine weite Strecke Weges bis zur nächsten Station zurückzulegen hätte, und daß man diese schwerlich vor Dunkelwerden erreichen würde.

„Bist Du wohl schon ehedem von Wölfen so gejagt worden?" fragte Joseph den Jäger.

„Ja wohl, mehr als Einmal," versetzte dieser. „Die Bestien sind hinter den Pferden so her. Drei unserer Gäule sind recht gut; allein der vierte nicht, und der Postillon fürchtet, dieser möchte nicht mit aushalten. Dennoch müssen wir den Feind abwehren so lange wir können; müssen und dürfen nicht eher als in dringendster Noth auf ihn schießen."

„Warum das?" fragte M'Shane.

„Weil der ganze Rudel auf eine Meile weit das Blut wittern und dann nm so gieriger herauseilen würde. In der Kelle steht eine leere Flasche; werfen Sie dieselbe hinter sich weg auf die Straße. Die Thiere werden dadnrch für ein Weilchen aufgehalten werden."

„Eine leere Flasche sie aufhalten? Nun das ist kurios! Die könnte wohl einen Menschen zum Innehalten mit Trinken bewegen, weil er nichts aus ihr herauskriegen kann; allein Wölfe? Wohlan! nach Belieben, Gentlemen! Ich bitte sie demnach nicht sehr höflich, daß sie auf meine Gesundheit trinken mögen," sagte M'Shane, und warf die Flasche weit hinter sich auf den Schnee.

Der Jäger hatte Recht. Die Wölfe, die von höchst argwöhnischer Natur sind, und deshalb überall eine ihnen gelegte Falle wittern, sahen kaum die Flasche in ihrem Wege, so standen sie auch schon still und schnupperten um dieselbe herum. Der Wagen fuhr ohne Aufenthalt fort, und nach wenigen Minuten hatte man die Verfolger nicht mehr in Sicht.

„Na, das ist mir zu rund!" sagte M'Shane, „eine leere Flasche hilft eben so viel gegen sie als eine gelabene Flinte."

„Da sind sie schon wieder, Sir," sagte Joseph, „und schneller noch als vorhin, laufen sie. Wie's scheint, frenen sie sich, daß nichts in der Flasche war."

Der Jäger stieg wieder auf den Bock, wo M'Shane und Joseph mit ihren Gewehren standen. „Mich dünkt, Du hattest einen Knäuel Bindfaden," sagte Dmitrj zu Joseph, „als Du die Körbe zubandest."

„Ja wohl, unter'm Kissen hier," antwortete der Gefragte und holte das Verlangte hervor.

„Was haben wir nur daran zu binden?" sagte der Jäger; „es muß etwas nicht zu Schweres sein; eine Flasche könnte dienen: ein Lappen rotheu Tuches würde noch besser sein."

„Rothes Tuch, Dmitrj? Willst du Makrelen fangen?"

„Hier ist ein Fetzen schwarzes Tuch," sagte Joseph; „der Beutel, in welchem die Flinten gesteckt haben."

„Her damit!" sagte der Jäger, band das Tuch an das Ende des Bindfadenknäuels, warf es auf die Straße und ließ in seiner Hand den Knäuel abrollen, so daß das Tuch bald vierzig Ellen weit hinter dem Wagen lag. Dmitrj verstand sich auf den Instinkt der Wölfe. Wirklich wagten diese nicht, über den hingeworfenen Lappen wegzusetzen, denn sie hielten ihn für eine Falle;

und setzten sie auch endlich ihre Verfolgung fort, so geschah es doch in ungleich größerer Entfernung von dem Wagen.

„Wir haben noch anderhalb Stunden zu fahren," sagte Dmitrj, „und ich fürchte, daß die Dunkelheit uns überfällt. Alles kommt darauf an, daß die Pferde aushalten. Gewiß ist der Rudel schon wieder hinter uns her."

„Und wie viele sind ihrer in solchem Rudel?„ fragte M'Shane.

„Vielleicht zweihundert und darüber," antwortete der Jäger achselzuckend.

„Alle Teufel! ich wollte ich wär' zu Hause bei meiner lieben Frau."

„Eine halbe Stunde lang galoppirten die Gäule weiter, dann aber ließen sie Zeichen von Schwäche merken. Dennoch hatten die Wölfe nicht gewagt, das Stück Tuch, das hinter dem Wagen herschleifte, zu überschreiten.

„Mich dünkt, daß sie, wenn sie wirklich Hunger haben, verwettert schen im Aubeißen sind," sagte M'Shane. „Beim Himmel! sie stehen schon wieder still."

„Der Bindfaden ist zerrissen, Sir, und sie beschnuppern das Tuch," sagte Joseph.

„Ist noch Bindfaden übrig?" fragte Dmitrj.

„Nein, vom Scheuern an der Kante des Wagens riß er dicht von diesem ab."

Dmitrj sprach jetzt mit dem Postillon; dieser stand jetzt von seinem Sitze auf und peitschte seine Thiere ganz entsetzlich; drei derselben waren noch frisch, allein das vierte konnte nicht, so daß es mehreremale stolperte und beinahe gestürzt wäre. Mittlerweile hatten die Wölfe das Stück Tuch hinter sich gelassen, und rannten wieder hinter den Reisenden her.

„Wir müssen jetzt Feuer auf sie geben," sagte der Jäger, „sonst dringen sie auf die Pferde ein und zerreißen sie."

M'Shane und Joseph hoben ihre Flinten; der vorderste Wolf war dicht hinter dem Wagen; Joseph feuerte, und die Bestie wälzte sich im Schnee.

„Das war 'n guter Schuß, Joseph; lade wieder," sagte M'Shane, indem er auf den zweiten Wolf schoß, ihn aber verfehlte; inzwischen fiel dieser von der Pistole des Jägers.

O'Donahue, verwundert über das Schießen, öffnete sein Wagenfenster und fragte nach der Ursache. M'Shane sagte ihm, die Wölfe wären ihnen auf den Fersen und er würde wohl thun, seine Pistolen zu laden.

Die Wölfe blieben ein Weilchen hinter ihren beiden gefallenen Kameraden zurück, setzten dann aber, wiewohl in ansehnlicherer Entfernung, ihre Verfolgung fort. Der Weg war jetzt abschüssig, allein das vierte Pferd konnte sich kaum mehr auf seinen Füßen halten.

„Noch eine kleine halbe Stunde, und wir haben die Station erreicht," sagte Dmitrj und blickte umher. „Heiliger Nikolaus, beschütze uns!" rief er dann und sprach hurtig zu dem Postillon, der jetzt noch ärger als vorher auf seine Gäule peitschte.

„Was giebt's denn nun?" fragte M'Shane.

„Dort die schwarze Masse den Hügel herab! das ist der Hauptrudel der Wölfe. Ich fürchte, wir sind verloren. Das eine Pferd kann nicht mehr."

„Warum denn nicht es aus den Strängen nehmen und mit den drei anderen Gäulen davon fahren?" fragte Joseph.

„Der Bursche hat Recht," sagte Dmitrj. „Hier ist keine Zeit zu verlieren." Der Postillon mußte halten. Dmitrj sprang mit einem Messer in der Hand vom Wagen herunter, um das erschöpfte Pferd aus seinen Strängen zu schneiden; während die drei anderen Gäule, weil sie die Wölfe hinter sich spürten, in ihrem Geschirr sprangen und wieherten, damit es vorwärts gehen möchte. Es war ein Augenblick unbeschreiblicher Bedrängniß. Die fünf Wölfe kamen jetzt heran; zwei von ihnen fielen von M'Shane's und Josephs Kugeln; einen dritten tödtete O'Donahue durch das Wagenfenster. Von dem Vortrabe der Wölfe waren jetzt noch zwei übrig, und einer von diesen sprang an das Pferd, welches Dmitrj von den Strängen losmachte. Joseph war mit einem einzigen Satze vom Wagen herunter, setzte sein Gewehr an den Kopf der Bestie und brannte ihr das Gehirn aus; den fünften Wolf lähmte M'Shane mittelst eines Pistolenschusses.

Allein diese Gefahr, der sie auf solche Weise glücklich entronnen waren, bedeutete wenig gegen die, von welcher sie bedroht wurden. Der ganze Rudel wälzte sich jetzt die Höhe herab und ließ ein Geheul hören, das auch den Muthigsten hätte entsetzen mögen. Das erschöpfte Pferd war endlich losgemacht; man ließ es liegen, und fuhr mit den drei Gäulen windesschnell weiter, denn die Pferde waren ganz wild von Furcht geworden. Als man weiterfuhr, waren die Wölfe kaum hundert Ellen weit vom Wagen entfernt, und selbst M'Shane gab jetzt alle Hoffnung auf. Jedoch das zurückgebliebene verendende Pferd war Retter; die ausgehungerten Wölfe fielen gierig über dasselbe her, drängten und bissen gegen einander an, um sich gegenseitige Theilnahme am Schmause zu verwehren. Dennoch war die Mahlzeit bald verzehrt. Nach drei Minuten war nichts mehr von dem gefallenen Thiere zu sehen, und der größte Theil der Wölfe fing wieder an nachzusetzen; allein der Wagen war ihnen zu weit vorausgeeilt, als daß sie ihn hätten wieder erreichen können. Unsere Reisenden gelangten glücklich in das nächste Städtchen, wo O'Donahue seine Gattin kaum in die Gaststube des Postbauses gebracht hatte, als sie ohnmächtig auf einen Stuhl sank.

„Joseph, ich sage Dir, ich habe für dieses Leben alle Wölfe satt gekriegt," rief M'Shane; „Du aber, mein Junge, bist nicht blos ein wackerer Schütze, sondern ein braver kleiner Kerl obendrein. Hier hast Du 'ne Handvoll Rubel, wofür Du Dir einige Schnurrpfeifereien kaufen magst, wiewohl man gestehen muß, daß Du hier umher keine Bube finden wirst, in der man sie feilbietet. Aber gleichviel! In Alt-England läßt sich Versäumtes nachholen, und erzähle ich meiner Frau,

was Du heute für uns gethan hast, so versorgt sie Dich mit Rindfleischpasteten Dein Lebenlang, und es wird ihr dabei auf hundert Jahre mehr oder weniger nicht ankommen. Ich hab's gesagt; und Du, hab' Acht, es nicht zu vergessen. Und jetzt, da wir nicht das Abendbrod der Wölfe geworden sind, wollen wir sehen, was wir dann zum Abendessen haben werden."

Antilopen.

(Taf. 18.)

Die Antilopen gehören unter die zwölfte Zunft der Haarthiere, zu der Abtheilung des Hornviehs.

Während sich bei der Familie der Ochsen gedrungener Körperbau, Größe und Festigkeit der Gliedmaßen mit Kraft, aber förrischem Sinne vereinigt, während bei den Ziegen und Schafen dagegen sich der Körper zwar zart gebaut, allein doch nicht schnellkräftig zeigt, und dabei der Charakter dieser Thiere etwas Sanftes, sich an den Menschen Anschmiegendes enthält, so haben dagegen die Antilopen oder Gazellen folgende unterscheidende, charakteristische Merkmale:

Die Gazellen zeichnen sich durch einen überaus feinen Gliederbau vor allen andern Thieren ihrer Gattung aus; in Absicht auf Größe und Körperstärke zeigen sich unter ihnen jedoch die außerordentlichsten Verschiedenheiten, und nicht selten ist ihre Gestalt trotz aller Flüchtigkeit und Leichtigkeit verzerrt und abenteuerlich, wie wir dies beim Gnu und beim Nylghau sehen. Im Allgemeinen aber sind es schlanke, mittelgroße Thiere, deren Haupteigenschaft in einer unglaublichen Schnellkraft der Glieder liegt, vermöge deren ihnen die gewagtesten Sprünge über Felsen und Klippen ein Leichtes sind. Ihr Betragen gegenüber vom Menschen ist eben so scheu, als ihre Sprünge flüchtig sind. Mit ihren schönen, großen, braunen Augen, welche in der Dichtkunst der Indier als ein Bild der Schönheit und Anmuth gebraucht werden, sehen sie den Jäger von fern herbeikommen, und dann stehen sie still, lauschen aufmersam mit vorgehaltenen Ohren, schnuppern in den Wind, stampfen dann mit den Vorderfüßen ein paarmal auf den Boden und entfliehen ihn schnellsten Rennlauf. Ja selbst wenn sie den Jäger wegen des Nebels oder verdeckender Gebüsche nicht sehen können, hilft ihnen sowohl ihr Geruch als Gehör, welche beide den Augen an Schärfe nicht nachstehend, die Anwesenheit desselben zu erkennen, daher sie sehr schwer zum Schusse zu bringen sind. Sie leben gewöhnlich in ziemlich großen Heerden vereint in den unabsehbaren wüsten Ebenen des innern Afrika, so wie auch in den Gebirgen desselben Landes, und ebenso kommen sie in Indien, Tibet und überhaupt im ganzen südlichen und mittleren Asien vor. In Europa ist nur die gemeine Gemse und Saiga (im südlichen Rußland). In Amerika und Australien fehlen die eigentlichen Gazellen.

Das Haar dieser Thiere ist durchgängig kurz, mit Ausnahme weniger, die eine kleine Andeutung von Mähne besitzen. Ihr Fell ist gewöhnlich schön gefärbt und nicht selten mit regelmäßigen weißen Zeichnungen versehen, daher ihr Pelz zu manchen Arbeiten und Zierrathen geschätzt ist. Beide Geschlechter tragen bei diesen Thieren Hörner, welche mit wenigen Ausnahmen nicht wie die der Ziegen eckig und mit Querwülsten versehen, sondern glatt und rund sind. Thränenbälge kommen bei ihnen wie bei dem Hirsche unterhalb des Auges nicht selten vor, und überhaupt scheinen diese Thiere ihrem ganzen Wesen und Charakter nach zwischen dem Hirsche und dem Geschlechte der Ziegen in der Mitte zu stehen. Ihre Nahrung suchen sie nicht wie Rinder in den fetten grasreichen Triften der Niederungen, sondern lieber an den Abhängen der Berge und in niederem Gehölze, wo sie einestheils den gewürzreichen Alpenkräutern, anderntheils den schmackhaften Knospen und Blättern kleiner Gesträuche nachgehen; aus diesem Grunde liefert das Fleisch dieser Thiere im Allgemeinen ein schmackhaftes Wildpret, wiewohl es auch nicht unter ihnen an Geschlechtern fehlt, deren Fleisch wegen seines üblen Geschmackes verabscheut wird. Dieser üble Geschmack scheint indessen von einem bisamartigen Stoffe herzurühren, den einzelne dieser Thiere, gleich andern Verwandten derselben Sippschaft, absondern. In ihrem Magen findet man nicht selten Steine, wie sie bei allen grasfressenden Thieren vorkommen, und diese Steine nennt man Bezoare. Vor Alters schrieb man den Bezoaren der Gazellen Heilkräfte und wohl auch Zauberkräfte zu, daher sie von den alten Griechen und Römern häufig gekauft und theuer bezahlt wurden; ihr Gebrauch bestand aber nicht sowohl darin, daß man sie als Arzneimittel innerlich gab, sondern vorzugsweise darin, daß man sie als Amulette trug, welchen der Aberglaube jener Zeiten eine magische Einwirkung auf die Gesundheit zuschrieb.

Afrika ist, wie gesagt, besonders reich an den verschiedensten Gattungen dieser Thiere, und wir wollen daher einige der schöneren und selteneren, welche der berühmte Reisende Rüppel in Abyssinien gefunden hat, näher beschreiben.

1. Antilope beisa, oder die mittelafrikanische Spießgemse (Fig. 1), welche zu den gemsenartigen Gazellen gehört. Sie erreicht etwa die Größe eines ausgewachsenen Hirsches, und hat gerade aufwärts stehende, dünne, zugerundete, glatte Hörner, die nach unten zu wellenförmig geringelt sind; mit Ausnahme des Kopfes, des Bauches und des untern Theiles der Füße, wo die Farbe ein schmutziges Milchweiß ist, hat das Thier eine in's Mausfahle gehende Isabellfärbung. Die Haare des Körpers sind kurz und straff anliegend, vom Kreuze an geht längs des Rückgrathes ein gegen den sonstigen Haarstrich gerichteter kleiner Haarkamm, der in der Nähe der großen, offenen, innen stark behaarten Ohren aufhört. Dieser Haarkamm ist röthlich und wird gegen das Kreuz zu dunkelbraun. Außerdem ist das Thier mit schwarzen Streifen und Flecken folgendermaßen gezeichnet: von der Wurzel der Hörner steigt gegen die Stirne ein sich zuspitzendes Band herab, an das sich in der

Gegend der Nasenbeine ein glockenförmiger schwarzer Fleck anschließt. Ebenso geht eine schmale schwarze Binde über die Augbranen, bis um das Auge, und setzt sich unter dem Auge beinahe bis an die Gränze des Mantes fort. Von der Kehle bis gegen die Wurzel des Ohres läuft ein unvollkommenes schwarzes Halsband, über den Vorderknieen ist ein ähnliches nach innen verschmälertes Band, und von der Ellenbogenspitze läuft den Bauch begränzend ein schwarzer Strich, bis gegen die Weiche. Es scheint dieses Thier der schon von den Alten beschriebene Onyx zu sein.

Diese Antilope lebt in kleinen Familien in dem Unterholz der Thäler, und ist sehr flüchtig und scheu, angeschossen aber vertheidigt sie sich muthig gegen Hunde und Jäger und kann mit ihren spitzen Hörnern gefährliche Wunden beibringen.

II. Antilope decula. Diese ist eine der schönsten Antilopen der kleineren Art, welche im nordöstlichen Afrika vorkommt; sie hat, wie ein Blick auf die Abbildung (Fig. 2) zeigt, in Absicht auf Farbe und Gestalt außerordentlich viel von unserem Reh, und besonders gilt dieß vom Kopf, auf den man sich nur ein Geweih denken darf, um das Bild eines Rehkopfes zu haben; statt dessen aber trägt diese Gazelle starke Hörner, welche an ihrer Basis dreieckig sind, der Spitze nach sich aber allmählig abrunden; diese Hörner sind nicht länger als der Kopf selbst, und haben eine kleine leyerartige Biegung. Die Farbe des Körpers ist röthlichbraun, gegen den Rücken und Bauch in's Kastanienbraune, im Gesicht und an den Seiten des Leibes in's Röthliche übergehend; die etwas steifen Haare liegen glatt auf, und ein leichter Haarkamm streckt sich über den Rücken hin bis an die Wurzel der Hörner. Außerdem hat dieses Thier eine gar niedliche Zeichnung, welche auf dem Rücken eine Art von Decke darstellt, indem der Raum, den eine kleine Decke auf dem Thier einnehmen würde, durch eine schmale Reihe weißer Haare begränzt und quer in zwei Felder getheilt ist. Gleichlaufend mit dieser Decke ziehen sich auf der Seite einige weiße Punkte hin, ebenso zeigen das Ohr, die Wange, die Kehle, der Hals und die innere Seite der Füße unregelmäßige weiße Zeichnungen. Dem Weibchen fehlen die Hörner, wodurch sein Kopf ein noch freundlicheres Ansehen gewinnt, und noch mehr Aehnlichkeit mit unserem Reh erhält, welche vollkommen würde, wenn der Schweif nicht bis gegen die Hälfte der Hinterbeine hinabreichte. Diese etwas über zwei Fuß großen Antilopen leben paarweise in den buschigen Berghängen von Abyssinien, wo sie von mancherlei zarten Blättern sich nähren und besonders die Früchte der wilden Feigen lieben. Sie sind schnellfüßig und scheu, werden aber nicht viel gejagt, weil ihr Fleisch nicht sehr schmackhaft ist.

III. Antilope defassa (Fig. 3). Diese schöne Antilope gehört zu den rinderartigen Antilopen, nähert sich sowohl in Absicht auf ihre Lebensart, als in Beziehung auf ihre Gestalt mehr dem Geschlechte der Rinder, als dem der Ziegen, mit welch' letzteren die Antilopen sonst größere Aehnlichkeit zu haben pflegen. Sie erreicht die Größe einer ausgewachsenen Kuh, gleicht aber in Absicht auf Körperform eher einem Maulthiere als einem Rind; die Füße sind nicht sehr lang, dagegen aber der Körper sehr tief; der Hals, im Verhältniß zu dem etwas massiven Körper ziemlich lang, wird nicht selten hirschähnlich zurückgebogen; der Kopfansatz an den Hals ist ziemlich breit und scheint daher ungelenk, am Halse selbst befindet sich eine struppige Mähne; die Hörner, welche nur beim Männchen vorkommen, biegen sich in der Mitte etwas nach außen und an der Spitze etwas nach vorn, steigen aber im Allgemeinen gerade auf, sie sind geringelt und setzen sich ziemlich tief in der Stirne an.

Die Farbe dieses Thieres ist schmutzig rothbraun, etwa wie Weinhefe, in der Gegend des Bauches namentlich mit grauen Haaren vermischt, die Füße mit Ausnahme einer weißen Binde oberhalb der Hufe schwarzgrau; das Maul, das Kinn und die Nase sind schmutzig weiß, über den Augen verläuft ein glänzend weißer Streifen, so wie von der Wurzel des Ohres herab sich ein weißes Halsband bis in die Kehlgegend zieht; der Schweif ist ziemlich kurz und am Ende behaart.

Ihre Nahrung besteht vorzugsweise aus Gräsern; ihr Gang ist, wie sich schon aus der Körperbildung abnehmen läßt, etwas schwerfällig, auch sind diese Thiere nicht sehr menschenscheu. Da ihr Fleisch nicht sehr geschätzt wird, sind sie kein Gegenstand der Jagd, dienen aber besonders den Löwen in jenen Gegenden zu einer willkommenen Nahrung.

IV. Antilope dama (Fig. 4). Diese Gazellenart gehört nach Oken zu den riesengesenartigen. Die Heimath dieses Thieres sind die wüsten Steppen des nördlichen Afrika, vielleicht auch Senegambien; sie leben in großen Heerden beisammen und zeichnen sich durch ungemeine Zierlichkeit der Gliedmaßen aus, welche sogar auf Kosten des Ebenmaßes der Körperverhältnisse im Allgemeinen geht, indem die Füße, wenn man mit ihrer Höhe die Länge des Körpers vergleicht, viel zu hoch erscheinen. Kopf und Körper, sowie die Füße dieser Antilope sind milchweiß, Hals und Rücken aber hell rothbraun gefärbt, und nur an der Kehle ist ein weißes Band sichtbar; der Kopf zeichnet sich durch seine keilförmige Gestalt aus, indem sich die Schnautze schnell zuspitzt, die Augen sind verhältnißmäßig groß und lichtbraun, und vor den zierlichen Ohren erheben sich die glänzend schwarzen kleinen Hörner, die zuerst gerade aufsteigen, nachher sich ausbreiten und an den Spitzen sich wieder nähern; der Schweif ist kurz und ohne Büschel. Diese zierliche Gazelle war schon den Alten unter dem Namen der Damhirschgazelle bekannt, und sie erreicht auch die Größe dieser Hirschgattung; sie zeichnet sich noch dadurch aus, daß sie dicht unter dem Vorderknie ziemlich lange Schwielen besitzt, welche auch bei einigen andern Antilopen, sonst aber nur beim Kameele, vorkommen, und dem Thiere das Niederknieen erleichtern. Sie wird wegen ihrer außerordentlichen Flüchtigkeit weniger mit Pferden gejagt, als mit Schlingen gefangen.

V. **Antilope addax** (Fig. 5, Fig. 6 der Kopf besonders). Diese Gazelle gehört wiederum zu den schwerfälligen rinderartigen. Der ganze Körperbau derselben ist derb, die Füße kurz und stämmig, und in Absicht auf Gestalt hat sie mehr Aehnlichkeit mit einem Esel, als mit einer Gazelle. Die Farbe ihres Körpers ist milchweiß, der Kopf, mit Ausnahme einer weißen brillenartigen Binde, welche sich über die Stirn, an den Augen vorbei bis auf die Wangen herunterzieht, chocoladefarb, und zwischen den leyerförmigen, langen, gewundenen und geringelten Hörnern mit einem dunkelbraunen Schopfe bedeckt; diese Chocoladefarbe erstreckt sich, wiewohl heller, den Hals herunter, der mit einer drei Zoll langen Mähne geziert ist, und an den Schenkeln, sowie am Bauche, schimmert ebenfalls diese bräunliche Färbung durch; der glatte dünne Schwanz endigt in eine bräunliche Haarquaste. Diese Gazelle lebt in den Oasen der großen Wüste, und namentlich in dem Theil derselben, welcher sich gegen das südliche Nubien erstreckt; sie mischen sich nicht unter andere Antilopenarten, sondern ziehen in kleinen Rudeln unstät umher; trotz ihres stämmigen Körperbaues besitzen sie die Flüchtigkeit des Hirsches, und werden von den Arabern zum Vergnügen mit Pferden gehetzt, wozu aber die ausgezeichnetsten Renner dieses Landes gehören. Sie war schon den Alten unter dem Namen Addax bekannt. Duttenhofer.

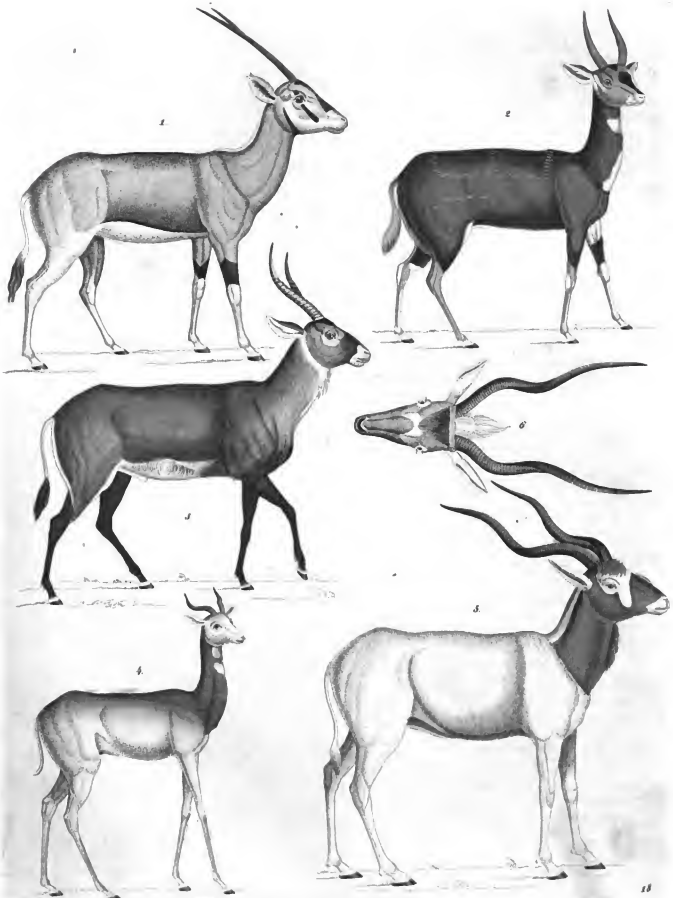
Einiges über Sibirien.

Der nördliche Theil von Asien, dieser ungeheure, dem russischen Scepter unterworfene Landstrich, wird bekanntlich Sibirien genannt. Er soll nach Einigen über 200,000 Quadratmeilen halten, allein nur von etwas mehr als zwei Millionen Menschen bewohnt werden, die auf dieser ausgedehnten Fläche sehr ungleich vertheilt sind. Hohe Gebirge durchziehen das Land, wie der Ural, Altai u. A., die große Schätze an edeln Metallen und Gestein in ihrem Innern bergen und einzelnen Grundbesitzern jener Gegenden zu wahrhaft ungeheuren Reichthümern verhelfen. Die mächtigsten Ströme Asiens sind ebenfalls in Sibirien anzutreffen. Ob, Jenisei, Lena mit ihren Nebenflüssen, dann der große Baikal und Tschanisee bilden den Wasserreichthum des Landes. Trotz dieser Vorzüge und Reichthümer, die der Gewinnsucht so lockend, dem Handel so ergiebig scheinen, liegt doch das Ganze größtentheils wie eine Wüste da. Zum Ackerbau ist der Boden nur wenig geeignet; große Moräste, weitgedehnte Steppe, undurchdringlicher Wald bedecken ihn, und der Himmel, der sich über ihn wölbt, ist so grau und unfreundlich und den längsten Theil des Jahres so streng und eisig, daß die Vegetation nur spärlich und in besonders geschützten Strichen gedeihen kann. Für die Bewohner ist dies erträglicher. Die Kälte ist zwar scharf und währt lange, allein nur selten herrschen Stürme, und die ruhige Luft mildert ihre Strenge. Während des nur kurzen Sommers ist es sehr heiß, und dieser ungewohnte Zustand, der sehr schnell hereinbricht, wird dann gewöhnlich doppelt lästig. Die vorzüglichste Bevölkerung Sibiriens bilden die sogenannten Pelzthiere, wie Zobel, Hermeline, Blaufüchse, deren Jagd gewöhnlich der Krone zusteht, diese und der Fischfang an den Küsten nähren die Einwohner. Die eigentlichen Russen sind selten; gewöhnlich sind es nur die Soldaten und die hieher Verwiesenen. Die Letztern müssen Pelzthiere jagen, oder in den Bergwerken arbeiten, was in den Giftstütten von Nertschinsk so viel wie langsame Todesstrafe bedeutet. Den Haupttheil der Bevölkerung bilden Tartaren und Mongolen, dann noch viele Andere von besonderer Eigenthümlichkeit, wie die Buräten, Tungusen, Tschuktschen, Samojeden, Kirgisen und noch mehrere. Die meisten dieser Völkerschaften, sie mögen nun feste Wohnplätze einnehmen, oder im Lande mit Viehheerden umherziehen, d. h. nomadisiren, müssen dem Kaiser Tribut geben, welchen sie gewöhnlich in Zobelfellen abtragen.

Das ganze große Land ist nur in zwei Hauptverwaltungen getheilt, in Ostsibirien und Westsibirien. Dieß letztere enthält die drei Statthalterschaften Tobolsk, Tomsk und Omsk, das erstere aber Irkutsk, Jenisseisk, Jakutsk, Ochotsk und Kamtschatka.

Ehe die Russen Sibirien sich unterworfen hatten, wußte die civilisirte Welt so wenig davon, als von Amerika vor der Entdeckung. Ein Tartaren-Chan, Nameus Ou, ist als der erste Beherrscher des Landes bekannt; wilde Empörungen folgten einander und das Scepter ging von einer Hand in die andere. Der große Eroberer Tschingischan soll endlich dem Unterchan Taibuga, die Striche am Irtisch, Ischim, Tobol und an der Tyra geschenkt haben, und dieser als erster erblicher Fürst von Sibirien anzusehen sein. Nach vielen neuen Empörungen und Umwälzungen, Mordthaten und Kämpfen, erschien endlich ein Fürst in der Person des Kutschum, der fast das ganze Land unterjochte. Er führte die mohammedanische Religion ein, und die Härte und Grausamkeit, womit er dabei verfuhr, machte ihm viele Unterthanen abwendig. Dieß war um das Jahr 1499; Rußland wurde von Iwan Wassiljewitsch I. beherrscht, und hier richtete sich zum ersten Male die Aufmerksamkeit der westlichen Gränzbewohner auf den asiatischen Nachbar.

Anika Stroganoff, der Stammvater des jetzigen Grafengeschlechts, hatte sich in Permien niedergelassen und die großen Salzlager im Ural anzubeuten angefangen, der wie eine unübersteigliche Mauer zwischen Europa und dem nachbarlichen Weltheile emporstrebte. Auffallend war es ihm, nachdem die ersten Jahre seiner Niederlassung vorüber waren, zu regelmäßigen Zeiten von fremden, unbekannten Menschen besucht zu werden, die ihm einen Tauschhandel anboten und zu diesem Behufe Pelze und andere seltene und merkwürdige Gegenstände mit sich führten. Sie waren jenseits des Gebirgs zu Hause, das war bald herausgebracht; nähere Auskunft war aber von ihnen nicht zu erhalten. Anika setzte indeß seine begonnenen Forschungen fort und sandte


1
2
3
4
5
6
18

den fremden Händlern Leute nach, die ihm dann die ersten Nachrichten von Sibirien, dem Lande jenseits der Gebirge, überbrachten. Man säumte nicht, den Zaar davon in Kenntniß zu setzen, dieser aber, der kein Interesse daran fand, sich mit dieser Entdeckung weiter zu befassen, überließ einstweilen dem Anika Stroganoff allen etwaigen Nutzen derselben, und übergab ihm die großen Ländereien am Flusse Tobal, die freilich damals noch unbewohnt waren, später aber dem Geschlechte der Stroganoff zu Macht und Reichthum verhalfen, zum erblichen Besitze.

Fast achtzig Jahre später zog Iwan II. gegen die Kosacken am Don, um ihren Räubereien Einhalt zu thun. Einer der donischen Anführer, Germak Timofejewitsch, ein kühner, abenteuerlicher Geselle, wurde versprengt und sah sich genöthigt, nach fernen Gegenden zu entfliehen. Er hatte einen Haufen von einigen tausend Mann bei sich und gelangte zu der Niederlassung der Stroganoff's. Maxim, der Aelteste der Familie, und ein Enkel des Anika, nahm die Flüchtlinge gastfrei auf, und gewährte ihnen, einen Winter bei ihm zu verweilen. Diese Zeit benützte Germak, einen Plan zu schmieden, in das unbekannte Land jenseits des Ural zu streifen, um sich zum Meister desselben zu machen. Er verfolgte mit dem Frühlingsanfange 1578 den Lauf des Kamabaches, und gelangte so in einen andern, welcher Silwa genannt wird. Hier war die milde Jahreszeit schon zu Ende; der frühe Winter überraschte ihn und zwang ihn, in einem kleinen Orte zu bleiben, welchem er seinen Namen gab und der noch heute Germak genannt wird. Erst nachdem er sich von Stroganoff mit neuen Vorräthen hatte versehen lassen, konnte er 1579 seinen Zug nach Osten weiter fortsetzen. Die Bäche mußten ihn wieder leiten. Ein abermaliger, früh eingetretener Winter setzte seinen Unternehmungen bald neue Schranken; allein der unermüdliche Krieger, wie Jeder, der sich einer wichtigen Sendung hienieden klar bewußt ist, von keiner Schwierigkeit, von keiner Mühsal abgeschreckt, brach mit dem kommenden Frühjahre von Neuem auf. Er gelangte bis zum Flusse Schawrle, wo er seine Mannschaft zählte, die von 6000 auf 1636 geschmolzen war. Dessenungeachtet schlug er den Tartarkuäsen Gepanst an der Tura, da wo heutzutage die Stadt Turinsk liegt. Noch bis zu Anfang des Augustmonats konnte er sein Vordringen fortsetzen, dann mußte er schon wieder an ein neues Winterquartier denken, das er in der tartarischen Stadt Tiumen nahm, die er zu diesem Ende eroberte. Im nächsten Frühjahre ging er weiter; er bewältigte den sibirischen Zaaren Kulom, bemächtigte sich der Stadt Karadschi und folgte dem Irtischflusse bis zu dessen Mündung in den Tobol. Das Feuer, das Germak nunmehr beseelte, einen entscheidenden Kampf herbeizuführen, ließ ihn die Strenge der Jahreszeit nicht achten. Noch am 23. October fiel er über den mächtigsten Fürsten Sibiriens, den Chan Kutschum, her und schlug ihn völlig. Drei Tage später zog er in dessen Residenz Iskerom ein, welche ungefähr 2 deutsche Meilen oder 13 russische Werste von dem jetzigen Tobolsk lag. Jetzt ist es ein kleines Städtchen, das wir auf den Charten von Sibirien unter dem Namen Kutschulew verzeichnet finden. Mit diesem Siege sah Germak sich im Besitze des ganzen, weiten Districts, und sandte nunmehr, da seine Mannschaft nur noch ungefähr 500 betrug, den Attaman Kolzow nach Moskau, um die Nachricht von seinen Erfolgen zu überbringen, und um Unterstützung zu bitten.

Der Zaar Iwan Wassiljewitsch war hocherfreut und empfing den Abgesandten mit hohen Ehren. Germak erhielt Alles, was er wünschte, zugesagt, und außerdem noch Panzer, Waffen, einen silbernen Löffel, dessen sich Zaar Iwan selbst bedient, und einen Pelz, den er selbst getragen. Der Eroberer bedurfte aber dieser Aufenerungen des Ehrgefühls nicht. Er drang immer weiter vor und hatte schon wieder die Ostiaken und Wogulen unterworfen.

An der Furth, die nach ihm Germakowai genannt wird, machte er Halt. Alles war erschöpft; selbst die Schildwachen überfiel ein tiefer Schlaf. Diesen Augenblick benützte Kutschum-Chan, der stets allen Bewegungen der Kosacken gefolgt war, und überrumpelte sie. Das Blutbad war fürchterlich. Germak entkam und erreichte glücklich den Fluß. Allein seine schweren Panzer hinderten ihn am Schwimmen und er kam in den Wellen um. So endigte Germak in der Nacht vom 5. auf den 6. August des Jahres 1584, nachdem er den Russen den Besitz dieses von ihm entdeckten Landes übergeben hatte. Mit seinem Tode reigen sich wohl die unterjochten Fürsten und Stämme wieder, allein bald gelang es doch wieder der russischen Uebermacht, ihren Sieg zu behaupten.

Das Vordringen nach dem Osten wurde fortgesetzt und etwa 60 Jahre nach Germak's Tode war die Küste erreicht. Alle Völkerschaften, auf die man stieß, mit Ausnahme der Tschuktschen, deren unwirthbare Wohnplätze keine Art der Besteuerung zuließen, waren unterjocht worden, und die selbst noch so rohen Russen jener Zeit — wir sprechen vom Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts — bemühten sich, die auf der tiefsten Stufe der Kultur stehenden Asiaten einigermaßen zu erwecken und zu bilden. So entstanden nun nach und nach Städte im Lande, von denen einige bis zu dieser Frist bedeutend geworden sind. Die älteste derselben wurde schon zwei Jahre nach Germak's Tode gegründet, nämlich im Jahre 1586. Es ist Tumen; Tobolsk wurde 1587 erbaut, Tara 1594, Tomsk 1604, Jenisseisk 1619, Jakutsk 1632, Nertschinsk, wo die großen Arsenikbergwerke sind, 1658; Irkutsk 1661 u. s. w.

Kalmucken und Kirgisen waren und blieben lange die Feinde der werdenden Kultur; sie zerstörten jede Spur derselben, wo sie nur immer konnten, und nur die Städte boten Schutz vor ihren Räubereien. Um die Bevölkerung zu mehren, sandte Rußland seine Verbrecher hin. Tausende wurden bis in die entferntesten Gegenden gebracht. Selbst Kriegsgefangene theilten dieses Loos, und einige derselben sahen wir in unsern Tagen manchmal gleich Gespenstern wieder in dem Kreise

der Ihrigen erscheinen, nachdem sie mit tausendfältigen Gefahren zu kämpfen gehabt hatten und längst schon als todt beweint worden waren. Viele von diesen Unglücklichen gewöhnten sich aber nach und nach an die neue Lebensweise und gewannen den Boden lieb, der sich ihrem Fleiße fügte und dankbar ihre Betriebsamkeit lohnte. Sie knüpften Verbindungen und gründeten sich oft eine gemächliche, nach den Umständen selbst angenehme Existenz, wie wir aus dem Munde Rückkehrender zu erfahren Gelegenheit hatten. Den besten Zuwachs erhielt die Bevölkerung Sibiriens schon nach der Schlacht von Pultawa, als Peter der Große die schwedischen Gefangenen dahin sandte, unter denen Leute waren, die nützliche Handwerke zu treiben verstanden. Eine neuere, nicht unwichtige Vermehrung erfolgte nach Napoleon's Unstern, wo die lebhaften und belebenden Elemente der Südländer sich mit dem schon vorhandenen Einwohnerstamme vermischten.

Einen noch immer ganz eigenthümlichen Theil von Sibirien bildet die im fernsten Osten liegende Halbinsel Kamtschatka, welche die Russen erst 1690 kennen lernten und nach hartnäckigem Widerstande 1706 vollständig unterjocht hatten. Die schwache Bevölkerung wurde durch blutige Grausamkeiten und durch Krankheiten, die ihnen die Eroberer brachten, wie z. B. die Blattern, fast gänzlich aufgerieben. Von Kamtschatka aus dehnten die Russen ihre Eroberungen stets weiter aus und entdeckten nach und nach die aleutischen Inseln, die Andreasinseln, die Fuchsinseln und die Kurilen.

Nachdem wir für unumgänglich nöthig erachteten, diese Notizen voranzuschicken, die sich auf die Geographie und die Geschichte des Landes bezogen, wollen wir jetzt zu den nachfolgenden Schilderungen übergehen, die im Stande sein werden, das Interesse der Leser in höherem Grade zu erregen, da sie sich auf die Gegenwart beziehen und uns einen Blick in die dermaligen Verhältnisse Sibiriens gewähren, in Bezug auf seinen Handel, auf Reisen durch seine Steppen, auf die Lebensweise seiner Bewohner. Wahrlich, es gehört Muth dazu, zwei Mal im Jahre die 3000 Werste zwischen Jakutsk und Kolymsk zurücklegen, oft bei einer Kälte von 40 Graden, durch Wald und Sumpf, wo man oft monatelang umher irren, ohne einer menschlichen Seele zu begegnen, und vor Frost und Hunger umkommen kann. Wir wollen einer solchen Handelskaravane folgen.

Die Pferde gehen einzeln, eines hinter dem andern, langsamen Schrittes und folgen der Spur irgend eines wilden Thieres, die einzige Bahn, der einzige Pfad, den sie aufzufinden vermögen. Die Reisenden sitzen still und unbeweglich auf ihren hohen jakutischen Sätteln, in dicke Pelze gehüllt, mit hohen Mützen angethan und mit Stiefeln von Rennthierleder, die bis zu den Schenkeln hinaufgehen.

Der Himmel ist trüb und nebelig und nur ein blutrother Strich, der sich am Horizonte zeigt, deutet den Sonnenaufgang an. Endlich erscheint das Tagesgestirn, das bei uns Leben und Freude verbreitet. Hier ist es eine rothglühende Kugel, die mit Macht den dicken Nebel zu durchbrechen strebt. Ueberall erscheinen nun Regenbogen, als Folge dieses Zusammentreffens, glitzernde Funken wie Diamanten schiessen durch die Luft; es ist ein herrliches Schauspiel! Die Dünste bilden eine Art von Schattenspiel, das uns Thürme, Säulengänge und andere Gegenstände vorspiegelt; wir glauben fremde Städte, Felsen, Gewächse in der Luft zu sehen. Allein nur kurze Zeit entzückt dieß Alles unsere Herzen. Die Sonne legt ihren scheinbar kurzen Lauf im Augenblicke zurück; sie verschwindet und mit ihr ist Alles vorbei. Die endlose, traurige Ebene, wie von einem Leichentuche eingehüllt, dehnt sich vor unsern Blicken aus und nur hie und da erhebt sich ein krüppeliges Gesträuch, das von der Last des darauf liegenden Eises vollends niedergedrückt wird. Dieser Anblick ist trostloser, als das Grab; der Tod erinnert doch stets an das Leben; aber hier kommt uns der Gedanke, daß das Leben hier nie war, auch nie einkehren wird.

Wie glücklich sind wir, wenn wir bei den Betrachtungen solcher Gegenden an unser überaus schönes Land gedenken, und wie ungerecht müssen wir uns schelten, wenn wir unsere Verhältnisse mit diesen vergleichen, daß wir so oft unzufrieden damit sein konnten.

Unter dem Rufe: „Bar! Bar!“ geht es etwas schneller vorwärts. Man nähert sich dem Orte, wo man rasten will und treibt durch jenen Zuruf die Pferde an. Einige verbrannte Stämme, die aus dem Schnee hervorragen, bezeichnen die Lagerstelle. „Gott sei Dank! da sind wir endlich!“ spricht der Anführer des Zuges. Die Jakuten laden die Thiere ab, während Einige von der Karavane Futterplätze suchen. Dieß sind solche, wo der Schnee nicht zusammengeweht ist, sondern in einer dünnen Schichte liegt und es den Pferden möglich macht, das spärliche Moos, was auf dem sumpfigen Boden wuchert, mit dem Maule zu erreichen. Man trägt unterdeß Holz und dürres Gezweig zusammen und macht ein ordentliches Feuer an. Auf warmen Decken liegt Alles umher und wartet, bis daß der Thee fertig sei. Die Kleidung der Reisenden ist mit Reif überzogen, alles Lederwerk daran ist steif gefroren; der Hauch wird zu Eis und die entblößten Theile des Gesichts schmerzen heftig.

Endlich ist es gelungen, sich aus geschmolzenem Schnee das nöthige Wasser zu bereiten, um einige Nahrungsmittel, die man mitgebracht, kochen zu können, doch darf man, wenn man sie essen will, den Kessel nicht vom Feuer heben und die Handschuhe, von dickem Pelze, nicht ausziehen. Man schützt sich so gut man kann und sucht zu schlafen. Manchmal entsteht ein Sturm mit Schneegestöber, der Alles begräbt. Man ist glücklich genug, wenn zwei Tage genügen, sich aus den fürchterlichen Eis- und Schneemassen herauszuwinden, und setzt dann unter dem Scheine von Nordlichtern die trübselige Reise weiter fort. Das Ganze ist eine ununterbrochene Kette von Drangsalen und Gefahren, und hieraus allein kann man die Ueberzeugung des Daseins schöpfen, da jedes andere Gefühl erstickt ist.

Die Waaren, die auf solche Weise bis innerhalb des Polarkreises hinaufgeführt werden, verkaufen die Karavanen in den Städten Zachimersk, Werchneye-Kolymsk, Sredneye-Kolymsk und Nischnei-Kolymsk. Zu Ende März oder Anfangs April kommen verschiedene Völkerschaften, wie Jakuten, Koräken, Junkagiren und Tschuktschen nach diesen Orten, um für etwas grobes Tuch und schlechte Gegenstände aus Kupfer und dergleichen kostbares Pelzwerk, blaue und schwarze Füchse und Zobel auszutauschen, die in Petersburg und Moskau für ungeheure Preise verkauft werden. Da diese Völker alle den Branntwein sehr lieben, so ist oftmals ein blauer oder schwarzer Fuchsbalg der Preis des ersten Glases. Für das zweite aber gibt oft der gierige Tschuktsche oder Jakute das Dreifache her. Die Mammuthzähne sind ebenfalls ein guter Handelsartikel. Man findet gewöhnlich im Jahre an 20,000 Pud in diesen Gegenden, welches so viel wie 8000 Centner beträgt. Es darf hier wohl nicht erst erklärt werden, daß es Zähne eines vorweltlichen großen Thieres seien, die in Sibiriens Boden ruhen und ausgegraben werden, und von denen es noch nicht völlig ausgemacht ist, ob die große Sündfluth diese Knochenlager bis hieher geschwemmt hat, oder ob diese Gattung ursprünglich in diesen nördlichen Regionen lebte.

Das eingehandelte Pelzwerk wird zu 50 Stück gewöhnlich zusammengenäht und mit den Mammuthzähnen, die eben so wie Elfenbein verarbeitet werden, auf die Pferde geladen; dann beeilt man sich, die Rückreise anzutreten, ehe das Eis von den Flüssen und Sümpfen zu schmelzen beginnt, wie auch, um noch zur Messe in Jakutzk zu sein, die gemeinhin im Juli gehalten wird.

Die Städte im Nordosten Sibiriens sehen sich alle so ziemlich gleich. Man denke sich einige Dutzend hölzerne Häuser, die auf den flachen Ufern des Flusses unordentlich zerstreut liegen, und weder von Höfen noch Ställen umgeben sind, da man hier weder Ackerbau noch Viehzucht kennt. In der Mitte erblickt man eine arme, kleine Kirche, daneben eine Baracke, die als Mehlmagazin, und eine andere, die zur Aufbewahrung des Salzes dient. In einiger Entfernung liegen die Jurten, das sind die Wohnungen der Eingeborenen, entweder elende Hütten oder kegelförmige Zelte, die mit einem dicken Filz und mit Thierhäuten bedeckt sind. Ueberall sieht man aufgehängte Fischernetze oder Fische, die an langen Stangen der Luft zum Trocknen überlassen werden. Eine Unzahl von Hunden irrt durch die Gassen; Menschen werden nur selten draußen angetroffen. Trotz dieser in die Augen springenden Armuth herrscht hier die uneingeschränkteste Gastfreundschaft und man ist wahrhaft glücklich, fremde Gäste bei sich aufzunehmen. Hat man die Einwohnerschaft eines solchen Städtchens erst recht kennen gelernt, so kann es einem auch wohl bei ihnen gefallen. Abgesehen davon, daß der Schlaf in einem Lande, wo der Winter nur eine fortwährende Nacht ist, die Hauptrolle spielt, gibt es doch allerlei kleine Freuden und Unterhaltungen. Während der Stunden, die wir Tag benennen, wo die Sonne eigentlich leuchten sollte, wird geschlafen, denn da ist es eben finster und unfreundlich. Zur Nachtzeit verbreiten die ewigen Nordlichter eine zauberhafte Helle.

Nachdem der Bürger mit seiner Familie das dicke Federbette verlassen hat, setzt er sich zum Samovar, dem Theekessel, dem eigentlichen Hausaltar des Sibiriers. Indessen sie nun das warme Getränk in Massen zu sich nehmen, wozu sie nur selten Zucker gebrauchen, machen sie's wie überall — das heißt: sie lästern recht wacker ihren Nebenmenschen.

Der Glanzpunkt des geselligen Lebens ist jedoch die Ankunft der Karavanen von Jakutzk. Dann werden geistige Getränke, so theuer diese auch sind, reichlich genossen; dann singt und tanzt man; dann werden große Schlittenfahrten veranstaltet.

In den nördlichern Gegenden, wo man die Schlitten mit Hunden bespannt, begegnet man zuweilen einem weißen Bären, der, von Hunger getrieben, sich in die Nähe der Ortschaften wagt, um den Vorräthen von getrockneten Fischen nachzuspüren, die man in die Erde vergräbt. Die Hunde, die bald die Witterung des Unthiers haben, achten dann nicht auf die Stimme ihrer Herren und stürzen sich auf den Bären, der sich häufig in den Stricken und dem Riemenzeug der Hunde, wie in einem Netze fängt, und dann von ihnen auf den Schnee geworfen, leicht getödtet werden kann. Nach einem solchen Siege kehrt man stolz nach Hause, wo man bei Tabak, Thee und Branntwein von dem großen Abenteuer erzählt. Oft, wenn im Winter das Brod ausgeht, werden getrocknete Fische in den Thee getunkt. Aus dem Brode machen sich diese Leute nichts, wenn es ihnen aber an Branntwein fehlt, so geben sie Alles willig her, um sich einen Schluck dieses Getränkes zu verschaffen. Selbst ihrer so nöthigen Winterkleidung entäußern sie sich. Ein Reisender sah, daß ein Weib ihre Parkha auszog, um sich den köstlichsten Genuß des Branntweins zu verschaffen *).

Während des kurzen Sommers, der überraschend erscheint und wie der Blitz wieder verschwindet, erwarten die Einwohner Sibiriens andere eigenthümliche Genüsse. Zwar erfreut sie nicht der Anblick der Wiesen, nicht das bunte Gewühl der Heerden, denn abgesehen von der Strenge des Klima's könnten schon wegen der vielen Hunde, die sie halten, die friedlichen Hausthiere nicht bestehen, da jene gefräßigen Thiere Alles zerreißen würden — dafür aber sind es Zugvögel, die in Schaaren von Tausenden nach diesem Himmelsstriche ziehen, dann die unzähligen Heerden von wilden Rennthieren, und endlich die schmackhaftesten Fische, die in den Flüssen gefangen werden, sobald sie vom Eise frei sind. Dieß Alles, das sich in dem kalten Lande gut aufbehen

*) Parkha ist ein Pelz von Rennthierfell, der wie ein Hemd gemacht ist. Die Ostiaken nehmen zwei Felle dazu, die sie über einander legen, so daß die Haare des Einen nach Außen, die des Andern nach Innen kommen. Jakuten und Kamtschatker nehmen das Fell einfach, die Haare nur nach Innen. Am untern Ende ist die Parkha mit einem Streifen Zobel oder dergleichen verbrämt.

läßt, liefert reichlichen Vorrath zum Unterhalt für den ganzen Ueberrest des Jahres.

Nachdem wir oben unsern Blick auf jenen Karavanen ruhen ließen, die nach dem Norden ziehen, wollen wir jetzt auch die in's Auge fassen, die den Osten Sibiriens bereisen, und nach dem Hafen von Ochotzk bestimmt sind. Diese haben es bei weitem leichter, als jene, und können ihre Reise, vergleichungsweise, eine Spazierfahrt nennen. Sie haben gewöhnlich Munition für die Besatzungen von Ochotzk und Kamtschatka zu überbringen, ferner Waaren für die russisch-amerikanische Kampagnie in Sitkah, Mehl und Branntwein und andere Lebensmittel. Im Ganzen werden an 20,000 Pferde beladen, die zu Anfang des Frühjahrs expedirt werden. Die größte Gefahr, der sich diese langen Züge ausgesetzt sehen, ist eine Pferdsseuche, die oftmals durch die Beschwerden des Marsches oder schlechte Nahrungsmittel herbeigeführt wird, sehr bald die vorherendsten Fortschritte macht. In solchem Falle müssen die Karavanen oft monatelang liegen bleiben, bis ihnen neue Transportmittel zukommen. Jetzt sind sie vorsichtiger geworden und reisen gewöhnlich weit vor dem Zeitpunkte ab, wo der Schnee zu schmelzen beginnt; so können sie sich denn der Schlitten bis an den Fuß der Gebirge bedienen, wobei die Pferde bedeutend geschont werden.

Vormals war selbst der Sommer in diesen Gegenden eine sehr traurige Jahreszeit; Regenwetter und Stürme wechselten immerwährend ab; allein jetzt hat man schon seit mehreren Jahren prächtiges und beständiges Wetter, was durch das Ausrotten und Verbrennen der ungeheuern Waldungen bewerkstelligt wird. So beherrscht selbst die Macht des Menschen das Klima und die wildeste Natur muß sich ihr beugen!

Fast im ganzen nordöstlichen Theile von Sibirien bedient man sich der Hunde zum Fahren. Wir finden solche Fuhrwerke zwischen Zachiwersk und Kolymsk, in Kamtschatka, in den Bergen von Aldan und Ochotzk, in den Distrikten von Narym und Beresow, dann bei den nomadischen Stämmen der Wegulitzen, Samojeden, Koriäken und Tschuktschen. Vierzig Pud (16 Centner) sind die gewöhnliche Ladung für einen Schlitten, den 12 Hunde ziehen. Zwischen Tobolsk und Beresow, und zwischen Irkutzk und Ochotzk sind Posten, die mit Hunden bespannt werden und sehr regelmäßig gehen. Mit guten Thieren kann man 200 Werste (etwa 30 Meilen) in 24 Stunden zurücklegen, und wenn man ihnen Fleisch statt Fischen gibt, die ihre gewöhnliche Nahrung ausmachen, so laufen sie wohl 70 Werste (10 Meilen) in einem Zuge. Diese Art zu reisen ist jedoch nicht ohne Gefahr. Es gehört zuerst eine große Geschicklichkeit dazu, den Schlitten im Gleichgewicht zu erhalten. Oft laufen die Hunde mit dem umgeworfenen Gefährte davon und lassen den herausgefallenen Reisenden hilflos in der Schneewüste zurück. Ein aufsteigender Vogel, oder sonst ein unbedeutender Gegenstand genügt, das ganze Gespann scheu zu machen. Fast kein Winter vergeht, ohne daß man in den Städten nicht Unglücksfälle dieser Art erführe. Ist frischer Schnee gefallen, so kommen die Hunde gar nicht vorwärts, und man muß vorausgehen, um ihnen den Weg zu bahnen. Bei Glatteis zieht man ihnen Filzschuhe an und bei strenger Kälte werden sie mit Pelzen bedeckt.

Im kältesten und nördlichsten Theile von Sibirien tritt der Frost so schnell und dabei so heftig ein, daß alle Düfte sogleich in Eis verwandelt werden. Die Temperatur, die ohne Schwanken sich viele Monate hindurch auf 30 Grade unter dem Gefrierpunkt erhält, verhindert das Zuströmen von Winden aus wärmeren Gegenden und die feuchten Ausdünstungen. Deßhalb ist hier der Winter fast ganz ohne Schnee. In der Provinz Jakutzk, einer der kältesten, liegt der Schnee so dünn, daß die Rennthiere während des ganzen Winters ihr Futter finden können. Hier bedient man sich ihrer als Zugthiere. Dasselbe findet auch in den südöstlichen Provinzen statt, welche die Ländereien am rechten Ufer der Lena bis zum Ochotzkischen Meer begreifen, wo die friedlichen Lamuten und Tungusen ihre Wohnsitze haben. Für die Pelzwerkhändler sind hier die Quellen ihres Geschäfts. Auf's Gerathewohl, ohne irgend eine specielle Angabe, vertieft sich der abenteuernde Kaufmann in die endlosen Sümpfe und in die Nacht der Wälder, um diese umherirrenden Stämme von Jägern aufzufinden. Seit der Erschaffung der Welt ward hier keine Straße gebahnt; kein Zugthier oder Lastthier betrat diesen Boden. Von großem Glücke können die Reisenden sagen, wenn sie auf einige elende Jurten stoßen, deren ungeschlachte Bewohner sie mit Freude begrüßen. Aber sie werden auch hier gastfrei aufgenommen und gern beherbergt. Eine im Sinne der armen Tungusen reichliche Mahlzeit und wechselseitige kleine Geschenke eröffnen das eigentliche Tauschgeschäft. Das Mahl besteht aus Rennthiermilch, getrockneten Fischen und einigen wildwachsenden Früchten.

Im Sommer wohnen die Leute statt in Jurten, in Urussen, die von Weiden gemacht werden, deren Ruthen und Spalten mit Haaren ausgestopft sind.

Regelmäßige Straßen sind sehr selten in Sibirien; Kanäle fehlen gänzlich. Trotz dieses Mangels an künstlichen Verbindungswegen, hat die Natur doch in Etwas dem Verkehr nachgeholfen. Alle Flüsse strömen in diesem Lande von Süden gegen Norden, und da sie während des größten Theils des Jahres zugefroren sind, so sind sie beständig zu passiren. Die Karavanen, die vhnehin im Freien campiren müssen, können stets den geradesten Weg wählen, um zum Ziele zu gelangen, was bei den ungeheuren Entfernungen auch von großem Vortheil ist. Die weitläufigen Steppen, welche Kirgisen bewohnen, liefern dauerhafte Pferde, dann gibt es weiterhin Hunde und Rennthiere in Menge, und so ist für Transportmittel reichlichst gesorgt. Alles dieses verursacht aber nur sehr geringe Kosten. Würden in Sibirien gute Straßen und andere bequeme Einrichtungen eingeführt sein, wie wir sie in den Ländern Europa's antreffen, so könnten unmöglich ein Pfund Zucker im nordöstlichen Sibirien nur 1 Rubel 50 Kopeken kosten, so viel als etwa 36 bis 40 Kreuzer, und ein

Pfund feiner Thee in Moskau 7 Rubel oder so viel als 2 Gulden 48 Kreuzer bis 3 Gulden.

Der Wagentransport in asiatischen Rußland geschieht mit großer Pünktlichkeit und Schnelligkeit. Innerhalb 24 Stunden legen dieselben Pferde 120 Werste oder 17 deutsche Meilen zurück; mit unterlegten Pferden kann man das Doppelte erreichen. Diese große Schnelligkeit trägt ebenfalls viel zur Wohlfeilheit bei, weil dadurch das Geld in regeren Umlauf gesetzt wird, die Kapitalien geschwinder in die Hände des Kaufmanns zurückgelangen, der sie dann wieder zu neuen Spekulationen verwenden kann. Dieser Umsatz erneut sich auf solche Weise dreimal im Jahre, und ein thätiger Kaufmann in Irkutzk kann die Messe in Nischnei-Nowgorod im europäischen Rußland besuchen, hierauf nach Jakutzk reisen und zuletzt noch Kiächta an der chinesischen Gränze besuchen.

So tragen denn die schlechten Einrichtungen zur Belebung der Verbindung, oder vielmehr der gänzliche Mangel derselben, die Strenge des Klima's und die Abwesenheit aller Kultur dazu bei, aus Sibirien, in commerzieller Beziehung, eine für die Krone Rußland wichtige Provinz zu machen.

Die Karavanen, welche nach Kiächta gehen, um chinesische Produkte, besonders den trefflichsten Thee zu holen, sind oft in dem Fall, wenn das Eis des Baikalsee's noch nicht hält, diesen zu umkreisen, wo ihnen dann hohe, wilde Gebirgsgegenden Gefahren aller Art bereiten. Besonders ist es hier die hohe Kette des Chamardaban, die schwer zu überwinden ist. Auf dem gefrorenen Baikal ist es oft ein starker Sturm, der die Eisdecke plötzlich bricht, wo dann die armen Reisenden, auf den Schollen, wie auf Flößen umhertreiben und ihnen eine Richtung zu geben suchen müssen, um sich zu retten.

Bei der Zurückkunft von der Messe in Kiächta tritt gewöhnlich Thauwetter ein, was die Reise noch gefährlicher macht. Ueber den Baikal setzt man alsdann in großen, plumpen Schiffen, die Karabers heißen; die Schlitten werden in den Dörfern verkauft, gegen Rädergefährte eingetauscht, oder man läßt sie bei den guten Leuten bis zum nächsten Winter stehen, wo man sie wieder abholt.

Das lebhafteste Bild gewähren im Sommer die großen Flüsse Oby, Irtisch, Jenisei und Lena, die alsdann mit Fahrzeugen bedeckt sind, welche Getreide und Mehl zu den fernen Nomaden bringen, um dafür Pelzwerk einzutauschen. Besonders steht die Lena hier in erster Reihe. Imposant ist es, wenn man bei einer Reise auf derselben einen jener ungeheuren Waldbrände sieht, die in diesem Theile von Sibirien so häufig sind.

Je näher man Jakutzk kommt, desto breiter wird der Strom und seine Ufer zieren malerische Felsenpartien. Dazwischen steigt der blaue Rauch aus einem russischen Isba auf, deren Bewohner uns freundlich aufnehmen und uns saure Milch und frisches Brod vorsetzen. Da liegt nun die Stadt vor uns, mit ihren Glockenthürmen und ihrem aus Holz erbauten Schlosse.

Die Lena bildet, durch das Schmelzen des Schnee's ausgetreten, ein weites Meer, und am Ufer drängt sich die Menge, um das Ankommen der Böte und Schiffe zu sehen, das durch Schüsse bereits signalisirt wurde. Die Kaufleute aus Irkutzk gehen nicht weiter den Fluß hinab und finden hier das Ziel ihrer Reise.

Die Lena verliert bald unterhalb Jakutzk ihre malerischen Ufer; unterhalb Zigansk und je weiter man gegen Norden schifft, werden sie sumpfig. Die Wälder verschwinden gänzlich, die Bäume, die einzeln dastehen, werden kleiner, endlich hört das Gras auf und man sieht dafür ein mißfarbiges Moos; der Fluß selbst scheint in einen endlosen Sumpf auszuarten.

An seiner Mündung wird sein Anblick noch trauriger. Tausende von Wasservögeln schwimmen darauf umher und stoßen klagende Töne aus oder fliegen um die langsam einherwogenden, aus Moos und Pflanzentheilen gebildeten Inseln. Der Horizont, das Gestade, das Meer und Alles verschwimmt in einen trüben grauen Ton. Das Auge wird durch keinen Gegenstand abgezogen oder zur wohlthätigen Ruhe geladen. Nirgends eine Blume, ein emporragender Stein, ein Grasbalm. Die bleiche Sonne, fast ohne Wärme, die im Sommer nie untergeht, hängt wie gelangweilt an diesem farblosen Himmel.

Dieser ganze, verlassene Erdstrich zeigt so recht den Ueberzang der lebenden Natur zur todten, der organischen Welt zur unorganischen.

Den besten Theil Sibirien's bilden die südwestlichen Gegenden, zwischen den beiden bedeutendsten Städten des Landes, Tobolsk und Irkutzk. Die erstere ist die Hauptstadt der Statthalterschaft und der Sitz eines griechischen Erzbischofs. Sie liegt an der Mündung des Tobol in den Irtisch. Sie hat eine alte Festung; die Straßen sind schlecht, einzelne Gebäude sind ansehnlich, wie z. B. einige von den 26 Kirchen, das Seminar, das Arsenal, das Arbeitshaus, das Gymnasium u. s. w. Unter den 25,000 Einwohnern leben viele Verwiesene. Tobolsk wird als der Hauptverbannungsort betrachtet. Die dienende Klasse besteht großentheils aus groben Verbrechern, die hier ihre alten Gewohnheiten abgelegt haben und ordentliche Menschen geworden sind. Irkutzk liegt an der Angara und hat 33,000 Einwohner. Seine 30 Kirchen geben ihm ein sehr stattliches Ansehen. Die Stadt ist besonders bedeutend als Stapelplatz des chinesischen und des Pelzhandels. A. Lewald.

Gallier und Germanen.

(Taf. 19.)

Die Tafel stellt kräftige Gestalten von gallischen und germanischen Völkerstämmen aus den ältesten Zeiten dar. Fig. 3 und 4 sind Gallier, und zwar der Eine, Fig. 3, aus Gallia comata, der Andere, Fig. 4, aus Gallia braccata. Comata nämlich hieß der nördliche Theil des transalpinischen Galliens wegen des lan-

gen Haupthaares, das die Bewohner jenes Landes trugen, braccata aber der Theil des transalpinischen Galliens, der an das Mittelmeer gränzte, weil die Bewohner dieser Gegend eine Art Beinkleider trugen. Die Gallier im Allgemeinen waren vor Ankunft der Römer völlig wild und ungesittet und zerfielen in eine Menge kleiner Stämme, die eine Art patriarchalische Verfassung hatten. Ihre ursprüngliche Religion war ohne Zweifel ein reiner Deismus: sie glaubten an ein höchstes Wesen; die Helden, die ihre Sagen schmückten, wurden als gottähnliche Heroen verehrt, der Eichenwald war der Tempel, in welchem die Barden während der Opfer feierliche Lieder sangen. Aber diese Zeit der reinen Religion war bald verschwunden: aus Einem Gott waren zahlreiche Götzen geworden, die Heroen hatten sich selbst in Götter verwandelt, es hatte sich ein Priesterstand gebildet, die Druiden, und mit diesen war Zauberei, Wahrsagerei, Mysterienkram eingewandert. Die Gallier lebten einfach, von der Viehzucht, Jagd und Fischerei; eine Art Bier, aus Gerste gebraut, war das einzige Getränk, das außer dem Wasser Vornehme und Geringe genossen. Die Gallier, welche auf unserer Tafel abgebildet sind, gehören der Zeit Cäsar's an, der Gallien zuerst unter römische Oberherrschaft brachte. Er wußte unter den Volksstämmen fortwährend innere Kriege zu unterhalten, wodurch er sie so schwächte, daß sie nichts Entscheidendes gegen die Römer zu unternehmen vermochten. Zuerst vertilgte er fast gänzlich die Helvetier, die ihr Land verlassen hatten, und am Stura sich neue Wohnsitze suchen wollten. Dadurch fiel das celtitische Gallien in seine Hände. Von allen Seiten brachte man ihm Glückwünsche dar und bat ihn um die Erlaubniß, die Stände des Landes zu versammeln. Als diese zusammengetreten waren, schickten sie eine Gesandtschaft an Cäsar, um sich über den von den Römern noch nicht überwundenen Sueven-fürsten Ariovist zu beklagen, der einen großen Theil von Gallien unterjocht hatte. Cäsar, der jede Gelegenheit ergriff, um sich in die inneren Angelegenheiten Galliens zu mischen, sandte sogleich an Ariovist und ließ ihn vorladen. Aber Ariovist antwortete: „Wenn er Cäsar brauchen würde, so würde er ihn aufsuchen; brauche Cäsar ihn, so möge er ein Gleiches thun; seine Sicherheit würde erfordern, sich von einem starken Heere in das Gallien begleiten zu lassen, in welchem Cäsar eben stehe, und dieß würde ihm viele Kosten und Ungelegenheiten verursachen. Uebrigens könne er nicht begreifen, was Cäsar und seine Republik mit dem von den Germanen eroberten Gallien zu schaffen habe.“ Hierauf sandte der Prokonsul eine zweite Botschaft an ihn: „Weil er, obgleich er unter seinem Konsulate die Gunst erhalten habe, von dem Senate König und Freund genannt zu werden, eine Zusammenkunft mit ihm verweigere, so habe er ihm folgende Befehle zu geben: Vorerst solle er sich fortan hüten, seine Landsleute nach Gallien zu locken; ferner solle er den Aeduern ihre Geiseln zurückgeben und sie und ihre Verbündeten nicht weiter beunruhigen. Erfülle er diese Bedingungen, so sei ihm die Freundschaft des römischen Volkes für immer gesichert. Da der Senat unter dem Konsulat des Messala und Piso beschlossen habe, daß der Statthalter der Provinz die Aeduer vertheidigen solle, so dürfe Cäsar nicht dulden, daß ihnen Beleidigungen und Unbilden widerfahren.“ — Auf diese hochfahrende und drohende Botschaft versetzte Ariovist: „Nach dem Kriegsrechte bleibe der Sieger Herr des Besiegten; wenn die Römer gesiegt haben, so verfügen sie über die Völker nach ihrem freien, nicht nach fremdem Willen; wenn er, Ariovist, ihnen nicht vorschreibe, wie sie ihren Sieg zu benützen haben, so sei es ihm auch erlaubt, ganz nach seiner Weise sich zu benehmen. In Folge einer Niederlage haben sich ihm die Aeduer zinspflichtig erklärt, und Cäsar schade durch seine Gegenwart dem Einziehen der schuldigen Kriegssteuer. Was die Geiseln betreffe, so gebe er sie nicht heraus, aber er thue den Verbündeten kein Unrecht an, wenn sie nur ihre Vertragsbedingungen erfüllen — thuen sie das nicht, so werde es ihnen wenig helfen, Freunde, Brüder und Verbündete des römischen Volkes zu heißen. Was die Erklärung Cäsar's betreffe, daß er die Aeduer rächen wolle, so habe noch Niemand den Ariovist angegriffen, ohne daß er es zu bereuen gehabt habe; er sei zum Kampfe bereit, und man werde erfahren, was die Germanen vermögen.“ Ohne zu zögern, beschleunigte Cäsar seinen Marsch und bemächtigte sich Vesontio's, des heutigen Besançon, der südlichen Hauptstadt der Sequaner, gegen die Ariovist heranzog. Diese Stadt, fast rings von einem Flusse umströmt, war noch außerdem durch einen sehr hohen Berg geschützt, dessen Fuß bis an den Fluß sich erstreckte. Cäsar ließ sein Heer in Vesontio und brachte hier mehrere Tage damit zu, Lebensmittel zu sammeln. Unterdessen erkundigten sich die römischen Soldaten bei den Galliern und bei fremden Handelsleuten nach den Germanen, die sie bekämpfen sollten. Aber hier verhahmen sie die wunderbarsten Gerüchte über die riesenhafte Gestalt der Soldaten Ariovist's, über ihren erstaunenswerthen Muth und ihre Kampfgeübtheit; selbst ihren Blick schilderte man so schrecklich, daß es unmöglich seie, ihn auszuhalten. Diese übertriebenen Sagen erschreckten die ganze Armee, Hohe und Niedere; selbst von Cäsar's Freunden suchten Einige einen Vorwand, um sich zurückzuziehen; Andere, die durch Furcht vor Schande zurückgehalten wurden, trugen auf ihrem Gesichte die Zeichen eines fürchterlichen Schreckens; wieder Andere weinten in ihren Zelten mit ihren Freunden; noch Andere machten ihr Testament, kurz, es herrschte eine allgemeine Bestürzung. Man sah voraus, die Soldaten würden sich weigern, dem Feinde entgegen zu ziehen. Ohne sich erschüttern zu lassen, versammelte Cäsar alle seine Unterbefehlshaber bis zum letzten Centurio zu einem Kriegsrath. Er erinnerte sie an seinen Oheim Marius, der schon vorlängst die Germanen besiegt habe; seine Beredsamkeit siegte und die Truppen verließen Besontio. Nach siebentägigem Marsche befanden sie sich nur noch wenige Stunden von Ariovist entfernt, der dem Prokonsul eine

neue Botschaft sandte. Er willige, ließ er sagen, in die verlangte Zusammenkunft, weil der römische Feldherr selbst gekommen sei, und so wurde eine Unterredung festgesetzt. Der germanische König bestand darauf, daß Cäsar von keinem Fußgänger begleitet werden solle; jeder von ihnen solle Reiterei mit sich führen. Aber diese fehlte dem Prokonsul. Somit ließ er gallische Pferde von Fußgängern der zehnten Legion besteigen, die ihm von Allen am meisten Vertrauen einflößte. Auf einer Wiese zwischen den zwei Lagern sollte die Unterredung stattfinden. Zweihundert Schritte von dem Platze blieb die berittene Begleitung Beider zurück. Nachdem Cäsar den Ariovist an die Wohlthaten erinnert hatte, die er vom Senate erhalten, stellte er ihm vor: zwischen den Aeduern und den Römern bestehe ein altes Bündniß, und die Letzteren seien gewohnt, die Macht der Völker, die sie als Brüder anerkannt haben, nicht nur aufrecht zu erhalten, sondern noch zu vermehren. Am Schlusse wiederholte er auf's Neue die Bedingungen, die er ihm schon mitgetheilt hatte. Ariovist versetzte: „Nicht aus freiem Antriebe sei er über den Rhein gegangen, sondern er sei von den Galliern gerufen worden; niemals würde er sein Haus und seine Familie verlassen haben, ohne die Gewißheit bedeutender Entschädigungen: Land, Geißeln, Alles, was er in Händen habe, sei ihm freiwillig gegeben worden; die Kriegssteuer erhebe er nach dem Kriegsrechte. Ganz Gallien habe sich gegen ihn erhoben, und er sei Sieger geblieben; wolle es ihn auf's Neue angreifen, so erwarte er es unerschüttert. Allerdings habe er ein Bündniß mit den Römern geschlossen, aber es müsse ihm nützlich sein; im andern Fall verzichte er gerne darauf. Weit entfernt, die Feindseligkeiten zuerst zu beginnen, sei er stets vertheidigungsweise zu Werke gegangen; übrigens habe er Gallien vor der Ankunft der Römer in Besitz genommen. Was denn Cäsar von ihm wolle? Mit welchem Recht erscheine er in seinen Staaten? Der Theil Galliens, in welchem er stehe, sei seine Provinz, wie er den andern Theil als Provinz der Römer anerkenne. Was das Bündniß mit den Aeduern betreffe, so wisse er recht gut, daß Cäsar, indem er sich solcher Verbündeten annehme, keinen andern Zweck habe, als Gallien zu unterdrücken. Würde er so glücklich sein, Cäsar den Untergang zu bereiten, so würde er damit den vornehmsten Römern einen Dienst erweisen, deren Gesinnungen er recht wohl kenne. Wolle ihn jedoch Cäsar im Besitz von Gallien lassen, so möge er Krieg führen, mit wem er wolle, ohne von ihm Gefahren und Hindernisse zu befürchten." Cäsar versetzte, er könne Verbündete, wegen deren sich die Republik nur Glück zu wünschen habe, nicht verlassen; sodann fragte er, mit welchem Rechte Gallien eher Ariovist als den Römern gehöre? Aber in diesem Augenblick wurde die Unterredung unterbrochen durch die Nachricht, die feindliche Reiterei ziehe sich gegen die Gehölze hin und schon seien Wurfspieße und Steine in die Reihen der römischen Soldaten gefallen. Cäsar kehrte in sein Lager zurück, stellte hier den Seinigen Ariovist's Anmaßung geschickt dar, und benützte den Verrath desselben, um die ganze Armee zum Kampfe aufzureizen. Gleichwohl verlangte Ariovist eine zweite Unterredung, aber Cäsar sandte jetzt an seiner Stelle Valerius Procillius und Mettius; Ariovist ließ sie in Ketten legen. Vergebens versuchte Cäsar, die Sueven zu einer Schlacht zu bewegen; Ariovist blieb in seinem Lager verschanzt und sandte nur seine Reiterei hervor, um kleine Scharmützel zu liefern. Endlich entschloß sich auch Ariovist, gegen den Willen seiner Völker, zu einer Schlacht. Mit ungeheurer Wuth stürzen die zwei Heere auf einander; Ariovist's linker Flügel wird durchbrochen und in die Flucht geschlagen, aber der rechte Flügel der Germanen droht, die ihm gegenüberstehenden Römer unter seinem Gewicht zu erdrücken; da führt Publius Crassus die dritte Linie heran, und diese entscheidet den Sieg. Ariovist und die Seinigen fliehen und kommen erst am Ufer des Rheins wieder zum Stehen. In der schrecklichen Verwirrung kommen Ariovist's zwei Frauen um. So befreite Cäsar die Gallier vom germanischen Joche, um ihnen das römische aufzulegen. Als Ariovist keinen Tribut mehr erpressen konnte, begannen die römischen Kriegssteuern und bald herrschte in Gallien Groll und Unzufriedenheit gegen den römischen Unterdrücker. Cäsar hob neue Legionen ans und hielt die besiegten gallischen Völker in Abhängigkeit. An einem Vorwand, seinen Aufenthalt in Gallien zu verlängern, konnte es ihm nicht fehlen. Indem er sich in ihre Streitigkeiten mengte, besiegte er innerhalb weniger Jahre die tapferste der gallischen Völkerschaften, die Belgen am Kanal, dann die wieder eindringenden Germanen, die er selbst auf kurze Zeit in ihrem Lande jenseits des Rheins verfolgte; er demüthigte die Küstenbewohner in der heutigen Bretagne und ließ zu gleicher Zeit die Aquitanier durch seine Feldherren bezwingen. Nun verbanden sich die Belgen, und als diese gedemüthigt waren, die Aoerner, mit den bisher größtentheils verschonten Völkern des westlichen Galliens, und diese vereinigte Macht unter dem Anführer Vercingetorix war im Stande, den sieggewohnten römischen Legionen Schrecken einzuflößen. Aber Mangel an Einheit und Ausdauer, römische Disciplin, Cäsar's Schnelligkeit, Geist und Glück brachten auch hier den Sieg vollkommen auf die Seite der Römer, und vom Jahr 51 v. Chr. an kann man alle Gallier als römische Unterthanen betrachten, wenn sie auch nicht zur eigentlichen römischen Provinz gehörten.

Die Gestalten, die wir als Fig. 1 und 2 auf unserer Tafel sehen, sind Germanen. Der Eine ist mit einer Ochsenhaut bedeckt und einer Keule bewaffnet, der Andere ist ein germanischer Krieger zu Pferde. Ueber die ersten Anfänge der Geschichte unserer Vorältern wissen wir nur das, was uns die Römer, die mit denselben in feindliche Berührung kamen, darüber berichten. Aus diesen Nachrichten der Römer sehen wir, daß die Wanderung der Cimbern und Teutonen und die Einfälle derselben in Gallien und Italien das erste geschichtliche Auftreten deutscher Völker sind; während eines zwölf-

jährigen Krieges wurden die Römer oft geschlagen, bis Marius die Deutschen vernichtete. Bis auf Cäsar's Zeiten, der in Gallien mit Germanen zusammentraf, erfährt man nichts mehr von den Germanen, obwohl man glauben muß, daß im Innern Deutschlands fortdauernd Reibungen stattfanden. Wenige Jahre nach Ariovist's Niederlage gingen Usipeter und Tenchterer, von den Sueven verdrängt, über den Niederrhein, um sich dort neue Wohnsitze zu suchen; sie waren mit Weibern, Kindern und Knechten ungefähr 430,000 Seelen stark. Cäsar griff sie an, und sie wurden durch schändliche List besiegt, indem man ihre Häuptlinge zu einer Unterhandlung berief und sie dann zurückbehielt. Die, welche nicht in der Schlacht umkamen, flohen über den Rhein zu den Sigambern, und als Cäsar ihre Auslieferung nicht erhielt, schlug er eine große Brücke über den Rhein, verheerte das Land der Sigambern, kehrte jedoch schnell wieder nach Gallien zurück. Zwei Jahre darauf ging Cäsar noch einmal über den Rhein, um die Sueven zu züchtigen; aber auch dießmal hatte er keinen bessern Erfolg, als den Ruhm, zuerst unter den Römern über den Rhein gegangen zu sein. Seitdem kam Cäsar nicht mehr nach Germanien, aber er suchte Germanen, die er als tüchtige und ausdauernde Krieger hatte kennen lernen, in seine Armee aufzunehmen, und dieß gelang ihm um so leichter, da unter seinen Fahnen Beute zu erlangen war, das Einzige, was die alten Germanen im Kriege suchten. Ihm leisteten germanische Soldaten in seinen schweren Kämpfen gegen sein Vaterland die wesentlichsten Dienste. Als die Idee der Weltherrschaft sich bei den Römern immer mehr ausbildete, mußte auch die Unterjochung Germaniens beschlossen werden, doch unternahmen die Römer an den Rheingegenden nichts mehr, da selbst Cäsar sich vergebens bemüht hatte, diese Gränze des Landes zu verrücken. Dagegen griffen sie die Völker an der Donau an, und unterwarfen sich die Bewohner des südlichen Ufers dieses Flusses, die jedoch keine ächt deutschen und unvermischten Stämme waren. Durch diesen Erfolg ermuthigt, sandte Augustus seinen Stiefsohn Drusus an den Rhein; dieser vertrieb die Germanen aus Gallien, ging über den Rhein in das Gebiet der Usipeter und Andrer; im folgenden Jahre drang er in das Land der Cherusker; im dritten Feldzuge wurden die Chatten besiegt, und im Jahr 9 drang er bis an die Elbe vor; als er von da zurückkehrte, starb er. Eigentliche Eroberungen hatte er nicht gemacht; wenn die Römer heranzogen, gingen die Germanen in die Wälder zurück; kam dann der Herbst heran, so mußten die Römer wegen Mangel an Unterhalt und festen Plätzen wieder zurückkehren, wurden auf dem Rückzuge an gefährlichen Stellen angegriffen und erlitten Verlust genug; dennoch machte Drusus den Anfang zur Unterjochung Germaniens durch die Kastelle, die er überall anlegte. Tiberius suchte durch List zu erreichen, was er durch die Gewalt der Waffen nicht vermochte. Sentius Saturninus gewann die Deutschen durch seine Leutseligkeit und erhielt Ruhe unter den Völkerschaften. Dadurch wurde sein Nachfolger Quintilius Varus zu dem Glauben verleitet, es sei jetzt an der Zeit, Germanien römisch zu machen. Er übte förmliche Botmäßigkeit über die Deutschen, führte römische Gerichte ein, legte ihnen entehrende Strafen auf und suchte römische Sitten und Sprachen heimisch unter den Germanen zu machen. Dieß empörte die Deutschen, und der Unwille kam zum Ausbruch, als Arminius, eines chernskiskischen Häuptlings Sohn und selbst in römischer Kriegskunst gebildet, die Deutschen auf die Gefahr aufmerksam machte, die ihren Freiheiten drohte. In blindem Vertrauen ließ sich Varus, trotz der Warnungen des Verräthers Segestes, tiefer und tiefer in die Waldungen an der Weser hineinlocken, bis endlich, an sumpfigen und waldigen Wegen, die im Stillen zusammengerufenen Deutschen den Römern als Feinde entgegen traten. Drei Tage lang dauerte der großartige Kampf im Teutoburger Walde. Nur wenige entgingen dem deutschen Rachesschwert; Varus selbst, der sein Unglück und seine Schande nicht überleben mochte, stürzte sich in sein Schwert; die Kunde von diesem Unfall verbreitete Bestürzung und Angst in Rom. Man fürchtete einen Ueberfall der Deutschen; aber diese waren zufrieden, das römische Joch abgeschüttelt zu haben und kehrten ruhig in ihre Heimath zurück.

Obgleich Deutschland von den ältesten Zeiten her von verschiedenen Völkerstämmen bewohnt wurde, so leuchtet ein Grundcharakter doch überall durch. Freiheit ging ihnen über Alles; daher wohnten sie auch nicht in Städten; wo ein Hain oder eine Quelle ihnen gefiel, schlugen sie ihren Wohnsitz auf. Ihre Lieblingsbeschäftigung war nächst dem Kriege die Jagd. Mit dem Ackerbau beschäftigten sich die Freien nicht, sondern überließen ihn den Knechten. Das Hauswesen besetzten die Weiber; auser der Zeit des Krieges und der Jagd ruhten die Männer aus und erhoben sich nur zu Schmausereien und zum Spiele. Vaterlandsliebe, Treue, Keuschheit, Sinn für Zucht und Ordnung waren hervorstehende Züge des deutschen Charakters. Die Ehe war bei ihnen heilig. Die Kleidung der Deutschen war einfach und natürlich; Kinder gingen bis zum Jünglingsalter nackt. Dann trugen die Frauen buntgefärbte leinene Gewänder ohne Aermel, die sie mit einem Gürtel zusammenhielten und schmückten, das Haar flatterte ungebunden um die Schultern und auf dem Rücken; die Männer trugen das Haar in einen Büschel zusammengebunden, aber auch gescheitelt und herabhängend. Die Kleidung des Mannes war ein Mantel, aus der Haut eines Thieres, aus Bast u. dergl. verfertigt. Eine der schönsten Sitten der alten Deutschen war die Gastfreundschaft; nicht blos dem stand gastlich die Thür offen, der förmlich und feierlich Gastfreundschaft mit Jemand geschlossen hatte und seine Marke vorzeigen konnte, sondern jedem, den sein Weg dahin trug. Der Gottesdienst war bei den verschiedenen Volksstämmen verschieden, obwohl Sagen und Gottesverehrung unter den zu einer Eidgenossenschaft gehörigen Völkern in der Hauptsache übereinstimmten. Heiligthümer hatte jeder Gau

für sich. Priester gab es, aber keinen eigentlichen Priesterstand. Priesterinnen scheinen sich blos mit Weissagungen beschäftigt zu haben. — So lebten unsere Vorältern, einfach, kräftig, rein und unverdorben, in manchen Dingen werth, ihren spätern Nachkommen zum Muster zu dienen.

Fig. 5 unserer Tafel zeigt uns einen Markomannen. Die Markomannen (Grenzbewohner) waren ein Volk im Südosten Germaniens, das nach Einigen ursprünglich in Mähren saß, nach Andern zwischen dem Main und Neckar lebte. Die Geschichte der Markomannen ist erst von dem Zeitpunkte an klar, als sie unter Marbod in's Land der Bojer zogen. Hier sisteten sie ein Bündniß gegen die Römer, dessen Haupt sie waren, bis die Cherusker an ihre Stelle traten. Dennoch blieben sie mächtig, aber bis auf Domitian gegenüber den Römern ruhig. Als dieser jedoch bei einem Zuge gegen die Dacier auch die Markomannen und Quaden demüthigen wollte, wurde er geschlagen. Nachdem sie mehrere glückliche Streifzüge nach Pannonien gemacht hatten, wurden sie durch Nerva's Sieg und Trajan's Regierung im Zaume gehalten, stärkten sich jedoch inzwischen durch Bündnisse, die sie mit den Mariskern, Hermunduren, Quaden, Jazygen, Sueven, Sarmaten, Latringern und Buriern eingingen. Durch einen Einfall in das römische Gebiet eröffneten sie unter Markus Aurelius den markomannischen Krieg (166—180), an welchem auch die Victovalen, Sosther, Sicoboden, Rhyrolanen, Bastarner, Alanen, Peuciner und Castobocer Theil nahmen. In den drei ersten Jahren vertheidigten und beherrschten die Römer nur die italischen und die illyrischen Grenzen. Als jedoch der prätorianische Präfekt Kinder mit einem Verluste von mehr als 20,000 Mann geschlagen worden war, zog Antoninus gegen die Markomannen und bekriegte sie so eifrig, daß sie und die Jazygen im Jahr 174 um Frieden baten, worauf Mark Aurel die Quaden besiegte und nach und nach die meisten germanischen Völker zwang, um Frieden zu bitten. Dennoch aber scheinen die Römer in diesem Kriege großen Verlust erlitten zu haben. Ein neuer Aufstand der Markomannen im Jahr 178 rief Mark Aurel abermals nach Germanien; aber schon, ehe er daselbst ankam, hatte sein Feldherr Paternus einen vollständigen Sieg erfochten, der dem Kaiser zum zehnten Male den Titel Imperator verschaffte. Schon durfte er hoffen, den Feind gänzlich zu unterjochen, als er ihn im Jahr 179 in Pindobona überraschte. Sein Sohn Commodus bewilligte den Markomannen sogleich Frieden (180). Sie mußten Geißeln geben, die Gefangenen ausliefern, deren Zahl nicht weniger als 100,000 betrug, Tribut an Getreide entrichten und Hülfstruppen stellen. Gleichwohl erfolgte von jetzt an ein Einfall der Markomannen in's römische Gebiet nach dem anderen, und Commodus kaufte ihnen sogar einmal den Frieden ab. Endlich im fünften Jahrhundert verschwanden sie gänzlich, da sie durch Atarichs Glück an Unternehmungen gehindert und durch die Völkerwanderung zerstreut wurden. Ihre Ueberbleibsel verloren sich unter den Bojariern.

Sueven (Fig. 6) nannte man alle die Völker, die zwischen der Oberelbe, Weichsel und Donau wohnten. Es gehören zu ihnen die Semnonen, Longobarden, Variner, Angeln, Reudinger, Avioner, Eudosen, Suardonen, Nuithonen, Hermunduren, Narisker, Markomannen, Quaden, Gothiner, Osen, Lygier, Gothen und selbst die Aestyer und die Suionen, die sämmtlich zu einem Bunde, dem Suevenbunde, vereinigt waren. Cäsar nennt ihren Namen zuerst und erzählt, sie hätten hundert Gaue, deren jeder jährlich 1000 Bewaffnete in's Feld stelle, in deren Abwesenheit die Zurückbleibenden auch für Jene das Feld bestellen müssen; im folgenden Jahre wechselten alsdann die Krieger und Ackerleute. Eigenthümliche Grundstücke besaß Keiner; nach Jahresfrist wurde der Wohnplatz gewechselt, daher auch von Städten bei ihnen keine Rede sein kann. Als Marbod über die Donau ging, blieb der Name Sueven für die südöstlichen Völker des Bundes, später aber, im vierten Jahrhundert, nannte man die sueovischen Völkerschaften nach ihren einzelnen Namen, und Sueven waren nur noch die im jetzigen Schwaben wohnenden Germanen. Von dort an wurde der Name Volksname, das Land wurde Suevia genannt. In diesen Gegenden durch das östliche Franken und Schwaben bis an die Donau erscheinen nun die Sueven stets als Verbündete ihrer westlichen Nachbarn, der Allemanen; mit ihnen verwüsteten und eroberten sie einzelne Theile des Römergebiets, Vindelicien und die rhätischen Alpen bis an die italische Grenze, ohne darum ihre alten Besitzungen aufzugeben. In Folge dieser spätern Verbindung geschah es, daß man die beiden Völkerschaften als ein Volk betrachtete, und bald mit diesem, bald mit jenem Namen benannte. Im Jahr 407 fielen die Sueven in Gallien ein, gingen 409 nach Spanien über und ließen sich an beiden Seiten der Pyrenäen nieder. Ihr Reich bestand bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts, wo sie den Westgothen zinspflichtig wurden, und nach 584 unterwarf sie Leovigild den Gothen gänzlich. Die Religionsgebräuche der Sueven waren den gewöhnlichen Angaben zufolge mit Menschenopfern verbunden; die gemeinschaftliche Gottesverehrung geschah in einem heiligen Haine, wo sie zu bestimmten Zeiten durch Abgeordnete zusammenkamen. Wenn man das Heiligthum betrat, mußte man mit Fesseln gebunden sein, und fiel man, so durfte man nicht aufstehen, sondern mußte sich aus dem Heiligthum heraus wälzen. Besondere Sitte der Sueven war es, das Haar auf dem Scheitel zusammenzufassen und in einen Büschel zusammenzubinden. Es war dieß jedoch nur den Freien erlaubt.

G. Diezel.

Der Aetna.

.... Am Tage nach unserer Ankunft in Catania wollten wir versuchen, den Aetna zu besteigen. Ich sage versuchen, denn ganz besonders hier findet das Sprichwort Anwendung: der Mensch denkt und Gott lenkt. Nichts ist gewöhnlicher, als daß Neugierige aus Catania ziehen, um den Ghibello, wie man den Aetna in Sici-

lien nennt, zu ersteigen; nichts ist seltener, als daß es ihnen gelingt, bis zu seinem Krater zu gelangen. Denn neun bis zehn Monate im Jahre ist der Berg wirklich unzugänglich: vor dem 15. Juni ist es zu früh, nach dem 1. October ist es zu spät.

Wir hatten in dieser Beziehung Alles für uns, denn wir waren am 4. September in Catania angekommen; außerdem war der ganze Tag prachtvoll gewesen; der Aetna war von keinem Dunst, keinem Nebel umhüllt. Ruhig und majestätisch lag er da. Der leichte Rauch, welcher aus dem Krater aufstieg, folgte der Richtung des Windes, wie ein Wimpel dahin flatternd; die Sonne endlich, welche wir von der Höhe der Kuppel der Benediktiner hatten untergehen sehen, war an einem wolkenlosen Himmel dahingezogen und hinter dem Dorfe Anderno hinabgesunken; sie versprach einen Tag, nicht weniger schön als der, welcher so eben verschwunden. —

Wir bestiegen unsere Thiere und begaben uns auf den Weg, in einer Nacht, welche uns, als wir ein hell erleuchtetes Zimmer verließen, furchtbar dunkel erschien; nach und nach aber begannen wir, bei dem Schimmer der Myriaden Sterne, welche am Himmel glänzten, die Landschaft zu unterscheiden. Zuerst schien es uns, nach der Art, wie unsere Maulthiere unter uns einsanken, daß wir sandige Strecken zurücklegten. Bald gelangten wir in die zweite Region oder die Waldregion, wenn anders die wenigen einzelnen, verkrüppelten und krummen Bäume, die den Boden bedecken, den Namen Wald verdienen. Hier ging es fast zwei Stunden lang fort; wir folgten vertrauensvoll dem Wege, den uns unser Führer, oder vielmehr unsere Maulthiere führten, ein Weg, der uns übrigens, nach dem ewigen Ab- und Ansteigen zu urtheilen, entsetzlich gefährlich erschien. Schon seit einer Stunde fühlten wir Kälte, und hatten uns in unsere Kappenröcke gewickelt, als wir in einem alten Gemäuer ohne Dach anlangten, wo unsere Maulthiere von selbst still hielten. Wir waren in der casa del Bosco oder della Neve, das heißt, des Holzes oder des Schnees, Namen, welche dieselbe nach einander im Sommer und im Winter verdient. Es war, wie uns der Führer sagte, unser Ruheort. Auf seine Aufforderung stiegen wir ab und traten hinein. Wir waren halbwegs nach der casa Inglese, nur daß wir, wie unsere Bauern sich ausdrücken, unser Weißbrod zuerst gegessen hatten.

Die casa della Neve war gleichsam das Vorspiel der Oede, welche weiter oben unsrer wartete. Ohne Dach, ohne Fensterladen und Thüren, bot sie keinen andern Schutz, als ihre vier Wände. Glücklicherweise hatte sich unser Führer mit einem kleinen Beil versehen: er brachte uns einen Arm voll Holz; wir ließen sogleich unser Feuerzeug spielen und machten ein großes Feuer an. Man wird begreifen daß es willkommen war, wenn man erfährt, daß ein kleines Taschen-Thermometer, welches wir bei uns führten, seit Catania schon um 18 Grad gefallen war.

Als einmal unser Feuer angemacht war, forderte uns unser Führer zum Schlafe auf und verließ uns, um für unsere Maulthiere Sorge zu tragen. Wir versuchten seinem Rathe zu folgen, waren aber wach wie Mäuse, und es war uns unmöglich, ein Auge zuzuthun. Wir nahmen einige Gläser Rum und scherzten über unsere Pariser Freunde, die zu dieser Stunde ruhig ihren Thee tränken, ohne sich im Mindesten darum zu kümmern, daß wir die Wälder des Aetna durchstrichen. Das dauerte bis halb 1 Uhr; dann forderte der Führer uns auf, die Maulthiere wieder zu besteigen.

Während unsers Halts war der Mond aufgegangen, und wie schwach er auch scheinen mochte, verbreitete er doch etwas Licht. Noch fast eine Viertelstunde lang sahen wir Bäume; doch wurden sie von 20 zu 20 Schritten seltener, und hörten am Ende ganz auf. Wir gelangten in die dritte Region des Aetna, und fühlten an dem Tritte unserer Maulthiere, wenn sie über Lava gingen, wenn sie durch Asche wateten oder wenn sie eine Art Moos, die einzige Vegetation, die bis hierher reicht, betraten. Was die Augen betrifft, so waren sie uns nur von geringem Nutzen; der Boden schien uns mehr oder weniger gefärbt, weiter konnten wir in der Dunkelheit nichts unterscheiden.

In dem Maße indeß, als wir höher stiegen, wurde die Kälte durchdringender, und trotz unserer Mäntel waren wir erstarrt. Dieser Wechsel der Temperatur hatte die Unterhaltung abgebrochen, und in uns selbst zusammengedrückt bewegten wir uns schweigend vorwärts. Ich war voran, und wenn ich das Erdreich, auf welchem wir vorschritten, nicht sehen konnte, so unterschied ich doch zu unserer Rechten deutlich gigantische Abhänge und ungeheure Felsen, die sich wie Riesen emporrichteten, und deren schwarze Schatten sich an dem tiefblauen Himmel abzeichneten. Je weiter wir kamen, einen desto seltsameren und phantastischeren Anblick gewährten diese Erscheinungen; man sah deutlich, daß nicht die Natur diese Berge so gestaltet, und daß es ein langer Kampf gewesen, der sie entblößt. Wir waren auf dem Schlachtfelde der Titanen; wir erstiegen den auf den Ossa gehäuften Pelion.

Alles das war furchtbar, düster, majestätisch; ich sah und fühlte die Poesie dieser nächtlichen Reise vollkommen, und doch fror mich so, daß ich nicht den Muth hatte, ein Wort mit meinem Reisegefährten zu wechseln, um ihn zu fragen, ob nicht alle diese Visionen das Resultat der Erstarrung seien, welche ich empfand, und ob ich nicht träume. Von Zeit zu Zeit ließ sich ein seltsames, unbekanntes Geräusch, welches keinem Geräusch glich, wie man es gewöhnlich hört, in dem Innern der Erde vernehmen, und diese schien dann zu ächzen und zu klagen wie ein belebtes Wesen. Dieses Geräusch hatte etwas Unerwartetes, Düsteres und Feierliches, welches schauern machte. Häufig hielten bei diesem Geräusch unsere Maulthiere plötzlich an, näherten ihre geöffneten und dampfenden Nüstern dem Boden, und erhoben dann den Kopf mit traurigem Gewieher wieder, als wenn sie zu verstehen geben wollten, daß sie diese große Stimme der Einsamkeit verständen, daß sie aber

nicht aus eigener Bewegung hierher kämen, ihre Geheimnisse zu stören.

Indeß stiegen wir fortwährend höher, und von Minute zu Minute wurde die Kälte durchdringender; kaum daß ich Kraft genug hatte, meine Rumflasche zum Munde zu führen. Uebrigens folgte dieser Operation noch eine schwierigere, nämlich sie wieder zuzukorken; meine Hände waren so erfroren, daß sie die Gegenstände nicht mehr fühlten, welche sie berührten, und meine Füße waren so schwer, daß es mir schien, als trüge ich einen Amboß an jedem Bein. Endlich, als ich fühlte, daß ich mehr und mehr erstarrte, machte ich eine gewaltige Anstrengung, hielt mein Maulthier an und stieg ab. Während dieser Evolution sah ich meinen Gefährten auf seinem Thier vorüberkommen. Ich fragte ihn, ob er es nicht eben so machen wolle, wie ich; aber ohne mir zu antworten, schüttelte er das Haupt zum Zeichen der Verneinung, und setzte seinen Weg fort. Anfangs war es mir nicht möglich zu gehen; es kam mir vor, als ginge ich nackten Fußes auf tausend Nadeln herum. Ich fiel nun darauf, mir von meinem Maulthier helfen zu lassen, und packte es am Schwanz; aber es würdigte den Vortheil, seines Reiters entledigt zu sein, zu sehr, als daß es nicht hätte versuchen wollen, seine Unabhängigkeit zu bewahren. Kaum hatte es die Berührung meiner Hände gefühlt, so schlug es mit beiden Beinen hinten aus; einer seiner Schläge traf mich am Schenkel, und schleuderte mich 10 Fuß rückwärts. Mein Führer kam herbei und hob mich wieder auf.

Mir war nichts zerbrochen; die Erschütterung hatte außerdem den Blut-Umlauf in Etwas wieder hergestellt; ich empfand fast gar keinen Schmerz, obwohl mein Fall mir klar bewiesen hatte, daß der Schlag heftig gewesen war. Ich fing also an zu gehen, und fühlte mich besser. Hundert Schritte weiter fand ich meinen Gefährten halten; er wartete auf mich. Das Maulthier, welches ihn ohne mich und den Führer eingeholt, hatte ihm gezeigt, daß mir irgend ein Unfall zugestoßen sei. Ich beruhigte ihn, und wir setzten unsern Weg fort, er und der Führer auf dem Maulthier, ich zu Fuß. Es war 2 Uhr Morgens.

Noch ungefähr drei Viertelstunden schritten wir auf steilen und holperigen Pfaden vorwärts, dann befanden wir uns an einem sanft absteigenden Abhang, wo wir von Zeit zu Zeit durch große Lachen Schnee wateten, in die ich bis an die Mitte des Beins hineingerieth, und die am Ende ohne Unterbrechung anhielten. Endlich begann das düstere Himmelsgewölbe sich aufzuhellen, eine schwache Dämmerung erleuchtete den Boden, auf welchem wir einherschritten, und führte eine noch eisigere Luft mit sich, als die, welche wir bis jetzt geathmet. Bei diesem bleichen und zweifelhaften Schimmer sahen wir etwas wie ein Haus vor uns; wir eilten, mein Gefährte im Trott seines Maulthiers, ich laufend, so gut ich konnte, darauf zu. Der Führer stieß eine Thür auf, und wir befanden uns in der casa Inglese, die zur größeren Erleichterung der Reisenden am Fuße des Kegels erbaut ist.

Mein erster Ruf war nach Feuer, aber es war einer der instinctmäßigen Wünsche, welche man leichter thut als in Erfüllung gehen sieht; die letzten Spuren des Waldes liegen zwei Meilen rückwärts des Hauses, und in der Umgebung, welche ganz von Lava, Asche oder Schnee bedeckt ist, sproßt kein Kraut, keine Pflanze. Der Führer zündete eine Lampe an, die er in einem Winkel fand, schloß die Thür so hermetisch als möglich, und empfahl uns, uns so gut wir könnten durch Einwickeln in unsere Mäntel und etwas Essen zu erwärmen, während er sein Maulthier in den Stall führen würde.

Da am Ende nichts Besseres zu thun war, als uns aus der Mattigkeit aufzuraffen, welche uns befallen, so fingen wir an, tüchtig umherzuwandeln. In dem Hause zeigte das Thermometer auf 6 Grad unter Null; es war gegen die Temperatur von Catania eine Differenz von 41 Grad.

Unser Führer kehrte zurück, und brachte eine Handvoll Stroh und trockene Zweige mit, die wir ohne Zweifel der Munificenz irgend eines Engländers, unseres Vorgängers, verdankten. In der That ist es bisweilen geschehen, daß diese würdigen Insulaner, die immer vollkommen, hinsichtlich der Vorsichtsmaßregeln, belehrt sind, welche sie nehmen müssen, ein Maulthier mehr miethen, und es, wenn sie durch den Wald kommen, mit Holz bepacken. So wenig Angloman ich auch bin, so ist es ein Rath, den ich Allen geben will, welche dieselbe Reise machen wollen. Ein Maulthier kostet einen Piaster, und ich weiß, daß ich freudigen Herzens 10 Louisd'or für ein Reisbündel gegeben haben würde.

Der Anblick des Feuers, so bald es auch erlöschen mußte, gab uns unsern Muth wieder. Wir traten so nahe zu ihm heran, als wenn wir es verzehren wollten, und streckten unsere Füße mitten in die Flammen hinein; dann, als wir ein wenig aufgethaut waren, schritten wir zum Frühstück.

Alles war gefroren, Brod, Hühner, Wein und Früchte; nur unser Rum war unversehrt geblieben. Wir verschlangen zwei von unsern Hühnern, wie wir es mit zwei Lerchen gemacht haben würden; das dritte gaben wir unserm Führer, und bewahrten uns das vierte für späteren Hunger auf. Was die Früchte betraf, so war es, als ob wir in Eis gebissen hätten; wir tranken also, statt des Desserts, einen Schluck Rum, und waren nun etwas restaurirt.

Es war halb 4 Uhr Morgens; unser Führer erinnerte uns, daß wir noch drei Viertelstunden zu steigen hätten, und daß, wenn wir früh genug auf den Gipfel gelangen wollten, um den Sonnen-Aufgang zu sehen, keine Zeit zu verlieren sei.

Wir verließen die casa Inglese. Man konnte allmälig die Gegenstände unterscheiden: um uns herum dehnte sich eine weite Schnee-Ebene aus, in deren Mitte, fast einen rechten Winkel bildend, sich der Kegel des Aetna erhob. Ueber uns lag alles in Dunkelheit begraben; nur im Osten färbte eine leichte Röthe den Himmel, an welchem die Berge Calabriens sich abzeichneten.

Hundert Schritte jenseit der casa Inglese fanden wir die ersten Wellen einer Hochebene von Lava, welche mit ihrer schwarzen Farbe gegen den Schnee abstach, aus dessen Mitte sie wie eine finstere Insel sich erhob. Wir mußten diese compakten Fluthen ersteigen und von einer zur andern springen, wobei die spitzen Kanten das Leder unserer Schuhe durchschnitten und uns die Füße zerrissen. Dieser Weg, der eine Viertelstunde dauerte, war einer der mühsamsten der ganzen Reise.

Endlich langten wir am Fuße des Kegels an, der, obgleich er sich 1300 Fuß über das Plateau erhebt, wo wir uns befanden, doch ganz frei von Schnee war, sei es, daß er zu steil ist, als daß der Schnee darauf hafte, sei es, daß das innere Feuer, welches er birgt, die Flocken nicht auf seiner Oberfläche dauern läßt. Dieser ewig bewegliche Kegel ändert mit jedem neuen Ausbruch seine Form, begibt sich in den alten Krater und bildet sich mit einem neuen Krater wieder.

Wir begannen diesen neuen Berg hinanzusteigen, welcher ganz aus einer mürben, mit Steinen untermischten Erde besteht, die unter unsern Füßen nachgab und fortrollte. In dem Maße, als wir höher stiegen, verdünnte sich die Luft, und ließ sich weniger und weniger einathmen. Obgleich wir bereits fast 1000 Fuß über dem ewigen Schnee waren, und wir noch zu einer Höhe von 800 Fuß emporsteigen sollten, wurde mir der Mantel, den ich umgehängt hatte, unerträglich, und ich fühlte die Unmöglichkeit ihn weiter zu bringen: er lastete wie Blei auf mir. Ich ließ ihn deßhalb auf die Erde fallen, da ich nicht den Muth hatte, ihn weiter zu schleppen, und überließ meinem Führer die Sorge, ihn im Vorbeigehn aufzunehmen; bald geschah dasselbe mit dem Stock, den ich in der Hand trug, und mit dem Hut, den ich auf dem Kopfe hatte. Beide Sachen, die ich nach einander fortwarf, rollten bis an den Fuß des Kegels, und blieben erst an dem Lava-Meer liegen, so steil ist der Abhang. Auch meinen Gefährten sah ich sich alles dessen entledigen, was sein Anzug ihm Ueberflüssiges zu bieten schien, und von 100 Schritten zu 100 Schritten still stehen, um frischen Athem zu schöpfen. Wir hatten ungefähr den dritten Theil der Höhe zurückgelegt, und fast eine halbe Stunde gebraucht, um 400 Fuß zu steigen. Im Osten wurde es heller und heller; die Furcht, nicht zeitig genug auf der Höhe des Kegels einzutreffen, um den Aufgang der Sonne zu sehen, gab uns unsern ganzen Muth zurück, und wir schritten mit neuem Eifer vorwärts, ohne uns bei der Betrachtung des unermeßlichen Horizonts aufzuhalten, der sich mit jedem Schritte unter unsern Füßen erweiterte; aber je weiter wir schritten, desto mehr häuften sich die Schwierigkeiten; mit jedem Schritte wurde der Abhang steiler, die Erde mürber und die Luft dünner. Bald vernahmen wir zu unserer Rechten ein unterirdisches Gebrüll, welches unsere Aufmerksamkeit auf sich leukte; unser Führer schritt vorauf, und führte uns an einen Spalt, aus welchem mit großem Getöse, und von einem inneren Luftstrom getrieben, ein dicker Schwefeldampf hervorquoll. Als wir dem Rande dieses Risses näher traten, erblickten wir in einer Tiefe, die wir nicht ermessen konnten, einen kochenden und flüssigen Boden, und als wir mit dem Fuße stampften, tönte die Erde in der Ferne wie eine Trommel. Zum Glück war die Luft vollkommen ruhig, denn wenn der Wind diesen Rauch auf uns zu getrieben hätte, so wären wir getödtet worden, einen so furchtbaren Schwefelgeruch führte er mit sich.

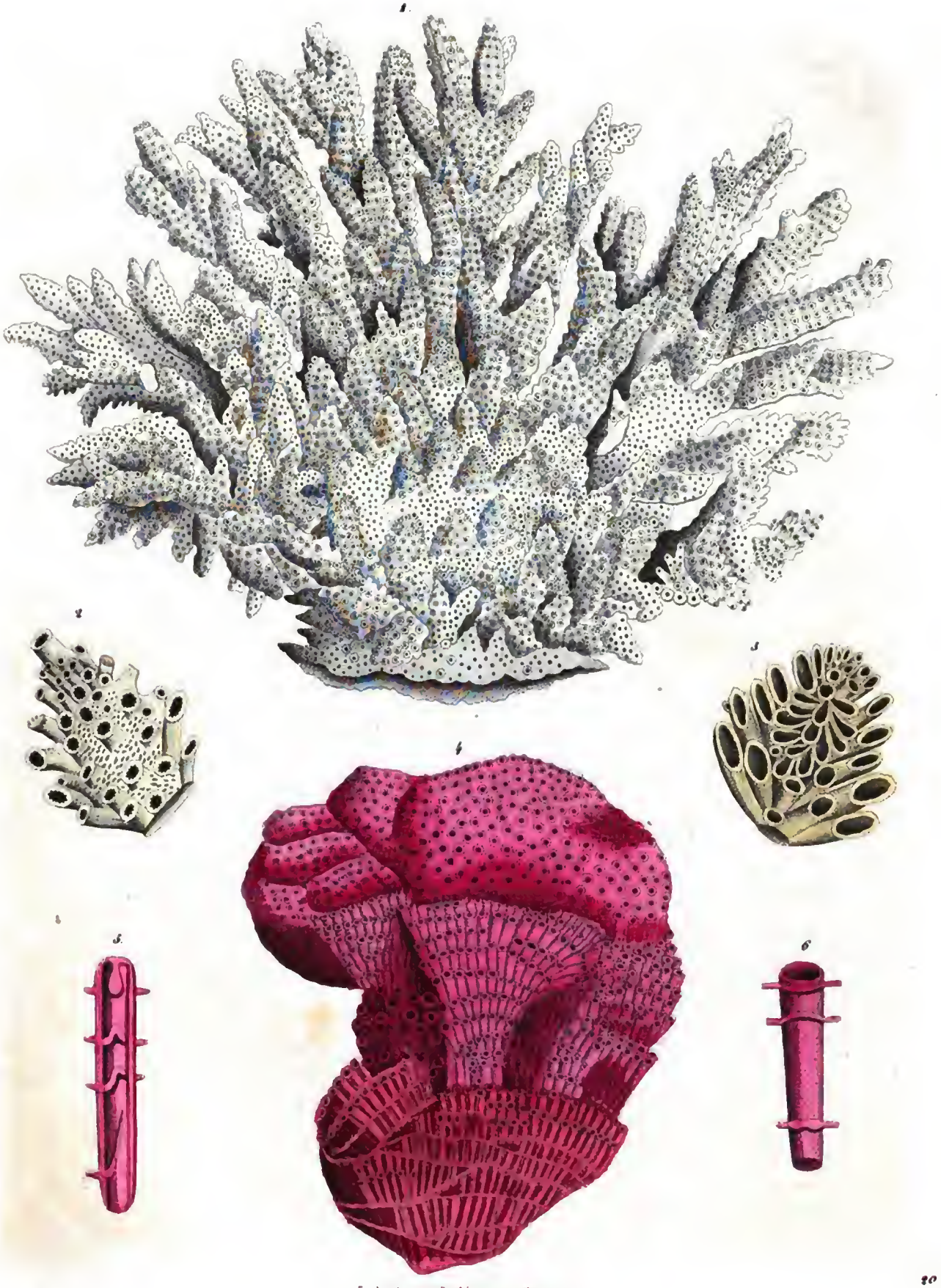
Nach einem Halt von einigen Minuten am Rande dieses Ofens machten wir uns wieder auf den Weg, und stiegen, der größern Leichtigkeit wegen, schräge weiter; der Kopf fing mir an zu klingen, als wenn mir das Blut aus den Ohren herausströmen wollte, und die Luft, welche weniger und weniger einzuathmen war, machte mich keuchen, als wenn mir der Athem gleich ganz ausgehen sollte. Ich wollte mich niederlegen, um ein wenig auszuruhen, aber der Boden strömte einen solchen Schwefelgeruch aus, daß ich darauf verzichten mußte. Ich fiel nun darauf, mein Halstuch mir um den Mund zu binden, und durch das Gewebe Athem zu holen; das erleichterte mich.

Jetzt waren wir bis zu drei Viertheilen der Höhe gelangt, und sahen den Gipfel des Berges nur einige hundert Fuß über unserm Haupte. Wir machten eine letzte Anstrengung, und begannen, halb aufrecht, halb auf allen Vieren, diesen kurzen Raum emporzuklimmen, wagten aber nicht unter uns zu schauen, aus Furcht, der Kopf möchte uns schwindeln, so steil war der Abhang. Endlich stieß mein Gefährte, der mir einige Schritte voraus war, ein Triumphgeschrei aus: er war angekommen, und befand sich dem Krater gegenüber; einige Sekunden später war ich bei ihm. Wir standen buchstäblich zwischen zwei Abgründen.

Als wir einmal oben waren, und keine starke Bewegung weiter zu machen brauchten, begannen wir leichter zu athmen; auch war das Schauspiel, welches wir vor Augen hatten, so hinreißend, daß es unser Uebelbefinden entfernte, so groß es auch war.

Wir standen dem Krater, das heißt einem ungeheuern Brunnen von 8 Lieues im Umkreise und 900 Fuß Tiefe, gegenüber; die Wände dieser Höhlung waren von oben bis unten mit Schwefel und Alaun bedeckt; in der Tiefe, so viel man aus der Entfernung, in der wir uns befanden, sehen konnte, wallte irgend eine Masse, und aus diesem Abgrunde stieg ein dünner und gewundener Rauch empor, einer gigantischen Schlange gleich, die aufrecht auf dem Schweife steht. Die Ränder des Kraters waren unregelmäßig ausgeschnitten, und mehr oder weniger hoch. Wir standen auf einem der höchsten Punkte.

Unser Führer ließ uns einen Augenblick ganz dieses Schauspiel genießen, und hielt uns nur von Zeit zu Zeit bei unserer Jacke zurück, wenn wir uns dem Rande zu sehr näherten, denn der Stein ist so mürbe, daß er unter den Füßen weichen könnte, und man den Spaß des Empedokles wieder anfangen würde; dann forderte er uns auf, uns ein zwanzig Schritt vom Krater zu


1
2
3
4
5
6

Digitized by Google

entfernen, um jeden Unfall zu vermeiden, und um uns her zu schauen.

Der Osten, der von der Opal-Farbe, welche wir bemerkt, als wir die casa Inglese verlassen, in ein zartes Rosenroth übergegangen war, war jetzt ganz mit den Flammen der Sonne übergossen, deren Scheibe bereits oberhalb der Berge von Calabrien auftauchte. An den Seiten dieser Berge, in einem tiefen und gleichförmigen Blau, traten, wie kleine weiße Punkte, die Dörfer und Städte hervor. Die Meerenge von Messina schien ein bloßer Fluß, während man rechts und links das Meer wie einen unermeßlichen Spiegel erblickte. Zur Linken war dieser Spiegel mit mehreren schwarzen Punkten gefleckt: die schwarzen Punkte waren die Inseln des Archipels Lipariote. Von Zeit zu Zeit glänzte eine dieser Inseln wie ein aufflackernder Leuchtthurm; es war Stromboli, mit seinen Flammen. Im Westen lag noch alles in Dunkelheit begraben. Der Aetna warf seinen Schatten über ganz Sicilien.

Drei Viertelstunden hindurch gewann das Schauspiel noch fortwährend an Pracht. Ich habe die Sonne auf den höchsten Bergen der Schweiz aufgehen sehen: Nichts ist aber dem zu vergleichen, was man von der Höhe des Aetna erblickt. Calabrien von Pizzo bis zum Cap delle Armi, die Meerenge von Scylla bis nach Reggio, das tyrrhenische und das jonische Meer; links die aeolischen Inseln, welche man mit der Hand reichen zu können glaubt; rechts Malta, welches wie ein leichter Nebel am Horizonte schwimmt; rings umher das ganze Sicilien, in der Vogelperspective gesehen, mit seinem von Vorgebirgen, Häfen und Rheden ausgezackten Ufer, mit seinen fünfzehn Städten, seinen dreihundert Dörfern, seinen Bergen, welche wie Hügel erscheinen, seinen Thälern, welche man für die Furchen eines Pfluges halten könnte, seinen Flüssen, welche wie silberne Fäden aussehen, wie sie im Herbste auf dem Grase der Wiesen zu sehen sind, endlich der ungeheure brüllende Krater, voller Flammen und Rauch; über dem Haupte der Himmel, unter den Füßen die Hölle: ein solches Schauspiel ließ uns alles vergessen, Mühsal, Gefahr, Entbehrung. Ich bewunderte mit den Augen des Körpers und den Augen der Seele. Nie hatte ich Gott so nahe, und deßhalb so groß geschaut.

So blieben wir eine ganze Stunde, die ganze alte Welt des Homer, des Virgil, des Ovid und des Theocrit überblickend, ohne daß es uns einfiel, einen Bleistift anzurühren, so sehr fühlten wir, daß dieß Gemälde sich tief in unser Herz präge, und daß es ohne Hilfe einer Schrift oder Zeichnung dort eingegraben bleibe. Dann warfen wir einen letzten Blick auf diesen Horizont von 300 Meilen, den man nur Einmal in seinem Leben überschaut, und begannen bergab zu steigen.

Abgesehen von der Gefahr, von oben herab bis an den Fuß des Kegels zu rollen, sind die Schwierigkeiten des Hinabsteigens mit denen des Hinaufsteigens nicht zu vergleichen. In 10 Minuten waren wir auf der Lava-Insel, und eine Viertelstunde später in der casa Inglese.

Nach einem neuen Halt von einer Viertelstunde, während welcher wir unser Huhn und unsern Rest Brod abfertigten, verließen wir das englische Haus von Neuem und befanden uns auf der Hochebene, welche man, aus Ironie ohne Zweifel, die „Weizen-Ebene“ nennt. Sie war ganz mit Schnee bedeckt, obgleich wir uns in der wärmsten Jahreszeit befanden. Eine sichtbar besuchte Spur zeigte den von den Reisenden verfolgten Weg. Wir gingen von demselben ab, um links das Thal del Bue zu besuchen. Bei jedem Schritte, den wir auf diesem jungfräulichen Schnee machten, sanken wir fast einen halben Fuß tief ein.

Das Thal del Bue würde eine prachtvolle Decoration für die Hölle in der großen Oper abgeben. Nie habe ich etwas Traurigeres und Trostloseres gesehen, als diesen gigantischen Abgrund mit seinen Cascaden von schwarzer Lava, wie sie in Mitten ihres Sturzes zum Stehen gebracht sind. Kein Baum, kein Gras, kein Moos, kein lebendes Wesen. Alles ohne Geräusch, Bewegung und Leben.

Zu den drei Regionen, in welche man den Aetna theilt, könnte man die vierte hinzusetzen, furchtbarer als alle andern, die Feuer-Region.

In der Tiefe des Thales del Bue erblickt man, 3—4000 Fuß unter sich, zwei erloschene Vulkane, welche ihren Doppelschlund öffnen. Man könnte sie für zwei Maulwurfshügel halten. Es sind zwei Berge, jeder von 1500 Fuß.

Es bedurfte des ganzen Drängens unseres Führers, um uns von diesem Anblick loszureißen. Catania lag ja da unten zu unsern Füßen, wir brauchten nur die Hand auszustrecken, und wir berührten es fast. Wie hätten wir an die zehn Meilen glauben sollen, von denen unser Führer sprach?

Wir stiegen wieder auf unsere Maulthiere und eilten hinab. Vier Stunden später waren wir bei Herrn Gemellaro.

A. d. Börsenhalle, nach Alexander Dumas.

Die Corallen-Inseln.

(Tafel 20.)

Es gibt des Wunderbaren viel auf Erden, und lange hat man nicht glauben wollen, daß es Thiere, kleine Thierchen gibt, welche mitten im Meere feste, bewohnbare Inseln bilden, was doch jetzt als ausgemachte Thatsache feststehet. Es finden sich nämlich auf dem Grunde des Meeres, auf Felsen und Klippen, die vom Wasser bedeckt sind, vielfach verästete und daher strauchartige Körper, welche meist eine rothe Farbe haben, aus einer kalkartigen Materie bestehen und gewissen Thieren zum Aufenthalte dienen, welche man Polypen oder Zoophyten, deutsch Pflanzenthiere, nennt, nicht nur wegen dieser pflanzenförmigen Gehäuse, sondern auch, weil sie einen höchst einfachen Bau zeigen, und daher als ein Mittelding zwischen Thier und Pflanze betrachtet werden. Es sind übrigens wirkliche

Thiere, ihr Gehäuse selbst ist thierische Substanz, und macht, so zu sagen, einen Theil ihres Körpers aus. Die Gehäuse sind von Röhren durchzogen, und mit schließbaren Oeffnungen versehen, durch welche die Thiere sich hervorschieben und zurückziehen können. Die Substanz ist hart. Die Thiere sitzen mit ihrem Baue auf dem Grunde fest, und vermehren sich so sehr, daß letzterer über die Oberfläche heraufwächst, und sich an Umfang bedeutend ausbreitet, wobei die einzelnen Wohnungen so dicht durch einander geschlungen sind, daß sie nur eine einzige feste Masse ausmachen. Meist bilden sich mehrere solche Riffe oder Korallenbänke, welche in Gruppen beisammen stehen, und so lange sie noch nicht ganz die Oberfläche erreicht haben, den Schiffern sehr gefährlich sind, weil sie nur in geringer Entfernung gesehen werden; wenn ein Schiff auf sie getrieben wird, ist sein Untergang beinahe unvermeidlich. Haben sie sich endlich bis nahe an die Oberfläche des Wassers erhoben, so hört ihr Wachsthum auf, weil den Thieren zu ihrem Leben Wasser unumgänglich nöthig ist. Durch die Fluth, durch Strömungen, Stürme und andere Zufälle werden zahlreiche Schalthiere, oft in ganzen Massen, auf die Corallenbänke geworfen, wodurch die noch übrigen Zwischenräume ausgefüllt, und durch Sand und andere Gegenstände noch fester verbunden werden, so, daß das Ganze, wenn bei der Ebbe das Wasser zurücktritt, einem vielfach durchlöcherten Felsen gleicht. Es finden sich Korallen in allen Meeren, diejenigen aber, von welchen wir solche Erscheinungen hervorgebracht sehen, besonders in der Südsee. Der französische Reisende Peron sagt von ihnen: „Gleichsam zurückgewiesen von den beiden Enden der Welt, scheint dieses zahllose Thiergeschlecht seine Wohnung und sein Reich im Schooße der heißesten Meere errichtet zu haben. Nur allein unter dieser Zone erheben sich, als erstaunenswürdige Denkmäler ihrer Macht, jene furchtbaren Riffe, jene zahlreichen Inseln, jene weit ausgebreiteten Inselmeere. — Alle Gesellschaftsinseln, mehrere Punkte von Neu-Irland, Louisiade und des Archipels (Inselmeer), die Insel Salomon, die kleinern Freundschafts-Inseln, die Mariannen, Pelew-, Heilige Geist- und Schiffer-Inseln, die Insel Fidschi, die Markesen, der gefährliche Archipel, Typinsan, alle kleine Eilande, alle Riffe von Neu-Caledonien, so wie alle diejenigen, welche auf der östlichen Seite Neuhollands liegen; mit Einem Worte, die meisten der zahllosen, in dem großen tropischen Oceane zerstreut liegenden Inseln scheinen ganz oder zum Theil das Werk dieser schwachen Thiere zu sein."

Um diese todten Korallenfelsen zu beleben, tragen Vögel und das Meer selbst die Samen von Moos und andern Pflanzen dahin, welche schnell keimen, und indem die daraus erwachsenen Pflanzen wieder in Fäulniß übergehen, einen Grund von fruchtbarem Boden bilden, welcher geschickt ist, die Samen vollkommenerer Pflanzen aufzunehmen und zu ernähren, die vom Zufall dahin geführt werden. Bäume erheben sich endlich, welche durch das Welken und Herabfallen der Zweige und Blätter dem Boden immer neue Nahrung zuführen, und ihn mehr und mehr geschickt machen zum Aufenthalt der Menschen und Thiere.

Früher glaubte man, diese Inseln entständen, indem nach und nach Theile des Uferlandes von den Wellen losgerissen würden; andere erklärten sie für Ueberreste größerer, durch Erdbeben eingestürzter Inseln; aber schon der Weltumsegler Cook sagt, daß sie auf die beschriebene Weise entstehen, und Peron sagt an einem andern Orte seiner Reise. „Nicht allein im Zustande von Tod und Trägheit müssen die Zoophyten Bewunderung und Aufmerksamkeit erregen: lebend füllen und versperren sie den Meeresgrund; von allen Seiten bilden sie in der Bay von Babao Inseln und Riffe. Die Schildkröteninsel, die Vogelinsel, die Affeninsel sind ausschließend ihr Werk. Lange Striche gehen von der Spitze Simao aus und verengen mehr und mehr die Oeffnung der Bay; sie verursachen, daß man an den Küsten von Fatume und Sulama nicht landen kann, indem sie auf allen Punkten Auwürfe bilden. Schon kann man auf der Seite von Osapa zur Zeit der Ebbe mehr als eine halbe Meile weit in's Meer hinausgehen, wo man mit Erstaunen und Bewunderung das außerordentliche Schauspiel genießt, von Myriaden dieser Thierchen, welche unaufhörlich beschäftigt sind, die Felsen bilden zu sehen, welche man unter den Füßen hat. Alle Geschlechter dieser Familie sind vor den Augen des Zuschauers versammelt, sie drängen sich um ihn her; ihre seltsamen und sonderbaren Gestalten, die verschiedenen Abänderungen ihrer Farben, ihrer Bildung, ihres Baus nehmen wechselsweise seine Blicke und sein Nachdenken in Anspruch; und wenn er nun mit einem starken Vergrößerungsglase diese Wesen näher betrachtet, so kann er kaum begreifen, wie die Natur mit anscheinend so schwachen Mitteln aus dem Grunde des Meeres herauf jene ungeheuren Berge mit ihren weiten Flächen hat aufführen können."

Es gilt dieses von der Insel Timor, welche corallinischen Ursprungs ist. — „Aber auch andere Punkte des indischen Meeres und des großen asiatischen Archipels sind der Schauplatz ihrer Arbeiten gewesen oder sind es noch. Dergleichen sind vornämlich die Inseln Adaman, die Admirauteninseln, die Seychellen, Diégo Garcias, der Nicobaren-Archipel; die Untiefen von Chagos, die Calamianeninseln, Flores, Domar, Gilabanta, Bouro, Sapy, Borneo, Pulo-Condore, die Inseln Priaman, Sooloo, Saypan, Panay, Sumbawa, Larantouca, Barren u. s. w. — Ile de France hat diesen Thieren jenen furchtbaren Gürtel von Klippen zu danken, der ihre Küsten so gut beschützt. In dem rothen Meere haben sie die meisten Untiefen und Riffe gebildet, welche die Beschiffung desselben so schwierig und gefährlich machen. Der ungeheure Haufen von großen und kleinen Inseln, aus welchen die Kette der Maldiven besteht, hat keinen andern Ursprung gehabt. Ceylan, Sumatra, die vulkanische Insel Ternate, Lomoan, die Postillon- und Paternoster-Inseln nähren verschiedene Stämme von diesen sonderbaren Thieren. Ebenso verhält es sich mit den Inseln Selang, Gab und Tomoguy, Fan bei Neu-Guinea, mit dem Hafen Dory auf Neu-Gui-

nea selbst, mit Monaswary, Waygiou, den Inseln Bo, Ragged, den Archipeln der Meerenge Torrés, und mit sehr vielen andern Inseln, die sich aus diesen brennenden Meeren erheben. — So verkündigt im indischen wie in dem großen tropischen Ocean Alles die Macht der Zoophyten und das erstaunliche Alterthum ihrer Arbeiten."

Aber nicht allein im Meere sehen wir die Folgen ihrer Thätigkeit, sondern selbst auf dem festen Lande. Ganze Uferstrecken und bedeutende Flächen weiter in's Land hinein, ja die große Insel Timor mit bedeutenden Höhen zeigt deutlich, daß sie auf dieselbe Weise gebildet wurden; auf den höchsten Bergen dieser Insel so wie auf allen andern Stellen findet man Zoophytengestein und es enthalten diese Bildungen dieselben Thiergattungen wie die im Meere. Da man keine Spuren von unterirdischem Feuer entdeckt hat, durch dessen ehemalige Thätigkeit sich der Boden des Meeres hätte erheben können, so müssen wir schließen, daß die Zoophyten des festen Landes sich ebenfalls von dem Grunde des Meeres aus und unter dessen Oberfläche gebildet haben, daß aber das Meer zurückgetreten ist und sie auf diese Art frei geworden sind. Natürlich hat ihre Thätigkeit noch nicht aufgehört, sondern schreitet ununterbrochen zu neuen Schöpfungen fort, wozu freilich eine lange Zeit gehört, bis sie sich uns vor Augen stellen; allein man sieht hieraus, welch' großen Einfluß diese unbedeutenden Thiere ausüben, und wie sie im Stande sind, zu einer dereinstigen Umgestaltung der Oberfläche unserer Erde wesentlich mitzuwirken.

Unter den zahlreichen Polypengattungen, welche in den südlichen Meeren diese Corallenbänke und Inseln bilden helfen, sind besonders zahlreich die beiden auf unserer Tafel abgebildeten Formen.

Figur 1 ist die stachelige Sterncoralle — **Madrepora muricata**, welche in den beiden Indien, gewöhnlich 2 Fuß hoch und mehrere Zoll dick, unter der Oberfläche des Wassers sehr schnell wächst und gefährliche Corallenbänke bildet. Sie gehört in die zweite Sippe der dritten Zunft und kommt in sehr vielen Spielarten vor, von welchen man noch nicht genau weiß, ob sie besondere Gattungen ausmachen. Eine der schönsten ist die Abgebildete, weiß, mit einem kurzen dicken Stamme und verzweigten, kegelförmigen Aesten, welche man unter Fig. 2 vergrößert erblickt; Fig. 3 zeigt den Bau einer andern Varietät ebenfalls vergrößert.

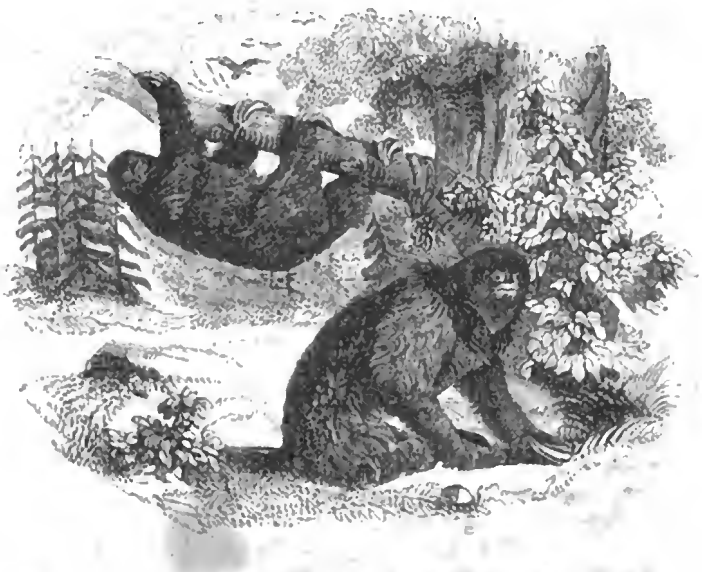
In die dritte Sippe der zweiten Zunft gehört die Fig. 4 abgebildete. Es ist die Orgelcoralle oder das sogenannte Orgelwerk, **Tubipora musica**, welche ganze Bänke in den indischen Meeren bildet und auch im rothen Meere vorkommt. Der Polypenstock ist schön roth und besteht aus lauter neben einander gereihten Röhren, wie die Pfeifen eines Orgelwerks, mit Querwänden. Er bildet 1 — 1½ Fuß hohe und 30—50 ℔. schwere Massen, welche vom Wasser wenig bedeckt sind und daher bei der Ebbe frei werden, wo es dann sehr schön aussieht und einer bunten Wiese gleicht, wenn sich die schön grün gefärbten Thiere aus ihren Röhren hervorstrecken. Fig. 6 ist eine gesonderte, Fig. 5 eine durchschnittene Röhre. Die Thierchen haben einen warzigen Mundrand mit acht Fühlfäden, welche am Rande ebenfalls mit Warzen besetzt sind.

Aus der stacheligen Sterncoralle wird ein feiner Kalk gebrannt, die Orgelcoralle wird als Arzneimittel gebraucht. An letztere knüpft sich unter den Bewohnern der Molukken der Aberglaube, daß sie Diebe abhalte und diese einen rothen Ausschlag bekommen, wenn sie an Orten stehlen, wo die Coralle aufbewahrt wird. Andere brauchen sie zu Pulver zerrieben auch gegen den Biß gistiger Thiere.

Man glaubt, daß das rothe Meer, in welchem die Orgelcoralle in Menge und in beträchtlicher Größe und Ausdehnung vorkommt, von ihr seinen Namen erhalten habe.

Berge.

Das Faulthier (Bradypus).



Die Faulthiere gehören in die zweite Ordnung der unteren Haarthiere, die Ordnung der Kaumäuse, und unter diesen zu der vierten Zunft: Schlürfmäuse, und sind in Absicht auf ihre Sitten und ihre Organisation höchst merkwürdige Thiere.

Es gibt deren zwei, das dreizehige (Ai) und das zweizehige (Anald) Faulthier. Diese beiden Gattungen unterscheiden sich nur durch Größe, indem das Zweizehige noch einmal so groß ist, als das Dreizehige.

Der Ai hat die Größe einer Katze, ist aber viel länger, seine hervorspringende Stirn ragt über die Augen herein; das Maul erinnert an einen Affen, die Nase ist platt, die Augen tiefliegend, klein und trüb, in dem schwarzen Maule stehen acht kleine, gelbe, cylinderförmige Backenzähne; das Fell dieses Thieres ist mit groben bräunlich grauen Haaren besetzt, welche Aehnlichkeit mit dürrem Heu haben; auf dem Rücken, auf welchem mei-

stens ein großer orangegelber Fleck sich findet, sind hier und da weiße Punkte, jedoch wechselt bei verschiedenen Untergattungen die Farbe des Kleides sehr. Was nun aber eigentlich diesem Thiere ein höchst sonderbares und unbeholfenes Ansehen gibt, ist, daß die Vorderfüße viel länger sind, als die Hinterfüße. Die Klauen, welche sich an allen vier Füßen finden, sind unter einem rechten Winkel nach innen gebogen, und die Spitze derselben kann in eigens dazu vorhandenen Hautfalten verborgen werden. Da bei dieser Einrichtung die Extremitäten auf dem Boden nicht zum Gehen gebraucht werden können, so schleppt sich dieses Thier höchst langsam und mühselig auf den Ellenbogen und den Knieen fort. Die Heimath des Faulthieres ist ganz Südamerika. Bisher haben sich die Naturforscher in mitleidsvollen Klagen über dieses Thier erschöpft, dem es ihrer Meinung nach sowohl an Vertheidigungsmitteln, als an Mitteln zur Flucht fehlen sollte, und das deßhalb ein sehr kümmerliches Leben führe. Neuere Beobachter haben über die Sitten dieses Thieres aber folgendes gegeben: Der Ai bewohnt nur Bäume und liebt besonders die Wälder, wo der Trompetenbaum (Cecropia peltata) vorkommt, dessen Blätter seine hauptsächliche Nahrung bilden. Unterstützt durch seine kräftigen Krallen erklimmt das Faulthier zwar nicht schnell, aber mit desto größerer Sicherheit, einen Baum, und lebt auf diesem so lange, bis es ihn ganz kahl gefressen hat; hiebei klettert es immer so, daß es die Aeste, an denen es umhersteigt, über sich hat, und weiß mit seinem sehr beweglichen Halse äußerst geschickt zu den Blättern, von denen es sich nährt, zu gelangen. Es hat als alleinige Ausnahme von allen Säugethieren statt sieben Halswirbeln deren neun. Hat das Faulthier einen Baum kahl gefressen, so steigt es entweder mit derselben Sicherheit und Langsamkeit, mit der es ihn erklomm, wieder zu Boden, oder es sucht von einem der Aeste einen nebenstehenden Baum zu erreichen, wo es nur einen kleinen Zweig oder ein festes Blatt zu ergreifen hat, um hinüber zu kommen. Die Schnelligkeit, mit welcher sich der Ai bewegt, ist so gering, daß sie kaum zu bemerken ist, und wenn neuere Beobachter von dem Faulthiere gesagt haben, es ersteige binnen 25 Minuten den Hauptmast eines Schiffes, so mag das wohl von dem zweizehigen Faulthiere gelten, dessen Bewegungen nicht so langsam sind, als die des dreizehigen.

Zu bemerken ist noch, daß diese Thiere Nachtthiere sind, und die Stunden des Tages wohl verborgen zwischen den Zweigen des Baumes, von dem sie wegen der Farbe ihrer Haare schwer zu unterscheiden sind, zubringen, und so fest an den Zweigen hängen, daß sie geschossen nicht leicht herunterfallen.

Gefangen läßt es zwar ohne Gegenwehr viel mit sich anfangen, indem man es stundenweise an einem Strick schleppen kann, wenn es aber mit seinen Krallen Jemand ergreift, so ist keine Möglichkeit vorhanden, sich von demselben loszumachen, man muß ihm die Klaue, mit welcher es gepackt hat, in diesem Falle abschneiden. Ob es wirklich wiederkaue, ist nicht bekannt, so viel aber ist gewiß, daß es auch in den Zeiten, wo es nicht frißt, seine Kiefer in beständiger Bewegung hat, und da sein Magen, wie bei den Wiederkäuern, dreifach getheilt ist, so wäre es immerhin wahrscheinlich, daß es gleich diesen wiederkaue. Eine weitere Eigenthümlichkeit in seiner Organisation ist, daß die Pulsadern seiner Glieder höchst verschlungene Netze bilden: man hat hieraus die Langsamkeit seiner Bewegungen erklären wollen; mir scheint diese Einrichtung den Zweck zu haben, durch Vermehrung der Gefäßoberfläche den zu so anhaltender Anstrengung nöthigen Muskeln verhältnißmäßig mehr Arterienblut zuzuführen.

Die Lebenszähigkeit dieses Thieres ist gränzenlos; nachdem man ihm die Eingeweide und selbst das Hirn ausgenommen, bewegt es noch seine Glieder.

Seine Stimme ist unverändert Ai. Einige und zwar zuverläßige Beobachter behaupten, daß das Faulthier Nachts eine pfeifende, in sechs Tönen stufenweise absteigende Stimme hören lasse. Jedoch weiß man noch nicht genau, ob diese Stimme dem Faulthier angehört, oder vielleicht einem Vogel, obgleich das Erstere dadurch wahrscheinlich wird, daß diese Stimme immer aus derselben Gegend des Waldes kommt. In der Gefangenschaft läßt es aber diese Töne nicht hören. Auf Noten gesetzt heißen diese Töne ungefähr also:

Das Weibchen macht sich in der Gabel von zwei bis drei großen Aesten ein Lager, wo es nur ein Junges zur Welt bringt, das bald nach der Geburt im Stande ist, sich an der Mutter festzuklammern, welche es unter keiner Bedingung losläßt. Jung gefangen lassen sich diese Thiere zähmen, zeigen aber durchaus weder Anhänglichkeit, noch sonstig ausgesprochene Charakterzüge. Man ernährt sie mit Brod und Milch; am liebsten aber fressen sie Blätter und reife Bananen. Wasser trinken sie nicht. Nach kälteren Zonen gebracht, leben sie nicht lange, obgleich sie wohl einen Monat lang fasten können. Kälte und Nässe aber scheinen ihnen sehr zu schaden. Ihr Fleisch wird als ein schmackhaftes Nahrungsmittel geschätzt.

Duttenhofer.

Das Ausstopfen der Thiere.

Die Kunst, Thiere auszustopfen, welche in der wissenschaftlichen Sprache Taxidermie genannt wird, hat ihren Anfang erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts genommen. Sie gewährt für Wissenschaft und Unterhaltung höchst angenehme Vortheile, indem sich der Naturliebhaber dadurch in den Stand gesetzt findet, die Thiere, welche im Leben seine Lieblinge geworden sind, auch todt noch lange Zeit um sich zu haben, und sie bei ge-

höriger Behandlung für Jahrhunderte aufbewahren kann. Von einer viel größeren Bedeutung aber ist sie für das Studium der Naturgeschichte. Ein streng nach den Regeln dieser Kunst behandelter thierischer Körper kann in seiner natürlichen Stellung und Lage, ohne wesentliche Veränderung seiner äußeren Formen, so lange als es nur gewünscht werden kann, zur Anschauung aufgestellt bleiben und als ein wichtiges Hilfsmittel für naturgeschichtliche Interessen benützt werden. Früher wurden die Thiere aufbewahrt, indem man aus ihrem Leibe die Eingeweide heraus nahm, den leeren Raum mit stark riechenden Stoffen wieder ausfüllte, sie so trocknen ließ, und ihnen durch eingeschobene Drähte einen festen Standpunkt gab oder sie auch blos aufhängte. Diese Thiere gingen aber durch die Angriffe räuberischer Insekten sehr bald zu Grunde. Später formte man von Holz oder Gyps Thierkörper nach und klebte die Haut stückweise darüber, was zwar längere Dauer, aber keine treuen Nachbildungen der Natur gewährte. Die Thiere der höheren Classen in geistigen Flüssigkeiten aufzubewahren, ist nur in gewissen Fällen, im Allgemeinen aber darum nicht anwendbar, weil die Farben in kurzer Zeit schwinden und die behaarten und befiederten Thiere ganz unkenntlich werden.

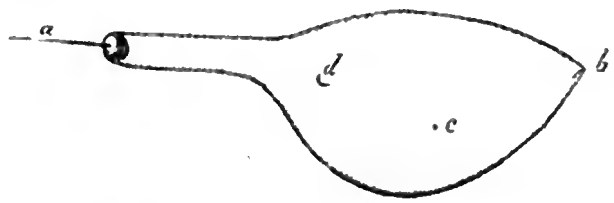
Die Kunst des Ausstopfens kann auf verschiedene Weise ausgeübt werden und sie ist keineswegs leicht. Sie setzt von demjenigen, der sie in ihrer ganzen Ausdehnung betreiben will, nicht nur viele Geduld und manche Kunstgriffe voraus, sondern sie fordert auch eine genaue Kenntniß der Eigenheiten und Lebensweise der Thiere, so wie einige anatomische Kenntnisse. Schade ist es, daß diese Kunst so höchst selten ausgeübt wird, da sie nicht nur eine sehr nützliche und angenehme Beschäftigung, sondern auch jungen Leuten, besonders solchen, welche sich dem ärztlichen Fache widmen wollen, manche schöne Vorkenntnisse verschafft. Wem nur ein einziges Mal der Versuch gelungen ist, der wird nicht unterlassen, ihn zu wiederholen. Wir können hier freilich nicht eine vollständige Anweisung über das Ausstopfen, die verschiedenen Verfahrungsarten und das Verhalten in jedem einzelnen Falle geben, wir liefern aber eine Anweisung für den Anfänger, indem wir die Behandlung eines kleinen Vogels auf die einfachste und kürzeste Weise darstellen, und zwar so, daß derjenige, welcher diese Vorschrift genau befolgt, sich in kurzer Zeit eines günstigen Erfolges zu erfreuen hat und die einmal erlangte Geschicklichkeit hierin bald und ohne Vorschrift weiter auszudehnen bemüht sein wird. Ordnung und die nöthige Vorbereitung ist eine Hauptsache bei jedem Geschäfte, besonders aber beim Ausstopfen, weshalb wir auch von dem zuerst sprechen, was in dieser Beziehung zu beachten ist.

Hat man sich einen zum Ausstopfen bestimmten Vogel verschafft, so muß vor allem nachgesehen werden, ob er auch hiezu paßt, ob besonders alle seine äußeren Theile unverletzt sind; es ist für einen Anfänger höchst nöthig, ein solches Stück zu wählen, an welchem durchaus keine Nebenarbeiten nothwendig sind. Der Vogel muß noch gehörig frisch sein. Um zu erfahren, ob er noch zum Ausstopfen taugt, untersuche man die Augen; sind diese stark eingefallen, so streiche man etwas Stark über die Bauchfedern und über die kleinen Federn in der Gegend der Augen und Ohren, gehen diese nicht aus, so ist er noch gut. Gefangenen Vögeln sind häufig die Hälse umgedreht oder der Hirnschädel eingedrückt, was ebenfalls die Arbeit im Anfang stört. Auch darf der Vogel nicht in der Mauser begriffen, oder vom Schusse oder Fangleine beschmutzt sein. Schießt man sich ein Thier selbst, so muß man es gleich aufnehmen und sowohl die Schußwunde als den Schlund mit Werg verstopfen, das letztere, weil kurz nach dem Tode aus dem Schnabel häufig Flüssigkeiten hervortreten, welche das Gefieder beschmutzen. Wer mit dem Ausstopfen schon bekannter ist, kann natürlicher Weise einen schönen Vogel oder ein anderes Thier einiger Schmutz- oder Blutflecken wegen nicht wegwerfen. Um solche zu entfernen, befeuchtet man das Gefieder an der beschädigten Stelle mit aufgelöstem Pfeifenthon und wäscht diesen, nachdem er einige Zeit darauf gesessen, mit heißem Wasser ab, und wiederholt dieses so oft, bis der Vogel ganz rein ist, beginnt ihn jedoch nicht abzuziehen, bevor er nicht völlig wieder trocken geworden ist. Einen eben erst getödteten Vogel muß man nicht sogleich ausstopfen, sondern ihn über Nacht mit den Füßen an einer Schleife aufhängen. Im Winter, bei kaltem Wetter, kann man die Vögel lange, wenigstens eine Woche aufbewahren, wenn man gerade nicht sogleich Zeit zum Ausstopfen hat. Erhält man lebend einen Vogel, so tödtet man ihn am leichtesten, wenn man den Daumen und Zeigefinger der einen Hand an den Seiten unter der Flügeleinlenkung ansetzt und stark gegen einander drückt, was ihn sogleich tödtet. Der Schwanz muß dabei abwärts und der Schnabel mit der andern Hand zu und aufwärts gehalten werden.

Die Instrumente, welche man beim Ausstopfen gebraucht, sind folgende: Ein Scalpel, das ist ein kurzes, scharfes ein- oder zweischneidiges Messer, ähnlich demjenigen, wie es die Aerzte beim Zergliedern haben. Die Klinge steckt in einem langen hölzernen oder beinernen Hefte, welches in Form eines Meisels endet. Das zweite ist eine kleine Pincette, welche zum Halten der Haut und zum Ordnen der Federn dient. Außer diesen beiden Stücken ist noch eine spitzige Scheere, eine dicke und stumpfe Nadel von einigen Zollen Länge, Stecknadeln, Draht, eine Kneipzange, einige Bohrer, eine Feile, Werg, Baumwolle und künstliche Augen nöthig.

Zuerst bricht man dem Vogel die Flügelknochen über dem Schultergelenk, so daß noch ein kleines Stückchen an letzterem bleibt. Dann nißt man die Drähte ab. Für kleine Vögel sind Haarnadeln von verschiedener Stärke sehr gut anzuwenden. Zuerst nimmt man den Draht für den Leib, dessen Länge von der Mitte des Schnabels bis zur Schwanzwurzel gemessen wird; sodann die Beindrähte, welche von der Schulter an gemessen werden und so lang sein müssen, daß noch ein ansehnliches Stück an den Zehen vorsteht, um dar-

an den Vogel auf einem Gestelle zu befestigen. Dieses Gestelle ist entweder ein natürliches Aestchen auf einem Brettchen befestigt oder eine sogenannte Krücke, welche ebenfalls zuvor zurecht gestellt und die Löcher zum Durchgang der Drähte mit einem feinen Bohrer eingebohrt werden. Diese Löcher müssen so weit von einander abstehen, als die Beine des Vogels und dürfen nicht weiter sein, als daß der Draht mit Zwang durchgeht. Diese Drähte werden an dem einen Ende spitzig gefeilt und einstweilen bei Seite gelegt. Jetzt erst schreitet man zu der eigentlichen Arbeit, indem man den Vogel auf den Rücken und so vor sich hinlegt, daß der Kopf nach der linken Seite sieht. Man theilt mit der linken Hand die Federn der Brust, indem man durch ein leichtes Blasen des Mundes dazu beiträgt, so auseinander, daß das Brustbein sichtbar wird und macht gerade auf demselben einen Einschnitt in die Haut, den man eher gegen den Bauch als gegen den Hals etwas verlängert, im Falle er zu klein sein sollte. Nachdem man die Haut nun mit dem Messerhefte etwas vom Fleisch zurückgeschoben, faßt man sie mit der Pincette und trennt sie auf einer Seite bald mit dem Hefte, bald mit der Schneide, wie es eben gehen will, so weit als möglich los, indem man nicht blos abwärts gegen den Rücken, sondern nach allen Seiten, besonders gegen die Schultern und den Hals hin arbeitet, sich dabei in Acht nimmt, die Haut zu beschädigen und deßhalb die Schneide des Messers so wenig als möglich anwendet. Doch darf man eben so wenig Fleisch mit der Haut ablösen, sondern diese muß rein von den Muskeln abgeschält werden. Ist man auf einer Seite fertig, so wendet man den Vogel und verfährt mit der andern auf dieselbe Weise. Damit sich die feuchte Haut nicht wieder an das Fleisch anlegt, und die Federn nicht durch Einrollen derselben beschmutzt werden, bestreut man die entblößten Stellen mit pulverisirtem Gyps oder schiebt Werg dazwischen. Ist man nun so weit gekommen, daß der Anfang des Halses zum Vorschein kommt, so faßt man diesen mit der Pincette, zieht ihn etwas aus der Haut hervor, und durchschneidet ihn so mit der Scheere, daß ein kleines Stückchen davon am Rumpfe bleibt. An diesem faßt man nun den Vogel und balgt die Haut der Flügel bis zu der zerbrochenen Stelle ab, durchschneidet diese und zieht die Haut wieder über, indem man das übrige Stück des Flügelknochen einstweilen darin läßt. Jetzt macht man den Rücken vollends frei, schiebt die Schenkel etwas hervor, durchschneidet sie im Gelenk, schiebt sie wieder zurück, setzt das Abbalgen bis gegen das Ende des Leibes fort und trennt diesen daselbst von der Haut, wobei man sich aber hüten muß, die Schwanzwurzel selbst zu verletzen, so wie darauf Rücksicht zu nehmen hat, daß kein Koth aus dem Darm dringe und die Federn beschmutze. Ist dieses geschehen, so reinigt man den Schwanz und alle frei gewordenen Theile von den etwa noch anhängenden Fett- und Fleischtheilen, bestreicht den Schwanztheil mit Arsenikseife und schiebt ihn wieder zurück. Dann schiebt man die Flügelknochen hervor, befreit sie von allen weichen Theilen und Sehnen, versieht sie mit dem genannten Erhaltungsmittel und schiebt sie wieder zurück; nur bei großen Vögeln umwickelt man sie etwas mit Werg. Auf gleiche Weise verfährt man fast bei den Schenkeln: zuerst schiebt man nämlich die Beindrähte bis zum Kniegelenk ein, was durch eine drehende Bewegung erleichtert wird. Man muß dieses mit Vorsicht verrichten, damit man die nackte Fußhaut nicht durchsticht oder sie zersprengt, weshalb man auch bei der Wahl der Drähte die passende Stärke genau im Auge haben, und sie recht glatt feilen muß. Dann werden die Schenkel wieder hervor geschoben und das Fleisch weggenommen, was bei kleinen Vögeln durch einen einzigen Ruck mit dem Nagel des Daumens geschehen kann, wenn man zuvor die Sehnen des Kniegelenks durchschneidet; den Knochen bestreicht man nun mit Arsenik, schiebt den Draht vollends durch, formt um den Draht und Knochen einen künstlichen Schenkel, der aber etwas dünner als der natürliche sein muß, von Werg oder Baumwolle, welche man mit Zwirn gleich und zwar mäßig fest bindet. Diesen künstlichen Schenkel versieht man ebenfalls mit Arsenik und streift die Haut über. Nun formt man nach dem Muster des Fleischkörpers, den man daher bei der Hand behalten muß, durch allmähliges Umwickeln des Leibdrahtes mit Werg, einen künstlichen Leib und Hals an einem Stücke; ersterer muß aber ein klein wenig stärker als der natürliche werden, indem man ihm an der Stelle der Flügeleinlenkung, an der Brust und über den Bauch hin etwas mehr Wölbung gibt. Es ist dabei die richtige Länge des Halses nicht aus den Augen zu setzen, damit der Draht gehörig vorsteht, um im Kopfe befestigt werden zu können (a). Den Draht am Ende des Leibes läßt man ebenfalls etwas hervorstehen und biegt ihn, nachdem der Leib geformt ist, um (b). Dieser Leib muß also aussehen:



Man bindet ihn mit Zwirn recht fest und glatt und vermeidet jede Vertiefung oder Erhöhung, damit sich hernach die Haut überall recht gleich anlege. Den Leib legt man nun bei Seite, holt mit der Pincette den Hals aus seiner Höhle hervor und streift ihn ab, vermeidet aber dabei, ihn zu ziehen. Ist man bis an die Ohren gekommen, so hebt man mit einer am Ende rund abgeschliffenen Nadel die Haut aus ihren Höhlen und fährt sodann weiter mit dem Abstreifen des Kopfes fort, trennt die zarte Haut um die Augenlider, was keine Schwierigkeit macht, und rückt nun fort bis zur Schnabelwurzel. Die Augen hebt man mit der Pincette aus ihren Höhlen und setzt an ihre Stelle eine etwas größere Kugel von Baumwolle (nicht Werg), vergrößert beim Abneh-

men des Halses das Hinterhauptsloch ein wenig, nimmt das Hirn heraus und füllt die Höhle mit Arsenikseife, bei größeren Thieren aber noch überdies mit Werg. Die Zunge und alle fleischigen Theile werden so sauber als möglich weggenommen und nun der Hals durch die Hirnhöhle so weit eingeschoben, daß der Draht etwas in den Oberschnabel hineinreicht. Kopf und Hals wird mit Arsenik bestrichen und der letztere übergestreift, indem man mit der einen Hand vorsichtig die Haut abwärts rückt, mit der andern aber den Leib sanft diesem Rücken entgegen setzt. Ist dieses gelungen, so versieht man auch die Haut des Leibes mit Arsenik, schiebt den Körper in die Leibeshöhle und steckt die Beindrähte in der Mitte des Leibes ein (c), so daß der Draht des linken Fußes vor der Einlenkung des rechten Flügels, der des rechten aber auf der entgegengesetzten Seite zum Vorschein kommt, biegt den Draht hakenförmig um (d) und richtet die Beine gerade. Nun beginnt man die Oeffnung des Leibes von der Brust aus mit einer Nadel in weiten Stichen zuzunähen, wobei besonders darauf zu achten ist, daß die Haut nicht schlitzt und keine Federn mit eingenäht oder verdreht werden; den letzten Stich führt man durch den Leib, daß die Nadel auf dem Rücken herausgeht und schneidet daselbst den Faden ab. Während des Zunähens muß man untersuchen, ob der Leib die rechte Füllung hat, damit man, wenn er zu klein wäre, diesen Fehler durch Nachstopfen von Baumwolle verbessern könnte; wäre er aber zu groß, so müßte er herausgenommen und kleiner gemacht werden, was durchaus keine erfreuliche Arbeit und deßhalb sorgfältig zu vermeiden ist. Ist man nun so weit gekommen, so rückt man die Haut überall an ihre rechte Stelle, ebenso die Flügel, und befestigt diese einstweilen lose mit einer Stecknadel, schiebt ebenfalls eine Nadel durch die Schwanzwurzel bis in die Mitte des Leibes, biegt Schenkel und Knie und bringt den Vogel auf sein Gestell, auf welchem man ihn durch Umwickeln des Drahtes befestigt. Jetzt wird zuerst durch den Schnabel der Hals und die Kehle gehörig nachgestopft; in den Rachen noch etwas Arsenik gestrichen und dieser dann geschlossen, zu welchem Behufe man mittelst einer Nähnadel einen Faden durch die Naslöcher zieht und denselben am Unterschnabel zusammenbindet. Nun gibt man dem Vogel die beabsichtigte Stellung, indem man Kopf, Hals und Füße gehörig biegt, dreht und richtet; auch die Flügel werden jetzt erst richtig gelegt, und wo es nöthig ist, mit Stecknadeln befestigt. Ist dieses geschehen, so bringt man durch Streichen, Aufheben, Rücken und Drücken das Gefieder vollends in Ordnung, richtet den Schwanz gerade und klemmt ihn, wenn er ausgebreitet sein soll, zwischen zwei Streifen steifen Papiers, welche man mit kleinen Stecknadeln befestigt. Jetzt werden die künstlichen Augen eingesetzt und die Augenlider zurecht gezogen, wobei man ebenfalls feine Nadeln anwenden kann, welche später wieder herausgenommen werden. Federn, welche während der Arbeit etwa ausgefallen sind, klebt man mit Gummi wieder an ihre Stelle ein, indem man die Federn, welche diese Stelle bedecken, mit der Pincette aufhebt. Sollten die Federn auf der Schulter nicht anliegen, so befestigt man einen Papierstreifen darüber und setzt dann den Vogel der Ofenwärme aus. Bei kleinen Thieren trocknet im Sommer die Wärme schnell genug, vorausgesetzt, daß die Haut gut mit Arsenik versehen ist. Ist alles gehörig trocken, so nimmt man die etwa angelegten Bänder und Nadeln ab, streicht Schnabel und Füße mit etwas eingedicktem Terpentinöl an, wodurch sie einen schwachen Glanz erhalten und setzt den Vogel unter Glas. Haben jedoch Beine, Schnabel oder andere von Federn entblößte Theile im Tode die natürliche Farbe verloren, so muß man diese vor dem Firnissen wieder auffrischen. Man wendet hiezu Wasserfarben an, unter die man etwas Ochsengalle mischt, sie aber nicht zu dick aufträgt.

Wer mit dem Betragen und den Eigenheiten der Thiere nicht bekannt oder nicht Talent genug für Thierzeichnung hat, der wird längere Zeit brauchen, um eine gute Figur an einem ausgestopften Thiere herauszubringen. Er muß sich zur Aufstellung einer guten Abbildung bedienen, bis er die nöthige Gewandtheit erlangt hat.

Das Abstreifen der Haut muß so schnell als möglich geschehen, damit sie bis zum Ueberstreifen nicht zu dürr wird. Wem es dienlicher sein sollte, den Vogel in hängender Lage abzuziehen, der muß, nachdem der Hals durchschnitten ist, denselben an einem Haken aufhängen, den man an einer Schnur an der Zimmerdecke befestigt. Sollte die Haut während des Abstreifens an einer Stelle reißen, so muß mit feinem Zwirn die Oeffnung wieder zugenäht werden. Für schwierigere Stellungen und manche, bei dem Ausstopfen sich hie und da einstellende Nebenumstände wird man leicht aus dem bereits Gesagten das Nöthige herausziehen können, wenn man erst im Stande ist, einen einfachen Vogel herzustellen. Die Freude des ersten gelungenen Versuchs überwindet alle folgenden Schwierigkeiten und die Uebung lehrt manches, wozu sich nicht leicht eine Anweisung geben läßt; sie gibt von selbst den Muth, sich an größere Thiere zu wagen; die Probe muß aber jedenfalls mit einem Vogel gemacht werden, denn die Thiere aller andern Klassen sind weit schwerer zu behandeln. Fische und Amphibien lassen sich ebenfalls ausstopfen, und es geht für den Laien in's Unglaubliche, wie weit man es durch die Kunstgriffe, die man nach und nach kennen lernt, treiben kann. Die Verhältnisse der Länge, Stärke und Farbe der einzelnen Theile muß man sich vor dem Ausstopfen genau merken und was nicht mehr kenntlich sein sollte, nach Abbildungen oder Beschreibungen ersetzen.

Die mehrerwähnte, zur Erhaltung dienende und längst als das beste Mittel hiezu anerkannte Arsenikseife läßt man sich in der Apotheke bereiten oder man verfertigt sie selbst. Sie ist nicht theuer und besteht aus folgenden Theilen:

Weiße gut ausgetrocknete Seife ½ Pfund.
Weinsteinsalz . . . . . ½ —

Pulverisirten Kalk	3 Loth.
Weißen Arsenik	½ Pfund.
Kampher	4 Loth.

Die Seife läßt man erst in warmem Wasser ganz auflösen, setzt alsdann das Weinsteinsalz, und wenn dieses zergangen, den Kalk und Arsenik unter beständigem Umrühren in kleinen Theilen dazu. Ist Alles erkaltet, so löst man den Kampher in Weingeist auf und verbindet ihn mit der Mischung, welche man in einem irdenen, gut verschlossenen Gefäße an einem kühlen Orte aufbewahrt und beim Gebrauche einen Theil in ein besonderes Geschirr herausnimmt, mit ein wenig Wasser verdünnt und mit einem Pinsel aufstreicht. Man muß sich dabei hüten, in Oeffnungen der Haut, wie man sie oft von einem Stiche oder Schnitte an der Hand hat, davon einzubringen, weil sie auf diese Weise schmerzhafte Entzündungen erregt. Wer sich dieses Mittels jedoch nicht bedienen will, der lasse ungelöschten Kalk an der Luft zerfallen, vermenge ihn mit einem gleichen Theile feiner Tabaksasche und verwende dieses Pulver, welches auf die innere Seite der Haut gestreut wird, statt der Arsenikseife.

Die künstlichen Augen sind von Glas, auf der äußern Seite gewölbt, auf der innern flachgeschliffen. Die Wölbung muß recht genau, das Glas selbst aber rein und hell sein. Die sogenannten Pariseraugen kann man in allen Farben sehr schön bekommen; die andern erhält man bei den Glashändlern und Glasschleifern. Diese sind ungefärbt und müssen auf der flachen Seite erst mit Oelfarben gemalt werden, welche man mit Kopalfirniß abreibt, damit sie schnell trocknen. Man kann zwar auch Wasserfarben anwenden, allein sie haben weniger Lebhaftigkeit und die Pupille (der Augapfel) muß jedenfalls mit Oelfarbe gemacht werden. Man muß erst probiren, wie groß bei jedem Auge die Pupille gemacht werden muß, weil sie durch die Wölbung größer erscheint, als sie wirklich ist. Man faßt das unbemalte Auge mit der Pincette, hält es ganz gerade, bringt einen Tropfen Farbe genau in die Mitte und vertreibt ihn, bis er die gehörige Ausdehnung erhalten hat. Diese Farbe darf nicht zu dünn sein, damit sie nicht zu sehr ausfließt. Wenn die Pupille nun ganz trocken geworden ist, so malt man erst die Farbe des Augenrings über die ganze Fläche her. Bei sehr kleinen Vögeln, welche einen dunkeln Ring haben, wendet man statt dieser Augen runde schwarze Glasperlen an.

Berge.

Räthsel.

Erste Abtheilung: Sinnbilder.

Der Affe des Schöpfers.

Monaden sind mir g'nug
Zu Schöpfungen vorhanden,
Aus mir ist Leben, Tod,
Geburt und Grab entstanden,
Und Sonne, Mond und Stern
Halt' ich in meinen Banden.

Mir ist nur Kinderspiel
Die schwerste Zauberei;
Vielfältig bin ich zwar,
Doch bin ich Eins und Drei;
Ich mache was ihr wollt,
Ob's auch unmöglich sei.

Die Welt — sie ward aus Nichts,
Ich schaffe Nichts und Welten,
Ja Himmel, Teufel, Höll'
Und Niemand kann mich schelten;
Ihr laßt mich Alle wohl
Als Schützenmeister gelten.

Der Mensch hat mich gehört,
Lang eh' er mich geseh'n,
Gesehn, eh' auf Metall
Ich lernte fester steh'n;
Dort muß von vielem Druck
Ich bald zu Grunde geh'n.

J. G. Moser.

Auflösung: 4. 1. 18. 1. 2. 3.

Der Phönix.

Ein Phönix, nicht an Zeit und Raum gebunden,
Der doch nur selten in der Welt erscheint,
Und Widersprüche kühn in sich vereint,
Die anderswo sich nur getrennt gefunden.

Der heilen kann die unheilbarsten Wunden,
Der selbst den Tod, um den die Mutter weint,
Aus freier Machtvollkommenheit verneint,
Und holt aus Gräbern Körper, die gesunden!

Der Tigern aus dem Rachen Beute raubt
Und Sterne hemmt in ihren alten Bahnen,
Und Sonnen auslöscht, wie ein Kerzenlicht:

Doch wer an seine Zaubermacht nicht glaubt,
Und wer nicht schwört zu seinen alten Fahnen,
Für den und gegen den erscheint er nicht.

J. G. Moser.

Auflösung: 4. 1. 18. 22. 20. 13. 4. 5. 17.

Charade.

Der Thau auf der Blüthe *).

1. 2.
Aus dem Gemüthe
Steig' ich herrliche Blüthe;
Liebe, Musik und ein goldener Wein
Senkten mich ein,
Locken hervor mich, wie Sonnenschein.

3, 4.
Der nämlichen Au
Entsteigt ein scharfer Thau;
Den hat ein düsteres Dunkel der Nacht
Hervorgebracht;
Doch an seinem Rieseln der Tag erwacht.

1 — 4.
Wenn aber der Thau auf der Blüthe schwimmt,
Und ihm ihr Honig die Schärfe nimmt,
So quillt er, ein flüssiger Edelstein,
Aus jener Blüthe so warm und rein,
Daß die Au selbst, welcher die Blum' entblüht,
Rings von den versendeten Strahlen erglüht.

J. G. Moser.

Auflösung: 6. 17. 5. 20. 4. 5. 19. 8. 17. 1. 5. 13. 5. 13.

*) Ein seltenes, aber für die bezweifelte Existenz derselben entscheidendes, Beispiel eines zusammengesetzten Sinnbildes.

GEORG CUVIER.

Cuvier.

(Taf. 21.)

George Leopold Chretien Frederic Dagobert Cuvier, wurde zu Mömpelgardt, einer im Elsaß gelegenen Stadt, die damals Württemberg angehörte, am 23. August 1769 geboren. Seine Familie stammte aus der Schweiz, mußte aber, politischer Verhältnisse wegen, nach einer fernen deutschen Provinz auswandern, wo Cuviers Onkel protestantischer Geistlicher war. Sein Vater war Offizier bei einem in französischen Diensten stehenden Schweizerregiment, wo er sich auszeichnete und nach einer Dienstzei von 40 Jahren mit einer kleinen Pension nach Mömpelgardt als Artilleriekommandant versetzt wurde. Er heirathete ziemlich spät, und hatte drei Söhne, von denen George der älteste war. Seine Mutter leitete mit der zärtlichsten Aufmerksamkeit seine Erziehung, war selbst bei seinen lateinischen Lectionen, und ließ ihn besonders Geographie und Zeichnen lehren, wofür der Knabe eine besondere Vorliebe hatte. Dabei vergaß sie nicht, seinem jungen Herzen die Prinzipien der Religion einzuprägen und ihm Hingebung in den Willen Gottes zu lehren, eine Lehre, welche ihm später eine Quelle großen Trostes war, da seine Familie manchen Unglücksfällen unterworfen wurde. Im zehnten Jahre war er durch diese Erziehung bereits so weit gediehen, daß er ein öffentliches Gymnasium beziehen konnte, in welchem er vier Jahre lang blieb, und zur Zufriedenheit seiner Eltern manchen Preis als Belohnung seines Fleißes davontrug.

Schon in früher Zeit zeigte sich seine Vorliebe für die Naturgeschichte in der Wahl seiner Lesebücher aus der Gymnasiumsbibliothek. Eine illuminirte Uebersetzung von Geßner zog bald seine Aufmerksamkeit an, und die herrlichen Schilderungen Buffons ergötzten seinen wißbegierigen Geist, während jene Kupfer ihn mit einer größern Anzahl von Thieren bekannt machten, als er in den Naturaliensammlungen seiner Gegend sehen konnte. Schon als kleiner Knabe setzte er sich immer vor, einstens die Stelle jenes berühmten Naturforschers einzunehmen. Unter den Gefährten seiner Jugend errichtete er schon im Gymnasium eine Akademie, in welcher er den Vorsitz führte, Regeln angab, und die Gegenstände bestimmte, über die man zu sprechen und Streitfragen aufzuwerfen hätte, wobei er immer am Ende der Zusammenkunft seine Beobachtung und seine Meinung aufstellte; eine Pflicht, welche er später so viele Jahre mit der größten Klarheit und Geistesgegenwart in der hohen Akademie zu Paris ausübte. Also zeigten schon die Züge seiner zarten Jugend auf das Deutlichste die Fähigkeit, welche ihn später so berühmt machte: jeden Gegenstand, der besprochen wurde, an seinen wesentlichen Punkten aufzufassen und darzustellen.

Die Verhältnisse seiner Eltern waren aber der Art, daß der junge Cuvier weder seinem innern Triebe, die Natur und die mit der Naturwissenschaft verwandten Gegenstände zu studiren, befolgen konnte, noch in der Wahl eines gewissen Studiums frei war. Die Verbindung seines Onkels mit der Kirche ließ eine Hoffnung blicken, daß er von dieser Seite aus unterstützt werden könnte, und es ward daher beschlossen, ihn nach Tübingen als Freischüler zu thun, damit er dort im evangelischen Stifte seine Studien als Geistlicher mache. Ein glücklicher Umstand gab aber seinen Verhältnissen eine andere Wendung, und brachte ihn in eine Lage, in der er sich durch sein Talent emporschwingen konnte, und seine Studien frei wählen durfte.

Der Herzog Carl von Württemberg nämlich hörte auf einem Besuche in Mömpelgardt von seiner Schwester die Fähigkeiten Cuviers höchlich rühmen, daher ließ er ihn kommen, und da ihm seine Antworten und sein Betragen gefiel, beschloß er, ihn auf seine Kosten in die Carls-Akademie zu Stuttgart aufzunehmen. In einem Alter von vierzehn Jahren verließ der junge Cuvier zuerst seine Heimath und die sorgsame Pflege seiner theuren Mutter; die drei Reisetage von Mömpelgardt nach Stuttgart waren ihm sehr schmerzlich; er saß zwischen dem Kämmerer und Secretär des Herzogs, welche beide ihm gänzlich unbekannt waren, und auf dem ganzen Wege nichts als Deutsch sprachen, wovon das arme Kind kein Wort verstand. Am 4. Mai kam er in die Akademie — neun Monate darauf trug er unter vier- oder fünfhundert Studenten den Preis in der deutschen Sprache davon.

In den andern Zweigen der Wissenschaft waren seine Fortschritte nicht geringer, und er bestimmte sich nach und nach zu dem Studium der Staatswirthschaft, indem er sich mit den verschiedensten Zweigen der Gesetz- und Finanzkunde, so wie der Landwirthschaft abgab, und dabei etwas Mechanik studirte. Seine Erholungsstunden widmete er ausschließlich dem Studium der Naturkunde, indem er theils die Werke seiner berühmten Vorgänger verschlang, Zeichnungen machte, und von den Pflanzen, welche in der Nachbarschaft anzutreffen waren, ein Herbarium anlegte. Bei diesen Bestrebungen fand er in einem seiner Lehrer einen willigen Unterstützer; dieser war der Professor der Naturgeschichte Abbé, der die Fähigkeiten seines Schülers begriff, lobte und ihn aufmunterte. In dieser Akademie vollendete er seine Laufbahn mit eben so viel Ehre, als zu Mömpelgardt, denn er erhielt die höchsten Preise, und bekam sogar wegen seiner Verdienste einen Orden.

Nunmehr hatte Cuvier alles das gelernt, was man gewöhnlich als zur Erziehung gehörig betrachtet. Aber nicht zufrieden damit, studirte er täglich mit steigendem Eifer, und ließ in seinem ganzen Leben keine Gelegenheit vorbei, sich in Dingen zu unterrichten, welche ihm früher nicht bekannt waren. Nachdem er die Carls-Akademie verlassen hatte, war er sich sehr gut bewußt, daß er irgend einen Dienst in den Zweigen der Staatsverwaltung zu ergreifen habe, um seinem Wohlthäter den Aufwand für seine Studien einigermaßen zu vergelten. Allein die Zeitumstände waren seiner augenblicklichen Verwendung nicht günstig und die Verhältnisse seiner Finanzen erlaubten ihm nicht, die Naturforschung zu verfolgen, die ihm in dieser Zeit noch nichts einbringen konnte. Gegen die Meinung und den Rath

seiner Genossen beschloß er, sich um die Stelle eines Hofmeisters zu bewerben. Seine Freunde waren dabei der Meinung, die hohen Fähigkeiten, welche Cuvier bisher gezeigt habe, würden hierdurch erniedrigt; allein Cuvier hatte einen höheren Begriff von dem Amte eines Erziehers der Jugend, und zog eine zwar beschränkte, aber ehrenvolle Unabhängigkeit vor. Später erinnerte er sich immer mit Vergnügen dieses Amtes, das ihm die Mittel verschaffte, mit Männern zusammenzukommen, welche später seine glänzende Laufbahn gründeten.

Im Jahr 1788 wurde der neunzehnjährige Jüngling bei einer protestantischen Familie eingeführt, der Familie des Grafen von Hericy zu Caen, in der Normandie, wo er die Erziehung des einzigen Sohnes des Grafen zu leiten hatte. Hier kam er mit dem ganzen Adel der Nachbarschaft zusammen, eignete sich die Sitten und Haltung der besten Gesellschaft an, und kam in genaues Verhältniß mit den merkwürdigsten Männern seiner Zeit. Auch die Lage der genannten Grafschaft in der Nähe der See wußte er zu seinem Vortheil zu benützen, denn er konnte die Produkte des Meeres, namentlich die Weichthiere, dort untersuchen, wodurch er auf neue Ideen kam, und seine Gesichtspunkte in der Untersuchung erreichte, welche er später auf die ganze Thierwelt ausdehnte.

Es ist wahrscheinlich, daß er bei der Familie des Grafen von Hericy beinahe sieben Jahre lang blieb, und während dieser Periode den größten Theil seiner Zeit dazu anwandte, die niederen Thiere genauer zu untersuchen, ohne daß er sich bei Büchern viel Raths hätte erholen können, und nur für seinen Privatgebrauch Beobachtungen machte, und Zeichnungen anfertigte. Hier lernte er nun auch den Freund kennen, der ihn bei den Gelehrten zu Paris einführte. In dem Dorfe Valmont nämlich war ein landwirthschaftlicher Verein, bei welchem Cuvier das Geschäft eines Secretärs übernahm. Tessier, der Verfasser einiger Artikel über Landwirthschaft, in einem encyclopädischen Werke, hatte sich, in Paris verdächtigt, nach Caen zurückgezogen, und entdeckte hier nun bald Cuviers ausgezeichnete Fähigkeiten. Die Folge von dieser Entdeckung war eine innige Freundschaft zwischen beiden, und Tessier machte Cuvier mit Olivier, Lacepede, Geoffroy St. Hilaire und Anderen bekannt, worauf er nach Paris eingeladen wurde, und im Jahre 1795 dort auftrat.

Cuvier war nun in Paris, wohin ihn im Geiste oft sein Ehrgeiz und sein unersättlicher Eifer, Untersuchungen zu machen, versetzt hatte; denn lang und heiß hatte er gewünscht, in jener Hauptstadt zu sein, zu der sich ganz Europa wegen des Ruhmes ihrer Schulen hindrängte, und wo Buffon und Daubenton das Studium der Naturgeschichte so herrlich ausgebildet hatten. Umgeben von den Gelehrten in Paris, denen er durch seine Abhandlung über die Weichthiere sehr wohl bekannt war, daher sie ihn mit Zuvorkommenheit und ohne Eifersucht behandelten, und auf seine Talente mit Achtung blickten, blieb er dort nicht lange ohne Thätigkeit. Die Professoren, welche an dem Jardin des Plantes angestellt waren, sorgten dafür, daß er kurz nach seiner Ankunft zum Mitgliede der Kommission der Künste und zum Professor an der Centralschule des Pantheon ernannt wurde. Zum Gebrauche dieser Schule schrieb er seine Elementarlehre der Naturgeschichte der Thiere.

In demselben Jahre wurde im Jardin des Plantes ein neuer Lehrstuhl für vergleichende Anatomie aufgestellt. Mertrud war dazu bestimmt, diesen Platz auszufüllen; da er aber als ein alter und kränklicher Mann seine Pflichten nicht gehörig zu erfüllen im Stande war, nahm er auf den Rath seiner Collegen Cuvier als Assistenten an. Auf diese Weise sah dieser wenige Monate, nachdem er die Normandie verlassen hatte, einen seiner heißesten Wünsche in Erfüllung gehen, und erntete bereits die Früchte seiner Jugendstudien. Er saß in dem Jardin des Plantes, umgeben von allen Reichthümern der Natur, welche Paris darbieten konnte, auf dem Lehrstuhle, wo sein Geist sich nach Gefallen seinen Lieblingsstudien hingeben konnte, und zugleich hatte er das Bewußtsein, dieß alles durch eigene Bemühung ehrlich errungen zu haben. Sein nächster Wunsch war nun der, sich des Vertrauens würdig zu machen, das man ihm gezeigt hatte, und daher arbeitete er unermüdlich an der Vervollkommnung der anatomischen Sammlung, zu der er nur einen kleinen, in wenigen Präparaten und Skeletten bestehenden Anfang von Buffons Zeiten her übernommen hatte, während zu derselben Zeit schon seine Vorlesungen und Demonstrationen seinen Ruhm über Europa ausbreiteten. Jetzt begann er auch seine Untersuchungen über die Thiere der Vorwelt, indem er zuerst darthat, daß das Riesenfaulthier nicht zu den fleischfressenden Thieren gehört habe.

Von dieser Periode an wuchs Cuvier nach und nach an Kenntniß, Ruhm und Ehre. Als das Nationalinstitut errichtet wurde, war er eines seiner ersten Mitglieder. Bald hernach wurde er aufgefordert, den berühmten Feldzug nach Egypten als Gelehrter zu begleiten; allein er wies diese Stelle ehrfurchtsvoll zurück, indem er sich bewußt war, mehr zu Hause für die Wissenschaft thun zu können, indem er die ihm zugesandten Sammlungen untersuchte, als wenn er umgeben vom Gewühle der Schlacht sich hätte seinen Untersuchungen hingeben müssen. Bei der Rückkehr Napoleons von diesem Feldzuge wurde Cuvier zum Secretär des Institutes ernannt, und kam, als dieser große Herrscher sich zum ersten Konsul aufschwang, mit ihm in unmittelbare Berührung. Napoleon lernte bald seinen Werth und seine Fähigkeiten kennen, und da er im Sinne hatte, alle Kollegien neu einzurichten, und namentlich die Schulen in den verschiedenen Bezirken Frankreichs zu verbessern, berief er Cuvier, um die Leitung dieses Werkes zu übernehmen. Willig kam er dem Wunsche des Konsuls entgegen; er vollführte dieses Geschäft, das eben so schwierig als anstrengend war, sowohl zur Zufriedenheit dieses, als der folgenden Herrscher, und richtete die Lyceen von Marseille und Bordeaux ein, welche nun königliche Kollegien sind.

Während seiner dadurch nöthigen Entfernung von Paris wurde das Institut neu organisirt und für die einzelnen Zweige beständige Secretäre erwählt. Cuvier wurde nach seiner Zurückkunft für den Zweig der Naturwissenschaften mit einem Gehalt von 6000 Franken zum beständigen Secretär ernannt. Diese Stelle behielt er bis zu seinem Tode, und hatte die Obliegenheit, über die Fortschritte und Entdeckungen eines jeden Jahres öffentlich Rechenschaften zu geben, die er mit großer Klarheit und unpartheiischem Sinne verfaßte. Damit nicht zufrieden, verfaßte Cuvier einen ausgezeichneten Bericht über das, was vor dem Jahre 1789 in der Wissenschaft geleistet worden war. Alle diese Arbeiten erforderten viele Geduld und weitläufige Untersuchungen, indem die Gegenstände, welche darin aufzufassen sind, eine außerordentliche Vielseitigkeit haben. Der Grund aber, den er bei seinen früheren Studien gelegt hatte, kam ihm nun trefflich zu statten. Er arbeitete aber alles dieß mit dem beharrlichsten Fleiße durch, denn was er einmal ergriffen hatte, verfolgte er mit Enthusiasmus, und das Werk, welches dadurch entstand, ist noch jetzt ein sprechendes Zeugniß seiner Fähigkeit und seiner Ausdauer. Die zweite Pflicht, welche Cuvier in seinem Amte zu erfüllen hatte, war die, daß er nach dem Tode eines jeden Mitgliedes eine Rede auf dasselbe halten mußte. Dieses Amt, welches zugleich melancholisch und dankbar ist, erfüllte Cuvier, dessen Rednertalent von Allen bewundert wurde, mit einer seltenen Gewandtheit; über den verblichenen Genossen sprach er mit unpartheiischer Darstellung seiner Leistung und ergreifender Schilderung dessen, was er als Mensch gewesen war. Diese interessanten Reden sind gesammelt und in drei Bänden herausgegeben.

Im Jahre 1800 starb der hochbejahrte Daubenton, Buffons früherer Mitarbeiter, und Cuvier wurde zu seinem Nachfolger ernannt. Nun war seine ganze Zeit naturwissenschaftlichen Arbeiten gewidmet, und weil die Einkünfte, die er von seinen verschiedenen Aemtern bezog, ihm ein unabhängiges Leben sicherten, beschied er seinen Vater und seinen Bruder zu sich. Der Erstere wurde ihm, noch ehe er den Sohn sehen konnte, durch den Tod geraubt, sein Bruder aber kam, um ihm bei seinen Geschäften behülflich zu sein. Dieser Friedrich Cuvier starb erst in der neueren Zeit als angesehener Naturforscher in Paris.

Kurz nach seiner Erhebung auf den Lehrstuhl Daubentons verheirathete sich Cuvier. Seine Wahl fiel auf die Wittwe des Generalpächters Duvaucel, deren Mann im Jahre 1794 ein Opfer der Revolution geworden war. Sie rechtfertigte seine Wahl als eine gute, und sicherte ihm häusliches Glück, ob sie gleich weniger durch Liebenswürdigkeit, als ausgezeichnete Geistesgaben Cuviers geistiger Stellung entsprach.

In dieser Zeit beschäftigte er sich vorzugsweise mit der Herausgabe seines Werkes über fossile Knochen, wurde aber durch die Befehle des Kaisers häufig von diesen Arbeiten abgerufen. Cuvier wurde nämlich zum kaiserlichen Universitätsrath ernannt, und daher ward ihm die Sorge für diejenigen Akademien übergeben, welche durch die Eroberung eines Theiles von Italien unter französische Oberherrschaft gekommen waren. Eine ähnliche Sendung bekam er nach Holland, und reiste im folgenden Jahre nach Rom, um die dortige Universität zu organisiren. Zwar raubten ihm diese Aufträge viele Zeit, allein er benützte seine Reisen dazu, manche naturhistorische Untersuchungen an Ort und Stelle zu machen. Die schwierigste Stellung hatte er bei diesen Geschäften in Italien, und vorzugsweise in Rom. Allein er wußte auf der einen Seite Achtung einzuflößen, und richtete auf der andern seine Anstalten nach dem Bedürfniß der verschiedenen Ortschaften ein, so daß er am Ende so glücklich in Vollführung seines Auftrages war, daß seine Anordnungen noch in späterer Zeit befolgt wurden.

Während dieser seiner Abwesenheit gab ihm der Kaiser noch ein weiteres Zeichen seiner Zufriedenheit dadurch, daß er ihm die Besorgung der Bittschriften übertrug. Napoleon war ein zu guter Menschenkenner, als daß ihm Cuviers Fähigkeiten entgangen sein sollten. Er hatte ihn von Anfange an herausgelesen, es gehörte zu seiner Politik, kein Talent außer Augen zu lassen, so lange er es zu seinen weit verbreiteten Planen gebrauchen konnte. Alle Dinge, zu welchen er Cuvier verwandte, waren sowohl für die Beförderung der Wissenschaft, als auch zum Unterricht für seine Unterthanen von größtem Nutzen und glänzendstem Erfolge; daher überhäufte er Cuvier mit Ehrenstellen, und ein noch größerer Beweis seines Vertrauens bestand darin, daß er ihn im Jahre 1814 zum Staatsrath ernannte.

Wir sind nun bei einer Zeitperiode angelangt, wo das Schicksal seines großen Herrn und Beschützers eine traurige Wendung nahm. Bei dieser Katastrophe sehen wir, daß in allen politischen Verhältnissen das Betragen unseres Naturforschers durchaus aufrichtig aber zurückgezogen war, obgleich er von jedem Monarchen, unter dem er diente, wegen seiner Kenntnisse zu Rathe gezogen wurde. Mancher möchte vielleicht daraus den Schluß ziehen, Cuvier sei in seinen Meinungen unbeständig gewesen und habe zuweilen in seinen Gefühlen geschwankt; es war aber gerade das Gegentheil der Fall, Ordnung und Achtung der Regierung war einer seiner Hauptgrundsätze, denn er sah ein, daß er für sich zu klein war, den Strom revolutionärer Principien aufzuhalten, und hegte dabei immer die Hoffnung, sein Rath und seine Hülfe könne in nöthigen Fällen drohendem Uebel vorbeugen; seine Fähigkeiten waren von aller Welt gekannt, und ebenso wußte Jedermann, daß er sie auf die gewissenhafteste Weise allein zum Besten seines Vaterlandes anwenden wollte. Nach der ersten Vertreibung Napoleons ließ ihn daher Ludwig XVIII. in seiner frühern Stellung als Staatsrath. Als aber Napoleon von Elba zurückkehrte, wurde er einige Zeit vom Hofe verbannt, aber doch für die Universitäten beibehalten und bei den hier nöthigen Einrichtungen zu Rathe gezogen. Nach der zweiten Restauration der Bourbons wurde er aber wieder zu jeder Art der

Verwaltung in aktivem Dienste angewandt und dem Staatsrathe einverleibt. Im Jahre 1826 wirkte er als einer der Präsidenten bei der Krönung Carls X. mit, und nach der letzten Revolution wurde er nicht nur durch den König Philipp zum Pair von Frankreich ernannt, sondern man wollte ihn, was nur sein beinahe plötzlicher Tod verhinderte, zum Präsidenten des ganzen Staatsrathes machen.

Er stand mit allen Gelehrten der gebildeten Welt in mehr oder weniger genauem Verhältniß, und bereicherte das Naturalienkabinet zu Stuttgart aus Dankbarkeit mit vielen höchst wichtigen Präparaten. Ludwig XVIII. erhob ihn zum Baron.

Nachdem er so an der Spitze seiner Laufbahn angelangt war, sein Vaterland im Frieden sah, und um sich her bemerkte, wie die Prinzen und Edeln des Landes voll regen Eifers für die Wissenschaft, so wie für die Wohlfahrt und den Unterricht des Volkes waren, fand er sich als oberster Leiter aller dieser Wissenszweige, im Genuß des Vertrauens seines Herrschers, und zugleich im Bewußtsein eines makellosen Wandels. Bei alle dem verfolgte er mit unabläßlichem Eifer seine Lieblingswissenschaft, umgeben von allem Material, das ihm die vier Weltgegenden liefern konnten, und durch Entdeckungsreisen in jegliches Land in seinen Forschungen unterstützt. Seine Salons waren der Vereinigungspunkt des gelehrten Europa's, wo jeder hinkam, um neue Kenntnisse zu gewinnen. Er war in seinem Familienkreise glücklich, ein reines Gewissen so wie ein leichtes Herz waren die Begleiter seiner tiefsten Studien; nur in einem Theile war ihm sein Leben verbittert und dieses Geschick hüllte seine letzten Jahre in Trübung. In seiner Familie nämlich hatte er großes Unglück zu erdulden. Madame Cuvier schenkte ihm vier Kinder, zwei von diesen starben in zarter Jugend, das dritte, einen hoffnungsvollen Knaben, verlor er im dreizehnten Jahre, während seiner Reise nach Rom. Das vierte Kind, Clementine Cuvier, reif an allen Talenten, die seine Eltern von ihm erwarten konnten, erreichte das zweiundzwanzigste Jahr, das schönste Lebensalter des Weibes, und dann wurde sie

In ihres Alters Frühling,
Als frisch begrünt das Laub und zart der Stamm war,

abgerufen, und die Eltern waren nun kinderlos.

Der Gram der Eltern nach diesem traurigen Verlust war groß, allein die erhabenen Grundsätze, welche dem jungen Cuvier durch seine ausgezeichnete Mutter eingeflößt worden waren, verliehen ihm den besten Trost, und die wichtigen Geschäfte, die ihn in Anspruch nahmen, weckten ihm täglich das Bewußtsein, daß er nicht blos für sich selbst lebe, und also gewann er eine vollkommene Resignation. Während auf einige Zeit seine Salons geschlossen blieben, kehrte er mit vermehrtem Eifer zu seinen Studien, so daß man ihn am Schlusse desselben Jahres eifrig mit seinem großen Werke über die Fische beschäftigt sah, das er in Verbindung mit Valenciennes, einem sehr unterrichteten Naturforscher, unternahm, indem er sich wohl bewußt war, daß er mit allem Fleiß und aller Ausdauer nicht im Stande sei, bis in das Einzelne alles durchzuarbeiten.

Den 8. Mai 1832 eröffnete er im College de France seinen dritten Kursus über Naturwissenschaft. Diese letzte Vorlesung hat sich den Herzen seiner Zuhörer tief eingeprägt, sie war gleichsam ein Lebewohl an seine Schüler, und seine letzten Worte, in denen er sein Ende geahnt zu haben scheint, waren diese: „Der Art, meine Herren, seien die Gegenstände unserer Untersuchung, wenn die Zeit, meine Kräfte und der Zustand meiner Gesundheit es erlauben, sie fortzusetzen und zu Ende zu führen.“ Nach dieser Vorlesung traten bei ihm die ersten Symptome der Krankheit auf; er bekam Beschwerden im Athmen und Fühllosigkeit des rechten Armes mit leichten Schmerzen verbunden; zwei Tage nachher wurde auch der linke Arm ergriffen, und er vermogte nicht mehr zu schlucken. Nichts desto weniger war er noch in vollem Besitze seiner geistigen Fähigkeiten, so wie der Sprache; er ordnete nun seine weltlichen Angelegenheiten und machte sein Testament. Dabei war er vollkommen ruhig und vorbereitet; nicht so aber die, welche um ihn waren; seinen innigsten Freunden erlaubte er, bis zu seinem Ende bei ihm zu sein. Vier Stunden vor seinem Tode ließ er sich in das Kabinet bringen, in welchem er seine glücklichsten Stunden zugebracht hatte, und wo ihm so manche Ehre als die Frucht seiner wohlverdienten Bestrebungen gezollt ward. Er war vollkommen ruhig, und nie schien sein altes Haupt schöner, ausdrucksvoller und ehrwürdiger; keine Art von Schmerz oder Pein zeigte sich auf seinen Zügen, sondern nur Schwäche. Er sagte noch, indem er Baron Pasquier's Hand hielt, mit einer kaum vernehmbaren Stimme: „Sie sehen, es ist ein Unterschied zwischen dem Manne vom Sonntag, und dem vom Dienstag. Von diesem Augenblick an nahm die Nervenschwäche rasch zu und war durch kein Arzneimittel aufzuhalten. Es stellte sich ein Fieber ein, die Lungen wurden so sehr angegriffen, daß sie kaum noch ihre Funktionen ausüben konnten, und so wurde er nach und nach ohne Schmerz und ohne Todeskampf aufgelöst.

Also endete die edle Laufbahn dieses großen Naturforschers; sein Tod erregte bei seinen entferntern und nähern Freunden, die seinen Werth zu würdigen wußten, tiefe Trauer, während sich Europa eines bedeutenden Mannes beraubt sah. Schwerlich wird einer zu finden sein, der mit gleicher Fähigkeit den verschiedenen Geschäften, die ihm übertragen waren, so glanzvoll und tüchtig vorsteht. Zwar hatte er den Wunsch ausgesprochen, ohne Ceremonien begraben zu werden, allein diesem ward nicht entsprochen, und er wurde auf dem Kirchhof Père la Chaise, begleitet von einer großen Prozession, beigesetzt. In dem Jardin des Plantes und zu Mömpelgardt wurden ihm Denkmale errichtet, und Louis Philipp ließ durch die ausgezeichnetesten Bildhauer zwei Marmorbüsten ausführen, davon die eine in dem Institut und die andere in der anatomischen Gallerie aufgestellt wurde.

Wir haben nun in einer flüchtigen Skizze die Hauptzüge aus dem Leben Cuviers zu schildern versucht, und ihn

immer als einen treuen und aufmerksamen Beobachter der Natur, so wie als einen über die politischen Partheiungen erhabenen Mann gefunden. In seinem Privatleben war er liebreich, gab gerne Gehör, und führte jede Unterredung, welche ihn ansprach, mit großem Interesse, wobei er sich immer bereit zeigte, seine Kenntnisse zu erweitern und gelte es auch das anscheinend Geringfügigste. Besonders aufmerksam war er gegen Fremde und junge Leute, so bald er sah, daß sie die Wissenschaft im Auge hatten. Er hielt streng auf Ordnung und Regelmäßigkeit, weil diese allein ihm die Erfüllung seiner Pflicht in vollem Maße möglich machte, daher war ihm der Mangel dieser Eigenschaften bei Andern sehr unangenehm. In seiner Zeiteintheilung war er ebenfalls äußerst regelmäßig, und ließ sich nie in den Stunden stören, die er dem Studium gewidmet hatte, es sei denn durch ganz außergewöhnliche Vorfälle. Er stand gewöhnlich um sieben Uhr auf, und leitete dann die Aufstellung der verschiedenen naturhistorischen Präparate, welche für die Gallerien bestimmt waren. Beim Frühstück, wo seine innigsten Freunde Zutritt bei ihm hatten, las er Zeitungen und andere periodische Schriften, oder sah Elementarbücher durch, die bei den Schulen eingeführt werden sollten; dann machte er sich an seine dem Staate gewidmeten Arbeiten. Nach Tisch pflegte er eine Stunde der Gesellschaft zu widmen, ehe er zu seinen Studien zurückkehrte, und kam erst spät Abends wieder in das Gesellschaftszimmer, wo es alsdann seine größte Erholung war, sich von Madame Cuvier oder seiner Tochter aus irgend einem seiner Lieblingsschriftsteller vorlesen zu lassen, und auf diesem Wege wurde er mit manchen literarischen Erzeugnissen des Tages bekannt. Eine Seite seiner Thätigkeit haben wir beinahe zu schildern vergessen, er war nämlich ein gewandter Zeichner. Schon in früherer Jugend hatte er sich darauf gelegt, Abbildungen von seltenen naturhistorischen Gegenständen aus fremden Sammlungen zu machen. Manche Zeichnungen in seinen Werken sind von ihm selbst angefertigt, und er hat für eine größere Ausgabe seiner vergleichenden Anatomie eine reiche Mappe hinterlassen. An Laurillard hatte er einen vortrefflichen Gehülfen, der überall sein Begleiter und Secretär war, seine Korrespondenz besorgte und ihn bei seinen Präparaten unterstützte.

So viel von Cuvier, der als Naturforscher groß und als Staatsmann bedeutend war.

Duttenhofer.

Von Ringen.

Der Ring ist seit den ältesten Zeiten ein schönes Sinnbild der Vereinigung, die Raum und Zeit überdauern soll. Die Schlange, die den Schweif im Maule hat, liegt ihm zum Grunde, sie war den Alten das Symbol der Ewigkeit, des Wesens ohne Anfang und ohne Ende. Mit Ringen verknüpften sich oft noch wunderbare und heilige Kräfte; die Verleihung eines Ringes überantwortete dem Empfänger Macht und Ansehen; oft galt sie für ein Zeichen besonderen Wohlwollens; die schönste Bedeutung erhielt aber der Ring, den das Paar vor dem Altare wechselt, vom Priester geweiht, der es zum unauflöslichen Bunde aneinander fügt; zu den berühmtesten Ringen des Alterthums ist des Königs Salomo's Siegelring zu zählen, der mit geheimnißvollen Zeichen versehen, den, der ihn trug, in Besitz von Zauberkräften bringen sollte. Hatte ihn der König angesteckt, so befahl er den Geistern, erforschte die Gedanken der Menschen und verstand die Sprache der Vögel. Ihm diente, durch seinen Ring gebannt, Ifrith, der ungeheure Dämon, Hadhud, der Wiedehopf, der dem Könige die frischen Wasserquellen zeigt und ihn zum Vogel Simurgh, dem großen gefiederten Zauberkönig, geleitet, der ihm Backis, die Königin von Saba, freit; dieser Ring macht ihm die Ameisenkönigin zinsbar, bevölkert seinen Stall mit 1000 dem Meere entstiegenen Rossen, und bekleidet ihn mit der Macht aller Weisheit und Größe, wie sie noch keinem Sterblichen zu Theil ward. Jenes geheimnißvolle Zeichen, das solche Kräfte in sich verschloß, ist auf uns gekommen. Noch im Mittelalter stand es bei den Astrologen und Zauberern im höchsten Ansehen, jetzt ist es auf unbegreifliche Weise herabgewürdigt. Die zwei in einander geschobenen Dreiecke, von deren Eines die stumpfe Spitze nach Oben, die Andern nach Unten kehrt, wie sie an vielen Orten Bier- und Weinhäuser als Schild und Wahrzeichen an langem Arme herausstrecken, ist das Symbol, welches dem Siegelringe Salomo's eingegraben war.

Man trug nicht nur Ringe am Finger, sondern auch um die Knöchel der Füße; die alten Hebräer befestigten sie sogar bei Jungfrauen mit feinen Kettchen aneinander, damit sie zierliche Schritte machen sollten; auch die Ohrringe waren im höchsten Alterthume bekannt; die Araber tragen sie noch jetzt; Nasenringe, die in die durchbohrte Scheidewand der Nase eingeschoben wurden, schmückten nur die Frauen, nie Männer. Ringe mit gewissen Steinen verziert, sah man im ganzen Morgenlande als Pässe an, um ungefährdet und ungehindert überall hinreisen zu können. Namentlich war dem Smaragd dieses Ansehen vorbehalten, weßhalb ihn stets fürstliche Personen trugen, und durch Verleihung solcher Ringe, dasselbe Vorrecht auf Andere übergehen lassen konnten. Man wollte Ringe kennen, die, nachdem sie am Finger gedreht wurden, unsichtbar machten; man hatte zweifarbige Orakelringe, die in die Luft geworfen, Glück oder Unglück verkündeten, je nachdem die dunkle oder helle Farbe beim Niederfallen oben auf zu liegen kam. Aehnliches ist noch heut zu Tage bei den Russen üblich.

Bei den Römern wurden von Rittern und Senatoren Ringe an dem Finger der linken Hand getragen, der dem kleinen Finger am nächsten ist und deshalb noch jetzt Gold- oder Ringfinger genannt wird. Die Kriegsleute der Carthager trugen so viele Ringe als sie Feldzüge mitgemacht hatten. Im Mittelalter trugen die Deutschen Ringe, zum Zeichen eines abgelegten Gelübdes. Seltsamer war die Sitte, daß Gläubiger ihren

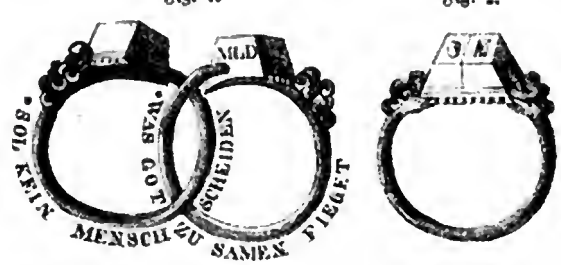
Schuldnern einen eisernen Ring um den Arm legten, um sie an ihre Verbindlichkeiten zu erinnern.

Verbindlichkeit und Verbindung ist die Bedeutung, die dem Ringe bis auf die neueste Zeit geblieben ist. So übergibt der Pabst den Bischöfen nebst dem Hirtenstabe einen Ring, um sie der Kirche und Christus enger zu verbinden. Bekannt ist es, daß das Oberhaupt der Venezianischen Republik, der Doge, alljährlich mit großem Gepränge, auf einem eigends dazu gebauten Prachtschiffe, dem Bucentauro, in das adriatische Meer hinausschiffte, um es sinnbildlich mit sich zu vermählen und es sich unterwürfig zu machen.

Die Form der Ringe war verschieden; gewöhnlich suchte man darin irgend eine Bedeutung zu legen. Wir wollen hier einige merkwürdige Ringe näher beschreiben und sie durch eine Zeichnung versinnlichen; sie können in vieler Beziehung zur Nachbildung bei vorkommenden Fällen empfohlen werden.

Nebenstehende Abbildung stellt den Ring des durch sein vielbewegtes Leben, besonders durch seine langjährige Haft unter Karl V bekannten, Churfürsten Johann Friedrich des Großmüthigen zu Sachsen vor, den derselbe beständig am Zeigefinger der rechten Hand getragen haben soll. Wir erblicken ihn damit auf dem lebensgroßen Bilde, das Lucas Cranach uns von ihm hinterlassen hat. Der große Stein in der Mitte ist ein morgenländischer Türkis von außerordentlicher Schönheit. Man weiß, daß dieser schöne, mattschimmernde, bläulichgrüne Stein zu den Edelsteinen gezählt wird, während der abendländische Türkis, aus Zähnen oder Knochen vorweltlicher Thiere besteht, welche durch Kupfersäure schön hellblau gefärbt erscheinen, und diese Farbe durch beitzende Flüssigkeiten leicht wieder verlieren. Man glaubt, daß dieser Ring zu den churfürstlichen Insignien gehörte, und daß ihn Johann Friedrichs Oheim, Friedrich der Weise, so wie sein Vater, Johann der Verständige, ebenfalls am Finger getragen. Nach dem Umfange des Ringes zu urtheilen, müssen diese Fürsten und Herren überaus starke Finger und Hände gehabt haben und es läßt sich daraus wohl auf ihre lange Wohlbeleibtheit schließen.

Fig. 1. Fig. 2.



In Figur 1 sehen wir Doctor Martin Luther's Trauring, der schon vielfältig in Gold und Silber nachgebildet wurde und getragen wird. Die erste Nachricht von diesem sinnreich erfundenen und lieblich ausgeführten Kleinode erhielten wir durch die Bemühungen Christ. Junker's in Leipzig im Jahre 1706. Es ist ein Doppelring, dessen hoher, fast kegelförmiger Kasten, in welchem ein Rubin und ein Diamant neben einander stehen, sich eben so wie der Reif des Ringes aus einander schieben läßt und innerhalb die Namen beider Verlobten, C. v. B. (Catharina von Bora) und M. L. D. (Martin Luther Doctor) enthält. Rings herum steht der schöne Ehesegen eingeätzt: Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden. Wenn man beide Theile zusammenschiebt, so zeigt sich der Ring, wie er in vorstehender Fig. 2 z. B. abgebildet ist. Catharina's Ring hat einen Rubin, als das Zeichen reiner Liebe, Luthers Ring hingegen hat einen Diamant, als Sinnbild der männlichen Kraft und Treue. Ob beide Gatten diese zwei zu eines verbundenen Ringe getragen, oder ob er nur von Luther für sein Weib bestimmt gewesen, und einfach vorhanden war, darüber ließ sich bis jetzt nichts Bestimmtes ermitteln. Junker meldet in seinem schon oben angeführten Werke: Luther's Trauring wurde 1703 vom Könige Friedrich August von Polen und Churfürst zu Sachsen dem Herzoge Rudolph August zu Braunschweig und Lüneburg geschenkt, der ihn der Universität Helmstädt verehrte.

Unsern Voreltern erschien der Trauring stets als Heiligthum, das sie in hohen Ehren hielten. Ging ein Trauring verloren, so bedeutete es eine unglückliche Ehe; zerbrach er, so deutete er den frühen Tod eines der Gatten an. Ein alter Schriftsteller sagt von dem Trauringe: „So wie Gold und Silber sind die edelsten Metalle, so ist auch der Ehestand der ehrlichste und herrlichste der Stände. Aus des Goldes Reinigkeit geht die Reinigkeit der Liebe hervor. Der Ring ist ein Pfand und Zeichen der Herzensvereinigung; seine Rundung deutet auf die nie aufhörende Liebe der Eheleute unter einander und zu ihren Kindern, und wie der schöne Schimmer des Goldes das Herz erfreuet und stärket, so soll der Ehestand auch sein ein beglückender Freudenstand.“ So spricht unser alter Gewährsmann.

Fig. 3. Fig. 4.

Mit der Fig. 3 verknüpft sich eine Sage. Es ist dies der sogenannte Anhalt'sche Wunderring, der noch im Jahre 1710 auf dem herzoglichen Schlosse zu Dessau aufbewahrt wurde, wie gleichzeitige Schriftsteller (Beckmann's Historie des Fürstenthums Anhalt) versichern. Die Sage ist folgende:

„Eine Fürstin von Anhalt war gewohnt, die Brodkrumen nach der Mahlzeit zu sammeln und dieselben aus dem Fenster zu werfen, wo dann jederzeit eine dicke Kröte herankroch, die sie begierig verschlang. Dies hatte die Fürstin schon längst zu ihrer großen Verwunderung bemerkt. Noch mehr aber erstaunte sie, als einst zur Nachtzeit eine ihr ganz unbekannte Frau mit einer Laterne vor ihr Bett trat und also sprach: Die Frau Kröte dankt sehr für die bisher mitgetheilte Nahrung und sendet Euch einen Ring, den Ihr wohl aufbewahren möget. Sorget dafür, daß er stets bei dem fürstlichen Hause bleibe, zu dessen Wohlfahrt und Gedeihen. Doch in der Christnacht lasset die Flammen wohl hüten und auf das Feuer sehen, damit das Schloß nicht abbrennt.“

Nach einer andern mündlichen Ueberlieferung wird die Fürstin von der Erscheinung, durch einen ihr völlig unbekannten Gang, in dem sie das Rauschen des Wassers, gleich als ob es durch hohe Wehre stürzte, über sich vernahm, zu einer Unbekannten geführt, die ihr den Ring zum Geschenke macht. Er war aus feinem Golde verfertigt, an Farbe etwas bleich, unten etwas schmäler zulaufend und offen, oben aber breit. Zwei weiße Diamanten neben einem blaßrothen sind darein gefaßt. Der letztere Stein ist viereckig, jener dreieckig. Man sieht, daß das Ganze alt und nicht fein geschliffen ist.

Fig. 4 (auf S. 166) unserer denkwürdigen Ringe, ist der berühmte Dreifaltigkeitsring, den gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts ein Nürnberger Goldschmied einem Kunstwerke nachbildete, das der berühmte Mathematiker Scherer, ein Jesuit in Ingolstadt, erfunden haben soll. Zwei reisende polnische Edelleute kauften ihm die Erfindung ab und brachten sie nach Nürnberg, um zu sehen, ob sich unter den kunstreichen Bewohnern dieser Stadt einer finden würde, ihn nachzubilden. Dieser Mann fand sich wirklich. Johann Heel, ein Goldschmied, verfertigte den Ring im Jahre 1670, für den er jedoch nicht mehr als den Werth des Goldes annahm, welcher drei Gulden betrug. Ein anderer Nürnberger, der Kunstdrechsler Stephan Zick, machte das Kunstwerk aus Elfenbein nach, um den Preis von 6 Gulden.

Dies ist ein dreifacher, in einander verschlungener Ring, doch so, daß sich alle frei bewegen, und keiner den andern berührt. Man begreift es nicht, wie es zugeht, und deshalb wählte man diesen Ring als Sinnbild des großen Geheimnisses und nannte ihn den Dreifaltigkeitsring. In späterer Zeit wurden solche Ringe oft nachgemacht, aus den verschiedenartigsten Stoffen, wie aus Gold, Silber, Elfenbein, Messing oder Buchsbaum.

Derjenige Ring, der sonst bei der Krönung den Königen von Frankreich überreicht wurde, mit den Worten:

„Nimm hin den Ring des Glaubens, und das Zeichen der heiligen Dreifaltigkeit, dessen Kraft dir gewähren wird, alle Ketzerei zu vermeiden und alle Heiden zur Erkenntniß der Wahrheit zu bringen,“ — nannte man auch den Ring der Dreifaltigkeit.

A. Lewald.

St. Louis Missouri im Jänner 1842.

Das Missourium.

Es ist Jammerschade, daß in den vereinigten Staaten von Nordamerika der natürliche Geist des Forschens (the spirit of inquiry) zuerst immer von einer rein materiellen Triebfeder geleitet, und zuletzt, durch ein wahrhaft übertriebenes Bestreben, alle Naturgesetze in sinnlichen Einklang mit dem Buchstaben der Offenbarung zu bringen, völlig überwunden und erdrückt wird. Unstreitig befinden sich die Gemüther in dieser Beziehung in einer falschen Richtung, die noch dazu bei dem völligen Mangel aller historischen Studien nicht leicht durch einen wissenschaftlichen oder Erfahrungssatz beschränkt oder verändert werden dürfte. Unstreitig bieten das große Mississippi- und Missouri-Thal vielfachen Stoff des Denkens, wie denn schon die Großartigkeit der Erscheinungen, ganz abgesehen von ihrem inneren Gehalt, die Aufmerksamkeit des Naturforschers in Anspruch nimmt. In Amerika scheint eine gewisse Demokratie in der Natur wie im Völkerleben sich geltend machen zu wollen; alles besteht und wirkt in ungeheuren Massen, die der Weltgeist nur allmälig und mühsam zu beherrschen im Stande zu sein scheint. Binnenseen, Ströme, Wälder, Felsen, Ebenen, Alles ist in einem riesigen Maßstabe vorhanden, aber die höhere Organisation — der Mensch, lag, bis zur Entdeckung dieses Welttheils durch die Europäer, wie überwunden zu den Füßen dieser großartigen Natur. Mit Ausnahme der Ruinen von Central-Amerika und Mexiko, welche gewiß nicht so alt sind, als neuere Reisebeschreiber und Naturforscher uns glauben machen wollen, treffen wir in Amerika nirgends auf Spuren einer weit in die Geschichte zurückreichenden Civilisation. Die Katakomben in Ohio, Missouri und namentlich Kentucky scheinen mir keine planmäßigen Werke der Kunst, sondern von der Natur geboten und von den Menschen nur zu menschlichen Zwecken verwendet worden zu sein. Die sogenannten Ruinen großer volkreicher Städte sind ebenfalls nichts anderes, als aufgeworfene Maulwurfshügel, deren Bau die Indianer recht gut den Bibern abgelernt haben konnten: von großartigen Gebäuden, von weit in die Vergangenheit zurückreichenden Ueberlieferungen findet sich hier keine Spur. Ueberhaupt scheint die Westküste von Amerika, als mit dem indischen Ocean zusammenhängend, früher angebaut und bis auf einen gewissen Grad civilisirt worden zu sein, und zwar, wie uns dünkt, durch aus Asien eingewanderte Völkerschaften, und dieß zu einer Zeit, wo der östliche Abhang dieses Welttheils noch gar keiner menschlichen Kultur fähig war. Zur Zeit der ersten Landung der Engländer in Virginien schien ihnen der ganze nordamerikanische Kontinent völlig menschenleer, eine unermeßliche Einöde. Die, welche später sich an der Küste von Massachusetts-Bai niederließen, mein-

ten, die Pest oder sonst eine verheerende Seuche müsse das Land entvölkert haben: von der Küste von Labrador bis hinab zum mexikanischen Meerbusen erlitt diese Erscheinung nicht die geringste Veränderung, und sie erstreckt sich jetzt noch vom atlantischen Ocean bis an die sich längs der Felsen oder Oregon-Gebirge hinaufziehenden Sandsteppen. Schon die gleichartige physische Beschaffenheit, noch mehr aber ihre ziemlich gleiche Bildungsstufe, ihre, obwohl in mehr als zweihundert verschiedenen Dialekten gesprochene, aus völlig gleichen Wurzeln und analog gebildete Sprache, ihre gemeinschaftlichen Religionsbegriffe, kurz Alles deutet auf die gemeinsame Abstammung und das ziemlich gleiche Alter aller nordamerikanischen Indianerstämme. Sie sind in keinem Fall ein unterdrücktes oder erobertes Geschlecht gewesen, denn sonst hätten sie nicht über den ganzen Kontinent verbreitet gewesen sein können; auch bürgt ihre Lebensweise, ihre große Anhänglichkeit an die Natur, deren Kinder sie sind, sowie die ganze Richtung ihres inneren und äußeren Lebens, welches überall die große sie umgebende Landschaft getreu abspiegelt, dafür, daß sie die eigentlichen Ureinwohner von Nordamerika sind. Doch soll damit noch keineswegs gesagt sein, daß sie so alt sind, als der amerikanische Kontinent, welcher vielmehr deutliche Spuren seiner allmähligen Entwickelung an sich trägt. An dem großen Rücken der Anden, Cordilleras und Felsengebirge — den eigentlichen Wirbelbeinen des großen Kontinents, hat sich das Fleisch und die Muskeln nur nach und nach angesetzt, und es zeigt der westliche Abhang in seiner ganzen Gestaltung ein weit höheres Alter, als die östlichen Ausläufe und das, zwischen den großen Binnensee'n und dem St. Lawrence im Norden, den Felsengebirgen und den Alleghanies im Westen und Osten begränzte Mississippithal. Der ganze östliche Abhang von Amerika scheint angeschwemmtes Land zu sein, oder seine Entstehung erst dem Zurücktreten der Fluth zu verdanken zu haben. Florida, Georgien, Alabama, Louisiana, Süd- und Nord-Karolina bis an den Fuß der Alleghanies sind alter Meeresboden. Dort existirt kein Berg, kein Hügel, keine Anhöhe, kein Stein — überall nur Sand und Trümmer von Seethieren. Das Mississippithal beweist ebenfalls seiner ganzen Länge und Breite nach, daß es früher ganz mit Wasser bedeckt war; daß der Mississippi, Missouri, Arkansas u. s. w. erst nach und nach sich ihr Bett aushöhlten, und dadurch den Abfluß dieser Wassermasse möglich machten. Wahrscheinlich war dieß für Westindien eine Deukalische Fluth, wie denn auch der mexikanische Meerbusen so ziemlich dem europäischen entspricht. Daß das Wasser seit jener Zeit auf dem ganzen nordamerikanischen Festlande mehr und mehr zurücktritt, und überhaupt jetzt erst die Bearbeitung desselben durch kaukasische Völkerstämme möglich macht, scheint durch die Erfahrungen der letzten zwei Jahrhunderte völlig außer Zweifel gesetzt. Sogar der mächtige Mississippi versandet im Delta, in der Nähe seiner Mündungen im mexikanischen Meerbusen, und bereits ist der Kongreß gezwungen, seine Thätigkeit darauf zu verwenden, durch die Verengerung seines Flußbettes eine größere Strömung und durch diese einen tieferen Kanal zu erzielen. Gräbt man in der Nähe der Flüsse in die Erde, so stößt man noch in einer Tiefe von 20 bis 30, auch 40 Fuß auf Reste von Seethieren, Muscheln und dergleichen. Nirgends finden sich auch nur die Spuren von vulkanischen Einwirkungen, in einem Umfange von 6000 englischen Meilen oder ungefähr dem achtundzwanzigsten Theile der ganzen Landoberfläche unseres Erdballs. Es ist daher sehr wohl möglich, daß auf dem aus den Fluthen auftauchenden amerikanischen Sumpf- und Alluvialboden noch zu einer Zeit antidelnvische Urthiere gelebt haben, als dieselben von den anderen, höher gelegenen, ausgetrockneten Landstrecken längst verschwunden waren. Für diese Behauptung sprechen vorzüglich dreierlei Gründe. Erstens die geringe Tiefe von der Oberfläche, in welcher die Ueberreste dieser Thiere, und zwar in außerordentlicher Anzahl, angetroffen werden. Zweitens der hohe Grad ihrer Präservation, so daß z. B. an den Mammuth-, Mastodon- und Missourion-Zähnen die Emaille noch vollkommen gut erhalten ist, und drittens der Umstand, daß die Indianer noch ganz genaue Ueberlieferungen dieser Urthiere besitzen, und, wenn wir denselben Glauben beimessen, mit ihnen gekämpft haben. Sogar die Stellen bezeichnen sie, wo sie solche erlegt haben, und so groß war ihre Bedrängniß zu jener Zeit, daß sie an dem Orte ihres Sieges Altäre errichteten und dem Urgeiste dankten, daß er ihnen die Macht verliehen, diese Ungethüme gänzlich zu vertilgen. Wahrscheinlich waren dieß die Ueberreste der amerikanischen Vorzeit, denn die Sage geht, daß diese Thiere auf dem Missouristrom, dessen Verlängerung eigentlich den Mississippi bildet, (denn vor dem Zusammenstoßen mit demselben ist der Mississippistrom klein und reißend, erst nachher wird er zum bewegten Meere,) in großer Anzahl einhergeschwommen kamen, an's Land stiegen und unter den dort hausenden Indianerstämmen große Verheerungen anrichteten. Da flehte der rothe Mensch in seiner dringenden Noth zum großen Geiste, und man entschloß sich zum blutigen Kampfe gegen die ungleiche Macht. Noch jetzt bezeichnet ein ringsum vom Wasser ausgehöhlter Felsen die Stelle, an welcher die Indianer siegten. Damals badeten die Fluthen des jetzt mehr als 900 Fuß davon entfernten Bourbonsflusses diesen Felsen, der, wenn diese nicht zurückgetreten wären, gewiß schon eingestürzt wäre, und so geheiligt war die Stelle den Indianern, daß sie mit den vordringenden Weißen lange Jahre darum kämpften, bis sie endlich, in Folge der mit General Jackson geschlossenen Verträge, über den Mississippi übersetzten und die Stelle den eingewanderten Europäern frei ließen. Eine solche Ueberlieferung diente, wie wir eben uns zu zeigen bemühen wollen, zur Auffindung der Gebeine des Missouriums, dem der Finder aus Rücksichten, die wir Eingangs angeführt haben, den Namen Leviathan beilegt, und zu beweisen sich anschickt, daß dasselbe ein sehr prachtvolles Exemplar des im 41. Kapitel des Buches Hiob angeführten Ungeheuers ist. Wir denken, diese Gründe

hier füglich übergehen zu können, da bereits erwiesen ist, daß keine in Amerika sich vorfindende Thier-, Insekten- oder Pflanzengattung mit den europäischen oder asiatischen völlig übereinstimmt, und überhaupt nur die Geschlechter, und nicht einmal die alle, hier einheimisch sind. Ueberhaupt ist das ganze nordamerikanische Festland vergleichnißmäßig thier- und menschenleer; wogegen die Pflanzen-, Insekten- und Amphibienwelt — also alle niederen Lebensgebilde, in wuchernder Anzahl und in einer Ueppigkeit vorhanden sind, wovon wenigstens in Europa sich keine Spur findet. Lieber wäre es uns, wenn man statt der Versuche, die Wissenschaft in jedem ihrer Schritte mit der Offenbarung in Einklang zu bringen, den Ueberlieferungen der Indianer nachforschen wollte, wodurch vielleicht manche Andeutungen, welche sonst unwiderruflich der Vergessenheit anheim fallen müssen, zum Behufe wichtiger Entdeckungen für die Wissenschaft ausgebeutet werden dürften. Es ist schade, daß Herr Nicollet, welcher sieben Jahre unter den Indianern zubrachte, ihre Sprache erforschte, ihre Religion, Sitten und Gebräuche bis auf die kleinsten Einzelheiten kennen lernte, uns noch immer nicht seine Forschungen in Buchform veröffentlichte. Es ist schade, daß die Regierung der Vereinsstaaten selbst seine Dienste in Anspruch nahm, ihn zum topographischen Ingenieur machte, und auf diese Weise einem in vielfachen Richtungen thätigen Talente eine einseitige Richtung gab. Herr Nicollet hat eine allgemeine Grammatik der Indianersprache geschrieben, und sehr schätzbare Notizen über den Ursprung ihres Kultus, ihrer Gesetzgebung u. s. w. aufgezeichnet, die er aber jetzt erst in mehreren Jahren, vielleicht nie dem Druck überliefern wird.

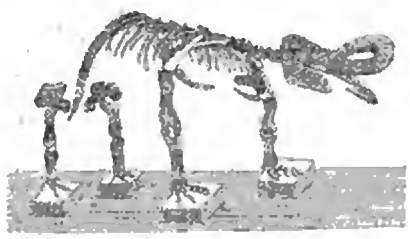
„Es ist wahr," sagt Albert Koch, der, durch die Erzählungen der Indianer veranlaßt, das Skelet eines ungeheuren Urthiers, dem er den Namen Missourium oder Leviathan beilegt, ausgraben ließ, „die Sagen dieser Menschen sind nicht immer verläßlich, doch ist nicht zu läugnen, daß dieselben fast immer auf eine Begebenheit sich gründen, die auf das Schicksal der Ureinwohner von Amerika einen wesentlichen Einfluß übte, und daher in Ermangelung geschriebener Urkunden mit vieler Sorgfalt als Legende von einem Geschlechte auf das andere übertragen wird." — „Ich will hier," fährt er fort, „zum Belege der Wahrheit nur Eine solche Sage als Beispiel aufführen; die nämlich, welche sich auf die Existenz des Missouriums bezieht und zu seiner Entdeckung geführt hat. Sie lautet wie folgt:

„Es gab eine Zeit, wo die Indianer mit ihren Canots über die mit Wasser bedeckten Prairien des Missourithals dahinfuhren und ihr Lager auf den Bluffs (Erhöhungen oder Erdhügel längs der Ufer unserer Flüsse) aufschlugen; (diese Höhen variiren von 50 bis zu 400 Fuß in senkrechter Richtung;) da kamen auf einmal viele ungeheure Thiere von Osten, den Strömen Mississippi und Missouri folgend, was die Thiere, welche früher ihren Wohnsitz dort aufgeschlagen hatten, in grimmige Wuth versetzte, so daß der rothe Mann sich nicht mehr hinauswagte, um zu jagen, und in Folge dessen in große Noth gerieth. Um diese Zeit versammelte sich eine große Menge dieser Ungeheuer in der Nähe des oben angeführten Felsen, eine blutige Schlacht folgte, wobei viele Indianer und viele dieser ungeheuren Thiere auf dem Platze blieben, der Rest der letzteren aber seinen Weg nach Westen nahm. In der Gegend, die jetzt Rocky Bridge heißt, fiel eines der größten dieser Treffen vor. Nach glücklicher Beendigung desselben sammelten die Indianer die Gebeine dieser Thiere und opferten dieselben sogleich dem großen Geiste; den Rest begrub der große Geist selber in den Fluß, welcher wie der Osage-Fluß seit jener Zeit der große Gebeinfluß hieß. Seit jener Zeit brachten die Indianer ihre Opfer hieher, und verehrten sie dem großen Geiste, der sie aus solcher Gefahr errettet; der Felsen selbst blieb für folgende Geschlechter eine geheiligte Stelle."

Diese religiöse Förmlichkeit erhielt sich in ganzer Strenge, bis ein weißer Eingewanderter sich am Fuße jenes Felsens niederließ. Die Gegend rings umher war fruchtbar und blühend; als aber die Indianer kamen, um ihr jährliches Fest zu feiern, sahen sie mit Erstaunen und Unwillen diesen Eindringling auf heiligem Boden. Das Rath-Feuer wurde angezündet, und bald nachher gaben sie das Zeichen ihres Unwillens durch ein lautes Murren zu erkennen, das den kühnen Ansiedler nöthigte, sogleich die Stelle zu verlassen. Später gelang es ihm jedoch durch Ueberredung und Geschenke, und indem er ihnen die Versicherung gab, sie in der Ausübung ihres religiösen Kultus durchaus nicht zu stören, sich von Neuem dort niederzulassen, woselbst er auch bis zur Ankunft einiger Häuptlinge ruhig sein Feld bestellte; diese ergrimmten neuerdings über den Frevel des weißen Mannes und zwangen ihn nochmals zum Abzuge. Von dieser Zeit an blieb die heilige Stelle im Besitz der Indianer, und keine Bitten, keine Geschenke, keine Versprechungen konnten sie bewegen, dieselbe den vordringenden Weißen abzutreten, bis zuletzt die Regierung sie zwang, den von ihnen beschriebenen Urthieren nach Westen zu folgen. Derselbe weiße Ansiedler nahm somit zum drittenmal Besitz von der Stelle, und schuf sie bald in einen fruchtbaren Garten um. Andere folgten ihm und bald war das Bedürfniß einer Mühle für ihr Korn fühlbar. Diese wurde nun gebaut und um hiezu eine Quelle zu benützen, die sich in der Nachbarschaft vorfand, gruben sie in die Erde und fanden zahlreiche Mastodonknochen, die sie zwar in Erstaunen setzten, aber doch keine weiteren Forschungen zur Folge hatten. Im Jahr 1839 wurde der Platz verkauft, und ein junger Mann, welcher damit beschäftigt war, jene Quelle zu reinigen, fand mehrere Mastodonzähne, welche die Indianersage neuerdings in's Gedächtniß zurückriefen; das fernere Graben wurde jedoch, da das vordringende Wasser große Schwierigkeiten in den Weg legte, noch einmal eingestellt. Bemerkenswerth ist die Thatsache, daß das Graben in Folge eines höchst widerwärtigen Geruchs unternommen wurde, den das Wasser in dem, dem Hause des Ansiedlers zunächst gelegenen

Brunnen angenommen hatte, was uns auf die Vermuthung führt, daß die animalischen Ueberreste, welche sich hier vorfanden, noch nicht ganz verweset oder fossil geworden waren. Bei dem Ausgraben der Gebeine fand man auch ein steinernes Messer und eine indianische Streitaxt.

Kurze Zeit nachher, sagt unser Berichterstatter, kam ein Mann von Bildung und Vermögen in jene Gegend, der die ausgegrabenen Gebeine sammelte und zu neuen Forschungen aufmunterte. Neun Fuß unter der Oberfläche stieß man nun auf eine neue bis zwölf Zoll dicke Schichte von Asche, welche mit Stücken von Holzkohle und angebrannten Scheitern vermischt war. Zu gleicher Zeit fand man auch mehrere indianische Waffen, Tomahawks, steinerne Pfeilspitzen u. dergl., welche Schreiber dieses ebenfalls in Augenschein genommen hat, und an deren Fertigung durch Menschenhände nicht zu zweifeln ist. Eine Menge Steine, von 3 bis 25 Pfund wiegend, fanden sich ebenfalls vor. Diese scheinen den Dienst von Wurfgeschossen verrichtet zu haben, und aus dem Flußbette des 900 Fuß von hier fließenden Burboisestromes hergeholt worden zu sein. Sie bestanden hauptsächlich aus Kalk, das heißt, aus derselben Materie, die das Ufer jenes Stroms bildet; rund herum war keine Spur von Felsen, Stein oder auch nur Sand anzutreffen. Eine der Pfeilspitzen, die man unter den Hinterbeinen des Missouriums fand, war aus rosenfarbigem Feuerstein gemacht, vier andere, die man in derselben horizontalen Schichte, obwohl in einer Entfernung von 4 bis 5 Fuß vorfand, waren aus blauem Feuerstein und zum Theil aus Agat angefertigt; alle zeigten offenbar von der geringen Geschicklichkeit der Verfertiger und dem Mangel an eisernen oder Stahlinstrumenten.



Die Gebeine des hier abgebildeten Missouriums, oder wie der Entdecker derselben solches aus biblischen Rücksichten nannte, des Leviathan, wurden am Ufer des Flusses La Pomme de Terre, einem Nebenflusse des Osagestroms in der Grafschaft Benton im Staate Missouri, im vierzigsten Grade der Breite und im achtzehnten der Länge von Washington, ausgegraben. Höchst wahrscheinlicherweise war dieser Fluß drei Viertel einer englischen Meile breit, denn die Bluffs (siehe oben), die sich in dieser Gegend vorfinden, gleichen ganz denen, die sich längs des Mississippi- und Missouristroms hinaufziehen, und sind offenbar vom Wasser ausgehöhlt. Das Stratum, in welchem die Gebeine gefunden wurden, besteht aus Flugsand. Ueber demselben befand sich eine 3 bis 4 Fuß dicke Lage Alluvialboden, in welcher sich eine überaus große Menge wohlerhaltener vegetabilischer Ueberreste vorfindet, und zwar alle aus den tropischen oder doch sehr südlich gelegenen Regionen. Sie bestanden hauptsächlich aus Cypressen-Knospen, Holz und Rinde, tropischem Sumpfmoos und Rohr, Baumstumpfen, dem Färbeholz ähnlich, Theilen von Blumen aus der Strelitzia-Klasse, Palmblättern u. s. w., welche Pflanzen jetzt nur in der Breite von Charleston, Alabama und Louisiana vorkommen. Ob diese Pflanzen wohl hier einheimisch waren, oder nur durch eine Ueberschwemmung fortgerissen und bis hieher hinaufgetrieben wurden? Die hier und im mexikanischen Meerbusen (an den Mündungen des Mississippi) zur Herbstzeit wüthenden Orkane sind fast sämmtlich von großen Fluthen und Ueberschwemmungen begleitet, und der Berichterstatter, Herr Albert Koch, ist ganz der Meinung, daß diese Pflanzenreste die Vermuthung rechtfertigen, daß ein sogenannter Tornado sie gewaltsam fortgerissen und sammt den Bäumen, die er mit der Wurzel aus der Erde riß und in tausend Trümmer zerspaltete, hier begrub. Schreiber dieses sieht gar nicht die Nothwendigkeit ein, zur Erklärung dieser Erscheinungen irgend ein dergleichen Naturereigniß vorauszusetzen, da die hier vorgefundenen Pflanzenreste ganz mit den jetzt noch existirenden, nur wenige Breitegrade südlicher gelegenen Gattungen und Arten völlig übereinstimmen, somit der Prozeß, durch welchen sie hieher geriethen, kein außerordentlicher zu sein braucht. Diese Tornado's oder Sturmwinde sind übrigens auf dem ganzen nordamerikanischen Festlande, namentlich aber in den südlich gelegenen Staaten der Union, eine ganz gewöhnliche Erscheinung, welche nach der Meinung mehrerer amerikanischen Naturforscher mit den periodischen Erdbeben in Mittelamerika mehr oder weniger zusammenhängen sollen.

„Durch dieses Stratum," fährt der Berichterstatter fort, „gingen mehrere Adern Eisenerz, ein hinlänglicher Beweis ihres Alterthums." Schreiber dieses ist geneigt, diesen einzigen und nur flüchtig angeführten Beweis des Alterthums jener Schichte für unzulänglich zu erklären; denn erstens sind diese angeblichen Adern oder Spuren von Eisenerz so gering gewesen, daß der Entdecker auch kein einziges Stückchen davon aufzeigen konnte, und zweitens scheint es ihm hauptsächlich nur darum zu thun gewesen zu sein, die Aechtheit des ausgegrabenen Urthiers mit dem biblischen Leviathan zu erweisen, wodurch seine Entdeckung in Amerika und England erst eine welthistorische Wichtigkeit zu erhalten versprach. Ausgemacht ist blos, daß das ganze Stratum, in welchem sich die Gebeine des Thieres vorfanden, so wie alle darüber liegende, keine Spur krystallinischen Gefüges nachweisen, daß das ganze Mississippithal zwischen den Felsengebirgen und den mit diesen so ziemlich parallel laufenden Alleghanies aus Alluvialboden besteht, der ganz allein aus dem Meere niedergeschlagen zu sein scheint, nachdem beide Gebirgsketten, vulkanisch in die Höhe getrieben, vielleicht Jahrhunderte lang als Inseln existirten.

Ueber dem Stratum, in welchem sich nach Angabe des Berichterstatters Spuren von Eisenerz befunden haben sollen, lag eine 3 Fuß hohe Schichte von blauer

Thonerde; über derselben befanden sich 9 bis 18 Zoll Sand, so hart zusammengepreßt, daß er den Anschein eines sogenannten Puddinggesteins hatte, dann folgte wieder eine 3 bis 4 Fuß hohe Schichte blauer Thonerde, über derselben eine 2 bis 3 Fuß dichte Schichte gelber Thonerde, dann wieder eine Schichte von 9 bis 10 Zoll Sand, und zuletzt die jetzige Rinde aus brauner Thonerde mit Backsteinen vermengt, bedeckt mit hundertjährigen Ulmen und Eichen. Aus dem Mittelpunkt dieser Niederschläge, wie aus dem Innersten der Erde, sagt der Bericht, quillt eine Quelle hervor, auf deren Wasser weder der längste Regen, noch die anhaltendste Dürre den geringsten Einfluß übt. Letzteres scheint wohl weiter nichts zu beweisen, als daß das Wasser hier sehr tief ist, obgleich, wie oben bereits bemerkt, auf dem Grunde desselben noch immer eine Art von Verwesungsprozeß vorgeht, wodurch es einen sehr widerlichen Geruch angenommen hat.

Dimensionen des Missourium-Skelets.

Das Skelet des Missouriums ist 32 englische Fuß lang und 15 Fuß hoch, ist also beinahe zweimal so groß, als das des Elephanten. Der Kopf mißt von der Nasenspitze bis zum Rückenwirbel 6 Fuß, von einem Jochbeinbogen zum andern 4 Fuß, vom untersten Ende der Oberlippe zu der Schneide des Vorderzahns 20 Zoll; vom Vorderpunkt des Unterkinnbackens zur ersten Schneide des Vorderzahns 8 Zoll, vom äußersten Ende der Oberlippe innerhalb des Rachens bis zur Augenhöhle gemessen 3 Fuß. Die ganze Anzahl der Zähne ist acht, vier unten und vier oben, mit Ausschluß zweier Fangzähne. Die zwei oberen Vorderzähne sind 4 Zoll breit und 4 ½ Zoll lang, und sitzen so, daß sie in die Rachenhöhle zurücktreten und mit derselben einen stumpfen Winkel bilden. Die äußerste Schneide derselben ist auf diese Weise 1 ¼ Zoll höher, als die innere. Die Hinterzähne sind 7 Zoll lang, vorn ebenfalls 4 Zoll breit, nach hinten zu aber keilförmig geformt, so daß sie beinahe in einen Punkt auslaufen. Die Bildung der Nase ist eine überaus seltsame. Sie besteht aus einer knochigen Substanz mit Zellgefäßen vermischt, ist flach und breit, 13 Zoll über den Unterkiefer erhoben und endigt in zwei nach außen aufgestülpten Nasenlöchern. Diese Nase ruht zum Theil auf der Schlundhöhle und zum Theil auf der Oberlippe, welche auf beiden Seiten bogenförmig gebildet ist und in der Mitte einen Wulst bildet.

Der rechte Fangzahn war zur Zeit der Ausgrabung noch fest in seiner Höhle und blieb auch darin, so daß über die Stellung desselben im Kopfe des Thieres wohl kein Zweifel obwaltet. Das Thier trug die Fangzähne in beinahe wagrechter Richtung, zuerst etwas niederwärts gedrückt, und zuletzt wieder nach oben gekehrt. Ihre Länge ist 10 Fuß, mit Ausnahme der 1 Fuß 3 Zoll langen Wurzel, welche im Schädel steckt. Diese Zähne sind im Verhältniß zum Kopf von einer ungewöhnlichen Größe, und ihre Wurzel ist vollkommen fest und massiv, so daß gerade nur Raum für den Nerven übrig bleibt. Die Substanz selbst ist ein grobes Elfenbein, scheint aber mehr der Knochenmasse ähnlich zu sein, da es die Reproduktionskraft derselben theilt und nach einer Verwundung wieder zusammenwächst, wie eine große Narbe beweist, welche jetzt noch deutlich kenntbar ist. Diese Zähne laufen zuerst von ihrer Höhle aus parallel mit der Nase und senken sich bis zum Ende der Oberlippe, von da an aber schwingen sie sich horizontal fast kreisförmig um. Von einer Spitze derselben bis zur Spitze der andern, im Bogen gemessen, beträgt ihre Ausdehnung 21 Fuß; die Entfernung von Zahn zu Zahn in einer geraden Richtung quer über den Kopf 15 Fuß.

Merkwürdig ist ein am Unterkiefer befindlicher Höker, welcher über dem posterior mentae foramen angebracht, sich aus dem Ramus horizontal dahinzieht. Die Spitze desselben ist niedergedrückt und zurückgezogen. Seine Länge ist 2 ¾ Zoll, sein Durchmesser an der Wurzel 1 ½ Zoll. Dieß scheint eine charakteristische Eigenschaft des Missouriums zu sein, denn es findet sich nichts Aehnliches unter den Mammuth- oder Mastodon-Knochen, auch besitzt dieser Höker Punkte, welche Dornen gleichen, und Herrn Albert Koch zur Vermuthung führten, er sei der Sitz eines starken Muskels gewesen, welcher der Unterlippe die Kraft und Fähigkeiten eines Rüssels gab. „Diese Vorrichtung," sagt der Berichterstatter, „sei deßhalb nothwendig gewesen, weil der Oberkopf alles ähnlichen Apparats entbehrte und die Schnauze des Thiers nicht viel größer war, als die eines südamerikanischen Tapirs. Die Länge des ganzen Unterkiefers ist 3 Fuß 1 Zoll, die größte Höhe 1 Fuß 7 Zoll, die Höhe des Ramus 7 ½ Zoll. Die Länge der hinteren Malmezähne 7 Zoll, deren Breite 4 ½; die Vorderzähne sind 5 ¼ Zoll lang und 4 Zoll breit.

Weitere Dimensionen des Thieres.

Jedes Schlüsselbein mißt 2 Fuß und ½ Zoll, seine größte Breite beträgt 7 ¼ Zoll. Die erste Rippe ist 2 Fuß 3 Zoll lang und 6 Zoll in seiner größten Breite; die längste Rippe mißt 5 Fuß 6 ½ Zoll, die kleinste 2 Fuß 4 Zoll. Der größte der Rückenwirbel 2 ½ Fuß; das Schulterblatt ist 3 Fuß 1 Zoll lang und 2 Fuß 7 Zoll breit. Der Humerus oder Vorarm mißt 3 Fuß 5 ½ Zoll, sein größter Umfang 3 Fuß 3 Zoll. Die Ulna ist 2 Fuß 7 ½ Zoll lang; der Radius ist 2 Fuß 3 ¾ Zoll lang, eine zusammengefügte Fläche ist 5 ¾, die andere 6 ½ Zoll breit. Das Becken mißt vom äußersten Punkt des Rückenwirbels bis zur Pubis an der Knochenfuge (Symphylis) 3 Fuß 7 Zoll, so daß das ganze Becken 7 Fuß 2 Zoll breit ist; der ganze Umfang jedes Beines des Beckens ist 13 Fuß 4 Zoll.

Der Schenkelknochen ist 4 Fuß ½ Zoll lang und 8 ¾ Zoll im Durchmesser, der transversale Durchmesser der zusammengefügten Fläche (Condyles) ist 10 Zoll, das heißt jede derselben mißt 5 Zoll.

Das Schienbein ist 2 Fuß 4 ¾ Zoll lang, oben 11 Zoll und unten 8 Zoll breit, der Durchmesser in

oer Mitte ist 5 ¹/₄ Zoll. Das Wadenbein mißt 2 Fuß 6 ¹/₂ Zoll.

Der Prozeß, welcher den Schwanz mit dem Heiligenbein verbindet, mißt 1 Fuß 8 Zoll und besteht aus 6 Gelenken, welche unzertrennbar mit einander verbunden sind. Jedes dieser Gelenke ist 3 ¹/₄ Zoll lang; das, welches dem os sacrum zunächst liegt, ist 7 ¹/₄ Zoll breit; die andern sind eher etwas schmäler. Der Schwanz besteht aus 13 Wirbeln (vertebrae) und ist im Verhältniß zur Größe des Körpers außerordentlich klein. Seine ganze Länge beträgt blos 2 Fuß 7 ¹/₂ Zoll, muß aber breit und flach gewesen sein und sehr viel Kraft besessen haben.

Der Vorderfuß hat 4 Zehen und einen Daumen. Die längste Zehe ist 1 Fuß 8 Zoll lang, die kleinste blos 1 Fuß; der Daumen mißt blos 7 Zoll. Jede Zehe besitzt 4 Gelenke und der Daumen 2, das kleinste derselben auf jeder Zehe beweist deutlich durch seine Conformation, daß es mit einem Nagel bewaffnet war. Die Nägel am rechten Fuße waren rechts, die am linken links gekehrt. Der Hinterfuß ist viel kleiner, als der Vorderfuß, und hat zwar vier Zehen, aber keinen Daumen. Seine größte Zehe mißt 1 Fuß 2 Zoll, die kleinste 9 ¹/₄ Zoll. Vorder- und Hinterfüße müssen ihrer Gestalt nach mit Schwimmhäuten versehen gewesen sein.

Besondere Eigenschaften der Knochen.

Alle Knochen des Missouriums ohne Unterschied sind vollkommen dicht, das heißt, sie bestehen nicht aus Röhren und enthielten auch kein Mark, sondern statt dessen eine dünne öhlichte Flüssigkeit, wie die der meisten Urthiere.

Alle Wirbelbeine sind kurz und müssen dem Thiere eine große Stärke im Rücken verliehen haben. Die zwei untersten Wirbelknochen, die an das Heiligenbein anstoßen, sind in Eins verwachsen, wodurch vielleicht der Rücken eine größere Elasticität erhielt. Die Vertebrae des Genicks sind die kürzesten, denn ohne besondere Stärke des Genicks würde dasselbe nicht den Kopf mit den ungeheuern Fangzähnen zu tragen im Stande gewesen sein.

Die Rippen sind im Verhältniß zu der Größe des Thiers auffallend dünn und kurz, und müssen knorpelige Ausgänge gehabt haben oder mit Knorpeln verwachsen gewesen sein. Die sechs ersten sind die stärksten und alle besitzen die sonderbare Eigenschaft, halb umgekehrt in den Körper hineinzustehen; das heißt, die eine Kante der Rippen ist gegen die Eingeweide, die andere auswärts gekehrt, was dem Thier eine große Bewegkraft nach den Seiten hin gegeben haben muß.

Vergleich des Missouriums mit dem Mastodon.

Die auffallenden Unterschiede zwischen diesen beiden Thieren bestehen hauptsächlich darin, daß 1) das Missourium keinen eigentlichen Rüssel hat, also nicht zu dem Geschlecht der Proboscea gezählt werden kann. 2) Daß seine Zehen mit Klauen und Nägeln bewaffnet waren, daß es also nicht zur Klasse der behuften Thiere gehört, unter welche das Mastodon zu rechnen ist. 3) Besitzt das Missourium 24 Rückenwirbel und 48 Rippen mit zwei Schlüsselbeinen, wogegen das Mastodon nur 19 Rückenwirbel und 38 Rippen und keine Schlüsselbeine hat. 4) Ist das Schulterblatt des Missouriums bedeutend kürzer als das des Mastodons, und die Rippen weit kleiner. 5) Besteht zwar eine große Aehnlichkeit zwischen den Zähnen beider Thiere; allein bei genauerer Beobachtung ergibt sich, daß die Zähne des Missouriums im Verhältniß zum Backenknochen bedeutend kleiner sind, und weit besser zum Zermalmen weicherer Gegenstände taugten, als die des Mastodons.

Aus dieser Beschreibung nun, die mit dem jetzt wirklich in Philadelphia aufgestellten Skelet, gegen welches das eines Elephanten sich ganz kleinlich ausnimmt, vollkommen übereinstimmt, schließt nun Herr Albert Koch, der Entdecker desselben, daß das Thier

Folgende Eigenschaften und Fähigkeiten besessen haben müsse.

Es muß zweifelsohne ein Bewohner des Wassers gewesen und dem Strome der Flüsse oder den großen Binnenseen gefolgt sein. Denn 1) sind seine Füße mit Schwimmhäuten versehen gewesen. 2) Waren seine Knochen ohne Mark, sondern fast wie die aller noch lebenden Wasserthiere. 3) Waren seine Rippen zu klein und dünn, um den Einflüssen zu widerstehen, welchen jedes Landthier mehr oder weniger trotzen muß. 4) Waren seine Knochen kurz und dick. 5) Sein Schwanz breit und flach, und 6) seine Fangzähne so groß und auf eine solche Art in einem ungeheuren Kreise gebogen, daß es ihm nicht möglich gewesen wäre, in dicht bewaldeten Gegenden zu leben. Seine Nahrung bestand zum Theil aus Pflanzen, zum Theil aus Fleisch, obgleich er eine bedeutende Menge des letzteren verzehrte und fähig war, sich mit dem Vorderfuß gerade so wie der Biber und die Otter zu füttern. Mit dem Nilpferde muß er das gemein gehabt haben, daß er auf den Boden des Wassers gehen und sich willkürlich wieder an die Oberfläche desselben erheben konnte. Die Fangzähne scheinen ihm weniger zum Aufbringen der Beute, als zum Schutze gegen Beschädigungen aller Art während des Schwimmens und Gehens auf dem Boden der Flüsse gedient zu haben. Ebenso scheint sein Körper mit demselben Panzer wie der Alligator oder das Megatherion bedeckt gewesen zu sein. — Für diesen letzteren Schluß führt Herr Koch keine Gründe an, wir wollen ihn daher auch vor der Hand dahin gestellt sein lassen.

Merkwürdig ist, daß gleichzeitig mit den Knochen dieses Thieres eine wahrhaft verschwenderische Menge von Mammouth- und Mastodonknochen zu Tage gefördert wurde, und daß man überhaupt an allen Stellen des großen Missouri- und Mississippithals, wo man nur einige Fuß tief unter die Oberfläche der Erde hinabsteigt, auf dergleichen Ueberreste vorweltlicher Thiere zu stoßen pflegt. Da nun aus der allmähligen Senkung dieses Thales, vermöge welcher selbst die Flüsse

keinen sonderlich starken Lauf haben und daher meistens bis auf wenige Meilen von ihrem Ursprunge schiffbar sind, so ziemlich hervorgeht, daß dasselbe auch allmählig durch Niederschlag aus dem alten Meer gebildet ist, — die krystallinische Form der Cordilleras, Anden und Felsengebirge aber, so wie die, alle möglichen Winkel mit dem Horizont bildenden, ihnen zunächst gelegenen Flötze, und ein mehrere Meilen weit fortgeschleudertes Gerölle, was vulkanischen Ursprung und die plötzliche Hebung dieser Gebirge außer allen Zweifel setzen, so ist leicht möglich, daß die Niederungen des amerikanischen Festlandes um vieles jünger sind, als das westlich gelegene Hochland, sowie dieses selbst noch um vieles jünger sein dürfte, als der alte Kontinent. Es ist also auch möglich, daß Amerika noch vor nicht vielen Jahrhunderten Urthiere hervorbrachte, deren Genera in der alten Welt bereits längst ausgestorben waren und vielleicht ist der rothe Mensch selbst als eine neue Schöpfung, eine Super foetatio, der Natur zu betrachten.

Francis Grund.

Der Cacao.

(Taf. 22.)

Die Cacaobäume bilden einen kleinen Theil des Pflanzenreichthums von Südamerika. Sie gehören in die dritte Ordnung der zehnten Klasse des Oken'schen Pflanzensystems und stehen daselbst in der neunten Zunft, welche die Laubsamenpflanzen einschließt. Sie machen in dieser Abtheilung ein eigenes, das vierte, Geschlecht aus und sind ausgezeichnet durch eine fünfblätterige Blumenkrone mit fünftheiligem, abfälligem und gefärbtem Kelche und fünfzehn verwachsenen Staubfäden; der fadenförmige Griffel ist fünfmal gespalten und die fleischige, außen lederartige Frucht ist eine längliche, fünffächerige und mehrseitige Kapsel, welche viele große Samen enthält.

Die auf unserer Tafel abgebildete Gattung zeigt (in etwa halber Größe) den gemeinen Cacaobaum (Theobroma cacao), welcher in Asien, Afrika und Südamerika angetroffen wird. Sein eigentliches Vaterland ist der letztere Welttheil, in die beiden andern wurde er erst verpflanzt. Dort (in Südamerika) wächst und wird er besonders in Caraccas, Guatemala und Mexiko, auch auf den Antillen und Indiana gepflanzt. Es ist ein Baum von mäßiger Höhe und Stärke; diese beträgt nicht viel über einen Fuß, jene steigt von 15 bis 20 Fuß; größere sind nicht häufig. Er hat eine rothbraune Rinde und dünne Aeste, an welchen die fast schuhlangen, hellgrünen und gelbgrüngerippten Blätter an langen Stielen herabhangen. Die Blüthen sind klein und gelb mit rothen Staubfäden und röthlichen Kelchen; die Frucht gleicht der Form nach einer vorn verdickten und mit einer Spitze versehenen Gurke mit Rippen und Warzen, sie ist etwas kürzer als das Blatt, von Farbe dunkelroth und nach der Reife gelbgefleckt. Ihr Inneres enthält ein fleischiges kühlendes Mark und 30 bis 40 Kerne, die eine blaßviolette Farbe haben und aus welchen die in Europa so geschätzte Chokolade bereitet wird. Zweimal im Jahre, im Juli und Dezember, zeitigt die Frucht; schon im zweiten Jahre gewährt der Baum einen Ertrag und dauert im Ganzen 20 bis 30 Jahre. Der Cacaobaum wird theils aus Samen, theils aus Setzlingen gezogen, denn man begnügt sich nicht mit den wild wachsenden Stämmen, sondern pflegt ihn besonders und läßt ihm eine Behandlung angedeihen, welche mit der unseres Weinstocks große Aehnlichkeit hat. Er wird alle Jahre behackt und beschnitten; Winde schaden ihm; am liebsten wächst er in einem sandigen, doch feuchten Grunde.

Nachdem die Früchte gebrochen sind, nimmt man die Kerne heraus und läßt sie einige Tage auf Haufen oder in bedeckten Körben gähren, wobei sie von Zeit zu Zeit in Bewegung gesetzt werden. Durch dieses Verfahren erhalten sie die rothbraune Farbe, in der sie zu uns kommen. Die Samen werden hernach von dem noch anklebenden Marke gereinigt, an der Sonne getrocknet und dann zum Verkauf in Säcke gefüllt. Die Bohnen von Caraccas gelten als die besten.

In den Chokoladefabriken werden diese Cacaobohnen in einem Mörser zerrieben und mit Wasser zu einem Brei gemacht, der dann in tafelförmigen Stücken getrocknet wird. Dieses ist die reine Chokolade, welche einen etwas bittern, aber dabei angenehmen Geschmack und eine sättigende, magenstärkende Kraft besitzt. Durch Beimischung von Zucker und verschiedenen Gewürzen gibt man ihr aber einen besonderen Geschmack und Geruch. Aus den Kernen wird auch ein Oel gepreßt, welches Cacaobutter heißt und in der Medicin angewendet wird; ebenso das Gummi, welches beim Beschneiden aus dem Stamme fließt, dessen zu großer Verlust jedoch den Bäumen schadet.

Eine zweite Gattung ist der wilde Cacao (Theobroma guianensis) mit ebenfalls gelben büschelförmigen Blüthen; die Blätter sind etwas länger, als bei dem Vorigen, unten graugrün und gefilzt, am Rande aber mit ausgeschweiften Zähnen versehen. Die Frucht ist kleiner, gelb und filzig, wie unsere Quitte. Aus dem Marke erhält man durch Gährung eine weinartige Flüssigkeit und durch Destillation ein geistiges Getränk. Die Bohnen werden ebenso behandelt, wie beim gemeinen Cacao und liefern ebenfalls Chokolade. Diese Gattung wächst nicht baumförmig, sondern bildet einen gegen 15 Fuß hohen Strauch mit mehreren Stämmchen und etwas abhängenden Aesten, der in sumpfigen Wäldern von Guyana häufig angetroffen wird.

Die Cacaobohnen haben wie unsere Hülsenfrüchte besonders zwei Käfergattungen zu Feinden, welche die Kerne anbohren und zerfressen. Beide gehören zu den Rüsselkäfern, nämlich zu den Samenstechern. Der eine ist sehr klein und grau, er heißt Bruchus cacao; der andere, Bruchus theobromatis, ist etwas größer und von brauner Farbe.

Berge.

Die Sette Communi.

Eine der interessantesten Gebirgsgegenden Italiens, reich an Schönheiten und Naturscenen, sind die Sette Communi (die sieben Gemeinden). Es liegt dieses Gebirgsland nördlich von Vicenza, östlich von Roveredo, grenzt nach Norden an das deutsche Tyrol, und nach Osten an das Gebiet von Venedig. Wir folgen der Darstellung eines neueren Reisenden, Mercy, der mit ausgezeichnetem Talente die Schönheiten dieser Gebirge beschrieben hat.

Vielleicht ist dieses Land das Merkwürdigste von ganz Italien und den ganzen Alpen; es ist ein kleiner neutraler Staat, welcher weder dem Tyrol, noch Italien angehört, obgleich diese beiden Länder es umkreisen. Die Einwohner dieser Gegend, welche ursprünglich von Norden kamen, verloren sich unter den südlichen Völkerschaften, und sprechen eine Sprache, die weder italienisch noch deutsch ist; an Sitten und Gebräuchen sind sie durchaus eigenthümlich, und ihre Staatseinrichtung und ihre Gesetze haben sie aus sich selbst geschöpft. Ihr Ursprung ist so geheimnißvoll, als ihr Dasein; umgeben von mächtigen Nachbarstaaten, wußten sie immer ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu behaupten. Beinahe Alle sind arm, und da sie zu zahlreich sind, als daß sie der Landstrich, den sie bewohnen, ernähren könnte, leben sie auf Kosten ihrer Nachbarn, die eben so arm sind, wie sie selbst, aber ohne sie weder zu berauben, noch ärmer zu machen. Aber woher kommen diese Gebirgsleute, deren Sitten und Gestalten so auffallend sind? Man weiß es nicht, sie wissen es selbst nicht. Stammen sie vielleicht von den unbezwinglichen Rhätiern ab, welche die Römer so lange Zeit bekämpft und in ihren Gedichten besungen haben? Sind sie vielleicht die Urenkel jener Cimbern, welche Marius bei Campo Rondone, in der Nähe von Verona geschlägen hat, oder stammen sie von jenen Thüringern, deren bessere Mannschaft das Schwert des Clovis, Königs der Franken, in den Ebenen von Cöln zusammenschlug und deren Reste sich unter Theodorich sammelten, um in die Gebirge von Rhätien zu fliehen? Jede dieser Meinungen hat ihre Vertheidiger, welche sich auf Handschriften berufen, die ihnen von sicherer Gewährleistung zu sein scheinen.

Also sprach zu mir der gelehrte Doktor Gregori, und machte sich eben anheischig, die Stellen, von denen er geredet hatte, anzuführen, indem ich ihn mit den Worten unterbrach, ich glaube Ihnen ohne Weiteres auf Ihr Wort. Indessen hatte mich sein Gespräch sehr aufgeregt, denn ich liebe Alles, was originell und unbekannt ist, und überhaupt Alles, was sich auf die Sitten und Einrichtungen der Völker bezieht; da aber der unausstehliche Pedant auf alle meine Fragen über das jetzige Verhalten dieses Völklein unablässig in seine trockenen Vorlesungen über dessen Ursprung zurückkam, verließ ich ihn, um mit meinem Gastwirthe hierüber zu sprechen.

Wie viel Meilen, fragte ich ihn, sind es von Vicenza nach dem ersten Dorfe der Sette Communi? — Ein Vogel würde in weniger als einer Stunde dahinfliegen, erwiederte der Wirth mit seiner liebenswürdigen Persönlichkeit, mit jener poetischen Sprache, die ihm eigenthümlich war. Aber wie lange würde ein Mensch brauchen? — Ja ein Mensch, das ist etwas Anderes, man muß schreckliche Umwege machen und fürchterliche Gebirgsrücken hinabklettern. Man muß sich auf große Tagereisen gefaßt machen, und außerdem... Nun? — Ja nun, wer nicht unterwegs liegen bleiben will, der muß wohl eine Sohle von Eisen haben. — Zu Wagen kann man also nicht nach der Sette Communi kommen? — Eben so wenig, als in die Straßen und Kanäle von Venedig; aber in Asiago, Arsiero und Gallio thun die Maulthiere dasselbe, was in Venedig die Gondeln thun. — Also werden wir auf Maulthieren dahin reiten, erwiederte mein Freund, der trotz dem, daß er Reconvalescent war, mich zu begleiten gedachte. — Ich will Euch einen guten Rath geben, sagte unser Wirth, und Euch nach Bassano, zu meinem Zunftgenossen Odoardo bringen, wenn die Gewässer nicht tief sind, und das Wetter es erlaubt, so werdet Ihr einen Weg kennen lernen, von dem Ihr gewiß noch nie gehört habt. — Wie, kann man denn auch zu Wasser nach der Sette Communi kommen? — Ja in der That, oder um es besser zu sagen, auf einem amphibischen Wege, zugleich zu Land und zu Wasser, und bei hellem Tage mit Laternen in der Hand.

Der Wunsch allein, solch einen Weg kennen zu lernen, wäre hinreichend gewesen, uns dafür zu entscheiden. Wir bestiegen nun die Kalesche unseres Wirthes, der uns in weniger als drei Stunden zu seinem Zunftgenossen in Bassano, in das Wirthshaus zum Monde brachte. Diese kleine Stadt, welche am Fuße von hohen Bergen liegt und auf eine Anhöhe gebaut ist, von der man das ganze Thal der Brenta überschauen kann, wäre uns recht lieblich vorgekommen, wenn wir uns Zeit genommen hätten, sie näher zu betrachten. Allein es war schon spät, und wir wollten die Nacht in Valstagna zubringen, von wo wir den andern Tag die Sette Communi zu erreichen dachten; daher gingen wir nur schnell durch diese Stadt, und drangen in das Thal der Brenta ein, das dort nichts anderes ist, als eine wilde Schlucht, in welcher die elenden Hütten, die da und dort zwischen die Felsblöcke hineingebaut sind, noch die Spuren der französischen Kugeln tragen; und wir kamen mit Einbruch der Nacht in den Weiler Carpenedo. Die Lebensmittel waren in diesem Nest rar, und die Einwohner, für die unsere Ankunft etwas Neues sein mochte, umgaben uns in dichten Haufen. Mein Begleiter wollte in ihren Gesichtern Banditenzüge lesen, und bedauerte, seine Pistolen in Vicenza gelassen zu haben; mir kamen sie vor wie Tyroler, wenigstens den Hüten nach zu schließen, die hoch waren und schmale Krempen hatten. Wir machten eine Art Treibjagen auf Lebensmittel in diesem Dorfe, bekamen aber nichts als eine Gans, einen Hahn und einige Pfunde schimmliges Brod. Den Hahn zu verspeisen, schien eine Unmöglichkeit, denn dieses Sym-

bol des Muthes, der Wachsamkeit und Mäßigkeit sah so mager aus, als ob er stets in Händeln gewesen wäre, immer gewacht und nie gefressen hätte. Die Gans dagegen schien eine bessere Hülfsquelle darzubieten, aber wie sollte es möglich sein, eine Gans zu genießen, die in derselben Stunde geschlachtet und gebraten werden sollte? Der Wirth tröstete uns hierüber, indem er versicherte, er wisse ein untrügliches Mittel, das zäheste Fleisch mürbe zu machen. Die Tartaren schneiden in solchen Umständen ihr Fleisch in Riemen, legen es unter den Sattel und galoppiren dann zehn Meilen weit, die Fischer unserer Seehäfen werfen einen Rochen vom vierten Stock auf das Pflaster herunter, oder schlagen ihn mit dem Holzschlegel tüchtig durch; das untrügliche Mittel unseres Wirthes war noch viel origineller, aber gewiß weit weniger einladend. Mit einem Streich seiner Hippe schlug er dem armen Thiere den Kopf ab, zog nun seine Kamaschen aus, und sprang, noch während die Gans zappelte, mit den nackten Füßen auf ihr herum; hätten wir uns nicht beeilt, diesem Tanz ein Ende zu machen, so weiß ich nur zu gewiß, wie viel von seinem Schlachtopfer übrig geblieben wäre, jeder seiner Sprünge machte die Knochen knacken und trieb die Gedärme heraus. — Es ist unrecht von Euch, daß Ihr mich nicht habt machen lassen, sagte der Gebirgsmann, indem er seine Kamaschen wieder anzog, nun müßt Ihr sie eben hart essen. Dennoch machte er sich nun daran, seine Gans zu rupfen, worauf er sie sorgfältig wusch, und an den Spieß steckte, ohne einen neuen Versuch des Mürbetretens zu machen. Wir schnitten das Fleisch des Thieres in schmale Streifen, und so war es doch genießbar. Die Nacht brachten wir auf Maisstroh zu und hatten keine andere Bedeckung als unsere Mäntel, die ganze Nacht hindurch aber hörten wir in der Nähe der Hütte, in welcher wir schlafen sollten, ein unabläßiges Heulen. — Das sind Wölfe aus dem Walde von Campo Martini, die um den Kirchhof der Parochie umherschweifen, sagte uns unser Wirth, denn gestern hat man dort eine Leiche verscharrt. Seitdem die Jagd verboten ist und man jeden, der dieses Verbot übertritt, auf die Galeeren schickt, haben sich diese Thiere fürchterlich vermehrt; wenn die Regierung hier keine Abhülfe schafft, werden sie sich nicht damit begnügen, die Todten auszugraben, sondern auch die Lebendigen angreifen. — Dieses Wolfsgeheul, dieses ländliche Lager und diese wilden Sitten schienen uns eine saubere Vorbedeutung für die Reise der nächsten Tage; dennoch machten wir uns frohen Herzens auf den Weg, denn unsere Neugierde war angeregt und wir dachten manches Abenteuer zu bestehen.

Zwischen Carpenedo und Valstagna erscheint die Brenta nicht ein von Palästen umgebener Fluß, wie auf dem Wege von Padua nach Mestra, denn Carpenedo und Valstagna sind kein Venedig. Hier ist die Brenta einer jener Gießbäche voll Wuth, welche in gezwungenen konvulsivischen Kreisen bald zwischen ungeheuren Felsen hindurch brausen und bald mit Geheule in die Tiefen des Abgrunds stürzen, aus welchem sie bedeckt mit weißem Schaum hervorsprudeln. Wir gingen auf zwei langen Balken, an deren Seiten leichte Blanken waren, über die Brenta, und dieß nennt man in diesem Lande eine Brücke. Jenseits dieser Brücke stiegen hohe Gebirgsmassen wie eine steile Mauer empor. — So hoch also müssen wir hinaufklettern, sprach mein kaum genesener Freund mit einem langen Seufzer. — Auf dieß schüttelte einer der Führer, welche wir zu Carpenedo genommen hatten, verneinend den Kopf, dann zeigte er auf einen großen Felsenspalt, am Fuße des Berges, aus welchem eine reichliche Quelle hervorsprudelte, und sagte: Das ist unser Weg. — Was? wir sollen den Gießbach hinaufschreiten, der aus diesem unterirdischen Gewölbe hervorkommt? aber wo ist denn ein Kahn? — Wir wollen schon hindurchkommen, erwiederte der andere Führer. — Nun nahm ein jeder der Führer einen von uns so auf die Schultern, daß er seinen Kopf zwischen unsern Beinen hatte, und schritt ohne Bedenken in den Bach, der Höhle zu, indem sie uns anbefahlen, den Kopf zu senken, damit wir uns nicht an der Decke der Höhle stießen, die an dieser Stelle sehr niedrig sei. So gingen wir einige Schritte weiter, wobei uns nur das dämmernde Tageslicht, das durch die Mündung der Höhle hereindrang, leuchtete; sodann gingen plötzlich unsere Träger etwas zur Seite, stiegen einige Schritte empor und setzten uns auf einer felsigen Plattform, welche das Wasser nicht bespülte, ab. Während wir von diesem nassen Marsche etwas ausruhten, schlug einer der Gebirgsbewohner Feuer und zündete das Ende eines mit Theer bestrichenen Seilstückes an, das er aus seiner Tasche zog und welches ihm als Fackel diente; dann gab er mir den Zipfel seines Kleides in die Hand und sagte mir, ich solle ihm folgen und mich fest an ihm halten. Der andere Führer gab meinem Reisegefährten denselben Rath, und wir gingen weiter.

Das Gewölbe der Höhle erhob sich an dieser Stelle zu einer bedeutenden Höhe, ja für einzelne Augenblicke verloren wir es gänzlich aus dem Gesicht. Unter uns brüllte der Gießbach, den wir ebenfalls nicht sehen konnten, und nur dann, wenn der Fußsteig sich seinem Ufer näherte und das Licht der Fackeln sich in seinen Wellen spiegelte, vermochten wir die Stelle zu erkennen, wo er floß. Lange Zeit gingen wir in dieser ungeheuren stillen Dunkelheit dahin, und es kam uns vor, als ob wir die Seiten eines hohen Gebirges in einer wind- und sternlosen Nacht besteigen würden; in der That sahen wir um uns her nicht weiter als sechs bis sieben Fuß nackten Felsens, auf welchem wir gingen, indem das Licht der Fackeln, welche unsere Führer trugen, keinen andern Gegenstand in der Finsterniß erblicken ließ. Plötzlich hielt einer derselben, horchte eine oder zwei Minuten lang auf das Aufmerksamste, wechselte in seinem Volksdialekt mit dem andern Führer, der gleich ihm gehalten hatte, einige flüchtige Worte, und wir gingen mit eiligeren Schritten weiter. Wir stiegen nun eben so schnell abwärts, als wir hineingekommen waren; das Felsengesims, längs dessen sich nun der

Fußsteig hinzog, wand sich wendeltreppenförmig um sich selbst und schien in das Herz des Gebirges eindringen zu wollen. Seit langer Zeit hatte der Gießbach aufgehört zu brausen, und alles um uns her war ruhig und stumm. Unsere Führer hielten nun von neuem und berathschlagten sich einen Augenblick; einer derselben nahm nun einen großen Stein und warf ihn mit allen seinen Kräften vorwärts in den leeren Raum. Einige Sekunden lang hörten wir nichts, endlich aber ein dumpfes Geräusch, das aus dem Mittelpunkte der Höhle wiederhallte und dem ähnlich war, wie wenn ein Körper in einen Brunnen fällt; daraus war zu schließen, daß sich unter uns, da wo der Weg aufhörte, ein Wasserbecken befand. Wir begannen nun längs der feuchten und schlüpfrigen Felsen mit großer Vorsicht hinabzusteigen, und sahen bald zu unseren Füßen ein Wasserbecken glänzen, in welchem sich das Licht unserer Fackeln spiegelte, und in dem sich der Fußweg zu verlieren schien. Wir suchten in der Dunkelheit nach einem Kahn, mittest dessen wir über den See, dessen jenseitiges Ufer wir nicht sahen, hinüber kommen konnten, aber unsere Führer nahmen uns von neuem auf ihre Schultern und gingen unerschrocken in das Wasserbecken hinein, obgleich ihnen das Wasser bis an den Gürtel und zuweilen bis unter die Achseln reichte. Dieser Uebergang dauerte ungefähr eine Viertelstunde und ich muß gestehen, daß ich sehr zufrieden war, als ich am andern Ufer wieder festen Fuß fassen konnte. Auf dieser Seite dehnte sich ein sandiges flaches Ufer aus, das man den Strand eines unterirdischen Meeres nennen könnte; wir verfolgten dieses Ufer nach dem Rathe unserer Führer mit raschen Schritten und diese lauschten von Zeit zu Zeit ängstlich. Bald erreichten wir das Ende der Felsenhöhle, in welcher sich dieser See befand, und fanden, daß sich hier die Grotte tonnenförmig schloß. Ihre Wendungen, die sich rasch einander näherten, ließen dem Gießbach, der sich in den See stürzte und dem Wege, über den er an manchen Stellen floß, nur einen schmalen Durchgang. Augenscheinlich hat sich dieser lange Stollen durch das in den Berg eingesickerte Gewässer gebildet, denn das Wasser hatte nicht nur auf unserm Fußsteige und an den Seitenwandungen der Höhle, sondern auch an den Felsen, welche die Decke bildeten und über unseren Köpfen hingen, Spuren hinterlassen.

In diesem Augenblicke hörten wir in der Dunkelheit vor uns ein Geräusch wie einen entfernten Donner, dieser Lärm schien die Gebirgsleute sehr aufzuregen, sie hielten, horchten, gingen etwas zurück, hielten wieder und zogen uns auf diesem schwierigen Pfade, der hier und da mit großen geröllartigen Kieselsteinen bedeckt war, schnell nach sich; offenbar hatte der Gießbach diese Kieselsteine, welche durch das Wasser noch schlüpfrig waren, hieher geschwemmt; mein Freund, den seine Krankheit geschwächt hatte, athmete schwer und tief, um besser Athem schöpfen zu können. — Schnell vorwärts, rief uns der Aeltere der beiden Führer zu, es gab gestern Sturm und Regen im Gebirg; gegen die Tonotta hin werden die Schneewasser auf dem Berge Portole geschmolzen sein, die Gewässer schwellen an, und wehe uns, wenn uns der Bergstrom erreicht, ehe wir die Höhle verlassen haben! — Halt, hört ihr, wie er bös thut, man hört ihn schon von der Seite des Gallio her brüllen, versetzte der andere Führer. — Und wir hörten in der That ein dumpfes und schreckliches Geräusch, welches von dem Ende der Höhle, nach welchem wir zuwanderten, herzukommen schien. — Was? fragte ich, ist das der Gießbach, der diesen Lärmen macht? — Ja, er selbst, die Wasser kommen, und ich wette, daß sie, ehe eine Stunde vergeht, diese ganze Höhle ausfüllen; fort, eilen wir! — Das ließen wir uns nicht zweimal sagen; wir hielten uns an den Rockschößen unserer Führer, richteten, um nicht zu fallen, unsere Schritte genau nach den ihrigen, und marschirten, so schnell wir konnten, gegen das Ende der Höhle zu, wo wir immer das Geräusch, das uns so sehr erschreckt hatte, sausen hörten; je mehr wir vorwärts eilten, desto weiter wurde die Höhle vor uns, und bald erblickten wir eine blasse und bläuliche große Helle, welche von einem ungeheuren Zugloch herabzufallen schien; wir suchten uns über diesen eigenthümlichen Lichtglanz Gewißheit zu verschaffen, als unsere Führer uns bei dem Arme ergriffen und uns so schnell wie möglich durch das rauschende Gewässer hinter sich hindurchzogen, denn der Weg fehlte an dieser Stelle gänzlich. — Schnell vorwärts, schnell vorwärts, hier kommt der Gießbach, eine einzige Minute Zögerung und wir sind verloren! Kaum hatte er diese Worte gesagt, als das Wasser so schnell von den Knöcheln bis zu unseren Knien heranstieg, wie es nur immer in einer Mühlschleuße hätte der Fall sein können; vom Knie kam es uns bis an die Hüfte, und ohne die Hülfe unserer Führer hätte es uns ohne Rettung fortgerissen; wir hielten so kräftig wie möglich Stand gegen den Strom, erkletterten auf allen Vieren einige Felsblöcke, worauf wir uns bald am Ausgang des gefährlichen Schlundes und außer dem Bereich der Ueberschwemmung befanden.

Das Schauspiel, welches sich in diesem Augenblicke unseren Augen darbot, war eines der prächtigsten und eigenthümlichsten von der Welt und entschädigte uns reichlich für die gehabte Bemühung und Gefahr. Die Schlucht, welche wir verlassen hatten, mündete in eine ungeheure Höhle, die nicht so dunkel war, als die, so wir eben verlassen hatten, denn sie erhielt ihr Licht durch ein großes Luftloch über unsern Häuptern, das gegen den Gipfel des Gebirges hin offen stand. Der schmale Himmelsstrich, den wir durch diese Felsenritze entdecken konnten, hatte eine warme Ultramarinfarbe und sein glänzendes Licht erhellte die Höhle so, daß sie bis in ihre geheimsten Tiefen azurblau gefärbt erschien. Dieß war also eine von oben herab blau erleuchtete Grotte, gleich der auf Capri, welche von unten her erleuchtet wird; nur mit dem Unterschiede, daß ihre Verhältnisse bei weitem gigantischer sind, und ihre Erscheinung sich auf eine ganz andere Weise phantastisch darthut. Einige tausend Fuß hoch hing nämlich an den Wandungen des gähnenden Schlundes ein Tannenwald,

den man von dieser Entfernung für ein niedriges Gebüsch von Wachholdersträuchen genommen hätte, wären nicht einige der ungeheuren Bäume, welche ihn bildeten, sei es durch den Wind oder durch Erderschütterung in den Grund der Grotte hinabgestürzt, der Einbildungskraft zu Hülfe gekommen, um die Bäume dieses Waldes in ihren ungeheuren Verhältnissen anzuerkennen. Unterhalb dieses Waldes sah man Bergstücke, die in jeder Richtung durchbohrt waren, wie durch ein Wunder gleichsam aufgehangen. Von diesen Felsblöcken herab, die früher von den Gipfeln der Berge heruntergestürzt sein mochten, stürzte sich in manchen Bogen das Gewässer, das sich zuerst in tausend kleine Wasserfälle zerspaltete, und auf magische Weise in allen Farben erleuchtet, bei seiner Ankunft an den Boden der Höhle nicht anders anzusehen war, denn als eine ungeheure Kaskade von bläulichem Wasserschaum; das Gebrüll dieser unterirdischen Wasserfälle war erschreckend und wurde von Augenblick zu Augenblick noch schrecklicher. — Es ist Zeit, die Höhle zu verlassen, denn die Gewässer sind stark angeschwollen, rief uns der ältere Führer zu; und als wir unsere, durch die Neuheit des Schauspiels, das wir vor Augen hatten, auf einen Augenblick zerstreute Aufmerksamkeit sammelten, sahen wir schaudernd vor Schrecken, daß dieser schaumreiche Wasserfall sich wirbelnd in die Höhle stürzte, und auf die Entfernung von mehreren Fußen von der bereits vollständig gefüllten Oeffnung zurückprallte. Nun begriffen wir die nöthigende Aufmunterung unserer Führer; es war in der That hohe Zeit gewesen, denn einige Minuten Zögerung, so hätte dieser fürchterliche Gießbach uns unterwegs getroffen und uns entweder unter seiner Masse erstickt oder gegen die Wände des unterirdischen Ganges geschmettert.

Der Weg, den wir nunmehr verfolgten, um der Ueberschwemmung zu entgehen, schien reich an anderen Gefahren zu sein; er erhob sich in kurzen zickzackförmigen Krümmungen und wand sich zwischen jenen herabgestürzten Felsblöcken hindurch, welche über unsern Häuptern hingen, und führte zu verschiedenen Malen von einem Rande des Abgrunds zum andern, über den die Felsen selbst natürliche Brücken gebildet hatten, durch welche der Waldstrom dicht unter unseren Füßen dahinbrauste. Nachdem wir auf diese Weise zwei Drittel dieses gefährlichen Abhanges erstiegen hatten, zündeten unsere Führer ihre Fackeln, welche sie beim Eintritte in die Felsschlucht ausgelöscht hatten, wieder an, und wir traten in eine neue, durch ein zweifelhaftes Dämmerlicht erhellte Grotte, welche lothrecht in die Eingeweide des Berges sich hinabsenkte; wir stiegen unaufhörlich hinab und wieder hinab, als ob der Weg, welchen wir verfolgten, zu den Gegenfüßlern hätte führen sollen, als plötzlich ein rauher Zuruf einige Schritte vor uns erscholl und wir im Augenblick beim Schein unserer Fackeln mehrere Flintenläufe uns entgegenblinken sahen. — Ich habe mir es wohl eingebildet, sagte mein Reisegesellschafter zu mir, da haben uns die Banditen aufgepaßt; wir sind gefangen. — In der That umgaben uns nun einige Männer, welche spitze galonirte Hüte trugen und mit Flinten und Stöcken bewaffnet waren. Diese Begegnung schien uns um so mehr unheilvoll zu sein, als unsere Führer sich mit den Unbekannten im Einverständnisse zeigten und mit ihnen Worte des Willkomms wechselten. Wir machten bereits Anstalt, unsere Taschen auszuleeren und um die Erhaltung unseres Lebens zu bitten, als einer unserer Führer, der ohne Zweifel den Grund unserer Furcht errathen hatte, sich mit einem schallenden Gelächter gegen uns wandte und sagte: Was wollt Ihr thun? seht Ihr nicht, daß diese braven Leute die Wachen des Quieto vivere, die Gensdarmen des Landes sind? sie sind da gerade im Begriffe, zwei Spitzbuben aus Treviso zu verfolgen, welche einen Kaufmann in Asiago bestohlen haben, und fragten uns, ob wir sie nicht unterwegs getroffen hätten. — Diese Erklärung bedurfte übrigens für uns noch einige Vergewisserung, denn die Gensdarmen von Asiago sahen aus wie Galgenvögel, besonders einer darunter, der einen langen grauen Bart trug. Indessen war es nur ihr Aeußeres, das sie so gefährlich aussehen machte, und wir hatten Unrecht, diese Leute nach ihren Physiognomien zu beurtheilen.

Die Wachen des Quieto vivere erfuhren von unsern Führern, der Weg sei durch den Gießbach verschlossen, und faßten daher den Entschluß, wieder zurück zu kehren, woher sie gekommen waren, und mit uns durch die Engpässe des Busso nach Orsingo zu marschiren. Kurz nach dieser Begegnung kamen wir an dem Ende des letzten unterirdischen Ganges an, der in eine Schlucht einmündete, welche sich zwischen ungeheueren Felsenwindungen dahinzog. Hier untersuchten wir auf Augenblicke, da unsere Gedanken nicht mehr durch die Gefahren dieser Reise in Anspruch genommen wurden, zwar mit den Augen der Neugierde, aber mit der möglichsten Zurückhaltung, unsere neuen Gefährten. Einer derselben, der Mann mit dem langen Barte, begegnete einem der Blicke, den ich verstohlen auf ihn warf, und nahm nun ohne weiteres Bedenken also das Wort: unsere Uniform ist ohne Zweifel weniger glänzend, als die der Soldaten Ihres Landes, sagte er mir in sehr gutem Französisch; was würde man in Paris von einem Obersten der Gensd'armerie denken, wenn er statt aller Abzeichen seines Ranges nichts Anderes trüge, als diesen Gürtel, diese Cocarde und diesen galonirten Knopf am Hute? wobei er auf seinen Hut und seinen Gürtel wies. — Sie sind Oberst der Gensd'armerie? rief mein Freund, indem er ihn groß anblickte. — Si Signore, und noch mehr, ich bin Generalcommandant der ganzen bewaffneten Macht des Landes, d. h. ich commandire eine recht artige Compagnie Infanteristen, ohne die Freiwilligen zu zählen. — Ich mache Ihnen mein Compliment. Commandant, aber haben Sie in Frankreich gedient? Sie sprechen sehr gut Französisch. — Ich habe nicht in Frankreich gedient, erwiederte der Gebirgsmann mit einem langen Seufzer, und doch hatte ich früher eine Stelle in der französischen Armee; ich stand unter den Regimentern, welche in den sieben Inseln lagen; im

Jahre 1812 war ich Sergentmajor, und ich hätte zum Unterlieutenant befördert werden sollen, gerade als der Umsturz losging. Nach vielen Abentheuern kam ich in meine Heimath zurück, wo ich, wie Sie sehen, eine schöne Laufbahn gemacht habe, denn jetzt bin ich Oberst, General, und was Sie nur immer wollen. — In der That, Commandant, wenn es wahr ist, es sei besser, der Erste in Rimini, als der Zweite in Rom zu sein, so haben Sie weiter nichts zu wünschen. — Indessen hätte ich doch mehr werden können, als das, erwiederte Leonardo (dieß war der Name des alten Soldaten) mit trauriger Miene; was weiß ich, Bataillons-Chef, wenn es nur anders gegangen wäre; übrigens bin ich für den Ruhm und für glänzende Abentheuer geboren, fügte er mit einer Art von ironischer Prahlerei hinzu. Wenn Sie aber daran zweifeln, so hören Sie meine Geschichte.

Ich hütete mich, meine Aufmerksamkeit einem Vertrauen zu verweigern, das auf so treuherzige Weise mir entgegen kam, und ließ den Commandanten sprechen, so lange er wollte; da ich indessen den Leser nicht ermüden will, begnüge ich mich, die Hauptsache von seinen Abentheuern zu berichten.

In seinem achtzehnten Jahre war der Commandant Leonardo einer der lebhaftesten und verwegensten Gebirgsmänner im Canton Orsingo, keiner schoß so gut wie er seine Kugel nach einem bestimmten Ziele; keiner kam so leicht und gewandt über einen Gießbach, durch Springen von Fels zu Fels, und keiner wußte so viele lustige Gesänge, als er. Sein einziger Fehler war, daß er sich etwas händelsüchtig zeigte. Eines Tages bekam er mit einem Gastwirthe auf einer seiner häufigen Reisen nach Bassano Streit, wobei er nicht nur bei den Gestikulationen stehen blieb, sondern mit einem fürchterlichen Faustschlag seinem Gegner das Auge ausschlug. Das Volk erklärte sich für den Wirth, welcher im Thale wohnte, gegen den Gebirgsmann. Da kam die slavische Wache hinzu, und Leonardo hatte nun keine andere Wahl, als entweder Soldat zu werden, oder sich in die Kerker von Vicenza einstecken zu lassen; er war bald entschlossen, und ließ sich einregistriren. Die Franzosen griffen nun den Staat Venedig an, und das Regiment von Leonardo wurde in das Vicentinische geschickt. In dem Gefecht bei Grece Bianka aber wurden die slavischen Regimenter zerstört, und Leonardo bekam eine Kugel, die ihm das linke Schlüsselbein streifte und das rechte Schulterblatt zerschmetterte. Ein Anderer hätte bei diesem Unfall sich aus dem Felde zurückgezogen und dem Soldatenstande entsagt; allein Leonardo folgte seiner Bestimmung. Da er der Republik Venedig nicht mehr dienen konnte, weil sie aufgehoben war, ließ er sich in eins der französischen Regimenter einschreiben, die als Beobachtungscorps nach Corfu bestimmt waren. Auf dieser Seite wurde der Krieg nicht sehr hitzig geführt; man trank mehr Bouteillen Cyperwein oder Maraschino, als man Musketen losschoß, aber gerade die Flintenschüsse heben den Soldaten in seiner Laufbahn. Leonardo blieb lange Zeit Soldat, brachte es aber nicht weiter, als zum Sergenten; bald darauf wurde sein Regiment entlassen, und er erhielt drei Piaster Abschiedsgeld. Trotz dem aber konnte er sich nicht entschließen, in seine Heimath zurück zu kehren, sondern ging nach Albanien, um bei dem Pascha von Skutari als Instruktionsoffizier zu dienen. Das war ganz schön, er hatte da wenig zu thun, guten Sold, Cyperwein und Rossoglio zur Genüge; nur die Mannszucht war etwas roh, die Bastonade und das Spießen an der Tagesordnung und ohne Ansehn des Ranges.

Da geschah es eines Tages, daß der Pascha übler Laune war, und seinen Instruktionsoffizier mit den Worten anfuhr: Hund von einem Christen! Leonardo entgegnete etwas, der Pascha sprang auf ihn zu, und hätte ihm mit einem Streich seines Säbels den Kopf abgeschlagen, hätte der Offizier nicht den Hieb geschickt parirt. Der Türke wurde hierauf zwar ruhig, aber Leonardo wußte, was die Ruhe eines Türken zu bedeuten habe. Er glaubte sicher den andern Morgen gespießt zu werden, wenn er bleibe, und entfloh daher in der Nacht. Hier beginnt der scenenreichste Theil seiner Abentheuer. Leonardo wollte sich nach Ragusa flüchten, verlor aber in den ungeheueren Wäldern von Monte Negro den Weg, und kam, nachdem er mehrere Tage im Gebirge umher geirrt war, an den Strand des Sees von Skutari, den er den Abend vorher bei Sonnenuntergang hatte glänzen sehen und für das Meer gehalten hatte. Erschöpft vor Mattigkeit, halb todt vor Hunger, legte er sich am Rande eines Waldes unter einem großen Baume nieder, wo er mit den Sorgen, wie er sich wohl ein Frühstück verschaffen sollte, in tiefen Schlaf verfiel, aus dem er durch Waffengeräusch und Geschrei erweckt wurde. Leonardo sprang auf, nahm in die eine Hand seinen nackten Säbel, in die andere ein Pistol, und als er um sich blickte, sah er einen Mann, der sich gegen drei, die ihn angriffen, wehrte. Leonardo ergriff die Parthie des schwächeren Theils und feuerte auf einen der Angreifer, den er todt niederstreckte. Unglücklicher Weise war der Mensch, den er so vertheidigte, nichts anderes als ein bosnischer Räuber, der diesen unerwarteten Beistand dazu benutzte, um zu entwischen, so daß sein Befreier in die Macht der Verfolger fiel, die bald durch einen starken Haufen Soldaten unterstützt wurden. Dieser Kampf war zu ungleich, Leonardo wurde durch einen der Herbeikommenden, der sich hinter ihn geschlichen hatte, zu Boden geworfen, seiner Waffen beraubt und geknebelt. Hierauf führte man ihn in die Stadt Cettigna, wo er schmählicher Weise auf einem Esel durch die Straßen geführt wurde; nachher warf man ihn auf Befehl des Bey in ein tiefes Loch, wo ihm menschliche Knochen und scheußlicher Koth bis an die Kniee gingen.

Leonardo bedauerte beinahe in dem Grunde seines Loches, nicht gespießt worden zu sein; es wäre ein weniger langsamer Tod gewesen. Was sollte er aber in solcher Lage thun? Hoffen, weil der Mensch doch immer hofft, gefaßt sein, weil er es mußte, und dann sterben. Leonardo war gefaßt, und bereits hoffte er nicht mehr, als er gegen Mitternacht ein kleines Geräusch über seinem Kopfe wahrnahm. Er streckte die Hand empor

und begegnete einem Kruge, welcher an einem Seile hing; den Krug nehmen, gierig an die Lippen setzen und mit einem Zuge die Milch austrinken, welche er enthielt, war für den Gefangenen das Werk eines Augenblicks. Nachdem er getrunken hatte, und dadurch wieder neue Kraft und neuen Muth in sich fühlte, rief er: laß den Strick besser herunter. Es wurde verstanden, denn das Ende des Strickes fiel auf den Boden des Loches. Leonardo band Gebeine kreuzweis daran fest, setzte sich auf dieser Art von Sattel zurecht und sprach mit bittender Stimme, nun ziehe mich aus dem Brunnen, wenn du kannst; kaum hatte er dieß gesprochen, als er fühlte, daß er emporgezogen ward; der Strick war stark und rollte gut, mehr als einmal aber fühlte Leonardo, daß er nachgab, wie wenn er den Händen, welche anzogen, entgleiten wollte, und einmal sogar fiel der Strick schnell abwärts. Endlich aber erreichte er, nach vielen Anstrengungen den Granitrand der Höhle, sprang heraus und sah eine Frau vor sich, denn eine solche war es, die ihn gerettet hatte. — Gott sey gelobt, rief er italienisch aus. — Gott sei gelobt! erwiederte die Frau in derselben Sprache. — Leonardo wollte sie, darüber erstaunt, noch weiter ausfragen, sie aber unterbrach ihn mit den Worten: hier ist keine Zeit zu verlieren, der Bey schläft, und ich habe seine Schlüssel. Nimm Resen, setzte sie hinzu, indem sie Leonardo einen Schlüssel in die Hand drückte, lauf nach dem Stall und führe die beiden Füchse, die Du gesattelt finden wirst, heraus, dieß sind die schnellsten Renner. — Leonardo nahm den Schlüssel, öffnete den Stall und führte die Pferde heraus, in der Zwischenzeit war die Frau nach der Schatzkammer gegangen, hatte einen Sack mit Dukaten angefüllt, band diesen um den Hals eines der beiden Pferde, sprang schnell in den Sattel, ergriff den Zügel und eilte mit Pfeilschnelligkeit davon, indem sie ihrem Begleiter zurief, ihr zu folgen; sie sprengten mit einander durch die Stadt, gewannen das freie Feld, und ließen ihre Pferde mit aller Schnelligkeit laufen, bis der Morgen graute.

Die Sonne vergoldete die Spitzen des Monte Negro, als unsere Flüchtlinge beim Eintritt in ein Gehölz, welches sich auf kleinen Hügeln dahin zog, von deren Gipfel man weit hin die Ebene durchschauen konnte, absaßen. Erst in diesem Augenblicke konnte Leonardo seine muthvolle Befreierin kennen lernen. Sie war die Tochter eines Lootsen von Chioggio, und hieß Anetta. Sie hatte ihren Vater auf einer Reise nach Otranto begleitet, als das Trabacolotto (kleines Kauffahrteischiff), auf welchem sie fuhren, durch den Sturm gegen die Küste Albaniens geworfen wurde; dort ward sie von Seeräubern aufgefangen und dem Bey von Cettigna überliefert, der sie, gereizt durch ihre Schönheit, zu seiner Favoritin erhob. Anetta hätte glücklich sein können, aber das Andenken an einen jungen Fischer von Chioggio, mit dem sie verlobt war, ließ ihr keine Ruhe. Sie hatte blos einen einzigen Gedanken und einen einzigen Wunsch, und der bestand darin, ihre Kette, so glänzend sie auch sein mochte, zu brechen und in ihr Vaterland zu fliehen. Als man Leonardo vor den Bey gebracht hatte, war Anetta gegenwärtig; aus seinen Ausrufungen hatte sie erkannt, daß er ein Italiener war; das Abentheuer, in dessen Folge man ihn zum Gefangenen gemacht hatte, war Zeugniß genug für ihn, daß es ihm nicht an Entschlossenheit fehlte, daher beschloß sie, erst ihn zu retten, damit er sie nachher befreien möge.

Während die Flüchtigen um die Mittagsstunde im hohen Grase ruhten, bemerkten sie plötzlich am Ende der Ebene eine Staubwolke, hinter welcher Waffen hervorblitzten. Anetta wurde blaß und staud auf; wir werden verfolgt, rief sie, ich erkenne dort uuten den Rappen des Bey! — Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als sie in den Sattel sprang, und Leonardo desgleichen that. Bald gelang es Beiden, die unfruchtbare Bergkette, welche die Ebene Cettigna vom Meere trennt, hinter sich zu sehen. Gerade bei Sonnenuntergang erreichten sie die Küste, welche durchaus unbewohnt schien, und auf dem Meer ließ sich kein Fahrzeug entdecken, in das sie sich hätten werfen können; daher galoppirten sie lange längs des Ufers hin, ohne Etwas zu sehen. Gerade bei Einbruch der Nacht aber entdeckten sie eine Flamme, welche aus einer kleinen, flachen Bucht hervorleuchtete. Sie beeilten sich nun, diesen Punkt zu erreichen, denn hinter sich konnten sie bereits das Wiehern und den Galopptschlag der Pferde hören, welche sie verfolgten. Dort fanden sie drei Männer in Matrosenkleidern um ein großes Feuer gelagert, welche sich aber bei dem Anblicke zweier unbekannter Reiter auf die Flucht machen wollten, sich jedoch zum Bleiben entschlossen, als sie die Stimme einer Frau hörten. Der Anblick eines Sackes voll Dukaten war noch wirksamer, und daher rüsteten sie mit aller Emsigkeit ihre Barke nach den Befehlen der Flüchtigen aus. Und als die Reiter des Bey am Strande ankamen und sie beim Scheine ihrer Fackeln suchten, schwammen Anetta und Leonardo bereits Ragusa zu auf der hohen See.

Die Leute, deren Barke sie bestiegen hatten, stammten von jenen Inseln des adriatischen Meeres, welche sich von Cara bis zu den Mündungen des Cattaro erstrecken, ein Land, das von waghalsigen Schmuggern und furchtbaren Seeräubern bewohnt ist. Anetta schlief auf Matten am Boden der Barke; Leonardo saß neben ihr und stützte seinen Kopf auf den Sack voll Dukaten. Ein schwerer und Sturm verkündender Wind blies das lateinische Segel auf, und die Barke lief daher nur mühsam vorwärts. Gegen Mitternacht bemerkte Leonardo gerade in dem Augenblick, als er sich dem Schlaf zu überlassen gedachte, daß einer der Matrosen ganz leise eine Seitenwand des Fahrzeuges öffnete und heimlich etwas herauslangte, das einem Dolche gleich sah. Das Licht eines Sternes, das sich in dem Augenblicke auf der polirten Klinge spiegelte, als der Seeräuber einige Schritte von ihm seine Waffe unter einem Fischernetze versenkte, benahm ihm allen Zweifel. Der Matrose näherte sich nun seinen Begleitern, die am Hintertheil des Schiffes saßen, und alle Drei beriethen sich

einige Augenblicke leise. Leonardo's Lage war nun höchst gefährlich, Anetta schlief, er selbst war ohne Waffen, und zweifelte nicht, diese Elenden hätten, gereizt durch das Gold, einen doppelten Mord beschlossen. Nun galt es Kühnheit und List, oder er mußte sich ermorden lassen. Leonardo war bald entschlossen, er erhob sich wankend, wie wenn er noch halb im Schlafe wäre. — Es ist eine recht dunkle Nacht, sagte er gähnend zu dem Matrosen, welcher den Dolch, der nahe bei ihm lag, so eben versteckt hatte; dann lehnte er sich auf den Rand der Barke, und sprach im Tone des Erstaunens: was ist denn das für eine Schiffslaterne, die dort unten leuchtet? sind wir schon so nahe am Hafen? — Der erstaunte Seeräuber legte sich ebenfalls über den Rand der Barke hinaus, um das, was ihm Leonardo zeigen sollte, besser zu sehen; dieser aber hatte gerade darauf gewartet, er ergriff ihn rasch bei den Beinen, überstürzte ihn mit einem einzigen Ruck und schickte ihn, den Kopf voran, in den Grund des adriatischen Meeres, um dort die Laterne zu suchen, welche er ihm gezeigt hatte. Hierauf ergriff er den Dolch, der zu seinen Füßen versteckt lag, ließ die Klinge vor den Augen der andern beiden Banditen blitzen, und schwor ihnen, daß er ihn demjenigen zuerst in den Leib stoßen werde, der es wagen würde, sich zu rühren. Die Elenden waren ohne Waffen, und da sie wohl sahen, Leonardo sei der Mann dazu, sein Wort zu halten, wagten sie nicht eine Bewegung zu machen. Mit Hülfe der Anetta, welche diese Scene aus dem Schlafe geweckt hatte, knebelte Leonardo die Bursche, und ließ sie in ihrem Winkel liegen.

Die Geschichte des Commandanten Leonardo schien sich in allen ihren Umständen zu gut zu machen, als daß wir nicht eine glückliche Lösung des Knotens erwartet hätten; hierin täuschten wir uns aber. Eine tragische Scene sollte so manches glücklich gelöste Abentheuer krönen.

Den Tag vor dieser nächtlichen Scene, erzählte uns der Commandant, den wir nun selbst sprechen lassen wollen, fanden wir uns im Angesichte der Mündung des Cattaro, als ein Blitzstrahl, von einem fürchterlichen Donner begleitet, uns die Ankunft eines jener Stürme verkündete, welche in diesem Gewässer so häufig sind. Der Wind, welcher bisher uns günstig gewesen war, schlug rasch nach Norden um, und blies, da er von den Gebirgen kam, mit solcher Gewalt, daß wir uns in kurzer Frist mitten auf dem adriatischen Meere befanden, wo unser verdeckloses Fahrzeug von den Wellen hin und her geworfen wurde. Jede dieser Wogen drohte uns hinab zu schlingen, daher gab ich den beiden Seeräubern ihre Freiheit wieder, und versprach ihnen sogar eine starke Belohnung, wenn sie uns aus diesem Sturme retteten, aber der Schreck hatte sie dergestalt niedergeschlagen, daß sie unfähig waren, irgend etwas zu leisten. Anetta rang die Hände gen Himmel und rief die heilige Jungfrau an; mich selbst hatte eine Art von Schwindel befallen, der von der Anstrengung, der Entbehrung der Nahrungsmittel und der aufrührerischen Bewegung des Meeres herkam. Ich glaubte zu träumen, und erwartete mit Ungeduld den Augenblick klareren Bewußtseins. Plötzlich sah ich nun in dem Augenblicke, wo ich mich, ergeben in mein Schicksal, auf den Boden der Barke zu werfen im Begriff war, eine schwarze Masse mitten aus den Wogen hervorkommen, welche in dem Striche unsers Kahnes daher fuhr. In demselben Momente zerschellte mit einem furchtbaren Stoß unsere Barke. Ich hörte einen lauten Schrei, und glaubte das Takelwerk eines Schiffes zu sehen; kurz darauf aber sah und hörte ich nichts mehr, denn das Wasser, das mich nun von allen Seiten umgab, blendete mich und drohte mich zu ersticken. Dieß dauerte keine Minute, und ich konnte nicht mehr athmen und war besinnungslos. Als ich wieder zu mir selbst kam, war ich an Bord einer Brigg von Corfu, welche nach Venedig bestimmt war. Die Seeleute hatten einen Menschen mitten unter den Trümmern einer Barke, die in dem Sturme durch die Begegnung ihres Schiffes zertrümmert worden war, mit den Wogen kämpfen gesehen, und hatten ihn aufgefangen. Was aus der unglücklichen Anetta und den beiden Seeräubern geworden war, wußte man nicht; vier Tage nachher lief ich traurig und satt an Abentheuern in Venedig ein; von da ging ich wieder in meine Berge; meine Landsleute bedurften eines alten Soldaten, der die Miliz befehligen sollte, und zugleich eines erfahrenen Mannes, um die Bösewichter aufzuspüren, welche sich in ihren Felsen verbergen; ich bot mich an, und nun bin ich hier.

Als der Commandant Leonardo seine Erzählung beendigt hatte, stieg ein tiefer Seufzer aus seiner Brust hervor, und er machte Miene, sich die Stirn abzutrocknen, um nicht merken zu lassen, daß er sich die Augen auswischte; das Andenken an sein Schicksal schien ihn zu rühren. Seine Erzählung hatte kaum eine Stunde gedauert, ob sie uns aber gleich etwas romanhaft vorkam, hörten wir ihm doch ununterbrochen mit Interesse zu, und sie machte uns mit dem eben so beweglichen als kühnen Charakter der Bewohner des Gebirges bekannt, das sich von Trient bis nach Triest erstreckt, und gewährte uns einen tiefen Blick in die Art, wie sie ihre Abentheuer lebendig, farbenreich, ja selbst dramatisch vortragen.

Während ich die Erklärung des Commandanten und die Erklärungen, mit denen er sie begleitete, anhörte, untersuchte ich im Vorbeigehen, so gut ich konnte, die Gegend, durch welche wir schritten, und sie ist vielleicht die eigenthümlichste, welche ich je gesehen habe. Auf allen Seiten steigen unermeßliche Pyramiden von Kalkstein empor, der mit gelblichen und bläulichen Adern durchzogen ist, und hier und da basaltartige Lagen zeigt. Auf ihren Gipfeln bemerkt man bald ein Stückchen Gehölz, bald eine Wohnung, umgeben von einem kleinen Haferfeld oder Kartoffelacker, hier und da auch eine magere Weide, wo Ziegen und Schaafheerden ihr Futter suchen und auf den Abhängen malerische Gruppen bilden. Wo diese Pyramiden aus dem Boden hervorsteigen, braust entweder ein Gießbach oder schlängelt sich an ihnen ein in den Felsen gehauener Fuß-

steig hin. Hügel, welche sonst dem höheren Gebirge als feste und schützende Vorwerke dienen, Ebenen, welche mit reichen Erntefeldern oder schönen Weidetristen sich vor dem Fuße der Berge ausdehnen, existiren in dieser zerrissenen Gegend nicht, und darin mag die Hauptursache der Armuth der Bevölkerung liegen, welche nur von ihren Heerden und ihrer wenig einträglichen Industrie leben muß.

In der Nähe der Umgegend von Asiago, der Hauptstadt des Landes, wird das Gebirge etwas weiter und ist theilweise von schönen Tannenwäldern bedeckt, zwischen denen sich kleine, mit Sorgfalt bebaute Thäler hinziehen. Dieser Theil der Gegend, den man das niedere Land nennt, liegt etwa drei- bis viertausend Fuß über dem Spiegel des adriatischen Meeres. Das ist das schöne Land der Sette Communi, der reiche Distrikt, auf dem die Cerealien wachsen, nämlich Roggen, Gerste und etwas Weizen. Man hat berechnet, daß, wenn diese Thäler ganz angebaut wären, sie ungefähr die Lebensmittel für die Bevölkerung der Sette Communi auf zwei Monate liefern könnten, und daß der übrige Theil des Landes kaum hinreicht, die Bevölkerung vier Monate lang zu erhalten. Die ganze Landstrecke dieses kleinen Staates begreift ungefähr 15 geographische Quadratmeilen, und die Bevölkerung erstreckt sich etwa auf 30,000 Seelen, so daß eine ziemlich bedeutende Menschenzahl für dieses nur dem sechsten Theile nach bebaubare Land herauskommt. Da die Einwohner deshalb gezwungen sind, den größten Theil der Bedürfnisse vom Auslande zu nehmen, so heißen diejenigen reich, welche den Winter hindurch mit dem Gelde ausreichen, das sie sich den Sommer über verdient haben; viele armen Leute haben während der ganzen schlechten Jahreszeit nichts, als etwas Brod aus Gersten- und Weizenmehl, und Schaf- und Ziegenkäse. Wenn aber das schlechte Wetter länger als gewöhnlich dauert und die Ernte auf sich warten läßt, sind sie genöthigt, sich ganze Wochen lang von Flechten zu nähren, die sie von ihren Felsen abkratzen und zu einem Brei verkochen. Der Bau der Kartoffeln, welcher seit dem Anfange dieses Jahrhunderts in dieser Gegend eingeführt wurde, hat dieses Elend ohne Zweifel gemildert.

Diese außerordentliche Dürftigkeit hat vielleicht eben so viel, wie die Lage des Landes zur Erhaltung der Unabhängigkeit dieses Volks beigetragen, denn Ueberschwemmungen von Armeen, so wie Ueberschwemmungen von Flüssen kommen nicht in den Bereich solcher hohen Gebirge.

Wir zogen in die Hauptstadt Asiago unter der Begleitung der Leute des Commandanten Leonardo ein. Diese kleine Stadt sieht besser aus, als wir es erwartet hatten, ihre Straßen sind gut nach der Richtschnur gebaut; Steine sind in diesen Gegenden nicht selten, und da die Einwohner größtentheils Maurer oder Holzschnitzer sind, so wissen sie ihr Material gut zurecht zu hauen und aufzusetzen. Einige der vornehmsten Häuser zeigen sogar eine Art von bäuerischer Eleganz, die an Italien erinnert. Das schönste Gebäude des Ortes ist seine Kirche, welche in demselben Geschmacke gebaut ist, als die Kirche zum heil. Virgilius in Trient.

Das ganze Land der Sette Communi ist ein Uebergangsland zwischen Italien und Deutschland; daher ist auch sein Klima dem dieser beiden Länder ähnlich. Der Winter ist lang und rauh; wenn er aber aufhört, so tritt an seine Stelle eine unerträgliche Hitze, welche den ganzen Sommer über dauert. Vielleicht gibt es in der ganzen Welt kein Land, dessen Gestaltung so außergewöhnlich ist, als die dieses Gebirgsstrichs. Die unterirdischen Feuerherde, deren Ausbrüche sich in früheren Zeiten durch alle jene kleinen erloschenen Vulkane, welche die Hügelreihe um Vicenza und Padua bilden, entleert haben, hatten ohne Zweifel ihren Hauptsammelplatz unter diesen Bergmassen. Dafür zeugen die furchtbaren Erderschutterungen, welche in diesem Landstrich häufig vorkommen und augenscheinlich in den frühesten Zeiten, deren Andenken nicht mehr unter den Menschen ist, diese Felsstücke mächtig unter einander gewürfelt haben. Hohe Berge sieht man von oben nach unten gespalten und theilweise in die Seitenthäler geworfen, so daß sie Alles verschütteten. Bergströme, welche durch diese Verschüttungen aufgehalten wurden, haben sich mitten durch das Gebirg einen Weg gebahnt, indem sie die natürlichen Risse, welche sie tief spalteten, mehr und mehr erweiterten und mit der Zeit ihre entweder aus Kalk oder Basalt bestehenden Grundlager durchhöhlten.

Die Hauptformation dieser Berge ist kalkartig und besitzt Adern von sehr schönem verschiedenfarbigem Marmor, zugleich aber auch mancherlei Versteinerungen.

Man hat viel von einem aus grauem Alterthum stammenden Festungswerke in diesen Gebirgen gesprochen, und zeigt noch steinerne Messer und alte Münzen vor, die sich dort gefunden haben sollen. Festungswerke sucht man aber vergebens. Die Kleidung der Bewohner hat viele Aehnlichkeit mit der der Bergleute von Trient und Roveredo; die Frauen tragen Männerhüte mit aufgebogenen Rändern, die sie gleich den Frauen von Vicenza und Padua recht schmuck herauszuputzen wissen. Im Allgemeinen ziehen sie aber braune, überhaupt dunkle Farben den glänzenden vor. Todesfälle von nahen Verwandten betrauern sie dadurch, daß sie weite Mäntel von schwarzer Farbe ein ganzes Jahr lang tragen.

Diese Gebirgsleute sind gleich den Deutschen mit sehr starkem Appetit begabt. Ihre Hochzeiten dauern eine volle Woche, während welchen die Hälfte des Heirathsgutes in Festlichkeiten und Freischießen darauf geht. Bei ihren Prozessionen halten sie an jeder Station ein ländliches Mahl, wobei tüchtig gezecht wird, so daß man eher ein Bacchusfest zu sehen glaubt. Sie sind voll von Aberglauben und halten Zauberei hoch, so daß sie jeden kleinen Unfall, der ihnen begegnet, irgend einem Kobold zuschreiben. Ihre Leichtgläubigkeit in dieser Hinsicht geht so weit, daß sie sich oft auf die lächerlichste Weise an diesen Kobolden zu rächen suchen.

In den höheren Gebirgsgegenden, namentlich in dem Cavo-dell-Orso (Bärenhöhle) erzählen sich die

Leute wunderliche Geschichten: Auf einem der höchsten Berggipfel, den noch Niemand hat ersteigen können, liegt das Paradies der Thiere; mitten zwischen steilen Felsen ist dort ein blumenreiches, mit üppigem Grase und wohlriechenden Kräutern bedecktes Thal, wo in vollkommener Freiheit und beschützt vor den Schüssen des Jägers unzählige Heerden von Gemsen und Steinböcken weiden. Zugleich findet sich hier eine Menge anderer, noch merkwürdigerer Thiere, welche von den Menschen schon längst ausgerottet worden sind: sonderbare Hirsche, Auerochsen und Einhörner. Alle zwanzig Jahre öffnet sich an einem einzigen Tage der Felsen, so daß ein Jäger, der so glücklich ist, gerade in diesem Theile des Gebirges zu sein, hindurchgehen kann; aber dieser Jäger darf in dies Thal nur allein gehen, und unter der Bedingung, die Thiere, die darin leben, zu schonen. Kann er der Versuchung, seine Waffen zu gebrauchen, widerstehen, so wird ihm sein ganzes Leben lang eine kostbare Belohnung dafür, denn alsdann wird er immer auf der Jagd glücklich sein und seine Kugel wird treffen, selbst wenn er mit geschlossenen Augen schießt. Die Namen derjenigen, welche alle zwanzig Jahre dieses Thal besuchen, werden in die riesenhaften Bäume eingeschnitten, welche diese schönen Triften beschatten. Man sieht dort Namen von Kaisern so wie Namen von einfachen Jägern. Die Geschichtschreiber setzen noch bei: Einer, der der Versuchung nicht habe widerstehen können, einen Steinbock, welcher auf dem Boden lag, zu ergreifen und mit sich fort zu nehmen, sei dafür hart gestraft worden. Niemals habe sein Schuß getroffen, sein Pulver sei nicht angebrannt, seine Kugeln seien zerschmolzen, seine Büchse zersprungen und eines Tages habe man ihn in einem Abgrunde todt gefunden, in welchen er bei der Verfolgung einer Gemse gestürzt sei.

Ebenso glauben die Einwohner dieser Gebirge an Hexen, Geister und Zauberer.

Im Allgemeinen ist es ein kräftiger Menschenschlag; ihr Körper ist groß und schlank gebildet, ihr Gesicht länglich oval, ihre Augen blau, ihre Gesichtszüge stark ausgesprochen, dabei aber in gewisser Art mild, woraus im Ganzen ihr mehr nördlicher Ursprung erhellt. Ihre Sprache ist ein eigenes Gemisch von Deutschem, Slavischem, Italienischem und Lateinischem, und in ihr existiren manche anziehende Sagen und Romanzen der Vorzeit. Obgleich diese Leute wenig Erziehung genießen, haben sie von Natur glückliche Anlagen, welche dadurch genährt werden, daß die Meisten von ihnen ihre Jugend auf Reisen zubringen. Auf diesen Reisen aber bleiben sie ihren alten Sitten getreu und bringen aus der Fremde weder Laster noch Thaler mit. Diebstahl ist sehr selten in diesen Gebirgen, und Mord beinahe unbekannt.

Wir verließen die Sette Communi auf einem Wege, der von dem, auf welchem wir gekommen waren, durchaus verschieden war. Anstatt sich, wie der erstere, durch den Berg hindurchzuwühlen, schien dieser Weg an die Wolken streifen zu wollen; es ist dieß der Weg durch das Thal der Brenta, über Roncho, Fossa und Ennego nach Bassano. Während wir das Gebiet dieser kleinen Republik verließen, konnten wir nicht genug den gewerbsamen Geist der Einwohner bewundern, der sich allerseits durch die sonderbarsten Versuche kund gab. Hier sahen wir eine ganze Heerde durch die Luft segeln; Schafe und Ziegen wurden an Seilen auf höhere Felsen emporgezogen, um die von der Sonne ausgedörrten niedern Weiden zu verlassen und den Theil der Berge, der durch den schmelzenden Schnee fruchtbar und üppig grünend geworden war, zu besuchen. Wie kommt aber der Mann, welcher diese Thiere auf die höhern Ebenen hinziehen soll, dort hin? Mir schwindelt, wenn ich daran denke und mir vorstelle, wie diese unerschrockenen Gebirgsleute über dem Abgrunde an gebrechlichen Leitern schweben, welche sie abwechslungsweise vor sich an die natürlichen Treppen des Felsen befestigen. Hier bedienen sie sich oft mit bewundernswerther Geschicklichkeit eines Schlegels mit krummer Handhabe, um ein Stück Holz in eine Felsenspalte zu schlagen, damit sie einen Haltpunkt gewinnen; oft benützen sie auch hiezu herabhängende Wurzeln und Felsenzacken. Zuweilen versetzen sie sogar Erde auf diesen luftigen Weg. Wenn nämlich ein Bauer im Thale fruchtbares Land und auf der Hochebene unfruchtbaren Felsen besitzt, so verdoppelt er in gewisser Art sein fruchtbares Feld dadurch, daß er die Hälfte des guten Bodens auf den Moosgrund des Berges überträgt. Sind auf diese Weise Tausende von Körben voll Erde von einem Felde auf das andere gewandert, so kommt endlich an die Stelle der wilden Pflanzen und oft sogar an die Stelle des nackten Felsens ein Feld, das Hafer, Gerste und Kartoffeln zu tragen fähig ist. Auch das Wasser wandert, gleich der Erde, von einer Stufe der hohen Berge zur andern; Ableitungsrinnen führen es in ausgehöhlte Becken, welche auf der Spitze der Berge angebracht sind; wo aber diese Becken nicht sein können, wird es durch einen wenig kostspieligen Mechanismus, den das Wasser selbst in Bewegung setzt, vom Grunde des Thales auf die benachbarten Abhänge geschafft, welche es überströmt und fruchtbar macht.

In den Dörfern, durch welche wir kamen, fanden wir immer die Bewohner beiderlei Geschlechtes vor ihrem Hause sitzen, und mit einer außerordentlichen Thätigkeit und ungemeinem Fleiße arbeiten und singen. Die Weiber spannen Wolle oder Hanf, flochten Strohhüte oder verfertigten jene groben Spitzen, die man in Triest und Venedig so viel verkauft. Die Männer, welche Schreinerarbeit, Schnitzarbeit oder Dreherarbeit zu machen verstehen, schnitzen oder feilen mit Geschicklichkeit und Genauigkeit Rahmen, Pendeluhren, Crucifixe, kleine roh gearbeitete Statuen und Kinderspielwaaren, die sie aus Föhrenholz machen. Die Sicherheit, mit der diese Arbeiter ihre Waaren verfertigen, die Schnelligkeit und Geschicklichkeit, mit welcher sie mit diesen verschiedenen Gegenständen fertig werden, ist kaum zu begreifen, und es ist sehr zu bedauern, daß die geschicktesten unter ihnen bei ihrer außerordentlichen Fertigkeit sich für ihre Arbeiten nicht besserer und weniger

grober Modelle bedienen. Diese verschiedenen Gegenstände, welche denjenigen ähnlich sind, so im deutschen Tyrol verfertigt werden, gehen meistens nach Deutschland, wo man sie illuminirt und firnißt, von dort aber nach ganz Europa und selbst nach Amerika. Die kleinen Gondelmodelle, welche in Venedig verkauft werden, sind ebenfalls Fabrikate aus diesem Lande, und werden von Leuten verfertigt, die gar nicht wissen, was sie machen — die meisten derselben sehen ihr Leben lang kein Schiff und keine Gondel. Unser Freund, der Commandant Leonardo, welcher uns überall als Dolmetscher diente, versicherte uns, er habe sich einmal Mühe gegeben, da ihn die Unwissenheit eines dieser Arbeiter in dieser Beziehung gewundert habe, dem Menschen begreiflich zu machen, er verfertige da nichts anderes, als das Modell eines Schiffes, worauf ihm der Mann zur Antwort gab, indem er verächtlich die Achsel zuckte, ja, ja, das weiß ich besser, das sind ja Schuhe für die Türkenfrauen, mein Meister hat mir es gesagt.

Unterhalb Fungo, einige Stunden vor Bassano, kommt man in ein enges Thal, wo sich die Brenta und die große Straße nach Tyrol den Weg streitig machen. Mitten in diesem Gebirgspasse erhebt sich ein Felsen, der etwa 4—500 Fuß hoch ist, und dessen Hauptseite, welche gegen den Fluß sieht, von der Basis bis zur Spitze so gerade emporsteigt, daß man glaubt, er wäre von Menschenhänden polirt worden. Auf der halben Höhe dieses Felsens sieht man die Oeffnung einer geräumigen Höhle, und im Innern dieser Höhle eine Art kleiner Burg, in die man nicht anders gelangen kann, als daß man sich mittelst eines Seiles hinaufziehen läßt, wie es die Bewohner der Sette Communi mit ihren Schafen machen. Fels und Festung haben den Namen Kofol oder Cofolo. Diese Festung wird durch einige Kanonen und eine kleine Garnison vertheidigt, und hier tritt der Fall ein, in welchem eine Festung, ohne Verrath der Garnison, durchaus nicht zu nehmen ist, denn es kann Niemand hinaufkommen, wenn man ihm nicht einen Strick herunterläßt, und ihn daran hinaufzieht.

Dieses Schloß, das im Mittelalter unter dem Namen Claustran oder Eukuli berühmt war, wurde sehr häufig belagert, obgleich die Garnison, wenn sie sich vertheidigen will, nichts anders thun darf, als das Seil zurückziehen und sich in's Bett legen. Heutzutage haben Kanonen und Bomben die Sache zwar etwas geändert; da indessen der Felsen, in den das Mauerwerk hineingewachsen scheint, große unterirdische Höhlen besitzt, die nach außen durch die Natur selbst trefflich verwahrt sind, so daß man für die Garnison Lebensmittel und Schießbedarf genug aufheben kann; da außerdem ein Brunnen, den man im Grunde der Höhle grub, in reichlicher Menge ein vortreffliches Wasser liefert, so können die Belagerten durch die feindliche Artillerie ganz ruhig ihr Nest zusammenschießen lassen, ohne sich weiter zu beunruhigen, denn sie haben Raum genug, um Proviant aufzuheben, und können in ihren Höhlen ruhig schlafen, ohne vor einer Bombe zu zittern. Die Festung Kofol ist daher, wie früher, durchaus nicht zu nehmen; unglücklicherweise aber ist ihre Lage der Art, daß sie wenig nützen kann, indem sie weder etwas vertheidigt, noch etwas beschützt, nicht einmal den Hauptweg der Sette Communi.

Nach dem Französischen von Duttenhofer.

Merkwürdigkeiten des Thier- und Pflanzenreichs.

I.

(Tafel 23.)

Es gibt in der Natur, besonders im Thier- und Pflanzenreiche, viele Erscheinungen, deren Erklärung uns noch nicht gelungen ist. Nicht nur sind hieher zu rechnen die unendlich verschiedenen Aeußerungen der Lebensthätigkeit, sondern auch die Bedeutung einzelner Theile des Thier- oder Pflanzenkörpers. So ist es z. B. noch gänzlich unbekannt, wozu vielen Vögeln die, ein Oel absondernde Bürzeldrüse gegeben ist. Fast in allen naturhistorischen Schriften, sowohl den älteren als neueren, ist es zwar als ausgemacht angenommen, daß dieses Oel dazu diene, das Gefieder gegen das Eindringen des Wassers zu schützen; allein diese Annahme ist eine höchst zweifelhafte und unwahrscheinliche. Man hat zugleich gesagt, daß in Folge dieser Bedeutung die Fettdrüse bei Wasservögeln am größten sei, allein auch dieses ist nicht wahr; denn viele Vögel, welche gerade am meisten mit dem flüssigen Elemente in Berührung kommen, wie Taucher, Alke u. dergl., haben eine sehr kleine Drüse, und doch ist ihr Gefieder eben so undurchdringlich, als bei irgend einem andern Vogel. Ueberdieß reicht die geringe Menge von Oel, welche die Drüse in einem ganzen Tage abzusondern im Stande ist, nicht hin, nur einen kleinen Theil des Gefieders zu bestreichen, und doch geht der Vogel in einem Tage mehr als einmal in's Wasser, und der Beobachter wird finden, daß er dieses gar häufig thut, ohne sich der öligten Flüssigkeit in der Fettdrüse bedient zu haben, welche daher eine ganz andere Bedeutung haben muß. Es gibt übrigens noch zwei andere Umstände, welche das Gesagte unwidersprechlich beweisen: Wenn man nämlich irgend einem Wasservogel die Drüse wochenlange so bedeckt, daß er sie auf keine Weise mit dem Schnabel erreichen kann, so unterläßt er darum nicht, in's Wasser zu gehen. Die Federn des Kopfs liegen eben so fest und glatt an, ja noch mehr als die des übrigen Körpers, welche doch an dieser Stelle nicht eingeschmiert werden können.

Eben so unbekannt als der Zweck der Fettdrüse ist die Bedeutung der Fühler bei den Insekten, sowie viele andere, dem Leibe dieser Thiere anhängende Theile, z. B. die Zapfen, Höcker, Hörner und Scheeren vieler Larven. Aber auch bei der höchsten Thierklasse kommen ähnliche Theile vor, welche uns so räthselhaft wie jene erscheinen; man denke in dieser Beziehung nur an die Absonderungen bei den Bisam- und Moschusthieren. Ueber

die Bedeutung der Barthaare, welche die Schnauze vieler Säugthiere zieren, erinnere ich mich, irgendwo gelesen zu haben, sie seien dazu vorhanden, um den Thieren in jedem Augenblicke eine Vorstellung von ihrer gegenseitigen Lage zu geben, wenn sie bei ihren häufigen Kämpfen heftig an einander gerathen, wobei sie von dem Gesichte nicht mehr den gehörigen Gebrauch machen können. Es ist dabei weiter gesagt, daß diese Barthaare auch bei solchen Thieren angetroffen werden, bei welchen jene Kämpfe nicht wie bei den Bestien der Wildniß stattfinden, daß sie aber, wie z. B. bei den Mäusen, dazu dienten, das Thier von jeder ihm drohenden Gefahr zu benachrichtigen. Ich vermag es nicht, mir eine genaue Vorstellung von dieser Annahme zu machen; wozu hätte der Schöpfer denn der Maus das scharfe Gehör gegeben, und sollte Er dieses weniger gut gemacht haben, so daß Er nöthig gehabt hätte, diesen Fehler durch die Barthaare zu verbessern? Jene, von übertreibenden Reisenden uns vorgefabelten Thierkämpfe dürften nach den neueren Beobachtungen ernsterer Forscher eine höchst seltene Erscheinung in der Natur sein, und es ist nicht einzusehen, wie die Barthaare dabei die angegebene Verrichtung ausüben sollten, wenn sie gleich Nerven in Verbindung stehen. Wenn auch nicht erwiesen, so scheint mir doch eine andere Ansicht eines englischen Beobachters viel wahrscheinlicher und naturgemäßer. Derselbe sagt nämlich, daß wenn ein Thier eine enge Oeffnung passire, so könnte es — mit dem Kopfe voran — nicht beurtheilen, ob auch der Leib durchgehe, wenn nicht die Barthaare ihm einen genauen Maßstab hiefür gäben. Wirklich scheinen diese auch durch ihre verschiedene Länge, ihre Lage vornen am Kopf und ihre Richtung auf- und abwärts, sowie nach der Seite, dieser Bestimmung zu entsprechen. Auch findet man sie nicht oder doch höchst selten bei solchen Thieren, aus deren Lebensweise es ausgeschlossen ist, Löcher und enge Schlupfwinkel zu durchgehen. Ein höchst merkwürdiger Umstand ist es auch, daß ein auf der Flucht begriffenes Thier, wie z. B eine Eidechse, eine Maus und selbst größere Thiere, an hundert anderen Schlupfwinkeln vorüber rennen, und gerade diejenige Oeffnung zum Hineinschlüpfen wählen, welche nur so weit ist, daß sie gerade dem Körper den Durchgang gestattet, ohne daß ein Thier je fehl geht.

Verlassen wir nun auf Augenblicke die Thiere und treten hinüber in's Pflanzenreich, so stoßen wir auf eine neue Merkwürdigkeit, nämlich auf die Art und Weise, wie viele Pflanzen sich ihrer Samen entledigen. Im zweiten Geschlecht der neunten Zunft, dritte Ordnung der Pilze, Oken, steht die auf unserer Tafel abgebildete Bombardirpflanze (Sphaerocephalus stellatus), welcher die Kraft verliehen ist, ihre Samen mit Schnelligkeit fortzuschleudern oder gleichsam abzufeuern. Man findet diese Pflanze im Sommer auf faulenden Blättern oder Zweigen, auf halb vertrocknetem Kuh- und Roßmist. Es ist eine gelbliche Blase ohne Stiel, nicht größer als ein großer Stecknadelkopf; Fig. 1 zeigt sie in natürlicher Größe, Fig. 2 vergrößert. Fig. 3 ist die durchschnittene Kapsel, worin der Samen liegt, welchen wir bei Fig. 4 im Abschnellen begriffen sehen, in Fig. 5 aber die Pflanze nach der, mit einem lauten, platzenden Geräusch verbundenen Abschnellung und die Richtung des Samenkorns erkennen, welches vollkommen einer aus einem Mörser abgeschossenen Kugel gleicht.

Etwas Aehnliches finden wir im Thierreich bei einem kleinen Käfer, dem Bombardirkäfer (Brachinus crepitans), welcher in die zweite Sippe der ersten Zunft, zweite Horde, gehört. Man findet ihn unter Steinen; er ist nur 3 Linien lang, unten schwarz, oben braun mit bläulichen Flügeldecken. Berührt man ihn, oder wird er von einem Feinde verfolgt, so gibt er unter einem leichten Knall einen blauen Dunst von sich und wiederholt dieß mehrere Male. Auch der Hopfenspinner (Bombyx humuli), sowie einige Schnaken, werfen ihre Eier mit solcher Heftigkeit und auf eine Entfernung von mehreren Zollen von sich, daß eine besondere Kraft dafür vorhanden sein muß.

Um aber wieder auf die Samenausstreuung der Pflanzen zu kommen, so gibt es deren noch manche, welche ihre Samen auf mehrere Fuß Entfernung auswerfen, eine Erscheinung, welche wir an verschiedenen Veilchengattungen beobachten können. Ihre Samen sind sehr glatt und keilförmig, die Kapseln dreilappig. Haben sie nun ihre Reife erreicht, so fangen sie an, dürr zu werden und in diesem Zustande immer stärker auf die Samen zu drücken, so daß diese endlich von den Kanten der Lappen mit Gewalt abgeschnellt werden.

Ein Ausstreuen der Samen findet übrigens bei den meisten Pilzen statt, und manche, wie die Bussе, werfen ihre überaus kleinen und zahlreichen Samenkörner in Gestalt einer Rauchwolke und mit einem Geräusch von sich, welches dem Knall einer Pistole wenig nachgibt.

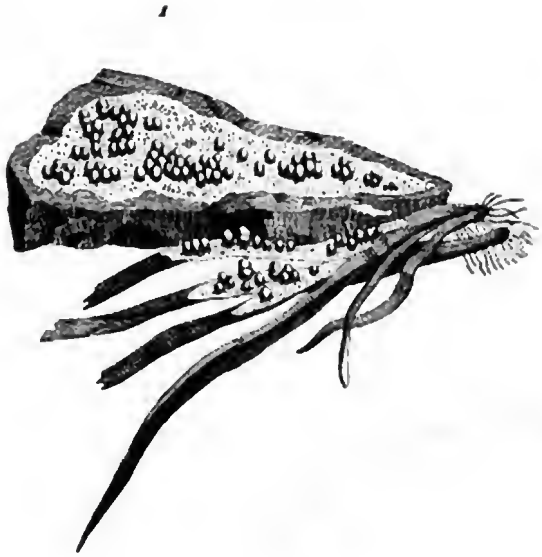
Es gibt übrigens noch eine andere Art, die Samen gewisser Pflanzen an entfernte Orte zu versetzen, welche nicht weniger die Weisheit der Natur bewundern läßt, die unter Millionen von Geschöpfen für jedes einzelne im Voraus gesorgt hat. Die Samen vieler Gewächse sind nämlich so schwer, daß sie nicht in der Luft schweben und auf diese Weise sich von einem Orte zum andern tragen lassen können. Sie sind aber mit dünnen, häutigen Flügeln oder mit flaumartigen Fäden versehen, vermittelst welcher sie bei dem leisesten Windchen gehoben und durch die Luft geführt werden.

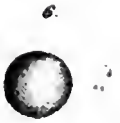
Berge.

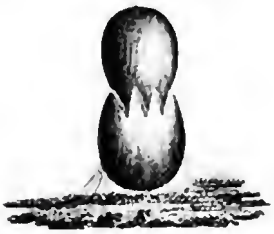
Der Erdmolch.

(Tafel 23.)

Der Naturgeschichte dieses Thieres lasse ich einen Satz aus Oken's allgemeiner Naturgeschichte vorausgehen, weil darin aus den verschiedenen Werken gerade dasjenige zusammengestellt ist, was ich in Folge eigener Beobachtung anders gefunden habe. „Diese Thiere fressen nie, wenn sie jemanden gewahr werden. Sperrt man mehrere zusammen, so fressen sie einander selbst







Lith. Anst. v. C. Schenk in Stuttgart.

auf. Wenn man sie reizt, so sperren sie das Maul auf, machen ängstliche Bewegungen, werden sehr böse und treiben aus den Drüsenwülsten hinter dem Kopfe und aus den Warzen aus dem ganzen Leibe so vielen Saft aus, daß sie über und über wie mit einem weißen Schaum überzogen sind. Dieser Saft ist so scharf und stinkend, daß die Hunde sie deßhalb nicht anrühren. Setzt man sie auf Kohlen, so löschen diese anfangs durch den Saft aus, und daher kommt die Fabel, daß sie im Feuer leben könnten. Maupertuis."

Der Erdmolch, Salamander oder Feuersalamander, Regenmolch, der gemeine oder gefleckte Erdmolch (Salamandra terrestris) bildet in der ersten Ordnung der Reptilien mit einer weitern Gattung das letzte Geschlecht in der dritten Sippe der ersten Zunft, welche die Molche umfaßt. Er erreicht eine Länge von 8—10 und eine Dicke von 1½ Zollen. Seine Farbe ist schwarz, unten schwarzblaugrau und obenher mit schönen orangegelben Flecken gezeichnet, welche in der Jugend zusammenhängende Bänder bilden, die sich später trennen. Hinter dem Kopfe befinden sich zwei drüsige Wülste und auf dem ganzen Oberleibe glatte Wärzchen mit Schweißlöchern, aus welchen sich zu gewissen Zeiten, besonders im gereizten Zustande, eine weißliche Flüssigkeit absondern soll, der man giftige Eigenschaften zuschreibt. Ich bezweifle die Anwesenheit eines solchen Saftes nicht; er muß aber eine eigene, unbekannte Bedeutung haben, denn es ist mir bei einer großen Anzahl von solchen Thieren, die ich lebend zu allen Jahreszeiten unterhielt, nie gelungen, das Hervortreten dieses Saftes selbst zu beobachten, — und zwar weder durch Reizen des Thieres, noch über glühenden Kohlen, welche ihnen nach meinen Erfahrungen denselben Schaden, wie jedem andern Thiere zufügen. Ich konnte aber auch nicht beobachten, daß eingesperrte Molche den Mund öffneten, ängstliche Bewegungen machten, oder in Zorn geriethen, kann auch nicht sagen, daß sie in der Gefangenschaft und in Ermanglung natürlicher Nahrungsmittel einander selbst auffressen, wohl aber, daß sie in Erde, feuchtem Rasen oder im Wasser Monate lang in Gesellschaft aufbewahrt werden können, ohne Nahrung zu sich zu nehmen und ohne einander etwas zu Leide zu thun. Ferner wird von diesem Thiere gesagt, es könne nicht schwimmen, und bei den Jungen entwickelten sich zuerst die Vorderfüße. Wenn dieses wahr ist, so ist es doch meinen Erfahrungen zu Folge eben so wahr, daß sie schwimmen können, daß die Jungen vom ersten Frühjahre an bis zum Eintritt des Winters im Wasser leben und selbst erwachsene nicht selten in demselben angetroffen werden, ja daß solche, wenn man sie in ein Gefäß mit Wasser thut, darin nicht zu Boden sinken, sondern an der Oberfläche bleiben, und den Kopf beständig über dieselbe emporhalten; daß ferner alle Junge sogleich vier Füße mit auf die Welt bringen, wie ich einen solchen, eben ausgeschlüpften, nach der Natur hier abbilde.

Der eigentliche Aufenthalt des gefleckten Erdmolch sind in ganz Europa Gärten, häufiger aber dunkle Laubwälder (in Nadelhölzern kommt er nicht vor), wo er sich in der feuchten Erde oder unter der dichten Laubdecke verborgen hält; doch weiß er auch nicht selten sich den Eingang in Wasserleitungen zu verschaffen, wo er in die Deicheln und durch diese selbst in die Brunnentröge kommt, und erstere oft verstopft, dann also im reinen Wasser lebt. Feuchtigkeit ist ihm durchaus nothwendig, und vielleicht dient der von mir nicht gefundene Saft seiner Drüsen dazu, seine Haut bei anhaltender Trockenheit geschmeidig zu erhalten, weil er nicht im Stande ist, in einem festen Boden sich nach der Tiefe zu arbeiten.

Männchen und Weibchen zeigen keine Verschiedenheit in der Färbung, schwer aber dürfte es sein, zwei Molche zu finden, bei welchen die gelben Flecke selbst einander gleich sind. Im April legen sie die alte Haut mehreremale nach einander ab, indem diese auf dem Rücken platzt und sich stückweise ablöst; die eingesperrten sterben häufig während dieses Vorgangs.

Sie bringen im April, während und nach der Häutung, bis zum Sommer in großen Zwischenräumen Junge zur Welt, welche gegen 1½ Zoll lang, dunkelbraun und schwarz gefleckt sind. Dieß geschieht stets im Wasser; die Jungen leben von ganz kleinen Wasserinsekten, verschlucken aber auch, wenigstens die in der Gefangenschaft entwickelten, Abfälle thierischer Stoffe. Sie haben sogleich vier Füße, drei gefiederte Kiemenäste, einen sehr großen Kopf, einen schlanken Leib mit einem breiten, dünnen Ruderschwanze und schwimmen sehr lebhaft umher. Die Kiemen behalten sie bis gegen den Winter, wo sie in die Erde gehen. Erst im nächsten Jahre erscheinen die gelben Flecken, selten schon im nämlichen Sommer, was bei einzelnen auch mit dem Verschwinden der Kiemen und des flachen Schwanzes der Fall ist. Im vierten oder fünften Jahre ist das Thier ausgewachsen. Bei anhaltendem Regen kommen die Alten aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und man begegnet ihnen dann öfters auf Wegen im Walde. Sie sind sehr einfältig und zeigen nicht den geringsten Grad von Verstandeskräften. Ihr Gang ist unbehilflich und wackelnd, und der Kopf dabei beständig in die Höhe gerichtet; sie haben sehr kleine Zähne im Unterkiefer und Gaumen, beißen aber nicht. Ihre Nahrung besteht in kleinen Insekten, besonders deren in der Erde steckenden Larven, in Schnecken und Regenwürmern.

Das Skelet zeigt einen breiten, von oben und unten zusammengedrückten Schädel und 42 Rückenwirbel, wovon 17 auf den Schwanz kommen. Die Vorderfüße haben vier, die hinteren fünf Zehen.

Für die Giftigkeit des Erdmolchs führt Oken ein Beispiel an, daß nämlich Kinder, welche aus einem Brunnentroge tranken, worin diese Salamander waren, nach einigen Stunden gestorben seien. Vor einigen Jahren stand in öffentlichen Blättern, daß ein Hund, welcher ein solches Thier zerrissen, plötzlich aufgeschwollen und geborsten sei. Wie aber der Aberglaube begie-

rig jede auffallende Erscheinung in der Naturgeschichte ergriff, um sein Reich dadurch zu vergrößern, so geschah es auch hier. Ich habe schon gesagt, daß dieser Molch so wenig wie andere Thiere feuerfest sei; die Alten sagen aber noch weiter von ihm, daß ihn die Zauberer mit Erfolg gegen Feuersbrünste anwenden; daß der Salamander unter allen giftführenden Thieren das gefährlichste und bösartigste sei, indem er nicht blos einzelne Personen, sondern ganze Völker vergifte; daß, wenn er auf einen Baum krieche, alle Früchte desselben vergiftet würden, und sein Speichel, auf irgend einen Theil des Körpers gebracht, alle Haare ausfallen mache, ja sie gingen so weit zu behaupten, daß, wenn ein Stück Holz zur Feuerung beim Brodbacken verwendet werde, das der Molch nur leicht berührt hätte, durch dasselbe alles Brod vergiftet würde. Ob er Feuersbrünste löschen kann, weiß ich nicht, daß er aber weder auf einen Baum kriecht, noch schadet, wenn er mit der Haut des Menschen in Berührung kommt, das kann ich mit vielen Andern als wahr darstellen.

Die zweite Gattung, der schwarze Erdmolch (**Salamandra atra**) ist eben so gefärbt, wie der gefleckte, aber ohne alle Zeichnung von Flecken. Er kommt auch im Aufenthalt, der Nahrungs- und Lebensweise mit jenem überein, ist aber stets kleiner und sehr selten.

Berge.

Der Ameisenfresser oder Ameisenbär
(Myrmecophaga jubata).

Die Ameisenfresser gehören zu derselben Zunft der Thiere, wie die Faulthiere, sie zeichnen sich dadurch vor allen andern Thieren aus, daß ihr verhältnißmäßig kleiner Kopf sich in eine walzenförmige lange Schnauze verlängert, aus welcher sie ihre sehr lange wurmförmige Zunge herausstrecken können. An ihren Vorderfüßen besitzen diese Thiere starke nach innen zu bewegliche Klauen, welche, wie beim Faulthier, in eine Hautfalte einpassen. Diese Klauen sind zum Gehen unnütz und werden daher, wenn das Thier auf dem Boden ist, nach innen zu eingeschlagen, so daß der Ameisenfresser auf einem an der äußeren Seite der Zehe befindlichen Wulst läuft. Es gibt mehrere Gattungen derselben, von verschiedener Größe, manche nur so groß wie ein Eichhörnchen, und andere wieder von sehr beträchtlichem Körperumfang. Wir betrachten hier den größten derselben, welcher in Brasilien, Guiana und Surinam vorkommt.

Der Ameisenbär oder Tamanoir hat die Größe eines Fleischerhundes, und wird, den 3 Fuß langen Schwanz ungerechnet, wohl 4 Fuß lang. Er ist ein lichtscheues, nächtliches Thier, das ein einsames Leben führt, den Tag über schläft, und gewöhnlich nur bei Nacht auf Nahrung ausgeht; zwingt ihn der Hunger, bei Tage sich zu zeigen, so beschattet er sich mit seinem großen buschigen Schweife.

In den hochgelegenen Savannen Südamerika's findet man sehr häufig die Wohnungen der Termiten, einer kleinen weißlichen Holzlausgattung, welche 5 bis 6 Fuß hohe ziemlich feste Gebäude anfrichten. Hat der Ameisenfresser ein solches Gebäude entdeckt, so geht er rings umher, um sich eine passende Stelle auszusuchen; hat er eine solche gefunden, dann gräbt er mit seinen mächtigen Vorderklauen ein Loch hinein, worauf die gestörten Ameisen in Menge sich zeigen. Nun bringt der Ameisenbär seine wurmförmige, wohl 18 Zoll lange Zunge heraus, und läßt die Ameisen darauf hinankriechen, welche nun an dem klebrigen Speichel, mit dem die Zunge überzogen ist, hängen bleiben. Ist diese voll von Termiten, so zieht er sie zurück und verzehrt diese Insekten. Dieses wiederholt er nun mit außerordentlicher Geschicklichkeit so lange, bis sein Hunger gestillt ist.

Obgleich ein langsames und schwerfälliges Thier, das dem Anscheine nach wehrlos ist, weiß sich der Ameisenfresser doch sehr gut zu vertheidigen. Er läßt sich zwar treiben, ohne sich zur Wehr zu setzen, kommt man ihm aber zu nahe, so setzt er sich auf die Hinterbeine, stemmt sich mit dem Rücken gegen einen Baum oder einen Felsen, und dann muß man sich in Acht nehmen, ihm nicht nahe zu kommen; denn was er jetzt erreichen kann, ergreift er mit seinen furchtbaren Krallen, und erstickt seinen Gegner dadurch, daß er ihn gegen seine Brust drückt. Keine Gewalt vermag gegen die Kraft seiner Vorderfüße Widerstand zu leisten, und man sagt sogar, daß ihm der Jaguar nicht gewachsen sei. Jung gefangen läßt er sich mit Milch und kleinen Stückchen Fleisch wohl einige Zeit erhalten, stirbt aber gewöhnlich bald. Seine Stimme ist hell und schnarrend, er stößt sie sowohl bei Tag, besonders aber bei Nacht aus, sie klingt etwa wie rrrrrrr. Das Weibchen hat nur ein einziges Junges, welches es auf dem Rücken trägt und niemals verläßt, bis es selbst seine Nahrung suchen kann. Sein Fleisch wird gegessen, ist aber wegen seines eigenthümlichen Wildgeschmackes nicht Jedermann angenehm, und bei alten Thieren höchst zäh. Sein sehr borstiges Fell ist graubraun mit einer weißen Zeichnung an der Schulter, die Vorderfüße weiß. Der sehr buschige Schwanz

hat 1½ Fuß lange starke Haare, die von den Indianern zu allerlei Zierathen geflochten werden.

Zu der Abtheilung der geschwänzten und zahnlosen Ameisenbären, wozu der eben angeführte zu rechnen ist, gehören noch ferner folgende Gattungen:

Der kleine (**Myrmecophaga didactyla**), mit einem Wickelschwanz. Er ist selten, und lebt in den Wäldern von Guyana.

Der mittlere (**Myrmecophaga tridactyla**), in Wäldern von Brasilien und Paraguay; beide halten sich auf Bäumen auf.

Zu den gezähnten gehört eine afrikanische Gattung (**Myrmecophaga capensis**).

Duttenhofer.

Die Paradiesvögel.

(Tafel 24.)

Die Paradiesvögel gehören zu denjenigen Erscheinungen der Thierwelt, welche dem Charakter der südlichen Erde die große Eigenthümlichkeit und einen ganz eigenen Reiz verleihen. Sie sind von jeher, so lange sie nämlich bekannt sind, ein Gegenstand der Bewunderung, Verfolgung und des Aberglaubens gewesen. Man glaubte nämlich, daß sie wirklich aus dem Paradiese kämen, und da sie keine Füße hatten, beständig in der Luft schwebten und sich von dem Einsaugen lieblicher Düfte nährten; daß das Weibchen seine Eier auf den Rücken des Männchens lege und sie daselbst ausbrüte u. s. w. Den Europäern sind diese Thiere erst in neuerer Zeit genauer bekannt geworden, und obgleich früher durch Reisende manches Stück in die europäischen Kabinete gebracht wurde, so blieb die Naturgeschichte der Paradiesvögel doch lange unbekannt und sie ist erst vor Kurzem besonders durch Vaillant und Lesson, wenigstens ihren äußern Umrissen nach, aufgehellt worden. Das Merkwürdigste war, daß sie keine Füße haben sollten, was man jetzt freilich anders weiß. Die Eingebornen benutzten sie nämlich des ausgezeichneten Federschmuckes wegen zum Putze, schossen sie mit stumpfen Pfeilen und schnitten ihnen die Füße ab. In Europa fängt man gegenwärtig an, die Sitte der Wilden nachzuahmen, indem Paradiesvögel von Frauen auf ihren Hüten getragen werden.

Was ihre Stellung im System betrifft, so gehören sie in die dritte Sippe der achten Zunft, in welcher sie das zweite oder das achte Geschlecht der ganzen Zunft bilden. Die Paradiesvögel gehören somit zu den rabenartigen Vögeln, welche in der dritten Ordnung der Vögel stehen.

Sie machen ein in jeder Beziehung sehr ausgezeichnetes Geschlecht aus, merkwürdig besonders durch die außerordentliche Zartheit und Schönheit, und den Bau ihres Gefieders. Die Federn der Stirn und Kehle sind sehr kurz und besonders glänzend gefärbt; die Weichen sind oft mit einem dichten Federmantel versehen, welcher bis über den Leib hinausreicht und ausgebreitet und angelegt werden kann; am Kopfe und im Schwanze stehen häufig ganz besonders gebildete, sehr lange einzelne Federn; jene haben nur Bärte am Ende, diesen aber fehlen sie ganz und sie bestehen nur aus dem Kiel (Fig. 4), der aber dennoch biegsam geblieben ist. Diesen herrlichen Schmuck tragen aber nur die Männchen, und erhalten ihn erst im dritten Jahre vollkommen; die Weibchen sind sehr einfach gekleidet und gefärbt. Es gibt unter ihnen viel mehr Männchen als Weibchen.

Die Größe wechselt von der einer Lerche bis zu der einer Taube. Der Schnabel ist gebaut wie bei der Drossel, immer stark, aber selten viel länger. Die Füße (Fig. 2) sind ebenfalls sehr stark und mit langen Nägeln versehen. Die Naslöcher liegen am Grunde des Schnabels und sind mit einer Federhaut bedeckt. Die Flügel sind stark und die Schwingen abgestumpft. Fig. 3 zeigt das Brustbein eines Paradiesvogels.

Die Heimath der Paradiesvögel ist Neu-Guinea und einige in der Nähe liegende Inseln, auch die östlichen Molucken. Sie bewohnen die dichtesten Wälder, halten sich hoch auf den Bäumen, fliegen gegen den Wind und nähren sich von Insekten, deren Larven und von Früchten, besonders süßen. In ihrer Lebensart ähneln sie daher sehr den ihnen nahe stehenden Raben, und halten sich wie diese in kleinen Gesellschaften zusammen. Ueber ihre Fortpflanzung ist so viel wie nichts bekannt; ihre Eier sollen weiß sein.

Eine der schönsten Gattungen ist die auf unserer Tafel abgebildete, welche den rothen Paradiesvogel (Paradisea rubra) vorstellt, welcher sehr selten und in wenigen Sammlungen anzutreffen ist. Unsere Figur gibt diesen Vogel nur zur Hälfte seiner natürlichen Größe, überhebt uns aber, was die Färbung betrifft, jeder Beschreibung. Ausgezeichnet ist er besonders durch die sehr verlängerten, zerschlissenen Weichenfedern, sowie durch die überaus langen bartlosen Federn, welche gleich gebogenen Drähten diese schöne Zierde überragen.

Das Vaterland dieses schönen Vogels ist die Insel Waigiu; sein Aufenthalt daselbst ist aber unbekannt, und kein Reisender hat ihn beobachtet, sondern diese erhielten immer nur die Haut von den Eingeborenen.

Auch das Weibchen dieses Paradiesvogels trägt ein sehr einfaches Kleid. Die schönen Anhänge fehlen ihm gänzlich, Kehle und Oberkopf sind rothbraun.

Bekannter ist der gemeine Paradiesvogel (Paradisea apoda), von der Größe einer Drossel, welcher in ansehnlichen Gesellschaften in Neu-Guinea und auf den Molukken lebt und in allen Sammlungen anzutreffen ist. Er hat auf dem Bürzel zwei lange Drahtfedern und in den Weichen viele lange, gelbe und sehr weiche Federn. Die Kehle und der Kopf am Anfang smaragdgrün, Oberkopf, Hinterhals und Oberrücken gelb, die übrige Färbung rothbraun. Schnabel und Füße bleifarben. Das Weibchen ist rothbraun, unten weißlich, und ohne Zierde. Er streicht, um den heftigen Winden auszuweichen, von einer Gegend in die andere. Seine Nahrung besteht in Insekten, Waringafeigen und Knospen des Muskatbaumes. Die Eingebornen fangen ihn mit Leim, welchen sie aus dem klebrigen Safte der Brod-

baumfrüchte bereiten, häufiger aber werden sie zur Schonung ihres Gefieders mit stumpfen Pfeilen geschossen. Beim Fange verfahren sie oft auf folgende Weise: Sind sie eines Vogels habhaft geworden, so binden sie diesem eine lange, mit Leim bestrichene doppelte Schnur an die Füße und setzen ihn, wenn sich ein Schwarm zeigt, in Freiheit. Leicht verwickelt sich nun das Gefieder mit den umherfliegenden klebrigen Schnüren und zieht auf diese Weise mehrere Vögel zugleich herab. Sie werden in ihrem Vaterlande schon mit einem Gulden bezahlt und sind bei uns für 10 bis 15 Thaler das Stück zu haben. Um sie besser einpacken zu können, schneidet man ihnen die Füße ab, ein Umstand, dessen Tadel den Papus (so heißen die Bewohner in der Heimath der Paradiesvögel) bekannt geworden sein muß, da die Häute jetzt nicht selten sammt den Füßen ankommen, oder, wenn sie auch abgeschnitten sind, doch beiliegen.

Die übrigen Gattungen der Paradiesvögel sind folgende:

Der kleine — Paradisea minor, welcher in Aufenthalt, Lebensart und Färbung dem gemeinen sehr nahe kommt.

Der prächtige — Paradisea magnifica, in Neu-Guinea.

Der stolze — Paradisea superba.

Der königliche — Paradisea regia.

Der sechsborstige — Paradisea sexcetacea.

Berge.

Die Götterlehre der Griechen und Römer.

Wenn man die Schriften der Alten gehörig lesen und verstehen will — und sei's auch nur in Uebersetzungen — so ist die Kenntniß der Mythologie durchaus nicht zu entbehren. So wird nämlich die Lehre genannt, von der Art und Weise, wie das Alterthum sein religiöses, philosophisches und historisches Wissen durch Bilder und Symbole auszudrücken gesucht hat. Vorzugsweise ist es ihre Lehre von den Göttern, die uns anzieht und hier ist es wieder die Götterlehre der zwei gebildetsten Völker des Alterthums, der Griechen und Römer, die wir vor allem in's Auge fassen wollen.

Man soll sich jedoch wohl hüten, diese sinnreichen Erfindungen, voll tiefer Bedeutung, mit dem Namen von Mährchen zu belegen, und selbst wenn man den Ausdruck „schöne Mährchen“ gebrauchen würde, thut man ihnen unrecht.

Die mythologischen Dichtungen sind sämmtlich Erzeugnisse einer jugendlichen Einbildungskraft. Das Zeitalter der Griechen und Römer umfaßt die Jugend der uns bekannten Welt, und man kennt die Wärme und Thätigkeit der Phantasie im jugendlichen Alter. Die Jugend liebt es, alle Ideen bildlich zu gestalten; Allem, was denkbar ist, gibt sie Umriß und Gestalt, Persönlichkeit und Charakter, und bringt es so zur Anschauung. Selbst das höchste Wesen, der unsichtbare Geist, mußte im Bilde dargestellt werden; weil aber ein Bild nicht hinreichend war, so ward er in mehrere eingekleidet. Die nährende Frucht ward einer Gottheit geweiht, die man Ceres nannte, der erheiternde Saft der Traube wurde dem Bacchus zugeschrieben. Diese Gottheit stand den Wäldern vor, jener dankte man die Erhaltung des Friedens; dieser Gott schützte die schönen Künste, jener Götterei wurde die Jagd geweiht, diesem Gotte lag die Lenkung des Schlachtenglücks ob. Nur die Idee von einem einzigen, die ganze Natur umfassenden Gott war dem Menschen jenes frühesten Zeitalters zu erhaben, seine Fassungskraft reichte nicht so weit, daß er sie hätte auffinden, oder gar durch ein Bild versinnlichen können. Eben so wenig konnte er sich zu dem Begriffe eines anfangs- und endelosen Daseins erheben. Wenn er seinen Gottheiten immerwährende Kraft, unverwelkliche Jugend und nie vergehende Schönheit beilegte, so war dieß die Ewigkeit und die Unsterblichkeit, wie er sie denken und im Bilde sinnlich darstellen konnte.

Das Uebergewicht der Einbildungskraft über die noch schlummernde Denkkraft gab diesen Dichtungen ihre Entstehung, und als erst später die Philosophie erstand, war sie noch immer nicht frei von diesen Erfindungen. Eines unterstützte das Andere. Allein die Mythologie gewann durch diese Verbindung an feinerer Ausbildung, an schärferer Bestimmung, so wie an Schönheit und Wahrheit. Das ist hier natürlich nur von jener Wahrheit die Rede, wie man sie vom Dichter, vom Künstler fordert.

Jeder mythologischen Dichtung liegt nämlich eine Idee zum Grunde, welche die innerste Seele der ganzen Erfindung bildet. Sie ist der Geist, welcher die Hülle belebt und aus dem Bilde spricht. So stellt sich uns in jeder mythologischen Gottheit ein Ideal irgend einer Vollkommenheit dar. Bald ist es eine Tugend, eine Vortrefflichkeit, die sich anschaulich und lebendig in Wort und That abbildet. So zeigt sich z. B. im Jupiter Macht und Güte, in Minerva Weisheit, im Vulkan technische Kunstvollkommenheit. Dieß sind Ideale in einer gewissen Art. Entspricht nun das Bild der Idee, die dadurch ausgedrückt und anschaulich gemacht werden soll; ist das, was man vom Jupiter berichtet, wie er spricht und handelt, würdig des Vaters der Götter und Menschen, der seines Gleichen nicht hat — ist dasselbe bei der Minerva der Fall — versertigt Vulkan Werke, die das Vollkommenste der mechanischen Künste darstellen; schildern sie so die Dichter und Künstler — so findet eine Wahrheit statt — denn wo zwischen der Idee und dem Bilde Uebereinstimmung stattfindet, da ergibt sich das, was wir Wahrheit nennen. In der Götterlehre der Griechen und Römer findet sich aber diese Uebereinstimmung auf jedem Schritte, den wir in ihrem Bereich vorwärts thun.

Das Wunderbarste ist, daß diese Bilder nach dem Wechsel so vieler Jahrhunderte und nach der gänzlichsten Umgestaltung unseres Glaubens wie unserer Ueberzeugungen, unsere Denk- wie unsere Anschauungsweise, noch immer nicht ihre Bedeutung verloren haben. Es zeugt für ihre Wahrheit, daß sie noch zum Ver-

stande wie zum Herzen gleich beredt sprechen, wie dieß vor Jahrtausenden der Fall war. Die Phantasie, die sie schuf, gefiel sich nicht darin, blasse Abentheuerlichkeiten auf einander zu häufen und baroke Einfälle zu versinnlichen, wie dieß die rohen, wilden Völker thaten. Griechen und Römer erkannten seit lange schon die Gesetze der Schönheit und Ordnung an; sie waren der Harmonie unterworfen, und diese Gesetze, diese Macht, sind es, die bei allen cultivirten Nationen die nämlichen sind. So finden wir uns denn in der alten Götterlehre bald zu Hause; jeder Mann von Geschmack erfreut sich daran, und daher kommt es, daß die sogenannten schönen Künste, vornämlich die bildenden, wie Malerei und Bildhauerkunst, noch jetzt sie so häufig bei ihren Schöpfungen in Anwendung bringen.

Die Heiligkeit, womit das Alterthum diese Bilder umgab, ist für uns dahin; die alten Götter sind nicht mehr, man weiß nicht wohin sie geschwunden; aber die Lehre von ihnen ist darum doch nicht unbrauchbar geworden. Ein sinniger Geist wird sich daran stets erfreuen können; das künstlerische Bildungsvermögen wird sich daran stärken und erproben. In so fern die alte Götterlehre schöne Ideen in schönen Formen darstellt, wird sie auch noch für uns, und gewiß für noch spätere Zeiten, ihren Werth und ihre Anwendbarkeit behalten.

Schon ältere Forschungen suchten nachzuweisen, daß die gesammte Lehre von den Göttern nichts als eine Umgestaltung sei, von der an das Volk Gottes — die Israeliten — geschehenen göttlichen Offenbarung und in neuerer Zeit ist man in den Untersuchungen hierüber noch weiter gegangen. Die ältesten, aus dem Morgenlande stammenden Religionsbegriffe sollen von Asiaten (Juden), besonders aber von Aegyptiern den Griechen überliefert worden sein, und hier zeigt sich der Wegweiser, um zur eigentlichen Quelle der Mythologie zu gelangen, und die durch die Griechen erfolgte Umbildung jener Ueberlieferungen richtig zu deuten. Wir können hier natürlich nicht auf solche Forschung eingehen und erwähnen dieß daher blos vorübergehend, um die Wichtigkeit dieser uralten Volks- und Stammsagen darzuthun, die — nach obiger Ansicht — auch für den Geschichtsforscher, wie für den Philosophen Werth haben, der darin die ersten Keime sittlicher und religiöser Begriffe und Vorstellungsarten anerkennt.

Diese kurze Einleitung vorangeschickt wollen wir hier bemüht sein, die Hauptgottheiten in ihrem wechselseitigen Zusammenhange und nach ihrer Bedeutung zu schildern. Nur das werden wir hierein anfnehmen, was für die Idee des Ganzen, für den Geist als bedeutend erscheint; alles Uebrige umgehen wir. Vieles ist offenbar in späterer Zeit entstanden, oder zu bestimmten Zwecken hinzugedichtet worden; Manches karikirt so zu sagen die angeborene Größe der göttlichen Urgestalten; dieß bleibt nun aber, als unserm Zwecke offenbar zuwider, bei Seite liegen.

Für jetzt umgehen wir auch noch die allerältesten Gottheiten, denen eine sehr unbestimmte Idee zum Grunde lag. Wie z. B. den Urvater Chaos, die Geschlechter, die dem Himmel, dem Meere und dem Tartarus an der Erde geboren wurden, die Titanen u. s. w. Was wir hier geben, sei ein kurzer Abriß des Schönsten, Reinsten und Bestimmtesten der Götterlehre, das Andere wollen wir dann spätern Mittheilungen vorbehalten.

Mit **Jupiter** fangen wir an. Er wurde bei den Griechen Zeus, Kronion genannt und ist das Ideal der höchsten, waltenden Macht. Er vereinte Alles, was groß und erhaben ist, in seinem Wesen. Bei seinem Lächeln heiterte sich der Himmel auf; er läßt Städte entstehen und zerstört sie; hebt Menschen empor und stürzt sie; segnet wenn er die Hand ausstreckt und schleudert mit derselben Hand seine furchtbaren Blitze. Er ist der Mächtigste der Götter; keiner derselben widersetzt sich ihm ungestraft. Die Macht dieses höchsten Herrn der Schöpfung ward oft von den Dichtern benützt, auf ernste selbst auf heitere Weise. Ihre Freiheit spielte so ungezwungen, daß sie den König des Himmels und der Erde in den verschiedensten Gestalten zu ihren Zwecken gebrauchte. Dieß schmälerte jedoch nichts an seiner Göttlichkeit, die im Tempel volle Verehrung fand, während das Menschliche in das Bereich der Kunst und der Gesellschaft gezogen wurde. Hier konnte man darüber scherzen; man konnte es zur Leier singen, bei der Flöte tanzen, auf der Schaubühne in Handlung darstellen, und Alles ohne Nachtheil der Ehrfurcht, die man dem Göttlichen schuldig war.

Im ernsten, großen Style benützt, erhielt Jupiter Stärke und Gewalt zu Dienern, die ihm beistehen und seine Beschlüsse vollziehen. Die dienen ihm bei allen seinen Siegen. Sie sind es, die den Prometheus gefesselt zu dem Felsen führen, an den ihn der Gott des Feuers anschmieden soll, sie helfen Jupiter die ungeheuren Kinder der Erde, die Titanen, Giganten, den Typheus besiegen.

Zu der Sage von diesem furchtbaren Kampfe, in dem die Söhne der Erde den Himmel mit Sturm nehmen wollten, von Jupiter aber durch herabgeschleuderte Felsen zertrümmert, und unter Bergen begraben wurden — gab augenscheinlich der Streit der Elemente unter einander, in den ersten Perioden der Erde, die Veranlassung. Ueberall erblickten die Menschen die Spuren großer Revolutionen; ausgebrannte und noch brennende Vulkane, zerrissene Felsen, wilde Fluthen, Verwüstung und Gräuel; die Phantasie erhielt dadurch größere Schwungkraft und die Sage von den gewaltigen, riesenhaften Empörern, die Berge auf Berge thürmten und Felsen himmelan schleuderten, war geschaffen. Nun ruhten sie unter furchtbaren Lasten, Fels und Berg hatte sie begraben, aber Dampf und Feuerflammen sondern sie daraus hervor, und erschöpfen sich in ohnmächtigen Zuckungen, die aber immer noch mächtig genug sind, den Wohnstätten der Menschen Verderben zu bringen, wenn sie auch an den Sitz der Götter nicht reichen können.

Jupiter hielt, nach den alten Dichtern, vornämlich nach Homer, eine goldene Wage in der Hand, um nach ihrem Steigen oder Fallen das Schicksal ganzer

Völker, wie einzelner Menschen zu entscheiden. Vor seinem Palaste stehen auch noch zwei Urnen, in denen die Loose der Sterblichen liegen. In der Einen sind die Gaben des Wehes, in der Andern die Gaben des Heiles. Wenn er gnädig Erhörung den Bitten der Sterblichen gewährt, so nickt er mit dem Haupte, daß die vollen Locken vorwärts fallen.

Einer der schönsten Züge in dem vollendeten Bilde der höchsten Gottheit ist wohl der, daß sie Beschützer des hilflosen Fremdlings ist, der fern von der Heimath ohne Obdach umherirret, und des Verbannten, der kein Vaterland mehr hat. Eben so war das in den alten Zeiten so heilig gehaltene Gastrecht unter Jupiter's Schutze gestellt. Er belohnte die strenge Erfüllung dieser Pflicht, so wie er auch deren Verletzung bestrafte. Er begab sich oft vom Himmel zur Erde, um nachzusehen, wie es die Menschen in dieser Beziehung trieben. Durch diese oberaufsichtliche, selbst thätige Einwirkung des Gottes wurden Milde, Gastfreiheit, Duldung und viele andere Tugenden noch ungemein befördert. Mußte der Grieche und Römer nicht glauben, daß hinter jedem einsamen, noch so unscheinbaren Wanderer Jupiter oder ein anderer Gott verborgen sein könne, der jede Verletzung der Pflicht auf der Stelle zu rächen im Stande wäre? Ueberlieferte die alte Geschichte nicht viele ähnliche Vorfälle? In Ovid's Verwandlungen finden sich ein Paar angeführt, namentlich die bekannte von den alten Eheleuten Philemon und Baucis, die wir späterhin erzählen wollen.

Wie sehr sich endlich der erhabene Begriff des Jupiter nach und nach ausbildete, davon möge der schöne Lobgesang Zeugniß ablegen, der dem Philosophen Cleantes zugeschrieben wird. Ich will ihn hieher setzen.

Du der Unsterblichen Höchster! Du Vielbenamter *), der ewig
Nach Gesetzen beherrscht die Natur, ihr mächtiger Führer,
Sei mir gegrüßet, o Zeus! denn alle Sterblichen dürfen
Dich anreden, o Vater! da wir ja Deines Geschlechts sind,
Deines Wesens ein Bild, vor allen, was lebet auf Erden.
Darum weih' ich mein Lied Dir; es preise stets Deine Allkraft!
Dir gehorchet das Weltall im rollenden Lauf um die Erde,
Wie Du es führst, und willig schmieget es Deinem Befehl sich.
Du hast als Diener in Händen — die ihres Sieges gewiß sind —
Schlängelnden, Feuer erfüllten und stets wirksamen Blitzstrahl;
Es erbebt die Welt bei den allgewaltigen Schlägen.
Also lenkst Du den Geist der Natur, der dem Großen und Kleinen
Eingepflanzet sich mischt in alle Wesen und Körper.
Höchster König des All's, ohn' dem im Meere, auf Erden,
Nichts geschiehet, noch am ätherischen, himmlischen Pole;
Außer was sinneberaubt der Frevler Böses beginnt.
Aber du weißt auch da das Wilde zu fügen in Ordnung,
Machst aus der Unform Form, und gesellst Unfreundliches freundlich;
Also stimmest Du Alles zu Einem, das Böse zum Guten,
Daß in der weiten Natur Ein ewig herrschend Gesetz sei **). —

Aus diesen Versen erhalten wir eine Schilderung der höchsten Gottheit in der physischen, wie in der moralischen Welt, die Alles zur Eintracht stimmend, am Bösen, das der Frevler verübt, keinen Theil hat. Jupiter ist hier als Lenker des Weltalls dargestellt, wie auch als Lenker des freien Willens vernünftiger Wesen, endlich als Gesetzgeber. Rein, abgeschält von den Mährchen, und müßigen und verächtlichen Erdichtungen, die untergeordnete Geister an die hohe Göttergestalt klebten, erscheint sie uns hier. So ergriffen sie alle edeln, wahrhaft begeisterten Künstler; so ergriff sie der größte Bildhauer aller Zeiten, Phidias, und formte seinen olympischen Jupiter in allem Glanze seiner Macht, allem Tiefsinn seiner Weisheit und in dem ganzen Wohlwollen seiner Huld und Milde.

Bei Phidias war Jupiter sitzend dargestellt, die Blitze in der Hand, den Adler, der ihm geweihte königliche Vogel, sitzend auf der Spitze des Scepters.

Als Opfer wurde ihm der kraftvolle Stier gebracht. Bei großen Gelegenheiten wuchs die Zahl der Opferstiere bis auf Hundert, was eine Hekatombe genannt wurde.

Es würde zu weitläufig sein, und dem Zwecke dieser Blätter nicht entsprechen, wollte ich das hier entworfene Bild des höchsten Gottes der Alten durch jene Mährchen, von denen ich oben sprach, selbst entstellen. Wer sich hierüber weitläufiger zu belehren wünscht, kann dergleichen in jedem gewöhnlichen mythologischen Werke finden.

Als Hauptschutzgott der Stadt Rom und des ganzen römischen Reichs hatte Jupiter seinen Tempel auf dem Capitol und erhielt davon den Beinamen des Capitolinischen. In diesem Tempel mußte vor und nach jeder Staatshandlung geopfert werden.

In Kreta, wohin der Jupiterdienst wahrscheinlich in seiner ältesten Gestalt aus Aegypten gekommen war, um sich dann hier vollkommener auszubilden, herrschte die Sage, daß der Gott auf dem Berge Ida geboren worden sei. Sein Vater war Saturn oder Kronos, seine Mutter die Rhea oder Vesta. Nach Homer erzog ihn Gäa, die Erde, und verbarg ihn des Nachts in einer Höhle. Dort brachten ihm Tauben die Götterspeise Ambrosia.

Jupiter's Vater, unter dem die Alles zerstörende Zeit gemeint ist, verschlang seine Kinder; allein die Mutter wußte ihm dieses Kind durch List zu entziehen, indem sie dem ungeheuerlichen Alten einen mit Honig bestrichenen Stein darreichte. Doch dieß ist Eine von den uralten Sagen, die nicht hieher gehören, und an deren Gränze wir nur so vorüber streifen wollen.

Jupiter's Gattin war **Juno** oder **Here**, in der wir das Ideal der höchsten weiblichen Würde erblicken, an dem Alles prächtig, glänzend, groß, königlich erscheint. Juno thront neben ihrem hohen Gemahle, allein ihre Kraft, so mächtig wirkend sie auch sein mag, ist dennoch der seinigen unterworfen. Wenn Juno zur Erde niederfährt, so schwebt Iris ihr voran, und das siebenfache Farbenspiel des Regenbogens bezeichnet die Spur ihrer Bahn. Ihr Wagen wird von prächtigen Pfauen gezogen. Homer in seiner Iliade schildert sie uns, wie sie ihre Glieder in Ambrosia taucht und sie mit dem reinsten Oele salbt, daß sogleich Himmel und

*) Er hatte mehrere Namen. Mit der Wage, als Spender der Gerechtigkeit, hieß er: Herkeios; als Bestrafer des Meineids: Horkios; als liebreicher Gott: Xenios u. s. w.

**) Diell's Briefe. München 1800.

Erde von dem Wohldufte erfüllt wird. Ihr Haupthaar umringelt die göttliche Stirn; ihren Körper umhüllt sie mit dem Gewande, das ihr Minerva (Pallas), reich an Wundergebilden, selbst gewebt hat. Eine goldene Spange hält es über der Brust zusammen, unter derselben der Gürtel, den hundert Quästchen zieren. Die Ohren schmückt ein reiches Gehänge, und ein Schleier senkt sich vom Haupte herab; unter den glänzenden Füßen schimmern jedoch die stattlichen Sohlen hervor.

Dieß muß nach des alten Homer's Schilderung sehr prächtig gewesen sein, und der Gattin des Götterfürsten vollkommen würdig, nur Eines wird dabei nicht erwähnt — dieß ist die Anmuth, und um diese auch zu besitzen, muß die hohe Juno den Gürtel der Grazien, den Venus besaß, von dieser borgen, und erst mit ihm angethan, gelangt sie dazu, Jupiter's Neigung zu fesseln.

Im Uebrigen vermißt sie die Anmuth, die blos Wohlgefallen erweckt, nicht sehr, denn als Königin verlangt sie Huldigung, als Göttin Verehrung, Anbetung. Juno ist eine majestätische, erhabene Schönheit, doch ohne anziehenden Liebreitz.

Das Götterpaar Jupiter und Juno ergänzen einander. So wie er den feinsten Aether, die höhere Luft versinnlichte, so bezeichnete sie den niederen Luftkreis, die Wolken, die dem Landmann den befruchtenden Regen spenden. Juno ward die Mutter des Mars, des Vulcan und der Hebe. Ihre Ehe mit Jupiter wurde auf der Insel Kreta geschlossen, wo selbst später ein Tempel erbaut wurde. Viele Dichter haben den Charakter der Juno zu entstellen gesucht, und sie zu einem bösen, zankenden Weibe gemacht; auch lassen sie Jupiter arge und schwere Strafen über sie verhängen.

Am Fuße des Berges Euböa stand ihr prächtigster Tempel und darin saß sie, von Polyklet, einem berühmten Bildhauer, aus Gold und Elfenbein geformt, vor einem Altar von Silber. Ihre Feste bestanden in großen Prozessionen, deren die erste Priesterin auf einem mit weißen Stieren bespannten Wagen voranfuhr. Gewöhnlich wurden sie alle fünf Jahre gefeiert. Sie war die besondere Schutzgöttin der Frauen.

Auf dieses erste und höchste Götterpaar will ich jetzt eine gar holde Gottheit folgen lassen.

Minerva, Pallas, Athene, wie sie die Griechen nannten, das Bild der ersten Weisheit, der überlegenden Tapferkeit im Kriege und des stillen, häuslichen Kunstfleißes. Nach der schönen Sage trat sie aus Jupiter's Haupte hervor, aus dem geistigsten Theile seines Wesens. Sie kam bewaffnet zur Welt, um anzudeuten, daß sie zum Kampfe geboren sei, gegen Irrwahn und Sinnlichkeit. Ihr Blick ist kalt und ernst, und von ihrem weiblichen Antlitze strahlt ein männlicher Geist. Sie bewahrte sich stets den keuschesten Sinn, das reinste Herz, die steten Bedingnisse der ächten Weisheit. Der Priester ihres Tempels zu Elatea war ein noch unmündiger Jüngling, der, sobald er mündig wurde, sein Amt niederlegte. Als Weisheitsgöttin war ihr die Sphinx geweiht, ein geflügeltes Ungeheuer, als Symbol des Räthselhaften, der tief verborgenen Wissenschaft. Dann sah man auch noch die Eule neben ihr, die im Dunkeln sieht und die Nächte durchwacht, endlich den Morgenstern, der das Licht heraufführt und die Schatten der Nacht zerstreut. Zu gleicher Zeit gesellte man ihr die Schlange bei, welche als das Abzeichen der Gesundheit galt, um anzudeuten, daß die Weisheit alle Krankheiten der Seele zu heilen vermag.

So wurde Minerva als weise Göttin abgebildet; allein sie hatte noch andere Bereiche, wo sie verehrt wurde, doch stets blieb ihr Grundstock derselbe.

Als Göttin des Krieges liebte sie mehr das Beschützen als das Zerstören; sie war tapfer, aber nicht tollkühn, sondern klug, überlegend, mäßig, sich selbst bewußt und stets bei kaltem Blute. Wer ihr anhing, wurde zum wahren Helden, und der Sieg war ihm gewiß. In dieser Eigenschaft hält sie den geflügelten Sieg auf der Hand, und selbst der ungestüme Kriegsgott, Mars, wird von ihrer ruhigen Bedachtsamkeit überwunden. Glänzend und furchtbar ist jedoch ihre Waffenrüstung, wenn sie sich in den Kampf begibt. Sie, und nur sie allein vermag den Schild des Jupiter, die berühmte Aegide zu tragen, deren Schutz allmächtig wirkt, deren Anblick jedoch den Feind versteint und vernichtet, weil auf ihm das Haupt der einen der Gorgonen, des entsetzlichen Ungeheuers Medusa zu schauen ist, dessen Anblick Niemand erträgt. Mit Minerva schreitet stets der Sieg, denn Tapferkeit und Weisheit im Bunde sind unüberwindlich.

Wir haben jetzt noch Minerva, als Schützerin des häuslichen Kunstfleißes zu betrachten. Die Häuslichkeit der Alten, das Heiligthum des Herdes, war ein eigenthümlicher Kultus, der sich auch noch bei unsern Voreltern wie ein Abglanz einer schönern Zeit erhalten hatte, nunmehr aber durch die Ueberfeinerung unserer Sitten, und die Verallgemeinerung aller gesellschaftlichen Formen und Verhältnisse, sich immer mehr und mehr verliert. Bei den Griechen lebte die Frau mit ihren Töchtern und Sclavinnen im Innern des Hauses, wo sie mit Spinnen, Weben und andern weiblichen Arbeiten sich beschäftigten. In jenen Tagen verschmähten es Fürstentöchter nicht, kunstgewobene Kleidungsstücke zu verfertigen und mit Stickereien zu zieren. So schildert uns der Dichter die Helena, in der Kammer sitzend, und ein Gewand webend, mit Kämpfen durchwirkt, die um ihretwillen von Griechen und Trojanern gekämpft wurden. Eben so webt Penelope mit emsigem Fleiße, und trennt zu Nacht wieder auf, was sie am Tage verfertigt hatte, um die stürmischen Freier abzuhalten, und die ersehnte Rückkehr des Gatten abwartend.

Dieser schönen Sitte nach durfte es nun nicht fehlen, daß auch dem häuslichen Kunstfleiße eine Gottheit schützend und lehrend zur Seite stehe — und welche konnte dazu passender erscheinen, als Minerva, die Göttin des Verstandes? Welche feine und zugleich nachdrückliche Lehre lag darin, daß jeder Arbeit auch der leitende Verstand, die Weisheit, die sich im guten Geschmacke kund gibt, schützend zur Seite stehe? Und was noch

mehr war. Auch Minerva webte und stickte, gleich allen andern Göttinnen, ihre Kleider. Daher liebte und schützte sie alle Frauen, die sich in weiblichen Künsten auszeichneten. Nur eine Einzige mußte es büßen, daß sie sich darin über die Beschützerin erheben wollte; daher verwandelte sie diese in eine Spinne — dieß war Arachne, von der Ovid im 6ten Buche der Verwandlungen das traurige Schicksal mittheilt.

Doch nicht blos die künstlichen Handarbeiten erfreuten sich des Schutzes der Minerva, sondern auch alle anderen Künste und Fertigkeiten, zu denen Nachdenken erfordert wurde.

Dieses vielfach gestaltete Bild der Göttin hält doch in allen seinen Beziehungen nur eine herrschende Hauptidee zusammen. Pallas-Athene ist die überlegende Weisheit, die leitende Vernunft, die Alles zu einem großen und schönen Ziele nur allein leiten kann.

Daher wählte auch Athen, die gebildetste Stadt in Griechenland, die Mutter und Pflegerin der Künste und Wissenschaften, Pallas zur Schutzgöttin. Sie erhielt auf der Burg den prächtigen Tempel, der das Parthenon genannt wurde, wo der große Phidias die colossale Bildsäule der Göttin, aus Gold und Elfenbein geformt, aufstellte. Die Abbildungen, die uns von Minerva überkommen sind, zeigen sie uns stets männlich ernst, in der Tracht griechischer Matronen, mit behelmtem Haupte. Auch in Rom hatte sie mehrere Tempel und sie gehörte zu den vornehmsten Schutzgöttern der Stadt.

Nach dem Sinnbilde der weisen Kriegsführung, der eigentlichen Kriegskunst, wähle ich den starken, erzgepanzerten Gott des Krieges, **Mars**, in dem das sinnlich schöne Volk der Griechen das glorreiche Abbild des auf seine Körperkraft trotzenden, Schlachtenlust athmenden Kriegers verehrte. Auch die mächtige Gewalt, mit der ein Held wie ein Wetterstrahl in die Reihen fährt und Alles vor sich niederstürzt, erschien ihnen wie eine Erscheinung des Göttlichen. Pallas kam die hehre Würde zu; Mars die hohe Kraft. Er kämpfte um zu kämpfen; seine Freude war Schlachtfeld mit Leichen besät. Mit fliegenden Haaren, die blutige Geißel geschwungen in der Hand erblicken wir Bellona, seine kühne Wagenlenkerin; wild schreiend eilen ihm seine dienstbaren Geister, Schrecken und Furcht voran, und Zwietracht leitet sie, mit zerrissenem Gewande.

Trotz seines Götterthums und der Verehrung, die man ihm zollte, war er doch keine von den beliebten Mächten des Himmels. Der gebildete Grieche konnte sich wohl einer gewaltigen Macht, die blos zerstört, beugen, aber sie lieben konnte er nicht. Auch bei den übrigen Göttern stand er, nach der Sage, nicht im besten Ansehen. Jupiter sann darüber nach, das Rauhe und Harte seines Charakters zu mildern und verband ihn daher mit der sanften, liebreizenden Venus. Die Göttin der Schönheit und der Liebe, die Erhalterin des Menschengeschlechts, mußte mit dem blutigen Zerstörer desselben verbunden, seinen feindlichen Einflüssen ein köstliches Gegengewicht leihen, und aus dieser Ehe wurde die Harmonie, die holde Eintracht geboren. Und gehen nicht zuletzt aus jedem Kriege, und wenn es der hartnäckigste und fürchterlichste wäre, Friede und Eintracht hervor? Hiedurch erhält die Verbindung der Göttin der Schönheit mit dem Gotte des Krieges eine zarte Bedeutung, und verliert das Anstößige, was man vielleicht anfänglich darin sehen mochte. So erblickt man dann auch Mars auf antiken Steinen, in der Rechten den Oelzweig haltend, als Symbol des Friedens, und ein Füllhorn; Schild und Spieß sind ihm zur Erde gesunken, und den mit dem Lorbeer umschlungenen Helm trägt der Gott unter dem Arm; so nähert er sich der Venus.

In dem kriegerischen Thrazien ward Mars hochverehrt; und unter diesem wilden Volke war sein Lieblingsaufenthalt; mehr aber noch war Rom, das durch seine Kriege sich die bekannte Welt unterjocht hatte, seinem Dienste geweiht. Mars galt selbst für den Vater der Zwillinge Romulus und Remus, der Erbauer der Stadt.

Er wurde nur selten bildlich dargestellt; gewöhnlich findet man ihn starkbärtig, das Gesicht gedrungen, die Stirn breit, zwischen den Augenbrannen zusammengedrängt und daher nicht heiter. Seine Nase ist breit, der Mund klein, die Lippen voll, die Augen liegen tief, das Haar ist dicht und kurz, der Bart gekräuselt, die Miene drohend und düster. Seinen Tempeln gab man stets das Ansehen des Ernstes und der Festigkeit, und wählte daher zu ihrem Schmucke die einfache, starke dorische Säule. In Rom hatte er mehrere Tempel. Man feierte ihm hier am 1. März ein Fest, unter Absingung sehr alter Lieder. Im October war ihm zu Ehren ein Pferderennen, wobei eines dieser Thiere geopfert wurde. Geweiht waren ihm außer dem Pferde und dem Hahn, auch noch alle reißenden Thiere.

Aug. Lewald.

Räthsel.

Erste Abtheilung: Sinnbilder.

Der Quell.

Wo quillt der Quell, der nur zuweilen fließt,
Und dann sich über's Ufer schnell ergießt,
Der salzig, wie des Meeres Wasser ist,
Deß tiefen Grund die Meßschnur nicht ermißt?

Wie heißt die Fluth, die nie vom Regen schwillt,
Die meistens nur in Unglücksstunden quillt,
Doch oft bei frohen Festen schnell erscheint,
Wenn lang Getrennte neu das Glück vereint?

Der Wunderquell begrüßt Geburt und Tod,
Nur Zauberinnen steht er zu Gebot;
Fließt er zu leicht, ist seine Kraft dahin;
Oft badet sich ein Crocodill darin.

J. G. Moser.

Auflösung: 4. 9. 5. 19. 8. 17. 1. 6. 13. 8. 13.

Digitized by Google

Die Löwenjagd,

aus dem Tagebuche eines Reisenden.

(Tafel 25.)

Die Aufnahme in dem Hause des Scheik Abu Hassan war gastlich, wie dieß immer bei den Muselmännern der Fall ist, sobald sie für den Fremdling eingenommen sind. Hier gilt aber weder das, was man in Europa Bildung nennt, noch jene gleißnerische Höflichkeit, womit der Fremde bei uns sich den Eintritt in die Gesellschaft zu erleichtern sucht. Der Muselmann ist zwar mißtrauisch gegen Andersgläubige, er verachtet zwar, sobald in ihm der religiöse Fanatismus rege wird, alle diejenigen, welche nicht, wie er, dem Propheten anhängen, auf das Tiefste, und läßt sich durch diese Verachtung zu Grausamkeiten jeder Art verleiten, aber seinem gegebenen Worte kann der, den er einmal seinen Freund genannt hat, unbedingt trauen.

„Ihr Christen macht Kontrakte mit einander, die ihr unterschreibt und besiegelt, bei uns gilt das Wort des Mannes mehr als alle Eide und Kontrakte," sagte einst der maurische Kaufmann Mahmud zu einem italienischen Hausbesitzer in Triest, von dem er ein Gewölbe miethen wollte, als dieser ihm einen Kontrakt zur Unterschrift hinreichte; und oft habe ich selbst Gelegenheit gehabt, ähnliche Züge von Charakterfestigkeit und Worttreue bei diesem Volke zu bewundern. Freilich würde man zu weit gehen, wollte man sich durch diese Beispiele von seltener Aufrichtigkeit zu dem Schlusse bewegen lassen, daß alle Muselmänner in ihrem ganzen Thun solche Gemüthsart zeigen. Im Gegentheile bezeichnet sie auf der andern Seite die listigste Tücke und die rücksichtsloseste Grausamkeit — Eigenschaften, die in ihrer Wirkung um so bösartiger hervortreten, als der Muselmann alles, was er thut, mit der äußersten Ruhe und Apathie vollbringt.

Wenn er durch Ränke und Ueberredungskünste aller Art das Opfer seiner Rachsucht oder Habsucht dahin gebracht hat, sich eine Blöße zu geben, so verräth er seine innerliche Freude hierüber weder durch Lächeln noch Blick; regungslos verharrt sein Gesicht, ohne daß sich ein Muskel in demselben bewegte, dessen Zucken irgend etwas auszusagen vermöchte; ist aber der Augenblick zum Handeln gekommen, dann färbt auf einmal eine rasch aufsteigende, beinahe fieberische Gluth seine Wangen röther; sein Auge, das sonst ruhig halb zugeschlagen am Boden verweilte, scheint nun Funken zu sprühen und mit rascher aber fester Hand vollführt er die Rache, die er sich ausgedacht hatte.

Jedenfalls aber vermeidet er hiebei, um sein Gewissen zu beschwichtigen, mit seinem Feinde Salz zu essen oder ihm seine Gastfreundschaft anzubieten, denn in diesem Falle gebietet ihm sein Gesetz, nicht nur seinen Nebenmenschen nicht zu verletzen, sondern ihn sogar zu vertheidigen, ja sein Leben für ihn zu wagen.

Der Grundcharakter dieses Volkes ist der der Apathie; aber nicht jener Apathie, welche sinn- und gedankenlos hinbrütet und zur Ausführung der That zu träge ist, sondern derjenigen Temperamentsverfassung, welche mit besonnenem Blicke das Treiben der Welt umher betrachtet, sich nicht leicht an Andere anschließt, aber wenn gewonnen um so fester ist, und mit Rücksichtslosigkeit ihr Ziel verfolgt. Die Thatkraft solcher Menschen ist, sobald sie zum Handeln angeregt sind, ungeheuer und ihre Ausdauer bewundernswürdig. Daher hat dieses Volk in seiner Blüthe so Außerordentliches geleistet, und sowohl durch Eroberungen, als Leistungen in Künsten und Wissenschaften sich einen ehrenvollen Platz in der Weltgeschichte erworben. Aus demselben Grunde aber hat es, auch im bösen Sinne beharrlich, sich durch Grausamkeit und Habsucht befleckt, und theils aus Beutegier, theils aus Fanatismus sich zu einem Raubvolke gestaltet, dessen Thaten die ewig gerechte Nemesis der Geschichte in unsern Zeiten durch eigenen Verfall rächt.

Mohammed, der als Schöpfer der späteren Größe dieses Volkes anzusehen ist, erkannte mit geistvollem Scharfblick sowohl die Vortheile als auch die Mängel, welche aus diesem Charakterzuge seiner Landesgenossen hervorgingen, und deßhalb verbot er ihnen auf das Strengste den Genuß des Weines, indem er der richtigen Ansicht war, daß berauschende weinartige Getränke jene ruhige Besonnenheit stören, die er als Folge des erwähnten Grundcharakters für eine Tugend ansehen mußte. Auf der andern Seite war ihm zugleich bewußt, wie verderblich diese Apathie bei den Schlechten wirken mußte, indem sie sie zu Ausführung des Verbrechens nur noch besonnener machte, und deßhalb sind seine Lehren reich an Ermahnungen zu Ausübung der Pflichten gegen den Nebenmenschen, worunter die Pflicht der Gastlichkeit obenan steht.

Diese ließ mich mein neuer Freund Abu Hassan in vollem Maße empfinden; er bot mir nicht nur für die Dauer meines Aufenthaltes seinen Schutz an, sondern bat mich auch nicht selten zu Gaste. Eines Abends lud er mich zu einem besonders festlichen Mahle; sein Bruder Ibrahim war siegreich von einem Streifzuge in die Wüste zurückgekehrt, und ihn begleiteten zwei junge edle Beduinen, welche in ihrer Haltung den ganzen Stolz und die ganze Wildheit ihres Stammes zeigten, durch ihr geselligeres Betragen aber augenscheinlich blicken lassen wollten, daß ihnen die Urbanität der Städtebewohner keineswegs fremd sei. Außer diesen nahm des Scheiks gewöhnlicher Begleiter Abdallah an dem Feste Theil. Dieser, von Geburt ein Beduine, war Abu Hassan auf seinen fernen Reisen gefolgt, er hatte manchen Kampf an seiner Seite durchgefochten und mehr als einmal ihm das Leben gerettet, weßhalb die Beiden unzertrennliche Freunde wurden.

Als ich am anberaumten Abend in das Festgemach Abu Hassans eintrat, fand ich diesen an der Seite seines Bruders auf dem erhöhten Theile des Divans sitzen; über Beiden wölbte sich ein rother seidener Thronhimmel, der reich mit Gold und bunten Blumenguirlanden gestickt war; vor ihnen stand eine mächtige Tafel, die nicht, wie es bei uns Sitte ist, mit weißen Linnen gedeckt war, sondern aus einem Stücke bunten Marmors

bestand, der seine rein polirte Oberfläche mit eingelegten Figuren von blauen und grünen halbedeln Gesteinen offen dem Beobachter zeigte; zu beiden Seiten des Bruderpaares standen buntgekleidete Mohrenknaben, deren Beschäftigung theils darin bestand, die Tabakspfeifen ihrer Herren zu bedienen, theils darin, mit glänzendroth gefärbten Roßschweifen die Fliegen abzuwehren. An der einen Seite der Tafel saßen die beiden Beduinen, und diesen gegenüber saß Abdallah, neben welchem mir ein Platz beschieden war. Die vierte Seite der Tafel war, wie bei den römischen Triklinien, frei. In der Mitte des geräumigen Prunkgemaches sprang ein Springbrunnen, um welchen im Kreise sechs silberne Lampen, in denen wohlriechendes Oel brannte, an seidenen Schnüren von der Decke niederhingen, so daß ihr milder Schein sich in dem Wassergipfel des Springbrunnens in tausend glänzenden Farben brach. Der Fußboden war mit kostbaren Teppichen belegt und an den Wänden umher hatte der Gärtner eine Fülle von blühenden Bäumen und duftenden Blumen angebracht, woran die üppigen Gärten jener Gegenden so reich sind. So glich das Ganze eher einem Feengarten als dem Prunkzimmer eines Scheiks.

Auf den Eintretenden machte die Haltung dieser orientalischen Gruppe einen fast zauberhaften Eindruck; der Scheik, ein schöner Mann von etwa 40 Jahren, auf dessen regelmäßig geformtem Antlitze die Strahlen der brennenden Sonne Afrika's beinahe keine Farbenveränderung hervorgebracht hatten, saß unbeweglich auf dem Divan, und neben ihm in derselben Stellung — mit untergeschlagenen Beinen — sein Bruder, dessen Gesicht jedoch wesentlich von dem Abu Hassans abwich. Ibrahim mochte etwa fünf Jahre jünger sein als der Scheik; sein braunes Gesicht wurde von einem schwarzen, ziemlich wirr gekräuselten Barte in noch schwärzere Schatten gehüllt, und aus den tiefliegenden Augen blitzte zuweilen ein Feuer, das unheimliche Gefühle erregen konnte, während dagegen das tiefbraune Auge des Scheiks sich mild und ruhig bewegte, und sein längerer brauner feingekräuselter Bart seinen regelmäßigeren Zügen eine Art von Aristokratie verlieh, der man die gebührende Achtung nicht wohl versagen konnte.

Mit einer leichten Bewegung seiner Rechten begrüßte mich der Scheik als ich eintrat und sein Salaam mit einer tiefen Verbeugung erwiederte, wies mir hierauf meinen Platz neben seinem Begleiter an, und befahl durch ein stummes Zeichen seinem Diener, das Mahl aufzutragen. Dieses war sehr einfach; es bestand aus einem Pillau von Reis mit gekochten jungen Hühnern und Schöpsenfleisch, einigen Seefischen und den auserlesensten Früchten des Landes, als Oliven, Datteln, Feigen, Bananen, Apfelsinen, Granatäpfeln und Ananas. Alle diese Speisen wurden der Reihe nach mit den Fingern aus der Schüssel genommen, wobei meine orientalischen Freunde eine unnachahmliche Grazie entwickelten. Sie erhoben nämlich die Hand, indem sie alle fünf Finger zusammenlegten, führten diese in leichten Bogen gegen die Schüssel, ergriffen alsdann einen mäßigen Bissen und brachten diesen ebenfalls mit einer geschwungenen Bewegung nach dem Munde, wobei sie sorgfältig darauf achteten, weder ihre Fingerspitzen mehr als nöthig zu verunreinigen, noch etwas von den Speisen an den Bart zu bringen. Sowohl vor der Mahlzeit, als zwischen jedem einzelnen Gange brachten die Diener einem jeden der Gäste Wasser zum Händewaschen.

Meine Ungeschicklichkeit in dieser Art, sich bei Tische zu bedienen, mochte dem Scheik auffallen, denn er sagte mit einigem Lächeln: „Löffel, Messer und Gabeln besitzt mein armes Haus nicht, daß ich dich, o Fremdling, nach deiner Bequemlichkeit bediene, aber ich denke, du sollst dich im Uebrigen nicht zu beklagen haben.“ Als ich hierauf versicherte, mich in allen Beziehungen bereits genugsam eingewohnt zu haben, fuhr er mit etwas satyrischer Laune fort: „Die Franken halten uns wegen dieser Gewohnheit für unreinlich, allein wir überlassen die Zubereitung und mundgerechte Zerkleinerung unserer Speisen den Dienern, wer wollte auch bei Tische Sclavenarbeit thun? Wir waschen vor und nach der Mahlzeit unsere Hände, ihr aber küßt beim Kommen und Gehen oft die ungewaschenen Hände eurer Gastfreunde. Wenn ihr raucht, so ist das Gefäß, in welchem der Tabak zu schmutziger Asche verbrennt, bei euch das kostbarste, und ein stinkendes Horn steckt ihr in den Mund; bei unsern Pfeifen besteht das Mundstück aus köstlichem Bernstein, der Pfeifenkopf aber ist schlechte Siegelerde. Gibt nicht euer Prophet Issa ben Mirjam der Gekreuzigte die Lehre: ihr sollt an Leib und Seele rein sein, und doch laßt ihr eure Hände von Hunden lecken und besudelt eure Denkkraft durch Trunkenheit? Aber ich will dieß nicht weiter verfolgen, denn es ziemt sich nicht, mit dem Gaste zu hadern, auch weiß ich, Ibrahim hat uns etwas von seinem gestrigen Streifzuge zu berichten.“

Ich war froh, auf diese Weise peinlichen Erörterungen entgangen zu sein, und lenkte nun, nicht ohne im Stillen den Scharfsinn, so wie die feine Wendung Abu Hassans bewundert zu haben, meine Aufmerksamkeit darauf, was Ibrahim wohl berichten werde; denn dieser war mit der Wüste und ihren Schrecken und Wundern mehr bekannt, als irgend einer, denn er war gleichsam darin aufgewachsen und hatte manches kühne Abenteuer bestanden.

„Bruder,“ begann dieser, „Allah's Segen war mir zur Seite; heiter war die Sonne aufgegangen, als ich, begleitet von der Schaar meiner Getreuen, hinausritt in die Wüste. In raschem Laufe hineilend durch die Bahn des Sandes erreichte ich gegen Abend die Oase Schemsalbûlbûl, wo der Vater dieser beiden edeln Jünglinge, Bedreddin ben Mahmud, bereits mit seinen Genossen unserer Ankunft harrte.

Wir labten uns und unsere ermüdeten Pferde an der lieblichen Quelle, die in der Mitte von des Häuptlings Dattelpflanzung hervorquillt, und um welche er seine Zelte gespannt hatte. Es war ein freundlicher Anblick. Seine Kinder und Weiber saßen in der Ecke eines Zeltes und flochten Matten, die Sclavinnen waren

beschäftigt, Mehl in Handmühlen zu mahlen, und bald dampften treffliche Kuchen vor uns. Die Mutterstuten liefen frei umher und naschten an den Blättern der Palmen, wenn ihnen die Knaben, die immer an ihren Mähnen hingen, nur irgend Ruhe ließen. In einiger Entfernung weidete eine kleine Heerde Kameele, die ein Junge von etwa eilf Jahren, der ein stattliches Pferd ritt, mit seiner kleinen Lanze in Ordnung hielt.

Bereits hatten unsere Leute, erquickt von der Rast im Schatten des Dattelwäldchens, einen muntern Tanz begonnen, wobei die Handtrommel lustig geschlagen wurde, und einige herumbettelnde Pfeifer ihr Stückchen aufspielten, als unsere beiden Freunde in vollem Galopp einhersprengten und uns die Annäherung der Karavane des Abdelmasram, jenes Hundesohnes von Renegaten, meldeten."

Bei diesem Worte hielt er ein und wandte sich zu mir mit einer Rede, die fast wie Entschuldigung gelten sollte:

„Verzeihe, edler Fremdling, wenn ich einen Mann, der einst deinem Glauben angehörte, mit solch' ehrlosem Beiworte benenne, allein ein Mensch, der nicht warm und innig an seinem Glauben hängt, ist nicht fähig edler Gesinnung noch edler That, dieß hat uns dieser gezeigt, denn um der Sclaverei zu entgehen, verließ er seinen Glauben. Nun wußte er durch Vorspiegelungen aller Art die fremden Kaufleute aus dem Innern zu gewinnen, läßt durch seine Karavanen allerlei Waaren von Timbuctu kommen, die er den Feinden unserer Nation heimlich ausliefert, um den Sold seiner Sünde in Pracht und Schwelgerei zu verzehren."

„Aber Allah ist gerecht!" fuhr er fort, ohne meine Antwort zu erwarten, „unser Feind ist nicht mehr."

„Sogleich theilten wir nun unsere Leute in zwei Haufen; ich zog voran, um unsern Gegner, der, wie wir wußten, persönlich seine Karavane begleitete, von vorn anzufallen und unsere beiden Freunde hier suchten ihn im Rücken anzugreifen. Lange ritten wir durch die Wüste, und die Nacht, die bereits angebrochen war, hatte einen kühlenden Nebel über die Landschaft ausgegossen, so daß wir uns doppelt erfrischt fühlten. Endlich entdeckte einer unserer Neger, die wir vorausgesendet hatten, um den Weg der Karavanen aufzufinden, Spuren und glaubte vermöge seines scharfen Geruchsinnes in nicht allzuferner Weite, in der Nähe der östlichen kleinen Oase, die Karavane selbst zu wittern."

„Nun stellte ich meine Leute in Schlachtordnung und empfahl ihnen die größte Ruhe. Langsam rückten wir jetzt gegen die Oase vor, so daß man nichts vernahm, als den leisen Tritt der Pferde im Sande und ihr Schnauben, und dieß war leise genug, denn die edlen Thiere schienen zu empfinden, daß wir einen geheimen Ueberfall versuchten. So rückten wir näher und näher vor und hörten nur zuweilen das Heulen des Schakal, der, sei es, daß er das Nachtessen der Karavane witterte, sei's, daß er eine Ahnung von seinem eigenen baldigen Festmahl hatte, immer lauter und lauter zu heulen begann."

„Kaum waren wir also ein Paar Stunden vorwärts gezogen, als sich von der Oase her ein leichter Wind erhob, der den feinen Nebel zerstreute und den Mond in vollem Glanze über die Wüste scheinen ließ, welche sich nun in der Ferne von einigen Palmen und Bananen bekränzt zeigte. Alles war still. Da begann mein Pferd, das edle Thier, laut hinauszuwiehern in die Nacht und zu scharren und zu stampfen, als gält' es in den Kampf zu gehen. Seine Stimme wurde durch das Wiehern der Pferde der Karavane erwiedert und nun eilte ich in raschem Rennlauf an der Spitze meiner Getreuen vor. Das Treffen war kurz, aber entscheidend; der Renegat hatte kaum Zeit, seine Leute zu sammeln, als wir ihm schon auf Pistolenschußweite nahe waren; ein wohlgezieltes rasches Feuer von unserer Seite ließ den Feind nur um so deutlicher das Schreckliche seiner Lage erkennen, denn nun erhob sich hinter seinem Rücken mit einem Male der Kampfruf der Beduinen, der lang und laut in der Nacht verhallte. Abdelmasram versuchte eine nutzlose Gegenwehr; ich traf auf ihn mitten im Gefecht und spaltete sein schändliches Haupt mit meinem Säbel. Unsere Verbündeten waren auch nicht müßig geblieben, und nach wenigen Minuten war des Renegaten geringes Gefolge zersprengt; nur wenige Verwundete kamen als Gefangene in unsere Hände, denn bei der Nähe, in welcher wir uns getroffen hatten, waren die meisten Wunden tödtlich. Beladen mit Beute kehrten wir nach unserer Oase zurück, und legten uns nieder, um den Rest der Nacht theils in Ruhe zu verbringen, theils aber für die Verwundeten zu sorgen, welche weniger glücklich als wir Anführer aus dem Scharmützel gegangen waren. Die Beute war wie gesagt kostbar, und wir stellten innerhalb unseres Zeltlagers die Waarenballen auf, an denen wir die erbeuteten Kameele und Pferde befestigten, damit sie sich nicht während der Nacht verlaufen könnten. Kaum hatten wir aber einige Stunden uns den Armen des süßen Schlafes hingegeben, als uns die Kameele durch ihr Geschrei, und die Pferde durch ihr Stampfen und Schnauben aus dem Schlafe erweckten; wir besorgten einen Ueberfall, ob wir gleich uns nicht denken konnten, woher derselbe wohl kommen mochte. Als ich mich aber den Thieren näherte, fand ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß ein Paar Löwen uns das schönste der erbeuteten Pferde, deren der Renegat etwa ein Dutzend aus Nubien herführte, getödtet und bereits fortgeschleppt hatte. Zwar machten wir sogleich Jagd auf diese Thiere, es gelang uns aber nicht, eines derselben zu erlegen, indem sie mit der Schnelligkeit des Windspiels sich hinter jenes alte Getrümmer flüchteten, das sich, wie du weißt, zwei Meilen südlich von der Oase befindet. Der übrige Theil unseres Ausfluges enthält weiter nichts, was der Rede werth wäre, die Beute haben wir wohlbehalten angebracht, aber der Verlust des edlen Thieres will mir noch nicht aus dem Sinne."

Hiemit endigte Ibrahim seine Erzählung; Abu Hassan aber, der mit mir schon oft über das Ritterliche einer Löwenjagd gesprochen hatte und dem de

Verlust eines edlen Pferdes ebenfalls nichts Geringes war, sprach nun zu Ibrahim: „Nun haben wir ja die schönste Gelegenheit, Bruder, uns an den Löwen zu rächen, zugleich aber unserem Gaste das edle Schauspiel einer Löwenjagd zu geben, nach dem er sich so oft gesehnt hat.“

Dieser Vorschlag fand allgemein Beifall; Ibrahim, Abdallah und die beiden Beduinen erklärten sich bereit, schon am folgenden Morgen auf die Jagd auszuziehen, ich selbst aber versicherte, daß ich mir Glück dazu wünsche, in so hoher Gesellschaft der Jagd auf dieses königliche Thier beizuwohnen. „Wohl ein königliches Thier, bemerkte einer der Beduinen, und du wirst sehen, Franke, wie muthig es sich wehrt!“

Die Stunde der Jagd wurde nun anberaumt, und nachdem wir den Abend mit heiteren Gesprächen zugebracht hatten, der folgende Morgen zum Aufbruch bestimmt. Beim Scheiden versprach Abu Hassan, mir eines seiner geübtesten Pferde zu geben, weil er zweifle, daß das meinige bei der Annäherung der Löwen Stand halten würde.

Noch vor Tagesanbruch war unsere kleine Jagdgesellschaft versammelt; zwei Kameele mit Lebensmitteln und Wasser beladen gingen, geführt von zwei Mohrensclaven, voraus, Abu Hassan ritt auf einem der schönsten Schimmel seines Stalles, einem edlen Thiere von türkischer Abkunft; er war mit einem leichten, aber kostbar gestickten Gewand bekleidet, und ein weißer Turban bedeckte sein schönes Haupt. Arme und Beine trug er, der Sitte des Landes gemäß, nackt, und führte keine andere Waffe, als einen leichten Speer, den er gleich einem Spielzeug in den Fingern hielt. Es war ein ritterlicher Anblick, denn seine wohlgestalteten Arme zeigten unverhüllt jenes gewandte Muskelspiel, das dem in allen Leibesübungen erfahrenen Kämpfer eigen ist; die Leichtigkeit, womit er sein Pferd lenkte, die Gewandtheit, womit er, ohne je zu zeigen, daß es ihn Mühe koste, seinen Wurfspieß bald in die Höhe warf und wieder auffing, bald, als wäre es zum Scherz, oder um sich der Sicherheit seines Wurfes zu vergewissern, die Spitze desselben in die Borte einer der Satteldecken der vor uns hingehenden Kameele also eindringen ließ, daß sie weder das Thier noch den Reiter verwundete, alles dieß gab Zeugniß, wie gewandt im Kampfe und wie kalt und sicher er bei der Führung seiner Waffe war. An seiner Seite ritt Ibrahim auf einem Rappen, der den schönsten der Berberei angehörte, bedeckt von einer phrygischen Mütze, deren bunter Zipfel in der Luft flatterte, und angethan mit einem schmucklosen Jagdkleide. Er führte mehrere Pistolen im Gürtel, in deren Handhabung er sich einer nicht geringen Meisterschaft rühmte. Abdallah, der rauhe Sohn der Wüste, hatte nur einen weißen Mantel um sich geschlagen und ritt ein feuriges nubisches Pferd, das er Mühe hatte, in langsamen Gang zu bringen, sobald wir uns der Wüste näherten. Hier begann dieses edle Thier zu schnauben und sich zu bäumen, als wollte es in vollem Rennlauf die Wüste durchfliegen, denn hier schien es gewohnt zu sein, sei es in Verfolgung oder Flucht, seinen Reiter in schnellstem Laufe dem Ziele zuzutragen. Die beiden Beduinen, denen sich auf unserer Reise noch zwei ihrer untergebenen Gefährten zugesellten, waren gleich den vorigen mit ihren weißen wallenden Gewändern bekleidet, und mit ferntreffenden Kugelbüchsen bewehrt, welche bei der Jagd sowohl, als im Kriege, wo es raschen Angriff gilt, ihre furchtbarste Waffe sind; sie waren mit arabischen Pferden von der edelsten Race beritten.

Also zogen wir der Wüste entgegen. Die Wüste, in der sich der Europäer gewöhnlich eine unabsehbare, durch nichts unterbrochene Ebene vorstellt, ist denn doch nicht so still und öde, als man sich eine Sandfläche gewöhnlich denkt, im Gegentheile ist sie bewegt wie ein Meer, wo man den andern Tag den Weg nicht mehr finden kann, den man Tags zuvor betreten hatte. Der höchst feine Flugsand ist ein immerwährendes Spiel der Winde, er thürmt sich hier bald zu hohen Sandwogen an, bald bildet er dort einen sich sanft hinschlängelnden Wellengrund, welcher in blauer Ferne dem Auge des durstigen Wanderers oft den täuschenden Eindruck eines Seespiegels vormahlt; nichts ist peinvoller, als diese Erscheinung, denn der von Durst Aufgeriebene streugt seine letzten Kräfte an, um den vermeintlichen See zu erreichen, und ist er der Stelle nahe gekommen, welche er wenige Augenblicke vorher dafür hielt, so hat er wieder das alte, unendliche, glühende Sandmeer vor sich, dessen Horizont ihn von Neuem durch ähnliche Trugbilder quält. Eine ähnliche, nicht minder wunderbare Erscheinung erblickten wir Alle selbst auf diesem Ritte, kurz nachdem wir die letzten Dattelpalmen, welche der Araber die Ammen der Wüste nennt, hinter uns gelassen hatten. Mit einemmale erhob sich nämlich in einer scheinbaren Entfernung von etwa einer Stunde Wegs eine lachende grüne Gegend in der Luft, wo die Bäume im Winde lieblich hin und her wogten und ein Thal beschatteten, in dessen Mitte ein klarer See die Gipfel der Palmen wiederspiegelte. Plötzlich wurde diese Gegend belebt, es kamen einige Reiter herbei, lagerten sich um den See und kurze Zeit darauf folgte ihnen eine ganze Karavane mit ihren Kameelen, Pferden, Waarenpäcken, Kaufleuten, Kameeltreibern und Sclaven, kurz mit dem ganzen lustigen und lärmenden Treiben, mit welchem eine Karavane in die Heimath einzieht oder einen Rastort begrüßt; alle Trachten und Völkerstämme waren deutlich zu unterscheiden, und ich hätte gedacht, sie sprechen hören zu können, wenn nicht Alles in der Luft vorgegangen wäre.

Erstaunt über diese wundervolle Erscheinung, die einem traumhaften Blick in das Reich der Feen zu vergleichen war, hielten wir alle in Betrachtung versunken an. Bald aber verbleichte dieses Zauberbild, das uns in seiner höchsten Entwickelung so nahe gekommen war, daß wir, wäre die Karavane eine wirkliche gewesen, nicht mehr als drei Minuten Zeit gebraucht hätten, um mit unsern schnellfüßigen Pferden an ihrer Seite zu sein. Als aber das Bild verblichen war, trat

der Himmel in seiner wolkenlosen Bläue wieder hervor, und Abu Hassan sprach zu mir, als wir noch ganz erfüllt von Staunen langsam weiter ritten:

„Allah sei gesegnet, und dir, o Fremdling, ist ein Anblick geworden, den sonst der Prophet nur seinen Gläubigen gewährt, du hast in die Gärten des Paradieses geschaut, wo eine Karavane heiliger Pilger nunmehr angekommen ist, um aus dem Quell der ewigen Glückseligkeit zu trinken, wo die Houris, die Feen des Himmels, den Rechtgläubigen ewige Götterspeise und lieblichen Trank in goldenen Schalen darbieten und ihn beglücken, wie der Prophet uns geweissagt hat."

„Edler Scheik," antwortete ich, „ich finde in dieser Erscheinung nur etwas ganz Natürliches, nämlich eine Spiegelung in der Luft von Gegenständen und Begebnissen, die auf der Erde vorkommen; eine Erscheinung, welche unter dem Namen der Fata Morgana bei Franken und Muselmännern bekannt ist. Das Volk glaubt, daß eine Fee durch den Himmel ziehe und allerlei Bilder und Gestalten uns sehen lasse, um unsere irdischen Augen zu ergötzen; wie nun aber jeder seine eigene Erklärung hat, und du mir die deinige gegeben hast, so will ich dir nun auch meine geben."

„Von der Sandwüste nämlich steigen Morgens leichte Dünste auf, und in diesen spiegelt sich, wie etwa im Wasser, eine ferne Gegend wieder, die uns deßwegen so nahe gerückt wird, weil dieser Nebeldunst sich kreisförmig in der Luft hinzieht, und deßwegen wirkt wie ein Hohlspiegel. Auf diese Weise erklären wir dieses anscheinende Wunder, und unsere Gelehrten haben Beispiele genug zur Bekräftigung dieser Wahrheit aufgefunden."

„Ungläubiger Hund," murmelte Ibrahim zwischen den Zähnen, und ließ unter den buschigen Augenbrauen finster seine Blicke gegen mich herüberblitzen, doch ein Wink seines Bruders beschwichtigte diesen Ausbruch seines Zorns, und Abu Hassan sprach zu mir: „Jeder, o Fremdling, hat seinen eigenen Glauben, und die Schriftgelehrten und Weisen eines jeden Stammes geben den Ibrigen die Auslegung dazu an." Mit diesen Worten sprengte er sein Roß zu raschem Laufe an und wir eilten in schnellem Galopp dem Orte unserer Bestimmung zu.

Wir mochten ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt haben, als wir wenige Schritte von unserem Pfade einen ungeheuren Sandhügel entdeckten, in welchem das scharfe Auge Abdallah's weiße Gestalten zu entdecken glaubte. Kaum hatte er dieß unserem Anführer mitgetheilt, als dieser sogleich dahin eilte, um die Sache näher zu untersuchen. Ein grausenhafter Anblick wartete unser. Wenigstens zweihundert Gerippe von Menschen, Pferden und Kameelen lagen in dem Sande umher, gerade in der Stellung, welche die Reisenden anzunehmen pflegen, wenn sie vom Samum überrascht werden; hier saß ein Todter auf seinem todten niedergestürzten Pferde, noch war sein Scheitel bedeckt von dem perlendurchwirkten Turban, und krampfhaft hielt er in den beinernen Händen einen dürren Schlauch, an dessen Inhalt er sich in der letzten Stunde mit gierigen Lippen gelabt hatte; dort hielt ein Anderer sein Schwert vor die Augen, als wollte er theils vor der sengenden Hitze des Windes sich durch den blanken Stahl schützen, oder auch wohl in der Verzweiflung sich gegen diese übermenschliche Macht wehren; der hatte den Boden aufgewühlt, um fruchtlos nach Kühlung zu suchen, jener lag mit gekreuzten Armen, das Gesicht gen Osten gewendet, im Sande, — er hatte sein letztes Gebet gesprochen. Kurz, ringsum waltete Zerstörung und Tod in der gräßlichsten Form. Offenbar waren die Reisenden durch die Einwirkung jenes giftigen Windes Samum, der von Zeit zu Zeit über die große Wüste Sahara hinstreicht, erstickt worden, und einer jener gefährlichen Sandwirbel, welche oft thurmhohe Haufen von Flugsand emporwerfen, hatte sie bedeckt. Ernste Trauer befiel uns Alle, und jeder kniete nieder und verrichtete an diesem Grabe der Wüste sein Gebet.

Nachdem wir unsere Pferde wieder bestiegen hatten, wandte sich Ibrahim nicht ohne Vorwurf mit folgenden Worten zu mir:

„Du siehst nun, ungläubiger Fremdling, wie wahr die Erscheinung gewesen ist, welcher uns vor wenigen Stunden der Prophet würdigte, du hast ja selbst in den Wolken diese Karavane gesehen, deren todte Ueberreste hier im Sande liegen."

Ich schwieg und schöpfte daraus die Lehre, daß es eine Thorheit ist, unwissenden und fanatischen Leuten Erscheinungen auf natürlichem Wege erklären zu wollen, deren Dasein sie überirdischen Mächten zuschreiben; auch that ich klug daran, hier jede Einwendung zurückzuhalten, denn selbst die Macht und Gastfreundschaft des Scheik wäre in diesem Falle nicht genügend gewesen, um mich vor dem Grimme seiner Glaubensgenossen zu schützen.

Allmählig senkte sich nun die Sonne näher gegen den Rand des Horizontes und ging mit unheimlich trübgelbem Lichte hinter den Nebeln der Sandfläche unter; nach wenigen Minuten war es dunkle Nacht, wie dieß in südlichen Gegenden immer der Fall ist, wo die Dämmerung sich auf wenige Sekunden beschränkt. Dieser rasche Wechsel von Tag und Nacht hat besonders in der Sandwüste etwas höchst Unangenehmes, denn während die Sonne scheint, wird das Auge durch die scharf und weiß vom Flugsande zurückgeworfenen Sonnenstrahlen beinahe geblendet, und tritt nun plötzlich die Nacht ein, so flimmern tausend Farben vor den Augen, so daß man geraume Zeit sich nicht zu finden weiß. Ich überließ mich daher, bis ich wieder hoffte, daß mein Auge sich an die Dunkelheit gewöhnen würde, der Führung meines guten Pferdes, sollte aber bald für den Verlust an Licht durch das Erscheinen eines anderen Gestirnes entschädiget werden; denn nun erhob der volle Mond von Afrika, jener Mond, der mit solch' lebendigem Lichte glänzt, jenes herrliche silberne Gestirn, dessen erhabener Schein nichts mit dem nebelvollen Monde Europa's gemein hat — dieser Mond erhob

sein Haupt über die Wüste, und zeigte meinen erstaunten Blicken nun in der Ferne die schönen Umrisse einer Anzahl von Dattelpalmen und Bananen, unter welchen die weißen Zelte eines Beduinenlagers schimmerten.

In raschem Laufe eilten wir auf die Oase zu, die sich als eine geräumige herrliche Insel aus dem Sande des Meeres erhob, und mit Jubelruf wurden wir von dem Vater unserer beiden Begleiter und seinen Genossen empfangen. Der Alte war ein ehrwürdiger Mann, dessen langer silberweißer Bart in großen Locken auf den Gürtel hernieder wallte. Als er den Scheik seinem Zelte sich nähern sah, übergab er seine Pfeife einer Sclavin, stand von seinem Sitze auf, sprach die Worte: „Sei willkommen, mein Sohn," und küßte Abu Hassan auf die Stirn; dieser erwiederte mit größter Ehrfurcht jene Begrüßung, und setzte sich alsdann an seiner Seite nieder. Wir setzten uns rings um den alten Häuptling zu einem kurzen ländlichen Imbiß, bestehend aus vortrefflichem Kaffee, getrockneten Datteln und Bananen, so wie etwas Gerstenbrod. Das Treiben und Wesen in dem Zelte des Beduinen gewährte einen erfreulichen Anblick; der Alte genoß einer patriarchalischen Würde, welcher von allen seinen Angehörigen auf das Kindlichste gehuldigt wurde. Ein Wink von ihm war Befehl. Die Frauen, welche in einem abgesonderten Zelte wohnten, ließen sich nicht sehen, wohl aber ein Haufen munterer Kinder, die mit den in der Nähe des Zeltes weidenden Pferden spielten. Hier hängte sich eines an die Mähne, dort ein anderes an den Schweif, jenes kam mit einer Peitsche, und dieses suchte das Thier an den Ohren zu halten; alles dieß ließ sich aber die Stute von den Kindern gerne gefallen und hütete sich, eines derselben zu treten oder abzuschütteln.

Nach kurzer Rast machten wir uns auf, um die Löwen in ihrem Verstecke aufzusuchen und wo möglich ihr Lager auszuspüren, damit uns die Jungen sammt den Alten in die Hände fielen. Einer unserer Neger, ein verwegener Bursche, der schon oft bei solchen Jagden gewesen war, vermaß sich hoch und theuer, er wolle nicht eher rasten, bis er der Löwin ihre Jungen entrissen hätte, und er war es auch, der vermöge der Schärfe seiner Sinne gleich einem Hunde den Aufenthalt dieser Thiere auswitterte; da die Religion den Mohammedanern den Umgang mit Hunden verbietet, so fehlten diese nützlichen Thiere bei der Jagd.

Wir mochten ungefähr eine Strecke von drei Stunden Wegs zurückgelegt haben, als wir eine Gegend erreichten, wo der einförmige Sand der Wüste theils durch hier und da sich erhebende ungeheure Felsblöcke unterbrochen wurde, theils auch dadurch sich mannigfaltiger zeigte, daß die unverkennbaren Spuren von altem Gemäuer und zerbrochenen Säulen an manchen Stellen aus dem Sande hervorragten. Vor Alters soll hier eine große römische Stadt, oder vielmehr ein befestigter Lagerplatz gewesen sein. Hier, versicherten die Neger, seien die Höhlen der Löwen, und wir umstellten daher auf der günstigsten Seite diesen Platz, indem sich ein jeder der Reiter etwa dreihundert Schritte von dem andern entfernt aufstellte.

Von den Löwen hörten wir lange Zeit nichts, bekamen auch keinen zu Gesicht, daher befahl Abu Hassan den Negern, sie sollten in den Höhlungen des Getrümmers, sowie in den Felsklüften nachspüren, ob sie nichts entdecken könnten. Der Neger, von welchem ich vorhin gesprochen habe, machte den Anführer, und ermittelte schnell durch seinen feinen Geruch, mitten in einem Gewölbe, das Lager dieser Thiere. Da er aber nichts von alten Löwen dort entdeckte, stieg er mit raschen Schritten hinab, um nach den Jungen zu suchen, und war auch so glücklich, nach kurzer Frist zwei junge Löwen hervorzubringen. Rasch lief er mit seiner Beute auf uns zu, bestieg eines der Kameele, und rief mit lauter Stimme den übrigen Negern zu, sich so schleunig wie möglich aus dem Bereiche der Löwenhöhle zurückzuziehen.

Kaum war dieß geschehen, als zwei der schönsten Gazellen wir in vollem Laufe über den Sand hinweg springen sahen, und von ferne das tiefe donnerähnliche Gebrüll des Löwen vernahmen. Die Gazellen flohen in weitem Kreise der Stelle zu, wo wir Stand hielten, als wollten sie, trotz ihrer angeborenen Menschenscheu, in ihrer Noth bei uns Schutz suchen. Kaum hatten diese Thiere unsere Linie durchbrochen, als wir auch eines mächtigen Löwen ansichtig wurden, der mit wildem Toben einhergesprengt kam. Düster funkelten seine großen Augen hinter der buschigen Mähne hervor, und wenn er brüllte, senkte er seinen Kopf zu Boden, so daß es schien, als ob ein tiefer Donner aus den unterirdischen Katakomben der alten Römerburg sich ergösse; unsere Pferde zitterten und schnaubten; die Angst hielt sie an den Boden gefesselt, näher und näher kam der Löwe heran, mit dem Schweife seine Flanken peitschend, gerade auf die Stelle zu, wo Abdallah aufgestellt war. Dieser machte, um dem geraden Angriffe des Löwen zu entgehen, eine rasche Schwenkung, so daß er dicht hinter eines jener Gemäuer zu stehen kam, welche sich wenige Fuß über den Sand erhoben. Der Löwe bemerkte dieß und machte eine jener entsprechende Schwenkung, kauerte sich sodann in den Sand nieder und ging knurrend und die Zähne fletschend langsam, aber sprungfertig, gegen das Gemäuer zu. Jetzt war der Augenblick, wo Abdallah den Löwen tödtlich treffen mußte, oder in Gefahr kam, von ihm zerrissen zu werden. Er schlenderte seinen Wurfspieß auf ihn ab, ritzte ihm aber, anstatt ihn in das Herz zu treffen, nur die Seite, denn der Löwe hatte in demselben Augenblicke sich enger zusammengezogen, um den Sprung auf seinen Feind zu wagen. Im nächsten Augenblicke führte er auch diesen Sprung aus, und zwar mit solcher Kraft und Gewandtheit, daß er nicht nur mit einem Satze über das Gemäuer flog, sondern auch das Pferd Abdallah's mit den Zähnen an der Kehle gepackt hatte; nur die größte Besonnenheit rettete diesen. Während sein Pferd sich in Schmerz und Verzeiflung wüthend bäumte, schoß er dem Löwen eine Pistolenkugel so sicher in die Kehle,

daß sie den untern Theil der Zunge durchbohrte, und zum Hinterhaupte herausfuhr. Abdallah selbst aber fiel, während sich der Löwe blutend am Boden wälzte, durch das jähe Bäumen seines erschreckten Pferdes zu Boden.

Ich selbst war gegen meinen Willen ein müßiger Beobachter dieser ganzen und der folgenden Scenen geworden, denn an Abdallah's linker Seite, etwa zweihundert Schritte von ihm aufgestellt, wollte ich ihm bei Annäherung des Löwen schleunigst zu Hilfe eilen, und spornte deßhalb mein Pferd zum schnellsten Lauf, in der Hast aber übersah ich einige Steintrümmer, so auf meinem Wege lagen, lenkte mein Pferd beim Hinwegsetzen über diese Hindernisse deßhalb nicht geschickt genug, und befand mich, ehe ich mich dessen versah, so unsanft hinter ein Säulenstück zu Boden geworfen, daß ich für die nächste Viertelstunde nicht aufzustehen fähig war, dafür aber um so besser den interessanten Scenen dieser Jagd zusehen konnte.

Alles war das Werk weniger Minuten gewesen. Mittlerweile aber war die Löwin herangekommen, welche ihren Gemahl auf der Jagd begleitet hatte. Sei es nun, daß sie auf Raub begieriger war, als jener selbst, sei es, daß sie ihre Jungen, welche der Neger bereits auf sein Kameel gerettet hatte, in der Ferne witterte — ihr Angriff übertraf den des Löwen an Wuth und Ungestüm bei weitem; sie machte es nicht, wie es sonst die Gewohnheit der Katzenarten ist, daß sie sich erst auf den Boden hinkauerte, um zum Sprunge sich bereit zu halten, sondern sie sprang in dem Augenblicke, wo der Löwe in den letzten Zuckungen am Boden lag, mit einem ungeheuren Satze über das Gemäuer.

Abdallah selbst wäre nun sicher verloren gewesen, denn sein Leben hing an einem einzigen unsichern Pistolenschuß, wenn nicht während dieses ganzen Vorganges ihm Alle zu Hilfe geeilt wären. Am nächsten hinter ihm war der Neger, welcher die jungen Löwen geraubt hatte; von seinem Kameele aus war es ihm leicht, die ganze Gefahr zu überschauen, und deßhalb trieb er nun sein Thier an, um dem Freunde seines Gebieters zu Hilfe zu eilen. Waffen hatte er zwar nicht, allein die sicherste Entwaffnung der Löwin deuchte ihm das Preisgeben eines der Jungen, damit sie mit diesem nach ihrem Lager zurückkehre. In dem nämlichen Augenblicke aber, als er, um dieses auszuführen, herangeritten war, kamen auch Abu Hassan und sein Bruder Ibrahim, und in weiterer Entfernung zugleich die beiden Beduinen, gefolgt von noch zwei Andern, auf den Jagdschauplatz. Das Ganze gewährte nun ein großartiges Bild, der Löwe wälzte sich blutend auf dem Boden, und beinahe über ihn weg setzte die Löwin, im Begriff, Abdallah, der sein Pistol auf sie abdrückt, zu zerreißen; aus der Ferne schoß einer der Beduinen seine Büchse auf die Löwin ab, und der muthige Neger war im Begriff, das eine Junge herunterzuwerfen, Ibrahim wollte schießen, allein sein scheu gewordenes Pferd machte eine Seitenflucht und riß den Reiter mit sich fort. Abu Hassan war der Besonnenste, mit fester Hand zügelte er sein Pferd und schwang die Lanze auf das Thier, um es, falls Abdallah's Pistole und des Beduinen Büchse ihr Ziel fehlen sollten, tödtlich zu treffen. Also geschah es auch, Abdallah's sonst so feste Hand verfehlte ihr Ziel und verletzte nur den Unterkiefer der wüthenden Bestie. Nicht besser erging es dem Beduinen, dessen Kugel die Löwin nur am Rücken streifte; aber in demselben Momente schleuderte Abu Hassan seinen Speer der Löwin so kräftig in den untern Theil des Halses, daß die Spitze das Herz durchbohrte und an der untern Seite der Brust hervordrang. Die Löwin stürzte todt auf Abdallah nieder, und neben ihr winselte ihr Junges, das der Neger während des Kampfes herabgeschleudert hatte.

So endigte der Kampf mit diesem Löwenpaare, in welchem Abu Hassan durch seine ritterliche Entschlossenheit seinem Freunde Abdallah das Leben gerettet hatte.

Fröhlich und heiteren Sinnes zogen wir nach Hause; der muthige Abdallah war mit dem Schreck und ich mit einer tüchtigen Quetschung davon gekommen.

Duttenhofer.

Schädliche Schmetterlinge.

II.

(Taf. 26.)

Wir haben schon auf Seite 109 und Tafel 14 den Anfang mit Beschreibung und Abbildung der schädlichen Schmetterlinge gemacht und daselbst die Tagfalter bereits abgehandelt. Gegenwärtiges führt uns zu der Familie der Spinner, unter deren zahlreichen Gattungen es mehrere, für den Forst- und Landwirth sehr schädliche gibt.

Obenan steht die Nonne (Bombyx monacha), welche wir schon in dem Kapitel über die Nadelhölzer (S. 38) beschrieben und auf Taf. 6 abgebildet haben.

Eben so schädlich als die Nonne ist durch ihr regelmäßiges Erscheinen die Stammmotte (Bombyx dispar), welche auf unserer Tafel Fig. 1—5 in ihren verschiedenen Zuständen abgebildet ist. Sie heißt auch die Ungleiche, Großkopf, Zwiefach, Schwammmotte, Schwamm- und Rosenspinner.

Dieser Schmetterling ist fast über ganz Europa verbreitet; seine Raupe findet sich sowohl an den Waldbäumen als in den Gärten an unseren Obstsorten, besonders wählt sie hier die Blätter der Pfirsiche und Aprikosen, der Zwetschen, Birnen und Aepfel, dort vorzüglich Linden und Eichen, geht aber auch fast an alle einheimische Sträucher, hie und da selbst an Nadelhölzer, an verschiedene krautartige Gewächse, sogar an Topf- und Giftpflanzen. Im Forste wird sie übrigens seltener schädlich und hält sich mehr an die Obstbäume, an welchen die sehr gefräßige Raupe bedeutenden Schaden anrichtet, wenn man ihrer Vermehrung durch Wegfangen der Weibchen und Vernichtung der

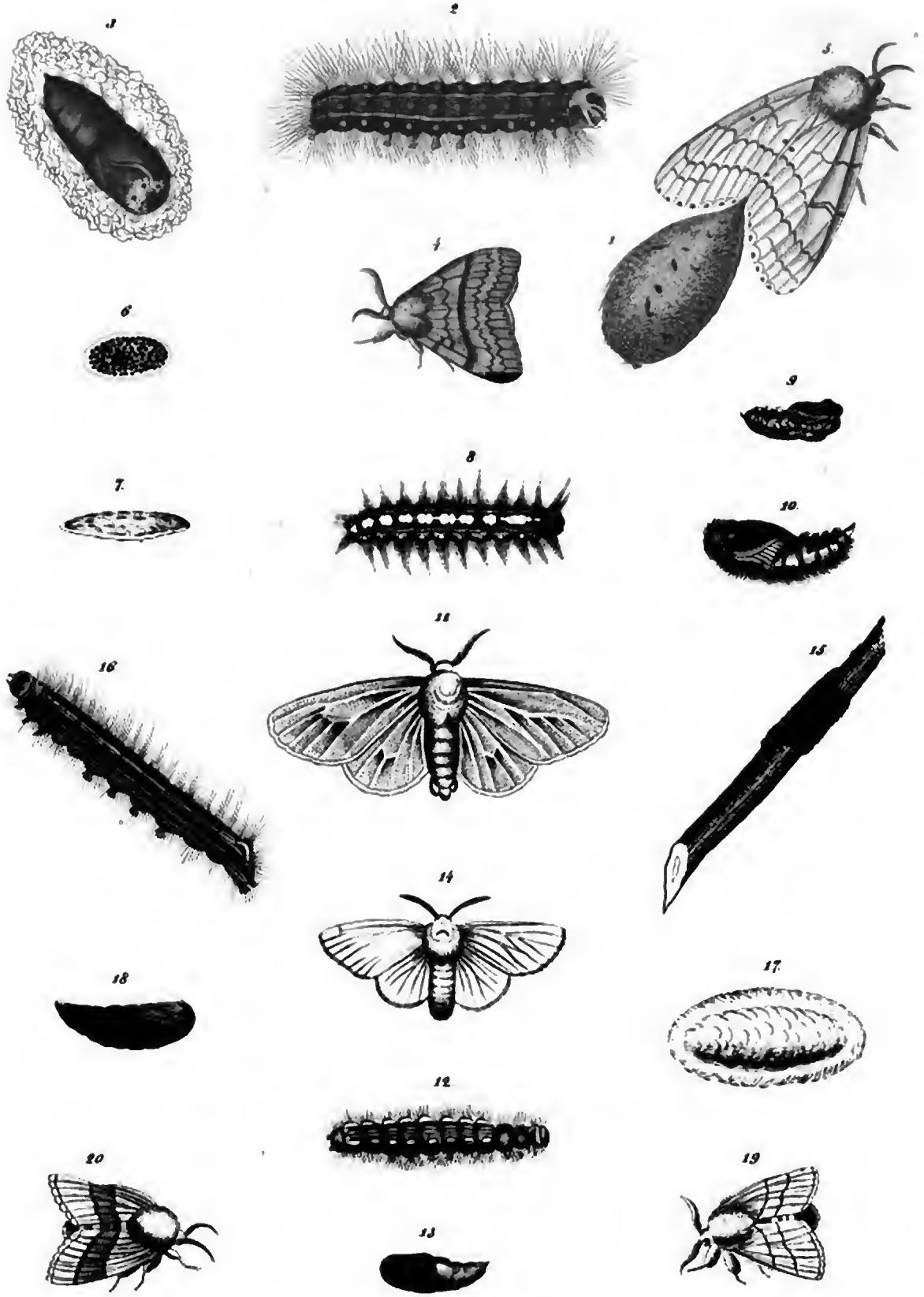
Eier nicht entgegenarbeitet. Die Flugzeit fällt in die Monate Juli und August, selten findet man noch Schmetterlinge im September. Das Weibchen (Fig. 5) ist viel größer als das Männchen und hat eine gräulich weißgelbe Farbe; letzteres (Fig. 4) ist graubraun, dunkler gezeichnet und mit stark gekämmten Fühlern versehen. Die gelblichen oder röthlichen Eier werden an Stämmen, Zäunen und Mauern in großer Anzahl, oft 300—400 beisammen, abgesetzt und von den Weibchen mit den am Hinterleibe befindlichen graubraunen Haaren dicht bedeckt, so daß das Ganze wie ein Stück Feuerschwamm aussieht (Fig. 1). Höchst selten geschieht es, daß die Räupchen noch in demselben Jahre auskommen, sondern die Eier überwintern und die Raupen erscheinen erst im April oder Mai des nächsten Jahres. Sie breiten sich auf dem ganzen Baume aus und ziehen sich nur bei schlechtem Wetter zusammen, um sich in den Achseln der Aeste, oft unter einem leichten Gespinnste, zu verbergen. Im Juni oder Juli sind sie ausgewachsen und haben alsdann das Ansehen und die Färbung von Fig. 2. Jede einzelne Raupe sucht sich nun an Wänden, Mauern, Gebäuden, zwischen Rindespalten und in hohlen Bäumen einen schicklichen Ort zur Verpuppung, verfertigt sich daselbst ein leichtes Gespinnst und verwandelt sich in demselben in eine schwarzbraune oder dunkelrothbraune Puppe mit gelben Härchen (Fig. 3), welche, wie die Raupe, bei dem weiblichen Schmetterlinge viel größer ist. Die Puppe hat das Eigene, daß sie sich oft auf Augenblicke schnell im Kreise herumdreht, und man glaubt, dieß geschehe, um Schmarotzerinsekten abzuhalten, ihre Eier hineinzulegen. Der Schmetterling erscheint 14 Tage bis 3 Wochen nach der Verpuppung.

Der Weidenspinner (Bombyx salicis), auch Pappelmotte und Atlasvogel genannt (Fig. 11), ist ebenfalls ein schädlicher Schmetterling, der jedoch nicht an Fruchtbäume geht, sondern die Blätter der verschiedenen Weiden- und Pappelarten zu seiner Nahrung wählt, an welchen er oft so häufig ist, daß diese Bäume gänzlich entlaubt werden und nur Rippen und Blattstiele stehen bleiben. Seine Menge ist dann öfters so groß, daß man den weißen Schmetterling von ferne für Schneeflocken hält und denselben häufig am Tage um die Bäume flattern sieht. Doch erscheint er nur in einzelnen Jahrgängen in solcher Anzahl, in anderen ist er dagegen höchst selten. Das größere Weibchen hat gekämmte Fühler und einen dickeren Hinterleib als das Männchen. Die blaugrünen Eier (Fig. 6) werden um die Mitte des Sommers von den Weibchen 150 bis 200 beisammen, in einem schaumartigen Gewebe (Fig. 7) an Blätter und Rinde gelegt. Sie entwickeln sich noch im nämlichen Sommer, überwintern aber zwischen den Spalten der Rinde und erreichen erst Ende Mai und Anfangs Juni ihre gehörige Größe, zu welcher Zeit auch ihr verderblicher Fraß seinen höchsten Punkt erreicht. Ist dieser vorüber, so verfertigen sie sich, oft mehrere beisammen, ein leichtes Gewebe zwischen zusammengezogenen Blättern und verwandeln sich darin in eine schwarz und weiße Puppe (Fig. 9 die männliche, 10 die weibliche), welche mit gelben Haaren besetzt ist und nach 14 Tagen den Schmetterling hervorbringt. Die mit rothgelben Haaren besetzte graue Raupe (Fig. 8) ist sehr schön gezeichnet; sie hat nämlich in einem dunkeln Felde längs des Rückens gelbliche oder weiße Flecken und daneben rothe Knöpfe in gelber Einfassung.

Fig. 12, 13 und 14 zeigt Raupe, Puppe und Schmetterling des Goldafterspinners (Bombyx crysorrhoe), der auch Gartenspinner, Brandreitel, Weißdornspinner, Schwan und Rosenvögelchen heißt. Es ist ein schädlicher Schmetterling, welcher stets in ziemlicher Anzahl zu treffen und oft sehr häufig ist. Er geht an Eichen, Rüstern, Weiden und Hagebuchen, besonders aber an Schlehen und alle Arten von Obst ohne irgend eine Ausnahme. Um die Mitte des Sommers fliegt der Schmetterling und setzt seine Eier nicht nur an Zweigen und Stämmen, sondern selbst an der Unterseite der Blätter ab und bedeckt solche mit der rothbraunen Wolle, welche beide Geschlechter am Hinterleibe tragen. Diese Wolle ist beim Männchen mehr braungelb und es unterscheidet sich dieses sonst nur durch gefiederte Fühler, welche beim Weibchen schwach gezähnt sind. 200 bis 300 Eier stecken oft in einem Schwamme

und die Raupen kommen noch spät in demselben Jahre zum Vorschein, fangen aber selten noch an, zu fressen, sondern halten sich in einem, um mehrere Blätter gezogenen Gespinnste auf, in welchem sie während des Winters leicht zu vertilgen sind. Mit dem Eintritt der warmen Witterung werden sie sogleich munter und fangen, sobald die Bäume ausschlagen, zu fressen an, wobei sie nur Stiele und Blattrippen stehen lassen, und weder Knospen noch Blüthe verschonen. Sie sind behaart und wie die zwölfte Figur zeigt, grau, braun und weiß gezeichnet. Gegen Anfang des Sommers zerstreuen sie sich und jede sucht zur Verwandlung einen Platz zwischen Rindespalten, an Zäunen, Gebäuden und dergleichen, wo sie ein mit den Haaren ihres Leibes vermengtes Gewebe fertigt und sich darin in eine braun- und grauschwarze Puppe verwandelt, aus welcher nach 2—3 Wochen der Schmetterling kommt.

Die Haare dieser Raupe setzen sich bei der Berührung, sowie bei Erschütterung eines Baumes oder Strau-



Lith. Anst. v. C. Schach in Stuttgart.

ches, auf dem sie sich befindet, leicht auf der Haut fest und erregen daselbst eine heftige, mehrere Stunden dauernde Entzündung, eine Eigenschaft, welche vertrocknete Raupen sogar einige Jahre lang behalten.

Rechts um das Zweigstückchen (Fig. 15) sehen wir die Eier und diesen gegenüber (Fig. 16) die überall so verrufene Ringelraupe selbst, deren Beschreibung, was ihr Aeußeres betrifft, die getreuen Abbildungen des Gespinnstes (Fig. 17), der Puppe (Fig. 18), des männlichen (Fig. 19) und des weiblichen Schmetterlings (Fig. 20) überflüssig machen.

Die grauweißen Eier werden von Manchen mit den Eiern des Baumweißlings verwechselt. Sie werden im Juli in aufrechter Stellung in einem Ringe um die dünneren Aeste festgeklebt und mit Afterhaaren überzogen. In der Mitte eines jeden Eies, deren ein Ring 300 — 400 faßt, befindet sich ein dunkler Punkt. Sie sitzen sehr fest und sind nur durch Abschneiden des ganzen Zweiges zu entfernen, ihrer Farbe wegen aber nicht leicht zu entdecken. Besser sind die Raupen zu vertilgen, welche bald im Frühjahr, am gewöhnlichsten im April erscheinen, und in Nestgespinnsten beisammen wohnen, um in solcher Vereinigung die Bäume kahl zu fressen. Im Juni sind sie ausgewachsen und zerstreuen sich dann nach der letzten Häutung, bis zu welcher sie beisammen geblieben sind, um einen geschützten Ort zur Verpuppung aufzusuchen, welche sie sowohl in Ritzen an der Erde, an Mauern und Zäunen, als auch auf den Bäumen selbst bestehen, indem sie dazu einige Blätter zusammenziehen und darin ein dichtes, mit weißem Staube vermischtes Gewebe verfertigen, aus welchem nach 12 bis 20 Tagen der Schmetterling hervorgeht.

Der Ringelspinner, Livreevogel, Eichenringelphaläne, Weißbuchenspinner (Bombyx neustria), dessen Raupe auch Gabelraupe genannt wird, ist wie der vorige fast über ganz Europa, sowohl über die südlichen als nördlichen Gegenden, verbreitet, und greift alle Nadelhölzer an. Die Obstbäume zieht die Raupe jedoch vor und unter diesen besonders Aepfel und Birnen, an welchen sie oft so großen Schaden anrichtet, daß der ganze Ertrag verloren geht, und die Bäume mitten im Sommer aussehen, als hätte sie der eisige Nordwind entblättert.

Um die Raupennester zu zerstören, hat man in neuerer Zeit als das wirksamste Mittel Schießpulver angewendet, welches in gewöhnlichen Ladungen, aber ohne Pfropfen, durch eine Pistole oder Flinte auf jedes Gespinnst abgefeuert und die Raupen dadurch getödtet werden. Für die Bäume selbst entsteht aus diesem Verfahren kein Schaden. Berge.

Die Götterlehre der Griechen und Römer.

(Siehe Seite 188.)

Das Schönste, was die Mythologie erdacht und ersonnen, findet sich in der Geliebten des Kriegsgottes vereinigt, in **Venus** oder **Aphrodite**, in der sich der geistvolle Grieche den Inbegriff der körperlichen Schönheit in der reinsten, weiblichen Form, voll Unschuld und Schamhaftigkeit, also fast verklärt gedacht. Nach der Sage entstieg sie den Wellen des Meeres, um ihre hohe Reinheit sinnbildlich anzudeuten, sie entzückte den Himmel und die Erde und flößte allen Wesen die höchste Bewunderung ein. In ihr erscheint uns das Heiligste in der Natur. Als Liebesgöttin ist sie die Schutzgöttin des sanftesten und beseligendsten Triebes, der die Herzen der Sterblichen durchzieht. Sie beherrscht als solche alles was lebt und athmet, selbst die unsterblichen Götter, sie dringt durch alle Adern des Weltalls, und ihrem Dienste reihen sich alle Völker der Erde an. Ihre Opfer waren nie von Grausamkeit befleckt; keines Geschöpfes Tod war dazu erforderlich. Sie bestanden nur aus Blumen, Früchten und Weihrauch, die der Göttin dargebracht wurden. Eine rührende, naive Sitte war es, daß junge Mädchen ihr die Stücke ihres Putzes opferten, an denen sie am meisten Gefallen hatte. Die Eine brachte die schönen Sandalen, eine Andere den Schmuck, den sie im Haare getragen, die Dritte den Schleier, Jene die schlangenförmige Spange von Gold, Diese den Ring, der ihre Hand geziert — so verehrten Alle die beseligende Schützerin des höchsten Liebreizes, der holdesten Anmuth.

In den meisten Wohnungen war der Venus ein Hausaltar errichtet, auf dem ihr Bild stand; die Neuvermählten flehten hier zu ihr, und umkränzten das Bild mit den schönsten Blumen. Gewiß ist es, daß dieser häusliche Cultus einen günstigen Einfluß auf das Glück der Ehen hatte. Die Beweise der Zärtlichkeit, die Angelobungen der Treue, erhielten unter den Augen und unter dem unmittelbaren Schutze der Göttin einen Schein von Heiligkeit.

Ein Epigramm aus dem Griechischen mag beweisen, wie erhebend der Venusdienst wirkte:

Diesen grünenden Kranz von unverwelklichem Laube,
Diese Lilien, weiß, wie der gefallene Schnee,
Mutter der Liebe, weihen wir dir, die mit Lilienunschuld
Und mit unsterblicher Treu' unsere Herzen geknüpft.

So war das Ansehen der Göttin im Alterthume; so war ihr Einfluß auf die Menschheit. Als man in den älteren Zeiten Roms schon über Sittenverderbniß zu klagen Ursache fand, da fragte man die sibyllinischen Bücher um Rath, wie dem Uebel zu steuern sei. Der Ausspruch war, man müsse Venus durch Opfer und Gebete versöhnen, damit sie die Herzen der Menschen umlenken, und die entflohene Zucht und Sitte wieder zurückbringen möge. Sogleich wurde ihr ein Tempel geweiht, wo man sie als Venus verticordia, die Herzenlenkerin, verehrte, und die herrlichste und geehrteste Matrone Roms, Sulpitia, die Gattin des Fulvius Flaccus, weihete selbst das Standbild der Göttin ein.

Für die Kunst war Venus immer der beliebteste Gegenstand, und die größten Meister waren bemüht, sie auf die verschiedenste Weise darzustellen. Sehr berühmt war im Alterthume die Anadyomene des Apelles, die aus dem Meere auftauchende Göttin der Schönheit; dann die Venus des Praxiteles zu Knidos, in verklärter Vollendung. Die berühmte mediceische Venus, die

man noch in Florenz bewundert, ist das Meisterstück eines unbekannten Künstlers des Alterthums. Bald erblicken wir Venus in einer Seemuschel, wie zum Bade sich anschickend, bald sitzt sie auf einem Delphin, bald tändelt sie mit Amoretten, oder erscheint von den Grazien umgeben, und von den Horen bedient. Wenn sie durch den Aether fährt, so sind Schwäne, Tauben oder Sperlinge vor ihren Muschelwagen gespannt. Die Myrthe war ihr geweiht; als sie an Cythereus Ufer landete, verbarg sie sich zuerst verschämt hinter einem Myrtheustrauche. Auch die Rose liebt sie, obgleich sie sich an ihren Dornen ritzte, und von dem Blute der Göttin gefärbt, die Blume ihre ursprünglich weiße Farbe in die nunmehrige verwandelte.

Wie ist doch in der Sage von dieser Göttin alles so zart, nirgends ein harter Zug, und selbst bis in die kleinsten Nebenwerke wieder so übereinstimmend und schön symbolisirend. Aus dem Schaum der Wellen entstanden, erhebt sie sich in den Olymp, und tritt in die Versammlung der Götter, die sie mit Staunen empfangen, und sogleich ihrer holden Macht huldigten. Merkwürdig ist es, daß sich die Sage von der Göttin Venus noch bis in's Mittelalter fortpflanzte. Hier wurde sie jedoch, wie alle heidnischen Gottheiten, wie eine Art von Teufelsspuk betrachtet, wie ein böser Geist, der durch holde Vorspiegelungen und Verlockungen die Menschen zum Heidenthume zu verführen trachtete. So kommt die Venus in manchen unsrer alten Sagen und Lieder vor, wie z. B. in der Sage vom Tannhäuser, wo Frau Venus das Innere eines Berges bewohnt, und den Tannhäuser durch Gesang und Saitenspiel dahin zieht, um ihn dann als Gefangenen bei sich zu behalten. Auch bei Turnieren und Festen sah man im Mittelalter Frau Venus eine Rolle spielen, doch war dieß dann immer, selbst in der pomphaftesten Gestalt, eine Herabwürdigung der ursprüglichen, schönen und reinen Idee der Alten.

Der Sohn der Schönheitsgöttin war **Amor** oder **Eros**, mit dem die jugendlich frische Schöpferkraft der Griechen ganz so wie mit einem Kinde spielte. Nach dem alten Idyllendichter Moschus machten ihn folgende Zeichen kenntlich. Sein Leib glänzte wie Feuer, seine Augen flammten wie Blitze, sein Herz war voll Trug, während die Rede sanft klingt. Seine Worte und Gedanken waren in beständigem Zwist untereinander; seine Stimme klang süß wie Honig. Brachte man den Knaben in Zorn, so wüthete er fürchterlich, sogleich sann er auf verderbliche Ränke, und begann grausame Spiele. Auf der Stirne konnte man den muthwilligen Schelm erkennen, obgleich liebliche Locken sie bedeckten. Er war mit Fittigen versehen, um sich schnell überall hin verfügen zu können. Ueber die Schulter hängt ihm der Köcher mit Pfeilen, und den Bogen hat er stets in der Hand. Oft auch trägt er die Fackel, um die schlummernden Leidenschaften in Brand zu setzen. Nach diesem Bilde warnt der Dichter ernstlich vor dem bösen Knaben; kann man sich seiner bemächtigen, so soll man ihn zu fesseln suchen, und sich weder von seinen Thränen, noch von seinen süßen Worten berücken lassen.

So schlimm und tückisch Amor nun auch von einer Seite geschildert wird, so gibt ihm auf der andern die Idee von einem Kinde wieder so viel Schein von Unschuld und Herzlichkeit, daß man es kaum über's Herz bringen kann, etwas Arges im Ernste von ihm zu fürchten. Die alten Dichter: Moschus, Bion, Theokrit, aber vorzüglich Anacreon sind voll süßer Tändeleien, mit dem schalkhaften Knaben. Ihre kleinen Schilderungen sind wie Miniaturbildchen mit einer unvergleichlichen Zartheit ausgeführt, und mit griechischer Anmuth ausgestattet. Bald schläft er ermüdet von seinen muthwilligen Streichen, und da soll man ihn nicht wecken, damit er nicht wieder neue verübe; dann wird er im Schlafe gefesselt und seiner Pfeile beraubt. Man ergreift seine Fackel und taucht sie in die Quellen, um sie auszulöschen; aber sie ertheilt der Quelle Wärme und beseligende Kraft.

Amor hatte eine Menge von Brüderchen und Spielkameraden, die man Amoretten, Amorinen nannte. Hiedurch hatten nun die Künstler Stoff zu den mannigfaltigsten Erfindungen, und daraus entstanden die lieblichsten Kinderscenen und Gruppirungen. Alle Spiele und Beschäftigungen der Kinder wurden auf die Amoretten übertragen. So das Spiel mit Bogen und Pfeilen, Blumen pflücken, Schmetterlinge fangen, mit Schwänen und Tauben zu tändeln u. s. w. Wie Kinder gern zu thun pflegen, so sah man auch die Amoretten auf allerlei Gegenständen in reitender Stellung; man sah sie Versteckens spielen, sich vermummen, besonders den Waffenschmuck erwachsener Männer anlegen.

Manchmal wurde Amor jedoch auch erwachsener gebildet. Er erschien dann als ein schöner Genius in Jünglingsgestalt, und Hymen war sein Bruder. Sein zweiter Bruder, Anteros genannt, stellte den Begriff der Gegenliebe dar. Eros und Anteros kämpften den schönsten Kampf, und Einer ergänzte den Andern. Man bildet sie ab, wie Beide an einem Palmzweige ziehen, und ihn sich nicht zu entreißen vermögen. Kann der Gedanke: „Welcher von uns liebt stärker?“ wohl im Bilde zarter und doch zugleich verständlicher wohl ausgedrückt werden?

In der uralten, heroischen Zeit bestand auch die reine, geistige Liebe als inniges Freundschaftsbündniß, als heiliges Seelenband zwischen Männern, wodurch sie sich wechselseitig zu edeln, hohen Thaten begeistert und angeregt fühlten. Sie trotzten gemeinschaftlich den größten Gefahren, strafften vereint die Beleidigungen, die Einer von ihnen empfangen hatte, verbanden sich wechselsweise dazu, den Tod des Freundes zu rächen, und in jedem Falle das Leben für ihn hinzugeben. So war die Liebe von Achilles und Patroklus, von Orestes und Pylades, von Theseus und Pyrithous, die höchsten Beispiele, die uns die Dichter aufbewahrt haben.

Mit der Heroenzeit verschwand auch dieser auf körperliche Kraft und Macht beruhende Ausdruck der innigsten Zuneigung jener Wesen. Die Gymnasien entstanden,

in denen der Ausbildung körperlicher Schönheit und Gewandtheit die größte Sorgfalt gewidmet wurde. Nun fanden sich vorzugsweise solche Menschen zu einander hingezogen, in deren Körper das höchste Ideal der Schönheit angetroffen wurde.

Dann erschien das Zeitalter der Philosophie. Socrates und Plato lehrten, daß körperliche Schönheit nur dann einen Werth habe, wenn sie der Wiederschein einer schönen Seele sei. Man überzeugte sich, daß ohne diesen innersten Kern alles Schönen eigentlich kein Mensch, seinem bloßen Aeußern nach, auf den Namen „schön" Anspruch machen könne. Jetzt liebte man erst in dem schönen Körper die schöne Seele. Jener erschien nur als ein Zeichen, daß man unter der versprechenden Hülle nach dem schönen Kern suchen möchte. Diese Liebe wurde so von Plato vergeistigt, daß man sie noch jetzt die platonische nennt. In der That reinigt sie die Seele von bösen Eigenschaften und niedrigen Gesinnungen, und schützt sie vor allen schlimmen Einflüssen; sie ist die fruchtbare Ernährerin aller Tugenden im Menschen.

Ehe wir uns von Venus und ihrem Sohne abwenden, wollen wir noch ihres anmuthigen Gefolges und ihrer Dienerinnen gedenken, die das liebliche Bild abrunden und vollenden werden. Das erstere besteht aus den drei **Grazien** oder **Charitinnen**, welche Aglaia (Glanz), Euphrosyne (Frohsinn) und Thalia (die Grünende) heißen. Nur durch sie war Venus zu der Macht gelangt, Alles zur Bewunderung zu reizen; die Grazie ist die Folie aller Schönheit; Nichts ist wahrhaft schön, was nicht die Hand der Grazien berührte oder schmückte.

Was den Göttern und Menschen gefallen soll, muß erst die Weihe der Grazien empfangen haben, da sie die personifizirte Anmuth sind. Ohne sie ist kein reiner, lieblicher Genuß möglich. Eine Grazie gab dem Tanze Leichtigkeit, dem Gastmahle Frohsinn, heitere gebildete Scherze, Nüchternheit und Mäßigkeit.

Der Dienst der Grazien war bei dem von ächtem Schönheitsgefühle durchdrungenen Volke der Griechen allgemein verbreitet. Ueberall hatte man ihnen Tempel gebaut und Altäre errichtet. Jeder Stand, jedes Geschlecht opferte ihnen. Die Künstler mußten sich ihnen weihen, denn sie leiteten den Geist und die Hand derselben, und hauchten ihren Gebilden Leben ein. Eben so sehr bemüht waren die Weltweisen in ihrem Dienste, da sie von den Grazien die Blumen entnahmen, womit sie den rauhen Pfad zur Wahrheit bestreuten.

Man stellte sie gewöhnlich schwesterlich umschlungen in schwebender Gruppe dar.

Doch nicht blos auf eine schöne, gefällige Außenseite sollte der Dienst der Grazien seinen Einfluß üben. Die Griechen trennten nie das Innere vom Aeußern; der Mensch sollte ein harmonisches Ganzes sein, und die sittliche Anmuth sollte auch seine Seele verschönern. Wohlwollen, Dankbarkeit, frohe Thätigkeit, jede sanfte Tugend, jede edle Gesinnung war die Wirkung der sittlichen Grazie. Sie gaben den Takt des Schönen dem menschlichen Leben; und durch sie kann das Leben selbst, der Genuß des Lebens im höhern Sinne wohl zu einer Kunst ausgebildet werden, in der es Virtuosen gibt. Würde diese Kunst allgemeiner, so würden Groll, Neid, Mißgunst, Bosheit aller Art, jeder niedrige Trieb bald aus der Welt verschwunden sein; alle Menschen böten sich mit aufrichtigem Wohlwollen die Hände, und erfaßten die Dargereichten mit Dankbarkeit und Gegenliebe, um freudig, in seliger Eintracht durch das Leben zu gehen. Wohl dem, der sich die schöne Kunst errang; er wird auch die Gabe besitzen, den Gleichgestimmten zu finden, und wandelt froh und leicht des Lebens Bahn.

Am meisten gewinnt die Tugend der Geselligkeit durch die Grazie; wo sie mangelt, hat selbst das edelste Gemüth mit dem Schein zu kämpfen.

Als Dienerinnen der Venus sind die **Horen** bekannt. Sie waren es, welche die Göttin, als sie den Wellen entstieg, empfingen, schmückten und in die Versammlung der Himmlischen geleiteten. Wir finden sie stets in einer Art von dienstbarem Verhältniß; Homer schildert sie uns als Pförtnerinnen des Himmels. Sie sind es, die jeden Morgen die Rosse vor den Sonnenwagen spannen, der das belebende Licht durch das Schöpfungsall trägt. Sie deuten das schnelle und regelmäßige Vorüberschwinden der Tages- und Jahreszeiten an, weßhalb man sie in leichter tanzender Bewegung darzustellen pflegt. Sie erscheinen Hand in Hand um den Thron Jupiters ihren Tanz ausführend, der den Mittelpunkt bildet, um den sich das All in ewiger, unwandelbarer Ordnung dreht.

Die vorüberschwebende Hore raubt uns Sterblichen immer Etwas; allein sie vermag auch unser Dasein zu verschönern. Man erflehte sich daher für jedes Alter die Gunst der Horen, die sie auch willig zu spenden geneigt waren. Die Ordnung und Regelmäßigkeit in der Bewegung, wie bei ihrem Gehen und Kommen, ließ sie als Schwestern der Grazien erscheinen, und wie diese sind sie Töchter Jupiters.

Zunächst an diese Gruppe schließt sich nun wohl **Phöbus** oder **Apollo**, denn es ist der Gott der Tonkunst und der Dichtkunst, der nach dem Ausspruche des Sängers die Freude erst verklärt, und zu dem Guten das Beste bringt. Die so glücklich geschaffenen, heitern und zart gebildeten Griechen liebten Gesang und Tanz über Alles. Bei ihren Festen und Opfern, bei öffentlichen Mahlen und Schauspielen — immer war es Chorgesang, immer Leier und Flöte, welche die Feier wirksamer machten und verherrlichten. Die Sänger und Flötenspieler waren überall hochgeehrte Gäste. Die Rhapsoden, welche umherzogen, um Stücke aus Homer's Gedichten abzusingen, waren ein sorgenfreies, in fröhlicher Armuth hinlebendes Geschlecht, die sicher waren, an jedem griechischen Herde das heilige Gastrecht zu finden. Sie waren es, welche die göttlichen Dichtungen, nur durch Ueberlieferungen, Jahrhunderte lang aufbewahrten und herum trugen, und die Welt damit bekannt machten. Ihnen verdanken wir es, daß wir

Homer haben. Die Fürsten jener Zeit hielten eigene Sänger, welche immer auch Dichter waren.

Die Griechen bildeten ihren Himmel und ihr ganzes Götterthum der Erde und den sie bewohnenden Menschen nach, und so entstand denn Apoll, der himmlische Sänger, der Dichter der Götter und der Gott der Dichter. In der hohen Burg Jupiter's, beim Mahle der Himmlischen, ertönte Apoll's Gesang und Saitenspiel lieblich und bezaubernd.

Alle Eigenschaften, die den Dichtern und Tonkünstlern im Alterthume beigelegt wurden, alle Wirkungen der schönen Künste wurden auf Apoll übertragen, und gaben lebhafte Züge, um sein Bild zu vervollständigen.

Nach den Alten waren die Dichter Weise und Vertraute der Gottheit; in ihrem begeisterten Zustande wurden sie Seher, welche die Zukunft klar erschauten. So wurde denn auch Apoll diese Kraft übertragen; er ward als Wahrsager verehrt, und ganz Griechenland wallfahrtete nach Delphi, wo der Tempel des Gottes stand, um aus dem Munde der begeisterten Priesterin des weisen Gottes Rath zu vernehmen.

Die Musik, namentlich der Gesang, sollte die Kraft besitzen, Schmerzen zu lindern und Krankheiten zu heilen, deshalb wurden Apoll auch ärztliche Kräfte zugeschrieben, und sein Sohn ist Aeskulap, den er in der Heilkunde unterrichtet, und ihm nicht nur Mittel für jede Krankheit zu finden lehrt, sondern sogar als Geheimniß mittheilt, Todte zu erwecken.

Aber die Dichter und Sänger sollen nicht nur die Leier zu handhaben verstehen, sondern auch mit den Waffen umzugehen wissen. Diese Verschwisterung von Leier und Schwert hat sich bis auf unsere neueste Zeit erhalten, und die Schlachten, die am Tage durchgekämpft wurden, besingt der Dichter am Abend und stählt und erwärmt die Gemüther zu neuer Kraft, und zu fernern ruhmvollen Thaten. So auch stimmt Apoll die Leier, und spannt den mächtigen Bogen. Homer nennt ihn fast immer nur den Ferntreffenden.

Der stets zum Kampfe gerüstete Gott erlegte zuerst den Drachen Python, der seine Mutter Latona verfolgte; aber auch auf Menschen richtet er gern sein Geschoß. Seine Schwester Diana, die wir sogleich näher kennen lernen werden, steht ihm darin bei. Er erwählt sich die Männer, sie die Weiber als Ziel.

Doch war der Tod von den Pfeilen der Götter leicht und sanft; so starben die Alten und Schwachen. Keine böse Krankheit suchte solche Menschen mit langwierigen Qualen heim; sie lebten und freuten sich ihres Lebens, und wenn das Alter da war, so kamen Apollo und Diana mit silbernen Bogen von den Bergen, und der Pfeil flog von der Sehne, und tödtete die Menschen schnell und schmerzlos. Nur in Zeiten der Pest schoß der Gott seine Pfeile zürnend, oder wenn er durch eine Handlung der Sterblichen beleidigt ward. Dann flogen die todtbringenden Geschoße neun Tage lang, und die Scheiterhaufen loderten unaufhörlich, welche die Leichname verbrannten.

Die Wissenschaft, welche Apoll seinen Sohn Aeskulap gelehrt hatte, Todte wieder zum Leben zu erwecken, erregte Jupiter's Zorn gegen diesen, und er erschlug ihn mit seinem Blitze. Apoll war darüber so erbittert, daß er die Cyclopen, die dem Vater der Götter die Donnerkeule schmiedeten, mit seinen Pfeilen erlegte. Dafür ward er aus dem Himmel verbannt. Er war nunmehr gezwungen auf der Erde zu weilen, und wie ein Mensch zu leben. Bei dem thessalischen Fürsten Admet trat er in Dienste und weidete die Heerde. Damals waren die Hirten ein beglücktes Volk. Sie sangen, bliesen die Flöte, spielten die Leier, denn sie besaßen Muße und Frohsinn bei ihrem Geschäfte. Apollo sagte dies Leben zu. So weit der Zauber seines Gesanges reichte, schuf er den Himmel um sich, und der Gott entbehrte nichts. Nicht nur er war glücklich, sondern Alles, was ihn umgab, war es mit ihm. Sobald die Töne seiner Leier den Hain durchschwirrten, versammelten sich um ihn alle Hirten und Hirtinnen von nahe und fern, staunten ihn wie ein Wunder an, und empfingen von ihm weise Lehren und Unterricht im Tanz und in der Tonkunst.

Später wurde Apollo zum Sonnengott erkoren, einen Platz, den früher Helios eingenommen hatte. Sein hellleuchtender Verstand, sein ewig junges, heiterstrahlendes Antlitz, dies Alles leihte ihm vollkommen die Eigenschaften, als Gott des beseligendsten Gestirnes zu prangen. So dachte man sich auch die Strahlen der Sonne als Pfeile, was mit Apollo's Eigenschaft übereinstimmend war; ihnen verdankte man das Wachsthum heilsamer und wohlthuender Kräuter und Pflanzen, was mit der vorhin erwähnten Arzneikunde Apollo's ebenfalls zusammentraf; so wie man die Pest und andere tödtliche Krankheiten der Wirkung einer großen, und lange anhaltenden Hitze zuschrieb, worauf sich Apollo's Einfluß wiederum beziehen ließ. Dem weissagenden Gotte entsprach die Sonne, die Alles sieht und beleuchtet, und so wurde denn Phöbus, der Leuchtende, mit Helios vertauscht, oder vielmehr einer gänzlich für den andern genommen.

Mit diesem neuen Atribute verschönt, war der Gott der Liebling aller Menschen geworden, von Allen gleich verehrt. Doch war es die Insel Delos, der Ort seiner Geburt, wo ihm die höchste und ausschließlichste Verehrung geweiht wurde. In Delphi wurden ihm Kampfspiele gefeiert, die im Wettstreit der edelsten Kunstfertigkeiten bestanden. Am meisten aber huldigte man ihm durch die Ausübung jener Künste und Wissenschaften, in denen er selbst als Muster voranleuchtete. In Rom hießen diese Wettkämpfe die Apollinarischen. Alle hundert Jahre wurden sie mit besonderer Pracht begangen, und wurden dann die säcularischen genannt. Die schönste Blüthe der römischen Jugend sang in Wechselchören dem Geschwisterpaare Apollo und Diana Lob und Preis. Diese Jünglinge und Jungfrauen versinnlichten die ewige Jugend des Staats, der, trotz dem daß die Geschlechter abtraten und die Menschen wie dürres Laub dahin sanken, doch in neuen Sprößlingen stets

fort und fort blühte und ewige Fortdauer verhieß. Gleich der Sonne, die selbst nie alternd, ein Jahrhundert nach dem andern herbeiführt, so sollte auch der Staat, im Wechsel der Zeiten, unter neuen, nachgewachsenen Geschlechtern immer derselbe bleiben, und an seinem Glanze eben so wenig als die Sonne verlieren. So läßt sich denn auch hier leicht der feine, innere Zusammenhang der Mythe auffinden, die Apollo, dem Sonnengotte, am Scheidepunkte zweier Jahrhunderte, die glänzenden Feste von der Jugend begehen ließ.

Apollo's Tempel stand in Rom auf dem Palatinischen Hügel; eine schätzbare Bibliothek war in demselben aufgestellt. Unter August und Nero wurde ihm der prächtigste Opferdienst in neun Tempeln gefeiert.

Geweiht waren dieser Gottheit die leise schwirrende, beschwingte Cicade, der edle Schwan, der bei seinem annahenden Tode melodische Hauche, wie Gesang, von sich geben soll, endlich jene Vögel, welchen die Alten Kunde der Zukunft beilegten, der Rabe und die Krähe. Von den Gewächsen war es der Lorbeer, welcher Apollo geheiligt war. Man glaubte nämlich, daß seinen Blättern eine begeisternde Kraft inwohne, und daß, wer auf Lorbeer schlafe, der Weissagung theilhaftig werde. Aus dem Verbrennen angezündeter Lorbeerzweige wollte man die Zukunft vorhersehen.

Von den Künstlern wird dieser Gott gewöhnlich so dargestellt: Das Gesicht im reinsten Oval, die Stirn gewölbt und hoch, das Antlitz voll Begeisterung, und im Unwillen erhaben furchtbar; seine hinten aufgebundenen Locken fallen ein wenig auf die Schultern, wie Venus und seine Schwester Diana die Haare auch tragen. Auf der Stirn Apollo's erheben sich zwei Locken, in neuester Zeit Apolloschleife genannt, und eine Zeitlang durch die Mode auch bei uns im Gebrauch. Die Gestalt ist schlank, und die Bewegung zeugt von leichter Gewandtheit. Ihm beigegeben sind: Bogen und Köcher, Zither, Schlange (als Zeichen der Heilkunde), Hirtenstab, Greif und Schwan, dann zuweilen auch der Dreifuß, auf dem der weissagende Apollo sitzt, der Lorbeer, der Rabe. Das schönste Abbild dieses Gottes besitzen wir noch aus dem Alterthume in dem sogenannten Vaticanischen Apollo, oder dem Apollo von Belvedere, wie ein Theil des Vaticanischen Palastes in Rom genannt wird. Man weiß nicht, wie der große Künstler geheißen hat, der diese schöne Bildsäule geformt. Es ist in ihr das Ideal männlicher Schönheit versinnlicht. Apollo ist im Vorschreiten dargestellt, wie er so eben einen Pfeil abgeschossen hat, der linke Arm ausgestreckt, der rechte zurückgezogen. Stolz, Gefühl der Stärke und Verachtung thront auf dem Gesicht.

Zum Gefolge dieser vor allen andern so herrlichen Gottheit gehörten vornehmlich die **Musen**, welche sämmtlich Töchter Jupiter's und der Mnemosyne waren, und allen Künsten und Wissenschaften als Gottheiten vorstanden. Es waren neun, und ihre Namen und Beschäftigungen sind in nachfolgende Verse gebracht:

1. Klio lehrt die Geschichte der Völker; tragische Spiele
Sind der Melpomene heilig, komische liebet Thalia;
Schlachtengesänge tönt der Kalliope stolze Drommete;
Tänzer beschützet Terpsichore; Flötenspieler Euterpe;
Erato singet der Liebenden Glück; Urania wandelt
Unter den Sternen; Polymnia herrscht im Reiche der Redner.

Diese Göttinnen hielten sich auf Bergen auf, die ihnen geheiligt waren. Der erste dieser Berge war der Parnassus, an dessen Fuß der kastalische Quell entsprang; der zweite war der Helikon, mit den Quellen Aganippe und Hippokrene; und der dritte war der Pindus. Wer aus den Quellen trank, wurde begeistert.

Einst wurden die Musen von den falschen, verführerisch schmeichelnden Sirenen zum Wettgesang aufgefordert. Der reine, wahre Ausdruck der Musen trug natürlich den Sieg davon. Zur Strafe rupften sie nun ihren Gegnerinnen die Federn aus den Flügeln. Die Griechen wollten durch solche Dichtungen ihren Abscheu gegen alle Anmaßung im Kunstbereiche und gegen das Prunken mit falschem Scheine an den Tag legen.

Die Alterthumsforscher unterscheiden vier verschiedene Perioden in der Geschichte der Ausbildung des Mythus von den Musen. Nämlich die Periode der thrakischen Musen, deren es drei gab, welche Melete, Mneme, Aoide hießen, welches Nachdenken, Gedächtniß und Gesang bedeutet. Sie waren Nymphen der begeisternden Quellen, und, wie ihre Namen es andeuteten, zur Verfertigung und Aufbewahrung von Liedern den dichtenden Hirten von wirksamem und kräftigem Beistand. Die zweite Periode war die der helikonischen oder böotischen Musen, welche dieselben Namen führten. Hieher gehört die Sage von dem Flügelpferde Pegasus, das bei der Enthauptung der Gorgona Medusa, deren wir schon bei dem Schild Minerva Erwähnung thaten, entsprungen, zum Olymp sich emporschwang, und dort Jupiter's Donner und Blitze trug. Jupiter schenkte dies Pferd der Eos, der Verkünderin des Tages, damit sie schneller ihre Rundreise um die Erde zurücklegen könne, und da geschah es, daß es mit seinem Hufschlage der Hippokrene am Helikon das Dasein gab. Die Neuern machten den Pegasus zum dienstbaren Rosse Apollo's und der Musen, wie endlich der Dichter überhaupt. Die dritte Periode ist die der Parnassischen Musen, deren es neun gab, die wir oben schon anführten. Die vierte Periode nennt die Hesiod'schen Musen, welche zur Zeit der Homer'schen Gesänge entstanden, als das Göttersystem seine schönste und umfassendste Ausbildung erhielt. Sie erhielten nun bei jeder neuen Schöpfung im Kunstgebiete oder bei der Bereicherung und Erweiterung des Feldes der Wissenschaft auch ausgedehntere Funktionen. Berühmte Sänger und Dichter wurden sinnbildlich Söhne der Musen genannt, und die Wohlthaten, welche das menschliche Leben durch diese Künstler erhielt, wurde stets den Musen zugeschrieben.

Apollo's Zwillingsschwester war **Diana** oder **Artemis**, gleich ihrem Bruder stets mit Pfeil und Bogen geschmückt. Sie zieht dunkle Wälder, kühle Grotten und die schattenreichen Ufer der Flüsse und Bäche den Thälern und Triften vor, die ihr Bruder sich zum Wohnsitze erwählte. Stets verfolgt sie das Wild und ihr

Charakter bietet nur wenig weibliche Züge. Sie lebt nur von ihren Nymphen umgeben, und kein Mann darf sich in ihrem Kreise blicken lassen. Eine Nymphe aus ihrem Gefolge, Kallisto, die mit einem Manne umging, wurde von ihr in eine Bärin verwandelt und von Jupiter aus Mitleid unter die Sterne versetzt. Ein Jüngling, Aktäon, der sie im Bade belauschte, wurde von ihr in einen Hirsch verwandelt und später von seinen eigenen Hunden gehetzt und zerrissen. Nur an dem Schäfer Endymion fand sie Wohlgefallen, doch nicht als strenge Diana, sondern als Luna, oder Göttin des Mondes. Denn so wie ihr Bruder der Sonnengott war, so war der Mond ihr Sinnbild. Diana bestieg seinen Wagen allnächtlich, die leuchtende Fackel in der Hand, und so theilte sich das erhabene Geschwisterpaar in der Herrschaft des Tages und der Nacht. Apollo spendete den Fluren Gedeihen und Wachsthum, Diana, als wachsender Mond, brachte die Früchte des Feldes der Reife näher. So erhielt sie doppelte Huldigung. Die sanftern Seelen, die melancholischen Schwärmer, denen die Freuden der lärmenden, blutigen Jagd und ihre strenge Göttin für immer gleichgültig bleiben mußte, erfreuten sich des traulichen Lichtes der stillen, sanften Mondgöttin und überließen sich in ihrem Anschauen den Ahnungen der Zukunft.

Aus dieser neuen Eigenschaft der Diana oder Luna entsprang der Glaube, daß sie die Beherrscherin der Geisterwelt war. Wenn der Mond sich hinter Wolken verbirgt und ihren Saum versilbert, wenn sein flüchtiges Licht gerade nur so viel das Dunkel erhellt, um die Gegenstände in Dämmerung zusammenfließen zu lassen, dann erschließt sich das Reich der Täuschungen und Truggestalten umschweben die Einbildungskraft. Man fühlt sich geneigt zu spukhaften Eingebungen, man hört leise Tritte, man glaubt auch wohl die Stimme der Geister zu vernehmen. Luna wurde daher angerufen, wenn man mit Geistern verkehren wollte. Man brachte ihr alsdann Opfer und wandte gewisse Sprüche und Lieder an, um sie günstig zu stimmen. Ja, man glaubte sogar, daß man sie durch diese Formeln bewegen könne, den Himmel zu verlassen und sich zum unmittelbaren Beistande der Sterblichen auf die Erde zu begeben. Es lebten unter den Alten Zauberer und Zauberinnen, die sich darauf Viel zu Gute thaten, geradezu dieses Geheimniß zu besitzen. Diese Spiegelfechtereien und dunkeln Gebräuche waren schuld, daß Viele unsere Göttin mit der Hekate verwechselten. Es ist aber gewiß, daß Hekate eine eigene und zwar fürchterliche Gottheit war. Wenn diese sich nahte, hörte man ein Gebell, wie von tausend Hunden, und ein Gezisch, wie von zehntausend Schlangen; Blitze fuhren aus dem Boden auf; der Sturm durchbrauste den Forst und die stärksten Bäume wurden krachend zertrümmert. Niemand konnte ihren Anblick ertragen und Alles floh vor ihr in größter Bestürzung.

Dichte Haine und Gebüsche waren der Diana als natürliche Tempel geweiht. An festlichen Tagen verband man die Stämme mit Blumengewinden und Niemand durfte es wagen, einen Baum umzuhauen oder auch nur zu beschädigen.

Niobe, die Gattin Amphions, Königs von Theben, war Mutter von sieben herrlichen Söhnen. Darüber wuchs ihr Stolz zum Uebermaße an; sie dünkte sich einer Gottheit gleich, in dem Besitze, denn ihr doch nur die gütigen Götter verliehen hatten. Endlich ging sie so weit, daß sie verbot, der Latona Opfer darzubringen, weil diese nur die Mutter von zwei Kindern sei: Apollo und Diana. Latona forderte diese zur Rache auf und sie erlegten alle Kinder der Niobe mit Pfeilen. Neun Tage lagen sie da in ihrem Blute; Niemand konnte sich ihnen nahen; Zeus versteinerte Jeden, der sie erblickte. Am zehnten Tage bestatteten sie die Götter selbst. Niobe, die unglücklichste der Mütter, irrte nun in Schmerz und Verzweiflung umher, und ward endlich von Zeus auch in einen Stein verwandelt, der jedoch fortwährend Thränen vergoß. Von der bildenden Kunst ist diese Sage vielfach ausgebeutet worden; das bedeutendste Kunstwerk, die Niobe mit ihren von Apollo und Diana getödteten Kindern vorstellend, befindet sich jetzt in Florenz. Man sagt, daß es von Praxiteles herrühren solle. Nach Homer hatte Niobe sechs Töchter und sechs Söhne.

Diana war übrigens auch das Sinnbild der Natur, die große Naturgöttin. Sie wurde zu Ephesus, im Hain von Ortygia geboren, und besaß dort den berühmten, prachtvollen Tempel, zu dem alle Völker Asiens beigetragen haben sollen. Ihr Bild war ganz mit Thiergestalten bedeckt und mit einer Mauerkrone geschmückt. In Taurien ward sie als Jagdgottheit verehrt und die barbarischen Einwohner brachten ihr Menschenopfer. Jeder Fremde, welcher dies Land betrat, wurde der Göttin geopfert. Erst in Kreta ward sie als Schwester Apollo's erkannt und mit Pfeil und Bogen bewaffnet, in etwas milderer Gestalt verehrt.

Die Künstler stellen die Diana, mit einem Halbmond auf dem Haupte, in blühender, jugendlicher Gestalt dar; oft rasch vorwärts sich bewegend, von Hunden umgeben, mit Bogen und Köcher; quer auf einem Hirsche reitend, oder auf einem Wagen von Stieren gezogen.

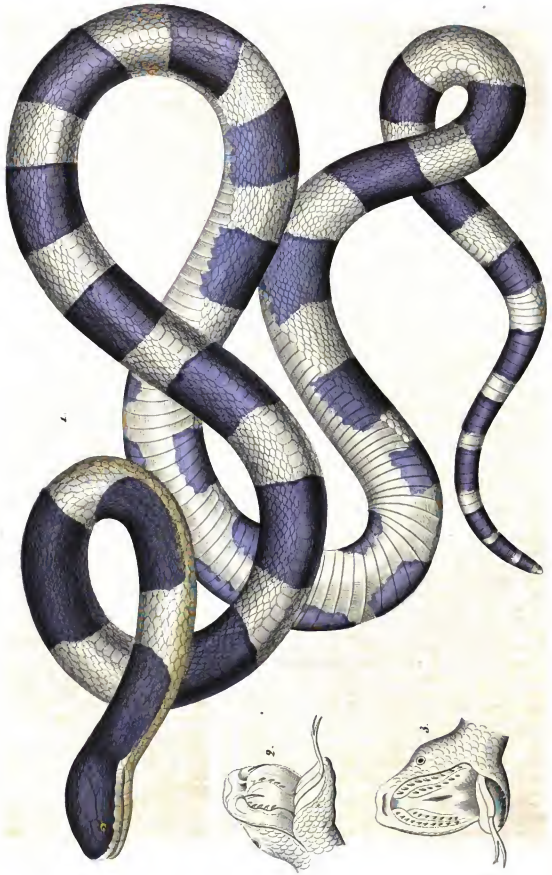
Aug. Lewald.

Schlangen.

(Taf. 27.)

Die Schlangen sind in doppelter Beziehung sehr merkwürdige Thiere. Ihr Körperbau ist höchst bewundernswerth; die Glieder fehlen ihm gänzlich und das Ganze ist nur eine lange Walze, welche hinten allmählig dünner wird und vorn mit einer sehr weiten Mundöffnung versehen ist. Und doch führt dieser Körper alle Bewegungen aus, als ob er von Gliedern unterstützt würde, und zwar auf eine ziemlich schnelle und geschickte Weise.

Die Schlangen sind Thiere, mit welchen man sich schon im höchsten Alterthume beschäftigt hat. Ihr Ansehen und ihre Eigenschaften wurden gar häufig und in



Erpeton Anse = Chiffriant sc. Bulgare

sehr verschiedener Bedeutung gebraucht, um gewisse Vorstellungen dadurch auszudrücken. Schon die heilige Schrift bezeichnet die Schlange als ein Sinnbild der Schlauheit, Falschheit und des Teufels, der in Gestalt einer Schlange die ersten Menschen im Paradies zur Sünde verleitete. Einige Völker betrachteten sie als Symbol der Ewigkeit und Zeit; andere zollten ihr göttliche Verehrung; namentlich aber kommt sie in der Götterlehre der Griechen häufig vor. Der Gott Merkur trägt die Schlange um einen Stab gewunden und sie bildet beim Aeskulap ein Abzeichen der Arzneikunst. Auf einer andern Seite wird durch sie Wuth, Verzweiflung, Zwietracht und Schrecken ausgedrückt, weßhalb die Haare der Furien oder Eumeniden von Schlangen gebildet werden, und Schiller sagt daher, indem er von diesen Rachegöttern spricht:

„Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich weh'n,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwoll'nen Bäuche blähn."

Der Knochenbau der Schlangen zeigt eine Wirbelsäule so lang als der Körper selbst; die gewöhnlichste Zahl der Wirbel, woraus sie zusammengesetzt ist, beträgt 200, steigt aber manchmal auf 300; an ihnen hängen sehr viele Rippen, mehr als bei allen andern Wirbelthieren. Sie hören da auf oder sind wenigstens von der Stelle an, wo der Schwanz anfängt, stark verkümmert. Das Brustbein fehlt, ebenso ein Schulterblatt und Schlüsselbein. Der Unterkiefer ist durch einen aus drei Knöpfen bestehenden und durch Sehnen verbundenen Stiel am Schädel eingelenkt und kann daher ungemein weit auswärts gedreht werden. In beiden Kiefern stehen hakenförmige Zähne, welche oben jederseits in zwei Reihen geordnet sind; darunter befindet sich häufig ein Giftzahn, bald vorn, bald hinten oder in der Mitte. Daneben stehen noch einige andere, deren einer den ausgefallenen Giftzahn ersetzt. Am Ende des letzteren befindet sich die Giftblase, welche bei der Bewegung des Zahns von einem Muskel gedrückt wird und dadurch das Gift in die Rinne des hohlen Zahns ergießt, auf welchem Wege es augenblicklich in die Bißwunde dringt. Der eigentliche Giftzahn sowohl als die ersetzenden Zähne stecken in einer häutigen Scheide, welche hin- und hergeschoben werden kann, und die Giftzähne sind demnach, doch mit mehreren Ausnahmen, beweglich. Die Giftblase selbst ist ein häutiger Sack, welcher hinter dem Auge unter den Muskeln des Oberkiefers liegt und durch Scheidewände in mehrere Fächer getheilt ist, welche das durchsichtige Gift enthalten. Das Schlangengift ist fast immer tödtlich, wenn seiner Wirkung nicht entgegen gearbeitet wird. Unterbinden, Ausschneiden und Brennen, so wie schnelles Aussaugen der Wunde und Schröpfen sind Mittel, welche unmittelbar nach dem Biß anzuwenden sind. Das Gift schadet nur, wenn es in's Blut gebracht wird, und ist im Magen völlig unschädlich, wie auch die giftigen Schlangen so gut wie die ungiftigen von manchen Völkern gegessen werden. Glücklicher Weise sind die Schlangen nicht so häufig und ihre Begegnung selbst ist so gefährlich nicht, als in manchen Büchern geschrieben steht. Ueberhaupt wäre in den südlichen Weltgegenden, namentlich in Südamerika, Afrika und Ostindien kaum auszukommen, wenn man gewissen Schilderungen jener Gegenden Glauben schenken wollte. Nach ihnen sollte man oft schließen, aus jedem Busch, aus jeder Höhle strecke ein gieriges Ungeheuer bei jedem Schritt den Rachen hervor, um Jeden, der ihm in den Weg kommt, zu verschlingen. Aber jenen gefährlichen Thieren, Löwen, Panthern, Tigern und Schlangen begegnet man nicht so häufig als man sich vorstellen möchte; so lautet das Urtheil wahrheitsliebender Männer, welche an Ort und Stelle selbst gewesen sind. Die Bewegung der Schlangen ist überdieß nicht so blitzschnell, als man vorgibt, und die wenigsten verfolgen den Menschen. Sie liegen theils verborgen an sumpfigen oder dürren Orten, kommen bei heiterem Wetter häufig hervor, um sich zu sonnen, und ziehen sich dann wieder in ihre Schlupfwinkel zurück, welche in Büschen, Steinen, in und auf Bäumen und in Erdlöchern zu suchen sind. Die größeren geben auch bei der Annäherung ein zischendes Geräusch von sich oder ein Geklapper, wie die Klapperschlangen, bei welchen durch bewegliche Schwanzringe jener Ton hervorgebracht wird, von welchem sie ihren Namen erhalten haben. Die kleineren Gattungen ergreifen meist die Flucht und beißen nur, wenn sie berührt oder gereizt werden. Diese sind übrigens leicht zu tödten, und man kann ihnen durch einen Schlag mit einer Gerte leicht die Wirbelsäule entzwei schlagen, so, daß sie weiterer Bewegung nicht fähig sind. In Deutschland haben wir nur eine giftige Gattung, die gemeine oder Kreuzotter (Coluber berus), welche wir später noch besonders kennen lernen werden. Solche kleinere Giftschlangen schaden nur durch ihren Biß, wenn solcher einen Finger, eine Zehe oder etwa die Nase trifft, den Fuß, die Hand oder das Gesicht vermögen sie nicht so schnell und in dem Grade zwischen die Kinnladen zu bringen, daß der Zahn eindringen kann. Dieser ist sehr scharf und man hat Beispiele, daß er durch Handschuh und Schuhleder gedrungen. Nach der Aussage Gebissener und nach den Aeußerungen gebissener Thiere ist der Biß selbst nicht schmerzhaft und die Wunde so fein, daß sie kaum bemerkt wird.

Bei den Giftschlangen steht gewöhnlich nur eine Zahnreihe im Oberkiefer oder Gaumen, und eine im Unterkiefer (Figur 2); bei den ungiftigen dagegen sind oben zwei, eine im Kiefer selbst, die andere im Gaumen (Figur 3). Die Schlangenzunge kann in einer Scheide vor- und rückwärts bewegt werden; sie ist lang und in zwei Theile gespalten, wird im gereizten Zustande von dem Thiere schnell und oft durch einen Ausschnitt des Oberkiefers hervor geschnellt, dient aber nicht zum Verwunden, sondern vertritt eigentlich die Stelle der Vorderglieder, denn sie wird als Fühlorgan gebraucht. In den Muskeln besitzen die Schlangen große Kraft; durch sie wird die wellenförmige Bewegung dieser Thiere vermittelt, welche nie

von oben nach unten, sondern stets von einer Seite gegen die andere geschieht. Die Giftschlangen sind viel träger als die andern, ein neuer Beweis, mit welcher umfassenden Weisheit die Natur zu Werke gegangen ist, um nirgends einseitig zu erscheinen.

Die Bedeckung der Schlangen besteht in Schuppen, welche auf dem Kopfe häufig in Tafeln oder Platten, am Unterkörper aber in Schienen verwachsen sind.

Die Nahrung der Schlangen besteht allein in lebendigen Thieren, Todtes rühren sie nicht an; bei den kleineren sind es Insekten, Würmer, kleine Säugthiere und Reptilien; die größeren aber greifen Thiere an, welche weit größer sind, als daß sie Raum in ihrem Körper zu haben scheinen. Dieser ist jedoch, wie der Rachen und Magen, einer so großen Ausdehnung fähig, daß sie selbst kleine Hirsche mit Geweihen, größere Katzengattungen, junge Antilopen u. s. w. hinabwürgen. Wenn die Schlange beißen oder auf ihren Raub losgehen will, so rollt sie sich gewöhnlich zusammen, zieht den Kopf ein und schnellt ihn dann mit Heftigkeit nach dem Gegenstande, dem sie sofort einen Biß versetzt. Da die Schlangenzähne nicht zum Kauen, sondern blos zum Ergreifen und Festhalten des Raubes eingerichtet sind, so muß die Nahrung verschlungen werden, was bei den kleinen Thieren so schnell geschieht, daß diese lebendig in den Magen gelangen, an dessen Stelle man außerhalb noch die Bewegung des Thieres sehen kann. Größeren Thieren zerbricht die Schlange erst die Knochen, und überzieht sie ganz mit ihrem Speichel, damit sie leichter hinabgleiten. In ersterer Absicht schlingt sie den Schwanz um einen Baum, den übrigen Körper aber um das Thier selbst, und schnürt es auf diese Weise so zusammen, daß alle Knochen knacken. Die Art und Weise, wie das Hinabwürgen des Raubes geschieht, ist sehr mühsam und langwierig; die beiden Kiefer wirken dabei wie die Arme eines kletternden Menschen. Der Unterkiefer schlägt die Zähne ein, um den Raub zu halten, während der obere so weit als möglich vorgreift und dasselbe thut. Jetzt verläßt der untere seine Stelle und schiebt sich über den oberen hinaus u. s. f. Die Schlangen fressen sehr viel auf einmal, können aber auch sehr lange hungern. Die gefangenen und eingesperrten nehmen nicht gerne Nahrung an und ich erhielt eine Kreuzotter 9 Monate lang ohne Futter und ohne Abnahme ihrer Kräfte und Lebhaftigkeit. Nach der Mahlzeit sind die Schlangen so träg, daß man sich ihrer ohne Gefahr bemächtigen kann.

In den südlichen Ländern gibt es auch einige Schlangen, die im Wasser leben. — Die Fortpflanzung geschieht sowohl durch Eier als lebende Junge; um letztere bekümmern sich die Alten wenig oder nicht und das Ausbrüten besorgt die Wärme der Sonne. Die Eier sind weiß und häutig; ihre Zahl steht zwischen zwei und drei Dutzenden.

Die Größe der Schlangen im Allgemeinen ist bald sehr gering, bald bedeutend, doch wird in letzterer Beziehung viel übertrieben. Schlangen von 20 Fuß gehören unter die größten, während die kleinen nur 1½ bis 2 Fuß erreichen. Sie scheinen ein langes Leben und eine Vorliebe für Musik zu haben. Bei der Gefährlichkeit, mit Schlangen umzugehen, ist es merkwürdig, daß es in Aegypten und Indien Leute gibt, welche giftige wie ungiftige Schlangen zum Tanze abrichten, um sie für Geld zu zeigen. Sie sollen die Giftzähne dieser Thiere ausbrechen, um vor ihrem Bisse gesichert zu sein.

Was die Stellung der Schlangen im System betrifft, so bilden sie eine eigene Ordnung und zerfallen in mehrere Zünfte und Sippen.

In Europa kommen folgende Schlangengattungen vor:

Die gemeine Natter (Coluber natrix), in ganz Europa.
Die cettische Natter (Coluber cetti).
Die Würfelnatter (Coluber tessellatus).
Die Vipernnatter (Coluber viperinus).
Die vierstreifige (Coluber elaphis).
Die Treppennatter (Coluber scalaris).
Die Ricciolinatter (Coluber riccioli).
Die getropfte (Coluber guttatus).
Die gelbliche (Coluber flavescens).
Die glatte (Coluber laevis), auch in Deutschland.
Die schwarzgrüne (Coluber atrovirens).
Die gefleckte (Coluber leopardinus).
Die gemeine Viper (Coluber berus) giftig.
Die Sandviper (Coluber ammodytes) „
Die redi'sche Viper (Coluber redii) „

Diese Schlangen kommen mit ungefähr noch einem halben Dutzend anderer in den südlichen Ländern von Europa vor.

Ueber den ganzen Vorgang der Vergiftung bei'm Biß und die Verrichtung der dabei thätigen Theile werden wir nächstens bei Behandlung der Kreuzotter reden und solche durch eine gute Originalbildung verständlicher machen.

Die wichtigsten Gattungen der Schlangen, von welchen es in den Tropenländern eine durch Größe, Schönheit und Gefährlichkeit ausgezeichnete beträchtliche Anzahl gibt, können nur einzeln von uns betrachtet werden. Für dießmal haben wir zur Darstellung eine solche gewählt, die durch das Angenehme ihrer Farben dem Auge besonders auffallend erscheint. Sie ist zugleich aber auch eine der gefährlichsten Giftschlangen, deren Biß für ganz unheilbar gehalten wird; gehört zu den Felsenschlangen, welches Geschlecht Oken an's Ende der ganzen Ordnung gestellt hat, und hat einen sehr kurzen Schwanz, 212 bis 220 Bauchschienen und gegen ein halbes Hundert Schwanzschilde. Ihre Länge beträgt 3 bis 4 Fuß, wovon auf den Schwanz nicht ganz 5 Zoll kommen. Ihre Giftzähne sind unbeweglich. Sie ist in Ostindien, besonders auf Java, zu Hause. Die violette Farbe ist nur ein Schein und der Grund ist eigentlich schwarz.

Berge.

Geographische Betrachtungen über die Hauptnahrungsmittel des Menschen.

Der Mensch ist ein Kosmopolit. Wo auch seine Wiege gewesen sein mag, ob in dem paradiesischen Hochthale des indischen Kaschmir, oder am Kaukasus, oder in Armenien, — die Thatsache steht fest, daß unser Geschlecht unter allen Klimaten lebt und gedeihet, sowohl in der Nähe des Poles, wo Land und Meer vom Eise starren, als unter dem Aequator, wo die Sonne ihre Strahlen senkrecht auf den dürren Sand der afrikanischen Wüsten oder der amerikanischen feuchten Niederungen fallen läßt.

Ueberall hat eine gütige Natur dafür gesorgt, daß es dem Menschen nicht an der zum Fristen des Lebens nöthigen Nahrung fehle, und jeder einzelne Erdtheil, jedes Klima bringt solche Stoffe hervor, die den dort lebenden Wesen am meisten entsprechend sind. Der Unterschied und die einzelnen Abstufungen der Nahrungsmittel in verschiedenen Gegenden des Erdballs sind freilich bedeutend und auffallend genug; und der verfeinerte Gaumen des europäischen Großstädters wird unter allen Umständen sich entsetzen vor den Lieblingsgerichten des Eskimo oder Kamtschadalen, der rohe oder übelriechende Fische und Wallfischthran für die herrlichsten Leckerbissen hält. Während der Europäer Fleischspeisen genießt, und eine möglichst kompakte Nahrung jeder andern vorzieht, lebt der weichliche und zartere Südasiate fast ausschließlich von Stoffen des Pflanzenreiches, zuckerhaltigen Früchten und leicht verdaulichen Getreidearten.

Der Mensch gewöhnt sich auch in dieser Hinsicht allmählig an Alles, selbst an Gift; der Lappländer verspeiset, ohne krank zu werden, und überhaupt ohne Nachtheil für seine Gesundheit, die jungen Sprossen der Schierlingspflanze, wie wir etwa den Spargel.

Wir sind gewohnt, uns als die Herren der Erde zu betrachten, und sind es auch; denn der Mensch allein trägt Höheres als dunkeln Naturtrieb in sich, er hat Vernunft und klaren Verstand. Dieser gibt ihm das Recht der Herrschaft über die anderen organischen Wesen; dieser macht ihm selbst einen großen Theil der Natur im Allgemeinen unterthan. Während er sie und die unendliche Mannigfaltigkeit ihrer Kräfte geistig zu begreifen und zu erforschen strebt, hat er sie zugleich in physischer Hinsicht zu durchkosten getrachtet, er hat sie sinnlich sich nahe zu bringen, sie seinen Bedürfnissen, und vielfach mit großem Erfolge, unterthan zu machen gewußt, und indem er sich mit ihr in Kämpfe aller Art einließ, sein Unterscheidungsvermögen geübt.

Der Mensch hat einen mannigfaltigen, das Thier einen einseitigen Geschmack. Der Tiger, der Löwe, der Wolf lebt nur von Blut und Fleisch; er genießt nichts anderes, es widersteht ihm, während die pflanzenfressenden Thiere, wie das Schaf, das Rind, der Hase, der Hirsch, lediglich und ausschließlich von Vegetabilien leben. Die Thiere können nicht vergleichen, sie haben einen begränzten Instinkt, sie bestehen gewissermaßen nur aus einem einseitigen Elemente. Der Mensch dagegen ist auch in Bezug auf die Nahrung mannigfaltig und vielseitig; er nimmt sie nicht gedankenlos ein, wie das Thier, das vom Hunger getrieben auf Raub auszieht oder auf die Weide geht; er unterscheidet, wählt nach Gutdünken dasjenige aus, was ihm am meisten zusagt; er bereitet sich seine Nahrung umsichtig zu, paßt sie seinen Bedürfnissen an.

Es ist vielfach, besonders unter den Gelehrten früherer Zeiten, darüber gestritten worden, ob die Natur den Menschen zu einem vorzugsweise oder ausschließlich fleischessenden Wesen geschaffen, oder ob sie ihn lediglich auf den Genuß von Nahrungsmitteln aus dem Pflanzenreiche angewiesen habe. In neuerer Zeit hat man sich, aus manchen Gründen, dahin geeinigt, daß er zwischen den pflanzen- und zwischen den fleischgenießenden Wesen mitten inne stehe; Zähne, Beschaffenheit und Gestalt des Magens, sowie der Eingeweide, welche in Bezug auf den Genuß und die Verdauung der Speisen so wichtige Funktionen zu verrichten haben, sprechen dafür.

Aerzte und Naturforscher haben ausgemittelt und nachgewiesen, daß die Eingeweide (oder vielmehr Gedärme) beim Menschen etwa siebenmal so lang sind, als der Körper. Bei den vorzugsweise von Pflanzennahrung lebenden Affen findet so ziemlich dasselbe Verhältniß statt, während die Gedärme der fleischfressenden Thiere die Körperlänge nur zwei- bis höchstens fünfmal übersteigen; ersteres z. B. bei den Blutsaugern, so wie dem bekannten Ichneumon, da deren Nahrung leicht zu verdauen ist. Bei dem Löwen, Panther, Tiger steht das Verhältniß der Länge der Gedärme zu jener des Körpers wie drei, beim Wolfe wie vier, beim Hunde wie fünf zu eins; bei der wilden Katze wie drei, bei der Hauskatze aber, da diese auch Pflanzennahrung zu sich nimmt, schon wie fünf zu eins. Bei den pflanzenfressenden Thieren sind sie dagegen weit länger, als bei den fleischfressenden. Die des Hasen und Kaninchens übertreffen die Körperlänge wohl zwölfmal, die des Kameeles und Dromedars zwölf- bis fünfzehnmal, der Kuh zweinndzwanzig- und des Schafes achtundzwanzigmal.

Die Physiologen stellen den Satz auf, daß die Pflanzenfresser ein kräftiges und stark ausgebildetes Eingeweidesystem, dagegen aber ein weniger ausgebildetes Muskelsystem haben. Bei den fleischfressenden Thieren findet gerade das Umgekehrte statt; der Löwe ist bedeutend stärker als ein Pferd oder ein Stier, obschon beide weit größer sind. Selbst der Mensch, der von gemischter Nahrung lebt, ist auf die Länge weit größerer Ausdauer fähig, als das Pferd. Man hat aus alle dem den Schluß gezogen, daß der Genuß von Fleischspeisen den Körper kräftigt.

Wie gesagt, der Mensch ist in Bezug auf die Nahrung nicht einseitig; er hat die Auswahl, und da Fleisch- wie Pflanzenkost ihm gleich gut zusagt, da er sich im Stande befindet, beide zu verdauen, so ist er auch wohl von Natur auf beide angewiesen. Aber

äußere Umstände und Ursachen können einzelne Menschen wie ganze Völker bestimmen, ihre Nahrung mehr dem Pflanzen- oder dem Thierreiche zu entnehmen. In dieser Hinsicht kommt gar viel auf den Himmelsstrich an, unter welchem man lebt. In nördlichen Klimaten würde der Mensch, wenn er lediglich auf Pflanzenkost beschränkt wäre, sich schwerlich wohl befinden; so wie hingegen der ausschließliche Genuß von Fleischspeisen in heißen Ländern ihm nicht zuträglich sein kann, weil derselbe in Folge der klimatischen Einwirkungen gefährliche Krankheiten verursacht, wie es z. B. viele Engländer in Ost- und Westindien zu ihrem großen Nachtheile erfuhren, als sie in Bengalen und auf den Antillen ihr Roastbeef und Plumpudding nicht aufgeben wollten.

Dem Menschen fehlen Krallen und Klauen, mit denen das fleischfressende Raubthier seine Beute packt und zerreißt; unsere Verdauungswerkzeuge und Zähne sind anders gestaltet, als die der blos pflanzenfressenden Thiere; aber wir verdauen, wie schon bemerkt, so gut Fleisch- wie Pflanzenspeise, während der Magensaft des Adlers nicht einmal Brod zu zersetzen im Stande ist, und die vier Mägen der wiederkäuenden Thiere kein Fleisch aufzulösen vermögen.

Wenn man auf unserer nördlichen Halbkugel von Norden nach Süden geht, so findet man im Allgemeinen, daß die Völker allmählig stufenweise immer mehr vorzugsweise Pflanzenkost genießen. Nur die Gebirgsgegenden, in denen die hohe Lage über der Meeresfläche selbst zwischen den Wendekreisen ein nordisches Klima hervorbringt, bilden davon eine Ausnahme. Der Russe und Schwede, der Norweger und Däne, der Deutsche und der Niederländer liebt Fleischspeise; der Südfranzose mehr Brod, der Italiener ist zufrieden mit seinen Macaroni, seiner Polenta und Gemüsen; der Grieche und Türke mäßig im Fleischgenuß, eben so wie der ackerbautreibende Asiate; im südlichen Indien bringen Millionen ihr Lebelang kein Stück Fleisch zum Munde, und leben vorzugsweise von Reis oder Gemüsen und den Früchten der Palmen, Bananen und von Milchspeisen. Auch essen Südländer weniger als die Bewohner des Nordens, und die Schiffe nehmen, wenn sie die Meere im hohen Norden befahren, doppelt so viel Nahrungsmittel an Bord, als wenn ihre Fahrt nach dem Süden geht.

In manchen Küstengegenden bilden Fische das Hauptnahrungsmittel. Ihr Genuß macht den Körper nicht so thierisch, animalisirt ihn weniger, als ausschließliches Fleischessen; sie enthalten auch nicht so viel Nahrungsstoff, was der Grund zu sein scheint, daß Fische bei allen Völkern und in den verschiedensten Religionen für Fastenspeise gelten.

Das Thier genießt seine Nahrung in rohem Zustande, nimmt sie, wie es sie findet. Der Mensch bereitet sie sich zu, er verfeinert sie, macht sie durch Salz und Gewürze und durch den Einfluß des Feuers weicher, wohlschmeckender und leichter verdaulich. Das Thier nimmt von Flüssigkeiten nur Wasser zu sich, wie es die Quelle oder der Strom ihm darbieten. Wir haben die Kochkunst erfunden, mit der freilich auch so viele Krankheiten in die Welt gekommen sind, daß ein alter Römer einem andern sagen konnte: „Willst du die Zahl der Krankheiten zählen, so zähle die Köche.“ Vis numerare morbos? Coquos numera.

Während das Thier in Bezug auf seine Nahrung vom Zufalle und vom bloßen Instinkte abhängt, sorgt der Mensch im Voraus für dieselbe. Der Magen ist der Weltbeherrscher; ihm verdanken wir zunächst unsere ganze Gesittung, weil Ackerbau, Viehzucht, Fischerei und Jagd ohne ihn nicht vorhanden wären; ohne ihn gäbe es weder Gewerbe, noch Handel, noch Verkehr. Das nächste Bedürfniß für jeden Menschen ist, den Hunger zu stillen; und dieses Bedürfniß hat unmittelbar oder mittelbar vom Anbeginn der Menschheit aller Thätigkeit mehr oder weniger zum Grunde gelegen. Nur seinetwegen schifft der Europäer in ferne Erdtheile; Kolumbus wollte Indien entdecken, um auf einem nähern Wege die Produkte dieses Wunderlandes nach Europa zu bringen. Er fand Amerika. Alle Kolonien waren und sind vorzugsweise Ackerbau-Kolonien, dazu gegründet, die Summe der vorhandenen Nahrungsmittel zu vermehren oder andere nutzbare Produkte, z. B. Baumwolle und Taback, zu erzeugen. Aber in den meisten ist die Kultur des Getreides, des Zuckers ꝛc. überwiegend. Weit über fünf Sechstel der gesammten Menschenmenge muß sich für das tägliche Brod abmühen, muß arbeiten, um nur den Hunger stillen zu können, der tagtäglich wiederkehrt. Dieser ist also die nächste Quelle aller Arbeit und folglich auch aller Gesittung; Wohlleben und Behaglichkeit folgten erst in zweiter Linie.

An diese Betrachtungen ließen sich viele andere anknüpfen, und sie werden vielleicht gelegentlich weiter verfolgt; für heute aber mögen sie bei Seite gelassen werden. Stellen wir lieber andere Erwägungen an, die mehr in das Gebiet des Positiven gehören.

Der Bewohner der Länder zwischen den Wendekreisen, der warmen und heißen Klimate, wird von der Natur, welche in jenen Gegenden besonders die Vegetabilien entfaltet, vorzugsweise zum Genusse von Pflanzenspeisen angehalten. In der Gluthhitze der tropischen Sonne, die ähnlich wirkt, wie ein hoher Grad von Kälte, indem sie tiefe Spalten in den Erdboden reißt, ist vor allen Dingen kühlende, erfrischende Nahrung nothwendig. Solche kühlenden Früchte reifen auch dort gerade zur Zeit der Hitze, wie auch bei uns z. B. die Kirschen zeitig werden, wenn der Sommer naht; und andrerseits hat es die gütige Natur so eingerichtet, daß für die Früchte, welche der Aufbewahrung fähig sind, erst im Herbst der Zeitpunkt der Reife naht. — Der Bewohner der heißen Himmelsstriche bedarf zum Leben nicht viel; es wird ihm leichter als den Söhnen des rauheren Nordens und der gemäßigten Regionen; er ruhet im Schatten der Palme, die ihm zugleich eine gesunde Nahrung gibt, und löscht seinen Durst an der nächsten Quelle. Sein Haus bauet er aus Bambusrohr, und seine Kleidung besteht in einem

Digitized by Google

leichten Tuche oder auch nur einer Matte, welche er nachläſſig um den Leib ſchürzt. Auf manchen Inſeln der Südſee, z. B. dem ſchönen Taiti (Otaheiti), bilden Obdach und Kleidung, die bei uns nächſt dem lieben Brode das Allernothwendigſte ſind, nur Luxusartikel, und an Nahrung fehlt es niemals. Wo keine Palmen oder keine Getreidearten vorhanden ſind, da wächst der Brodbaum, den die Inſulaner jener ungeheuren Eilandflur leicht fortpflanzen und den ſie veredelt haben. An allen Küſten jener Inſeln erhebt ſich dieſer nützliche Baum; auf den Gewürzinſeln leben die Aermeren faſt ausſchließlich von den Kernen der ſamentragenden Brodfrucht, welche wie Kaſtanien in glühender Aſche geröſtet oder in Waſſer abgekocht werden. Wie wir in Deutſchland aus den Holzäpfeln, welche die Römer bei uns fanden, allmählig im Fortgange der Jahrhunderte die wohlſchmeckendſten, gewürzigſten Aepfel gezogen haben, eben ſo hat der Südſee-Inſulaner durch eine allerdings bei weitem weniger mühſame Pflege den Brodbaum veredelt, welchen vor nun etwa fünfzig Jahren der berühmte Georg Forſter ſo ſchön beſchrieben hat. Kein Baum in unſeren Forſten, — ſagt der Mann, welcher den Weltumſegler Cook begleitete, — Eiche und Linde etwa ausgenommen, darf ſich im Ebenmaße des Wuchſes und Schönheit der Geſtalt mit ihm meſſen. Die Roßkaſtanie, welche in der Ferne einige Aehnlichkeit mit ihm zu haben ſcheint, läßt er weit hinter ſich zurück. Selten überſteigt ſeine Höhe 40 Fuß; — ein ſchönes Ebenmaß unter Bäumen.

Wie mühſam iſt dagegen das Leben des Jägers, des Hirten, des Fiſchers, des Ackerbauers oder Winzers unter den kälteren Himmelsſtrichen. Er muß das ganze Jahr hindurch im Schweiße ſeines Angeſichtes arbeiten, für Nahrung und Obdach, für Kleidung und Vorräthe an Nahrungsmitteln ſorgen. Und bei der ſchweren Arbeit, die er zu verrichten hat, bei der körperlichen Anſtrengung, ſind ihm auch feſtere, ſubſtantiellere Nahrungsmittel nothwendig; er ißt mehr und öfter als jener Südſee-Inſulaner. In den heißen Ländern iſt mäßiger Genuß von Speiſen eine Nothwendigkeit, aus körperlichen wie klimatiſchen Rückſichten. Der zarte Hindu am Ganges, in der bengaliſchen Tiefebene, wäre eine Beute des Todes, wenn er dem Mongolen nachahmen wollte, der bei einer Mahlzeit drei bis vier Pfund halbrohes Fleiſch hinabwürgt, und es ohne alle Unbequemlichkeit verdaut. Die Eskimo's und Kamtſchadalen trinken, wie ſchon bemerkt, leidenſchaftlich gern Wallfiſchthran, genießen Wallfiſchfett, Fiſchthran, und können ſie von den Europäern Talglichter erhalten, ſo haben ſie eine Speiſe, die nach ihren Begriffen von keiner andern in der weiten Welt übertroffen wird. Vor Schnecken und Froſchlenden, die unſeren Feinſchmeckern für Delikateſſen gelten, würden ſie vielleicht Abſcheu haben; eben ſo vor Heuſchrecken, denen Syrer, Araber und Aegypter Geſchmack abgewonnen haben. Die alten Bewohner des kleinaſiatiſchen Landes Phrygien aßen gewiſſe Arten von Würmern, und einzelne Indianerſtämme Amerika's thun daſſelbe noch jetzt. Manche große Eidechſengattungen, welche in dieſem Erdtheile ſo häufig ſind, munden ſelbſt den Europäern, und viele Negervölker in Afrika verzehren das wohlſchmeckende Fleiſch von Schlangen. Ueberhaupt ſind manche Völker wenig delikat in Bezug auf das, was ſie genießen. Der Kalmucke ißt das Fleiſch von gefallenen Thieren, Mäuſe, Ottern, Raubvögel, Füchſe und Wölfe, aber ſonderbarer Weiſe verſchmähet er Hunde und Wieſel; der Jakute ißt Fleiſch vom Aasgeier und noch viel Widerlicheres, aber Fröſche und Schweine würde er nicht anrühren. Die Tunguſen und Korjäken im öſtlichen Sibirien genießen Ungeziefer aller Art, die Samojeden Katzen und Hunde. In Tunkin werden auch Tiger und Löwen gegeſſen, und die Bewohner der Baſchi-Inſeln kennen keine größere Delikateſſe, als einen Ziegenmagen und deſſen Inhalt. Die Neger genießen Elephantenfleiſch, Strauße und Krokodile; die Buſchhottentotten Ameiſen und Holzwürmer; die Kalifornier Ratten, und am Orinoko gibt es Indianer, die Kreide oder feinen Thon genießen, nachdem ſie ihn mit Maismehl vermiſcht und mit Schildkrötenfett beträufelt haben. Der Menſchenfreſſer ſoll gar nicht weiter gedacht werden.

Das Hauptnahrungsmittel in allen Erdtheilen bilden übrigens die Getreidearten, von denen jeder Menſchenrace oder vielmehr jedem Erdtheile Eine vorzugsweiſe von der Natur zugetheilt iſt. Der Europäer nährt ſich beſonders von dem Brode aus Weizen, Roggen, Gerſte und (der Bergſchotte z. B.) Hafer. Der Bau dieſer Getreidearten verlangt Fleiß, Sorgfalt, Ausdauer; er macht ſicheres Privateigenthum, Grundbeſitz, feſte und gute Geſetze nöthig. In den Ländern, wo er betrieben wird, finden wir die Menſchen geiſtig am meiſten entwickelt, und das freieſte, regſamſte Leben. Der größere Theil der Aſiaten lebt von Reis, der nicht in gegohrenem Zuſtande, wie unſer Brod, genoſſen wird. Beinahe in allen Ländern, wo man ihn als einheimiſches Produkt bauet, finden wir Sclaverei und Despotie. Die reisbauenden Länder ſcheinen vorzugsweiſe für einen ſtationären Zuſtand beſtimmt zu ſein, z. B. China, Indien, zu beiden Seiten des Ganges —, Länder, die zuſammen eine Bevölkerung von gewiß 350 Millionen Menſchen zählen, alſo mehr als ein Drittel ſämmtlicher Erdbewohner.

Die Hauptgetreideart Afrika's ſind Kuskus (Penicillaria spicata) oder Hirſe (Panicum miliaceum), in dem glühheißen Boden gut gedeihen und nur geringe Sorgfalt erfordern.

Amerika bauet vorzugsweiſe Welſchkorn, Mais, ein ſchweres Nahrungsmittel, das in jenem Erdtheile gleichfalls nur geringe Wartung und Pflege erheiſcht. Beiläufig mag hier erwähnt werden, daß die Europäer in dieſem Erdtheile, als ſie ihn entdeckten, nur ein Paar Völker fanden, die in der Geſittung und den Künſten des Friedens ſo weit vorgeſchritten waren, daß ſie ſich auf Ackerbau verſtanden und denſelben regelmäßig trieben. Es waren die Mexikaner und Peruaner auf den Hochebenen der Cordilleren. Alle übrigen waren

Fischer- oder Jägervölker; sie hatten es nicht einmal bis zum Hirtenwesen gebracht.

Die große indische Eilandflur, welche zwischen Südasien, Australien und China sich ausdehnt, und durchaus dem heißen Erdgürtel angehört, hat keine eigenthümliche Getreideart, wenn man nicht etwa den Reis dafür gelten lassen will, der auf jenen Inseln, Sumatra, Java ꝛc. gleichfalls gebauet wird. Die weiter östlich liegenden bedürfen keines Getreides, da die Brodfrucht ihnen völlig genügt. Die meisten übrigen besitzen dagegen an dem, was die Sagopalme (Sagus marinikerus) ihnen liefert, ein vollkommen ausreichendes Surrogat für Reis oder Mais, für Brodfrucht, Weizen oder Hirse. Die Sagopalme wird zwar sehr dick, erhebt sich aber selten über 30 Fuß. Ihr Stamm enthält eine außerordentlich beträchtliche Masse schwammigen Markes, die ein eßbares Mehl und das sogenannte Sagobrod liefert.

Außer diesen Getreidearten und Baumfrüchten bilden bekanntlich die Gemüse und eßbaren Wurzeln in allen Erdtheilen Hauptnahrungsmittel der Menschen. Von welchen ungeheuren Folgen ist z. B. der Anbau der Kartoffel in Europa begleitet gewesen, wie unentbehrlich ist sie geworden, und kaum haben wir sie in unserem Deutschland hundert Jahre! Was neben dem Brode bei uns die Kartoffel für die ärmeren Leute, ist in allen heißeren Gegenden Südamerika's für die rothhäutigen Indianer und Neger die Wurzel des Maniok oder Kassawestrauches, deren Saft zwar süß, aber giftig ist. Aber man raspelt die Wurzel, preßt den giftigen Saft aus und gewinnt auf diese Weise Mehl, das ein sehr gesundes Brod liefert.

Die Menschen jener Gegenden, welche unsere Getreidearten bauen, sind übrigens im Allgemeinen körperlich größer und stärker als jene, die vom Reis leben, und diese stehen wiederum auf einer höhern Bildungsstufe, als bei denen, wo man vorzugsweise Mais und Hirsearten als Hauptgetreideart findet.

Es ist schon gesagt worden, daß die Menschen im Allgemeinen weniger stark essen, je mehr sie dem Aequator oder überhaupt der heißen Zone näher wohnen. Der Grönländer überfüllt sich mit fettigen Speisen, der Bewohner der Levante ist mit etwas Gerste oder Reisbrei, der Maure im nordwestlichen Afrika mit einigen Datteln, Feigen oder etwa Gummi vollkommen zufrieden. Der Südländer hält weniger auf den Magen als auf die Haut, die er mit Oel sättigt. Im hohen Norden braucht man Fett inwendig, zwischen den Wendekreisen auswendig; beides macht die Haut geschmeidig, und wirkt zuletzt in gleicher Weise.

Da in den kalten, rauhen Ländern des Nordens der Ackerbau nicht lohnt, und theilweise gar nicht möglich ist, aber auch dort Menschen wohnen (die ihr Vaterland so lieb haben, daß Grönländer, die man nach Hamburg oder Kopenhagen gebracht hatte und sorgfältig pflegte, am Heimweh starben), so mußten diese anderweitig für ihre Nahrung sorgen. Sie wurden Fischer und Jäger, und daher Fleischesser. In milderen Klimaten lohnte der Anbau von eßbaren Pflanzen, und die Bewohner wurden Ackerbauer. In dürren, wenig fruchtbaren, oder nur Gras erzeugenden Gegenden finden wir wandernde Hirten, die mit ihren Heerden weiter ziehen, wenn das Vieh abgeweidet hat; in den allerheißesten Gegenden finden wir die eigentlichen Wilden, die gar keine regelmäßige Beschäftigung haben, da die Natur ihnen ohne ihr Zuthun die tägliche Nahrung gibt.

Die meisten Getreidearten scheinen ursprünglich dem südlichen Theile der gemäßigten Zone anzugehören. Die Gerste wächst wild am Flusse Kur oder Araxes, in Georgien, südlich vom Kaukasus; Spelz soll in der persischen Provinz Hamadan wild wachsen; die Bohnen stammen aus Indien, der Wein, welcher nördlich vom 51. Grade nördlicher Breite kein gutes Getränk mehr liefert, wächst wild in Georgien und Armenien. Die Kartoffel stammt aus Peru, der Buchweizen aus Kleinasien. Aus den südlichen Ländern der gemäßigten Zone stammen ferner: Kirschen, Birnen, Aprikosen, Granatäpfel, Pfirsiche, Oelbaum, Maulbeerbaum, Nußbaum, Mandeln, süße Kastanien, Feigen, eßbare Eicheln ꝛc.

Außerdem sind die Länder mit gemäßigtem Klima gesegnet mit Nüssen, Erbsen, eßbaren Gemüsen und Wurzeln, die auch während der Wintermonate schmackhaft bleiben; durch Alles das hat die Natur ihnen im Voraus den Kreis bestimmt, innerhalb dessen sich ihre Thätigkeit, in so weit sie auf Ackerbau gerichtet ist, zu bewegen hat, und auch an Wiesen und überhaupt an Nahrung, die sich für Thiere eignet, ist kein Mangel. Klee, Lucerne, Esparsette ꝛc. wächst überall. Ein Ackerbau aber, wie er in gemäßigten Ländern betrieben werden muß, ist, wie schon gesagt, bedingt durch Sicherheit des Eigenthums und Ertrages, also durch gute Gesetze; weßhalb auch die alten Griechen, dieses sinnige Volk, die Gesetzgeberin Ceres mit einer Aehrenkrone und einem Pfluge darstellten. In den heißen, despotischen Ländern liegen weite Strecken wüst und öde, weil Niemand da säen mag, wo der Herr allein erntet. Das ist der Hauptgrund, weßhalb in den fruchtbarsten Ländern jener Zone so oft Hungersnoth entsteht.

Die gemäßigten Länder sind ferner die ursprüngliche Heimath vieler pflanzenfressenden Thiere, deren Fleisch seit den ältesten Zeiten den Menschen eine stärkende Nahrung gewährte. Dahin gehören die wiederkäuenden Thiere, die meisten hühnerartigen Vögel, von denen viele seit Jahrtausenden zahm geworden sind. Mit Ausnahme des Rennthieres und des Elennthieres, mit welchen die Natur die Bewohner der nördlichen Polargegenden segnet, und dem Kameele und Dromedare, diesen Schiffen der Wüste, welche die sandigen Wüsten Afrika's und Asien's durchtraben, sind andere Thiere, welche dem Menschen Fleischesnahrung geben, in den gemäßigten Zonen heimisch, z. B. die Rindvieharten (wovon eine Büffelgattung auch im tiefen Süden, die Bisongattung und der Moschusochs bis in den hohen Norden gedeihet), das Argali und Muflon, wovon unsere wolletragenden Thiere abstammen, die wil-

den Ziegenarten, Hirsche und Rehe, Pferde und Esel; sodann die Schweine, Hasen ꝛc. Der Stammvater unseres Haushahns lebt noch heute wild in den Gebirgen des nördlichen Hindostan, der Fasan kommt von Phasis, aus Mingrelien, dem alten Colchis, von wo die Argonauten das goldene Vließ holten; der Pfau aus Nordindien, und der Wälschhahn aus Virginien. Uebrigens haben auch die Tropengegenden hühnerartige Vögel dieser Art, und selbst der hohe Norden hat seine Schneehühner.

Aber am schmackhaftesten ist alle thierische Nahrung in der gemäßigten Zone; am Aequator wird das Fleisch der Rinder zähe und lederartig, und ist also wenig einladend zum Genusse.

Aus alle dem Gesagten ergibt sich, daß im Allgemeinen die Menschen, in Bezug auf ihre Leibesnahrung, gewissermaßen in drei Zonen zu theilen sind. Zwischen den Wendekreisen und überhaupt in den heißen Gegenden ist Pflanzenspeise vorwaltend; nach den Polen zu, in den kalten Regionen, Fleischkost; in den gemäßigten Ländern findet ein gemischtes Verhältniß statt.

Die wenigsten Menschen sind mit ganz einfachen Speisen zufrieden; sie würzen dieselben mit scharfen und beißenden Ingredienzen, theils um sie schmackhafter, theils um sie verdaulicher zu machen, oder versüßen sie. Selbst die rohesten Völker lieben Süßigkeiten, besonders den Honig, welchen die Bienen ohne ihr Zuthun bereiten. Der Genuß desselben ist uralt und über alle Erdtheile verbreitet. Im griechischen Olymp speiseten ihn schon die Götter, in der deutschen Walhalla war er Lieblingsgericht; er wurde überall unter den Wein gemischt und man bereitet einen wohlschmeckenden Meth aus ihm bis auf den heutigen Tag. Der Hottentotte liebt den Honig eben sowohl wie der Hindu, und der Peruaner oder der Mongole, der ihn mit Bärentalg mischt; — und in Europa würde er noch jetzt weit mehr genossen werden, wenn ihn nicht eine weniger ölige Süßigkeit, der Zucker, verdrängt hätte. Dieser ist jetzt kaum noch zu den Luxusartikeln, sondern vielmehr zu einem auch armen Leuten nothwendigen Lebensbedürfnisse geworden. Die Natur hat namentlich im Pflanzenreiche die zuckerähnlichen Substanzen mit unglaublicher Freigebigkeit vervielfältigt. Die Palmen z. B. tragen einen süßen, weinähnlichen Saft in sich, den man abzapft, um Palmenzucker daraus zu machen; uns geben die Runkelrüben einheimischen Zucker, den Arabern gibt ihn die Dattelfrucht, den Nordamerikanern der Zuckerahornbaum und ein Walnußbaum, den Mexikanern eine Aloe (Agave). Die Orientalen bereiten einen wohlschmeckenden Traubenhonig, und das Bambusrohr gibt einen süßen Milchsaft, den Araber und Perser mit Gold aufwiegen. Das eigentliche Zuckerrohr ist ein Besitzthum Ost- und West-Indiens. Im hohen Norden endlich entquillt Süßigkeit der Birke, und selbst an den Küsten von Island und Norwegen erzeugt sich ein zuckerartiger Saft im sogenannten Zuckertang, den das salzige Meer an's Land wirft.

Den Schluß dieser Betrachtungen mögen einige Bemerkungen über die verschiedenen Getränke bilden, welche in verschiedenen Gegenden vorzugsweise genossen werden. Die einfachsten Flüssigkeiten und ohne Zweifel auch die gesundesten, welche der Mensch genießt, sind das klare kalte Wasser und die Milch. Aber damit allein sind die Erdenbewohner nicht zufrieden. In allen Ländern und bei sämmtlichen Menschenstämmen hat man von den ältesten Zeiten her berauschende Getränke, durch welche man sich aufheitern oder die Grillen und Sorgen vertreiben wollte; denn Sorgen hat jeder Mensch, und sie sind verbreitet von einem Pole zum andern.

So wie die Mäßigkeit im Essen für den Südländer eine Nothwendigkeit ist, eben so ist sie es auch in Bezug auf das Trinken. Der Bewohner des Nordens darf sich in dieser Hinsicht weit mehr erlauben, und ungestrafter das Maaß überschreiten. In Süd-Europa und bei den meisten Asiaten gilt Trunkenheit für eine der abscheulichsten Sünden; bei uns preiset man den Wein in Lied und Gesang; die Griechen sangen Hymnen auf Bacchus, die Römer hatten beim Mahle ihren arbiter vini, unsere alten deutschen Götter zechten gar tapfer, mittelalterliche Ritter lassen sich ohne Humpenklang kaum denken; unsere Studenten haben das Trinken in ein vollkommenes System gebracht, und sogar eigene Bierstaaten gegründet. In nördlichen Ländern wird man den Menschen niemals völlig vom Genusse gegohrener oder gebrannter Flüssigkeiten abzuhalten vermögen, und die Mäßigkeitsvereine sollten sich daher begnügen, dem übermäßigen Trinken entgegen zu wirken; das Trinken selbst werden sie nicht abschaffen können; schon das Klima ist dazu nicht günstig. So weit die Geschichte reicht, finden wir bei allen Völkern, besonders den nördlich wohnenden, starke Getränke oder Surrogate dafür. Die alten Scythen berauschten sich sogar mit Dämpfen von Hanf. In heißen Gegenden wirken starke Getränke aber viel schädlicher; daher haben die orientalischen Gesetzgeber den Genuß derselben untersagt, Zoroaster sowohl wie Mohammed; aber der nordische Odin war dagegen ein tapferer Zecher. Die Samojeden, Kamtschadalen und Ostiaken bereiten durch Aufgüsse auf giftige Schwämme, z. B. den Fliegenschwamm, ein Getränk, das sie Tage lang berauscht hält, in eine kriegerische Wuth versetzt und mordlustig macht. Auf die Anspannung folgt dann die größte Erschlaffung. Der Orientale dagegen, dem der Genuß des Weins untersagt ist, berauscht sich in Opium; der Indianer bereitet Palmenwein, der Chinese ein Bier aus Reis, der Amerikaner macht seine Chica aus Welschkorn. Die civilisirten Völker des Abendlandes und ihre weißen Brüder in den übrigen Erdtheilen trinken Branntwein und Liköre, aus Frucht, Zucker oder Reis bereitet, Bier aus Gersten oder Weizen, endlich den Wein, dessen Anbau schon das Alterthum für eine der Hauptursachen der europäischen Gesittung erklärte. Die Mongolen trinken gegohrene Stutenmilch, die gleichfalls berauscht.

Um noch einmal kürzlich auf den Einfluß, welchen die Art der Nahrungsmittel auf den Menschen in verschiedenen Klimaten übt, zurückzukommen, so bedarf der Bewohner kalter Gegenden warmer Kleidung aus thierischen Stoffen. Während der Polarmensch sich ganz in Thierfelle hüllt, geht der Tropenbewohner in leichten Baumwollengeweben einher. Thierische Stoffe, z. B. Wolle, Seide, Haartuch, halten mehr die Wärme an, als vegetabilische, Leinwand und Baumwolle. Der Nordländer trägt eng anliegende, der Orientale und Südländer weite, luftig flatternde Gewänder. Der Nordländer ist kräftiger und rauher, der Südländer schwächer und weichlicher; daher sind die letzteren immer von den ersteren unterjocht worden. Thierpelz ist noch jetzt eine Auszeichnung der Monarchen; die Königs- und Fürstenmäntel sind mit Hermelin gefüttert.

Je mehr ein Volk Kleider trägt, die aus Pflanzenstoffen bereitet sind, um so mehr genießt es auch im Allgemeinen Pflanzenkost. Die moderne Civilisation und der so hoch gesteigerte Handelsverkehr unserer Tage bringt freilich in dieser Hinsicht manche Veränderung zuwege, und es ist jetzt nichts leichter, als sich schnell und billig die Produkte fremder Erdtheile zu verschaffen; im Allgemeinen aber möchte dem eben aufgestellten Satze seine Gültigkeit nicht bestritten werden können.

Wir sollen, das lehrt uns die Natur unserer Gegenden, welche zwischen der heißen und der Polarzone mitten inne liegen, in Bezug auf unsere Nahrungsmittel auch die Mitte halten: wir sollen aus uns und unseren Kindern eben so wenig Tataren als Sybariten bilden, sondern sie zum civilisirten Leben gewöhnen; überall aber sollen wir uns an die Natur halten, die man niemals ungestraft beleidigt, und die bei uns vor allen Dingen eine verständige Mittelstraße zwischen den Extremen eingehalten wissen will. C. Andree.

Die Falken.

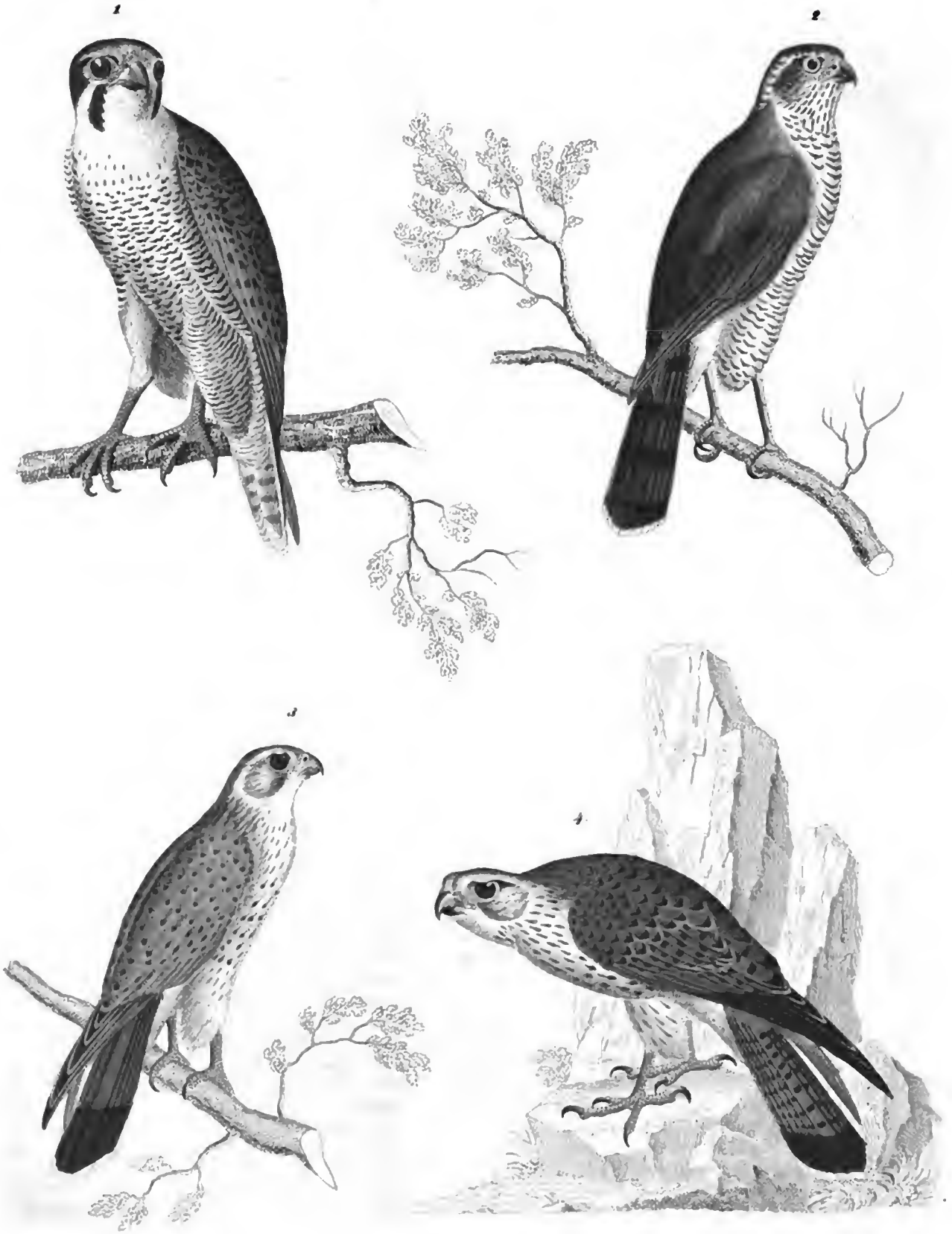
(Tafel 28.)

Das in sehr zahlreichen Gattungen über alle Welttheile verbreitete Geschlecht der Falken gehört unter die Raubvögel und bildet in der ersten Ordnung der Vögel die vierte Sippe der dritten Zunft. Einerseits schließt sich diese Vogelabtheilung an die Eulen, andererseits an die Adler an, und man findet daher Formen unter ihnen, welche den beiden Verbindungsfamilien sich nähern, d. h. es gibt eulenartige und adlerartige Falken.

Das Aeußere der Falken verräth sogleich den Raubvogel. Die starken, schuppigen Beine mit den langen und starken Krallen und der hakenförmig übergebogene Oberschnabel geben sogleich ihre Bestimmung zu erkennen; sie dienen zum Ergreifen, Festhalten und zum Zerreißen der Beute, welche größtentheils in lebenden, und zwar fast ausschließlich warmblütigen Thieren besteht, denn Aas fressen die Meisten nur in Ermangelung lebendigen Futters. Die Falken sind sehr gute Flieger, schweben meist sehr hoch in der Luft, so daß sie das Auge kaum noch erreichen kann. Ihr Flug ist überdieß sehr leicht und nicht häufig von Flügelschlägen unterbrochen, weßhalb man diese Art zu fliegen, schwimmen nennt. Von der Höhe aus erspähen sie auch ihren Raub, wobei sie von einem überaus scharfen Auge, welches sprüchwörtlich geworden ist, unterstützt werden; plötzlich lassen sie sich dann herabfallen und fehlen selten ihre Beute, welche sie mit den Krallen ergreifen und wegtragen und mit dem Schnabel zerfleischen. Die meisten Gattungen sind durch ihre Nahrungsweise sehr nützliche Vögel, denn sie verzehren eine Menge schädlicher Thiere, besonders viele Mäuse und Ratten, freilich auch Wald- und Feldhühner, junge Hasen und mehrere nützliche Vögel, allein an ersteren schaden sie nicht, weil sowohl Hasen und Hühner — beim rechten Lichte betrachtet — eher schädlich als nützlich sind, und der Schaden, den die Falken dadurch anrichten, von ihrem Nutzen aufgewogen wird.

Es kommt bei diesen Vögeln wie bei den Raubvögeln überhaupt die Merkwürdigkeit vor, daß die Weibchen größer und oft auch schöner gefärbt sind als die Männchen, ein Umstand, den wir bei den übrigen Vögeln gerade umgekehrt finden. Die Falken legen 2—5 Eier, welche weiß oder blau-grünlich und meist mit braunen Flecken sehr schön gezeichnet sind. Sie werden in der Regel von dem Weibchen allein ausgebrütet, wozu gewöhnlich 2—3 Wochen erforderlich sind. Die Jungen sehen den Alten nicht ähnlich; ihr Gefieder besteht anfänglich in einem weißen und graulichen Flaume; die Färbung und das Gefieder der Alten erhalten sie erst nach 1—3 Jahren vollkommen, so wie auch die Letzteren selbst nach dem Alter und nach dem Geschlechte sehr verschiedene Farben tragen. Das Gefieder ist sehr dicht, besonders sind die Schenkel sehr stark befiedert und man nennt diesen Theil bei ihnen die Hosen; die Schwingen sind lang und stark; der Schnabel ist am Grunde mit einer Wachshaut versehen und das ziemlich tiefliegende, lebhafte Auge hat meist eine gelbe Iris.

Ihren Horst (so nennt man bei den Raubvögeln das Nest) legen sie jedenfalls immer in der Höhe an und die Meisten in sehr bedeutender. Er ist sehr flach und besteht aus groben Materialien, meistens aus Reisern und Baumzweigen. Auf den Ruinen alter Burgen, auf Thürmen und den höchsten Bäumen ist er mit wenigen Ausnahmen einiger Gattungen, welche einen niedrigeren Standpunkt dafür wählen, anzutreffen. Sie haben des Jahres nur eine Brut; von ihren Eiern ist häufig eines und das andere faul. Die Jungen werden nicht geätzt, sondern das Futter wird ihnen von den Alten blos vorgeworfen, entweder in einzelnen abgerissenen Stücken oder in ganzen, zu diesem Zwecke kleineren Thieren, die sie dann in der Regel auch ganz hinabwürgen. Die Knochen, Federn, Haare und andere unverdauliche Dinge geben die Raubvögel, in einen Klumpen geballt, durch den Schnabel wieder von sich. Oft verschlingen auch die Alten den Raub und speien


1
2
3
4

ihn den Jungen aus dem Kropfe vor. Während sie Junge haben, sind sie besonders räuberisch und keck. Ihren Angriff auf ein Thier nennt man Stoßen, ihre Füße Fänge; letztere werden dem erlegten Vogel vom Jäger abgeschnitten, weil er in den meisten Ländern Deutschlands ein bestimmtes Schußgeld dafür erhält, was gewiß mehr schädliche als nützliche Folgen hat, weil dadurch gänzlich unschädliche oder sehr nützliche Vögel vertilgt werden. Man fängt die Raubvögel auch im Garne oder in einer großen Falle mit einem Schlaggatter, worin man eine Taube oder sonst ein Thier als Köder bringt. Sehr viele werden alle Jahre auf der sogenannten Schuhu- oder Krähenhütte geschossen. Die größte europäische Eule ist nämlich der Uhu, ein Vogel, gegen welchen andere Vögel, wie gegen die meisten Eulen überhaupt, einen angeborenen Haß zeigen, und sie daher überall verfolgen und necken, wo sie ihrer ansichtig werden. Haben sie den Stand einer Eule entdeckt, so umschwärmen sie in Menge unter beständigem Geschrei den unschuldigen Vogel und verfolgen ihn selbst auf der Flucht. Diesen sonderbaren Haß theilen auch die Falken und besonders noch die rabenartigen Vögel in hohem Grade, und der Jäger benutzt diesen Umstand, um viele derselben in seine Gewalt zu bringen. Auf einer freien, weit hin sichtbaren und vom Wald begränzten Gegend wird, gewöhnlich vertieft im Boden, eine Hütte errichtet, welche durch eine natürliche Ueberkleidung von Zweigen und dergleichen verborgen wird und mit Schießlöchern versehen ist. In ihrer Nähe müssen einige Bäume stehen, welche man am besten erst hinsetzt und dazu solche mit entblätterter Krone wählt. Auf einen dieser Bäume oder auch auf eine kleine Erhöhung vor der Hütte setzt man den Uhu, an einem Beine angefesselt. Die vorbeiziehenden Vögel stoßen auf den Uhu und ziehen durch ihr Geschrei andere herbei, welche dann von dem in der Hütte lauernden Jäger mit leichter Mühe herabgeschossen werden. Dieses Schicksal trifft besonders viele Falken, welche stark auf den Uhu gehen. Das Fleisch der Raubvögel wird bei uns nicht gegessen, obgleich es von manchen in der Jugend, so wie auch das Fett, welches sich unter der Haut ansammelt, nicht ohne Wohlgeschmack ist. Früher wurden auch einige Falkengattungen zur Jagd abgerichtet, besonders der sogenannte Jagd- oder Edelfalke (falco islandicus), auf welchen wir später noch besonders zurückkommen werden.

Es gibt unter den Falken Zug-, Stand- und Strichvögel; die beiden letzteren sind die häufigsten. Sie mausern sich des Jahres nur einmal. Die Stimme der Falken ist bald ein gellendes Pfeifen, bald ein gedehntes, katzenartiges Geschrei, welches bei den Meisten nicht angenehm klingt. Es sind diese Vögel sehr gefräßig, dagegen können sie auch sehr lange hungern, saufen aber wenig. Ihre Größe wechselt von der einer Schwalbe bis zu der einer Gans. Unter den ausländischen Gattungen findet sich ein einziges Beispiel von einem Raubvogel, der eine melodische Stimme hat; es ist dieß der Singsperber im südlichen Afrika (falco musicus).

Die Falken zerfallen nach der Uebereinstimmung ihres Aeußeren unter einander, nach Lebensweise, Eigenheiten und Fortpflanzung in sehr natürliche Gruppen, welche Oken also aufstellt:

A. Untere Falken.

a) Sängerartige. Edelfalken.
   1. Grasmückenartige.
   2. Drosselartige.

b) Schnapperartige. Habichte.
   1. Fliegenschnapperartige.
   2. Würgerartige.

c) Räuberartige.
   1. Schwalbenartige.
   2. Hämmerlingartige.
   3. Eulenartige.

Natürlicher dünkt uns folgende Eintheilung der meisten Ornithologen:

Weihen, Circi.
Bussarde, Buteones.
Milanen, Milni.
Edelfalken, Falcones nobiles.
Habichte, Astures.

Der erste auf der Tafel abgebildete Vogel ist der Baumfalke (falco subbuteo), der auch Lerchenfalke, Lerchenstößer, Stein- und Stoßfalke genannt wird. Er bewohnt das warme und gemäßigte Europa, und ist vom Frühjahr den ganzen Sommer hindurch in ebenen und Gebirgs-Waldungen von ganz Deutschland anzutreffen, wo er besonders solche Gegenden zu seinem Aufenthalte wählt, die viel freies Feld haben. Im Spätjahr, wenn die Lerchen wandern, zieht er ebenfalls fort. Die Lerchen machen, unter vielen andern der kleinen befiederten Bewohner des Feldes, seine Hauptnahrung aus, weßhalb man ihn häufig auf dem Felde auf einem Marksteine, kleinen Hügeln oder einem einzelnen Baume antrifft. Er fängt diese Vögel, selbst die flinken Schwalben, mit großer Geschicklichkeit und häufig in Gesellschaft seines Weibchens, im Fluge weg. Er ist auch sehr gelehrig und läßt sich zum Vogelfang abrichten. Die Bedeutung des Hühnerhundes merkt er sich genau, denn oft, wenn ein solcher ein Feld absucht, folgt er diesem, in der Höhe über ihm schwebend, und schießt pfeilschnell auf einen aufgescheuchten Vogel. Große Käfer und andere Insekten fängt er ebenfalls im Fluge weg. Der Baumfalke ist sehr scheu und vorsichtig und daher schwer zu schießen, wird aber auf der Krähenhütte häufig erlegt. Dabei aber ist er so keck und schnell, daß er oft die Lerche aus dem Garn wegholt, welche die Vogelfänger zum Anlocken der andern Lerchen aussetzen. Auch ist er sehr zänkisch; hat er z. B. in Gemeinschaft mit dem Weibchen einen Vogel gefangen, so will jedes sein alleiniges Recht an denselben geltend machen, wobei es nicht selten geschieht, daß der Gefangene wieder entkommt. Die kleinen Vögel, besonders Lerchen und Schwalben, kennen ihren Feind sehr gut, und gerathen über seine Erscheinung so in Schrecken, daß sie oft ihre Zuflucht in die Nähe des Menschen nehmen und sich eine Zeit lang nicht von

der Stelle wagen, selbst wenn die Gefahr bereits vorüber ist.

Der Baumfalke ist ein sehr hübscher Vogel, unten weißlich, mit dunkeln, wellenförmigen Querstrichen, oben blaugrau; die goldgelbe Farbe der kahlen Augengegend, Wachshaut und Beine, sowie die bartförmigen schwarzen Backenstreifen geben ihm ein sehr schönes Ansehen. Er wird in der Gefangenschaft sehr zahm und läßt häufig sein spechtartiges Geschrei hören. Seine Größe beträgt 14 Zoll; das Männchen ist um 1—2 Zoll kleiner, oben mehr braun und unten stärker und größer gefleckt. Der abgebildete Vogel ist ein Weibchen.

Er baut auf hohe Bäume in Wäldern und Feldhölzern ein Nest aus Reisern und füttert das Innere mit Moos oder Borsten aus. Manchmal wählt er zur Anlegung desselben auch hohle Bäume und Felsenlöcher, und oft geschieht es, daß er ein solches gar nicht baut, sondern ein verlassenes Krähennest ausbessert und benützt. Seine 3—4 Eier sind schmutzig weiß, schön rothbraun gespritzt und gefleckt. Die Jungen, welche nach 3 Wochen ausgebrütet sind, werden von den Alten mit Insekten und Vögeln gefüttert, aber bald von denselben zum Fange der Vögel selbst eingeübt.

Figur 2 ist das Weibchen des überall bekannten und verrufenen Sperbers oder Finkenhabichts (falco nisus), der gewöhnlich etwas größer als der vorige wird. Das Männchen bleibt um einige Zoll kleiner und ist viel schwächer; die Flecken des Unterleibs und die Seiten sind rostfarbig. Bei den jungen Vögeln beiderlei Geschlechts sind die Flecken größer und das Grau ist braun.

Der Sperber ist über ganz Europa, das nördliche Asien und Afrika verbreitet, wo er überall als der ärgste Feind der Finken, besonders der Sperlinge, bekannt ist, die er oft bis unter die Dächer verfolgt. Er verzehrt aber auch viele Mäuse und geht selbst auf größere Vögel, ja ich habe gesehen, daß er bei Verfolgung der Tauben, mitten in einer bewohnten Stadt in den Schlag flog, und ein ander Mal, wie drei Sperber in Gesellschaft aus einem Geflügelhofe jeder eine Taube packte und mit derselben die Flucht ergriff. In Folge des Angriffs einiger Raben, welche sie beständig verfolgten, mußten sie aber ihre Beute wieder loslassen. Naumann erzählt sogar ein Beispiel, daß ein Sperber einen Fischreiher angefallen.

Der Sperber ist ein Standvogel, bewohnt Wälder und Feldhölzer, streicht aber im Winter weit umher und kommt dabei häufig in die Nähe bewohnter Orte. Er geht seinem Raube nicht gern im freien Felde, sondern im Sommer lieber im Walde nach; läßt sich zur Jagd abrichten und stiehlt, wie der vorige, die Lockvögel von den Vogelherden. Die Sperlinge fürchten ihn eben so sehr wie die Lerchen den Baumfalken. Letzterer kann als schädlich betrachtet werden, was dem Sperber mit Unrecht nachgesagt wird; denn sein Nutzen hält dem durch ihn verursachten Schaden jedenfalls das Gleichgewicht.

Sein Nest macht er auf die Gipfel der Bäume, besonders im Nadelholze, meist auf solche von mittlerer Höhe. Es gleicht dem des Baumfalken, auch macht er ebenfalls oft von einem Krähenneste Gebrauch. Es enthält im April 3—4, ja oft 6—7 Eier von grünweißer Farbe mit leberbraunen oder schön kastanienbraunen, sehr großen Flecken. Das Weibchen brütet sie in 3 Wochen aus und die weißwolligen Jungen werden mit Insekten, Mäusen und Vögeln aufgefüttert, bis sie selbst im Stande sind, sich ihre Nahrung zu verschaffen.

Der Thurmfalke, wovon wir Figur 3 das Männchen, Figur 4 das Weibchen abgebildet sehen, und der auch Kirch-, Mauer-, Rothfalke, Rüttelgeier und Röthelfalke genannt wird, ist stark 13 Zoll lang, das Weibchen 14—15. Er ist im nördlichen Asien und Amerika, so wie in ganz Europa zahlreich zu Hause. Doch findet man ihn in südlichen Strecken dieser Welttheile und in gebirgigen Gegenden am häufigsten. In den wärmeren Gegenden bleibt er das ganze Jahr, streicht aber aus den nördlichen weg. Er ist ein sehr schöner Raubvogel, welcher in der Gefangenschaft sehr zahm wird und häufig seine gellende Stimme hören läßt, die wie ein schnell und mehrmal auf einander folgendes Gli klingt. In seiner Freiheit ist er fast beständig im Fluge begriffen, wobei er das Eigene hat, daß er in der Luft oft plötzlich anhält und einige Zeit unter beständigen Flügelschlägen auf derselben Stelle gleichsam hängen bleibt.

Seine Nahrung besteht in Mäusen, Eidechsen, Kröten und Fröschen, in jungen Vögeln, Vogeleiern und verschiedenen großen Insekten. Die Beute erspäht er im Fluge, wobei er besonders oft auf die oben angegebene Weise anhält, jedoch nicht auf sie stößt, während sie in Bewegung ist, sondern sie von der Erde aufnimmt. Er ist unter die nützlichen Vögel zu rechnen. Zum Aufenthalt wählt er besonders Gegenden in der Nähe der Felder, und baut sein Nest in die Löcher steiler Felsen und Uferwände, selten wählt er dazu hohle Bäume am Walde oder im Felde, dagegen zieht er alte Kirchthürme, Bergschlösser und Ruinen jedem andern Orte vor. Das Nest besteht aus Zweigen, Moos, Stroh und Wurzeln und enthält 3—4 Eier, welche in Größe und Zeichnung denen des Baumfalken ähnlich sind; das Roth ist jedoch ein anderes. In 3 Wochen werden die Jungen ausgebrütet und besonders mit Mäusen gefüttert.

Der Thurmfalke scheut den Menschen unter allen am wenigsten und gewöhnt sich leicht an seine Nähe. Darum gibt es mitten in volkreichen Städten auf den alten Münstern eine Menge dieser Vögel. In manchen Gegenden Deutschlands nistet er in Strohkörbe, welche die Landleute, seiner anerkannten Nützlichkeit wegen, an den Giebeln ihrer Häuser aufhängen.

Der Sperber gehört in die Familie der Habichte; die beiden andern von uns angeführten Gattungen aber zu denen der Edelfalken, deren Verwandte wir ein andermal kennen lernen werden.

Berge.

Leben des Columbus.

Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war bereits der beschränkte Kreis der geographischen Kenntniß überschritten, wie er im Alterthume und im Mittelalter bestand. Portugiesen hatten an der Westküste Afrika's Kolonien gegründet, Spanier die Canarien erobert und Italiener (Marco Polo) waren tief in das Innere Asiens vorgedrungen. Letzteres, mit dem Namen Indien bezeichnet, bildete das Ziel erstrebter Entdeckungen, denn der Handel mit indischen und aus der Levante herbeigeholten Produkten hatte Italien bereichert und verhieß die Schätze Venedigs demjenigen Staate, welcher den Seeweg nach den indischen Küsten fand. Die Portugiesen erstrebten letzteren durch Umschiffung Afrika's zu erreichen. Columbus aber gründete seine Berechnungen auf die Kugelgestalt der Erde und faßte den Gedanken, auf westlicher Fahrt zu demselben Ziele zu gelangen. Dieser Gedanke, aber nicht die Ahnung eines abgesonderten Welttheils, hat die Entdeckung Amerika's veranlaßt.

Christoph Columbus, von den Spaniern Cristoval Colon genannt, ein Genueser, aus altem, aber verarmtem Geschlechte, erlangte von frühester Jugend an die Erziehung eines Seefahrers in aller Vollkommenheit, wie sie die Schiffahrtskunde jener Zeiten sowohl durch Ausübung wie durch die wissenschaftliche Bildung Italiens ihm gewähren konnte. Während des größeren Theils seiner Jugend und im Beginn seines Mannesalters hatte er bereits alle damals bekannten Meere befahren, die Levante und die Westküsten Afrika's, wie auch die nordische See bis nach Island hin besucht, und sich durch Erfahrung eine Gewandtheit in seinem Geschäfte erworben, wie sie damals selten bei Italienern und noch seltener bei anderen Nationen bemerkt wurde. Außerdem besaß er die ausgezeichneten Eigenschaften seines Standes in hohem Grade, die besonnene Energie und den standhaften Muth, welchen die Gewohnheit ertheilt, den Gefahren des Oceans zu trotzen und die Mannschaft der Schiffe zu befehligen. Ueber sein früheres Leben ist nicht viel bekannt. Außer den erwähnten Reisen scheint er oft auf den Kriegsflotten seines Vaterlandes, der Republik Genua, gedient zu haben; als er das reifere Mannesalter erreicht hatte, verschlug ihn das Schicksal auf die pyrenäische Halbinsel, deren Geschichte er durch seine spätere Entdeckung bedingte. Er befand sich auf einem genuesischen Geschwader, welches, von einem seiner Verwandten kommandirt, gegen die Venezianer kreuzte. Auf der Höhe von Lissabon traf dasselbe auf eine mit reicher Ladung befrachtete Flotte der Republik Venedig. Die Genueser griffen dieselbe an und es begann ein Kampf, welcher einen ganzen Tag lang unentschieden dauerte. Das Schiff, worauf Columbus sich befand, ward geentert und gerieth zugleich mit dem feindlichen in Brand; um sich zu retten, stürzte er sich in die Fluth und erreichte schwimmend mit Hilfe eines Ruders die portugiesische Küste. In Lissabon, damals dem Mittelpunkte für unternehmende Seefahrer aus allen Nationen, ward er von seinen zahlreichen dort wohnenden Landsleuten günstig aufgenommen. Er blieb zurück und vermählte sich mit der Tochter eines portugiesischen Seefahrers, welcher mehrere Male nach den westlichen Küsten und Inseln Afrika's gereist war. Er bekam dessen Charten und Tagebücher und erlangte überhaupt Verbindungen, wodurch er seine Kenntniß von den damaligen Entdeckungen der Portugiesen vermehrte. Er selbst machte wiederholte Reisen nach den Azoren, Canarien und Madeira, und scheint von jener Zeit an den Gedanken gefaßt zu haben, dessen weltgeschichtliche Bedeutung die Folge erwiesen hat.

Ob er denselben seit seiner Jugend verfolgte, bleibt dahin gestellt. Das erste Zeugniß hierüber ist ein Brief von ihm aus dem Jahre 1474. Wie erwähnt, war es sein Streben, die Ostküste Asiens auf einer westlichen Fahrt zu erreichen; man kannte die weite Ausdehnung des asiatischen Kontinentes und die Kugelgestalt der Erde, worauf die Idee sich gründete. Sein Sohn und Geschichtschreiber Fernando Colon *) hat noch andere Umstände angegeben, worauf die Ueberzeugung seines Vaters beruhete. Columbus war durch einzelne Stellen alter Schriftsteller, besonders des Seneca und Aristoteles, angeregt, welche die Ahnung eines westlich liegenden Landes aussprachen. Auf einer Reise nach den Azoren hatte er von portugiesischen Schiffern mehrere Nachrichten vernommen, welche jene Vermuthung bestätigten. Einer derselben, weithin nach Westen verschlagen, hatte ein künstlich geschnitztes Holz auf den Wogen bemerkt, ein Anderer unbekannte Rohre, von Westen herbeigetrieben, aufgefunden; anhaltende Westwinde hatten fremdartige und entwurzelte Bäume, einmal sogar zwei menschliche Leichen von auffallender Bildung an die Küste geschwemmt. Bei den Einwohnern der Azoren und Madera's herrschte somit eine allgemeine und unbestimmte Ahnung von westlich gelegenen Ländern, nach Fernando Colon hatten sogar einzelne Schiffer Gerüchte über fern gelegene Küsten, die sie erblickt hätten, verbreitet. Alle diese Zeugnisse ordnete Columbus, und brachte einen vollkommen ausgebildeten Plan nach Europa zurück, welcher auf mathematische und nautische Berechnungen zugleich begründet war.

Zuerst wandte er sich an den König Juan II. von Portugal **), um die Mittel zur Entdeckung und nach derselben den nöthigen Schutz zu erlangen, wodurch er sich und seiner Familie die Folgen derselben sichern konnte. Er ward jedoch auf eine schmähliche Weise behandelt. Der König nahm ihn günstig auf, ließ sich seine Papiere geben und überreichte diese zum Gutachten einem Minister. Auf den Rath dessel-

*) Das Werk von Fernando Colon ist nach Erinnerungen an seinen Vater, nach dessen Tagebüchern, Briefen und Berichten verfaßt, und bleibt somit die hauptsächlichste Quelle.

**) Spätere Schriftsteller berichten, daß Colon sich zuerst an den Senat seiner Vaterstadt Genua wandte. Da sein Sohn jedoch hierüber schweigt, so scheint diese Angabe ungegründet.

ben hielt er den Columbus mit Versprechungen hin und entsandte im Geheimen ein Schiff, um den Plan ohne die Mitwirkung des Urhebers auszuführen. Der Kapitän, welchem die Erfahrung und der Muth des Columbus fehlte, kehrte aber unverrichteter Sache nach Lissabon zurück, und jener verließ tief gekränkt das Land, begab sich nach Spanien und sandte seinen Bruder Bartolomé nach England, um die Unterstützung des dortigen Hofes nachzusuchen. Das Schicksal hat die Entdeckung Amerika's den Engländern entzogen. Bartolomé Colon ward von Seeräubern geplündert, kam nach London in vollkommener Armuth und mußte dort seinen Unterhalt mit Chartenzeichnen erwerben, bevor er an den Hof gelangen konnte. Der habsüchtige Heinrich VII., sobald er den Plan vernahm, ging begierig auf Vorschläge ein, die seine Schiffe zum reichen Indien führen sollten. Er entsandte den Bartolomé, um seinen Bruder herbeizuholen, allein dieser hatte mittlerweile für Spanien seine Unternehmung ausgeführt.

Columbus begab sich 1484 nach Cordova, wo während des Krieges mit den Mauren Grenada's der Hof damals verweilte. Er gelangte nach Spanien unter ungünstigen Verhältnissen, denn die Regierung verwandte alle ihre Mittel auf eine nationale Kriegsunternehmung, welche alle Kräfte des Staates in Anspruch nahm. Der spanische Nationalcharakter erwies sich ohnedem von jeher als eifersüchtig gegen Fremde, bei aller Energie als langsam im Entschlusse und als mißtrauisch gegen alles Neue, bis dessen Wahrheit sich erprobte. Andrerseits war des Columbus Benehmen geeignet, das Vertrauen der Spanier zu gewinnen. Er war besonnen, ernst, höflich und mäßig, wie der größere Theil der Nation; an seinem Leben fand sich kein Flecken. Diese Eigenschaften, so wie die tiefe Ueberzeugung, die er hinsichtlich seines Planes hegte, gewannen für ihn so viele Personen aus allen Ständen, daß man ihn nirgends als einen Abenteurer behandelte. Auch ging die Königin Isabella von Kastilien in die Vorschläge ein; der Plan wurde bedeutenden Gelehrten zum Gutachten übergeben, allein, wie es in solchen Fällen oft zu geschehen pflegt, von diesen als unausführbar zurückgewiesen. Columbus entschloß sich, Spanien zu verlassen, um dem Könige von Frankreich Anerbietungen zu machen, oder um seinen Bruder in England aufzusuchen. Ehe er dieß ausführte, begab er sich noch zum Kloster la Rabida in der Gegend der Seestadt Palos, wo er seinen Sohn Diego zur Erziehung zurückgelassen hatte. Der Prior des Klosters, Juan Perez, schon seit längerer Zeit ein persönlicher Freund des Columbus und früher Beichtvater der Königin, war bereits für den Plan vollkommen eingenommen. Dieser Mann, welchem Spanien gewissermaßen die Entdeckung verdankt, schrieb an die Königin in so dringender Weise und mit solcher Ueberzeugung, daß Columbus auf freundliche Weise zur Rückkehr eingeladen wurde und andere Beweise königlicher Gunst empfing.

Als Columbus an den Hof zurückkehrte, verweilte dieser bei Grenada in Santa Fé, während die Belagerung jener Stadt ihrem Ende sich nahete. Es ward ihm Hoffnung geboten, daß sein Plan nach Beendigung des Krieges zur Ausführung gelangen würde; als dieser Fall eintrat, waren jedoch noch nicht alle Schwierigkeiten entfernt. Columbus machte Bedingungen, welche nicht annehmbar erschienen, und allerdings waren dieselben von solcher Art, daß kein Staat sie hätte zugestehen können, ohne sich zugleich der Regierung über die Entdeckungen zu begeben, und seine Unterthanen von den hauptsächlichsten daraus entstehenden Vortheilen auszuschließen. Er verlangte für sich und seine Nachkommen die Würde eines Admirals der entdeckten Meere, und eines Vice-Königs der entdeckten Länder. Er selbst wollte die Regierungsgewalt ausschließlich ausüben, Richter ernennen, und hinsichtlich der Verwaltungsbeamten eine bestimmte Anzahl der Krone vorschlagen, worunter diese wählen müsse. Er verlangte für sich den zehnten Theil von Allem, was in den zu entdeckenden Ländern gefunden, gekauft oder auf andere Weise erworben würde u. s. w. Die Verhandlung ward abgebrochen und Columbus verließ mißmuthig den Hof.

Kaum hatte er sich entfernt, so bestürmte ein höherer Finanzbeamter, Luis de Santangel, die Königin mit Bitten, den kühnen Seefahrer wieder zurückzurufen, und es gelang ihm durch aufrichtige Begeisterung für den Plan des Columbus, seine Gebieterin in der Art mit fortzureißen, daß diese sogar ihre Juwelen zu verpfänden versprach, im Fall die Summen der Staatskasse zur Ausrüstung einer Entdeckungsflotille nicht ausreichten. Ein Eilbote rief den Columbus zurück, und alle Forderungen wurden ihm zugestanden. Am 2. Mai 1492 verließ er Grenada als Admiral der Krone Kastilien und begab sich zum Seehafen von Palos, wo auf Befehl der Königin ein Geschwader für ihn ausgerüstet wurde. Es bestand aus drei Fahrzeugen, dem Admiralschiff, Santa Maria, und zwei kleineren, Pinta und Ninna, von so gebrechlichem Bau, daß man auf eben so kleinen Barken seitdem vielleicht niemals eine Fahrt quer über den Ocean gemacht hat. Die beiden letzteren kommandirten zwei angesehene Schiffseigenthümer und Seefahrer aus Palos, Martin und Yannez Pinzon, welche von Columbus gewonnen, sich in so weit um die Entdeckungsfahrt Verdienste erwarben, daß sie die Ausrüstung bedeutend beschleunigten. Die Bemannung bestand aus 90 Mann, worunter auch einige Edelleute, denn am Hofe der Königin hegte man zwar keine großen Erwartungen von der Entdeckung, hatte jedoch zu Columbus genügendes Vertrauen gefaßt, so daß einige Männer von Ansehen sich ihm anschlossen.

Am 3. August ging das Geschwader in der Richtung nach den kanarischen Inseln unter Segel. Auf der Fahrt nach denselben begab sich nichts Merkwürdiges, und am 9. August lag Columbus bereits vor der Gran Canaria und verweilte dort und in Gomera einige Wochen, um Lebensmittel einzunehmen und um die zwei

kleineren Fahrzeuge auszubessern. Die zerbrechliche Beschaffenheit derselben hatte sich gleich anfangs ergeben; das Steuerruder der Pinta war zweimal unterwegs abgebrochen, und die Ninna besaß nicht einmal die gewöhnlichen Segel. Columbus bemühte sich vergeblich, auf den Kanarien bessere Schiffe zu erlangen; er mußte sich mit den beiden begnügen, und fuhr am 4. Septbr. in den unbekannten Ocean.

Gleich anfangs zeigte sich eine ungünstige Stimmung seiner Mannschaft. Als seine Leute die Feuersäulen des Pics von Teneriffa erblickten, ergriff sie schon vor der Fahrt nach Westen eine allgemeine Furcht; als die Gestade der Insel Hierro verschwanden, brachen alle Matrosen in allgemeine Wehklagen aus; ein bald darauf erblicktes Wrack erhöhte ihren Schrecken. Nur ein Mann wie Columbus vermochte zugleich das Vertrauen seiner Leute zu gewinnen und die strengste Ordnung an Bord zu erhalten. Er besaß vollkommene Gewandtheit in der Behandlung einer Schiffsmannschaft; dem gewöhnlichen Verfahren von Seeoffizieren entgegen, unterhielt er sich häufig mit den Matrosen, beschwichtigte ihre Besorgniß und legte ihnen seine Erwartungen offen dar; andrerseits beachtete er genau ein jedes Manöver, und hielt durch Besonnenheit und Ernst die Aeußerungen der Unzufriedenen in gehörigen Schranken. Seine Erfahrung in der Schifffahrtskunde ertheilte ihm Ueberlegenheit und erwarb ihm Vertrauen; sogar die Pinzon, erfahrene und weitgereiste Seeleute, wagten es niemals, einer Behauptung oder einem Befehle von ihm zu widersprechen. Er schlief nur wenige Stunden und stand beinahe immer auf dem für ihn bestimmten Theile des Verdeckes mit Senkblei und Instrumenten, beobachtete jede Erscheinung und trug Alles, was ihm auffallend erschien, genau in sein Tagebuch ein. Was das letztere betrifft, so hielt er ein besonderes für sich und ein anderes für seine Leute; um dieselben durch die Länge der Reise nicht zu erschrecken, gab er täglich eine geringere Zahl von Meilen an, als er wirklich zurückgelegt hatte; auch verschwieg er ihnen die Abweichung der Magnetnadel, die er gleich anfangs beobachtete, wodurch er aber nicht bestürzt wurde.

Als Columbus die Kanarien verließ, konnte er in den ersten Tagen bei schwachem Winde nur eine geringe Strecke fahren, allein bald darauf kam er in den Strich der Passatwinde und segelte von nun an in gerader Linie nach Westen bei frischem und günstigem Nordost. Am 14. September, als bereits 300 Seemeilen zurückgelegt waren, wurde die Einförmigkeit des Oceans zum ersten Mal unterbrochen. Die Mannschaft der Ninna, welche voransegelte, erblickte zwei Wasservögel, die ihren Lauf nach Westen nahmen, das Zeichen einer dortigen Küste, welches auf einen Tag lang allgemeine Freude erregte. Am nächsten Tage ward aber die Besorgniß der Matrosen um so stärker; die Schiffe kamen über eine dicht mit Seegras bedeckte Stelle, welche die Mannschaft im ersten Schrecken für das äußerste Ende des schiffbaren Meeres hielt, da die Masse des Grases den ferneren Lauf der Schiffe verhindern würde. Ein frischer Wind, mit welchem die Strecke leicht durchschnitten ward, und der Anblick neuer nach Westen fliegender Wasservögel entfernte zwar diese Furcht; allein das letztere Zeichen, beinahe an jedem Tage gesehen, vermochte zuletzt nicht länger die Schrecken der Mannschaft zu beschwichtigen, welche ohne Umkehr sich für verloren hielt. Eine Meuterei war dem Ausbruch nahe, um den Admiral entweder zur Rückkehr zu nöthigen, oder, wenn er sich weigerte, ihn in's Meer zu stürzen; die Mannschaft der Santa Maria drang vereinigt auf den Admiral mit Vorwürfen und Forderungen; Columbus aber verhinderte jeden Versuch zur Gewaltthätigkeit durch strengen Ernst, den er nur einmal bei dieser Gelegenheit zu zeigen brauchte, um alle Neigung zur offenen Empörung zu unterdrücken; er drohte den Meuterern mit schwerer Strafe, die sie im Fall des Ungehorsams in Spanien erwarte, und die Mannschaft, obgleich entmuthigt, kehrte zum Gehorsam zurück (am 24. Sept.). Sein Ansehen ward auf's Neue so sehr befestigt, daß seine Leute sich zufrieden stellten, als sie, erschreckt durch die von ihnen ebenfalls beobachtete Abweichung der Magnetnadel, von ihm eine unbegründete Erklärung vernahmen, woran er vielleicht selbst nicht glaubte *).

Endlich mehrten sich die Zeichen des nahen Landes. Am 8. Oktober kam ein ganzer Schwarm von kleineren Landvögeln, und nahm seinen Flug nach Südwesten. Columbus erkannte, daß diese Thiere sich nicht weit von der Küste entfernen könnten, und nahm somit dieselbe Richtung, indem er von der früheren, der geraden westlichen, abwich. Mehrere Tage sah er sich zwar in seiner Hoffnung, Land zu erblicken, getäuscht, allein zuletzt ergaben sich Zeichen, welche auch die Besorgnisse seiner Leute entfernten. Am 11. Oktober sah man einen grünen Busch, einen grünen Strauch mit rothen Beeren, künstlich geschnitzte Stäbe und Bretter auf den Wogen herbeigeschwemmt; die Mannschaft empfand einen frischen von Vegetation duftenden Landwind, und das Senkblei traf auf Grund. Am Abend wurden bereits Befehle ertheilt, wie sie bei der Nähe des Landes aus Vorsicht gegeben werden. Keiner dachte in der Nacht an Schlaf und Alle hofften eine Küste am Morgen zu erblicken. Um Mitternacht sah Columbus ein Licht, welches sich im Dunkel bewegte, er rief seinen Offizieren und aller Zweifel war verschwunden. Nach zwei Stunden gab die Pinta Signale, das Land sei gesehen und mit dem Aufgang der Sonne erblickte die Mannschaft das flache mit Wäldern bedeckte Gestade einer Insel. Ein Tedeum ward angestimmt; alle drängten sich in Dankergießungen um den Admiral. Boote wurden ausgesetzt, und die Spanier fuhren mit kriegerischem Gepränge auf die Insel zu. Columbus betrat zuerst das Land; ihm folgte die Mannschaft, Alle knieten nieder und küßten entzückt den so lang ersehnten Boden.

*) Die Sage, daß Columbus seiner Mannschaft zuletzt versprochen habe, er wolle umkehren, wenn er in drei Tagen kein Land erblicke, ist ungegründet. Weder Fernando Colon, sein Sohn, noch die früheren besseren Schriftsteller (Herrera) erwähnen diesen Umstand.

Die Spanier erstaunten über die erblickten Dinge; Vegetation und Menschen waren ihnen neu. Bald bedeckte sich das Gestade mit Eingeborenen, kupferfarbenen und nackten Menschen von eigenthümlicher Bildung, deren friedliche Gesinnung sogleich erkannt wurde. Es war ein besonderer, von den Bewohnern des später entdeckten Festlandes verschiedener Stamm, ziemlich allgemein auf den Inseln des mexikanischen Meerbusens verbreitet, auf dem niedrigsten Grade der Kultur, kaum mit Feldbau bekannt, friedlich, genügsam, träge, schwach an Körper und ohne allen kriegerischen Muth. Neben ihm wohnte auf mehreren Inseln der wilde und muthige Stamm der Caraiben, vom Festlande Amerika's eingewandert, jenen Indiern furchtbar, allein durch die Spanier leicht besiegt. Der erstere Stamm verschwand spurlos nach einem Jahrhundert, von dem letzteren haben sich schwache Reste auf einigen westindischen Inseln erhalten.

Columbus verweilte nur zwei Tage auf jenem zuerst entdeckten Punkte Amerika's, einer Lucai'schen oder Bahama-Insel, die er San Salvador benannte, die aber seitdem den ursprünglichen Namen Guanahani wieder erlangt hat. Er bemerkte die Armuth der Eingeborenen und wandte sich in der Hoffnung, ein goldreiches Land zu finden, nach unvollkommenen Erkundigungen bei den Indiern, nach Süden. Nachdem er mehrere andere kleinere Inseln von derselben Art berührt hatte, erreichte er Cuba, dessen Klima und Fruchtbarkeit ihn entzückte. Allein auch hier verweilte er nicht lange, denn Gold wurde bei den Eingeborenen nicht in Menge bemerkt und nicht an den Küsten, sondern im Innern gefunden. Um größere Schätze dieses edlen Metalles aufzufinden, wandte er sich auf Nachrichten der Eingeborenen nach Osten, und gelangte in dieser Richtung zum damals goldreichen Hayti, von ihm Espannola und später San Domingo genannt. Er erreichte die Küste am 6. Dezember und fand dort ein friedliches und furchtsames Volk, welches bei der Erscheinung von Fremdlingen entfloh, aber durch freundliche Behandlung gewonnen und durch Geschenke an europäischen Kleinigkeiten entzückt, die Spanier wie Wesen höherer Art verehrte. Gold wurde hier in solcher Menge erlangt, daß die Erwartung Aller von der Entdeckung reicher Länder befriedigt, und daß die Errichtung einer Kolonie als gerechtfertigt erschien. Zu letzterem Verfahren ward Columbus ohnedem durch einen Unfall bewogen.

Noch bevor er Hayti erreichte, hatte er die Pinta aus dem Gesicht verloren; als er die Gegend des später sogenannten Cap Français umfuhr, scheiterte die Santa Maria, sein Admiralschiff, während er schlief, durch die Nachlässigkeit seines Steuermanns. Die Mannschaft und alle werthvollen Gegenstände wurden zwar durch Hilfe der Indier gerettet, allein die kleine und gebrechliche Ninna vermochte nicht die ganze Mannschaft zu fassen. Columbus wünschte eine schnelle Rückkehr nach Spanien, denn er besorgte, der Kapitän der Pinta, Martin Pinzon, wolle vor ihm zurückfahren, um die Nachricht der Entdeckung zuerst zu überbringen. Seine Mannschaft aber war nicht abgeneigt, in dem neu entdeckten Lande zurückzubleiben, dessen Gold die Habsucht Aller angeregt und dessen Klima die durch lange Seefahrt Ermüdeten entzückt hatte. Achtunddreißig Mann wurden zurückgelassen, ein Fort mit Hilfe der Eingeborenen errichtet, und am 4. Januar 1493 verließ Columbus diesen Punkt, um nach Europa zurückzukehren. Am 6. traf er wieder auf die Pinta und nach 10 Tagen befand er sich in offener See auf der Heimkehr nach Europa.

Die Fahrt war günstig bis zum 14. Februar, als sich Columbus bereits auf der Höhe der Azoren befand. An diesem Tage erhob sich ein so heftiger Sturm, daß die Mannschaft an ihrer Rettung verzweifelte. Die beiden Schiffe wurden getrennt; Columbus selbst verlor zuletzt den Muth, und ergriff ein letztes Mittel, um die Kunde seiner Entdeckungen für Europa zu erhalten; er schrieb einen Bericht seiner Reise auf Pergament, und warf denselben, nach mehreren zur Erhaltung getroffenen Vorkehrungen, von einer Tonne verschlossen, in das Meer. Das Verfahren bezeichnete die höchste Gefahr; es war jedoch unnöthig, denn am 15. milderte sich der Sturm, und Columbus konnte sich in einen Hafen der Azore Santa Maria flüchten, um sein Schiff auszubessern und die Pinta zu erwarten. Letztere kam nicht wieder zum Vorschein; er faßte aufs Neue den früheren Verdacht über Pinzon's Treulosigkeit *), und beeilte seine Rückkehr, nachdem er einen durch Neid bewirkten Versuch des portugiesischen Gouverneurs, ihn zurückzuhalten, durch Festigkeit und sein Ansehen als spanischer Admiral leicht vereitelt hatte. — Noch einmal kam er durch die Gewalt der Elemente dem Untergang nahe. Auf der Höhe der spanischen Küste überfiel ihn ein zweiter Sturm; die Ninna vermochte kaum noch die See zu halten; Columbus wurde bis Lissabon verschlagen, und mußte, dem Untersinken nahe, sich in den Tajo retten. Während er hier in Zänkereien mit portugiesischen Beamten gerieth, verbreitete sich die Nachricht seiner Entdeckung in der Hauptstadt. Der Tajo bedeckte sich mit Kähnen; Portugiesen aller Stände gaben ihm Beweise von Ehrerbietung und verwünschten das frühere Verfahren ihrer eigenen Regierung. Der König, obgleich neidisch über die von ihm selbst zurückgewiesenen Erfolge, wagte es nicht, einen mächtigen Nachbarstaat zu beleidigen. Columbus segelte ungehindert am 13. März aus dem Tajo und gelangte am 15. nach Palos, demselben Hafen, den er 7 Monate vorher verlassen hatte.

Seine Reise von dort an den Hof, welcher in Barcelona verweilte, war ein Triumphzug. Die Nachricht seiner Entdeckung verbreitete sich schnell im ganzen Lande;

*) Nach Fernando Colon wurde der Verdacht durch die Folge gerechtfertigt. Pinzon wurde nach Galizien verschlagen und schickte von dort sogleich Boten an den Hof mit der Nachricht von den Entdeckungen und mit dem Gesuche, dort selbst erscheinen zu dürfen. Die Kunde war aber durch Eilboten von Lissabon aus bereits bekannt, und die Spanier behandelten Pinzon als Betrüger.

aus allen Theilen Spaniens strömten Menschen herbei, um ihn selbst, so wie die mitgebrachten Indier und Naturerzeugnisse der westindischen Inseln zu sehen. Bei Hofe wurden ihm Ehren erwiesen, welche die spanische Etikette den Unterthanen sonst nicht zugestand *). Königliche Patente bestätigten die früher von ihm bedungenen Vorrechte, und Befehle wurden zu einer neuen und größeren Ausrüstung erlassen, welche sowohl auf Entdeckung, wie auf Kolonisation berechnet war. Die Aussicht auf Goldgewinn reizte die bisher an Seefahrten nicht gewöhnte Nation; Männer aus allen Ständen nahmen als Freiwillige an der Ausrüstung Theil, und in wenigen Monaten war eine Flotte von 16 Schiffen und 1500 Mann in Cadiz versammelt. Am 25. September ging Columbus zum zweiten Mal unter Segel, auf demselben Wege, wie auf der ersten Reise, und legte die Fahrt in 25 Tagen ohne Unfall zurück.

Diese zweite Reise des Admirals bot als Hauptresultat die Kolonisation von Hayti, wodurch der Grund zur spanischen Herrschaft in Amerika gelegt und der erste Mittelpunkt gebildet wurde, von welchem sich die spanische Civilisation über die tropischen Klimate des Westens verbreitete. — Sobald Columbus die westindische See erreichte, eilte er beinahe ohne Aufenthalt auf den Punkt von Hayti, wo er eine kleine Kolonie auf seiner ersten Fahrt zurückgelassen hatte. Er fand sie zerstört, das Fort geschleift und die Besatzung getödtet. Die Feindseligkeiten mit den Eingeborenen hatten begonnen; sobald Columbus nach Europa zurückgekehrt war, verbreiteten sich die Spanier in kleineren Abtheilungen raubend auf der Insel, und wurden vereinzelt überfallen und erschlagen. Sie hatten im ersten Schrecken vor der Uebermacht ihr Fort ohne Vertheidigung aufgegeben und kein Einziger sich gerettet. Der Plan des Columbus, unter friedlichen Verhältnissen mit den Eingeborenen die Kolonie zu gründen, war somit vereitelt; die Spanier verlangten augenblicklich Rache, allein der Admiral beschloß, vor jeder anderen Unternehmung eine feste und bleibende Niederlassung zu gründen, um von dort aus die Herrschaft auszudehnen, die Indier jedoch eher zu gewinnen, als mit Gewalt zu unterwerfen. Er wählte einen fruchtbaren und durch die Lage gesicherten Platz zur Kolonie, den er Isabella nannte, ließ alle seine Leute ohne Unterschied des Standes an den Befestigungen und Wohnungen arbeiten, vertheilte Ländereien und ließ diese besäen, ernannte die Behörden und verließ zur Erforschung des Inneren den Ort nicht eher, als bis der Punkt vollkommen gesichert und die Niederlassung geordnet war. Alsdann begann er die genauere Untersuchung der Insel und marschirte mit einem wohlgerüsteten Truppencorps in die goldreichen Distrikte, gebirgige und unfruchtbare Strecken, aber so reich an edlem Metalle, daß dieses beinahe auf jedem Hügel zu Tage lag. Die Indier, durch die Schnelle der unbekannten Pferde und durch die Wirkung der Feuerwaffen erschreckt, leisteten nirgends Widerstand; die Oberhäupter huldigten der Krone Spanien, und Columbus vermied es, wegen der früheren Feindseligkeiten Rache zu üben. Nachdem er die Aushebung des goldreichen Distriktes durch die Erbauung eines Forts gesichert hatte, traf er Vorbereitungen zu einer Entdeckungsreise, und ging am 24. April 1494 in der Richtung von Cuba unter Segel.

Die Reise bot ihm kein günstiges Resultat. Er entdeckte Jamaika, berührte jedoch nur wenige Punkte der Insel und fand kein Ergebniß, welches ihn und seine Leute befriedigte. Als er die südliche Küste von Cuba umschiffte, gerieth er durch anhaltende Stürme eines unbekannten Meeres in häufige Gefahr, ohne daß es ihm antrerseits gelang, mit den Eingeborenen der Insel Verbindungen anzuknüpfen, oder die Nachtheile einer mühsamen Fahrt durch Goldgewinn auszugleichen. Die Lebensmittel gingen ihm aus; er selbst verfiel in eine fieberhafte Krankheit und ward durch die Entmuthigung seiner Mannschaft zur Rückkehr gezwungen.

Als er in Hayti anlangte, traf er die Kolonie in ungünstigem Zustande. Die aus Europa mitgebrachten Lebensmittel waren verbraucht, und die wenig angebaute Insel vermochte nicht die Spanier zu ernähren. Mangel und Krankheiten hatten die Zahl derselben gelichtet, die Erwartung eines genußreichen und üppigen Lebens war selbst bei denen getäuscht, welche sich durch Goldgewinn bereichert hatten; die Spanier erlitten alle Mühen und Beschwerden, welche den Beginn der Kolonisation überall und stets begleiten. Außerdem waren die Indier im Aufstande. Der Mangel der Spanier hatte diese zur gewaltsamen Eintreibung von Lebensmitteln bei den Eingeborenen gezwungen, welche genügsam, schwächlich und träge kaum eine andere Nahrung wie Mais und Cassava-Wurzeln kannten und im Verhältniß zu ihrer Menschenzahl und zur Ausdehnung der Insel nur einen unbedeutenden Ackerbau trieben. Ihrer Vorräthe beraubt, geriethen sie durch allgemeinen Mangel in Verzweiflung, und alle Oberhäupter, bis auf einen, vereinigten sich endlich zu einem gemeinschaftlichen Aufstande, um die Fremdlinge zu vertreiben. Die Ernten der von den Spaniern angebauten Felder wurden zerstört und einzelne Abtheilungen erschlagen, welche zur Aufsuchung von Goldbergwerken sich im Gebirge zerstreut hatten. Nach der Angabe der Spanier standen mehr als 100,000 Indier unter den Waffen.

Der Aufstand wurde nach des Columbus Rückkehr leicht unterdrückt und veranlaßte allein für die Indier eine erste organisirte Unterwerfung. Columbus marschirte mit 200 Soldaten, 20 Reitern und 20 großen corsischen Hunden dem Feinde entgegen, welcher ihn auf einer ausgedehnten und zwei Tagereisen von Isabella entfernten Ebene erwartete. Ein einziger Angriff genügte, die nackte und schlecht bewaffnete Masse aus einander zu sprengen, welche, durch Feuerwaffen, durch Pferde und Hunde erschreckt, nach allen Seiten hin sich zerstreute. Die Spanier hatten kaum einen Kampf, sondern nur eine Jagd auf unkriegerische Flüchtlinge zu

*) Er bekam z. B. die Erlaubniß, das Wappen Spaniens zu dem seinigen hinzuzufügen.

bestehen, welche ihnen zahlreiche und zur Sclaverei bestimmte Gefangene einbrachte. Einige Wochen lang durchzog Columbus die Insel, ohne weiteren Widerstand zu finden, errichtete einige Forts, um die Unterwerfung zu sichern, ließ die Indier zählen und organisirte nach Köpfen ihre Besteuerung in Gold oder Baumwolle auf eine Weise, welche später in allen Kolonien der Spanier gewöhnlich wurde.

Dieser Sieg veranlaßte neue Unzufriedenheit unter den Kolonisten. Das Bedürfniß derselben erheischte einen ausgedehnteren Landbau, wie ihn die Europäer unter dem tropischen Klima durchführen konnten. Die Spanier verlangten somit das Recht, die Besiegten zur Frohnarbeit zu zwingen, allein Columbus verweigerte entschieden jene Maßregel, welche zwar später die Blüthe der Kolonie in ungemein schneller Zeit befördert, allein andrerseits die Veranlassung zum Untergange der schwächlichen und an Arbeit nicht gewöhnten Bevölkerung der Eingeborenen bot. Offene Meuterei gegen die Regierung des Admirals war nicht ausgebrochen, dagegen hatten die Kolonisten zahllose Klagen an den Hof nach Spanien gesendet, welcher diese Gelegenheit benutzte, um den lästigen und ihm selbst alle Gewalt entziehenden Kontrakt mit Columbus zu untergraben. Die Krone sandte somit einen Richter nach Hayti, um die Klagen gegen Columbus zu untersuchen, wahrscheinlich auch mit geheimen Instruktionen, seiner Regierung Hindernisse in den Weg zu legen. Auch wurden die Angelegenheiten der Kolonie nach dessen Ankunft in solcher Weise verwirrt, daß Columbus sich zur Rückkehr nach Spanien entschloß, um seine Interessen persönlich wahrzunehmen, während sein Bruder Bartolomé in seiner Abwesenheit die Insel regieren sollte.

In Spanien angelangt, 1490, fand er bei Hofe eine günstige Aufnahme, denn die schlaue und langsame Politik Ferdinands, des Gemahls der Isabella, vermied eine Maßregel, wodurch die von Seiten der Kolonisten vorherzusehende Regierungsveränderung auf eine Weise beschleunigt wäre, welche das Gehässige verletzter Kontrakte der Krone aufgebürdet hätte. Columbus fand im Gegentheil alle Unterstützung, um die begonnene Kolonisation und seine Entdeckungen fortzusetzen. Die Regierung rüstete ein neues Geschwader von 6 Schiffen; Bauern, Bergleute und Handwerker wurden angeworben und mit Hausthieren, europäischen Produkten und Werkzeugen versehen, um der Kolonie eine vollständige Einrichtung des europäischen Lebens zu ertheilen. Die ganze Ausrüstung scheint aber absichtlich verzögert worden zu sein, um den Kolonisten in Hayti durch die längere Abwesenheit des Columbus ein freieres Spiel zur Untergrabung seiner Gewalt zu gewähren.

Im Februar 1498 begann Columbus seine dritte Reise in anderer Richtung, wie die früheren. Nachdem er 3 Schiffe mit Vorräthen und neuen Colonisten auf Hayti entsandt hatte, steuerte er mit den 3 anderen mehr nach Süden, wo er ein Festland jenseits den entdeckten Inseln vermuthete. Zuerst erreichte er die Insel Trinidad und gerieth von dort an die Küsten von Guiana. Er hielt das Land zwar anfangs für eine Insel, gelangte aber an der Mündung des Orinoco durch die Wassermasse des Flusses zu der Ueberzeugung, daß er ein Land von weiter Ausdehnung entdeckt habe. Er fuhr die Küste des jetzigen Venezuela hinauf, indem er die Gestade des Meeres erforschte, und über die Produkte des Landes genauere Nachrichten einzog. Auf dieser von ihm eingesammelten Kenntniß der Küste beruheten die späteren Unternehmungen der Spanier in jener Gegend, und die Ehre, das Festland gefunden zu haben, gebührt ihm eben so sehr, wie der Ruhm der ersten Durchschiffung des Oceans. Er kam bis auf die Höhe der an Perlen reichen Inseln Cubagua und Margarita, und wandte sich von dort nach Hayti, das er am 20. August erreichte.

Bei seiner Ankunft fand er einen offenen Aufstand der Kolonisten, an dessen Spitze der von ihm selbst eingesetzte Oberrichter, Francisco Roldan, sich befand. Des Columbus Sohn und die meisten Geschichtschreiber nach ihm suchen allein den Grund dieser Unruhen in dem Ehrgeiz Einzelner, und in der Unzufriedenheit, welche durch Mangel an Lebensmitteln und durch getäuschte Erwartungen entstanden sei, allein andere Umstände scheinen mitgewirkt zu haben, die jenen Aufstand wenigstens theilweise rechtfertigen. Die Spanier waren damals noch an keine Regierung gewöhnt, worin sie ihre Municipalbeamten nicht selbst erwählten, und überhaupt von aller Theilnahme an der Leitung ihrer öffentlichen Angelegenheiten ausgeschlossen waren, wie es durch die unumschränkte Herrschaft des Columbus geschah. Columbus selbst und dessen Bruder Bartolomé, als Seefahrer an unbedingten Gehorsam zu Schiffe gewöhnt, scheinen ihre Gewalt auf rücksichtslose Weise geübt, und sogar die Formen der Justiz verletzt zu haben; die Erstere ergab sich unmittelbar nach des Columbus Abreise, indem sein Bruder in dessen Auftrag die Kolonie von Isabella verlegte, wo die Spanier sich bereits eingerichtet hatten, und einen anderen Ort, San Domingo, wegen des bequemeren Hafens dazu erwählte; das Zweite erklärt den Umstand, daß gerade der Oberrichter ihm den Gehorsam aufgekündigt hatte, und an der Spitze der Insurgenten stand. Ein dritter Umstand, die schon erwähnte Frohnarbeit der Indier kam noch hinzu. Wie sehr auch Columbus in Rücksicht auf Menschlichkeit für den Schutz gerechtfertigt erscheint, welchen er den besiegten Indiern in diesem Punkte gewährte, so läßt sich dennoch nicht läugnen, daß die Interessen der europäischen Kolonie jene Frohnarbeit durchaus erheischten, wenn ein schneller und sicherer Wohlstand ihr zu Theil werden sollte. — Bald nach der Eroberung von San Domingo empörte sich die Mehrzahl der Kolonisten, überrumpelte die Magazine und belagerte den Bruder des Admirals in dem Fort des Hafenortes. Die übrige Insel war in Roldans Händen. Zum Unglück für den Admiral hatte sich auch der größere Theil der aus Spanien neu angelangten Mannschaft den Insurgenten angeschlossen. Die drei vor seiner Reise nach dem Festlande entsandten Schiffe waren nicht in San

Domingo, sondern auf einem andern Theile der Insel gelandet. Roldan lockte den größeren Theil der Mannschaft an das Land, und es gelang ihm leicht, dieselbe zu gewinnen.

Als der Admiral anlangte, hielten nur Wenige zu seiner Partei, und auch diese erwiesen ihm Unzufriedenheit mit seiner bisherigen Regierung. Es blieben ihm zwei Mittel, seine Gewalt wiederherzustellen, Unterhandlungen mit den Insurgenten, oder Klagen beim spanischen Hofe, um durch dessen Hilfe den Aufstand zu unterdrücken. Das letztere war eine sichere Gelegenheit, wodurch die Regierung einen größeren Einfluß auf die Verhältnisse der Kolonie sich erwerben konnte, wie der Kontrakt mit Columbus ihr gewährte. Dieser vermied es wenigstens den Hof selbst dazu einzuladen; er zog es vor, seinem Ansehen durch Unterhandlungen eine Blöße zu geben, und brachte es auch wirklich durch Nachgiebigkeit dahin, daß die Mehrzahl der Insurgenten zum Gehorsam zurückkehrte. Er gestattete den Mißvergnügten, die nicht in der Kolonie verbleiben wollten, die Rückkehr nach Spanien, vertheilte unter den Kolonisten ausgedehntere Ländereien, und erlaubte ihnen, die auf denselben wohnenden Indier zur Frohnarbeit zu zwingen. Die Obergewalt des Columbus ward wieder hergestellt, und Roldan selbst traf von nun an Maßregeln, sie zu erhalten. — Jene Maßregel über die Frohnarbeit der Indier, ein Verfahren, welches bei allen späteren Eroberungen der Spanier als Grundlage der Kolonisation durchgeführt wurde, bewirkte in erstaunlicher Schnelle den Wohlstand von San Domingo. Nach wenigen Jahren waren die Ebenen der Insel wie ein Garten angebaut, und der Bergbau zu solcher Höhe getrieben, daß einzelne Bergwerke an einem Tage 3 Mark Goldes einbrachten. Metallschätze und reichliche Ladungen strömten mit jeder Sendung nach Spanien und lockten immer mehr Abenteurer nach San Domingo, welche die Herrschaft des Mutterlandes nach der Kolonisirung von Hayti auf andere Punkte Amerika's ausdehnten. Wie erwähnt, gab jedoch jene Frohnarbeit Veranlassung zu dem gänzlichen Untergang der einheimischen Bevölkerung. Die träge, schwächliche und mit Gewalt zur Arbeit gezwungene Menschenrasse verminderte sich in solchem Grade, daß nach 10 Jahren nur dünne Reste von einigen Millionen vorhanden waren, und daß der Ruin der Kolonie, ohne die Einführung von Negersclaven, als gewiß erschien.

Während die Kolonisation der Insel sich rasch entwickelte, benutzte der Hof jene Unordnungen, um dem Columbus die Obergewalt über die neue Ansiedlung zu entziehen. Auf Veranlassung der gegen Columbus von den Heimkehrenden vorgebrachten Klagen war ein Commissär mit den ausgedehntesten Vollmachten zur Untersuchung derselben nach San Domingo entsandt, wahrscheinlich auch mit geheimer Instruktion, den Admiral durch jedes Mittel aus dem Laude zu entfernen. Unter dem Könige ward dieß Verfahren durch einen Prälaten, Fonseca, eingeleitet, welcher an der Spitze der indischen Angelegenheiten stand, und welcher sich auch später als der standhafteste Verfolger aller ausgezeichneteren Spanier erwies, die in Amerika Außergewöhnliches leisteten (Balbao, Cortez u. s. w.). — Als jener Commissär, Bobadilla, in San Domingo anlangte, war Columbus im Innereu der Insel; er nahm dessen Haus ohne Weiteres in Besitz, lud ihn Kraft seiner Vollmachten zur Verantwortung, ließ ihn dann bei seiner Ankunft sogleich verhaften, auf ein Schiff bringen, und schickte ihn gefesselt nach Spanien zurück.

Diese Behandlung eines hochverdienten Mannes beschämte und entrüstete die Spanier. Sobald er an Bord gebracht war, nahete sich ihm der Kapitän voll Ehrerbietung, um ihm die Fesseln abzunehmen; allein Columbus wies ihn zurück. In Spanien schmähete man laut, als das Schiff anlangte; vor Allem war die Königin Isabella über das Verfahren empört. Sie gab sogleich Befehl, Columbus in Freiheit zu setzen, übersandte ihm Geschenke und rief ihn an den Hof. Seine Rechtfertigung ward gebilligt und er selbst mit Gunstbezeigungen überhäuft. Bobadilla wurde abgesetzt, allein der Admiral erhielt seine Statthalterschaft nicht wieder. Auf seine Gesuche erlangte er die ausweichende Antwort, die Beruhigung der Kolonie müsse zuvor befestigt werden; zuletzt wurde die Statthalterschaft San Domingo's einem Andern, Ovando, übertragen, welcher die unbeschränkteste Vollmacht, jedoch in solcher Weise erhielt, daß die Obergewalt nach bestimmter Zeit dem Staate wieder anheim fiel. — Des Columbus Kraft war aber durch Mißgeschick noch nicht gebrochen. Als er die Aussicht verlor, seine Rechte auf San Domingo wieder zu erlangen, nahm er seinen ersten Plan, Indien in westlicher Richtung zu erreichen, wieder auf, da er aus der Bildung der von ihm untersuchten Küste des Festlandes den Schluß zog, dieselbe werde eine offene Durchfahrt im Norden an dem Punkte bieten, wo der nördliche Theil Amerika's durch eine schmale Landenge mit dem südlichen zusammenhängt. — Der Hof rüstete zu dem Zwecke ein Geschwader von 4 Schiffen, und gegen Ende des Jahres 1502 verließ Columbus zum vierten Male die spanische Küste.

Diese vierte Reise bot ihm eine Reihe von Widerwärtigkeiten. Die Schiffe waren gleich anfangs in so schlechtem Zustande, daß er seine erste Absicht, gerade auf die Küste des Festlandes hinzusteuern, aufgab und nach San Domingo fuhr, um die Ausbesserung seiner Schiffe dort zu betreiben, oder sie gegen bessere auszutauschen. Ovando aber ließ ihn unter dem Vorwande, seine Gegenwart könne Unruhen verursachen, nicht in den Hafen, und Columbus mußte seine Fahrt mit einem Geschwader fortsetzen, bei dessen Zustande Unfälle zur See unabwendbar waren. Er landete zuerst auf den Guanaro-Inseln, an der Küste von Honduras, und erhielt dort die erste Kunde von dem mächtigen und goldreichen Mejico, gab aber seinen Lieblingsentwurf deßhalb nicht auf, und nahm seine Richtung nach dem Meerbusen von Darien, wo er die ganze Küste des Festlandes, vom Cap Gracia a Dios bis zu einem Hafen genau untersuchte, den er wegen seiner Lage Puerto

bello nannte. Als er die erwartete Durchfahrt nicht auffand, und somit die wahre Natur des Festlandes erkannte, beschloß er die Gründung einer Kolonie, um von dort aus die spanische Herrschaft, wie in Hayti, auszudehnen. Er selbst wollte nach Spanien zurückkehren, um Verstärkungen herbeizuholen; allein sein Plan wurde durch die feindliche Stimmung der Indier, eines kühneren Geschlechtes, wie auf den westindischen Inseln, und durch die geringe Zahl der Seinigen vereitelt. Heftige Orkane überfielen ihn in unbekannten Meeren; sein Geschwader konnte die See nicht halten; ein Schiff scheiterte, ein zweites ward leck, und mußte aufgegeben werden. Er suchte sich mit den beiden übrigen nach San Domingo zu retten; allein die Seestürme ließen nicht nach; auf der Höhe von Cuba stießen die zwei Schiffe an einander, und wurden dadurch so beschädigt, daß er nur mit Mühe eine nahe Küste als Schiffbrüchiger erreichte. Es war das früher von ihm entdeckte Jamaica. Die Mannschaft wurde gerettet, allein die Schiffe gingen zu Grunde (24. Juni 1503).

Hier erduldete Columbus alle Leiden der Schiffbrüchigen in uncivilisirtem Lande, Mangel jeder Art, Verzweiflung an Rettung, Meuterei seiner Leute und zuletzt sogar eine grausame Theilnahmlosigkeit der spanischen Regierung in San Domingo. Die Indier, von demselben Stamm, wie in Hayti, empfingen die Geretteten zwar anfangs wie Wesen höherer Art, fanden jedoch die Ernährung von Fremden bald als lästig, entzogen ihnen allmählig die Lebensmittel, und die Spanier geriethen in Gefahr zu verhungern. In dieser Noth empörte sich ein Theil der Mannschaft, drohete mit Gewaltthätigkeit gegen den Admiral, durchzog raubend die Insel, und begann mit den Treugebliebenen einen offenen Kampf. Columbus selbst erkrankte und kam dem Tode nahe. Zwei seiner Offiziere, ein Spanier, Mendez, und ein Genueser, Fiesco, hatten sich in einem gebrechlichen indischen Kahne auf das Meer gewagt, um von San Domingo Hilfe herbeizuholen; allein die letztere langte nicht an. Die beiden Offiziere erreichten zwar den Hafen von San Domingo, aber Ovando weigerte sich, Hilfe zu bringen, und entsandte nur ein Schiff, um den Zustand der Schiffbrüchigen zu erkunden. Dieses hielt dicht an der Küste, wo die Verschlagenen verweilten, vermied aber eine Landung. Ein Boot überbrachte dem Admiral unbestimmte Versprechungen; in der Nacht war das Schiff verschwunden. Die Verzweiflung der Schiffbrüchigen stieg auf's Höchste. Sie wurden zwar vom Hungertode durch eine List des Columbus gerettet, wodurch er die Indier bewog, ihm wieder Lebensmittel zu bringen; die Empörung ward durch die Entschlossenheit des Bruders von Columbus, Bartolomé, unterdrückt, allein die Hoffnung der Heimkehr schien abgeschnitten.

Endlich erlaubte Ovando, daß die beiden, von Columbus abgesandten Offiziere ein Schiff auf dessen Credit in San Domingo ankauften, und die Schiffbrüchigen wurden am 28. Juni 1504 von Jamaika abgeholt. Die physische und moralische Kraft des Admirals war aber durch die mannigfachen Leiden gebrochen; geschwächt und entmuthigt kam er nach Spanien; mit geringer Hoffnung auf die Wiedererlangung der verlorenen Rechte und auf fernere Thätigkeit, verlebte er noch 2 Jahre in dem Lande, welchem er durch seine Entdeckung die Quellen der Macht und des Reichthums erschlossen hatte, und starb, von der Nation geachtet, aber vom Hofe nur äußerlich geehrt und im Uebrigen vernachläßigt, zu Valladolid am 20. Mai 1506.

Kottenkamp.

Räthsel.

Erste Abtheilung: Sinnbilder.

Die Morgenröthe.

Auf zwei Hügeln, fein und sanft gegründet,
Glänzt, das warmen Frühlingstag verkündet,
Morgenroth, von jungem Licht entzündet:
Oft, wenn diese Morgenröthe leuchtet,
Sind die Hügel auch von Thau befeuchtet.

Heilig Morgenroth, du weihst die Hügel,
Daß ein Gott gern auf sie drückt sein Siegel,
Und kühlt ihre Gluth mit sanftem Flügel:
Doch, hat erst der Gott Besitz genommen,
Bald ist auch das Morgenroth verglommen.

J. G. Moser.

Auflösung: 4. 9. 5. 18. 3. 8. 1. 12. 17. 14. 5. 19. 8. 5.

Das Meteor.

Es steigt ein luftig Meteor
Aus eines stillen Abgrunds Tiefen,
In Wellen hebt es sich empor,
Die eng gepreßt darinnen schliefen.

Und wenn es schwer gen Himmel steigt,
Dort seinen Ursprung zu verklagen,
So wird Gott, der zu ihm sich neigt,
Erleichterung ihm nicht versagen.

Oft wird es auch, umsonst verbraucht,
Spurlos verschwinden in den Lüften;
Oft sinkt es, auch umsonst verhaucht,
Hinunter zu den schwarzen Grüften.

Doch, findet erst dies Meteor
Sich gegenüber seinesgleichen,
Und kann es durch ein heimlich Thor
Nur erst des andern Herd erreichen:

Dann weht's vergnüglich hin und her,
Bläst Flammen an auf beiden Herden,
Dann wird es freilich bald vom Meer
Der Seligkeit verschlungen werden.

J. G. Moser.

Auflösung: 4. 5. 17. 18. 5. 20. 6. 25. 5. 17.

Dome d'Oxsola

Thun

Thun.

(Taf. 29.)

Wenn es einem der freundlichen Leser im Leben begegnen wird, die schöne Stadt Bern in der Schweiz zu verlassen, um sich nach Thun zu begeben, so wird sich gewiß in seiner Brust ein seltsam freudigbeengendes Gefühl der Erwartung regen, denn das, was er von der Aar-Terrasse zu Bern, bei einem herrlichen Sonnenuntergange, aus der Ferne schon so sehr bewunderte, soll sich bald in bezwingendster Nähe dem entzückten Auge darbieten. Immer näher rücken dann die milden Formen der grünen Vorberge, und wenn sich auch die glänzenden Firnen und Spitzen des Hochgebirgs auf Augenblicke dem weithin spähenden Blicke entziehen wollen, so ist dieß doch nur scheinbar, und hie und da müssen sie — fast wider Willen, möchte man sagen — wieder hervorgucken, um uns an einen Anblick zu gewöhnen, der für denjenigen, der die Alpen noch nie bereiste, wirklich etwas in hohem Grade Bewältigendes hat.

Wenn selbst der am oft sengenden Lebensstrahle gereifte Mann, dem die hohen Erscheinungen der Welt schon in ihren mannichfachen Gestaltungen vorübergezogen sind, sich eines solchen Gefühls nicht zu erwehren vermag, so ist es doch vorzüglich das Gemüth der Jugend, auf das diese Bilder einen nie zu verlöschenden Eindruck hervorbringen. Was auch später kommen mag, dieser Eindruck wird stets seine Macht üben; er wird in trüben Tagen die Seele erheben, und diese Erinnerung wird im Stande sein können, Kummer zu lindern, und den nie ganz unglücklich werden lassen, der sie besitzt. Um wie viel mehr aber wird sie in frohen Stunden das innere Glück, die in uns wohnende Zufriedenheit erhöhen, wenn wir an das einst in der großartigen Umgebung der Natur Empfundene zurückdenken, wenn wir davon erzählen und an der Aufmerksamkeit der Zuhörenden uns erfreuen, oder wenn wir es auch nur still beseligend noch einmal an unserm innern Auge vorüberziehen lassen.

Einer dieser schönen, unvergeßlichen Punkte ist aber Thun, und ein Morgen, ein klarer, heiterer Sommermorgen auf dem hochgelegenen Kirchhofe dieser Stadt, von wo man den ganzen See übersieht, der sich zwischen malerischen Felsenhäuptern bis zum Fuße der schneebedeckten Jungfrau ausdehnt — ist ein Moment, der jedem für Naturschönheiten empfänglichen Gemüthe von Herzen zu wünschen ist.

Die Stadt Thun selbst ist nicht bedeutend; ihre Gebäude sind nicht schön zu nennen; die Volksmenge in den Straßen ist weder groß noch glänzend; sie hat ein halb ländliches, halb städtisches Ansehen. Aber ihre Lage am Ausfluß der Aar aus dem Thunersee, gibt ihr den großen Vorzug vor vielen stolzern Schwesterstädten, und macht sie zum Sammelplatz unzähliger Reisenden aus ganz Europa, die von hier aus den nahen Herrlichkeiten des Berner Oberlandes zuströmen. Die Einwohnerzahl von Thun wird sich höchstens auf 5000 belaufen, die zum Theil von den fremden Gästen leben und dabei ein wenig Industrie treiben, vornehmlich Tabak bauen und das in den südlichen deutschen Bergen, wozu die Schweizer-Alpen ja auch zu rechnen sind, einheimische Kirschwasser verfertigen.

In einem recht bequemen, wenn gleich nur kleinen, aus Eisen gebauten Dampfschiffe befährt man den See von einem Ende zum andern. Sobald man die Mündung der Aar erreicht hat, dehnen sich die Ufer aus, und man überschaut die Wasserfläche mit einem Blicke. Man schätzt die Länge des Sees auf nahe an 54,000 Fuß, und dessen Breite auf mehr als 17,000. Seine Höhe über dem Mittelmeere ist 1780 Fuß, und seine Tiefe beträgt über 700. Wenn er nun auch nach diesen Verhältnissen in der Größe nicht mit einem Genfer-, Vierwaldstädter- oder Züricher-See wetteifern kann, so steht er den genannten doch nicht an Schönheit der Ufer und nähern Umgebung nach, und übertrifft sie sogar an einigen nur ihm eigenthümlichen Reitzen.

Zuerst fesselt wohl die mächtige, mehr als 7000 Fuß hohe Pyramide des Niesen, dann aber verweilt man bei den malerischen Massen der Blümlisalpe und des Abendberges, der den See an seinem obern Ende einschließt.

In allen Gebirgsgegenden, wo die Menschen unberührter von den zerstreuenden und Alles umwälzenden Erscheinungen und Ereignissen der Außenwelt, ein stilleres Dasein in immer gleich sich abspinnender Eintönigkeit dahin leben, bewahren sie auch Alles das mit heiliger Andacht, was sie von ihren Vorfahren überkommen, und bilden sich daraus einen Sagenschatz, der uns ein höchst sinniges Gebiet ureigentlichster Poesie aufschließt. Vergebens ist es, der Quelle dieser Dichtungen nachzuspüren, die sich in die graueste Vorzeit verlieren, und in einfältiger Gestaltung einen Sinn bergen, der Lehren, Warnungen und Ermuthigungen enthüllt, wie sie den Gebirgsvölkern frommen können. So hat die Blümlisalpe auch, die wir hier so eben vom See aus begrüßten, ihre belehrende Sage. Sonst, vor undenklichen Tagen, prangten oben auf der Alp die schönsten Blumenmatten (Blümli), und eine Frau thronte dort im gesegnetsten Reichthume, als Herrscherin des ganzen Gaus. Aber Glück macht den Menschen übermüthig. So auch hier. Sie ließ aus den würzigsten Käsen sich die Treppe von ihrer Höhe in das Thal bauen, um bequem und weich hinabzusteigen, und der Himmel, empört über solchen Uebermuth, strafte sie dafür, indem er die anmuthigen Matten mit grauser Verwüstung heimsuchte. Felsen stürzten auf Felsen; Gießbäche strömten herab; Alles ward im Momente zur grausigen Wildniß, wie es noch heutzutage gesehen wird, daher auch der blumige Name der Alpe nicht mehr für ihre jetzige Beschaffenheit paßt.

Die Blümlisalpe ist 11,000 Fuß hoch, und das ist wohl eine Höhe, wo in unserm Klima keine Blumen mehr wachsen können. Die letzten, wenn gleich noch sehr schönen Alpenpflanzen trifft man, wenn sich's den 7000 Fuß nähert, nur sehr spärlich noch an; dann

beginnt Schnee, und an der Gränze dieser Region, schon unter den ersten, leichten Flocken wie vergraben, findet sich das liebliche, wundersame Edelweiß, das in seinen weißbehaarten Blättern, gleichsam wie in Pelz gehüllt erscheint.

Wir erblicken, am Ufer hinfahrend, hie und da schöne Landhäuser und Gärten. Die Besitzer derselben sind beneidenswerth, denn dieser Fleck ist gewiß einer der schönsten auf Gottes schöner Erde. In Ralligen hat man ungefähr die Mitte des See's erreicht, und kann von hier zu Lande einen Abstecher nach der St. Beatushöhle machen, bis zu welcher die Gewässer einst gereicht haben sollen.

Bei Neuhaus landet man. Hier findet man stets eine große Anzahl von Fiakern, welche die Reisenden nach den beliebten Sommerwohnplätzen Unterseen, Aarmühlen und Interlaken führen, die alle drei zusammenhängen. Sie liegen auf der Landenge zwischen dem Thuner- und Brienzer-See, und bilden so eigentlich den feierlichen Vorhof der erhabenen Schönheiten des Berner Oberlandes.

Wenn wir nun gleich diese selbst in einem anderu Kapitel zu schildern versuchen werden, so können wir uns doch nicht versagen, unsern geneigten Leser einen Blick darauf werfen zu lassen. Das eigentliche Oberland begreift den ganzen südlichen Theil des Kantons Bern; es beginnt bei Thun, und erweitert sich nach Süden bis zu den Gränzen von Wallis. Oestlich begränzen es die Kantone Luzern, Unterwalden und Uri, westlich Freiburg und Waadt. Die vier Hauptthäler des Oberlandes sind: im Westen das Simmenthal, zwischen dem Niesen und dem Stockhorn, an das sich östlich das Kanderthal schließt, durch das der wilde Kanderbach strömt, der von dem Gemmi herabkommt und den Simmenbach aufnimmt. Am südöstlichen Ende des Thunersee's öffnen sich die beiden andern Thäler, die im engern Sinne gewöhnlich die Benennung des Berner Oberlandes für sich in Anspruch nehmen. Diese sind das allen die Schweiz Bereisenden so werthe, an malerischen Punkten so reiche Haslithal, welches die Aar durchströmt, und das Lütschenenthal, dessen beide Verzweigungen das Thal von Lauterbrunnen und das von Grindelwald bilden. Beim Bandeli fällt die Lütschene in die Aar, und diese tritt dann bald in das Becken des Thunersee's ein. Aus diesem ungeheuern Felsen- und Gletscher-Labyrinthe führt der Grimselpaß nach Oberwallis, der Susten nach Uri, das Joch und der Brünig nach Unterwalden.

So großartig als lieblich sind die Ufer des Thunersee's; welcher Genuß, in einem Nachen im Mondschein sich auf seinen Wellen sanft schaukeln zu lassen, wenn das Silberlicht auf den kleinen, gebrochenen Wellen glitzert, und die Ufer in nebeligen Duft verschwimmen. Weiterhin in den Thalen, um die ruhigen, stillen Wohnstätten der Menschen, webt die Nacht ihr magisches Dunkel — Alles verliert sich in ungewisse Umrisse, aber hoch droben im reinen Aether, mitten unter den Gestirnen des Himmels, ragt die Spitze der Hochgebirge, wie verklärt von seinem Lichte, empor; glänzendes Silber, durchsichtiges Kristall, der Vergleiche keiner genügt, nichts reicht hinan zu diesem erhabenen Anblicke, vor dem der Sinn des Stolzesten sich beugt und in anbetender Demuth niedersinken möchte. Der stolze Britte, dem daheim die Gestade und Küsten des Meeres wohlbekannt und vertraut sind, der flatterhafte, den blos sinnlichen Erscheinungen der Gesellschaftswelt hingegebene Franzose, der Italiener, der stolz auf die Schönheiten seiner glühenden, berauschenden Natur nur schwer die Anerkennung zollt dem Fremden — Alle werden ergriffen von der Pracht, der Größe, der Erhabenheit deutscher Alpenwelt — aber um wie viel mehr hebt sich unsere deutsche Brust bei diesem Anblicke, und wir sagen es uns mit Stolz, daß wir nicht zu fremden Völkern zu ziehen brauchen, um das Herrlichste von Gottes Schöpfung zu schauen, sondern daß der Inbegriff alles Schönen und Erhabenen, Milden und Anmuthigen, Trotzigwilden und Kühnen in den Landen anzutreffen ist, die das Band der deutschen Sprache umschlingt, und die die Ost- und Nordsee, der Rhein und die Donau, und der Gürtel der eisigen Alpenkette von den Quellen der Rhone bis zu denen der Weichsel am Fuße der Karpathen begränzen. Dieß ist auch der eigenthümliche Charakter unserer Sprache, und dieß sollte der Charakter des gesammten deutschen Volkes sein.

A. Lewald.

Domo d'Ossola.

(Taf. 29.)

Der Anblick, den Domo d'Ossola, die erste Stadt Italiens, von der Crevola-Brücke aus gesehen, dem Reisenden bietet, der so eben die kalten Felsenschluchten und die langen, feuchten Gallerien der Straße über den Simplon verlassen hat, ist überraschend und außerordentlich. Reisende, die alle Alpenpässe genau kennen, welche nach Italien führen, geben deßhalb diesem den Vorzug, weil so plötzlich, so unmittelbar das Land der Sehnsucht nie den Blicken entgegen tritt, wie hier. Als im Jahr 1696 der Benediktiner Don Bourdin mit unsäglicher Mühe über den Simplon ging, brauchte er dazu drei volle Tage, jetzt legt man den Weg mit Postpferden in wenigen Stunden zurück, und während der schönen Jahreszeit, im bequemen Wagen, ist es wie eine Spatzierfahrt zu betrachten, den weit über 6000 Fuß hohen Paß zurückzulegen.

Die Gegend um Domo d'Ossola lacht uns entgegen; an den Bäumen hängen lange Reben herunter, und verbinden sie unter einander, oftmals ein Dach bildend, das dem Wanderer Schatten bietet; hier zieht eine Prozession vorüber, der sich das Volk singend anschließt, dessen belebtere Physiognomie uns alsbald andeutet, daß wir uns auf italienischem Grunde und Boden befinden. Die Häuser sind hier größer angelegt und fester gebaut als in der Schweiz, die Frauen kleiden sich in schreiendere Farben; die deutsche Reinlichkeit ist bis auf die letzte Spur verschwunden, und wenn uns

auch nicht das fremde Idiom entgegen tönte, Alles würde uns in die Seele rufen, daß wir die liebe Heimath im Rücken haben.

Die jetzige Stadt Domo d'Ossola war ehemals nur ein festes Schloß. Nun ist ihre Bedeutung hauptsächlich durch die Simplonstraße angeregt, und durch einen Jahrmarkt, wo die Bewohner aller benachbarten Thäler erscheinen, die hier ihre Einkäufe machen. Eine lange und breite Straße durchschneidet den Ort, und zeigt an beiden Seiten größtentheils wohlgebaute, wenn auch alte und nicht im besten Zustande erhaltene Häuser, deren Vorderseite im Erdgeschosse gewöhnlich auf kurzen, dicken Säulen ruhen, welche geräumige Hallen bilden, die dem Italiener, der gern seine Zeit im Freien zubringt, bei Sonnenschein wie bei schlechtem Wetter gute Dienste leisten.

Wir können den kleinen, unbedeutenden Ort Domo d'Ossola unmöglich verlassen, ohne dessen etwas umständlicher zu gedenken, was ihm einzig und allein in unsern Augen Interesse zu verleihen vermag, nehmlich der Straße über den Simplon, welcher die Spitze der Lepontiner Alpen bildet. Napoleon begann den Bau über den Berg, und ließ ihn 1805 beendigen. Sie gehört zu den merkwürdigsten Straßen der Erde, und hat 264 größtentheils sehr kühn angelegte Brücken, mehrere Gallerien, die durch den Granit gesprengt und gehauen sind, und von denen die Gallerie von Gondo 683 Fuß lang ist; sie ist 25 Fuß breit, kann von jedem Fuhrwerk befahren werden, und steigt nirgend zu steil hinan. Auf der Höhe des Passes sollte ein Hospiz errichtet werden, um die Reisenden zu verpflegen, gleich wie dieß auf dem großen St. Bernhard geschieht. Die Straße von Gries an der Rhone bis zum Plateau ist 70,000 Fuß lang, und von hier bis nach Domo d'Ossola 128,000; welches zusammen 198,000 Fuß beträgt.

Von Domo d'Ossola kommt man nach Crevola, wo die italienische Natur den letzten Kampf gegen das rauhe Alpenklima besteht. Die Wiesen grünen hier noch, auch Gärten zeigen sich hie und da. Kaum aber hat man diesen Ort verlassen, als alles abstirbt und nur traurige Eindrücke in uns hervorrufen würde, wenn die Erhabenheit der Scene und die erstaunlichen Werke der Kunst der Menschenhände, welche die hier angelegte Straße bei jedem Schritte mehr und mehr entwickelt, uns nicht mit hoher Bewunderung erfüllte. Gleich hinter Crevola ruht eine riesenhafte Brücke auf einem Pfeiler von 100 Fuß Höhe, an dem sich schäumend die Doveria bricht, und nachdem es eine ziemliche Zeit bergan ging, betritt man die erste Gallerie, die in gerader Linie durch einen Felsen von 170 Fuß gesprengt ist. Die Doveria, die hier ungeheuer reißend ist und großen Lärm verursacht, fließt bald etwas ruhiger dahin und begleitet uns zur zweiten Gallerie, die nach dem Dorfe Isella, das unweit davon liegt, wie die erstere nach Crevola, benannt ist. Sie ist bedeutend kürzer, gewährt aber, ehe man in sie tritt, einen malerischen Anblick, theils durch die dunkeln Felsenmassen, wie durch das Grün der Bäume und durch den schnellen Fall des Baches, in den hier eine Menge kleiner Kaskaden fallen. Um Isella sieht es etwas freundlicher aus; es liegen Wiesen an dem kleinen Ort ausgebreitet, und auch an Fruchtbäumen fehlt es nicht. Zwischen den Häusergruppen von Balmerei und S. Marco geht es jetzt an einem schönen Wasserfalle vorbei, zu dem Dorfe Gondo, das nur aus einem acht Stockwerk hohen Wirthshause, einer Kapelle und einigen elenden Hütten besteht, wo man eine gute Rast halten kann. Nun steigt man stets zwischen colossalen Granitmassen hinan, an der Doveria hin, die uns nie verläßt, und sich mit dem Frassinone verbindet, der von einem Gletscher herabströmt. Ueber diesen schäumenden Fluthen schwebt eine kühne Brücke, die uns in die nur matt durch das Tageslicht erhellte Gallerie von Gondo leitet, deren Ausführung achtzehn volle Monate der angestrengtesten Arbeit erforderte. Sie wurde zugleich auf vier verschiedenen Enden begonnen, und Tag und Nacht mit gleichem Eifer fortgesetzt. Am Eingange liest man die Worte: AERE ITALO. 1805.

Beim Hinaustreten aus der Gallerie muß man wieder über die Doveria, die den Felsen umfließt. Drohende Massen, großartig zwar, aber die Brust beengend, nicht erhebend. Wildheit, Oede, Verlassenheit überall! Jetzt befinden wir uns schon auf Wallisischem Boden; wir sind in der italienischen Schweiz. Eine herrliche Brücke, die zwei furchtbare Felsblöcke verbindet, leitet uns wieder auf das linke Ufer der Doveria, und läßt uns einen Blick in das schauerliche Thal werfen, das wir so eben verlassen haben.

Jetzt rücken die Felswände so dicht, daß nur Raum für die Straße und das Wasser bleibt; weder Anbau noch Hütten sind hier sichtbar. In einer Höhe von mehr als 2000 Fuß erblickt man einen schmalen, blauen Streif, der uns Licht spendet in diesem Abgrund. Man erreicht endlich die Gallerie von Gabbio, die 115 Fuß lang ist und uns zu einem Hause bringt, das zur Aufnahme der Straßenarbeiter und der Reisenden, bei schlechtem Wetter, dient.

Jetzt kommen wir nach dem Dorfe Simplon, in einer Höhe von fast 5000 Fuß über dem Spiegel des Mittelmeeres gelegen, das von den deutschen Bewohnern Simpelen oder Simpelndorf genannt wird. Trotz allen Fleißes der wackern Einwohner, ist es ihnen doch nicht möglich, dem Boden in diesem rauhen Klima mehr als einen sehr kümmerlichen Pflanzenwuchs zu entlocken. Der Winter herrscht hier fast zwei Drittel des Jahres. Allein dennoch bringt die sehr besuchte Straße Leben in den Ort; man zählte oft in einer Woche an 200 Pferde, die hier durchpassirten. Der Hauptnahrungszweig der Einwohner besteht hauptsächlich in den Hilfeleistungen, die sie beim Waarentransport übernehmen, und in dem Reinigen der Straße vom Schnee. Dieß verleiht diesem so traurig gelegenen Orte eine gewisse Wohlhabenheit.

Hinter Simpeln wird die Gegend wieder freundlicher; man erblickt etwas mehr Grün; ein tröstlicher Anblick! Allein bald verschwindet dieser Trost wieder,

und man nähert sich einem neuen Zufluchtshause, von wo man das höchste Plateau der Straße, in einer Höhe von etwa 6000 Fuß bald erreicht. Von hier nimmt man die Rhone wahr, Wallis und unsere wohlbekannten Schweizeralpen. Dieses freundliche Bild begleitet uns bis zur Gletschergallerie, die 130 Fuß lang ist. Das durchsickernde Wasser, welches während der strengen Jahreszeit hier zu Eis erstarrt, bildet Säulen und Gehänge, die an Tropfsteingebilde erinnern, allein noch viel zauberischer wirken als jene. Obgleich diese Scene viel Ueberraschendes bietet, so ist es doch wegen der herrschenden Kälte und des bedeutenden Zugwindes nicht räthlich, hier lange zu verweilen.

Beim Hinaustreten aus dieser Gletscherhalle erfreut man sich des herrlichsten Anblicks. Das Schönhorn, das Stadhorn, Kaltwasser, mit Schnee gekrönte Felsen, von denen sich die bläulichen Gletscher in's Thal senken, Wasserfälle, Gießbäche, Schluchten und Klüfte — und zwischen allem diesem, ein grünendes Thal mit Alpenrosen, Rhododendron, wie besät, die lachenden Wiesen am Ufer der Rhone, in der Ferne in Duft verschwimmend das Städtchen Brieg, drüben das Amphitheater der Wallisischen Berge, die unten am Fuße mit Kastanien und Wein bepflanzt, bis zum ewigen Eis der Hörner des Berner Alpenlandes hinansteigen — Alles dieß entzückt uns! Wir glauben Himmelsluft zu athmen, und keine Feder wäre im Stande die Gefühle zu schildern, die uns hier durchströmen. Allein trotz des herrlichen Anblicks ist gerade dieser Punkt im Frühling und Herbst der Lawinen wegen sehr gefährlich.

Von hier geht es rasch abwärts. Man kommt durch die Schalbetgallerie, an furchtbaren Abgründen stets vorbei, in's Ganterthal, wo man noch über eine kühne Brücke fährt, womit man die Wunder dieser ganzen merkwürdigen Straße als beschlossen betrachten kann. Auf sanft und unmerklich sich hinabsenkenden Schlangenwindungen bringt uns unser Weg nach Ried, von wo wir bald in Brieg anlangen.

A. Lewald.

Das Auge.

Eine der kunstreichsten Einrichtungen des Körpers bietet uns das Auge dar, denn nicht nur ist es ein zusammengesetztes optisches Instrument, vermöge dessen wir sehen, sondern es ist zugleich das Organ, das den geistigen Ausdruck der Seele kund gibt. Wir wollen die Einrichtung desselben genauer betrachten.

Das Auge ist ein kugelförmiges Organ, welches geschützt gegen äußere Einflüsse in einer beim Menschen geschlossenen knöchernen Höhle, der Augenhöhle, sitzt, welche nur nach vorn offen ist, und durch ihre hervorspringenden Ränder diesen zarten Theil vor etwaigen Verletzungen bewahrt, so ihn treffen könnten. Die Kugel, aus welcher das Auge besteht, nennt man den Augapfel, und bei näherer Untersuchung findet man, daß derselbe aus verschiedenen Häuten und Flüssigkeiten zusammengesetzt ist, welche in ihrer Verbindung ein harmonisches Ganzes bilden, und so im Kleinen ein vollkommenes System für sich darstellen. Diese Häute sind schichtenweise um sich her gelagert, und umschließen die enthaltenen Flüssigkeiten. Die äußerste Haut des Auges ist sehr fester Natur, und wird daher Hornhaut genannt. Vorn ist diese Hornhaut durchsichtig, aber so beschaffen, daß der durchsichtige Theil nur einen ziemlich kleinen Kugelabschnitt des ganzen Auges einnimmt, wogegen der übrige Augapfel von einer undurchsichtigen festen Haut umschlossen wird, die wir als das Weiße im Auge erkennen. Beide, sowohl die durchsichtige als undurchsichtige Hornhaut sind nach vorn zu, wo das Auge mit den Augenlidern bedeckt wird, von einer eigenthümlichen Haut überzogen, welche mit der Schleimhaut der Nase zusammenhängt, und die Bindehaut des Auges heißt. Auf dieser Haut, welche die Rolle einer Schleimhaut spielt, münden sich nun auch die Drüsen, welche dazu bestimmt sind, den äußern Theil des Auges feucht zu erhalten. Nimmt man von dem Augapfel die äußere Haut, die Hornhaut, weg, so kommt man auf eine zweite, sehr gefäßreiche Haut, welche schwarz aussieht, und die Aderhaut heißt. Gegen vorn theilt sich diese Aderhaut in zwei Theile; der eine derselben geht als ein sehr faltenreicher Kranz gegen die Linse zu, der andere hängt als ein in der Mitte durchbohrter Vorhang senkrecht herab, und wird die Regenbogenhaut genannt. Diese Haut, welche ebenfalls aus feinen Gefäßen besteht, ist an ihrem vorderen Blatt nicht immer schwarz gefärbt, sondern zeigt verschiedene Färbungen, und bestimmt deßhalb die Farbe des Auges, weil sie gerade da anfängt sich senkrecht herab zu begeben, wo die durchsichtige Hornhaut sich an die undurchsichtige anschließt, und zwischen die Blätter derselben gerade so eingefügt erscheint, wie ein Uhrglas in den metallenen Ring der Uhr. Setzen wir diese Vergleichung weiter fort, so verhält sich der beschriebene Vorhang, den die Regenbogenhaut bildet, zur durchsichtigen Hornhaut gerade wie das Zifferblatt zu einer Uhr, das man sich blos in der Mitte durchbohrt denken darf, um ein richtiges Bild von dieser Sache zu bekommen.

An der hintern Seite des Augapfels tritt nicht ganz in der Achse desselben, sondern mehr nach innen und unten der Sehnerv ein. Dieser Nerv besteht wie alle andern Nerven aus einem zarten weißen Mark, welches von einer festen Hülle umschlossen ist, hat aber das Eigenthümliche, daß er sich, ehe er aus der Gehirnhöhle tritt, auf das Innigste mit dem Sehnerven des andern Auges verbindet. Dieser Sehnerv nun tritt durch die undurchsichtige Hornhaut (auch harte Haut genannt) und durch die Aderhaut, welche beide er durchbohrt, in das Auge ein, verwandelt sich aber unmittelbar bei seiner Eintrittsstelle in eine durchsichtige, häutige Ausbreitung, welche bis zu dem von der Aderhaut gebildeten Gefäßkranz (Strahlenkranz) vorläuft, und zwischen den einzelnen Strahlen dieses Kranzes ebenfalls seine Nervenfäden hereinschickt.

In der Mitte der Netzhaut (der Ausbreitung des Sehnervs) befindet sich gerade über vom Sehloch ein

kleiner gelber Fleck, der aber blos beim menschlichen Auge vorkommt. Man glaubt, er komme vom Schauen in die Sonne.

Zwischen der durchsichtigen Hornhaut, die wir mit einem Uhrglase verglichen haben, und der Regenbogenhaut, die hinter dieser wie ein Vorhang herabhängt, ist ein Raum, welcher die vordere Augenkammer heißt, und mit einer vollkommen klaren Flüssigkeit, wässerige Feuchtigkeit genannt, angefüllt ist. Das Loch, welches wir in der Regenbogenhaut bemerken, heißt das Sehloch, und durch dieses Loch kann man tief bis in den Hintergrund des Auges blicken, der deßhalb schwarz erscheint, weil in dem Gewebe der Aderhaut ein kohlenartiger schwarzer Stoff abgelagert ist. Bei den sogenannten Albinos oder Kackerlacken, bei denen dieser schwarze Farbestoff fehlt, erscheint dieses Loch im Auge roth, weil die Farbe des Blutes, das in der farblosen Aderhaut kreist, in diesem Falle durchscheint. Der gleiche Fall ist bei den weißen Kaninchen, an denen man am besten über diese Verhältnisse Beobachtungen anstellen kann.

Hinter dem Sehloche nun befindet sich das für das Sehen einflußreichste Organ, die Crystalllinse. Diese Crystalllinse ist in eine feine Kapsel eingeschlossen, deren Häute völlig durchsichtig sind, und ein wenig Flüssigkeit absondern, welche man die Linsenflüssigkeit heißt. Es schwimmt nun die Crystalllinse in dieser Flüssigkeit ohne allen weiteren organischen Zusammenhang; sie selbst aber hat die Gestalt eines linsenförmigen Vergrößerungsglases, nur daß sie nach hinten zu stärker convex ist als nach vornen. Sie besteht aus verschiedenen Lagen von einer eiweißartigen, völlig durchsichtigen Materie, Lagen, die nach innen zu immer fester werden, ohne jedoch einen eigentlichen abgeschlossenen Kern zu bilden. Umgeben ist diese Linse, wie bereits gesagt, von dem durch die Aderhaut gebildeten Strahlenkranze, an dessen Rande sich ebenfalls ein kleiner, mit Feuchtigkeit gebildeter Kanal befindet. Der ganze Raum hinter der Linse, die hintere Augenkammer genannt, ist mit einer wasserklaren Flüssigkeit angefüllt, die beim Herausnehmen ganz das Ansehen hat wie Eiweiß. Läßt man aber diese Crystallflüssigkeit, wie man sie nennt, gefrieren, so kann man ganz leicht bemerken, daß dieß eiweißartige Ansehen nicht Folge von ihrer Consistenz ist, sondern davon, daß die völlig flüssige Feuchtigkeit in ein unendlich zartes und vielfach verschlungenes durchsichtiges Zellgewebe eingeschlossen ist. Man kann dieß auch dadurch beweisen, daß man diesen Crystallkörper mit wiederholten kleinen Scheerenschnitten zerreißt, wo dann die Flüssigkeit zum größten Theile klar abläuft.

Die Durchsichtigkeit aller der hier beschriebenen Feuchtigkeiten und halbfesten Häute ist für das Sehen ein wesentliches Erforderniß, denn wenn nur ein kleiner Theil derselben undurchsichtig würde, so könnten die Lichtstrahlen nicht mehr auf den Sehnerv gelangen, und es hätte mit dem Sehen ein Ende. Es geschieht nicht selten, daß die Linsenkapsel, oder auch die Crystalllinse selbst sich verdunkelt, und dieß nennt man den grauen Staar. Anstatt daß die Pupille, wie man gewöhnlich das Sehloch nennt, schwarz erscheint, sieht sie nun weißgrau aus, weil der hinter ihr befindliche verdunkelte Körper nicht mehr in das Innere des Auges zu sehen gestattet. Diese Krankheit kann dadurch völlig geheilt werden, daß man die verdunkelte Crystalllinse entweder in den Grund des Auges niederdrückt, und so aus der Sehachse des Auges entfernt, oder aber durch eine Oeffnung in der durchsichtigen Hornhaut die verdunkelte Crystalllinse aus dem Auge herausbringt — Operationen, welche dem Auge seine Durchsichtigkeit und Sehkraft zwar wieder geben, allein die Brechung des Lichtes verändern, daher solche Leute dann fernsichtig werden, und den Mangel einer Crystalllinse durch eine Vergrößerungsbrille ersetzen müssen.

Außer dem Sehnerv bekommt das Auge noch andere Nerven, die theils zu seiner organischen Lebensthätigkeit dienen, theils wirkliche Gefühlsnerven sind, außerdem ist aber der Augapfel von sechs Muskeln umgeben, welche ihm die Fähigkeit ertheilen, sich jeden Augenblick nach den verschiedensten Richtungen hin bewegen zu können; zugleich aber auch die Macht besitzen, das ganze Auge gegen den Grund der Augenhöhle zurückziehen zu können, und dieß ist ein wesentliches Erforderniß dazu, daß das Auge mit Leichtigkeit sowohl in die Ferne als in die Nähe gebraucht werden kann. Damit bei diesem Zurückziehen der Muskeln der Augapfel auf keine Weise Schaden leiden könne, ist hinter demselben ein weiches Fettpolster angebracht, welches selbst bei der größten Abmagerung niemals wie anderes Fett aufgesogen wird.

Außer der knöchernen Augenhöhle dienen zum Schutze dieses zarten Organs die Augenlider. Diese bestehen aus zwei Häuten, den allgemeinen Bedeckungen von außen und der Bindehaut von innen. Zwischen diesen zwei Häuten liegt ein ringförmiger Muskel, der die Augenlider schließt, und je an einem Augenlid ein anderer, der die geschlossenen Augenlider wieder öffnet. An den Rändern der Augenlider ist ein länglicher Knorpel, in welchem ungefähr gerade so, wie die hölzernen Patronen in dem Büchsenranzen eines Jägers, kleine Drüsensäcke liegen, welche eine fettige Feuchtigkeit absondern, um das Auge immer schlüpferig zu erhalten. Am Rande der Augenlider steht eine Reihe borstenähnlicher Haare, die Augenwimper, welche den Zweck haben, das Einfallen von Staub und andern schädlichen Gegenständen abzuwehren. Bei den Thieren findet man außer den beiden Augenlidern ein drittes, knorpelartiges, das vom innern Rand über das Auge hingezogen werden kann, und die Nickhaut heißt; besonders deutlich sieht man diese Nickhaut bei den Vögeln. Außer diesen Fettdrüsen dient zur Befeuchtung des Auges die Thränendrüse. Diese Drüse liegt im Innern der Augenhöhle gegen außen zu, und ergießt ihre, etwas salzige Flüssigkeit vermittelst eines feinen Ausführungsganges auf das Auge. Am inneren Winkel des Auges sind zwei Kanäle angebracht, welche die Thränenpunkte heißen, und die ergossenen Thränen wieder auffammeln, um sie in den dicht an der Nase gelegenen Thränensack zu führen.

Vom Thränensack aus aber kommen die Thränen durch einen eigenen Kanal in die Nasenhöhle.

Wenn einer der Augenmuskel schwächer ist, als der andere, so zieht der stärkere Gegner den Augapfel immerwährend nach einer Seite, und daher rührt das Schielen, ein Fehler, dem man bekanntlich in neueren Zeiten durch Abschneiden des zu stark ziehenden Muskels abhilft.

Ueber die Lebensthätigkeit der Crystalllinse sind die Naturforscher verschiedener Meinung; da die Crystalllinse in keiner organischen Verbindung mit dem übrigen Auge steht, wird sie von manchen für einen, durchaus keines Stoffwechsels fähigen Körper angesehen; jedoch scheint diese Ansicht, nach andern Vorgängen zu schließen, nicht haltbar zu sein. Die Blutkügelchen sind ja auch ganz frei schwebende und sehr fein organisirte Körperchen, und doch gewiß mancher Veränderung fähig. Die Glasfeuchtigkeit oder Crystallfeuchtigkeit, die wie gesagt die hintere Augenkammer ausfüllt, kann, gleich der Crystalllinse, durch Krankheiten verdunkelt werden, wodurch das Auge im Innern einen grünlichen Schein bekommt, und zum Sehen unfähig wird. Man nennt dieß den grünen Staar. Der schwarze Staar entsteht dann, wenn der Sehnerv gelähmt wird, wobei äußerlich am Auge nichts zu sehen ist, als daß die Pupille unbeweglich wird. Diese beiden genannten Krankheiten sind unheilbar. Flecken auf der Hornhaut kommen nicht selten bei äußerlicher Verletzung vor und sind immer schwer wegzubringen.

Wenn man das Auge, gegen das Licht gekehrt, erst schließt, und alsdann schnell öffnet, so entsteht im Auge selbst eine wesentliche Veränderung; das Sehloch nämlich zieht sich bei dem Reitze des Lichtes zusammen, erweitert sich aber in der Dunkelheit. Es ist noch unentschieden, ob diese Eigenschaft der Regenbogenhaut, welche einerseits dem Auge den Vortheil gewährt, vor zu grellem Lichte geschützt zu sein, andererseits aber das sparsame Licht durch Vergrößerung der Oeffnung zugänglicher macht, von der Thätigkeit ihrer Muskelfasern herrühre oder nicht. Bei allen Thieren aber, die dem Säugthierauge ähnliche Sehorgane haben, finden wir diese Einrichtung. Nicht bei allen Thieren ist das Sehloch rund, sondern es stellt bei manchen eine Spalte dar, wie z. B. bei den Katzen, wo diese Spalte senkrecht ist, oder bei den Wiederkäuern, wo sie wagrecht ist. Diese Spalte dient nun dazu, um noch wirksamer als eine runde Oeffnung das Auge vor zu grellem Lichte zu schützen. Die Kurzsichtigkeit oder Fernsichtigkeit hängt von der Gestalt der Crystalllinse ab; je mehr sich diese Linse der Kugelform nähert, desto kurzsichtiger, je mehr sie abgeplattet ist, desto fernsichtiger ist das Auge. Bei allen im Wasser lebenden Thieren finden wir die Crystalllinse ungewöhnlich gewölbt, und bei den Fischen sogar kugelförmig. Der Grund dieser Einrichtung liegt darin, daß die Brechung der Lichtstrahlen im Wasser sich ganz anders verhält, als in der Luft, und deßhalb auch die Crystalllinse der Wasserthiere entsprechend abgeändert sein muß.

Auch die Vögel haben eine ganz eigenthümliche Einrichtung im Auge, vermöge deren ihnen wahrscheinlich das scharfe Fern- und Nahesehen erleichtert wird; da sie, wie die Raubvögel, oft aus unabsehbarer Höhe verhältnißmäßig kleine Gegenstände wahrnehmen müssen. Natürlicher Weise hängt von den verschiedenen Einrichtungen in der Mechanik des Auges die Art ab, wie jedes einzelne Auge die ihm vorkommenden Gegenstände betrachtet, und es scheint hieraus wahrscheinlich zu sein, daß Thiergattungen, deren Auge in dieser Beziehung von dem menschlichen abweicht, die Verhältnisse der Gegenstände anders vorkommen als uns; genau kann man aber in dieser Sache nicht urtheilen, weßhalb alles hierüber Gesagte in das Reich der Vermuthungen gehört.

Von der Art, wie das Licht in das Auge kommt und wie sich die zu sehenden Gegenstände darin abspiegeln, ist Folgendes bekannt: Von jedem Körper, den wir sehen, kommt ein Strahlenkegel in unser Auge. Denken wir uns irgend einen Gegenstand, wie z. B. ein Kreuz, so müssen von den vier Spitzen dieses Kreuzes, wenn sie gesehen werden sollen, vier Strahlen in das Auge kommen; sollen aber nicht blos diese Spitzen gesehen werden, so muß von allen innerhalb dieser Spitzen liegenden Theilen des Kreuzes Licht in das Auge fallen, und so entsteht ein Strahlenkegel, der von allen zu sehenden Theilen Lichtstrahlen enthält. Von dem Winkel, unter welchem nun diese Strahlen, während sie in's Auge fallen, zusammen kommen, hängt die scheinbare Größe der Gegenstände ab, welche wir sehen; so erscheint uns z. B. ein Kreuz, von der Größe eines Zolles, nahe vor das Auge gehalten, sehr groß, in einer Entfernung von sechzig Schritten aber sehr klein, und auf diese Weise verhält es sich mit allen Gegenständen. Deßwegen sind wir vermöge des Auges allein nicht im Stande über die wahre Größe eines Gegenstandes ein Urtheil zu fällen, sondern es gehört zugleich das Maaß der Entfernung hiezu. Durch immerwährende Uebung von Jugend auf in dieser Beziehung erlangen wir, vermöge des bloßen Sehens, erst eine richtige Schätzung. Am deutlichsten sieht man dieß bei Blindgeborenen, welche später geheilt werden. Diesen erscheint zum Beispiel die Aussicht auf eine Landschaft wie ein flaches Gemälde, so daß sie den entferntesten Berg vor Augen greifen zu können glauben, und auf der andern Seite sind ihnen Gegenstände ganz fremd, von deren Gestalt und Wesen sie vorher durch das Gefühl wohl unterrichtet waren. Es ergibt sich hieraus das Gesetz, daß zur Beurtheilung der Größe der Gegenstände beim Sehen zugleich auch die Erfahrung durch den Tastsinn nothwendig ist, eine Thatsache, aus welcher man die sogenannten optischen Täuschungen erklären muß. Solche optische Täuschungen sind besonders häufig bei nebelichtem Wetter, wo uns der Nebel das Urtheil über die Entfernung der Gegenstände unsicher macht. So kann uns z. B. ein nicht sehr entferntes Ackerbohnenfeld bei nebelichtem Wetter als ein hoher Wald erscheinen, und erst, wenn nun die anscheinend riesenmäßige Gestalt eines Feldarbeiters sich diesem Acker

nähert, werden wir enttäuscht. Gesetzt, man sehe von seinem Fenster aus auf eine Mauer, hinter welcher sich eine flache Landschaft ausbreitet, so daß man gerade über die Mauer wegsehen kann, und der obere Rand der Mauer gerade auf einen Punkt in der Landschaft trifft, auf den das Auge scharf gerichtet ist, so wird einem eine Katze, welche schnell über die Mauer wegläuft, so groß wie ein Tiger erscheinen, indem es im ersten Augenblick für den Sehenden den Anschein gewinnt, als ob das Thier nicht auf der nahen Mauer, sondern auf der entfernteren Landschaft dahin laufe.

Damit aber, daß der beschriebene Strahlenkegel mit seinen verschiedenen, die Entfernung angebenden Winkeln in das Auge fällt, ist aber noch keineswegs der Hergang des Sehens vollständig erklärt, denn zum Sehen gehört nicht blos, daß man Lichteindrücke und Größenwinkel erhalte, sondern das Auge muß an jedem einzelnen Theile, den es sieht, gleichsam sehend umher schleichen können. Hiezu dient aber Folgendes. Sobald der beschriebene Lichtkegel in das Sehloch fällt, werden durch die Crystalllinse und den Glaskörper die Lichtstrahlen so gebrochen, daß auf der die hintere Augenkammer auskleidenden Netzhaut (der Nervenhaut des Auges) ein verkehrtes kleines Bild der zu sehenden Gegenstände hingeworfen wird, gerade so wie die Landschaft in einem Guckkasten, in welchen man immer die Bilder verkehrt hinein bringt, damit sie recht erscheinen. Mancher Leser wird nun die Frage aufwerfen: wie kommt es, daß man alle Gegenstände aufrecht sieht, da doch das Lichtbild im Auge durchaus verkehrt ist; wie kommt es, daß rechts gelegene Gegenstände rechts, und links gelegene Gegenstände links erscheinen, da sie doch umgekehrt im Auge abgebildet werden?

Man muß sich überhaupt nicht vorstellen, als ob die Seele sich das im Auge abgedrückte Bild begucke, sondern wir erhalten die Gesichtseindrücke durch das unmittelbare Lichtfühlen, des Sehnervs; um aber uns zu erklären, woher es komme, daß dieses Bild verkehrt sein müsse, um aufrecht zu erscheinen, wollen wir uns einmal das Auge als ein blos von einem Fenster beleuchtetes Zimmer, und den Sehnerv als dessen Bewohner vorstellen; will man in einem solchen Zimmer Gegenstände, welche zur linken Hand die Straße herkommen, genau betrachten, so muß man zur rechten Seite des Fensters stehen, besonders wenn es klein ist, und umgekehrt auf der linken Seite dieses Fensters. Will man etwas am Dachvorsprung beobachten, so wird man das Auge nicht dem oberen, sondern dem untern Rande des Fensters nähern, und im Gegentheile, will man etwas dicht am Hause Gehendes auf der Straße bemerken, so wird man das Auge so hoch wie möglich an den Fensterrand bringen; man sieht aus dieser Darstellung, wie alles, was gesehen werden will, am besten an dem, dem Eindrucke entgegengesetzten Orte wahrgenommen wird. Es ist ganz das Gleiche mit andern Eindrücken; wenn man Jemanden die Hand ausstrecken läßt, so daß der Rücken derselben nach oben kommt, so wird diese Hand einen in der Richtung nach unten fallenden Wassertropfen oben empfinden, den Stoß eines in der Richtung nach oben springenden Federballes aber von unten; die obere Fläche der Hand verhält sich aber zu dem von oben kommenden Tropfen als unteres, und die untere Fläche derselben gegen den von unten kommenden Federball als oberes, daher die Umkehrung; ein nach links abgeschossenes Kügelchen eines Blasrohres wird sie auf der rechten und ein nach rechts abgeschossenes auf der linken Seite wahrnehmen — kurz, da alle Eindrücke, welche von einer gewissen Seite herkommen, auf der entgegen gesetzten am bestimmtesten aufgefaßt werden, so ist zum richtigen Sehen durchaus nothwendig, daß das auf die Netzhaut des Auges geworfene Lichtbild dort verkehrt erscheine.

Zum richtigen Sehen ist durchaus die Beweglichkeit des Auges nothwendig, denn jeder Lichtstrahl, der auf eine bestimmte Stelle der Netzhaut trifft, macht durch längere unabläßige Einwirkung diesen Theil der Netzhaut für Licht vollkommen unempfindlich. Sobald aber das Auge sich dreht, und an die Stelle jenes Lichtstrahles ein anderartiger tritt, so ist für diesen anderartigen Eindruck die Netzhaut wieder vollkommen empfindlich. Wenn man mit einem Auge durchaus unbeweglich einen und denselben Punkt an einem Gegenstande fixirt, so verschwindet zuerst der Totaleindruck dieses Gegenstandes, wie z. B. also, wenn man die Ecke eines Rahmens an einem Bilde fixirt, so sieht man nach einiger Zeit das Bild nicht mehr; nach einiger Zeit verschwindet auch der neben dieser Ecke gelegene Rahmentheil, und zuletzt kann man die Ecke selbst nicht mehr sehen, denn es wird einem schwarz vor dem Auge. Deßhalb ist die so manchfaltige und rasche Muskelbewegung der Augen ein höchst wesentliches Erforderniß zum Sehen.

Eben so wichtig ist das Gleichstehen der beiden Augen; denn wird dieses wie bei den Schielenden unterbrochen, so sind die Lichteindrücke, welche die beiden Augen zugleich bekommen sollten, verschieden, und die Folge hievon ist, daß immer ein Auge bedeutend schwächer ist, als das andere. Wollen Schielende mit beiden Augen zugleich angestrengt sehen, so sehen sie immer doppelt. Die beiden Augen des Menschen sind so gestellt, daß ihre Sehachsen ungefähr einen Fuß vom Gesichte entfernt auf einander treffen; alles, was innerhalb dieses Bereiches scharf in's Auge gefaßt werden soll, sieht man deßhalb doppelt, und aus demselben Grund wird das Bild von allzu entfernten Gegenständen verwirrt und unklar. Manche Naturforscher haben behauptet, daß man nie mit beiden Augen zugleich sehe, sondern abwechselnd mit dem Einen und dann wieder mit dem Andern, und die Beobachtung hiebei hergezogen, daß bei den meisten Menschen die Sehweite der beiden Augen verschieden sei, so daß also nähere Gegenstände vorzugsweise mit dem Einen, fernere Gegenstände vorzugsweise mit dem Andern gesehen werden könnten. Es ist dieß aber deßwegen entschieden falsch, weil bei auffallend ungleichen Augen eine stätige Arbeit, wie Lesen oder Schreiben, allzu angreifend, ja unmöglich würde.

Man kann die Widerlegung dieser Meinung auch am besten daraus sehen, daß der Gebrauch einzelner Augengläser, selbst wenn er abwechselnd geübt wird, weit angreifender für das Auge ist, als die Anwendung doppelter. Die Augen verhalten sich wie zusammengewachsene Zwillingsbrüder, sie bewegen sich immer gleich, und fassen alles miteinander auf, das Eine wie das Andere, und so allein auch ist es möglich, daß sie als nützliche Organe immer richtige Eindrücke der Seele gewähren.

Bei den Thieren sind die Augen häufig ganz anders gestellt, als beim Menschen, und oft so, daß die Sehachsen der beiden Augen unter keiner Bedingung zusammen kommen können, weil die Augen durchaus seitlich am Kopfe stehen; deßhalb finden wir aber doch nicht, daß solche Thiere in Absicht auf die Wahrnehmung sichtbarer Gegenstände etwa irre würden, und dieß liefert uns einen neuen Beweis für die harmonische Zusammenwirkung dieser Organe. Besonders merkwürdig verhält es sich da beim Pferde, das, beiläufig gesagt, unter allen Landthieren das größte Auge besitzt. Die Augen dieses Thieres sind so gestellt, daß seine Sehachsen sich sowohl gegen vorn, als nach hinten, je nachdem das Thier die Augen dreht, ohne Veränderung der Kopfstellung, — freilich unter sehr spitzen Winkeln — treffen können. Hinten oder vorn befindliche Gegenstände sieht also dieses Thier mit beiden Augen zugleich, vollkommen seitliche jedoch blos je mit einem Auge; trotz dieser großen Verschiedenheit aber finden wir keineswegs irgend eine einseitige Thätigkeit, oder ein bemerkbares Hinderniß des Gesichtssinnes bei diesem Thiere.

Für Eindrücke von Farben so wie von Schatten und Licht ist das Auge sehr empfindlich, und es finden hier mancherlei bemerkenswerthe Erscheinungen statt. Blickt man z. B., besonders Morgens, wenn das Auge sich durch den Schlaf vollkommen erholt hat und für Lichteindrücke nun besonders empfänglich ist, auf ein Fenster, dessen Rahmen dunkel sind, und wendet man dann rasch den Blick auf eine Wand, so erscheint vor einem das Fenster so, daß die Fensterscheiben dunkel sind, und der Rahmen sich hell abspiegelt. Die Erklärung dieser Erscheinung ist einfach. Durch die lichten Stellen des Fensters wird der Sehnerv gereizt, durch die daneben liegenden dunkeln aber in Ruhe gelassen. Beim Wegwenden auf eine dunkle Wand zeigen sich nun die nicht gereizten Stellen der Netzhaut in Thätigkeit, daher der weiße Rahmen, während die gereizten Stellen ausruhten, daher die schwarzen Scheiben. Ebenso rufen Farben, welche man scharf ansieht, die ihnen entgegengesetzten Farbenerscheinungen im Auge hervor. Sieht man längere Zeit durch eine grüne Brille, so erscheint einem nach Abnehmen derselben alles roth, und umgekehrt, nach dem Schauen durch ein rothes Glas, alles grün. Dieß rührt nun daher, weil der Nerv durch den grünen Lichtstrahl am empfänglichsten für die dem Grün gegenüberstehende rothe Farbe gemacht wird. Daraus entstehen auch manche Irrthümer, die sich besonders in den astronomischen Untersuchungen bemerklich gemacht haben. Dort kommt es oft darauf an, die Farbe gewisser Sterne zu bestimmen, aber sehr leicht geschieht es dabei, daß das Auge des Beobachters, welches z. B. lange einen rothen Stern eifrig beobachtet, den nächsten Stern für grün hält.

Solche Farbenerscheinungen entstehen im Auge nicht blos durch den Reiz des Lichtes, sondern sie können auch durch mechanische Reize hervorgerufen werden, wie z. B. ein Schlag auf das Auge Lichterscheinungen erweckt. Auch Schließen des Auges bei Anstrengung des Augapfels, wie zum scharfen Sehen, erzeugt allerlei farbige Figuren, und noch mehr mechanischer Druck auf den Augapfel, deßhalb man oft bei kurz zuvor Erblindeten die Gewohnheit des Augenbohrens wahrnimmt, indem sie sich durch Quetschen und Drücken des Augapfels Wahrnehmungen von Farben zu erzeugen suchen.

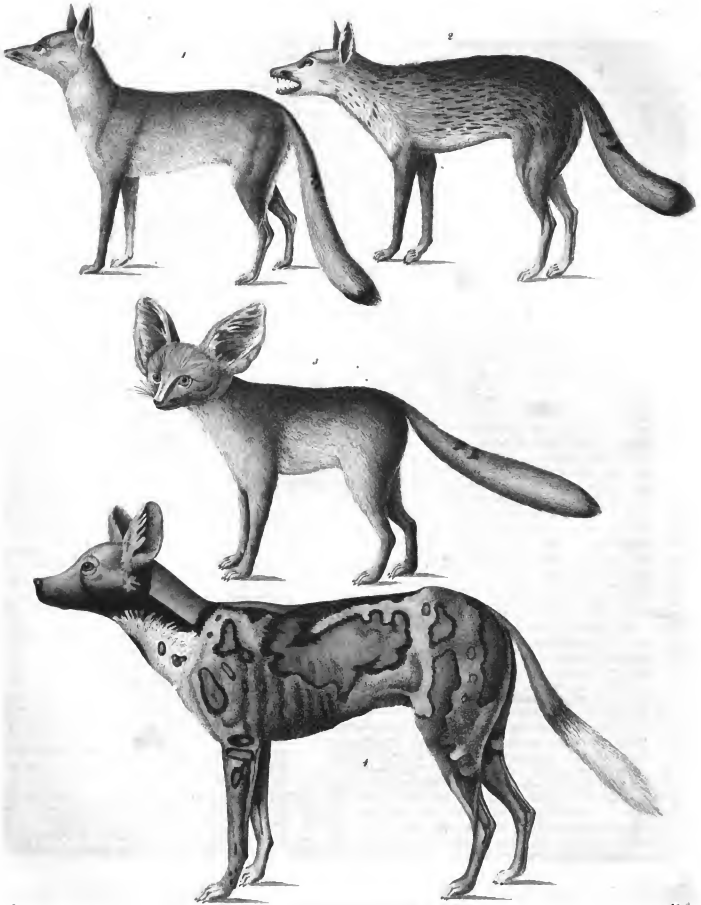
Also verhält sich das Auge als Sehorgan betrachtet. Indessen hat es nicht blos die Funktion, als solches zu dienen, sondern es ist zugleich auch Organ des Geistes, und verhält sich als solches oft ganz anders, denn als Organ des Körpers. Als geistiges Organ nämlich ist das Auge einerseits das Mittel zur künstlerischen Anschauung, andererseits aber trägt es den Ausdruck des Geistes und Gemüthes an sich. Es ist gleichviel, ob der Gesichtssinn scharf oder stumpf, ob das Auge fern- oder kurzsichtig sei; unter allen Bedingungen kann in ihm die Gabe wohnen, künstlerische Verhältnisse aufzufassen, und an der schönen harmonischen Anordnung Geschmack zu finden. Das Auge vermag zu gebieten, zu lohnen und zu strafen; das Auge kann sich Herzen gewinnen, eben so gut, als sie abstoßen; aber diese Thätigkeit desselben ist nicht der Willkühr des Menschen unterworfen, sondern steht als eine organisch geistige Kraft da, welche, wie alles Große, das im Menschen wohnt, angeboren ist, und weder geübt noch erlernt werden kann. Da das Auge besonders den Ausdruck des Gemüthes kund gibt, so ist ein guter oder ein böser Blick besonders zu bemerken, und es gibt Völker, wie z. B. die Italiener, die instinktmäßig einen bösen Blick auffassen, und Individuen, denen ihr Schicksal einen solchen gegeben hat, fließen.

Duttenhofer.

Afrikanische Hundegattungen.

(Taf. 30.)

Die Hunde gehören in die fünfte Ordnung, in die der Nagelthiere, und bilden die 14te Zunft der Haarthiere, in der sie die zweite Gattung einnehmen; sie zerfallen in zwei große Haufen, Nachthunde oder Füchse, und Taghunde. Die Füchse nähern sich in manchen Beziehungen in ihrer Lebensart sowohl, als in ihrem Charakter den Zibeththieren, die Taghunde aber, wenigstens in manchen Geschlechtern, den Hyänen. Der Charakter jener, der Füchse nehmlich, besteht darin, daß sie ihren Raub durch List und Gewandtheit sich eher zu erschleichen, als durch offenen Angriff zu



Lith. Anst. v. C. Schaub in Stuttgart

30

erbeuten suchen; dieß spricht sich in allen ihren Bewegungen aus. Leise, wie ein Iltis, schleicht sich der Fuchs heran, wobei er, um seinen Raub desto sicherer erhaschen zu können, die Nachtzeit wählt; das Geringste, was ihm etwa störend oder feindlich entgegentreten könnte, veranlaßt ihn zu einer augenblicklichen rückgängigen Bewegung, worauf er nach allen Seiten hinlauscht, blickt und wittert, ob seine besorgliche Vermuthung begründet ist, oder nicht. Dann erst geht er leise und behutsam heran, um sich seinen Fang zu sichern. Offenbar liegt diesem ganzen Benehmen Furchtsamkeit zu Grunde, die aber nicht so weit in Feigheit ausartet, daß die Thiere dieser Familie es nicht wagten, auf eigentlichen Raub, d. h. auf Tödtung lebendiger Thiere, auszugehen; in der Gefangenschaft zeigen sie entweder sehr viele Furcht, die so groß ist, daß sie sie verhindert, dem Menschen sich anzuschließen, oder eine katzenartige, schmeichlerische Anhänglichkeit, welche nur die Maske der Tücke ist.

Diejenigen Hunde dagegen, welche ihrem Charakter nach sich mehr dem Geschlechte der Hyänen nähern, sind in Absicht auf ihr Wesen ein merkwürdiges Mittelglied zwischen den Letztern und dem eigentlichen Hunde. Es liegt nämlich in dem Charakter der Hyäne, daß sie bei großer Körperstärke und sehr kräftigem Gebisse äußerst feige ist, ohne jedoch an Gier irgend einem andern Raubthiere nachzustehen. Die hyänenartigen Hunde nun besitzen völlig die Körperstärke und Raubgier der Hyäne, haben aber zugleich auch jenen Muth, der die eigentlichen Hunde bezeichnet; sie sind daher zufolge dieser charakteristischen Eigenschaften die fürchterlichsten Raubthiere, welche man kennt, und eben deßhalb keiner Zähmung, ja selbst nicht einer leichteren Angewöhnung an den Menschen fähig. Sie scheuen, um ihren Raub auszuführen, den Tag nicht, und gehören deßhalb im Gegensatz zu den fuchsartigen Hunden zu dem Haufen der Tagthiere.

I. Canis pallidus — der Blaßfuchs. Dieses Thier scheint mit unserem gewöhnlichen Fuchs beinahe einerlei zu sein, in seinen ganzen Körperverhältnissen ist er ein sehr niedliches, flüchtiges, leichtbewegliches Thier, seine Farbe ist ein röthliches Strohgelb; die Schweifspitze schwarz, Kehle, Brust und Unterleib in's Weißliche gehend; er findet sich im südlichen Nubien, soll wie unser Fuchs ein sehr schlaues und gewandtes Thier sein, wohnt bei Tag in selbstgegrabenen Höhlen, und geht bei Nacht auf Raub aus, wo er kleine Haarthiere und Vögel zu erbeuten sucht.

II. Canis variegatus — der gescheckte Fuchs. Dieser Fuchs zeichnet sich von den andern Füchsen dadurch aus, daß er keine Höhlen gräbt, also schon den Uebergang zu den Wölfen zu machen scheint, wiewohl er in Absicht auf Gestalt viel mit dem Fuchsgeschlecht gemein hat; die Grundfarbe dieses Thieres ist strohgelb, nur sind seine Bürstenhaare, namentlich auf dem Rücken und dem hinteren Leib zu, an den Spitzen schwarz gefärbt, woher das scheckige Ansehen dieses Thieres rührt. Er ist im Ganzen überhaupt rauhhaariger als der Fuchs und größer, indem er 1 Fuß 2 Zoll hoch wird. Er lebt in Nubien, hält sich in felsigen Gegenden der Wüste auf, und jagt Geflügel, sowie kleine Haarthiere.

III. Canis megalotis — der großöhrige Fuchs, Fennec. Dieses niedliche Thier, wenn man die übergroßen Ohren von der Niedlichkeit abrechnet, hat unter den Naturforschern sehr viel Streit erregt, indem manche behaupteten, es lebe auf Bäumen und nähre sich vorzugsweise von Heuschrecken und andern Insekten, bis endlich Rüppel dargethan hat, daß es keineswegs so harmlos in seiner Jagd und seinem Benehmen sei, sondern im Gegentheil sich wie jeder andere Fuchs Höhlen grabe und bei Nacht kleine Thiere zu erbeuten suche. Der Fennec hat die Größe einer Katze, ist 7 Zoll hoch und gegen 2 Fuß lang. Seine Hautfarbe ist strohgelb, gegen den Rücken und Schweif zu isabellfarbig, und seine Haare sind außerordentlich fein, weich und zart. Die Ohren sind ausnehmend groß und scheinen dadurch dem Thiere bei seinen nächtlichen Wanderungen nützlich zu sein; seine Stimme ist ein schwaches Gebell, welches er besonders gegen Nacht hören läßt. In der Gefangenschaft sitzt er aufrecht wie die Hunde, zeigt sich aufmerksam und wachsam, zugleich aber scheu und traurig. Näheres ist über die Sitten dieses sonderbaren Thieres nicht viel bekannt.

IV. Canis pictus — er buntfarbige Hund. Er hat die Größe eines mäßigen Hundes, nämlich eine Höhe von beinahe 3 Fuß, und eine Länge von 3 Fuß. Die Grundfarbe dieses Thiers ist schmutzigweiß, und die Flecken, welche auf ihm verbreitet sind, haben eine rostgelbe Farbe und sind stets mit einer schwarzen Einfassung umgeben, wodei merkwürdig ist, daß sich die Zeichnung von verschiedenen Exemplaren nie gleich bleibt; die Form des schmutziggelben Kopfes mit schwarzer Begränzung nach unten, sowie die Gestalt des ganzen Leibes, mahnt an unsern Fleischerhund der kurzhärigen Rasse, wenn nicht der lange, nach unten weiße Schwanz und die etwas größeren Ohren ihn in Absicht auf diese Vergleichung unterschieden. Diese Thiere, welche besonders häufig am Kap der guten Hoffnung vorkommen, aber wie die übrige Gattung durch ganz Afrika zerstreut zu sein scheinen, sind einerseits sehr schädliche Raubthiere dieser Gegenden, andererseits aber gerade durch ihre Raubsucht nützlich, indem sie zwar Schafe und anderes Vieh angreifen, aber auch den größten Haß gegen andere wilde Thiere, wie Löwen, Panther u. dergl. haben. Sie gehen wie die Wölfe immer in zahlreichen Schaaren von dreißig bis vierzig, und greifen so diese großen Katzenarten auf das Ungestümste an; da sie dabei, wie alle zum Hundegeschlechte gehörigen Thiere, eine Scheu vor dem Menschen haben, und ihn nicht anfallen, so lange wenigstens anderer Raub ihnen zu Gebot steht, so hat der Reisende, welcher vor Löwen und Panthern mehr besorgt ist, ihre Anwesenheit in den Gegenden, welche er durchziehen will, gerne.

Duttenhofer.

Die Götterlehre der Griechen und Römer.

(Siehe Seite 201.)

Da die Alten ihren Himmel, den Wohnsitz ihrer Götter, sich gerade so wie ihre Erde dachten, so mußten auch dort jene Geschäfte und Aemter zu finden sein, wie sie hier gewöhnlich sind. Dieß bestätigt sich denn auch vollkommen in der Mythe des **Merkur** oder **Hermes**, der die Stelle eines Boten der Götter, besonders des Herrschers derselben, vertrat. Merkur, als Herold, war das lebendige Wort und die Rede desjenigen, der ihn sandte. Merkur ist daher der Gott der Rede, das Sinnbild der Sprache, und seine leicht hinschwebende Gestalt, die von Künstlern und Dichtern Flügel erhielt, charakterisirt das leichte Wort, das wie geflügelt sich durch die Lüfte schwingt. Merkur hatte als Bote Jupiter's Frieden zu stiften, Bündnisse zu schließen und alle ähnlichen Geschäfte zu besorgen. Von seiner Wohlredenheit und Schlauheit hing sehr viel ab. Aus diesem Grunde wurde dem Charakter Merkur's List und Ueberredungskunst beigelegt. Die letztere drücken die alten Bildner dadurch aus, daß sie eine goldene Kette aus dem Munde des Gottes niederfließen lassen, und sie zu den Ohren derer leiten, die ihn hören; gleichsam als führte sie der sanfte Ton seiner Worte nach seinem Willen. Eine andere Beigabe ist sein goldener Stab, um den sich zwei Schlangen winden, die sich in ewiger Eintracht ansehen. Man sagt, er habe einst zwischen zwei erzürnte Schlangen geschlagen, die sogleich ihre Wuth vergaßen.

Indessen finden wir mehrere Thaten des Merkur, die zu der Sage von seiner List und gewandten Behendigkeit hinlänglichen Beweis liefern. Es heißt, daß er gleich nach seiner Geburt fünfzig Rinder von der Heerde des Apollo geraubt und so schnell fortgetrieben habe, daß Niemand mehr eine Spur davon entdecken konnte. Als der erzürnte Apoll ihn deshalb zur Rede stellte und nach seinem Köcher griff, so hatte Merkur ihm auch diesen entwendet. Eben so raubte er der Venus ihren Gürtel, dem Mars das Schwert, dem Vulkan die Feuerzange, dem Neptun den Dreizack, selbst dem Jupiter das Scepter. Diese nicht eben erbaulichen Handlungen, die dem Merkur zuerkannt wurden, machten aus ihm eine ganz eigenthümliche Gottheit, die sich sogar mit dem Schutze der Diebe abgab. Das fällt auf den ersten Blick wohl auf, weil wir gewohnt sind, daß die Alten ihren Gottheiten so viele große und schöne Eigenschaften andichteten; wenn wir das Wesen jener Völker aber näher an's Licht ziehen, so zeigt sich uns alsbald, daß sie noch keine reinen Begriffe von Moralität hatten und diese deßhalb auch nicht auf ihre Götter zu übertragen im Stande waren. Ihr Bestreben war darauf gerichtet, für jede Eigenschaft im menschlichen Charakter eine Gottheit zu erfinnen, die solche in höchster Vollkommenheit besitze. In dieser Vollendung sahen sie die Göttlichkeit, und suchten im Uebrigen den Gott der Menschheit so nahe zu bringen als möglich. Es zeigte sich in diesem Beginne das Wechselstreben, die Menschheit zur Göttlichkeit zu erheben, und den Gott dann wieder, so sehr es anging, zu vermenschlichen. Merkur, als Gott der List und Verschlagenheit, konnte selbst Betrug und Diebstahl in seinen Schutz nehmen, da zwischen Recht und Unrecht in jenen Zeiten noch keine so scharfe Grenzlinien bestanden, und des Gottes Diebstähle, die er selbst verübte, überdieß mehr den Schein von schlauen und muthwilligen Neckereien annahmen. Oft sezging er sie nur wie ein Taschenspieler unserer Tage, um seine Gewandtheit an den Tag zu legen.

Diese Gewandtheit, Wohlredenheit und Klugheit machte es nun auch, daß Merkur der Schutzherr des Handels und der Kaufleute wurde. In diesem Bereiche aber offenbart er sich im schönsten Lichte. Hier wird er wahrhaft ein Beförderer der Kultur, ein Beglücker der Menschen. Was wirkt wohl mehr auf die Bildung eines Volkes als Handel und Sprache? Die Sprache ist ja das Band, welches die Menschen in Gesellschaften vereinigt und zusammenhält; Gedanken, Kenntnisse, Erfahrungen werden durch sie verallgemeinert; je bedeutender, ausdrucksvoller, kräftiger und reicher eine Sprache ist, desto mehr wird sie Alles bewältigen und hinreißen müssen. Ihre Siege zählt sie im Reiche des Gedankens. Was den Handel betrifft, so schleift er durch den allgemeinen Verkehr, den er hervorbringt und unterhält, so wie durch das Reiben und Drängen des betriebsamen Geschäftslebens, die rauhen Ecken überall ab; die Spekulationen, zu denen er auffordert, wecken den Geist, mahnen zur Vorsicht, nähren die Aufmerksamkeit. Allein, wie wir schon wissen, so war bei den Alten die Bildung des Geistes nie von jener des Körpers getrennt, und so mußte der Gott und Meister der Redekunst, der der unberedten Zunge die Fertigkeit verlieh, Gedanken mit Zierlichkeit auszudrücken, auch dem Körper Gewandtheit und seinen Anstand verleihen können. Merkur war mithin auch der Gott der gymnastischen Spiele, der die Kunst, nach Regeln zu ringen, lehrte, welche dem Menschen Schönheit und Geschmeidigkeit ertheilt. Mithin darf es uns nicht auffallen, daß wir den Gott der Diebe, dieser neuen Eigenthümlichkeit wegen, auch in den Gymnasien aufgestellt und gefeiert fanden.

Als Götterboten, der fast immer unterwegs war, wurde dem Merkur auch das Amt zu Theil, die Landstraßen zu überwachen und die Wanderer in seinen Schutz zu nehmen. In dieser Beziehung ward er in eigenen Abbildungen an den öffentlichen Straßen aufgestellt und besonders verehrt. Sie hatten weder Arme noch Beine und bestanden aus einer, nach unten etwas spitz zulaufenden Säule, die mit einem Merkurskopfe geziert war und Herme genannt wurde. Jeder, der vorüberging, mußte dem Gotte zu Ehren einen Stein neben die Säule legen. Dieß bildete Haufen, wie wir sie heute auf unsern Chausseen finden, und so diente diese geheiligte Sitte dazu, die Straßen zu verbessern, so wie denn auch durch den Glauben an Merkurs schützende Aufsicht jeder Reisende nicht nur vollkommen sicher war, sondern selbst mit einer Art von Ehrfurcht behandelt wurde. Als Zeichen der vollkommensten Sicherheit und der Unver-

leßbarkeit, des die Straßen schirmenden Friedens, wurde der Oelzweig um die Hermen gewunden.

Merkur, als Bote Jupiter's, wurde auch zu sterbenden Männern gesandt, um ihre Seele aus den Banden des hinfälligen Körpers zu befreien; zu sterbenden Frauen sandte Juno in gleicher Absicht ihre Dienerin Iris. Merkur geleitete aber auch die Todten in's Schattenreich und in besondern Fällen auch daraus zurück.

Er wurde als schöner Jüngling abgebildet, dem nur die hohe Göttlichkeit Apollo's mangelte. In seinem Geschichte, das den Stempel der Unbefangenheit trägt, bemerkt man nicht selten List und Verschlagenheit. Er sieht gewöhnlich lauschend und sinnend, die Augen auf seinen Schlangenstab gerichtet. Als besondere Kennzeichen gehören ihm der Hut mit dem Flügelpaar und die Leier, die er aus einer Schildkrötenschale verfertigte, und sie dann dem Apollo zum Geschenke machte. Bezeichnend für seine sanfte und holde Beredsamkeit waren die Opfer, die man dem Merkur aus Milch und Honig brachte. Ebenso opferte man ihm die Zungen der Thiere.

So vereinigen sich alle einzelnen Züge denn auch hier zu einem großen, harmonischen Bilde, das den Merkur, den vielbedeutenden, zum Gotte der behendesten Betriebsamkeit in allen Geschäften des Lebens macht, der im Himmel, auf Erden und in der Unterwelt, Göttern und Menschen nützliche Dienste leistet.

Die Mutter dieses Gottes hieß Maia, von der der Monat Mai seinen Namen erhalten haben soll, und am 15. Mai wurden ihm auch, vornehmlich in Rom, Feste gefeiert. Die Kaufleute brachten ihm dann reiche Geschenke, zur Sühnung des, im vergangenen Jahre geleisteten Unrechts.

Man schreibt dem Merkur folgende Satzungen, Erfindungen und Bereicherungen der Menschen zu: Buchstabenschrift, Sprachkunde, Beredsamkeit, Arithmetik, Gesetze, Götterdienst und Opfer, Geometrie, Eintheilung des Tages in Stunden, des Jahres in Monaten, Astronomie und Astrologie, Medicin, Musik, namentlich die Zither, Würfelspiel, das Ringspiel, Gebrauch des Oels und des Goldes, des Hebels, die Weberei, den Handel und so weiter.

Geheiligt waren ihm: die Meise, der Ibis und der Neuntödter, der Feigenbaum, das Fünffingerkraut und der Portulak. Seine Attribute waren: ein Hahn (Wachsamkeit), eine Schildkröte (Zither), der Beutel (Geld, Handel), ein Widder (Opferdienst), ein Hund (gleich Hahn, Wachsamkeit bedeutend).

Merkur soll eine der ältesten Gottheiten sein und zuerst den Heerden schützend vorgestanden haben, weßhalb ihm auch der Widder beigegeben ward. Da zuerst aller Handel im Tausch von Vieh gegen Vieh, von Heerde gegen Heerde bestand, und dabei schlaue Kniffe angewandt wurden, um größeren Vortheil zu erzielen, so wurde Merkur auch Gott des Handels und der List. Zwischen den im Handel sich annähernden Hirten aus Phönicien und Griechenland bedurfte es der Dollmetscher und so ward Merkur auch Herold und Sprachenfinder. Endlich trugen die Tauschhändler gewisse Zeichen mit sich, die für ihre friedliche Gesinnung bürgten, und die bald aus einem einfachen Oelzweig, bald aus einem mit Bändern umwundenen Stab bestanden: dieß gab die Idee zum Caducens oder Schlangenstab. So hätten wir denn noch schließlich eine natürliche Erklärung dieser so vielgestaltigen als vielbedeutenden Mythe versucht.

Die Hermen oder Standsäulen des Merkur waren aber nicht nur an den Landstraßen aufgestellt, sondern auch in den Vorhöfen und Hallen der Wohnhäuser, weil man diesen Zwischenträger der Götter und Menschen recht nahe um sich haben wollte. Neben ihm, und zwar zunächst dem Herde, stand eine andere Gottheit verschleiert da, die Wohlthäterin der Menschen als Beförderin häuslicher Glückseligkeit, die reine, hohe **Vesta** oder **Estia**, die dem Geschlechte der Sterblichen die Kunst gelehrt, Häuser zu bauen und am Feuer die nährende Kost zu bereiten. Darum war der Herd ihr Altar und die Flamme ihr geweiht. Die uralte Mythe der Vesta nennt sie die Gattin des Uranus. Sie ist das Sinnbild der Erde, die vom Uranus, dem Himmel, umfangen, in ihrem Innern das heilige Element, das Feuer, bewahrt, welches die Wärme gebiert, durch die Gras, Blüthen und Früchte entstehen, den Menschen und Thieren jegliche Nahrung spendend.

Bei den Römern war dieser Gottheit ein runder Tempel geweiht, in dessen Mitte sich ein einfacher Altar befand, auf dem die heilige Flamme brannte, die von Jungfrauen unterhalten wurde. Konnte wohl die runde Gestalt der Erde und das Alles ernährende Feuer schöner versinnlicht werden?

Das Feuer wird als das reinste Element bezeichnet, weil es selbst das Gold läutert und Alles reinigt; so rein und keusch war auch Vesta, so rein und keusch waren auch ihre Priesterinnen. Diese standen im größten Ansehen und hatten selbst bedeutenden Einfluß auf die Staatsgeschäfte, da sie hauptsächlich bei der Besetzung der obrigkeitlichen Aemter zu Rathe gezogen wurden. An öffentlichen Orten, so wie bei Festen und im Theater hatten sie unter den ersten Magistratspersonen ihren Sitz, und wenn ein zum Tode geführter Missethäter einer Vestalin begegnete, so mußte ihm das Leben geschenkt werden. War jedoch eine dieser heiligen Priesterinnen überwiesen, ihr Gelübde gebrochen und den Dienst der Göttin entweiht zu haben, so wurde sie lebendig eingemauert. Man gab ihr jedoch aus einer Art von Mitleid, und als schöne man sich, sie unmittelbar und auf der Stelle zu tödten, eine Lampe, Brod und Wasser, Milch und Oel mit und stellte ihr auch ein weiches Lager in das unterirdische Gewölbe, das ihr zum Grabe diente.

Anfänglich gab es nur vier Vestalinnen, später sechs, nach Andern noch mehr. Der Oberpriester oder Pontifex maximus wählte eine neue Vestalin aus zwanzig Mädchen, Töchter freier Eltern, die noch am Leben sein mußten, frei von allen körperlichen Gebrechen, sechs bis sechszehn Jahre alt. Von diesen zwanzig Auserlesenen

wurde in der Volksversammlung dann eine gewählt. Beim Antritt ihres Amtes mußte sie geloben, 30 Jahre im jungfräulichen Zustande zuzubringen. Die ersten 10 Jahre lernte sie den Dienst, 10 Jahre übte sie ihn dann und die letzten 10 Jahre unterrichtete sie die neuen Vestalinnen. Ihr Dienst bestand im Hüten des heiligen Feuers, wegwahr sie abwechselnd des Nachts wachen mußten, dann mußten sie die wunderbare Statue der Pallas, das heilige Palladium, bewahren, das in ihrem Tempel aufgehoben ward, auch Wasser aus einem geheiligten Brunnen holen und den Tempel damit besprengen und endlich Getreide zu den Opfern bereiten. Waren die 30 Jahre vorüber, so durften diese Priesterinnen heirathen, doch geschah es nur selten und wurde stets als ein schlimmes Vorzeichen für den Staat angesehen.

Vesta hatte nur wenige Tempel, da ihr jedes Haus als solcher diente und jeder Herd mit der brennenden Flamme ihr Altar war. Denn in Vesta vereinigte sich ja die Erhalterin und Schützerin der ganzen Natur, so wie die Vorsteherin des Hauswesens. Das allbefruchtende Feuer im Mittelpunkte der Erde, so wie die nützliche Flamme auf dem bescheidenen Herde jeglichen Hauses, verdankte man einer und derselben Gottheit.

Die Griechen unterhielten das der Göttin geheiligte Feuer in den Prytaneen, auf dem Markte, wo sich die Gerichte versammelten und die ausgezeichnetsten Bürger stets zusammenkamen. Bei allen Gastmahlen und Festen wurde der Vesta zuerst Wein gespendet. Nur wenige Abbildungen der Vesta zeigen uns dieselbe als eine weibliche Gestalt in Schleier, eine Opferschale haltend.

Neben der Vesta, doch nicht so allumfassend, ist auch **Ceres** oder **Demeter** das Sinnbild der mütterlichen Erde, besonders als Erzgeberin des Getreides, und als solche die Ernährerin des Menschengeschlechts; eine der schönsten und bedeutungsvollsten Mythen des Alterthums.

Ceres hatte eine Tochter, Proserpina oder Persephone, die von dem Gotte der Unterwelt, Pluto, geraubt ward, als sie eben auf den blumenreichen Fluren Sicitiens sich an jugendlichen Spielen erfreute. Die arme Mutter war trostlos; sie zündete am Aetna eine Fackel an und suchte die Tochter am Tage und bei Nacht, in Fluren und Wildnissen, auf Bergen und in Abgründen, allein immer vergebens. Endlich verräth ihr der allsehende Sonnengott, wo der kühne Räuber ist und wo er die Tochter verborgen hält. Ceres zürnt der ganzen Schöpfung und zerstört ihr eigenes Werk. Das Getreide, dessen Bau sie den Menschen gelehrt hat, vertilgt sie wieder und spricht den Fluch der Unfruchtbarkeit über die ganze Erde aus. Vergebens sendet Zeus die Iris au sie ab; nur wenn er ihr die Tochter wiederschafft, will sie der Welt den Segen wiedergeben. Allein dieß steht selbst in des größten Gottes Macht nicht mehr. Proserpina hatte bereits durch den Genuß einiger Kerne des Granatapfels sich dem Orcus oder der Unterwelt geweiht und durfte daher nicht mehr auf der Oberfläche der Erde erscheinen. Da fand dann Zeus ein Auskunftsmittel. Er befahl, daß die Gattin des Höllengottes eine gewisse Zeit im Jahre bei ihrer Mutter zubringen sollte, die andere Zeit aber bei Pluto im Orcus. Sobald Ceres aber die geliebte Tochter wiedersah, schwand auch der Fluch von selbst und Alles grünte und blühte wieder.

Diese Mythe umschließt nunmehr die alltägliche und doch so geheimnißvolle Erscheinung vom Ersterben und Wiederaufleben der Natur, vom Beleben des der Erde anvertrauten Samenkorns, vom Wechsel der Jahreszeiten. Hier grünen Tod und Leben, Zerstörung und Entfaltung, nahe an einander; wo das Leben scheinbar seine Endschaft erreicht, hebt stets ein neues Leben an. Daher wurden Abbildungen vom Raube der Proserpina mit Vorliebe zum Schmucke und zu passender Zier für Särge und Grabmäler erwählt, um anzudeuten, daß selbst aus dem Tode wieder ein Weg in's Leben führe, so wie das der Unterwelt Verfallene wieder an das freudige Licht der Welt kommen dürfe. So waren die sinnigen, feinsühlenden Alten bemüht, die zartesten Weltgeheimnisse in treffende Sinnbilder zu kleiden und durch diese Bildersprache die Menschen zu belehren.

Nachdem sie sich wieder ihrer Tochter erfreuen durfte, zog Ceres auf Erden umher, besuchte gute und gerechte Könige, lehrte sie den Landbau und verbreitete überall Gerechtigkeitsliebe und alle Segnungen der Kultur.

Man bildet diese Gottheit als ehrwürdige Matrone ab, die Wohlwollen und Zärtlichkeit im mütterlichen Blicke zeigt, manchmal aber auch Schmerz und Unwillen über die verlorene Tochter. Aehren und Mohn, als die Symbole der Fruchtbarkeit, die Sichel und die Fackel sind ihr beigegeben. Oft erscheint sie auch in Gesellschaft des Bacchus, auf einem mit Drachen bespannten Wagen.

Ihr zu Ehren wurden auf freiem Felde die Erntefeste gefeiert, wobei wacker geschmaust wurde. Allein noch eine andere, ungleich feierlichere und geheimnißvollere Verehrung genoß sie zu Eleusis, einer Stadt in Attika. Alles, was jedoch dabei vorging, ward sehr geheim gehalten, und wer von den Mysterien etwas verrieth, wurde mit dem Tode bestraft. Gewiß ist es, daß diese Feierlichkeit nicht nur zu einem frohern Genuß des Lebens, sondern auch zu einer bessern Hoffnung im Tode erheben sollte, weil ohne Zweifel die Lehre von unserer Fortdauer nach dem Tode, neben andern Lehren einer natürlichen Religion dabei vorgetragen wurden. Man nannte dieses Fest die Eleusinischen Mysterien oder Geheimnisse.

In Rom hießen die Feste, welche der Ceres zu Ehren gefeiert wurden, Cerealien und währten drei Tage. Wettrennen der Wagen und Reiter im großen Circus machten einen wesentlichen Bestandtheil derselben aus. In der dritten Nacht des Festes nahm jedoch die Feier auch dort einen eigenthümlich heiligen und geheimnißvollen Charakter an. Die Priesterinnen mußten sich durch Enthaltsamkeit dazu vorbereiten; sie erschienen

weiß gekleidet und durften sich keines Todesfalls wegen in Trauer kleiden.

Ferner hielt man öffentliche Umgänge auf den Feldern, wobei die Priester in weißen Binden eine Krone von Kornähren trugen. Auch die Hausväter, welche Ackerland besaßen, hielten dergleichen mit ihrem Gesinde. Man führte dabei bekränzte Opferthiere umher, die unter Tänzen und Lobgesängen auf die Göttin geschlachtet wurden; dann opferte man Kuchen und Wein und bat um Fruchtbarkeit. Als gewöhnliches Opfer brachte man der Ceres ein Schwein, weil es die Erde umwühlte und die Saaten und den Fleiß des Landmanns zerstörte.

So ward Ceres, die Allernährerin, die Allbefruchtende, verehrt! Sie war eine erhabene, gnädige Gottheit den Menschen.

Fast ähnlich mit Vesta und Ceres ist **Cybele**, auch sie ist, wie Jene, das Symbol der allernährenden Mutter Erde, allein dennoch ihrem eigentlichen Wesen nach von ihnen verschieden. Wenn Vesta das glühende Leben der Natur bedeutet, die aus dem Schooß der Erde ausgehende Wärme; Ceres aber die Fruchtbarkeit der Natur auf der Oberfläche der Erde darstellt; so ist Cybele die Natur in ihrer vollständigen Erzeugungskraft und daher die Mutter aller Dinge, selbst der ewigen Götter und wird daher vorzugsweise nur „die große Mutter“ benannt. Eine ähnliche Göttin war Rheia oder Rhea, die in Kreta verehrt wurde, und mit der Cybele und ihrem Kultus später sich vereinte. Der Hauptsitz ihrer Verehrung wurde nun das Phrygische Hochland, wo sie unter dem Symbol eines mäßig großen, dunkeln, viereckigen Steins in dem Tempel zu Pessinus verehrt wurde. Hiemit war so eigentlich kein deutlicher Begriff verbunden, wie denn auch das, was man in ihr verehrte, die ewige Natur in ihren Wirkungen, die sich in Allem, was die Menschen umgibt, offenbart, keinen klaren Begriff zuläßt. Sie war und blieb Allen unbegreiflich; ein Geheimniß, dessen Schleier kein Sterblicher jemals lüften wird. Desto größer war aber die Ehrfurcht, die heilige Scheu, die Jeder vor dieser Gottheit im Herzen trug. Bei den feierlichen Umgängen, die man ihr zu Ehren veranstaltete, gingen die höchsten obrigkeitlichen Personen barfuß vor ihrem Wagen einher. Man bildete die Cybele, als eine Matrone voll ernster Würde, auf einem mit den ihr geweihten Löwen bespannten Wagen sitzend, eine Mauerkrone auf dem Haupte, und in der Hand einen Schlüssel, zum Zeichen, daß sie Alle, auch die wildesten Naturen bändige, über den mit Städten besäten Erdkreis herrsche und die Geheimnisse und Schätze der Natur erschließe.

Ihre Priester, gleichsam von überströmender Lebenskraft getrieben, schwärmten in wilder Begeisterung umher und überließen sich den schmählichsten Ausschweifungen. Die Folge war, daß sie allgemein verachtet wurden, während doch nicht ein Schatten der Verachtung auf die Göttin selber fiel. In Rom wurden ihr vom 23. bis zum 27. März die Hauptfeste gehalten, wobei der Troß ihrer entarteten Priester großen Unfug anstellte. Die fanatische Tollheit dieser Secte ging so weit, daß sie sich mit gezückten Messern unter die Menge warf, und Alles verwundete, was sie erreichen konnte, schändern Beginnens hier nicht zu gedenken. Diese Mischung von Ausgelassenheit auf der einen und von andächtiger Sammlung auf der andern Seite ist wahrlich schwer zu begreifen, kommt jedoch öfter vor. So auch bei christlichen Festen des Mittelalters, wie zum Beispiel bei den Narrenprozessionen in Frankreich und anderen, von denen wir ein andermal sprechen werden *).

K. Lewald.

Ueber Sonnenfinsternisse.

Die Veranlassung der folgenden erklärenden Betrachtungen über diese Erscheinung ist die am achten Juli dieses Jahres für uns sichtbare Sonnenfinsterniß, die um so lehrreicher ist, als die Sonne während derselben nicht vollständig verdunkelt erscheint, sondern noch als ein schmaler sichelförmiger Streifen über die sie scheinbar bedeckende Mondscheibe hervorragt.

Denken wir uns an einem hellen sonnigen Tage, wo die Luft vollkommen klar ist, und alle Schatten, welche von den Bäumen und andern dunkeln Gegenständen geworfen werden, scharf begränzt und dunkel erscheinen, auf einem Berge, von dem wir eine ziemlich große Fläche Landes überschauen können; denken wir uns nun, daß von irgend einer Seite der Landschaft her wenige massige Wolken gleich riesengroßen Schwänen langsam durch die blaue Luft geschwommen kommen, so werden wir finden, daß mit dem Erscheinen dieser Wolken sich dunkle abgegränzte Stellen auf der Landschaft bilden, welche jedoch, sowie die Wolken sich weiter fortbewegen, langsamer oder schneller von einer Stelle zur andern fortrücken. Näher und näher kommt nun ein solcher Schatten zu uns heran, und wenige Augenblicke, so verdirgt sich die Sonne hinter der Wolke und wir selbst stehen im Dunkeln; dieß dauert so lange, bis die Wolke vorübergezogen ist, und nun tritt die Sonne scheinbar am heiteren Ende der Wolke, die zwischen sie und uns getreten war, wieder hervor.

Auf ähnliche Weise geht es mit den Verfinsterungen der Sonne, welche dadurch verursacht werden, daß zwischen sie und die Erde als verdunkelnder Körper, der Mond in der Art tritt, daß sein Schatten auf einen Theil des Erdballs fällt.

Die Sonnenfinsternisse können daher nur zu der Zeit entstehen, wo der Mond zu gleicher Zeit mit der Sonne am Himmel sichtbar ist, und dieß ist die Zeit des Neulichtes oder Neumondes; von der Art aber, wie der Mond an der Sonne vorbeigeht, hängt die Gestalt ab, unter welcher die Finsterniß erscheint. Geht nämlich der Mond für uns mitten durch die Sonne, so wird

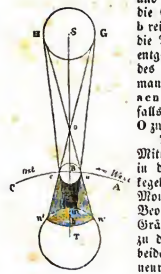
*) Dieser Aufsatz bildet die Fortsetzung der S. 188 begonnenen Götterlehre; wir hoffen, daß die Darstellungsweise unsern Lesern gefällt, und werden nach und nach — in einzelnen geschlossenen Darstellungen von demselben Verfasser — die Mythologie vollständig liefern.

er, wenn er der Erde so nahe ist, daß sein scheinbarer Durchmesser größer ist als der der Sonne, die ganze Sonne bedecken und die Finsterniß wird total sein. Wird er dagegen von der Erde so weit entfernt sein, daß er kleiner erscheint als die Sonne, so wird unter den gleichen Bedingungen die Finsterniß ringförmig sein. Geht aber, wie es meistens und auch in dem Falle vom achten Juli geschieht, der Mond nicht mitten durch die Sonne, so wird er dem Beschauer nur einen mehr oder minder großen Seitentheil derselben bedecken, oder die Finsterniß wird theilweise, partial, sein. Je näher der Mittelpunkt des Mondes während seines scheinbaren Durchganges durch die Sonne dem Mittelpunkt derselben kommt, desto mehr nähert sich begreiflicher Weise die partiale Finsterniß der totalen, wie dieß auch am achten Juli der Fall ist, wo der Mond nur einen kleinen sichelförmigen Streifen von der Sonne übrig läßt.

Man lasse hiebei nie außer Augen, daß, wenn von Mondscheibe und Sonnenscheibe die Rede ist, dieß nur von dem scheinbaren Verhalten dieser kugelförmigen Himmelskörper gilt, sowie, daß die Größe, unter welcher uns diese Kugeln erscheinen, nur eine Folge von ihrer Entfernung von uns ist. Bleibt sich diese Entfernung gleich, oder ist, wie dieß bei der Sonne der Fall ist, diese Entfernung so ungeheuer, daß eine kleine Veränderung darin, wie der Lauf der Erde auf ihrer Bahn eine solche mit sich bringt, für den gewöhnlichen Beobachter nicht von Belang ist, so verändert sich die Größe, unter der uns ein solcher Himmelskörper erscheint, nicht, und so verhält es sich bei der Sonne. Steht uns dagegen ein kleinerer Körper wie der Mond nahe, so werden auch kleine Veränderungen in seiner Entfernung, die Folge seines Laufes sind, auf seine scheinbare Größe einen sichtbaren Einfluß haben. Wird ferner ein kleiner dunkler Körper von einem größeren hellen beleuchtet, so bildet sich, außer dem gewöhnlichen Kernschatten, um diesen herum ein Halbschatten, welcher von dem Einflusse des auf beiden Seiten einwirkenden Lichtes herkommt, und trifft unser Auge nicht der Kernschatten des kleinern dunkeln Körpers, sondern nur der Halbschatten, so kann derselbe uns den größeren leuchtenden auch nicht völlig verdunkeln. Fliegt z. B. zwischen einem brennenden Licht und unserem Auge eine Mücke vorüber, so sehen wir durch sie nur einen kleinen Theil des Lichtes verdunkelt, halten wir uns aber die Mücke dicht vor's Auge, so sehen wir gar nichts von dem Licht; im ersten Fall traf uns nur der Halbschatten, im zweiten der Kernschatten der Mücke. Nach diesen Betrachtungen wird das Folgende verständlich sein, wobei wir Littrow's ausgezeichnete Darstellung*) zu Grunde legen.

S sei der Mittelpunkt der Sonne, T der der Erde, und B der des Mondes zur Zeit des Neulichtes. Zieht man nun die Linien Gm und Hn, welche als Tangenten (Berührungslinien) auf denselben Seiten beider Kugeln herablaufen, so erhält man dadurch den kegelförmigen Kernschatten amc, den der Mond auf die Erde wirft,

*) Littrow's Wunder des Himmels, 2te Aufl. S. 216.



und dessen Spitze, wenn sie in die Erde eindringen könnte, bis b reichen würde. Zieht man aber die Tangenten Gn' und Hn auf entgegengesetzten Seiten des Mondes und der Sonne, so erhält man dadurch den Halbschatten nenn' des Mondes, der ebenfalls ein Kegel ist, dessen Spitze in O zwischen Mond und Sonne liegt.

Der Beobachter m, in der Mitte des vollen Schattens, oder in der Axe BbT des Schattenkegels, sieht die Sonne von dem Monde gänzlich bedeckt. Der Beobachter n, in der westlichen Gränze des Halbschattens, sieht, zu derselben Zeit, die Berührung beider Gestirne am östlichen Sonnenrande, der in n' sieht die Berührung derselben in dem westlichen Sonnenrande; die Zuschauer zwischen m und n sehen den östlichen Theil der Sonne, bei H, und zwar desto mehr bedeckt, je näher sie selbst bei m stehen, und die zwischen m und n' endlich sehen die westliche Seite der Sonne, bei G, desto mehr verfinstert, je näher sie selbst bei m stehen. Die außer dem Bogen nmn' liegenden Beobachter aber sehen in diesem Augenblicke von der Finsterniß gar nichts. Man sieht also, daß die Sonnenfinsternisse keineswegs für alle Orte der Erde in demselben Augenblicke gleich groß erscheinen können. Die Ursache hiervon liegt darin, daß zwei an verschiedenen Orten der Erde vorhandene Zuschauer den Mond scheinbar an anderen Himmelsgegenden sehen. Daher kann für einen Beobachter in Madrid z. B. die Mondscheibe bei einer Sonnenfinsterniß die Sonnenscheibe vollkommen verdecken, während ein Beobachter in London zu derselben Zeit noch ein kleines Zirkelsegment von der Sonne sieht.

Der Kernschatten amc, so wie der ihn umgebende weit größere Halbschatten acnn', breiten sich über die Erde in einem kreisförmigen Raume aus. Diese Schattenkreise ziehen, da sich die Erde um ihre Achse, zugleich aber auch der Mond um die Erde sich bewegt, über den Erdball hin, und beschreiben auf dessen Oberfläche eine krumme Linie, deren Richtung wir später betrachten wollen. Diejenigen Bewohner der Erde, die auf diesem Schattenwege des Monds liegen, sehen allein die Finsterniß: allen anderen ist sie unsichtbar. Diejenigen, welche an den beiden äußersten, südlichen und nördlichen, Gränzen des Schattenwegs liegen oder die auf dem Wege der beiden Punkte n und n' liegen, sehen blos eine Berührung der Ränder der Sonne und des Monds; die in der Mitte zwischen mn oder mn' sind, sehen alle die Sonne halb bedeckt, und diejenigen endlich, die auf dem Wege liegen, welchen der kreisförmige Raum des Kernschattens m beschreibt, sehen eine totale oder völlige Verfinsterung der Sonne.

Wenn der Mond B zur Zeit seines Neulichtes so weit von der Erde entfernt ist, daß die Spitze b des Kernschattens nur eben die Erde berührt, so geht jener Kreis in einen einzigen Punkt über, und diejenigen Bewohner der Erde, die auf dem Wege dieses Punkts b liegen, sehen zwar noch eine totale Finsterniß, aber ohne Dauer, d. h. die völlige Verdunklung der Sonne dauert nur einen Augenblick. Ist aber der Mond noch weiter von der Erde entfernt, so trifft die Spitze b des Kernschattens die Erde gar nicht mehr, und dann ist die Finsterniß nirgends auf der Erde total, aber dafür werden diejenigen Zuschauer, die auf dem Wege der verlängerten Schattenaxe Bm liegen, eine ringförmige Sonnenfinsterniß sehen, wo die Sonne von dem Monde, der hier kleiner erscheint, als jene, zwar central bedeckt wird, aber doch rings um den Mond noch ein Theil der Sonne in der Gestalt eines lichten Ringes frei bleibt.

Da sich der Mond in seiner Bahn von Westen nach Osten (von A nach C) bewegt, und die Erde sich ebenfalls in dieser Richtung um ihre Achse dreht, so wird die Sonnenfinsterniß immer an dem bei n gelegenen Erdrande anfangen, und da der Halbschatten zuerst die Erde berührt, dort zuerst nur partiell sein, nach und nach rückt nun dieser Halbschatten vor, und wenn er den Punkt m erreicht hat, so wird der Kernschatten in n sein, wofern seine Spitze wie in der gegebenen Figur noch so weit herabrückt; ist der Kernschatten in m angekommen, so ist für die Bewohner in n die Finsterniß fast vorbei, und beginnt für die in n', und wenn sie endlich für diese total geworden ist, hört sie bei m auf, um endlich auch mit dem letzten Hauche von Halbschatten n zu verlassen.

Alle Beobachter aber, welche man sich zu weit gegen T herabgerückt denkt, als daß sie der Kernschatten treffen könnte, sehen die Finsterniß nur partial.

Die Art, wie Sonnen- und Mondesfinsternisse ihrem Eintreten nach bestimmt, gehört zu sehr der höhern Mathematik an, als daß wir hier davon sprechen sollten; es genüge zu sagen, daß man den Lauf der Gestirne seit den ältesten Zeiten so genau kennt, daß es möglich ist, diese Erscheinungen auf die Stunde vorherzubestimmen.

Sonnenfinsternisse sind, wie die jährlichen Kalender ausweisen, ziemlich häufige Erscheinungen, jedoch an bestimmten Orten selten sichtbar, indem der Mondschatten meistens kleine Kreise auf der Erde beschreibt, und alle Menschen von der Beobachtung der Finsterniß ohnehin ausgeschlossen sind, die sich zur Zeit derselben auf der von der Sonne abgekehrten Seite der Erde befinden. Größere Kreise beschreibt der Mondschatten nur dann, wenn uns der Mond sehr nahe ist, und, wie in nebenstehender Abbildung, die Spitze seines Kernschattens sehr tief herabreicht. Berührt aber diese Spitze nur die Erdoberfläche, so ist der Kreis, den der Halbschatten beschreibt, natürlich viel kleiner, und der Ort, auf dem sich die Sonne verfinstert zeigt, weit beschränkter.

Die nächsten in Europa sichtbaren Sonnenfinsternisse sind:

1842 — 8. Juli.
1847 — 9. October.
1851 — 28. Juli.

Die älteste Nachricht von Finsternissen, die auf uns gekommen, ist die vom Jahre 2550 vor Ch. G., welche, wie die heiligen Bücher der Chinesen erzählen, die Astronomen Ho und Hi falsch berechneten, und dafür mit dem Tode bestraft wurden. Dagegen hat aber eine richtig berechnete Sonnenfinsterniß dem großen Entdecker von Amerika, Christoph Columbus, das Leben gerettet. Die älteste eigentliche Beobachtung von Finsternissen aber hat uns Ptolemäus in seinem Almagest erhalten. Sie bestehen in zwei Mondesfinsternissen, welche die Chaldäer zu Babylon i. J. 719 und 720 vor Ch. G. beobachtet haben.

Ganz ähnlich ist das Verhalten bei einer Mondesfinsterniß, nur ist es da der Erdschatten, welcher auf der uns zugewandten Oberfläche des Mondes dahinzieht, und uns diesen verdunkelt. Sei bei der vorliegenden Figur S die Sonne, und B die Erde, und denkt man sich, statt des großen Kreises T, bei m einen kleineren Kreis, der den Mond vorstellen soll, so hat man einen Begriff von den bei einer Mondesfinsterniß vorkommenden Verhältnissen. Da jedoch sich der Mond binnen 28 Tagen nur einmal um seine Achse dreht, so sind totale Mondesfinsternisse allen Bewohnern der uns zugewandten Halbkugel des Mondes sichtbar, und auch die partiellen beschreiben keinen so flüchtig über seine Oberfläche dahinziehenden Kreis, wie der Erdschatten auf der schneller sich bewegenden Erdfläche.

Bei den Mondesfinsternissen zeigt sich der Rand des Erdschattens auf dem Monde sehr schlecht begränzt, was eine Folge des dort dichten Theils des Halbschattens ist. Zur Zeit der gänzlichen Verfinsterung des Mondes steht man ihn, besonders durch Fernröhre, immer noch in einem schwachen, meist röthlichen oder kupferfarbigen Lichte schimmern. Bei Sonnenfinsternissen aber bemerkt man, so lange auch nur ein kleiner Theil der Sonne bedeckt ist, keine auffallende Verdunklung auf der Erde. In dem Augenblicke aber, wo der letzte lichte Punkt der Sonne verschwindet, tritt plötzlich eine ganz eigene Dunkelheit auf der Oberfläche der Erde ein, die gleichsam ein Mittel zwischen einer schwachen Dämmerung und einer völligen Nacht hält, bei der die größeren Gestirne am Himmel sichtbar werden, die Thiere ihre nächtlichen Lager suchen, und die Temperatur der Atmosphäre schnell um mehrere Grade sinkt.

Nicht nur aber auf die Thiere hat diese Erscheinung die Wirkung, daß sie angstvoll ihr nächtliches Lager suchen; auch auf das so erregbare Gemüth des Naturmenschen üben Sonnenfinsternisse einen sehr mächtigen Eindruck aus. Dem Naturmenschen ist die Sonne, die ihm Licht und Leben bringt, das Höchste und Anbetungswürdigste; wir finden in der Mythologie der alten Perser die Sonne göttlich verehrt, wir sehen dasselbe bei den Griechen und Römern, und in dem Innern von Centralamerika deuten Abbildungen der Sonne auf geheiligten Felsen an, daß dieses allmächtige Gestirn von den früher

gebildeten Stämmen der Mexikaner und Einwohner Peru's göttlich verehrt wurde.

Bei einer Sonnenfinsterniß befällt daher alle im rohen Naturzustande lebende Völker die tiefste Angst: bald glauben sie, ein wildes Thier wolle die Sonne verschlingen, bald meinen sie, ein Zauberer habe sich ihres Lichtes bemächtigt; und deßhalb ziehen sie alsdann aus mit Geschrei und Waffengen, und machen mit ihren Kriegsinstrumenten Lärm, um das Thier oder den Zauberer, so ihnen den höchsten Segen des Himmels rauben will, zu vertreiben.

Duttenhofer.

Merkwürdige Würmer.

(Taf. 31.)

Das am geringsten geschätzte Volk im großen Reiche der Thiere sind die Würmer. Der Ekel, den ihre Gestalt und ihr Aufenthalt bei den meisten Menschen hervorruft, hat sie auf die unterste Stufe gestellt. Im System stehen sie ungleich höher, denn sie nehmen daselbst nicht den untersten Rang, sondern eine eigene und zwar die vierte Klasse ein, welche in drei Ordnungen zerfällt, von denen wir hier nur einige Thiere der ersten, die Weißwürmer, betrachten wollen. Es sind Thiere mit einem, fast immer in die Länge gezogenen, wenigstens blasenförmigen Körper, welcher aus Ringeln zusammengesetzt ist, vermittelst welcher sie ihn verkürzen und verlängern können, auf welche Weise sie ihre Bewegung ausführen. Ihr Blut ist ein weißer Saft; ihr Darm meist einfach und häufig ohne hintere Oeffnung. Der Mund besteht in einer oder mehreren Mündungen zum Saugen. Sie athmen durch Kiemenlöcher an den Seiten des Leibs. Ihr Leib ist bald nur eine Blase mit eingeschnürtem Halse, bald ist er schnurförmig verlängert oder flach und breit.

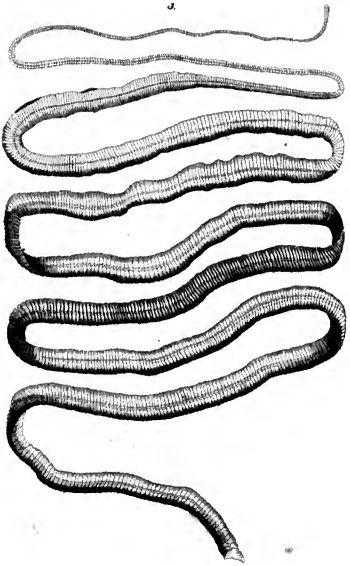
Mit wenigen Ausnahmen leben diese Würmer im Leibe der Thiere, und zwar am seltensten in niederen Thieren, sehr häufig aber bei den Fischen, Amphibien, Vögeln und Säugthieren, unter denen es sehr viele Gattungen gibt, welchen eine Wurmgattung eigenthümlich ist. In allen Theilen der Eingeweide, in den Muskeln und im Hirn kommen Würmer vor, und in denselben Theilen finden sie sich auch beim Menschen; der verachtete Wurm kommt daher häufiger mit ihm in Berührung, als er weiß und glauben mag.

Merkwürdig, unendlich merkwürdig ist die Natur der Eingeweidewürmer, welche im menschlichen Leben selbst eine viel bedeutendere Rolle spielen, als sich mancher vorstellt.

Früher hielt man dafür, daß diejenigen Gattungen, welche in der Erde und im Wasser, außerhalb thierischer Körper angetroffen werden, dieselben seien, welche innerhalb derselben sich vorfinden, und daß sie ihre Veränderung nur durch den verschiedenen Aufenthalt erhalten haben; nun weiß man aber aufs Bestimmteste, daß es mehrere hundert verschiedene Gattungen gibt, deren jede ihre eigene bleibende Gestalt hat und einem oder mehreren thierischen Körpern zugleich gemein ist; daß sie aber nicht von außen in diese Körper kommen, sondern sich in ihnen selbst entwickeln, und zwar aus Eiern. Aber, wird man fragen, auf welche Weise konnte diese Entwickelung vor sich gehen, ehe noch die ersten Würmer im Körper anwesend waren, welche ihre Eier darin absetzen konnten, und auf welchem Wege gelangten sie dahin? Wenn wir die verschiedenen Annahmen und Muthmaßungen der Naturforscher vergleichen, so erhalten wir folgendes, für unsern Zweck Passendes zur Beantwortung dieser Frage:

Die Würmer sind dem thierischen und menschlichen Körper angeboren, d. h. die Keime oder überhaupt die Möglichkeit ihrer ersten Entstehung liegt im Körper selbst. Die Eier können nicht von außen etwa durch die Speisen in den Körper kommen, da sich nirgends außerhalb der thierischen Körper die Würmer finden, welche in denselben vorkommen, und es eine gegen alle Regel und Gewißheit streitende, auch völlig grundlose Sache ist, daß sich gewisse Thiergattungen in andere verwandeln könnten, welche von den ersten wesentlich, nämlich in Form der innern und äußern Theile verschieden sind. Die Kraft des Feuers, welcher fast alle unsere Speisen ausgesetzt werden, würde auch die Entwickelungsfähigkeit der Keime vernichten. Ein trifftiger Beweis, daß nur der Körper ihr Aufenthalt sei, ist auch der Umstand, daß sie sterben, sobald sie denselben verlassen haben. Man hat daher z'emlich allgemein angenommen, daß die äußerst feinen Eierkörnchen der Eingeweidewürmer im Stande seien, die Poren der Blutgefäße zu durchdringen, und daß sie auf diese Weise sowohl durch das Blut, als andere Ernährungswege in den Körper des jungen Thieres oder Kindes übergingen; daß aber nicht nur Nahrung, Klima und Lebensweise, sondern selbst Wohnung und Kleidung der Wurmentwickelung besonders günstig sein können, indem besondere Kälte dieselbe hemme, während sie durch Wärme und Feuchtigkeit gefördert werde. Es wird ferner noch angeführt, daß bei dem weiblichen Geschlechte Würmer häufiger sind, und daß selbst durch das Vorsaugen und Vorkosten der für Kinder bestimmten Speisen Würmer fortgepflanzt werden können.

Nun bestreiten wir zwar nicht die Möglichkeit, daß die feinen Eierchen der Würmer durch Blutgefäße und Ernährungswege nach verschiedenen Leibestheilen geführt werden, und von da in einen andern Körper gelangen können, glauben aber nicht, daß dieses der gewöhnliche Weg ihrer Verbreitung sei, sondern stimmen vielmehr der Ansicht Oken's bei, welcher sagt, es sei schwer zu begreifen, wie sie in die entferntesten Theile des Leibes gelangen, wenn man nicht annehme, daß sie von selbst entstehen aus der sich zersetzenden thierischen Materie. Sie legen zwar Eier; allein es folge daraus nicht, daß sie durch Verschleppung derselben in andere Thiere sich daselbst entwickeln; und wenn man das auch noch begreiflich finden könnte, so kann man doch nicht einsehen, wie die Eisgälchen, die nur lebendige Jungen hervorbringen, aus einem Hause in das andere gelangen könn-



Lith. Anst. v. C. Schaab in Augsburg.

ten. „Gewiß ist es,“ sagt er weiter, „daß sie einmal in den höheren Thieren von selbst entstanden sein mußten, und es ist nicht einzusehen, warum das nicht fortwährend geschehen könnte, da die Verhältnisse dieselben bleiben, namentlich die Säfte und die thierische Wärme. Wenn man in Folge dieser Annahme auch nicht behaupten kann, daß eine solche ursprüngliche Entstehung auch unter den höheren Thieren stattfinden müßte, so gibt sie doch einer andern, von allen Naturforschern — wenigstens öffentlich — verworfenen — Sache einen Schein von Wahrscheinlichkeit, nämlich der Entstehung von Insekten durch Zersetzung thierischer Säfte. Es kommen jedoch nicht wenig Fälle vor, daß sich in abgeschlossenen Räumen Insekten zeigen, wohin sie erweislich nicht von außen kommen konnten, und ich glaube trotz aller entgegengesetzten Behauptungen an eine ursprüngliche Entstehung dieser Thiere und werde solches später beweisen. Die Wahrheiten der Natur bleiben unverändert stehen, und lassen sich nicht den Lehrsätzen der Menschen anpassen, wie sehr man sich auch damit abmühen mag; die Beobachtung zeigt zahllose Erscheinungen, welche Schule und Bücher ewig verborgen lassen.

Die Eier der Eingeweidewürmer sind überaus zahlreich, und ihre Zahl geht in die Tausende, was nothwendig erscheint, wenn wir bedenken, wie viele aus dem Körper durch Zufälle entfernt werden, ohne zur Entwickelung zu kommen. Im Darm sind die Würmer nicht beschwerlich, so lange sie sich nicht zu sehr vermehren; ist dieses aber der Fall oder stecken sie in andern Theilen des Körpers, so machen sie oft alle Kunst des Arztes zu Schanden, weil die Erscheinungen der Wurmkrankheiten häufig mit den Aeußerungen anderer Krankheitszufälle übereinstimmen. Bekanntlich sind bittere Substanzen diesen Thieren zuwider, und so schwer das Dasein von Würmern im Fleische und an der Nervenmasse des Hirns zu erkennen und zu beseitigen ist, so gibt es gegen die Darmwürmer doch ziemlich allgemeine Mittel. Mineralwasser und kaltes Wasser überhaupt sind ihnen zuwider, ebenso der bekannte Wurmsamen; von andern Arzneimitteln werden besonders Jalapenwurzel, Aloë und versüßtes Quecksilber gerühmt. Eine einfache, nüchterne Lebensweise, welche den Körper und die Säfte stets frisch erhält und die Verdauung nicht schwächt, mag als ein vorbeugendes Mittel gegen Wurmkrankheiten betrachtet werden.

Wenden wir uns nun zur Erklärung der auf unserer Tafel dargestellten Figuren und zur Beschreibung einiger andern merkwürdigen Würmer.

Figur 1 und 2 ist der Hirnblasenwurm des Menschen, Coenurus albopunctatus, welcher zum Glück nicht häufig ist, in den Abergeflechten des Gehirns seinen Sitz hat und daselbst die gefährlichsten Zufälle hervorbringt. Er ist an Größe sehr verschieden, von 2 Linien bis zu derjenigen Größe, wie ihn die Abbildung zeigt. Der Wurm steckt in einer etwas zusammengefallenen Wasserblase, welche an seinem Schwanze hängt und in die er sich ganz zurückziehen kann, obgleich er viel länger als die Blase selbst ist. Die Leibesringe werden gegen den Kopf immer kürzer; vorn am Kopfe steht ein Saugbläschen, welches sammt den sechs es umgebenden Häkchen eingestülpt werden kann. Er gehört in's dritte Geschlecht und in die erste Sippe der ersten Zunft.

Dieser gefährliche Wurm wurde zuerst im Gehirn einer wasserſüchtig gewordenen Frau entdeckt. Letztere war in den letzten Monaten ihres Lebens von einer unbesiegbaren Schlafsucht befallen, klagte über Schwere des Kopfes und mußte häufig unwillkürlich Thränen vergießen. Gehör, Sprache und Gedächtniß wurden allmälig schwächer, und die Kranke ward selbst der Bewegung unfähig, bis ein plötzlicher Tod diese Zufälle endete. Ueber ein Dutzend der beschriebenen Würmer wurden bei ihr angetroffen.

Aus dem an Gattungen reichen Geschlechte der Bandwürmer haben wir Fig. 3, den breiten Bandwurm, Taenia lata, abgebildet, welcher in die dritte Sippe derselben Zunft, nämlich zu den Grubenwürmern gehört. Der Leib dieses Wurms ist nicht in Stücke abgegliedert wie beim gemeinen Bandwurm, sondern ziemlich gleichbreit mit stumpf ausgezacktem Rande, nur nach vorn ungefähr auf $^{1}/_{4}$ seiner Länge stark verschmälert. Letztere wechselt von 20—160 Fuß, seine Breite von einem halben bis zu einem ganzen Zoll. Die Farbe ist weiß, seine Oberfläche runzelig und gefurcht. Am Kopfe stehen vier Saugrüssel, Fig. 4, welche von Farbe gelbroth sind und sich bald zurückziehen, bald ausstrecken, und daher entweder eine kegel- oder trichterförmige Gestalt annehmen. Durch die ganze Länge des Leibes läuft eine anfangs einfache, vom breiten Theile an aber sich verdoppelnde Linie.

In Deutschland kommt diese Wurmgattung, welche in den Eingeweiden des Menschen lebt, fast gar nicht vor, am häufigsten in Rußland, Frankreich und der Schweiz. Er bricht, wie die andern Bandwürmer, leicht ab, läßt sich aber leichter als jene abtreiben, wozu man ätherische Oele, besonders Ricinusöl, anwendet.

Figur 5 und 6 ist der Afterwurm, Ascaris vermicularis, weiß oder gelblich, mit sichtbaren Eingeweiden. Fig. 5 ist der männliche, Fig. 6 der weibliche Wurm. Er ist höchstens 5 Linien lang; am Kopfe befinden sich 3 kleine Saugwärzchen und an den Seiten desselben zwei Blasen. Das Schwanzende ist pfeilmenförmig zugespitzt. Der Körper ist glatt und läßt keine Ringe bemerken.

Es findet sich dieser Wurm unten im Darmkanal des Menschen, von wo er oft in die Harnblase gelangt. Sie geben sich durch heftiges Jucken an der Mündung des Darmes und selbst in der Nase zu erkennen, sind aber durch Knoblauch oder Merkur leicht zu entfernen.

Professor Possart sagt: „Im Waldai-See (im Gouvernement Nowgorod), unten an der Wolga, und in den Seen am Irtisch, findet man eine Art Würmer, Haar- oder Fadenwürmer (Gordius aquaticus) genannt, die mitunter eine Elle lang, weiß, wie ein starker Zwirnfaden dick und mit kleinen Borsten besetzt sind. Diese Würmer sind den Fischen oft gefährlich, bohren sich in deren Kiefern ein und verursachen dann den Tod. Im

Süden sind sie auch den Menschen selbst gefährlich, indem sie, ehe man sich's versieht, ein Wundfieber hervorbringen. Sobald sie irgend einen Theil des menschlichen Körpers verletzen, entsteht eine kleine rothe Beule, aus welcher der Kopf des Wurms durchbricht. Diesen faßt man mit einer Zwirnschleife, sobald der Wurm etwas aus der Haut hervorsteht, und reißt ihn heraus. Diese Operation, die nicht selten 10—20mal wiederholt wird, muß sehr behutsam behandelt werden; denn reißt der Wurm ab, so lebt er in seinen Theilen noch fort, sucht sich einen andern Ausweg und verursacht üble Zufälle. Am häufigsten ist diese Krankheit in der Bucharei, daher sie auch die bucharische genannt wird. Kein Alter, kein Geschlecht, Greise und Jünglinge, sind nicht dagegen geschert. In den Körper kommt der Wurm wahrscheinlich beim Baden und durch Trinken von Wasser, in welchem sich die junge Brut befindet."

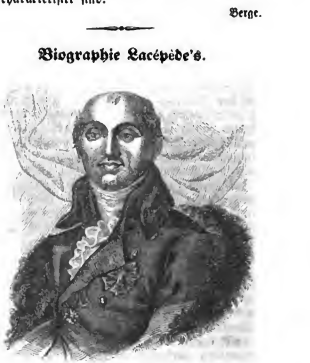
Es gibt jedoch noch einen andern ähnlichen, aber viel größeren Wurm, dessen Aufenthalt und Vaterland noch nicht hinlänglich bekannt ist, letzteres aber häufig unrichtig angegeben wurde, weil man ihn mit dem vorigen verwechselt hat. Er heißt Hautwurm, Nervenwurm, Drachenwurm (Filaria medinensis), lebt nur unter der Haut des Menschen, findet sich mit Bestimmtheit in Ostindien, Persien, Arabien, Aegypten, Aethiopien, besonders in Guinea, wo er sich höchstwahrscheinlich an trockenen Orten aufhält, und, in noch ganz kleinem Zustande, in die nackte Haut einbohrt. Vorzüglich findet man ihn in den Theilen der Füße von den Knieen an, von wo er sich oft, da er nicht selten mehrere Fuß lang ist, bis in die Lendengegend hinaufschiebt. Er kann sich Monate, ja Jahre lang unter der Haut befinden, ohne durch ein besonderes Gefühl sich bemerkbar zu machen. Nur wenn er todt ist, oder der Theil, in welchem er sich befindet, durch plötzlichen Druck oder Schlag erschüttert wird, verursacht er Schmerzen. Ist die Anwesenheit eines solchen Geschöpfes bekannt, so kann man ihn oftmals unter der Haut durchscheinen sehen. Hat er sich eine bestimmte Zeit im Körper aufgehalten, so sucht er selbst sich mit dem Kopfe einen Ausgang zu verschaffen, wodurch eine Entzündung und in deren Mitte eine bläschenartige Erhöhung entsteht, welche sich endlich öffnet und eine weißliche Flüssigkeit herausläßt. Um den Wurm zu entfernen, wartet man entweder diesen Zeitpunkt ab, oder sucht durch erweichende Pflaster die Haut zu öffnen, oder auch macht man einen Einschnitt, sucht dann das Ende des Wurms zu ergreifen und ihn behutsam auf ein kleines Stäbchen zu wickeln, wobei man aber sehr vorsichtig und nur allmälig zu Werke gehen darf, damit er nicht abreißt, wodurch in der Regel eine gefährliche Entzündung entsteht, welche leicht einen Brand herbeiführt und den Menschen das Leben oder den Verlust eines Gliedes kostet. Man wickelt deßhalb alle Tage nur etwas auf, und es können daher 1—6 Wochen verstreichen, bis der Wurm, je nach seiner Länge, ganz heraus ist. Das Auswinden ist, besonders wenn der Wurm lang ist, auch darum schwierig, weil er sich dagegen sträubt. Man kann daher auf einmal nicht viel über einen Zoll aufwickeln; man läßt das Stäbchen hängen und befestigt es mit Heftpflaster, damit er sich nicht zurückziehen kann, was er beim Zerreißen sogleich auf eine ziemliche Entfernung und schnell thut, wodurch dann Schmerzen entstehen und man genöthigt ist, durch Einschnitte in die Haut ihn wieder zu erreichen. Das Aufwinden selbst verursacht keine Schmerzen, und die Einwohner jener Gegenden haben dabei eine besondere Geduld und Fertigkeit. Man findet ihn am häufigsten bei Knaben oder solchen Menschen, deren Körper schlechte Säfte enthält.

Dieser Wurm wird 2—6 Fuß lang, seine Dicke steigt von der Stärke eines gewöhnlichen Zwirnsfadens bis zu der einer starken Violinsaite. Sein Körper ist bräunlichgelb und vollkommen gleich und cylindrisch ohne merkliche Abgliederung; der Kopf ist nur durch die Abstumpfung des einen Endes bemerklich. Der ganze Wurm erscheint daher wie ein unter der Haut hinlaufender Nerv.

Diese beiden Würmer gehören in die erste Sippe der dritten Zunft, nämlich in die der Rundwürmer, welche durch einen walzigen Leib mit vollkommenem Darm charakterisirt sind.

Berge.

Biographie Lacépède's.



Bernard Germain Etienne de la Ville, Graf von Lacépède, wurde zu Agen den 26. Dez. 1756 geboren. Er war der Sprößling eines angesehenen altadeligen Hauses, und sein Vater war Generallieutenant. Der junge Lacépède aber war von früher Zeit an entschlossen, seine vornehme Geburt durch nichts anderes geltend machen zu wollen, als durch Höflichkeit in seinem Betragen und Geradsinn in seinem Charakter. Diese

Grundsätze hielt er so beharrlich fest, daß seine Höflichkeit beinahe zum Sprichwort wurde, und man allgemein wußte, daß er ebenso verbindlich als artig sei. Sein Vater überwachte seine Erziehung mit großer Sorgfalt, und man bemerkte, daß er von seinen Tugenden und Studien an sich kaum einen Begriff machen konnte, wie ein Schriftsteller mittelmäßigen Geistes oder ein Mensch schlechten Charakters sein konnte. Er hatte von der frühesten Jugend nämlich einen sehr ausgesprochenen Hang, Alles, was ihm begegnete, von der besten Seite anzusehen, und dieß hatte einen großen Einfluß auf sein Betragen in der Gesellschaft, so wie auf seine Schriften.

Buffons Naturgeschichte war eines jener Bücher, die frühzeitig ihm zu Händen kamen, und bald fand er daran sehr viel Geschmack. Auf allen seinen Spaziergängen begleitete ihn ein Band von Buffons Werken, und es war an den herrlichen Ufern der lieblichen Garonne in der Nähe jener lachenden Hügel, wo die Landschaft durch die majestätischen Gipfel der Pyrenäen so herrlich geschlossen wird, wo er Buffons beredsame Schriften studirte; seine Leidenschaft für die Schönheiten der Natur, zugleich aber auch seine Bewunderung für Buffon, den er sich zum Lehrmeister und Vorbild auserlas, wuchs mit der Zeit immermehr.

Neben diesen Studien bemächtigte sich seiner Seele die Liebe zur Musik; da sein Vater sowohl, als manche seiner näheren Bekannten musikalisch waren, wurde ihm Musik bald zu einer zweiten Sprache, und er setzte selbst manche Tonstücke, in denen Glück sein Vorbild war.

Schon als ein Knabe von dreizehn Jahren vereinigte er seine Schulgenossen zu einer wissenschaftlichen Gesellschaft; die Lehre der Electricität und des Magnetismus waren die Hauptgegenstände seiner damaligen Untersuchungen, und Lacépède kam in Folge einiger Versuche auf Schlüsse, die später von Buffon aufgenommen wurden.

Als ein Jüngling von 21 Jahren kam Lacépède nach Paris, wo er bald mit seinen beiden Vorbildern, Glück und Buffon, von denen er auf schmeichelhafte Weise aufgenommen wurde, in engere Verbindung trat. Bald bestimmte ihn seine Neigung, sich gänzlich der Musik zu widmen; dieser Entschluß wurde aber durch seine Familie höchlich mißbilligt, in deren Interesse es lag, ihn entweder zum Krieger, zum Diplomaten oder zum Rechtsgelehrten zu machen. Gerade um diese Zeit kam ein baierischer Prinz nach Paris und bot ihm in Deutschland eine Obristen Stelle an. Er machte hierauf zwar kurze Besuche in Deutschland, trat aber nur dem Namen nach seinen Dienst als Obrist an, so daß seine Verwandten, als sie ihn in Uniform und Epauletten wußten, ihn nicht hinderten, seiner früheren Neigung zu folgen.

Nun widmete sich Lacépède einige Jahre eifrig der Musik und schrieb eine Oper, die aber, kaum fertig, unterdrückt wurde. Im Jahre 1785 gab er ein Werk heraus, die Poesie der Musik betitelt, das besonders von dem König Friedrich II. von Preußen und von Sacchini bewundert wurde.

Kurz nachher schrieb Lacépède zwei physikalische Werke, die ihm jedoch keinen großen Namen verschaften, und welche er selbst als unvollkommen später zu unterdrücken suchte. Nun aber bot ihm Buffon an, sein Werk von der Naturgeschichte theilweise fortzusetzen, und verschaffte ihm, damit er dieß besser thun könne, eine Stelle an dem naturhistorischen Museum, und Lacépède nahm dieß nicht nur gerne an, sondern bearbeitete den ihm zugewiesenen Theil zur großen Zufriedenheit Buffons. Einige Monate vor dem Tode Buffons gab Lacépède den ersten Band seiner Naturgeschichte der Amphibien heraus, welchem im folgenden Jahre der zweite folgte, und dieses Werk war es, das ihm wegen seiner Tüchtigkeit sowohl, als seiner schönen Schreibart einen dauernden Ruhm sicherte. Um diese Zeit brach in Frankreich die Revolution aus, wodurch Macht und Größe der wechselnde Erfolg der Volksgunst war, so daß ein jeder Monat Männer von großem Ansehen fallen und andere unbekannte und werthlose steigen sah. Viele berühmte Namen Frankreichs wurden zu dieser Zeit veranlaßt, an der allgemeinen Bewegung theilzunehmen, und für Lacépède, der seines Charakters wegen in großer Gunst bei dem Volke stand, war es schwer, die Uebernahme einer gewissen Rolle abzulehnen. Er wurde nach und nach Präsident seiner Abtheilung, Offizier der Nationalgarde und außerordentlicher Deputirter von Agen bei der constituirenden Versammlung; hernach Mitglied des allgemeinen Rathes für den Kreis von Paris, Präsident der Wahlkörperschaft, Deputirter der ersten gesetzgebenden Versammlung und endlich Präsident dieser Versammlung. In allen diesen Verhältnissen strebte er immer mit der ihm eigenen Herzensgüte zu handeln, dieß war aber ein Gefühl, das lange Zeit in dieser Periode sich nicht zeigen durfte. Eines Morgens las daher Lacépède in der Zeitung seinen Namen auf der Liste der Verbrecher, welche gegen das Volk gesinnt sind. Noch immer dachte er, es werde nicht zum Aeußersten kommen, und er habe persönlich nichts zu fürchten, denn zu tief wurzelte in seiner Seele jene Herzensgüte, welche niemals fähig ist, Verdacht zu schöpfen, und alles zum Besten auslegt. Nun aber traten seine Freunde, die bei seinem Zögern für ihn fürchteten, in's Mittel, und entfernten ihn mit Gewalt aus der Hauptstadt. Nicht lange war er auf dem Lande, als er sich wieder zurücksehnte, indem er dachte, es sei nichts einfacher, als den Robespierre um Verzeihung zu bitten. Glücklicherweise hatte das Ungeheuer an diesem Tage eine Anwandlung von Menschlichkeit. „Er ist auf dem Lande?“ fragte er, „sagt ihm, er mag dort bleiben.“ Sicher wäre ein Aufenthalt von einer Stunde länger in Paris von Verderben gewesen, denn man hatte sein Haus durchsucht.

Nachdem die Convention ihre Grausamkeiten aufgegeben hatte, beschloß sie, für die allgemeine Erziehung zu sorgen, und es wurden unterrichtete Männer auserwählt, um in dieser Beziehung in die Departements geschickt zu werden, unter diesen war auch Lacépède.

Als man aber nun den Pflanzengarten (Jardin des Plantes) in Paris neu zu ordnen gedachte, wurde kaum

sein Name genannt, als er dringend eingeladen ward, einem Rufe dorthin zu folgen. Die Section der Fische und Amphibien wurde ihm übergeben, und bald sah er sich umringt von einer zahlreichen Schaar junger Zuhörer. Die Höflichkeit des Professors, die Schönheit seines Vortrages, die Mannichfaltigkeit der Ideen und Kenntnisse, welche er entwickelte — alles dieß that nach einer so langen Zwischenzeit der Barbarei die Wirkung, daß Lacépède allgemein als ein würdiger Nachfolger Buffons angesehen wurde. Deshalb bekam er den ehrenvollen Auftrag, in Verbindung anderer ausgezeichneter Männer die Akademie der Wissenschaften neu zu gründen, bei welcher er nun als erster Sekretär angestellt wurde.

In allen Verhältnissen seines Lebens begleitete Lacépède unabänderlich die Wissenschaft, sie blieb ihm auch in den Zeiten seines Mißgeschickes treu, und ward ihm in seiner Zurückgezogenheit ein Trost. Dort nahm er wieder die Beschäftigung seiner Jugend auf, brachte seine Zeit mitten in Wäldern oder an den Ufern der Flüsse zu, und arbeitete an dem Plan eines der wichtigsten Werke, der Naturgeschichte der Fische, dessen Ausarbeitung er 1798 begann und im Jahre 1803 so vollkommen vollführte, daß Cuvier es im Jahre 1826 für das ausgezeichnetste Werk über die Fische erklärte. Im Jahre 1804 ließ Lacépède auf die Naturgeschichte der Fische eines seiner vollkommensten Werke, die Naturgeschichte der Wallfische folgen. Nach dieser Zeit legte sich Lacépède auf ganz andere, mehr philosophische Studien. Er machte die Physiologie zum Gegenstande seiner Untersuchung, und schrieb über das menschliche Geschlecht einen Artikel in den Dictionnaire des Sciences naturelles, hierauf ließ er nun ein Paar Romane folgen, welche er als Studien über die Moral des Menschen betrachtete. Hieraus ist ersichtlich, daß die gradweise Entwicklung des gesellschaftlichen Lebens ihn besonders anfprach, und seine naturhistorischen Forschungen in mehr geschichtliche umänderte. Sein Geist verweilte vornehmlich bei den politischen und religiösen Einrichtungen, welche sich seit dem Untergange des weström'schen Reiches zeigten, und er hinterließ eine Geschichte davon, die in einigen Bänden veröffentlicht wurde.

Kurz nachdem die politischen Angelegenheiten seines Vaterlandes sich geordnet hatten, erhielt er wieder alle die hohen Aemter, die er früher bekleidet hatte. 1799 wurde er Senator, 1801 Präsident des Senats, 1803 Kanzler der Ehrenlegion und 1804 Staatsminister. In der allgemeinen Verwaltung der Ehrenlegion zeigte sich Lacépède zur Zufriedenheit Aller als ein fähiger und gewandter Mann. Er sorgte dafür, daß Schulen errichtet wurden, um die Waisen der Mitglieder der Legion zu erziehen, und sorgte dadurch für mehr als 1400 arme Kinder.

Lacépède besorgte alle die verschiedenartigen Geschäfte, welche ihm übertragen wurden, mit einer Leichtigkeit und Schnelligkeit, über die alle erstaunten, so ihn kannten. Eine bis zwei Stunden waren für ihn hinreichend, alles, was in seinem Kreise vorkam, mit der genauesten Einsicht aller Verhältnisse anzuordnen, so daß selbst Napoleon über diese Fähigkeit erstaunte. Eines Tages fragte ihn der Kaiser, was er für ein Geheimniß habe, daß er alles so schnell ausführe? Hierauf antwortete Lacépède: ich bediene mich nur der Methode der Naturforscher.

Ein weiterer Charakterzug, der ihn seinem Kaiser sehr empfahl, war die Uneigennützigkeit Lacépède's; zuerst wollte er als öffentlich angestellter Staatsdiener durchaus keine Besoldung annehmen, aber da mit seiner Unneigennützigkeit seine Güte Hand in Hand ging, schmolz sein Vermögen bald zusammen, und er machte sogar Schulden, zu deren Tilgung er wenig Aussicht hatte. Deshalb drang Napoleon darauf, er solle eine regelmäßige Besoldung annehmen, und sorgte dafür, daß seine Schulden bezahlt wurden; er machte aber davon keinen weitern Gebrauch, als daß er bei Vermehrung seines Einkommens seine Geschenke vergrößerte. Er betrachtete sich immer gegen das, was er empfing, als Schuldner des Publikums, und da er alle Tage Gelegenheit hatte, Mitglieder der Ehrenlegion und deren Wittwen von allen Hilfsmitteln entblößt zu sehen, so hatte er stets die Gegenstände seiner Freigebigkeit vor Augen. Diese Freigebigkeit ging so weit, daß er den Hilfsbedürftigen oft Summen vorstreckte und sie dabei glauben machte, diese Summen fließen anstatt aus seiner eigenen aus öffentlicher Kasse. Bei allen seinen Unterstützungen aber verschmähte er es, sich je einen Schuldschein ausstellen zu lassen, ja er bestimmte auch nie einen Termin der Zurückzahlung.

Lacépède hatte für seine Person sehr wenig Bedürfnisse, und machte für sich nur die seiner Stellung nach nöthigsten Ausgaben. Nachdem er sich Morgens angekleidet hatte, änderte er nichts mehr an seinem Anzuge, und in der Diät war er eben so einfach, als in der Kleidung. Von seinem 17ten Jahre an trank er nie Wein, und bedurfte nur einer kleinen Mahlzeit. Das Auffallendste dabei war, daß er sehr wenig schlief, zwei oder drei Stunden Schlafes genügten ihm, und den Rest der Nacht verwandte er zu Arbeiten. Sein Gedächtniß war so treu, daß er das, was er arbeiten wollte, Wort für Wort mit sich im Kopfe herumtrug, und wenn er die Nacht hindurch nachgedacht hatte, konnte er Morgens seinem Schreiber alles genau diktiren. Auf diese Weise vermochte er ganze Bände bei sich zu behalten und sie zur gelegenen Zeit zu Papiere zu bringen. Beinahe den ganzen Tag verwandte er nach der Morgenarbeit auf seine öffentlichen Geschäfte, und lebte außer diesen den stillen Freuden des Familienkreises, in welchem er Trost und Ruhe nach mancherlei Arbeit und Mühsal fand. Seine Liebe zu seiner Gemahlin, Anna Carolina Ivbé, konnte schwärmerisch genannt werden, er widmete ihr sein Werk über die Fische und sprach sich in der Einleitung seiner Naturgeschichte der Wallfische, vor deren Herausgabe sie ihm der Himmel entrissen hatte, schmerzlich und gefühlvoll über diesen Verlust aus.

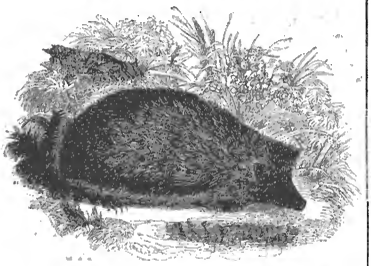
Einige Jahre nachher verlor er seine einzige Schwiegertochter, die Gemahlin seines Adoptivsohnes, und un-

mittelbar nach diesem Schlage erkrankte er an den Pocken. In dieser letzten Krankheit, welche fast die einzige seines Lebens war, zeigte er auf das Augenscheinlichste, welche Gemüthlichkeit und Seelenruhe in ihm wohnte. Obgleich er von dem ersten Augenblick seines Erkrankens ein Vorgefühl des Todes hatte, ließ er niemals Besorgniß blicken. Er starb am 6. Oktober 1825.

Die Menge, und unter diesen so mancher Unglückliche, der ein Zeuge seiner Freigebigkeit und Güte war, die Menge, die sich weinend um sein Leichenbegängniß versammelte, war der beste Beweis für die Aufrichtigkeit, womit man ihn betrauerte; nach seinem Tode aber fand man sein Vermögen bei weitem geringer, als das, so er von seinem Vater geerbt hatte.

Duttenhofer.

Der Igel. (Erinaceus europaeus.)



Dieses Säugthier gehört nach Oken unter die überirdischen Spitzmäuse und bildet unter diesen das zweite, oder das fünfte Geschlecht der achten Zunft in der dritten Ordnung der Säugthiere. Es ist ungefähr einen Fuß lang, hat einen schweinartig verlängerten Kopf mit kurzen, abgerundeten Ohren und gekerbtem Nasenrande. Nur der Kopf, der Unterleib, die Füße und der kaum zollange Schwanz sind mit lichten graubraunen Haaren bedeckt. Der ganze übrige Körper ist mit Stacheln besetzt, welche stark, ungefähr einen Zoll lang, unten braun, am Ende aber graugelblich sind. Diese Stacheln sind schräg aufwärts nach hinten gerichtet, kreuzen sich aber nach allen Seiten, sobald sich das Thier zusammenzieht. Unter der Oberhaut befinden sich nämlich starke Hautmuskeln, durch deren Gebrauch sich der Igel in eine förmliche, mit Stacheln überzogene Kugel zusammenrollen und ihm so Niemand etwas anhaben kann. Er kann sich so fest zusammenhalten, daß man nicht im Stande ist, ihn auseinander zu bringen, außer wenn man ihn in's Wasser wirft, in welchem er bald zu Grunde geht, weil er ein schlechter Schwimmer ist. Im gewöhnlichen Leben unterscheidet man Hunds- und Schweinigel; jenes sind die Jungen, dieses die Alten.

Das Vaterland des Igels ist Asien und Europa, wo er aber in den nördlichsten Ländern nicht vorkommt. Er hält sich am Tage verborgen und geht nur des Nachts seiner Nahrung nach. Er lebt in Gärten und Wäldern in kleinen Erdhöhlen, Steinlöchern, unter Hecken, Gebüschen und Baumwurzeln. Im Winter schläft er in Löchern oder hohlen Baumstumpen. Zweimal im Jahre, zu Anfang und Ende des Sommers, bringt er 4—10 Junge, welche weißlich und ganz nackt sind, weil die Stacheln erst später zum Vorschein kommen; auch in der Gefangenschaft pflanzt er sich fort. Das Fell des Igels wurde früher vor Anwendung der Kardendistel zum Karden der wollenen Tücher gebraucht, jetzt wird es nur hie und da noch zu Mützen verwendet; sein Fleisch hat einen widrigen Geruch und wird nicht gegessen. Man kann Igel besser als Katzen gegen Mäuse und Ratten gebrauchen, welche bei ihrer Anwesenheit in kurzer Zeit verschwinden.

Der Igel ist unter allen europäischen Thieren bei weitem das merkwürdigste. Gegen den Menschen zeigt er sich nicht bösartig und versucht nie zu beißen, wie man ihn auch reizen mag. Bedeutende Schläge hält er ohne Schaden zu nehmen aus; Bißwunden oder Wunden von scharfen Instrumenten, welche nur in's Fleisch und nicht in die Eingeweide gehen, achtet er wenig und sie heilen ihm sehr schnell wieder. In den Berichten über dieses Thier liest man, daß es Mäuse, Vögel, Amphibien, Insekten, Larven, Würmer, Knollen- und Wurzelfrüchte, Obst, auch fast alle Abfälle von Speisen fresse. Die alte, längst widerlegte Fabel, daß der Igel sich auf dem abgefallenen Obste wälze, solches dadurch an seine Stacheln spieße und in sein Lager trage, hat vielleicht zur Angabe des Obstfressens überhaupt Veranlassung gegeben; wohl kann es beobachtet worden sein, daß einem Igel durch Zufall auf seinem Wege Obst an die Stacheln gerathen ist, ohne daß er darnach ausgegangen wäre. Ich hatte lange Zeit mehrere Igel, aber kein einziger fraß Obst, obgleich ich es mit verschiedenen Sorten desselben versuchte. Ich legte ihnen Aepfel, Birnen, Pflaumen, Trauben, Johannisbeeren, Möhren und Kartoffeln vor, ohne daß sie solche nur berührt hätten; eben so wenig fraßen sie Brod, selten rohes, gern aber gekochtes Fleisch. Ein anderer Gelehrter sagte mir, daß der Igel Honig fräße, und obgleich ich damit keinen Versuch gemacht, so zweifle ich doch keineswegs daran, weil auch Dachse, Bären, ja die großen Katzen, wie Löwe, Tiger, Panther u. s. w. dasselbe thun, und Honig und Zucker mit Vorliebe genießen. Es ist mir häufig bestritten worden, daß der Igel ein blos fleischfressendes Thier sei, allein man kann von einem Beobachter der Natur nur verlangen, daß er genau beobachte, und das, was er sieht, getreu wieder gebe. Ich habe vier Igel nie Pflanzennahrung zu sich nehmen sehen, obgleich zwei davon so zahm waren, daß sie dem Menschen das Futter aus der Hand nahmen, was sie sehr

selten thun, da sie sehr scheu sind und sich bei Annäherung sogleich zusammenrollen. Vielleicht sind jene Berichte nicht in Folge eigener Erfahrung niedergeschrieben, und wenn andere sagen, daß sie den Igel Brod, Früchte u. dgl. verzehren gesehen haben, so muß ich dieser Behauptung aus folgenden Gründen widersprechen: Ich habe selbst nicht nur Igeln, sondern auch andern Thieren oft verschiedenartiges Futter vorgesetzt und solches nach einiger Abwesenheit nicht wieder angetroffen, wohl aber es in den meisten Fällen in einer Ecke, wohin es geschleppt wurde, wieder gefunden. Auch ist es bei dem zahmsten Igel ein höchst seltener Fall, daß er sein Futter in Gegenwart des Menschen verzehrt, er läßt es entweder bis zu dessen Entfernung liegen oder schleppt es wenigstens au einen verborgenen dunkeln Ort. Ich kannte sogar einen Igel, welcher in einem Hause, wo es viele Mäuse gab, gehalten wurde: die Mäuse waren bald gänzlich verschwunden und der Igel verhungerte langsam, weil er weder Fleisch, noch Früchte, selbst nicht todte Mäuse, die man ihm vorwarf, fraß. Uebrigens muß hier doch auch gesagt werden, daß manche Thiere sich in der Gefangenschaft oft gewaltig ändern und an ein von ihrer natürlichen Nahrung gänzlich verschiedenes Futter gewöhnen. Dagegen kann ich versichern, im Magen getödteter Igel, welche in der Freiheit gelebt hatten, nie Pflanzenstoffe gefunden zu haben. Milch genießen eingesperrte Igel sehr gerne.

Der Igel ist ein nächtliches Raubthier, dessen Gefühl wenig ausgebildet ist und gleichsam wie abgestumpft erscheint, da er fast keine Aeußerungen von Schmerz wahrnehmen läßt, wenn er verwundet wird. Gesicht, Gehör und Geruch sind aber scharf. Eine eigentliche Stimme hat dieses Thier nicht, sondern diese besteht blos in einem heftigen Schnauben, welches man fauchen nennt und das er besonders des Nachts und im Zorn hören läßt. So langsam und unbehilflich die Bewegungen des Igels uns erscheinen, so gewandt ist er doch, wenn er auf seine Beute losgeht, welche er mit der größten Geschwindigkeit erfaßt. Wer den Aufenthalt eines Igels kennt, der kann ihn des Nachts, wenn er ein au die Finsterniß gewöhntes Auge hat, wohl beobachten. Er ist überaus keck und verschlagen, als ob er sich um nichts bekümmerte, schleicht er am Boden hin und hält nur von Zeit zu Zeit die Nase in die Höhe, um zu wittern. Unter den Insekten frißt er am liebsten Käfer, begnügt sich nur im Nothfall mit Würmern und Larven, die er aus der Erde wühlt, und zieht vorzüglich solche Thiere vor, deren Erlangung einigen Kampf kostet: Frösche, Schleichen, Schlangen, Vögel und Mäuse machen seine Hauptnahrung aus. Einer der meinigen riß in der Nacht einen ausgewachsenen Holzheher von einer niedrigen Sitzstange herunter und fraß ihn sammt den Federn auf, so, daß nur ein Flügel übrig blieb, wozu gewiß ein ziemlicher Grad von Tapferkeit gehört, da ein solcher Vogel sich kräftig zu wehren versteht und der Igel nicht klettern kann. Es ist eine besondere Gewohnheit des Igels, schlafende Vögel aufzusuchen und zu überfallen, und er ist daher durchaus nicht so unschuldig und harmlos, als man ihn geschildert hat.

Das Merkwürdigste bei diesem Thiere ist aber, daß ihm kein Gift schadet, ein Umstand, über dessen Erklärung unsere kühnsten Gedanken zu nichte werden. Die heftigsten Gifte verlieren an ihm ihre Wirkung, Gifte, denen kein anderes thierisches Leben zu widerstehen vermag. Versuche mit weißem Arsenik, Sublimat und Blausäure habe ich nicht wenige an Igeln und andern Thieren gemacht. Ob man aber diese Gifte in starken oder schwachen Gaben geben und sie nach einander oder in Zwischenräumen wiederholen mag, dem Igel schaden sie so wenig, daß man gar nichts an ihm bemerkt. Spanische Fliegen in Menge genossen, schaden ihm eben so wenig. Was muß das für ein Leben sein, welches so zerstörenden Einflüssen fremd bleibt, und wo liegt die Ursache dieses Wunders? An dieser Stelle muß der menschliche Verstand stille stehen und sich mit dem Ausspruche Sokrates trösten: zu wissen, daß er nichts weiß. Man könnte vielleicht schließen, daß der Magensaft des Igels selbst das Gegengift bilde; allein die Bisse der Kreuzotter, welche sonst tödtlich wirken, beweisen, daß daran nichts ist. Der Igel hat eine angeborene Abneigung und einen Haß gegen dieses Thier und greift es mit großer Heftigkeit an, wo er ihm begegnet, selbst in der Gefangenschaft. Er wird in einem Kampfe mit ihm häufig in die Schnauze, weniger in die Füße, aber selbst in die Zunge gebissen, so daß das Blut nachfließt. Der Igel bleibt jedenfalls Sieger, denn er läßt nicht von ihr ab, sondern saßt und zermalmt endlich ihren Kopf und verzehrt diesen zuerst, ohne irgend ein Unwohlsein zu empfinden, obgleich sich das Schlangengift hier mehrfach dem Blute mittheilt. Das Blut und alle Säfte dieses merkwürdigen Thieres müssen demnach einen eigenen, von dem aller andern Thiere verschiedenen Charakter haben, der uns vielleicht für immer verborgen bleibt.

Berge.

Das Negergift.

„Dem Schwachen ist sein Stachel auch gegeben," sagt unser Dichter. Der Unterdrückte lehnt sich gegen seine Unterdrücker auf, und nimmt zur List seine Zuflucht, wo er mit Gewalt nichts auszurichten vermag. So thut auch der Neger. Was für eine Verpflichtung kann der Afrikaner, den ein gelbgieriger Häuptling an einen eben so habsüchtigen Sklavenhändler verkaufte, gegen einen Pflanzer haben, welcher ihn auf dem Markte erhandelte, wie einen Zugthier oder ein Pferd? Welche Liebe kann er zu dem Aufseher hegen, der, mit der Peitsche in der Faust, ihn täglich in die Zucker- oder Baumwollen-Felder hinaus zur schwersten Arbeit treibt? Der Neger duldet viel, er läßt sich peitschen, ohne zu murren, aber in seinem Innern kocht der Grimm und er sinnt auf Rache. Das wissen auch die weißen Sclavenbesitzer, und darum werden nur wenige ihres Lebens recht froh.

Der Sclave bedient sich, um seine Rache zu kühlen, der Hinterlist und niedriger Mittel, und der Neger

braucht daher am liebsten Gift, das in seiner Hand zu einer furchtbaren Waffe geworden ist. In West-Indien spricht man von Gift als einer Landplage, wie bei uns von Blattern oder Cholera. Der Sclave arbeitet, weil er sich vor der Peitsche fürchtet; der Weiße behandelt den Schwarzen weniger unmenschlich, weil er immer an das Gift denkt.

Das Gift, die schwerste Geißel, welche Westindien heimsucht, scheint aus Afrika zu stammen. Auf einigen Antillen, z. B. auf Jamaika und Antigua, ist es unbekannt, und selbst auf den französischen Inseln bedienen sich die Neger desselben nur in gewissen Bezirken. Selten wird es gegen den Pflanzer selbst angewandt; der Sclave weiß sich aber empfindlich genug zu rächen: er vergiftet das Vieh. Es gibt Pflanzungen, auf denen jährlich, so regelmäßig wie Tag und Nacht abwechseln, zwanzig bis dreißig Ochsen vergiftet werden, und Niemand vermag den Thäter zu entdecken. Manchmal vergiftet der Sclave auch die Kinder oder die Frau seines Zwingherrn. Bald ist die Wirkung langsam, bald schnell. Eine Plantage befindet sich im gedeihlichsten Zustande; aber ein Sclave wird hart bestraft, und plötzlich fallen einige Ochsen. Nie ist der, welcher gezüchtigt wurde, der Thäter; er weiß nicht, wer ihn gerächt hat; es ist immer ein Anderer, der zum Gifte greift, um die Weißen einzuschüchtern. Unmittelbare Klagen sind dem Schwarzen selten gestattet; er darf nicht bitten, also muß er, traurig genug, sich durch Andeutungen in Stegreifs-Gesängen, oder entsetzlicher, durch sein Gift helfen.

Nicht immer bleibt der Thäter unentdeckt; und von Zeit zu Zeit ist man Einzelnen auf die Spur gekommen, bei denen die Sucht, zu vergiften, in eine wahre Monomanie ausgeartet war. Einer erklärte geradezu, daß er Ochsen tödte, wie ein Weißer Wachteln schieße, — aus Liebhaberei, nicht aus Rachsucht.

Einst wurde bekannt, daß ein Pflanzer, den seine Neger sehr gern hatten, nach Europa reisen und dort eine Zeitlang bleiben wolle. Plötzlich fallen ihm einige seiner besten Pferde binnen wenigen Tagen. Nachdem er hin- und hergeforscht, entdeckte er den Thäter, und dieser war kein anderer, als sein getreuer Kammerdiener, der in seinem Hause geboren war, den er erzogen und dem er bisher sein volles Vertrauen geschenkt hatte. Der Grund, welcher den Neger zum Verbrechen angetrieben hatte, war — Anhänglichkeit. Der Pflanzer hatte, ehe er nach Europa reisen wollte, einen Plan, der den Diener betrübte, und gegen den er nach Landessitte Protest einlegen zu müssen glaubte. So zerreißt auch der halbgezähmte Tiger seinen Wärter, wenn er ihn liebkosen will.

Die „Vergifter" auf den Antillen stehen gewöhnlich nicht vereinzelt da; wenigstens glaubt man allgemein, daß sie einer höhern Leitung folgen, und eine Art von Gesellschaft bilden, deren Obere eine unbedingte Gewalt ausüben.

Das Hauptgift, dessen sie sich bedienen, ist Arsenik. Wie dasselbe auf die einzelnen Pflanzungen kommt, ist bis auf den heutigen Tag ein Geheimniß; vermuthet wird aber, daß die Oberen und Leiter der „Gesellschaft" es von europäischen Matrosen gegen hohen Preis einhandeln und dann vertheilen. Außerdem wissen die Neger aus einheimischen Pflanzen ein Gift zu ziehen, das sie theils flüssig, theils als Pulver aufbewahren, und welches theils langsam und fast unmerklich wirkt, theils augenblicklich tödtet. Wie sie es aber zubereiten, hat man gleichfalls noch nicht erfahren können, aber daß sie eine außerordentliche Geschicklichkeit in der Bereitung desselben besitzen, ist außer allem Zweifel. Eine Toxikologie (Giftlehre) der Antillen müßte für die Wissenschaft von hohem Interesse sein.

Schon vor hundert Jahren, 1738, wurde jedem Sclaven, der Gift zubereiten, oder solches sich, gleichviel auf welche Art verschaffen, oder dergleichen bei sich aufbewahren würde, der Tod angedroht; wer einen Andern durch Gift tödtet, soll den gewöhnlichen Gerichten entzogen, außerordentlich verurtheilt und auf der Stelle hingerichtet werden. Aber das Alles hat dem Uebel nicht zu steuern vermocht, und bis auf den heutigen Tag hat noch keiner von den vielen Schuldigen das Wesen der im Geheimen wirkenden, furchtbaren Macht entschleiert. Wie tief die böse Gewohnheit eingewurzelt ist, und welche Gewalt sie erlangt hat, mag Folgendes beweisen.

Es wurde schon oben bemerkt, daß diese „Hydra" auch auf den französischen Antillen einheimisch ist, und daß sie bald stärker, bald schwächer zu Tage tritt. Aber noch nie hatte sie so furchtbar gewüthet, als im Jahre 1822, und die Behörden hatten sich, um ihr zu steuern, genöthigt gesehen, ein außerordentliches Gericht niederzusetzen, das am 12. August seine Wirksamkeit begann. Ein entschlossener, leidenschaftlicher, blutdürstiger Mann, wie geschaffen zum Henkeramt, Namens Davoust, den die Neger nur den Kopfabschneider nannten, durchzog, begleitet von einer unter seinem Befehle stehenden Bande verzweifelter Leute, die Insel Martinique. Davoust hatte uneingeschränkte Vollmachten; er durfte jede Pflanzung durchsuchen, die Sclaven, welche seine Späher ihm angezeigt hatten, mit sich wegführen, und sie, wann und wo es ihm beliebte, nach kurzem Prozesse, von welchem keine Berufung gestattet war, hinrichten. Gewöhnlich schlug er ihnen den Kopf ab, nachdem er die Sclaven der umliegenden Pflanzungen zu dem blutigen Schauspiele hatte hertreiben lassen; denn es war seine Absicht, durch Abschreckung zu wirken. Zu diesem Zwecke wurden immer zwei blanke Beile vor ihm hergetragen; ein großes, womit der Hals abgeschlagen wurde, und ein kleineres, mit dem er Hände abhieb. Doch wurde er dieser Werkzeuge bald müde; denn eines Tages ließ er in der Stadt Le Lamentin auf offenem Marktplatze, im Beisein von mehr als 20,000 Negern, sechszehn Sclaven nach und nach verbrennen. Das Auto da Fe dauerte von Früh bis zum Einbruche der Dunkelheit; den ganzen Tag über war der Himmel mit Wolken bedeckt, und es fiel ein dichter Regen. Die lautlose Stille herrschte; die sechszehn Todesopfer stießen auch nicht einen einzigen Klaglaut aus, die zwanzigtausend Zuschauer spra-

chen kein Wort, und gingen Abends still zurück nach ihren Pflanzungen. Aber am andern Morgen gab es deren keine einzige, auf welcher während der Nacht nicht einige Ochsen vergiftet worden wären! Zwei Jahre lang saß das Blutgericht, Davoust ließ nicht nach in seiner Strenge, aber das Uebel, welches ausgerottet werden sollte, griff immer weiter um sich. Im Jahre 1827 wurde endlich das Gericht aufgehoben, man scheint sich überzeugt zu haben, daß gegen die „Hydra“ nur ein Mittel wirksam sein wird — die Freilassung der Sclaven. Durch Feuer und Schwert wird man es nie vertilgen; es wird nur verschwinden, wenn man die Neger moralisch mehr ausbildet, als seither geschah. Mit der Sclaverei wird auch das Negergift aufhören.

Davoust, der Kopfabschneider, — um noch einmal dieses Mannes zu erwähnen, ist später, als sein blutiges Handwerk ihm gelegt wurde, wahnsinnig geworden; er sah überall Gift, und starb im buchstäblichen Sinne des Wortes vor Herzensangst!

A—e.

Die Forellen.

(Taf. 32.)

Diese Fische machen unter dem Geschlechte der Salmen (Salmo) eine eigene Unterabtheilung aus. Sie sind von mäßiger Größe und gewöhnlicher Form; Kopf glatt, Schuppen klein, Farbe des Körpers meist durch Flecken ausgezeichnet. Sie haben sehr viele Zähne, welche nicht blos in den Kiefern, sondern auch im Gaumen und auf der Zunge stehen. Die Bauchflosse ist gerade unter der Rückenflosse angebracht. Besonders kenntlich sind nicht blos die Forellen, sondern auch andere Salmengattungen, durch eine hinter der Rückenflosse stehende kleine Flosse, welche keine Strahlen hat und Fettflosse genannt wird. Die Färbung wechselt nach der Gegend und den verschiedenen Wassern, in welchen die Forellen leben, und es ist deßhalb oft schwer, sie als Gattungen zu unterscheiden, was manche Unrichtigkeit in ihre Geschichte gebracht hat. Wir wollen deßhalb eine kurze Uebersicht über alle deutsche Salmengattungen geben. Diese sind:

der gemeine Salm oder Lachs — Salmo salar;
der Huchen — Salmo hucho;
die See- oder Grund-Forelle — Salmo lacustris;
die Bachforelle — Salmo fario;
der Sälbling — Salmo salvelinus;
der Ritter — Salmo umbla;
der gemeine Stint — Salmo eperlanus;
der Meerstint — Salmo eperlano-marinus;
die Aesche — Salmo thymallus;
die Schnabeläsche — Salmo oxyrhynchus;
der Blaufölchen — Salmo lavaretus;
die große Maräne — Salmo maraena;
die mittlere Maräne — Salmo maraena media;
die kleine Maräne — Salmo maraenula;
der Häßling — Salmo albula.

Theils als gar nicht existirend, theils als Varietäten sind zu betrachten:

Salmo schiefermülleri, Abart vom Lachs.
Salmo trutta, Abart der Seeforelle.
Salmo salmarinus ist eins mit dem Sälbling.
Salmo alpinus ist gleich mit der Bachforelle.
Salmo fera ist eins mit der großen Maräne, ebenso
Salmo palaena.
Salmo wartmanni ist gleich mit dem Blaufölchen.
Salmo lemanus und
Salmo hiemalis ist mir eben so wenig bekannt als
Andern.

Der Farbenwechsel ist, wie schon gesagt, nach dem Aufenthalte, der Jahreszeit, dem Alter und Geschlechte sehr verschieden und die einzige Ursache der vielen Varietäten. Es ist übrigens ein merkwürdiger Umstand, daß das Wasser namentlich eine oft sehr bedeutende Veränderung in der Farbe hervorbringt. Am deutlichsten bemerkt man dieses bei den Bachforellen, welche um so reiner und schöner gefärbt sind, je reiner das Wasser ist, in welchem sie leben. Uebrigens erstreckt sich diese Veränderung nicht blos auf das Aeußere, sondern auch auf das ganze Fleisch, welches bald weiß, bald fleischroth aussieht, je nachdem die Körperfarbe heller oder dunkler ist. Wie diese Wirkung hervorgebracht wird, ist mir unbekannt, und habe ich noch nirgends eine Erklärung darüber gefunden oder gehört.

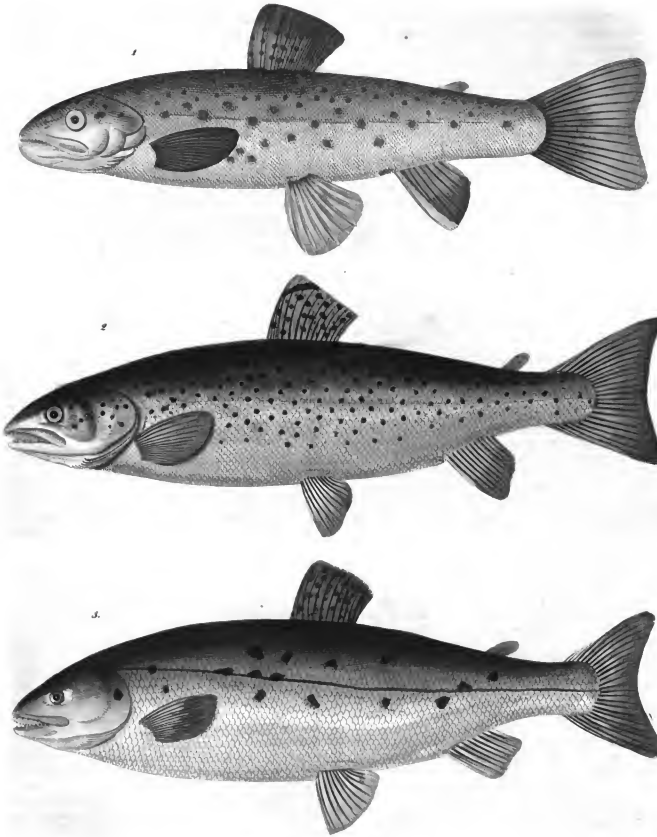
Alle Forellen sind sehr geschätzte Fische, weil sie ein sehr wohlschmeckendes, leicht verdauliches Fleisch haben.

Betrachten wir nun die auf unserer Tafel aus diesem Geschlechte abgebildeten Gattungen.

Die erste Figur zeigt die Bachforelle (Salmo fario), von der wir eben geredet haben. Je nach ihrem Aufenthalte und ihrer Färbung heißt sie Gold-, Silber-, Schwarz-, Weiß-, Wald-, Stein-, Teiche und Berg-Forelle. In der Schweiz heißen diese Forellen Amelen, und in manchen Gegenden werden sie nach jedem einzelnen Gewässer, in welchem sie gefangen werden, benannt. Die Wandelbarkeit ihrer Farbe ist so groß, daß sie fast in jedem Bache anders ist, und die Fischer erkennen gewöhnlich gleich, wo eine Forelle gefangen wurde. Die Weibchen, welche bekanntlich bei den Fischen Rogner genannt werden, sind stets etwas heller, auch ihre Gestalt kürzer und dicker als bei den Männchen oder Milchnern.

Die Zahl der Rückenwirbel ist 60, die der Rippenpaare 34. Die Schwimmblase ist einfach und groß. Der zweimal gewundene Darm endet in einen weiten und dicken Magen, welcher mit vielen Falten versehen ist. Die Leber ist groß mit einer kleinen Galle. Unter dem Magen liegt die Milz.

Man findet die Bachforelle in den Gebirgsbächen von Europa, die Quellwasser und einen kiesigen Grund haben. Forellen gibt es daher noch in den höchsten


1.
2.
3.

Alpseen und Bächen, wo kein anderer Fisch mehr vorkommt.

Die Eier sind von der Größe eines Hanfkorns und in doppelten Säcken eingeschlossen. Die Laichzeit beginnt im Oktober und November und dauert bis Weihnachten; zum Absetzen der Eier werden flache Stellen aufgesucht, wo das Ufer etwas sandig ist.

Die Nahrung der Forelle besteht aus Wasserthieren aller Art, welche sie lebend erhascht, besonders Würmer, Schnecken, Insektenlarven und fliegende Insekten, aber auch die junge Brut anderer Fische, wodurch sie aber nicht schädlich wird. Sie macht oft Sprünge aus dem Wasser, um ihre Beute zu erhaschen.

Die Größe der Bachforellen beträgt 7—10 Zoll, die Schwere 10—16 Loth, und die schwersten wiegen nicht über 1 Pfund. Es sind sehr schnelle Fische, welche blitzschnell entfliehen, sobald sie Jemanden gewahr werden, nur zur Laichzeit sind sie öfters so blind, daß sie sich mit den Händen greifen lassen. Sie verbergen sich gerne unter hohlen Ufern und lassen sich manchmal bei heiterem Wetter mit vorangerichtetem Schwanze vom Strome treiben. Ihr zartes Fleisch hat sie so beliebt gemacht, daß in manchen Gegenden Forellenteiche angelegt wurden. Diese müssen jedoch einen beständigen Ab- und Zufluß frischen Wassers haben, denn in stehendem Wasser halten sich die Forellen durchaus nicht, da sie ohnehin ein zärtliches Leben haben. Ueberhaupt erhöht die Frische und Reinheit des Wassers den Wohlgeschmack so sehr als ihre Farbe. Auch muß man sie frisch, wie sie eben aus dem Wasser kommen, zubereiten und genießen, da sie bald unschmackhaft werden und verderben. Für die besten Forellen werden die aus der Quelle der Orbe im Kanton Waadt gehalten.

Der Fang der Forellen geschieht meist mit der Angel, an welche ein lebendiger Köder gesteckt wird; der Platz beim Fischen muß oft gewechselt werden. Wo das Wasser flach ist, legt man ihnen auch Garne, in welchen sie sich des Nachts verwickeln.

Die Reinheit und Kälte der Gebirgswasser bewahrt die Forellen vor Krankheiten; von Raubfischen haben sie fast nichts zu fürchten, nur der Kaulkopf (Cottus gobio) und die Wasseramsel (Cinclus aquaticus) verzehren einen Theil ihres Rogens. In ihrem Leibe wohnen verschiedene Eingeweidewürmer, besonders ein Krazer (Echinorhynchus truttae), ein Kappenwurm (Cucullanus karionis), ein Bindwurm (Fasciola karionis) und zwei Gattungen der Rundwürmer (Ascaris truttae und karionis). Ihr schlimmster Feind aber ist außer dem Menschen die Fischotter, welcher an denselben Orten lebt, und ein sehr schlauer und gewandter Fischer ist.

Fig. 2 ist die Grund- oder Seeforelle, und zwar diejenige Verschiedenheit derselben, welche mit dem Namen Salmo trutta bezeichnet wird, und besonders in dieser Färbung in der Nord- und Ostsee, so wie an den französischen und englischen Küsten vorkommt. Bei der Abart der Grundforelle, welche am häufigsten vorkommt, und Salmo lacustris heißt, sind die unteren Flossen weißlich, die oberen grau, mit oder ohne dunkle Flecken. Der Bauch ist weiß, die Seiten silberig, und die obern Theile des Körpers blaugrau. Die Grundforelle, von der es übrigens noch mehrere Verschiedenheiten gibt, wohin auch die im Bodensee vorkommende Schwebforelle gehört, wird noch jetzt für eine ursprüngliche Abweichung des Lachses gehalten, mit welchem sie hinsichtlich der Beschaffenheit ihrer innern Theile übereinkommt. Die Grundforelle heißt auch Rheinz und Illlanke, weil sie im Rhein und der Ill, sowie im Bodensee und in einigen Schweizerseen vorkommt. Sie wächst sehr schnell, und hat im vierten Jahre eine Länge von 1½ Fuß, und ein Gewicht von 1 Pfund; zwei Jahre später ist sie 6—8 Pfund schwer, was die gewöhnlichste Größe ist, es gibt aber welche, die 30 Pfund schwer werden. Im Winter halten sich die größeren in der Tiefe des Bodensees, und gehen erst in die Flüsse, wenn der Eisgang vorüber ist; die kleineren sind auch im Winter daselbst zu treffen. Sie schwimmen sehr langsam, bedürfen, um 1—2 Stunden zurückzulegen, einen ganzen Tag, und dabei muß gutes Wetter sein, sonst verweilen sie noch länger. Die Laichzeit beginnt im September, und ist im November beendigt. Die Rogner, und die größeren Fische ziehen voraus, und stehen ihren Laich, den sie der Länge nach auf einmal abstreifen, an kiesigen Stellen ab, wo ein starker Strom geht. Die einzelnen Eier haben die Größe einer Erbse; sie entwickeln sich nach 8 Wochen. Bei ihrer Rückreise in die Seen halten sie sich nahe am Ufer, und zerfließen sich dabei häufig die Schwanzflosse, indem sie sich nicht selten, den Kopf stromaufwärts gerichtet, vom Strome treiben lassen.

Die Nahrung dieser Fische sind Würmer und Insekten, an welche sie sich aber mehr in der Jugend halten; erwachsen fressen sie meist kleinere Fische und Fischbrut. Dessen ungeachtet gehören sie ihres wohlschmeckenden Fleisches und ihrer Größe wegen zu den nützlichen Fischen, und machen einen Hauptgegenstand im Fischereibetriebe aus. Am besten sind sie vom Frühjahr an bis zur Laichzeit.

Die Vertilger ihres Rogens und der jungen Fische selbst sind alle Raubfische, welchen sie aber durch ihr schnelles Wachsthum bald entgehen. Einige Eingeweidewürmer haben sie mit der vorigen Gattung gemein; auch finden sich an ihren Kiemen nicht selten Kiemenwürmer, welche sich durch Ansaugen festhalten.

Der Fang dieses Fisches wird am Rhein und anderwärts auf eine ganz eigene Weise betrieben. Man macht 6—7 Fuß hohe Wände aus geflochtenen Weiden, und setzt diese in's Wasser, indem man sie durch eingerammte Pfähle befestigt. Diese Wände, welche Fachten heißen, gehen von beiden Ufern gegen die Mitte des Stroms, entweder in gerader, oder in schiefer Richtung gegeneinander, und lassen in der Mitte einen Durchgang frei. Hinter diesen werden Netze angelegt, welche man Behren nennt, und in welche die Fische geleitet werden, indem sie sich stets nach derjenigen Stelle hinziehen, wo das Wasser am stärksten zieht, was hier natürlich an der Oeffnung der Fall ist. Außer dieser Fangart werden die Grundforellen gewöhnlich geschossen.

Fig. 3 ist der Salm oder Lachs (Salmo salar), welcher auch Rheinlanke, jung Sälmling, genannt wird. Das Weibchen heißt auch Luderu, und ist durch unsere Figur dargestellt. Das Männchen hat eine stärker ausgeschnittene Schwanzflosse, einen längeren Kopf, am Körper sowohl, als an den Flossen eine mehr grüne Farbe, und viel mehr Flecken. Schlund und Magen dieses Fisches sind weit und saltig. Der Darm ist nur einmal gewunden, und hat viele Blinddärme. Die Schwimmblase ist so lang als die Leibeshöhle. Leber und Galle sind groß. Rückenwirbel 56, Rippenpaare 33.

Der Lachs bewohnt die Nord- und Ostsee, wo er aber blos im Winter zu treffen ist, im Frühjahr geht er in die Flüsse und Landseen, wo er bis nach dem Herbste bleibt. Er steigt in den Flüssen sehr weit hinauf, und kommt, ob er gleich den schnellen Strom liebt, zur Laichzeit doch in die kleineren Flüsse, welche sehr ruhig gehen. Diese Zeit trifft besonders auf die Monate Oktober und November, beginnt aber schon im September und dauert bis zum December. Die Rogner wählen zum Absetzen ihrer Eier einen sandigen, mit Steinen vermischten Grund, in welchen sie kleine Vertiefungen zur Aufnahme derselben wühlen. Die Eier sind sehr zahlreich, und belaufen sich oft an 30,000 bei einem einzigen; ihre Größe ist aber nur mit einem Mohnkorne zu vergleichen. Nach 9 oder 10 Wochen entwickeln sie sich; die jungen Fische bleiben da, wo sie ausgekrochen sind, und folgen erst im warmen Frühjahr den Alten in die größeren Flüsse und in's Meer nach; letztere ziehen schon im December und Januar in ungeheuren Schaaren und sehr abgemagert dahin.

Seine Nahrung gleicht der des Vorigen. Merkwürdig ist der Umstand, daß zur Laichzeit der Unterkiefer des Männchens eine hakenförmige Verlängerung bekommt. Er heißt dann Hakenlachs. Der gebogene Theil paßt, wenn das Maul geschlossen ist, in eine Vertiefung des Oberkiefers.

Der Lachs ist ein sehr nützlicher Fisch, wird 4 bis 5 Fuß lang, und 20 bis 60 Pf. schwer. Im Schwanz besitzt er große Kräfte und stemmt sich mit demselben, wenn er ruhen will, gegen einen Stein, indem er den Kopf gegen den Strom richtet. Die großen Schaaren der Lachse ziehen in Gesellschaften von 30 bis 50, in zwei Linien getheilt, welche hinten getrennt, vorn aber verbunden sind, und daselbst durch den größten Rogner geführt werden (S. nebenstehende Figur). Werden sie durch irgend ein Hinderniß genöthigt, diese Ordnung aufzugeben, so wird sie sogleich wieder hergestellt, wenn jenes beseitigt ist. Netze, Erhöhungen, wie Dämme und Wasserfälle, suchen sie zu umgehen, oder überspringen solche, indem sie den Leib ganz kreisförmig zusammenbiegen, und ihn mit Heftigkeit aus einander schlagen, wodurch sie bedeutende Sprünge machen können, was sie oftmals auch aus Schmerz thun, den ihnen die Kiemenwürmer verursachen. Bei heiterem Wetter ziehen sie an der Oberfläche des Wassers, bei trübem und stürmischem Himmel aber in der Tiefe.

Außer den schon genannten Kiemenwürmern finden sich noch viele Eingeweidewürmer aus den Geschlechtern der Kappen-, Platt-, Kratz- und Bandwürmer in seinem Leibe. Auch die Lamprete, ein Saugfisch, belästigt ihn bisweilen, und anderwärts stellt ihm der Mensch, die Robben und der Fischadler auf's Aeußerste nach.

Ueber seinen Fang wollen wir ein andermal besonders berichten und demselben ein besonderes Bild beigeben.

Berge.

Lebensgeschichte des Cortez.

Als Cortez die Eroberung des mexikanischen Reiches begann, hatte die Entdeckung desselben bereits stattgefunden. Nachdem Cuba unterworfen und colonisirt war, hatte der dortige Statthalter Diego Velasquez, ein unternehmender und thätiger Mann, 1517, ein kleines Geschwader auf Entdeckungen nach Südwesten entsandt, welches die Küsten von Yucatan berührte und dieselben in so weit erforschte, daß es die Kunde über ein metallreiches und von kriegerischen Stämmen bewohntes Land nach der Insel zurückbrachte. Eine gleich darauf folgende etwas größere Ausrüstung hatte die Insel Cozumel berührt, die ganze Küste bis hinter Neu-Spanien von Yucatan bis zum Panuco-Fluß befahren, und eine nähere Kenntniß vom Innern sich erworben. Die Spanier erblickten auf verschiedenen Punkten der Küste unter bebauten Feldern große und volkreiche Städte mit steinernen und thurmartigen Gebäuden; sie bemerkten eine geordnete Regierung, und überhaupt eine höhere Cultur wie bei den übrigen Indiern, womit sie bisher in Berührung gekommen waren; andererseits erhielten sie von den Eingeborenen Beweise eines hohen kriegerischen Muthes, welche die Eroberung als ein schwieriges Unternehmen ihnen darlegten. Auf verschiedenen Landungen bemerkten sie ferner den Metallreichthum des Landes; am Tabascofluß und in San Juan de Ulloa erlangten sie durch Tauschhandel und Geschenke Gold und Silber am Werthe von 15,000 Pesos*), einer Summe, welche damals bedeutend genug erschien, um die Colonisten in Cuba zu einer neuen Unternehmung aufzureizen, welche höheren Ruhm und reichere Beute verhieß, wie alle bisher ausgeführten Eroberungen. Der Statthalter von Cuba, Diego Velasquez, beförderte die Ausrüstung auf jede Weise, indem er die Eroberung in seinem Namen auszuführen und das entdeckte Land zu seiner Statthalterschaft hinzuzufügen gedachte. Zum Befehlshaber ernannte er einen angesehenen Mann

*) Ein Peso (Peso duro) beträgt 2 fl. 30 kr.

der Insel, welcher sowohl das Vertrauen der Colonisten besaß, wie auch einigen Anstruck auf eine höhere Stellung in der Expedition dadurch erlangt hatte, daß er sein ganzes, nicht unbedeutendes Vermögen auf die Ausrüstung verwandte. Dieß war Fernando Cortez, der Eroberer Mexico's.

Fernando Cortez, 1485 zu Medellin, einem Städtchen Estremadura's, geboren, stammte aus einer angesehenen, obgleich nicht reichen Familie. Anfänglich von seinen Aeltern zum Rechtsgelehrten bestimmt, erhielt er eine Erziehung, worin er sich die Bildung seiner Zeit vollkommen zu eigen machte *), und studirte dann einige Zeit auf der Universität Salamanca. Ein Lügner und untrüglicher Charakter, welcher ihn damals in mancherlei Verlegenheiten gebracht haben soll, entfremdete ihn jedoch einer Lebensart, welche Ruhe und stätige Beschäftigung erfordert. Wider den Willen seiner Aeltern verließ er die Universität, um den Stand des Soldaten zu erwählen, und schiffte sich im 19ten Jahre nach der damaligen hauptsächlichsten Colonie der Spanier, San Domingo, ein. Er gelangte dorthin in einem Augenblicke, wo der einzige gefährliche Aufstand der Indier, welchen die Spanier dort erfuhren, bestimmt und unterdrückt wurde. Cortez leistete bei dieser Gelegenheit seine ersten Kriegsdienste, und erhielt zur Belohnung eine Commende (Encomienda, ein Gut mit indischen Sclaven), worauf er sechs Jahre als Colonist lebte. Sein kühner Geist erlaubte ihm jedoch keine Ruhe im Genuß des erworbenen Eigenthums, sobald eine neue Gelegenheit zu kriegerischen Unternehmungen sich bot. Als Velasquez die Eroberung von Cuba vorbereitete, verkaufte Cortez sein Landgut, und verwandte sein Vermögen auf die Ausrüstung, woran er mit mehreren Freunden Theil nahm. Bei der Eroberung erwies er sich als ein durch Muth und Geschicklichkeit ausgezeichneter Soldat, wodurch er des Velasquez Vertrauen und die Achtung aller Spanier sich erwarb. Zur Belohnung erhielt er ein ausgedehntes Landgut, worauf er nach der Energie seines Charakters die Landwirthschaft und den Bergbau mit demselben Eifer, wie sonst den Krieg, betrieb, so daß er zu Einem der wohlhabendsten Colonisten jener Insel wurde. Sein Ansehen ward bald so bedeutend, daß er die Stelle eines Alcalden auf Sant Jago, der damals bedeutendsten Stadt in Cuba, erhielt. Ein Liebeshandel verunreinigte ihn jedoch mit Velasquez, welcher ihn bei dieser Gelegenheit verhaften und sogar in Ketten legen ließ; allein Cortez gewann durch Freimuth seinen Vorgesetzten, und dieser stand mit ihm in besten Verhältnissen, als die Nachrichten über die Entdeckung Mexico's anlangten; angesehene Colonisten, welche ebenfalls an der neuen Unternehmung Theil nahmen, bewirkten durch mannigfaltige Aeußerungen, daß Velasquez denjenigen Mann zum Führer der Ausrüstung ernannte, zu welchem der größere Theil seinen Vertrauen hegte. Cortez verkaufte sein Gut in Cuba, verwandte den Ertrag auf die Anschaffung von Lebensmitteln, Waffen, Pferden u. s. w., und wurde zum General-Capitän der Unternehmung ausgerufen. Die Ausrüstung betrieb er in aller Schnelle, und verließ endlich den Hafen in solcher Eile, daß der Vergicht des Velasquez sogar wurde, Cortez wolle sich seiner Obergewalt entziehen. Er sandte daher nach Trinidad, wo Cortez landen mußte, den Befehl, ihm das Commando wieder zu nehmen.

Als Cortez in Trinidad anlangte, wo eine nicht unbeträchtliche Mannschaft zu ihm stieß, waren jedoch die Vorkehrungen seiner Flotte bereits so beschaffen, daß er sich um des Velasquez Befehle nicht sehr zu kümmern brauchte. Er besaß in hohem Grade Gewandtheit in der Behandlung der Menschen, um das Vertrauen und die Zuneigung Anderer, sogar seiner Feinde, zu gewinnen, eine Gabe, welche hervorragenden Charakteren gewöhnlich eigen zu sein pflegt, und welche zur Durchführung erhabenswerther Unternehmungen in derselben Weise erheischt wird, wie kriegerische und politische Geschicklichkeit. Der größere Theil seiner Leute war bereits so sehr für ihn eingenommen, daß der Alcalde von Trinidad, welcher ihn absetzen sollte, an Velasquez zurückschrieb, er dürfe aus Furcht vor einem Aufruhr der Truppen die Ausführung des Befehles nicht wagen. Velasquez schickte darauf einen Vertrauten nach der Havanna, dem letzten Orte, wo Cortez landen mußte, mit dem Befehl an den dortigen Interstatthalter, den Cortez zu verhaften und nach Santiago transportiren zu lassen. Als dieser seine Ankunft, geschah dasselbe wie in Trinidad, und die Sache hatte keine weitere Folgen, als daß Cortez wahrscheinlich von nun an den Entschluß faßte, sich von Velasquez in Wirklichkeit unabhängig zu machen, ein Verfahren, wozu ihn ohnedem die Stimmung seiner Truppen reizte.

Als Proviant und einige Verstärkung in der Havanna eingenommen war, verließ Cortez am 10. Febr. 1519 diesen Hafen. Seine Macht bestand aus 11 Schiffen, einem von 100 Tonnen und dreien von 70 bis 80; die übrigen waren offene Barken. Dieß Geschwader führte 508 Soldaten, worunter 13 Musketiere und 32 Armbrustschützen; die übrigen waren mit Schwertern und Spießen bewaffnet; beinahe alle trugen statt der Harnische mit Baumwolle gefettete Wämser, welche gegen die Pfeile und Speere der Indier genügten. Die Artillerie bestand aus 11 Geschützen, und die Reiterei allein aus 16 Pferden. Die Seeleute und Handwerker betrugen 109 Mann. Mit dieser unbedeutenden Macht begann er Eroberung eines Reiches, welches Hunderttausende von Kriegern in's Feld zu stellen vermogte, und welches wenigstens eine Einwohnerzahl von 12 Millionen enthielt.

Zuerst nahm er die Richtung seiner Vorgänger, und kam somit nach Cozumel, wo er mit den Einwohnern den ersten Bernehmen blieb. Hier hatte das Glück einen Dollmetscher in einem Spanier zu finden (Geronimo de Aguilar), welcher durch Schiffbruch verschlagen, in der Gewalt der Indier längere Zeit geblieben war, so daß er ihre Sprache erlernt hatte. Von Cozumel fuhr er an den Tabascostrom, fand aber keine freundschaftliche Aufnahme. Die ganze Macht der Provinz war an der Küste gesammelt, um die Landung zu verhindern. Cortez machte den Indiern durch seinen Dollmetscher friedliche Anträge, jedoch vergeblich; als er in Booten mit einigen hundert Mann dem Strom hinauffuhr, mußte er den Landungsplatz erkämpfen, worauf unter immerwährenden Kämpfen die ganze Mannschaft an das Ufer gebracht wurde. Cortez nahm im Namen der Krone Spaniens vom Lande Besitz, bezog einen Lagerplatz, und entsandte am anderen Tage einige Hauptleute mit Truppen, um die Umgegend zu rekognosciren. Die Feindseligkeiten wurden nicht unterbrochen, obgleich Cortez die Gefangenen mit Geschenken und freundlichen Versicherungen entließ. Am dritten Tage endlich war eine solche Macht von Kriegern versammelt, daß die kleine Truppe der Spanier von dichten Heerhaufen umringt wurde; sie ersocht aber durch Geschütze und Reiterei einen vollkommenen Sieg. Cortez selbst hatte mit der letzteren einen Angriff durchgeführt, und dadurch noch größeren Schrecken, wie durch seine Artillerie bewirkt, indem die Indier Rosse und Reiter für zusammengewachsene Wesen hielten. Diese Niederlage machte die Indier zu Unterhandlungen geneigt, als Cortez die Gefangenen auf's Neue mit freundlichen Worten entließ; sie fanden ihm Geschenke an Gold und Lebensmitteln und mehrere Sclavinnen; Cortez aber behandelte sie als Freunde, nachdem er von ihnen verlangt hatte, daß die Oberhäupter (Kaziken) dem Könige von Spanien ihre Huldigung darbrachten. Hier begann er überhaupt seine Politik, welche er bis zum Schluß der Eroberung fortsetzte. Er litt niemals, daß die Besiegten mißhandelt und geplündert wurden, und

*) Er sprach ein gelauftes Latein und kannte besonders genau die römischen Geschichtschreiber. Einen nicht unbedeutenden Grad geistiger Bildung erkennt man auch aus seinen Berichten an Carl V., welche dem Eroberer Meiico's alle Ehre machen. Sein Styl ist natürlich, klar und kräftig. — Die Quellen über Cortez sind so vollständig, wie über keine andere Eroberung der Spanier in Amerika, und bestehen theils in Schriften der Zeitgenossen, theils in Geschichtschreibern, welche zunächst beides auf dieselben schöpften. Es sind der Cortez Mitgefährte Bernal Diez del Castillo und Augenzeuge seiner Thaten (Historia Verdadera de la Conquista de la Nueva España), der Cortez Hauskaplan Gomara, welcher sein Buch nach den Erzählungen des Feldherrn niederschrieb (Cronica de la Nueva España), der Cortez eigene Berichte (Cartas) an Carl V., wo von nur der erste verloren gegangen ist, der Missionär Toravemada, welcher besonders die Nachrichten eingeborener Mexicaner sammelte (Monarquia Indiana), und Herrera, ein Geschichtler, welchem alle offiziellen Documente über Indien offen standen (Historia General de los Hechos de los Castellanos en las Islas y Tierra Firme del Mar Oceano, zuerst 1601 erschienen).

begegnete ihnen eben so freundlich, als ob keine Feindseligkeiten stattgefunden hätten. Er verlangte allein eine Huldigung für die Krone Spaniens, und die Aufgebung verjenigen Gebräuche, die mit dem Christenthum unvereinbarlich waren. Mäßigung und Großmuth haben unter seiner Führung bei der Eroberung Mexico's in derselben Weise gewirkt, wie die Ueberlegenheit europäischer Kriegskunst und überhaupt das Uebergewicht geistiger Bildung. Strenge und Gewaltthätigkeit erwies Cortez nur dann, wenn ein gewaltsames Verfahren bei drohender Gefahr zu seiner eigenen Rettung nothwendig war, oder wenn ein öfter wiederholter Aufstand der Indier, nach den Begriffen der Spanier eine Empörung gegen Christenthum und Krone, unterdrückt wurde. Wo er dagegen selbst nicht gegenwärtig war, verfuhren seine Hauptleute häufig mit Härte und Grausamkeit.

Von dem Tabascohafen segelte das Geschwader nach San Juan de Ulua und gelangte dorthin am 2. April. Sogleich kamen Kähne zu den Schiffen mit angesehenen Leuten, welche dem Cortez Beweise ihrer freundschaftlichen Gesinnung gaben. Aguilar verstand ihre Sprache nicht, allein zum Glück hatten sich unter den Sclavinnen auch Tabasco ein junges Mädchen, von Cortez unter dem Namen Marina getauft, und durch die spätere Eroberung berühmt, welche den Mangel ersetzte, da sie das Mexicanische und Aguilar's indische Mundart sprechen konnte. In dieser dreifachmischen Weise wurden anfangs alle Unterhandlungen mit den Eingeborenen verdollmetscht; sie genügte jedoch, um Cortez über die Lage der Dinge in Kenntniß zu setzen, und seine Unterhandlungen mit den Indiern zu führen, wodurch er in der Folge eben so viel bewirkte, wie durch die Gewalt seiner Waffen. Cortez erfuhr, jene Abgesandten seien Diener eines mächtigen Fürsten, des Beherrschers von Mexico, Montezuma, welche sich nach der Ursache seines Besuches ihrer Küste erkundigen wollten. Er gab zur Antwort: dem Statthalter und dem Feldherrn der Provinz müsse er Dinge von der höchsten Wichtigkeit persönlich mittheilen, und wünsche bis dahin mit Lebensmitteln versorgt zu werden. Gleich darauf landete er seine Truppen, ließ sein Lager verschanzen, das Geschütz aufstellen und nahm überhaupt eine militärische Stellung ein, um sich gegen Ueberraschung vollkommen zu sichern.

Am nächsten Tage langten die zwei höchsten Beamten der Provinz bei Cortez mit Geschenken, und mit einem zahlreichen Gefolge an. Cortez bewirthete sie, übergab ihnen Geschenke an Montezuma, und hieß sie, diesem ihren Fürsten die Botschaft zu überbringen: Er sei auf Befehl seines Königs gekommen, um mit dem Beherrscher des Landes in einer persönlichen Unterredung mehrere Dinge zu besprechen, die jenem im höchsten Grade ersprießlich sein würden; darum, er auch sich für einen Gesandten aus, und bewies, daß sein Plan hinsichtlich der Eroberung in der Art gereift war, daß er unter jenem Vorwande in das Innere des Landes kühn zu dringen und dort die sich bietenden Umstände zu benutzen gedachte. Die Beamten gewann er durch köstliches Benehmen, zugleich aber unterließ er es nicht, ihnen Erstaunen und Schrecken einzuflößen, indem er seine Truppen ausrücken, die Geschütze abfeuern und die Reiterei über die Sandebene des Ufers hinsprengen ließ. Jene ließen das Gehörte und Gesehene sogleich an Montezuma berichten, und in wenigen Tagen kam ein Abgeordneter des Beherrschers von Mexico mit mannigfachen Geschenken, aber zugleich mit der Botschaft, die Unterredung sei nicht nothwendig. Die Geschenke bestanden aus einer Sonne von Gold, einem silbernen Monde von der Größe eines Wagenrades, einer Menge Schmuck aus Gold und Silber, in der Gestalt von Thieren, aus Federn, baumwollenen Tüchern u. s. w. Der Metallwerth allein betrug an 50,000 Dukaten nach Torquemada, und Castillo erzählt sehr naiv, wie der Anblick dieser Reichthümer weniger wegen ihres Werthes die Spanier erfreut hatte, als er sie durch die Gewißheit entzückte, daß sie Massen von Gold und Silber im Lande vorfinden würden. Auch nahm Cortez keine Rücksicht auf den letzteren Theil der Botschaft, sondern erwiederte, er müsse den Montezuma persönlich sprechen, und sich deßhalb in die Residenz desselben verfügen. Eine zweite Botschaft des Montezuma lehnte den Besuch des Cortez noch bestimmter ab, allein dieser blieb bei seiner Erklärung, und gelangte mittlerweile durch den Verkehr mit Indiern zur Kenntniß über die Verhältnisse des mexicanischen Reiches, indem er auch mit unterworfenen und unterdrückten Stämmen in Berührung kam, und sogar von dem Kaziken einer benachbarten Ortschaft, Zempoalla, zu einer Unterredung eingeladen und zum Beistand gegen die Tyrannei des Montezuma erbeten wurde.

Als die Spanier im mexicanischen Reiche landeten, umfaßte dasselbe den größeren Theil des nachherigen Vice-Königreichs Neu-Spanien, enthielt jedoch in seinem Umfange noch mehrere unabhängige Gebirgsvölker, welche ihre Selbstständigkeit gegen die größere Monarchie behauptet hatten. Der Besitzand des Reiches war noch neu; nach den Sagen der Mexicaner war der herrschende Stamm der Azteken im 12ten Jahrhundert von den kalifornischen Küsten aus in das Thal von Mexico eingewandert, und hatte dort nach einem sünfjährigen Aufenthalte die Hauptstadt Tenochtitlan *) in mehre Theile eines See's mit sämtlich angelegten Dämmen erbaut. Wie es scheint, waren jedoch verschiedene Stämme im Lande ausgebreitet, welche sich durch eine eigenthümliche Kultur der Urvölker Amerika's ziemlich gleich standen, und welche entweder mit Gewalt unterjocht oder auf friedlichem Wege mit den Azteken verschmolzen waren. Die Einheit unter einer monarchischen Regierungsform war in jenem Staate noch neuer, und reichte nur wenig über ein Jahrhundert hinaus. Anfangs wurde der Thron durch Wahl besetzt und war in seinen Rechten von einem zahlreichen und mächtigen Adel beschränkt; erst wenige Jahrzehnte vor der Ankunft der Spanier war eine unumschränkte und erbliche Monarchie von dem letzten Fürsten Montezuma, nach Vernichtung der alten Verfassung, gebildet worden. Der Adel aber war bei des Cortez Landung durch Grundbesitz und Vorrechte noch bedeutend und von dem übrigen Volke streng gesondert, dessen größerer Theil, im Zustande der Leibeigenschaft oder einer von Leibeigenschaft wenig verschiedenen Sclaverei, der gesellschaftlichen Rechte mehr oder weniger entbehrte. Die Monarchie besaß alle Kraft und den äußeren Prunk, welcher ihr in geordneten Despotien eigenthümlich zu sein pflegt. Eine Menge von Beamten erhob die genau bestimmten Abgaben, übte die richterliche Gewalt, oder wachte im ganzen Reiche über die schnelle Ausführung der Befehle des Monarchen, welche durch eine geordnete Kette von Läufern in die entlegensten Theile des Landes überbracht wurden; eine argwöhnische Polizei bewachte die Stimmung der Unterthanen, und zahlreiche Truppen waren stets bereit, jeden Widerstand zu unterdrücken. — Der Luxus herrschte und fand der Nation war eigenthümlich, und scheint der Rest einer alten ursprünglichen Civilisation Amerika's gewesen zu sein, deren Dasein auf verschiedenen Punkten ausgedehnte Trümmer von Städten gegenwärtig bezeugen, welche schon vor den Zeiten des azteckischen Reiches ihren Untergang gefunden haben müssen **). Der Ackerbau der Mexicaner stand auf seiner niederen Stufe, und vermegte wenigstens im Thale von Mexico eine dicht gedrängte Bevölkerung zu ernähren, welche außer der Hauptstadt eine Menge von kleineren und mehrere größere Städte am Rande des See's bewohnte (Xuxpalapan, Tezcuco, Tlacuya u. s. w.). Er zeigte einen hohen Grad der Künstlichkeit; die Spanier bewunderten die ausgedehnten und sinnreich angelegten Gärten des mexicanischen Adels, worin das Nützliche mit dem Angenehmen auf eine Weise vereinigt war, welche sie in ihrem eigenen Vaterlande nicht bemerkt hatten. Die Städte zeigten großartige Straßen und ansehnliche, sämmtlich in größerer oder geringerer Anzahl weite und thurmartige Gebäude aus Backstein mit Kalk übertüncht, sowohl Paläste der Großen wie auch Opfertempel für die zahlreichen Götter; die ersteren umfaßten weitläuftige Gemächer und Höfe, die letzteren bestanden aus Pyramiden, welche an den Seiten mit Treppen umringt, und auf der Plattform mit einem kleineren Gebäude versehen waren. Einzelne Gewerbe hatten eine Höhe erreicht, welche man sonst nur bei feinerer Kultur zu bemerken pflegt. Die Spanier bewunderten die Zierlichkeit der Webereien und Goldarbeiten und die schöne Fassung der Juwelen und der Federnschmucke; im Allgemeinen erwies jedoch der Zustand der Gewerbe und des Verkehres einen niederen Grad, welcher sich wenig über die

*) Der aztekische Name für Mexico.

**) In Yucatan, Guatemala u. s. w. In diesen Theilen Neu-Spaniens wurden viele Städte, von denen sich dort Trümmerhaufen finden, zur Zeit der Eroberung nicht mehr bewohnt.

vollkommene Barbarei erhob. Der Gebrauch des Eisens war unbekannt, und zu schneidenden Instrumenten bedienten sich die Mexicaner allein des Feuersteines; Gold und Silber wurde nicht als Tauschmittel, sondern allein zum Schmucke gebraucht; zu ersteren dienten Cacaobohnen im gesetzigen Verkehre. Baumwolle waren zum Dienste des Menschen nicht gezähmt, und nur die Masse des niederen Volkes war zum Tragen und Ziehen der Lasten bestimmt. Zwar besaßen die Mexicaner eine ziemlich genaue Zeitrechnung, und ein weit ausgebehntes, wenn auch nicht einfaches Zahlensystem, dagegen war ihre Schrift in der Weise unvollkommen, daß sie allein zur Darstellung weniger Begriffe genügte. Sie bestand aus Bildern, welche auf Gewebe gemalt, in unvollkommenen Umrissen, ohne richtige Zeichnung entworfen wurde. In dieser Art waren die Berichte an Montezuma verfaßt, als Cortez an der Küste gelandet war, und als die höheren Beamten der Provinz mit der Frage nach seinem Begehre zu ihm kamen.

Das soziale Leben der Mexicaner bot in mannigfacher Hinsicht so scheußliche Seiten, daß man den Untergang der ganzen Civilisation nicht bemitleiden kann. Wie erwähnt, stand dem Despotismus des Thrones oder des Adels ein vollkommen unterwürfiges Volk gegenüber, welches bisher ohne alle Auflehnung, durch den Wechsel ihrer Herren nur gewinnen konnte. Die Religion war allein auf die Erregung des Schreckens und des Schauders berechnet, und erheischte durch zahlreiche Menschenopfer einen immerwährenden Tribut der abhängigen Völkerschaften, welchen um so fürchterlicher erschien, da er stets in Masse geordnet war *). Mit den Menschenopfern war der Gebrauch des Menschenfleisches als Nahrung verbunden, welche regelmäßig als Waare auf den Märkten der Städte feil geboten wurde. Unnatürliche Wollust war ferner nicht allein überall geduldet, sondern durchaus in die Sitten und sogar in die Religion übergegangen, und Völlerei im Genusse geistiger Getränke wurde bis zum höchsten Uebermaß getrieben.

An kriegerischem Muthe fehlte es den Mexicanern eben so wenig, wie an einer regelmäßigen Ausbehnung und Abtheilung ihres Heeres; allein ihre Disciplin war nicht geeignet zur Festigkeit in geschlossenen Reihen und bei leichten Bewegungen. Ihre Schutzwaffen bestanden allein aus gesteckenen Rohrschilden und aus Kleidern von gesteppter Baumwolle, ihre Angriffswaffen aus Speeren, Pfeilen mit Fischgräten oder Feuersteinen, und aus hölzernen Schwertern, deren Schärfe durch dieselben Steine gebildet wurde. Alles dieß war gegen europäische Kriegskunst ungenügend, und die Mexicaner scheinen zu schwerfällig gewesen zu sein, um ihre Kriegführung nach dem Erforderniß der Umstände schnell abzuändern, während das später von den Spaniern unterworfene Volk der Peruaner die Erfahrungen europäischer Kriegführung sich schnell aneignete, aber einen vollkommenen Mangel an kriegerischem Muthe erwies.

Montezuma hatte von den früheren Landungen genaue Nachricht erhalten, und seitdem die Ankunft neuer Spanier um so mehr befürchtet, weil er den Erfolg der von beiden ersten Unternehmungen aufgeführten Gebäude kannte. Seine Besorgnisse waren um so stärker, da ein allgemein verbreiteter Glaube unter den Mexicanern vorhanden war, von Osten kommende Fremdlinge würden sie unterwerfen und beherrschen. Es bleibt dahin gestellt, worin dieser Glaube seinen Grund hatte; alle Quellen bezeugen jedoch einstimmig, daß er stattfand, und die späteren Ereignisse erwiesen, daß er den Spaniern eben so viel nützte, wie die Ueberlegenheit, welche europäische Civilisation ihnen gewährte. — Von dem Augenblick an, wo Cortez bestimmt erklärte, er müsse mit seinen Truppen Montezuma in der Hauptstadt besuchen, erwies übrigens dieser Beherrscher des mexicanischen Reiches eine immerwährende Furcht und Unentschlossenheit. Er besaß weder die Kühnheit Cortez anzugreifen, noch genügenden Muth um die Spanier von seiner Hauptstadt abzuhalten, noch sich gehörig zu sichern, sobald dieselben in letzterer seinen Fuß gefaßt hatten. Die selbstständige Kraft des Adels war durch den Despotismus des Thrones gelähmt, und erwachte erst in demjenigen Augenblicke, wo Montezuma bereits verloren war.

Bevor jedoch Cortez in die Verhältnisse des mexicanischen Reiches eingriff, erlangte er durch den Willen seiner Truppen eine Stellung, welche seine Selbstständigkeit in der Art befestigte, daß er während der Eroberung als unabhängiger Befehlshaber verfahren konnte. Sein erwähntes Verhältniß zu Velasquez ward auf eine Weise aufgelöst, welche den damaligen freieren Verhältnissen der Spanier, gemäß seiner Selbstständigkeit, zugleich eine gesetzliche Form gewährte, wenigstens bis zu den Augenblicke, wo die Krone darüber entschied. Als die letzte erwähnte Botschaft des Montezuma angelangt war, enthielten sich plötzlich die Mexicaner alles Verkehres mit den Spaniern, so daß bei diesen eine augenblickliche Verlegenheit durch Mangel an Lebensmitteln entstand. Diesen Umstand benutzten die Anhänger des Velasquez, besonders ein Bernardier desselben, Juan Velasquez, und der Hauptmann Diego v. Ordaz, um die Truppen zu bearbeiten, damit diese die Rückkehr nach Cuba verlangten. Der Zweck der Reise sei durch den Gewinn einer bedeutenden Masse von edlen Metallen erreicht, die Mannschaft aber zu klein für die Gründung einer Colonie; sie genüge um so weniger für die Eroberung eines mächtigen Staates. Diese Umtriebe erweckten den Widerstand der größeren Zahl, unter denen sich Viele befanden, welche früher ihr Vermögen unnützer Weise aufgeopfert hatten, als eine beabsichtigte Unternehmung nach Peru durch die Beamten des indischen Rathes vereitelt war. Alle diese Leute verwarfen von Velasquez nur so viele derselben Gemeinsitte und Verderblichkeiten, weil er als Günstling Fonseca's, des Präsidenten vom indischen Rathe, bekannt war. Sie entschieden die Stimmung des kleinen Heeres; die Soldaten traten tumultuarisch zusammen, ernannten Cortez zum Feldherrn, und beschlossen die Gründung einer Colonie. Da Cortez, ihre Umtriebe leitete, bleibt dahin gestellt; das Castillo wenigstens erhellt, daß die ihm vollkommen ergebenen Hauptleute Pedro von Alvarado und Cristoval von Oli an der Spitze der Bewegung standen. Nach den damals noch freien Municipalverfassungen Spaniens wurde alsdann eine Stadtrath der Colonie ernannt, welcher bei sogleich als legitime Behörde constituirte, und nach allen rechtlichen Formen der tumultuarischen Wahl die gesetzliche Kraft verlieh. Cortez legte vor jenem Stadtrathe den Oberbefehl förmlich nieder, welcher ihm erst nach einer Berathung jener Behörde wieder übertragen, und nach vielen Weigerungen von ihm angenommen wurde. Des Velasquez Anhänger suchten sich zu unterlegen; der Stadtrath ließ wohl derselben, Juan Velasquez und Diego von Ordaz, gefesselt auf die Schiffe bringen, Cortez aber gewann sie dort auf solche Weise, daß die beiden Hauptleute von nun an sich als seine wärmsten Anhänger erwiesen. An der Errichtung der Colonie wurde emsig gearbeitet, Schanzen aufgeworfen, Baracken aus Baumzweigen erbaut u. s. w. Cortez selbst führte den Spaten wie ein gemeiner Krieger, und in Kurzem war in jenem Platze ein Haltpunkt an der Küste gegründet, welcher, für die spätere Unternehmung nothwendig, nach der Eroberung zu einer bedeutenden Stadt unweit Quiahuitzlan (Villa Rica de la Vera Cruz, reiche Stadt des wahren Kreuzes, gewöhnlich kurzweg Vera Cruz genannt).

Mittlerweile war Cortez mit unzufriedenen Unterthanen Montezuma's in Berührung gekommen, anfangs mit einzelnen Indiern, die ihm Lebensmittel gegen Glasschrallen verkauften, bald darauf mit Ersteleuten. Er begann seine Operationen in Mexico mit einem Marsche in nördlicher Richtung, um die Unzufriedenen persönlich aufzusuchen, und gelangte nach wenigen Tagen in eine ziemlich bedeutende Stadt, Sempoalla, wo er bereits wie ein Erretter von den Tyrannen empfangen wurde. Die Sprecher erklagten über die zahlreiche Bevölkerung einer aus Stein gebauten Stadt; die Indier verehrten die Fremden als Wesen höherer Art, von denen sie Befreiung aus Tyrannei und Unterdrückung zuversichtlich hofften. In einer zweiten Dorfschaft hatte Cortez sogleich Gelegenheit, den Erwartungen der Eingeborenen zu entsprechen. Während die Kazikes ihm klagten, sie würden ihrer Söhne und Töchter, so wie ihrer Kostbarkeiten von den mexicanischen Steuerbeamten beraubt, langten zwei derselben mit strengen Befehlen Montezuma's an, welcher als Strafe für die Aufnahme von Fremdlingen eine Tributzahlung an Menschen-

*) Nach den geringsten Angaben betrug die Zahl der geopferten Menschen in den Hauptstadt jährlich 2000.

opfern verlangte. Cortez aber erklärte, er sei im Namen des Königs von Spanien erschienen, um den Unterdrückten zu helfen, und befahl sogleich die Verhaftung der Steuerbeamten. In der Umgegend ließ er überall verkündigen, das Land sei vom Tribute der Menschenopfer befreit; er werde die Eingeborenen durch seine Waffen schützen. Eine Empörung des Landes folgte der Verkündigung; die Provinz sagte sich von Mexico los und dem Könige von Spanien wurde unter lautem Jubel gehuldigt.

Die Indier wollten die gefangenen Steuerbeamten opfern; Cortez rettete sie durch eine List und begann ein staatskluges Verfahren, welches die Barbaren vollkommen verwirrte, aber auch nur bei solchen erfolgreich sein konnte. Er übersandte durch jene Mexicaner dem Montezuma eine freundliche Botschaft, worin er den ganzen Vorfall auf solche Weise darstellte, als sei er ohne seine Veranlassung geschehen; zugleich kündigte er ihm seinen nahen und feierlichen Besuch, als Gesandter eines mächtigen Fürsten, an. Unterdessen schloß er an demselben Tage ein förmliches Bündniß mit den empörten Kaziken, worin er, wie später bei allen seinen Verträgen, zur Bedingung seines Schutzes machte, daß die Indier in Zukunft sich der Menschenopfer und der unnatürlichen Lust enthalten sollten. Zu Anfange der Spanier war durch jene Vorfälle bereits so groß, daß sie bei ihrer Rückkehr in Sempoalla die Götterstatuen umstürzen und ein Kreuz an deren Stelle errichten konnten. Der Widerstand der Indier wurde ohne Blutvergießen unterdrückt.

Nach der Rückkehr in die Stadtquartiere wurden Schritte getroffen, um die gesetzliche Bestätigung der Krone für das eigenmächtige Verfahren des Heeres zu erlangen, und dem Einstusse des indischen Rathes bei Hofe entgegenzuwirken. Das ganze Geschenk Montezuma's wurde für den König bestimmt; Cortez entwarf einen Bericht, und die Behörde der Colonie stigte ein von allen Soldaten unterzeichnetes Schreiben hinzu, worin sie den Ungehorsam gegen Velasquez durch die Nothwendigkeit rechtfertigte. Ein direkt nach Europa gesandtes Schiff verließ mit den Schätzen und Urkunden den Hafen von Vera Cruz.

Die Colonie befand sich in genügendem Vertheidigungszustande, und die Anstalten zum Marsche nach Mexico waren bereits getroffen, als die Entdeckung einer Verschwörung noch einigen Aufenthalt veranlaßte. Mehrere Anhänger des Velasquez hatten verabredet, in der Nacht sich eines Schiffes zu bemächtigen, um nach Cuba zu entweichen, und dem Velasquez die Nachricht von den Vorfällen zu überbringen. Ein Verschworener entdeckte dem Feldherrn diesen Plan. Die Verschwörung wurde schnell unterdrückt, bewirkte aber eine solche Aufregung im Heere, daß die Soldaten zum zweiten Male tumultuarisch zusammenstraten und den Beschluß faßten, ihre Flotte zu zertrümmern, damit ähnlichen Versuchen die Mittel entzogen werden würden. Der Beschluß wurde nach Bestätigung der Colonialbehörde sogleich ausgeführt; man brachte die Materialien der zertrümmerten Schiffe an das Land, um sie für spätere Zwecke aufzubewahren. Natürlich wurde den Spaniern zugleich der Rückzug dadurch abgeschnitten, so daß ihnen nur die Wahl zwischen Sieg und Tod verblieb; letztere Absicht lag jedoch bei den Verhältnissen nicht zum Grunde.

Am 16. August 1519 rückte endlich Cortez in das Innere von Mexico mit ungefähr 500 Spaniern und 400 Kriegern aus Sempoalla, nachdem er eine kleine Besatzung in Vera Cruz zurückgelassen hatte. Gepäck und Geschütz wurde von indischen Lastträgern weiter befördert, und der ganze Zug bewegte sich in streng militärischer Ordnung, so daß die Spanier in jedem Augenblick zum Gefecht bereit waren. Der Weg führte sie theils durch Gebirge, theils durch bewohnte Thäler und bevölkerte Ortschaften, wo sie überall mit Geschenken und Unterwürfigkeit empfangen wurden, bis sie an die Grenzen einer kriegerischen und unabhängigen Republik, Tlaxcala, gelangten, deren Gebiet, von rauhen Gebirgszügen durchschnitten, und deßhalb gegen auswärtige Feinde leicht vertheidigt, eine tapfere und stolze Bevölkerung ernährte. Die Tlaxcalteken, zahlreich und arm auf unergiebigem Boden, hatten ihre innere und äußere Freiheit behauptet, und wurden von den umliegenden Stämmen gefürchtet und gehaßt, besonders von den Mexicanern, gegen welche sie selbst eine von ihren Vorfahren überlieferte und erbitterte Feindschaft hegten. Cortez hatte den Weg über das Gebiet dieser Republik gewählt, weil er von den Feinden Montezuma's seinen Widerstand erwartete, und ein ähnliches Bündniß wie in Sempoalla zu schließen gedachte. Er entsandte einige Kaziken aus Sempoalla mit Friedensanträgen, allein der große Rath der abgeschlossenen Republik beargwohnte die Fremden, und schickte die Gesandten mit dem Verbote, ihr Land zu betreten, wieder zurück. Cortez gab jedoch seinen Plan nicht auf, und die Spanier überschritten schlachtfertig die unbewachten Grenzen.

Sobald Cortez das Gebiet der Republik betreten hatte, ward er von einem kleineren Haufen angegriffen, und mußte von nun an zwei Wochen lang einen täglichen Kampf mit tapferen Feinden bestehen. Die Tlaxcalteken stürzten in dicht und drängten Haufen auf die Spanier, und suchten ihre Reihen zu durchbrechen, wurden aber jedesmal durch europäische Kriegskunst und Disciplin zurückgeworfen; die Uebermacht an Zahl und die indische Kampfart unterlag den Waffen und der Kriegsordnung der Spanier; das Geschütz schmetterte die dichten Reihen zu Boden; Musketen- und Armbrustschüsse fehlten niemals, weil sie in gedrängte und nahe stehende Haufen fielen; Lanzen mit Fischgräten und Feuerfleinen vermegten nicht die Reiterei aufzuhalten, welche die schwer zu bewegenden Massen niederritt; außerdem wurde in der Schlachtordnung der Indier fortwährend gefört, weil sie Todte und Verwundete sogleich in Sicherheit brachten, ein Gebrauch, welcher durch die erwähnte Sitte jener Völker veranlaßt war, wonach sie ihre Gefangenen zur Opferung und zur Speise bestimmten. Cortez rückte unter jenen Gefechten nur langsam weiter; wenn er nämlich einige Stunden zurückgelegt hatte, wählte er sorgfältig den Lagerplatz, und schickte sich für die Nacht durch Verschanzungen, die am Abend aufgeworfen wurden. Seinen Zweck, das tapfere Gebirgsvolk zum Verbündeten zu erlangen, ließ er niemals aus den Augen; die Gefangenen schickte er stets mit Geschenken, Freundschaftsbezeugungen und Friedensanerbietungen zurück; sobald er durch eine Ortschaft zog, wurde die strengste Disciplin beobachtet. Die Spanier befanden sich übrigens in keiner angenehmen Lage; obgleich ihr Heer nur wenig Todte und Verbre verloren hatte, waren fast alle Soldaten verwundet, die Lebensmittel waren gering, und das Schlachtfeld gewährte keine Beute, um den Muth durch Habsucht anzufeuern, denn die Republik war arm an edlen Metallen; sie litten anderdem an den Strapazen des Kampfes in einem Alpenlande der heißen Zone. Während sie nach beißen Tagen des Nachts in den Thälern biwouakirten, erstarrten sie durch nächtlichen Frost, welcher die Winde von den Schneegebirgen herabwehten. Viele Spanier und Pferde erkrankten.

Das staatskluge Benehmen des Cortez äußerte bald seine Wirkung. Im großen Rathe der Republik erhob sich eine Partei, welche Frieden und Bündniß mit den Spaniern wollte, um so mehr, da Cortez den entlassenen Gefangenen sich als einen Feind der Mexicaner darstellte. Der Feldherr von Tlaxcalteken Xicotenga, und dessen Anhang widersetzten sich jedoch den Unterhandlungen; jener lieferte den Spaniern am 15. September eine Hauptschlacht, erfuhr jedoch bald, daß seine Kaziken den weiteren Krieg nicht gerne sahen. Die Spanier waren bereits in Unterhandlung gerathen, und ihre Niederlage schien gewiß, als mehrere Kaziken im Heere den Feldherrn nicht unterstützten, und dadurch den Sieg der Spanier beförderten. Xicotenga verurtheilte einen nächtlichen Ueberfall, allein die Spanier waren auf ihrer Hut, und trieben den Feind von ihren Verschanzungen zurück. Der große Rath der Republik beschloß, die Fremdlinge um Frieden zu ersuchen; Xicotenga trug noch immer Bedenken; er sandte unter dem Vorwande zur Friedensunterhandlungen eine Menge Spione in das spanische Lager, deren wahre Bestimmung jedoch von einem Sempoalteken und von der Dollmetscherin Donna Marina leicht erkannt und vor Cortez im Verhöre erwiesen wurde. Cortez ließ mehreren die Hände abhauen, und sandte sie so verstümmelt zu ihrem Heere zurück. Xicotenga hatte zu einem neuen Angriff die Vorbereitungen getroffen; die Entdeckung der Spione überraschte die Barbaren, und erweckte die Meinung, jene Fremdlinge seien durch Zauberei, wie durch Tapferkeit, unbesiegbar. Der Feldherr sügte sich den Befehlen der Republik, und begab sich selbst in das spanische Lager, um die Feindseligkeiten zu entschuldigen und des Cortez Friedenserbietungen anzunehmen. Bald auch erschienen die Oberhäupter der Republik mit bestimmteren Aufträgen, und mit der Einladung, Cortez möge sich in ihre

Hauptstadt begeben. Der spanische Feldherr selbst verstand es, diese Tlascalteken durch Freundlichkeit und offenes Benehmen zu gewinnen, und ihre Meinung von der Ueberlegenheit der Spanier zu befärken, wonach diese den Barbaren als Götter erschienen. In Kurzem war die Oeffnung derselben in solcher Weise umgestimmt, daß die ganze Bevölkerung bei Spaniern eine enthusiastische Anhänglichkeit erwies. Diese zogen unter Jubel in die Hauptstadt; die Reypublik huldigte dem Könige von Spanien als ihrem Oberherrn, indem der Bestand ihrer inneren Verhältnisse verbürgt wurde, und Cortez erreichte seinen Zweck einer wohlbegründeten und vortheilhaften Bündnisses, welches in den späteren Ereignissen durch die Feindschaft der Tlascalteken gegen die Mexicaner noch mehr befestigt, ihm einen Haltpunkt gewährte, ohne welchen er die Eroberung Mexico's nicht hätte durchführen können. Nur einmal bot sich Gelegenheit zu Mißhelligkeiten. Cortez, ein Berechnender und höchst kluger Mann, verlor die Besonnenheit im Religionseifer, sobald von Ausbreitung des Christenthums die Rede war. Im Eifer dafür, verlangte er zu wiederholten Malen von den Häuptern der Reypublik, daß sie nicht allein die Menschenopfer aufgeben, sondern über Religion gänzlich entsagen sollten. Er war bereit genug, mit Gewalt zu verfahren, fand jedoch Unerschütterlichen Widerstand, daß Mehrere seiner Hauptleute die Sache für unverständig erklärten, und daß sogar sein Kaplan ihm anrieth, wenigstens noch einige Zeit zu warten, bis die Indier im Christenthume gehörig unterrichtet wären.

Cortez verweilte 17 Tage in der Hauptstadt, bis seine Verwundeten geheilt, die Waffen in gehörigen Stand gesetzt, und vollständige Nachrichten über das mexicanische Reich eingezogen waren. Alsdann setzte er sich in Marsch nach Mexico über Cholula, von 4000 Tlascalteken begleitet, indem seine Truppen stets schlagfertig und mit allen kriegerischen Vorsichtsmaßregeln zum Empfange eines Feindes in das Reich Montezuma's rückten.

Der Beherrscher Mexico's hatte unterdeß fortwährend im Entschlusse über die Maßregeln hinsichtlich der Spanier geschwankt. Nach den Vorfällen in Sempoalla hatte er Befehl ertheilt, ein Heer gegen die Fremdlinge zu sammeln, welche seine Unterthanen zur Empörung reizten; als sie in den Cortez ertheilten Strafverordnungen mit einer freundlichen Botschaft bei ihm anlangten, nahm er denselben zurück. Der Ausgang des Kampfes mit den Tlascalteken, womit die Mexicaner seit dem Besitzehen ihres Reiches einen erfolglosen Krieg geführt hatten, benahm ihm die Hoffnung, er werde den Fremdlingen mit siegreichen Widerstand entgegensetzen können. Er versuchte auf's Neue Unterhandlungen, um die Spanier von seiner Hauptstadt abzuhalten. Als Xicotenga sich in das Lager des Cortez begab, waren dort auch Mexicaner angelangt, welche sagar im Namen ihres Herrn versprachen, derselbe werde dem Könige von Spanien Tribut zahlen. Cortez möge aber nicht nach Mexico kommen. Dieser hielt die Gesandten hin, bis das Bündniß mit Tlascala abgeschlossen war*), und ließ dann dem Montezuma seinen baldigen Besuch ankündigen. Montezuma suchte hierauf durch einen Hinterhalt zu bewirken, was er durch Geschenke und Unterhandlungen nicht erlangt hatte und zu dessen Ausführung durch offene Gewalt ihm der Muth fehlte.

Als Cortez vor Cholula anlangte, der ersten größeren Stadt des mexicanischen Reiches, die er betrat, wurde er mit vollkommener Ehrerbietung empfangen. Die Kaziken und Priester kamen ihm entgegen, räucherten ihn und seine Offiziere wie Götter ein, leisteten dem Könige von Spanien die Huldigung, wiesen den Spaniern einen Theil der Stadt zum Quartiere an, und lieferten Lebensmittel in reichlicher Menge. Nur die Tlascalteken durften als einschiedene Feinde nicht in die Stadt und mußten vor derselben ihr Lager aufschlagen. Jedoch am dritten Tage merkten die Spanier, daß man etwas Feindliches gegen sie im Sinne führe. Die Lebensmittel blieben aus und kein Indier trat mit Spaniern in Verkehr. Gesandte von Montezuma kamen zu Cortez und wiesen in trotziger Sprache den Besuch zurück. Cortez ließ 2 Priester verhaften, in deren Verhör der Verdacht vermehrt wurde. Während er sich mit diesen und mit einem Kaziken unterhielt, benachrichtigten ihn 2 Sempoalteken, auf den Straßen in der Nähe seines Quartiers bemerke man feindliche Vorbereitungen; 2 Tlascalteken, die sich in die Stadt durchschlichen, gaben ihm endlich die bestimmte Kunde, Weiber und Kinder seien fortgeschafft, und die männlichen Einwohner bewaffnet. Cortez ernennte das Verhör der Priester, und erhielt von diesen auch Drohungen und Geschenke die Auflage, daß 10,000 Mexicaner bereits in der Stadt wären, und 10,000 in den Bergschluchten einen Hinterhalt gelegt hätten, um die Spanier beim Abmarsch von allen Seiten anzugreifen. Die Spanier blieben die ganze Nacht hindurch unter den Waffen; während derselben erhielten sie die bestimmteste Kunde durch die Zollmeisterin Donna Marina. Die Gemahlin eines Kaziken, bei welchem diese im Quartier lag, suchte dieselbe zu retten, und vertraute ihr, als einer Mexicanerin, den ganzen Plan, wodurch der Untergang der Spanier unvermeidlich sei. Cortez hatte in der Nacht Kriegsrath gehalten, und schritt zu einem Verfahren, welches ihm unzählige Male zum Vorwurf gemacht wurde, welches jedoch als das einzige Mittel erscheint, wodurch er sich und seine Truppen vor der Uebermacht des beabsichtigten Hinterhalts retten konnte.

Am nächsten Morgen standen Spanier und Indier unter den Waffen. Cortez ließ mehrere Kaziken rufen und gab sich den Anschein, als ob er von dem Hinterhalte nichts wisse; sobald eine bedeutende Anzahl versammelt war, warf er ihnen plötzlich in harten Worten den Verrath vor, und als die befürzten Oberhäupter eingestanden, ließ er durch einen Kanonenschuß das Zeichen zum Angriff geben. Die Indier wurden überrascht, und vermochten sich ohne Führer auf keine andere Weise zu vertheidigen, als daß sie sich in ihre Wohnungen und auf die Opfertempel flüchteten. Die Spanier hieben Haufen von befürzten Einwohnern nieder; die Tlascalteken drangen in die Stadt, und mordeten mit solcher Erbitterung, daß Cortez durch Alvarado und Sandoval ihren Wüthen Einhalt thun mußte. In Kurzem war ein Theil der Stadt in Flammen; die Indier flüchteten sich in Masse auf den größten ihrer Opfertempel, den die Spanier erstürmten. Cortez ließ den Besiegten Pardon anbieten, allein die Indier verschmähten die Gnade der Fremdlinge und stürzten sich von den Zinnen. Zwei Tage lang dauerte die Plünderung; 6000 Mexicaner und Einwohner Cholula's wurden erschlagen, und der Schrecken war so bedeutend, daß Montezuma keinen weiteren Versuch zu machen wagte, um den Cortez von der Hauptstadt zurückzuhalten.

Als am dritten Tage jene Cortez die gefangenen Aeltesten und Priester zu sich kommen, und erklärte den Befürzten: Ihr Verrath sei nach spanischer Sitte bestraft; von jetzt an werde kein Einwohner Cholula's mißhandelt werden. Alle Gewaltthätigkeit unterblieb; die geflüchteten Einwohner kehrten nach einigen Tagen in die Stadt zurück, über eine Verfahrungsweise erkaunt, welche ihnen im Vergleich mit der eigenen Kriegsführung als Milde erschien. Allmählig füllten sich die Märkte, und während eines Aufenthalts von 14 Tagen erlangten die Spanier von den Eingeborenen dieselbe Verehrung, wie früher von den Tlascalteken nach bestandenem Kampfe.

Am 29. October setzte sich Cortez nach der Hauptstadt in Bewegung, ohne weitere Hindernisse auf seinem Marsche anzutreffen. Die Kaziken der umliegenden Ortschaften kamen ihm stets mit Geschenken entgegen; von vielen vernahm er bittere Klagen über die Tyrannei Montezuma's, und erhielt Warnungen, in Mexico auf seiner Hut zu sein, da der Fürst den Plan gefaßt habe, die Spanier in die Hauptstadt einzulassen, sie dort einzuschließen, und durch Krieg und Hunger zu verderben. Als die Spanier einen Gebirgsrücken bei Cholula überschritten hatten, erblickten sie endlich das prächtige Thal Mexico's wie ein Land der Verheißung. Sie schauten den weitgedehnten See, dessen Ufer 30 größere Städte umringten; sie schauten, wie die Hauptstadt sich in der Mitte aus dem Wasserspiegel erhob, und künstlich angelegte Dämme von den Ufern hin ausbreitete. Sie erblickten bebaute Felder, zahllose Gebäude von thurmartiger Höhe, kunst-

*) Die Bedingungen dieses Bündnisses wurden von der spanischen Regierung gewissenhaft gehalten. Spanier leben nur in wenigen Ortschaften, die Indier unter ihren früheren Verhältnissen von Kaziken regiert. So fand sie Alex. v. Humboldt, und als bald darauf der unabhängigkeitskrieg Mexico's begann, bewahrten die Tlascalteken ihre Freundschaft gegen Spanien; während andere Indier die Schaaren der Insurgenten vermehrten, wiesen sie alle Aufforderungen der Gleben zurück.

reich gezogene Straßen und prächtige Gärten. Nach Castillo bieten Viele den Anblick nur für ein Traumgesicht, Andere reden unter einander, das hier Alles den Zaubervalästen aus des Amadis Ritterbuche gleiche; die Phantasie der Meisten schwelgte in den Schätzen, welche die Eroberung verhieß; Vielen sank aber auch der Muth, besonders als sie der unterwegs erhaltenen Warnungen gedachten. Der Zug ging übrigens nur langsam weiter, die ganze Bevölkerung drängte sich herbei, um die Spanier zu sehen, und häufige Gesandtschaften und Besuche bewirkten fünftägigen Aufenthalt.

Die Pracht des Hofes setzte die Spanier noch mehr in Erstaunen. Zuerst erschienen Prinzen des fürstlichen Hauses, und gaben Cortez die Nachricht, daß Montezuma ihnen entgegenkomme. Dieser nahete auf dem östlichen Damme der Hauptstadt. Er war mit allem Pomp eines Despoten umgeben. Tausend geschmückte Läufer gingen ihm voraus; er selbst war vom höchsten Adel umringt, wovon ihm Niemand als seine Vettern in's Gesicht zu blicken wagte. Alles Volk beugte sich und verhüllte das Gesicht, wie er erschien. Sein Tragsessel, Thronhimmel und Kleid war mit Juwelen und Perlen bedeckt; sein Gefolge strahlte von kostbaren Metallen. Der Empfang war freundschaftlich auf beiden Seiten; Cortez stieg vom Pferde und Montezuma aus seiner Sänfte; beide erwiesen sich Höflichkeiten, wobei jedoch Cortez die europäische Form nicht überschritt, und seine Würde dem sclavischen Benehmen der Eingeborenen gegenüber vollkommen wahrte. Montezuma selbst führte die Spanier in ihr Quartier, einen großen Palast mit weiten Räumen und Höfen, worin sie alle Annehmlichkeiten vorfanden, welche die Civilisation der Mexicaner gewähren konnte. An demselben Tage besuchte Montezuma die Spanier noch einmal, ließ reiche Geschenke unter sie austheilen, und hielt mit Cortez eine lange Unterredung. Letzterer gelang es durch seine Persönlichkeit die Zuneigung des Montezuma eben so zu gewinnen, wie dieß früher und später bei den meisten Menschen, mit denen er in persönliche Berührung kam, oft sogar bei seinen größten Feinden der Fall war. Durch einen klugen Wechsel von Stolz und Höflichkeit, von gewaltthätiger Entschlossenheit und feinem nachgiebigen Wesen, von verschlossenem Ernst und aufrichtiger Freundlichkeit, erlangte er über diesen Monarchen Mexico's ein geistiges Uebergewicht, welches er bis zu dessen Tode bewahrte.

In den ersten drei Tagen bestand ein freundschaftliches Verhältniß zwischen den Spaniern und Mexicanern. Die ersteren nahmen die Stadt in Augenschein. Ein Vermögen von Waaren und eigenthümlicher Kultur erregte ihr Erstaunen. Sie bewunderten die Ordnung und Polizei der Handelsmärkte; die fremdartigen, dort verkauften Produkte der Natur und Industrie, die kolossalen Formen zahlreicher Oppositpramiden, die künstlich angelegte Wasserleitung und die mit Durchschnitten von Brücken versehenen Dämme. Soldaten, welche in Rom und Constantinopel gewesen waren, erstaunten über den Lärm und die Bewegung der Volksmenge in einer großen Stadt *), worin sich außerdem die Einwohner der den See umringenden Ortschaften zusammendrängten. Vor allem verwunderten sie den größten Opfertempel mit 114 Stufen, und die dort aufgehäuften Schätze an Gold und Juwelen. Andererseits schauderten sie bei den Spuren von Menschenopfern. Fußboden und Wände des Gebäudes auf der Platzform waren mit Blut beschmiert; die Herzen der Geopferten wurden vor scheußlichen Bildern verbrannt; die Priester zeigten in ihrem Aeußern überall die blutigen Abtheilungen Antheil; in den Borhöfen ertönte das Geheul von Tigern, Löwen und der Lärm von Klapperschlangen, welche in Käfigten verwahrt, von den Eingeweiden der Geopferten ernährt wurden, deren Rumpf, zur Speise bestimmt, entweder für den Hof oder den Adel zurückbehalten, oder auf den Märkten verkauft wurde. Die Dahsucht der Spanier ward fortwährend durch den Anblick von Gold und Silber erregt, und um so höher getrieben, da sie in ihrem Quartiere eine vermauerte Schatzkammer entdeckten. Castillo erzählt, wie ihm selbst bei dieser Gelegenheit der Kopf geschwindelt habe, als er Schätze geschmolzen sah, die man kaum aus der übrigen Welt auf einen Haufen zusammenbringen könne.

*) Mexico zählte damals nach der geringsten Angabe 60.000 Einwohner, das nahe Texcoco eine wenig geringere Zahl.

Andererseits wurde die Stimmung der Spanier durch die Gefahr, worin sie sich befanden, aufgeregt. Ihr Quartier war gesichert und zur Vertheidigung gerüstet, allein durch Abschneiden der Lebensmittel konnte ihr Verderben bewirkt werden, und der Rückzug über die Dammstraßen erschien als mißlich. Auch hatte Niemand die Warnungen vergessen, welche ihnen auf dem Marsche von unzufriedenen Kaziken ertheilt waren, und die Treulosigkeit der Barbaren hatte sich in Cholula schon erwiesen. Das Heer trat zum dritten Male tumultuarisch zusammen, und übermachte dem Feldherrn seinen Beschluß: Weil Montezuma sie Alle nicht allein durch Krieg, sondern auch durch Hunger verderben könne, müsse man suchen, der Person desselben sich zu bemächtigen. Ob Cortez diesen, in republikanischer Form gefaßten Beschluß veranlaßt hat, bleibt dahin gestellt; er trug wenigstens im Anfange einiges Bedenken, ihn wirklich auszuführen. Hauptleute und Soldaten berstürmten den Feldherrn während einer Nacht, worin die ganze Mannschaft voll Aufregung an seine Ruhe dachte; eine am folgenden Morgen erhaltene Nachricht gab die Entscheidung. Zwei Azaccatetken überbrachten die Kunde, daß Feindseligkeiten in Sempoalla und Vera Cruz von den Mexicanern begonnen waren.

Der mexicanische Heerführer, welcher an der Grenze von Sempoalla commandirte, mit Namen Qualpopoca, hatte nach des Cortez Abmarsch aus Tlaxcala aufs Neue den verweigerten Tribut in seiner Gegend eingesordert. Die Indier wandten sich an den Commandanten der Colonie, Juan von Escalante, welcher den Mexicaner nach der Vera Cruz gefangen und durch freundschaftliche Vorstellungen zu bewerkstelligen suchte. Jener erwiederte, er werde die Fremdlinge auf dem Schlachtfelde treffen, überfiel mehrere Ortschaften, und rächte deren Abfall durch Zerstörung. Escalante marschirte darauf mit 43 Spaniern und 2000 Sempoallanern dem Mexicaner entgegen und erreichte denselben, als er eine Ortschaft plündern ließ. Das Gefecht begann, die Indier flohen, und die geringe Zahl der Spanier mußte mit einem Heere von Tausenden kämpfen. Sie begann den Rückzug und erreichte Vera Cruz, verlor aber mehrere Soldaten und Offiziere, worunter auch Escalante. Qualypoca sandte den Kopf eines Spaniers seinen Fürsten als Beweis, die Fremdlinge seien sterblich und zu besiegen.

Jene Nachricht gab die Entscheidung. Der Beschluß des Heeres ward mit einer Kühnheit ausgeführt, welche das Erstaunen aller Zeiten erregen muß, welche jedoch bei einem Manne von großerem Muthe wie Montezuma wahrscheinlich vermieden wäre. Cortez begab sich mit seinen Hauptleuten Pedro von Alvarado, Juan Velasquez, Gonzalo von Sandoval, Francisco von Lugo und Alonso von Avila) und wenigen auserlesenen Soldaten in den Palast des mexicanischen Fürsten. Alle waren vollkündig bewaffnet; in den Zwischenräumen der Thoren waren als Posten aufgestellt; andere folgten allmählig zu zwei oder drei, und sammelten sich zuletzt vom Hofe des Palastes bis zu dem Zimmer des Montezuma, stets gewärtig über die mexicanischen Wachen herzufallen. Cortez trat mit harten Worten vor den Fürsten: der Friede sei gebrochen; er müsse sich in das Quartier der Spanier begeben, sonst sei sein Leben verloren. Montezuma verlor anfangs durch Bestürzung die Sprache; dann gab er die Versicherung, seine Feindseligkeit sei ohne sein Wissen begonnen worden, und ertheilte sogleich Befehl, den Qualypoca mit seinen Offizieren zu verhaften, weigerte sich aber bestimmt, seinen Palast zu verlassen. Eine halbe Stunde verging mit Hin- und Herreden; seiner der gegenwärtigen Mexicaner wagte ohne Befehl ihres Fürsten einen Schritt zu thun; ein entschlossenes Wort des seigen Despoten hätte die Spanier vernichtet. Endlich rief Velasquez unter heftiger Geberde mit barschem Ton: Boyu das Geschwätz! Jetzt geht er mit uns, oder wir stoßen ihn nieder! Es gilt unser eigenes Leben! Montezuma, durch Ton und Geberde erschreckt, fragte die Dollmetscherin Donna Marina nach dem Sinn der Worte; als er diesen vernahm, verlor er den Muth und gehorchte in der Todesangst. Sogleich erwiesen ihm die Spanier alle Ehre, nahmen ihn in ihre Mitte, und geleiteten ihn mit gezogenen Schwertern in ihr Quartier.

Die Hauptstadt gerieth in heftige Aufregung, allein Montezuma besaß zu wenig Muth, um diese Stimmung seiner Unterthanen bei persönlicher Gefahr zu benutzen. Als seine Vettern

und andere meisterhafte Grobe mit der Frage zu ihm kamen, ob sie die Feindseligkeiten gegen die Fremdlinge eröffnen sollten, gab er diesen zur Antwort, seine Wohnungsveränderung sei ein freier Beschluß; sie mögten die Ruhe der Hauptstadt bewahren. Die Spanier behandelten ihn übrigens mit den Ehren eines Fürsten. Seine Verpflegungen und Regierungsgeschäfte wurden nicht unterbrochen. Er sprach täglich seine höchsten Beamten, gab Befehle, empfing Tribut u. s. w. Auch das Ceremoniell war das alte geblieben, wodurch seine Unterthanen eine sclavische Ehrfurcht ihm gegenüber erwiesen. Ein spanischer Hauptmann war dagegen mit der Dollmetscherin und mit einer wohlbewaffneten Mannschaft stets gegenwärtig, und bewachte genau des Montezuma Verhalten, so daß diesem alle Gelegenheit abgeschnitten wurde, sich mit seinen Unterthanen zu seiner Rettung in Verkehr zu setzen.

Nach 20 Tagen erschien Quahpopoca mit seinem Sohne und 5 andern Officieren vor Montezuma, welcher, seige genug, jene Männer dem Cortez als Gefangene überlieferte. Cortez ließ sie als Hochverräther von einem spanischen Kriegsgerichte zum Feuertode verurtheilen, und noch an demselben Tage das Urtheil vollziehen. Zugleich erwies er dem Beherrscher Mexico's eine noch höhere Demüthigung. Kurz vor der Hinrichtung erschien er mit einer Wache vor Montezuma, und erklärte in trotziger Rede: Weil seine Mitschuld durch das Geständniß des Verbrechers erwiesen sei, müsse auch er eine Strafe erdulden. Er wandte sich hinweg und seine Begleiter fesselten den Fürsten; Montezuma wurde wüthend, allein kein Mexicaner, welcher gegenwärtig war, wagte zu widerstehen. Die Innier waren sich wechselsweise zu Boden, und die Spanier bedrohten sogleich, welcher sich widersetzen würde, mit augenblicklichem Tode. Nach der Hinrichtung erschien Cortez auf's Neue, ließ dem Gefangenen die Fesseln abnehmen, und überhäufte ihn mit Schmeicheleien und Ehrerbietungen. Seit der Zeit hatte er den Barbaren so vollkommen in seiner Gewalt, daß dieser, mit Furcht vor seinen eigenen Unterthanen, auch diejenigen Ebeltate verdaten und dem Cortez überliefern ließ, welche in Tezcuco, der zweiten Stadt des Reiches, und auf anderen Punkten, Vorbereitungen zur Behauptung der Unabhängigkeit trafen; Cortez ließ übrigens diese Leute mit derselben Ehrerbietung wie Montezuma behandeln.

Seit der Gefangennehmung Montezuma's war es offenbar des Cortez Plan, durch den Beherrscher Mexico's jenes an despotische Formen gewöhnte Volk allmählig in die Unterwerfung hineinzuziehen, wozu ihm der feige Monarch, welcher die Empörung seines Adels eben so sehr fürchtete als die Grösse der Spanier, bereitwillig die Hand bot. Zuerst ließ Cortez zwei Brigantinen bauen, um sich die Herrschaft des Sees zu sichern, und den Rückzug offen zu halten, im Fall die Dammbrücken abgebrochen würden. Montezuma hatte das Baubolz und die in Vera Cruz verwahrten Trümmer der Flotte zu dem Zweck herbeischaffen lassen. Alsdann entsandte Cortez kleinere Abtheilungen der Spanier nach allen Theilen des Landes, besonders in diejenigen Provinzen, aus welchen edle Metalle gewonnen wurden. Die Abtheilungen kehrten ungehindert nach der Hauptstadt zurück, indem Montezuma demgemäß Befehle erließ. Eben so leicht gelang es dem Cortez, von Montezuma die Huldigung für Spanien zu erwirken. Der gefangene Fürst heißt seinen Adel, und stellte sie unter Thränen; er versprach Tribut, und fügte ein Geschenk hinzu, welches allein an Goldwerth 600.000 Pesos betrug. Die Regierung des Landes bewahrte mittlerweile den frühern Gang; die Spanier suchten dem Gefangenen in jeder Weise Vergnügen zu machen, durchführen mit ihm den See auf einer Brigantine, ließen ihn auf die Jagd gehen und segar inmitten seiner Unterthanen den Hauptempel der Stadt besuchen. Die Annahme des Christenthums und die Aufhebung der Menschenopfer waren die einzigen Forderungen, welche Cortez nicht erreichte. Er verschob Beides auf eine gelegenere Zeit.

Die Kraft des mexicanischen Adels war übrigens durch den Despotismus Montezuma's noch nicht ganz gebrochen. Seit der Huldigung verbreitete überall im Reiche eine dumpfe Gährung, und Montezuma erhielt täglich Berichte, welche ihm eine allgemeine Erhebung gegen die Spanier und ihn selbst verkündeten. Die Angst reizte endlich den Gefangenen in so weit zum Muthe, daß er von Cortez ernstlich verlangte, da sein Hauptwerk durch die Huldigung erreicht sei, möge er sich aus dem Lande entfernen. Cortez gab wirklich seine Einwilligung, suchte jedoch Zeit zu gewinnen unter dem Vorwande, daß seine zertrümmerte Flotte wieder aufgebaut werden müsse. Montezuma sandte deßhalb eine Menge von Zimmerleuten nach Vera Cruz, und Cortez ließ wirklich den Bau von Schiffen dort beginnen; nach Gomara begte er jedoch in seiner Weise die wirkliche Absicht jenes Versprechen zu erfüllen. Unter diesen Verhältnissen traf ihn ein unerwartetes Ereigniß, welches seine Plane vollkommen verrückte, und zwar von einer Seite her, von wo er einen Unfall am allerwenigsten ahnen konnte.

Wie erwähnt, war das mit Berichten von Vera Cruz entsandte Schiff direkt nach Europa geschickt. Der Befehlshaber hatte den bestimmtesten Auftrag, nicht in Cuba zu landen, damit Velasquez von den Vorfällen in der neuen Colonie nichts erführe. Der Befehlshaber jedoch, welcher ein Landgut in Cuba besaß, bestürmte den Steuermann so sehr mit Bitten, daß dieser an einem unbewohnten Theile der Küste in der Nähe des Landgutes anlegte. Während jener auf seiner Besitzung verweilte, sprang ein unzufriedener Matrose in der Nacht über Bord, schwamm an das Land und verbreitete die Kunde von allen Vorfällen in der Colonie. Velasquez wüthete über des Cortez Abfall; Scham, Erbitterung und Rachsucht reizten ihn zur Rache. Außerdem drohte die Nachricht von den gewonnenen Schätzen die ganze Colonie in Aufregung; eine Masse von Abenteurern wollte sich einschiffen, ob Velasquez dieß erlaubte oder verbot. Unter solchen Umständen entschloß sich dieser zur Ausrüstung eines größeren Truppenkorps, um Cortez zu züchtigen, und dann Mexico selbst in seinem eigenen Namen zu erobern. Den Oberbefehl übertrug er einem Officier, auf den er sich vollkommen verlassen konnte, Pamfilo von Narvaez. In Kurzem war eine Ausrüstung zu Stande gebracht, welche die des Cortez an Zahl bei Weitem übertiefe, denn sie bestand aus 19 Schiffen, 12 Geschützen, 800 Mann Infanterie, zwanzig Mann Reuterei, und 80 Bogenschützen; allein so sehr jeder einen so ausgezeichneten Führer, noch so viele erprobte und in mannigfachen Kämpfen abgehärtete Soldaten.

Narvaez landete in San Juan de Ulua und erfuhr dort von einigen Ansiedlern aus Vera Cruz den Stand der Dinge. Auch Montezuma erhielt in Kurzem von der Landung Kunde, und sandte an Narvaez Boten und Geschenke. Dieser gab dem gefangenen Fürsten eine Botschaft zur Erwiederung, welche bei demselben Erstaunen und Freude erregte: Cortez sei ein Rebell, und dessen Heer bestehe aus Landstreichern und Räubern. Der König von Spanien habe ihn (Narvaez) entsandt, um Montezuma aus der Gefangenschaft zu befreien, Cortez und seine Soldaten niederzumachen, oder gefesselt nach Spanien zu schicken.

Montezuma hielt zwei Tage lang die Nachricht geheim, bis Cortez aus der Minterkeit seines Gefangenen ein für ihn selbst unangenehmes Ereigniß abnehme, und durch Fragen endlich herausbrachte, daß ein bedeutendes Corps Spanier an der Küste gelandet sei. Er selbst konnte nicht anders glauben, als daß diese Truppen ihm Verstärkung bringen würden, und ließ die Nachricht in dieser Weise den übrigen Spaniern bekannt machen. Im Quartiere der Spanier herrschten indessen die ganze Nacht hindurch sortwährend Freudenbezeigungen, die aber schon am nächsten Morgen durch die unangenehme Gewißheit unterbrochen wurden. Narvaez hatte an den Commandanten von Vera Cruz, Sandoval, zwei Abgesandte geschickt, welche denselben aufforderten, die Festung zu übertiefern. Sandoval aber spruch mit den Beiden in heftigem Streit, ließ sie mit Stricken binden und zu Cortez auf dem Rücken von Indiern transportiren. Dieser sonderbare Transport ging so schnell von Statten, daß die Gesandten voll Erstaunen sowohl über ihre Behandlung, wie über das wolfreiche und eigenthümliche Land nach 4 Tagen in Mexico anlangten. Auf solche Weise erfuhren des Cortez Leute den wahren Stand der Dinge. Der Feldherr ließ jedoch seinen Verdruß den Beiden nicht entgelten. Er empfing sie freundlich, entschuldigte Sandoval's Verfahren, gewann sie vollkommen durch seine Persönlichkeit. Nach ihrer Rückkehr verständeten sie das Cortez Joh im Lager von Narvaez, und entdeckten die Phantasie der Officiere und Soldaten durch Beschreibung des Gesehenen.

Cortez übersandte hierauf dem Narvaez einen Brief, worin er ihm freundschaftliche und vernünftige Vorstellungen machte. Er schilderte ihm die Lage der Dinge, und daß ihn, sich in die,

Angelegenheiten der Hauptstadt nicht zu mischen. Im Fall er gegen ihn operire, werde ganz Mexico zu den Waffen greifen; die Gelegenheit zur Unterwerfung und alle Früchte der bisherigen günstigen Ereignisse gingen verloren. Neu-Spanien sei groß genug, sie Beide zu fassen; Jener könne abgesondert in verschiedenen Theilen des Landes operiren. — Den Gesandten, welche den Brief überbrachten, begegnete Narvaez auf übermüthige Weise; jene aber wirkten im Stillen bei Offizieren und Soldaten. Calistlo gesteht offen, daß eine Menge Soldaten zu dem Zwecke verwandt wurden. Sogar die nächste Umgebung des Narvaez ward umgestimmt; seine drei ersten Offiziere traten mit Cortez in geheimen Verkehr; die Soldaten verhehlten auf keine Weise, daß sie mit ihren Landsleuten sich langen schlagen würden, und Viele deserti rten nach Vera Cruz. Narvaez selbst bekam Kunde von des Cortez Umtrieben, traf jedoch so wenig Maßregeln, um dieselben zu verhindern, daß Cortez eine regelmäßige Correspondenz mit dem Lager seines Feindes organisiren konnte, und täglich Berichte aus demselben erhielt.

Narvaez nahm Sempoalla in Besitz, und traf dort langsame Vorbereitungen zum Zuge nach Mexico, während Cortez einen schnellen Angriff beschloß und in's Werk setzte. Er ließ 150 Spanier unter dem Befehle Alvarado's in Mexico zurück, übertrug diesem die Bewachung Montezuma's und setzte sich mit dem übrigen Corps über Tlascala in Bewegung. Kurz vor der Abreise hatte er noch eine Unterredung mit Montezuma, worin er diesem den Stand der Dinge auf eine solche Weise darstellte, daß der Barbar durchaus verwirrt und eben so unentschlossen wie früher zurückblieb.

Auf dem Marsche setzte Cortez seine Umriehe mit solchem Glücke weiter fort, daß die Mehrzahl der Truppen des Narvaez bereits verführt war, noch ehe er in die Nähe von Sempoalla kam. Narvaez selbst bot hiezu gewissermaßen die Hand, indem er Offiziere und Agenten seines Feindes ungehindert in sein Lager kommen und sich von diesen auf grobe Weise täuschen ließ. Militärische Verfehrungen traf er eben so wenig; im Vertrauen auf seine Uebermacht an Zahl unterließ er auch die gewöhnliche Wachsamkeit, als Cortez sich schon in der Nähe seines Hauptquartieres befand, und verhinderte eben so wenig, daß dieser die Besatzung von Vera Cruz unter Sandoval an sich zog. Als Cortez bereit nur wenige Stunden von Sempoalla entfernt war, hatte er noch keine Kunde von der unmittelbaren Nähe seines Feindes; seine Vorposten waren nur in geringer Entfernung von der Stadt aufgestellt.

Cortez traf unbemerkt die Vorbereitungen zu einem Handstreich, welcher ihm allein bei der geringen Zahl seiner Truppen den Sieg gewähren konnte. Unmittelbar vor dem Beginn der Dunkelheit hielt er eine kurze Rast nach angestrengtem Marsche, verkündete den bevorstehenden nächtlichen Angriff, und ordnete seine kleine Schaar, nachdem er den Muth derselben durch eine Rede angefeuert hatte, worin er hauptsächlich ihren Aerger über des Narvaez unbrauchbares Benehmen erregte, welches ihnen alle Früchte ihrer Erfolge zu entreißen drohte. Die Umstände waren für ihn günstig, die Nacht so finster, daß des Narvaez Vorposten den Feind nicht eher merkten, als bis sie überrascht und gefangen waren. Nur ein Soldat entwischte und machte in Sempoalla Lärm. Das Corps des Cortez folgte ihm jedoch auf dem Fuße, so daß es bereits in wenigen Augenblicke anlangte. Durch Stürzten sich die Leute des Cortez auf die Artillerie mit solcher Schnelle, daß die meisten Stücke nicht abgefeuert werden konnten. In vollkommener Ordnung ward sich alsdann die Truppe auf des Narvaez Hauptquartier, einen Opfertempel, und stürmte die Stufen hinan. Hier fand sich ein heftiger Widerstand; Narvaez, dem es wenigstens an persönlichem Muthe nicht fehlte, vertheidigte sich mit Entschlossenheit, und einen Augenblick lang schwankte die Entscheidung; allein ein Lanzenstoß traf ihn in's Auge; er stürzte nieder und ward gefangen. Der Ruf: Victoria! Narvaez ist gefallen! entmuthigte seine übrigen Truppen, die in Verwirrung zu seinem Entsatze herbeieilen wollten. Alle Ordnung ward aufgelöst; einzelne Abtheilungen zogen sich auf den Opfertempel zurück; allein nur wenige vertheidigten sich; eine Schaar ergab sich nach der anderen, und dem Beginn des Morgens war der vollständigste Sieg von Cortez erfochten worden. Er hatte allein 9 Todte verloren.

Der nächste Tag verging unter Jubel; die ganze Mannschaft des Narvaez nahm bei Cortez Dienste und nur wenige Offiziere schlossen sich aus. Die Flotte übergab sich ohne allen Widerstand, und Cortez traf Maßregeln, daß die Schiffe dienstunfähig gemacht, aber nie's Kand gebracht wurden, damit Velasquez keine Kunde über den Vorfall erhielte. Mit seiner gewöhnlichen Thätigkeit traf er Vorbereitungen zur Rückkehr; er befehligte jetzt eine Macht, wodurch er mit größerem Nachdruck in der Unterwerfung des Landes zu handeln vermochte.

Narvaez wurde in Vera Cruz als Gefangener verwahrt. Cortes, welcher den Charakterzug seiner Nation, die Nachsucht, durchaus nicht theilte, ließ ihn übrigens gut behandeln. Nach der Eroberung gab er ihn frei, lud ihn zu sich nach Mexico ein, und empfing ihn dort auf so freundschaftliche Weise, als habe er durchaus keine Veranlassung gehabt, sich über sein Betragen hiesses Feindes zu beklagen. — Des Narvaez Unternehmung erschuf übrigens den Eingebornen ein neues Unglück; Jener hatte einen Neger mitgebracht, welcher an den Blattern krank lag; die Seuche verbreitete sich schnell und raffte während des Kampfes Hunderttausende von Indiern hinweg.

Unerachtet das Gelingen Herr auch durch die Zahl jetzt furchtbar erschien, wurde dennoch der ganze Plan des Cortez durch den unangenehmen Zwischenvorfall vereitelt. Als er sich zur Rückkehr rüstete, erhielt er Nachricht von einer allgemeinen Schilderhebung der Mexicaner. Alvarado wurde in seinem Quartier belagert, und Montezuma's Ehrfurcht vor seine Unterthanen hatte aufgehört.

Nach allen Quellen war der Aufstand vollkommen vorbereitet, und die Hauptstadt voll Bewaffneter aus allen Theilen des Reiches. Die Schilderhebung sollte an einem Hauptfeste der Mexicaner beginnen, welches der Adel im Vorhofe des Hauptempels durch feierliche Tänze zu begehen pflegte. Alvarado wurden eingeladen, bei den letzteren zuzuschauen, vielleicht in der Absicht, damit er dort überrascht und gefangen würde. Die Spanier aber hatten von verschiedenen Seiten her Kunde über den beabsichtigten Aufstand erhalten; sie hielten nach empfangener Einladung einen Kriegsrath, und beschlossen ein ähnliches Verfahren wie in Cholula, welches aber unter veränderten Verhältnissen weder den Aufstand verhindern, noch ihnen in irgend einer Weise nutzen konnte. Als die Tänze des Adels begonnen waren, begab sich Alvarado mit 50 Mann in den Vorhof des Tempels, ließ die Eingänge durch Wachen besetzen und stürzte dann mit den Uebrigen auf die unbewaffneten Mexicaner. Ein Blutbad begann; die Spanier, ohnedem durch den reichen Schmuck der Tanzenden zum Raube gereizt, hieben die Eingeschlossenen (600 Menschen) sämmtlich nieder und lehrten dann mit Beute beladen in ihr Quartier. Der Aufstand brach aus. Gegen jeden Hereindringenden ward sie mit Steinen und Pfeilen von den Häusern aus überschüttet; nach ihrer Ankunft ward ihr Quartier von Tausenden gestürmt; die Besatzung Montezuma's vermochten allein die Mexicaner auf Augenblicke zurückzuhalten. Alvarado kam in Gefahr der Uebermacht zu erliegen. Die Spanianen wurden überrascht und verstummt.

Als Cortez die schlimme Lage Alvarado's erfuhr, rückte er in Schnellmärschen zum Entsatz mit 1300 Soldaten und 96 Reitern. Die Republik Tlaxcala erwies sich jetzt um so bereitwilliger, ihn zu unterstützen, da der Kampf mit ihren Todfeinden begonnen war. Sie stellte noch 2000 Krieger zu dem Corps des Cortez, und gab ihm solche Versicherungen der Freundschaft, daß er im Fall eines Unglücks einen festen Punkt für den Rückzug in dem Gebiete der Republik vorausfah. — Auf dem Marsche fand er keine Hindernisse. Die Mexicaner hatten nicht einmal die Dammbrücken vor ihrer Hauptstadt abgebrochen. Am 21. Juni 1520 hielt er zum zweiten Mal seinen Einzug in Mexico, wie auf Costillo erhellt, erzürnt über Alvarado's unpiose Grausamkeit, welche den Aufstand nicht verhindert und alle Unterhandlung abgeschnitten hatte. Alvarado suchte sich zu rechtfertigen; Cortez wies ihm den Rücken, wagte aber bei der dringenden Gefahr seines Hauptmann nicht zu bestrafen. Unverzeflich benahm er sich auch dort gegen Montezuma im ersten Unmuth, als er nur geringen Proviant und keinen Markt für Lebensmittel vorfand.

Die Feindseligkeiten waren bei seiner Ankunft nur auf wenige Stunden unterbrochen worden. Eine Abtheilung, die er zum Recognosciren ausgesandt hatte, wurde angegriffen, und konnte sich nur nach beträchtlichem Verlust in ihr Quartier wieder durch-

schlagen. Letzteres ward von Tausenden unaufhörlich gestürmt; zu verschiedenen Malen drang der Feind hinein, und nur die äußerste Anstrengung der Spanier vermochte ihn wieder zu vertreiben. Die Lebensmittel aber waren so gering, daß jeder Einzelne nur eine Ration von 50 Maiskörnern täglich erhielt.

Unter diesen Umständen war eine längere Vertheidigung unmöglich. Cortez versuchte durch einen Ausfall die Hauptstadt zu erobern, das einzige Mittel zum Siege, welches ihm jetzt noch übrig blieb. Am fünften Tage stürzte Cortez mit dem größeren Theile seiner Truppen aus dem Quartier und focht den ganzen Tag hindurch in den Straßen. Er überwältigte überall die Mexicaner und drang unter immerwährenden Gefechten bis auf den Hauptplatz im Mittelpunkte der Stadt. Dort stürmte er unter furchtbarem Blutvergießen den Haupttempel, und erreichte die Plattform, wohl er selbst unter den Kämpfenden voran war*). Der Tempel wurde genommen, allein dieser Erfolg war nutzlos. Seine Mannschaft war zu gering, um die eroberten Punkte besetzt zu halten; die eroberten Straßen hatten sich wieder mit Feinden gefüllt, und Cortez mußte am Abend durch dichte Haufen sich hindurchschlagen. Auf dem Rückzuge wurden die Spanier von den Söllern der Häuser her mit Pfeilen und Schleudersteinen überschüttet. Fast Jeder war bei der Rückkehr in das Quartier verwundet; die Pulvervorräthe nahmen ab, die Lebensmittel begannen gänzlich auszugehen; auch das Trinkwasser war abgeschnitten, und endlich hatten die Mexicaner ihre Brücken über die Dammdurchschnitte abgebrochen, so daß ihre Feinde sich vollkommen eingeschlossen sahen.

In dieser Noth suchte Cortez den Montejuma noch einmal zu benutzen. Allein es war zu spät. Durch den Aufstand trat die alte Verfassung wieder in ihre Kraft, und Guatimozin bestieg den Thron mit einem Bruder Montejuma's, Cuillahuatzin, wieder besetzt. Montejuma ließ sich dennoch überreden, einen Versuch zur Beruhigung seiner ehemaligen Unterthanen zu machen. Während gefeiert wurde, trat er in Begleitung einer Abtheilung Spanier, die ihn mit den Schilden schützte, auf einen Söller, und forderte die Mexicaner auf, von den Feindseligkeiten abzustehen. Dieß geschah auf einen Augenblick, allein gleich darauf stürzte ein Pfeilregen auf den unglücklichen Fürsten, welcher von mehreren Wunden getroffen niedersank. Die Spanier trugen ihn fort, suchten ihn zu trösten, und seine Wunden zu verbinden, allein er riß den Verband wieder auf und verschied nach wenigen Stunden.

Von jetzt an erkannte Cortez die Unmöglichkeit, sich in der Hauptstadt zu halten. Er suchte zuerst einen Damm zu erobern, focht einen ganzen Tag in den Straßen, konnte sich aber keines Durchschnittes bemächtigen, und mußte am Abend auf dieselbe Weise, wie früher, in sein Quartier zurückziehen. Ein allgemeiner Kriegsrath beschloß hierauf die Räumung der Stadt in der folgenden Nacht, und zwar auf dem westlichen Damm, welcher kürzer wie die übrigen, und obendem von der Straße nach Tlascala am weitesten entfernt war, so daß die Mexicaner den Abmarsch nach dieser Seite am wenigsten erwarteten. Eine tragbare Brücke wurde verfertigt, um dieselbe über die Durchschnitte des Dammes zu legen; der Schatz wurde den Soldaten überlassen und verschleudert, und nach dem Untergang der Sonne setzte sich ihr Heer in Bewegung. Den Vortrab führte Sandoval, Cortez das Centrum und die Nachhut Alvarado und Velasquez.

Während dieser Nacht fiel ein Regen, und verdarb anfangs den Mexicanern die Bewegung ihrer Feinde. Ohne Kampf gelangten die Spanier bis zum ersten Durchschnitt, allein plötzlich wurde das Zeichen vom Hauptthurme gegeben, die Nachhut angegriffen und der See füllte sich mit Kähnen. Zahllose Feinde stürmten von allen Seiten. Die Brücke wurde über den ersten Durchschnitt gelegt, sank aber durch den Transport des Geschützes so tief in den Schlamm und zwischen Pfähle, daß sie nicht wieder herausgenommen werden konnte. Die Spanier fochten anfangs in Ordnung; allein die Hinteren drängten und die ganze Masse stürzte sich kämpfend zum zweiten Durchschnitt. Hier ward die Verwirrung allgemein; der Regen verhinderte den Gebrauch der Feuerwaffen; auf der engen und schlüpferigen Dammstraße konnte die Reiterei nicht operiren; auf allen Seiten erlitten die Spanier Verluste. Der Graben füllte sich mit Leichen von Pferden und Menschen, mit Kanonen, Koffern und umgestürzten Karren. In noch größerer Verwirrung ging es zum dritten Durchschnitt; Cortez selbst war bereits in der Vorhut, da alle militärische Ordnung sich aufgelöst hatte. Jeder suchte nur sich selbst zu retten*).

Als Cortez endlich das feste Land erreichte, war sein Muth eben so wenig gebrochen, wie bei seinen übrigen Hauptleuten, die sich gerettet hatten. Er lehrte mit einigen Reitern und Soldaten, mit Oli und Sandoval wieder um, damit er der Nachhut bei dem dritten Dammdurchschnitte noch einige Hülfe brächte. Dieser war es am Schlimmsten ergangen; Verdoppelung war mit seinen Leuten zusammengehauen; 100 Spanier waren abgeschnitten und in die Stadt zurückgeworfen; Alvarado hatte sich allein mit 7 Spaniern durch einen kühnen Sprung mit der Lanze über den Durchschnitt gerettet, in welchem die meisten seiner Soldaten den Tod fanden. — Die bunten Wechselschnitten wehrten sich noch 3 Tage lang auf einem Opfersteine gegen die ganze Bevölkerung der Stadt, und mußten sich, vom Hunger überwältigt, endlich ergeben. Sie wurden sämmtlich geopfert.

Als Cortez von Alvarado das Unglück der Nachhut vernahm, stürzte er unter die Thränen und den Regen; allein er war nicht der Mann, welcher sich durch das Mißgeschick der Nacht niederdrücken ließ, die noch jetzt von den Spaniern die Nacht der Trübsal (Noche triste) genannt wird. Er verweilte noch einige Stunden am Ufer, stellte die militärische Ordnung sogleich wieder her, und setzte dann den Rückzug nach den Bergen fort. Drei Viertel der Tlascalteken und mehr als die Hälfte der Spanier waren verwist; Munition, Geschütz und die meisten Schätze waren verloren. In das nahe gelegene Tlacuya konnte er nicht eindringen; zum Glück erreichte er am Abend einen Opfertempel, den er besetzte, und wo Lebensmittel sich vorfanden. Als einige Reiter bei sich hier ein Rückzug nach Tlascala, den die Spanier ohne Verzug am nächsten Morgen begannen und auf eine erstaunenswerthe Weise durchführten.

Einige Tlascalteken wiesen den Weg. Die Spanier zogen um den nördlichen Theil des See's in 6 Tagen, unter Gefechten, worin sie den Feind nur aus der Nähe besiegen konnten. Sie vermieden die größeren Ortschaften, weil ein ungeübter und ungewisser Kampf ihnen dort bevorstand, marschirten durch Moräste und über seltsige Hügelreihen, und verweilten nur in kleineren Orten, wo sie stets einen gerüsteten Feind, aber keine Lebensmittel vorfanden. Sie lebten von Wurzeln, grünen Maisstengeln und Pferdefleisch; vier liegen blieb, war verloren. In dieser Noth bestanden sie täglich mehrere Gefechte mit den Mexicanern, und als sie endlich die gerade Straße von Mexico nach Tlascala erreichten, erblickten sie von einer Anhöhe herab die Hauptmacht des Feindes zu ihrer Vernichtung vereinigt.

Hier, bei Otumpan, schien ihr Untergang gewiß. Als Cortez sein kleines Heer in Schlachtordnung stellte, bot sich jeder Spanier für verloren, und suchte nur die Gefangenschaft und Opferung mit dem Tode des Schlachtfeldes zu vertauschen. Das zusammengeschmolzene und ausgehungerte Corps stürzte sich verzweifelt in die Masse der Mexicaner, und focht dort, wie Torquemada sagt, als eine kleine Insel in den Wogen des Weltmeers. Das Terrain, eine Ebene, war für die Bewegungen der Reiterei günstig, allein die Schwerter und Spieße der Spanier machten nur geringen Eindruck in die unzähligen Massen, welche sich blindlings in die europäischen Waffen stürzten. Die persönliche Tapferkeit des Cortez und ein Abergtaube der Mexicaner rettete die kleine Schaar. Cortez erblickte das Reichsbanner des Feindes, welches der Feldherr trug; er stürzte mit den Reitern diesem entgegen, und stieß seinem Führer die Lanze durch den Leib. Als die Mexicaner ihr Banner fallen sahen, sankten sich jede Zahne; ihr Heer löste sich in Unordnung auf, und überließ den Spaniern das

*) Hier gerieth er in Lebensgefahr. Zwei Mexicaner nahten ihm unter dem Vorwande, sich zu ergeben. Sie umfaßten ihn plötzlich, rissen ihn an dem Rand, um sich mit ihm von den Zinnen hinabzustürzen. Allein Cortez machte sich von ihnen los, und die Beiden stürzten ohne ihn von der Höhe hinab.

*) Castillo gibt diesen Umstand als die Ursache der Rettung für die Ueberlebenden an. Er sagt, kein Einziger wäre davon gekommen, wenn nicht Jeder nur seine eigene Haut in Sicherheit zu bringen gesucht hätte

Schlachtfeld. Ihr religiöser Glaube hatte den Ausgang des Kampfes an das Schicksal ihres Reichsbanners geknüpft.

Den Spaniern stand jetzt der Weg nach Tlaxcala offen, wohin sie ohne Verzug ihren Marsch richteten. Zu ihrem Glück war der Zwist der Republik gegen Montezuma so tief gewurzelt, daß weder die Niederlage der Spanier noch der Untergang ihrer Hülfstruppen den großen Rath des Freistaates niederbeugte. Die Oberhäupter kamen dem Cortez entgegen und boten ihm alle ihre Mittel zur Verpflegung der Spanier an, welche verwundet und erschöpft, einer längeren Rast bedurften, ehe sie zum Feldzuge wieder tauglich waren. Ihr Verlust an Todten hatte übrigens in den letzten Kämpfen 870 Mann betragen und in Tlaxcala starben noch viele Verwundete.

Als Cortez in Tlaxcala verweilte, wurde ihm einiger Trost für sein Unglück geboten, welcher seine Leute allmählig wieder ermuthigte. Er vernahm, die Colonie in Vera Cruz sei unversehrt; bald darauf wiesen die Tlaxcalteken eine von Mexico angetragene Unterhandlung entschieden zurück, und gaben ihm einen neuen Beweis ihrer Anhänglichkeit. Als die mexicanischen Gesandten mit Erbietungen eines Freundschafts-Bündnisses anlangten, suchte der Feldherr Xicotenga den großen Rath der Republi umzustimmen, da die Uebermacht der Spanier nach dem Falle des mexicanischen Reiches ihre eigene Unabhängigkeit bedrohen würde. Die Häupter der Republik wurden über dessen Antrag so sehr erzürnt, daß sie von ihren Sitzen bei der Berathung aufsuhren, und den jungen Mann aus der Versammlung herauswarfen. Endlich führte das Glück den Spaniern unverhoffte Verstärkung zu. Zuerst liefen 2 Schiffe, von Velasquez entsendet, in den Hafen von Vera Cruz ein; die Befehlshaber derselben, welche von allen Vorfällen Nichts wußten, wurden an's Land gelockt und gefangen, und die Mannschaft leicht überredet, bei Cortez Dienste zu nehmen. Eben so glücklich ging es diesem mit 2 andern Schiffen, welche der Gouverneur von Jamaica, Garay, nach dem Norden des Neu-Spaniens geschickt hatte, um eine Colonie am Panuco-Flusse anzulegen, und welche Beide, ohne ihren Zweck zu erreichen, nach Vera Cruz kamen. Ein stes Schiff kam direkt von Spanien. Es war von Kaufleuten in Sevilla ausgerüstet, und brachte eine Ladung von Pulver, Waffen und Pferden, die Cortez sogleich an sich kaufte. Alle diese Verstärkungen betrugen zwar nur 180 Soldaten und 20 Reiter, allein Cortez kam wieder in den Besitz der verlorenen Artillerie und überhaupt aller Vortheile europäischer Bewaffnung. Auch sandte er Agenten nach San Domingo, um dort Verstärkungen anzuwerben, welche jedoch wenige Zuschreiberde von Hieronymitermönchen, welche einige Geschenke über den Rath von Indien führte, nicht abgeneigt war, ihn zu unterstützen. Er hielt sich bereits für stark genug, um einige Anzuhreidene aus des Narvaez Corps zu entlassen, welche enthusiastisch und in ihren Hoffnungen getäuscht, einem weiteren Feldzuge sich widersetzten. Sechs Monate lang verweilte er in Tlaxcala; mit Ausnahme einiger kleinen Streifzüge verbrachte er die Zeit mit Vorbereitungen zu einem neuen Marsche nach Mexico; die bedeutendsten darunter waren die Anstalten zum Bau einer kleinen Flotte von 13 Briggantinen, ohne deren Mitwirkung auf dem See die Eroberung der Hauptstadt unmöglich schien. Die Tlaxcalteken hatten das Bauholz und schafften Segel, Anker u. s. w. aus Vera Cruz herbei. Endlich, am 28. December 1520, setzte sich Cortez zum dritten Male gegen Mexico in Bewegung; er führte 80 Reiter, 550 Mann Infanterie, worunter 80 Musketiere, und 10,000 Tlaxcalteken. Seine Artillerie bestand aus 9 Geschützen.

In Mexico war unterdeß der gewählte Fürst an den Blattern gestorben, und der Adel hatte einen Schwiegersohn Montezuma's, Quaitemozin, auf den Thron erhoben. Dieser berief die wehrhafte Mannschaft aller seiner Provinzen nach der Hauptstadt, und sammelte somit ein zahlloses Heer, dessen Uebermacht die Spanier erdrücken sollte, dessen unverhältnißmäßige Menge jedoch auf geringem Raume den Untergang des Reiches beförderte. Hunger und Krankheiten lichteten die Reihen desselben noch stärker wie die feindlichen Waffen, besonders seit Cortez nach einem neuen Operationsplan diese Massen immer mehr auf den engen Raum der Hauptstadt zusammendrängte. Als endlich die letztere fiel, war das übrige Reich von Kriegern und Feldherrn entblößt.

Des Cortez neuer Operationsplan ging dahin, die um den See liegenden Städte allmählig zu gewinnen oder zu unterwerfen, und der Hauptstadt somit die Verbindung mit dem festen Lande abzuschneiden, jedoch die eigentliche Belagerung nicht eher zu beginnen, als bis die Flottille vollendet wäre. Alsdann sollten die Spanier allmählig auf den Dämmen vorrücken. Die Indier sollten die genommenen Häuser sogleich niederreißen, und das ganze Corps nicht eher weiter rücken, als bis die eroberten Durchschnitte des Dammes und die Seitenkanäle mit den Trümmern der Gebäude ausgefüllt wären. Somit sollte ihm der Rücken jedesmal frei bleiben, und jenes nutzlose Fechten in der Stadt vermieden werden, wodurch alle seine Erfolge nach dem zweiten Marsche vereitelt waren, indem die Häuser der gesäuberten Straßen von Feinden sich immer wieder anfüllten. Der Plan erforderte Zeit, gelang aber vollkommen.

Der erste Theil des Planes wurde in sünfzehalb Monaten durch Gewalt und Unterhandlungen durchgeführt. Sobald Cortez einen Marsch begann oder mit einer Ortschaft in Unterhandlung stand, entsandte Quaitemozin auf Tausenden von Kähnen ein Heer aus der Hauptstadt, und die Spanier mußten einen Kampf mit der Ueberzahl des Feindes bestehen. Es gelang jedoch stets dasselbe wie am Tabascofluß, in Tlaxcala u. s. w. Obgleich die Mexicaner mit Tapferkeit fochten, verstanden sie sich in keiner Weise gegen die Kampfart der Spanier zu sichern. Die Artillerie mähete ihre gedrängten Reihen nieder; die Musketen- und Armbrustschüsse fielen stets in dichte Haufen und trafen leicht in Unordnung gebracht, sich nicht wieder schließen konnten. Ihre Waffen verwundeten viele Spanier, tödteten aber nur wenige; gegen geschlossene Reiterhaufen konnten sie sich niemals sichern. Die Vortheile des Terrains verstanden sie nie zu benutzen, und ließen sich jedesmal von den Spaniern auf Ebenen locken, wo Artillerie und Reiterei sie niederwerfen konnten. Die einzigen Vortheile, welche sie gegen die Spanier erlangten, wurden alsdann erfochten, wenn diese durch die Erfahrung ihres zweiten Zuges nicht belehrt, in die Straßen der Städte drangen, wo dann die Mexicaner ihnen in den Rücken kamen, und von den Söllern der Häuser mit Geschossen zusetzten.

Cortez benutzte die oben erwähnte Lage des mexicanischen Reiches, schmeichelte den unzufriedenen Kaziken, und erlangte in der Nähe der Hauptstadt eben so vortheilhafte Bündnisse wie früher in Semposalla und Tlaxcala. Zu seinem Glücke war dieß gleich anfangs in der zweiten Stadt des Reiches, Tezcuco, der Fall, wo er von dem mitregierenden Adel des bisherigen Kaziken, einen Anhänger Mexico's, abgesetzt ließ. Hier schlug er sein Hauptquartier auf, und richtete von dorther seine Märsche. Bald auch folgte Chalco, obgleich Quaitemozin durch zahlreiche Truppen die Stadt und Umgegend in Ordnung zu halten suchte. Die Eingeborenen schlugen mit Hülfe der Spanier die Mexicaner heraus. Nach einer Reise von Zügen und Gefechten hatte Cortez die Ufer des Sees wo nicht gänzlich unterworfen, doch in solcher Weise behauptet, daß er auf allen Theilen feste Stützpunkte besaß, von wo er die Verbindung der Hauptstadt mit den übrigen Provinzen wenigstens unsicher machen konnte.

Als Cortez in Tezcuco sich gehörig gesichert hatte, ließ er die in Tlaxcala gesammelten Materialien für den Bau einer Flotille herbeischaffen. Der Transport ging eben so langsam, wie alle Operationen, gelangte jedoch mit derselben Sicherheit an seine Bestimmung. Das Holzwerk mußte von Indiern herbei getragen werden. Die Tlaxcalteken gaben hierzu 8000 Lastträger und 15,000 Krieger; Sandoval mit einigen hundert Spaniern leitete den Zug, und ordnete denselben in solcher Weise, daß er in einer Ausdehnung von 6 Stunden über Gebirge und durch Wälder ohne Hindernis nach Tezcuco gelangte. Zum Bau der Brigantinen hatte Cortez in 60 Tagen einen Kanal graben lassen, und jene Schiffe konnten bereits am 28. April vom Stapel laufen. Außerdem hatte er das Glück, daß um dieselbe Zeit eine in San Domingo geworbene Verstärkung ankam, wo der Statthalter, des Columbus Sohn, Don Diego, damals seit Kurzem zurückgekehrt, und die erwähnte Behörde der Hieronymitermönche die Unternehmung des Cortez begünstigten. Er commandirte jetzt 118 Mann Fußvolk und 86 Reiter; außerdem trafen zahlreiche Hülfstruppen aus den verbündeten Ortschaften

bei ihm ein. Das Heer der Tlaskalteken war so bedeutend, daß sein Einzug in Tezcuco drei Stunden lang dauerte.

Vor dem Beginn der Belagerung hatte Cortez noch das Glück, daß sich ihm zwei Gefangenheiten boten, alle Gefahr, die ihm durch Anstiftung eines Heeres oder der indischen Hülfstruppen erweckt werden konnte, im Keime zu unterdrücken. Der erste Fall ist bezeichnend für seinen Charakter. Viele Offiziere und Soldaten seines Heeres, wie es heißt einige Hundert, hatten sich verschworen, ihn zu ermorden, und einem seiner Hauptleute den Oberbefehl zu übertragen. Cortez erhielt eine undeutliche Kunde, welche einen ehemaligen Soldaten des Narvaez, Villefanna, als Verschworenen bezeichnete. Er begab sich sogleich mit Alvarado und einiger auserlesener Mannschaft in dessen Quartier, verhaftete den Mann, und fand bei ihm eine Liste sämmtlicher Verschworenen. Zu seinem Erstaunen las er darin die Namen einer Menge von Offizieren und sogar mehrerer unter seinen ersten Hauptleute, zu denen er vollkommenes Vertrauen hegte. Das Papier warf er sogleich in das Feuer, ließ den Villefanna hängen, berief am andern Morgen sein ganzes Corps und erklärte: die Namen der Verschworenen seien unbekannt; Villefanna habe nichts gestanden, und die Liste der übrigen Theilnehmer verschluckt. — Aus den Namen derselben machte er stets ein Geheimniß, und hat Niemanden während seines fünfzehnjährigen Lebens seine Rache fühlen lassen. — Der zweite Fall betraf den Feldherrn der Tlaskalteken, Xicotenga, welcher, wie erwähnt, ein Gegner der spanischen Bündnisses stets gewesen war. Dieser verließ plötzlich das Heer in der offenbaren Absicht, in seinem Vaterlande einen Aufstand gegen den großen Rath und gegen Cortez zu erregen. Cortez ließ ihm nachsetzen, und es gelang ihm, den Flüchtling zu fangen. In seinem Auftrage wurde noch einmal die Gesandtschaft, mit einem Theile Spanien zu gewinnen; als der Kazike mit trotzigem Muthe alle Erbietungen zurückwies, befahl Cortez ihn zu hängen, eine Maßregel, wozu dessen eigener Vater, ein Oberhaupt der Republik, gerathen haben soll.

Am 13. Mai 1521 begann endlich die Belagerung. Drei Divisionen unter Sandoval, Dli und Alvarado rückten gegen die drei verschiedenen Dämme. Cortez selbst übernahm den Oberbefehl über die Brigantinen, und erschien stets auf denjenigen Punkten, wo der Kampf am entschiedensten war. Die Operationen wurden damit eröffnet, daß Dli und Alvarado nach einem zurückgetriebenen Ausfall der Belagerten die Wasserleitung der Hauptstadt zerstörten und unmittelbar heraus sich auf den Dämmen festsetzten. Zugleich lief die Flotille aus dem Hafen von Tezcuco, und durchfuhr den See nach allen Richtungen. Die Herrschaft über denselben ging für die Mexicaner sogleich verloren. Diese machten nur einmal gleich anfangs einen Versuch die Flotte zu bekämpfen. Während einer Windstille, wo die Brigantinen unbeweglich auf dem Wasser lagen, bereckte sich der See mit 4000 Kähnen, welche muthig zum Angriffe der mit Rudern, Segeln, Kanonen und Schützen versehenen Schiffe heranruderten. Kaum hatte der Kampf begonnen, so erhob sich ein frischer Wind, die Brigantinen fuhren zwischen die Kähne, stürzten eine Menge derselben um, und ertranken die Mexicaner, daß die Spanier ihnen noch mehr zu Wasser wie zu Lande überlegen waren. Von der Zeit an machten Erstere keinen weiteren Versuch zum Angriffe; sie suchten allein einzelne Brigantinen durch einen Hinterhalt zu überraschen, oder durch eingerammte und unter dem Wasser verborgene Pfähle zum Scheitern zu bringen; der Hinterhalt gab jedoch stets Gelegenheit zu einem leichten Siege, und die Hemmnisse wurden durch die Kraft der Segel und Ruder durchbrochen. — Durch die Flotille ward eine stete Verbindung zwischen allen Divisionen der Belagernden unterhalten; die Operationen auf den Dammstraßen wurden ferner bedeutend durch die Schiffe erleichtert, welche die mexicanischen Häuse, von wo die Spanier mit Schleudersteinen und Pfeilen beschossen werden sollten, in gehöriger Entfernung hielten. Der hauptsächlichste Vortheil, welchen die Schiffe gewährten, bestand jedoch in Erschwerung der Zufuhr für die Belagerten, obgleich die Verbindung derselben mit einzelnen Punkten am festen Lande nicht gänzlich abgeschnitten werden konnte. Täglich wurden Kähne aufgefangen, welche Trinkwasser und Lebensmittel der Hauptstadt zuführen sollten, und die Mexicaner empfanden bald die Leiden einer heftigen Hungersnoth.

Auf den Dammstraßen wurde unaufhörlich gefochten. Die Mexicaner vertheidigten jeden Durchschnitt und beinahe jedes Haus; sie machten in der Nacht besonders wüthende Angriffe, um die am Tage verlorenen Positionen wieder zu erobern. Die Spanier gewannen mit jedem Tage mehr Terrain; sobald ein Haus oder ein Durchschnitt genommen war, wurde das erstere sogleich niedergerissen, und der letztere, so wie die Seitenkanäle an den Häusern, mit den Trümmern ausgefüllt. Ihre Compagnien hielten des Nachts abwechselnd Wache; während die eine unter den Waffen schlief, vertheidigte sich die andere hinter Barrikaden gegen die Angriffe der Mexicaner; häufig aber mußten alle Truppen des Nachts am Gefechte Theil nehmen. Der Kampf wurde in 93 Tagen keinen Augenblick unterbrochen; sobald er auf einem Punkte nachließ, ward auf einem andern um so wüthender gefochten; mitunter drangen die Mexicaner durch die spanischen Barrikaden; da jedoch die erobernden Theile sogleich rasirt waren, hatte Meuterei und Gleichheit mit den dichten Haufen ein leichtes Spiel. Die Fortschritte der Spanier wurden übrigens im Inneren der Stadt um so langsamer, da die Mexicaner dort breitere Dammdurchschnitte machten, und Schanzen mit Pfahlwerk vor denselben aufwarfen. Oft genug mußten sie auch des Nachts die eroberten Stellungen wieder aufgeben; denn der Tag zur Niederreißung der Häuser und zur Ausfüllung der Kanäle nicht mehr reichte. Sobald Letzteres nicht geschah, büßten sie stets ihre Unvorsichtigkeit mit bedeutendem Verlust. Alvarado gerieth dadurch zum ersten Male in große Gefahr, und ward zum ungeordneten Rückzuge genöthigt; Cortez selbst verursachte alsdann ein Mißgeschick, welches ihm alle Früchte seiner Siege zu entreißen drohete.

Die Eroberung nach dem bisherigen Operationsplan dauerte endlich dem Cortez zu lange Zeit, und er beschloß, als die Hälfte der Stadt bereits genommen war, einen allgemeinen Angriff, wodurch er den ganzen Platz auf einmal zu erstürmen hoffte. Er kannte die Hungersnoth der Mexicaner, befahl bereits ein ausgedehntes und geebnetes Terrain in seinem Rücken und eine Flotte zur Unterstützung; er dehnte sich also in einer bei weitem günstigeren Lage, wie bei den Kämpfen seiner zweiten Zuges, wo alle seine Bemühungen, die Stadt durch Sturm zu erobern, erfolglos blieben. Seine Mannschaft war jedoch, wie aus Castillo erhellt, hierin anderer Meinung, und wünschte bei dem sicheren Operationsplan zu beharren. Cortez hielt zwar einen Kriegsrath, blieb jedoch bei seinem Willen, und gab Sandoval und Alvarado Befehl, mit ihren Truppen auf den Marktplatz, im Mittelpunkte der Stadt, zu dringen; er selbst übernahm den Befehl der dritten Division, um daselbe Manöver auszuführen.

Der Angriff geschah mit besonderem Nachdruck von den Cortez Division, während Sandoval und Alvarado langsamere Fortschritte machten. Cortez erstürmte in Schnelle einen größeren Durchschnitt, nahm eine Verschanzung nach der anderen und kam in die Nähe des Marktes. Die Mexicaner wichen zurück, während von den Spaniern die Ausfüllung des Durchschnittes unterblieb. Als mehrere Straßen genommen waren, führten die Mexicaner ihr früheres Manöver wieder aus, kamen dem Feinde in den Rücken und besetzten die Söller der Häuser mit ihren Kriegern. Plötzlich fanden die Spanier in der Vorhut einen darnächtigen Widerstand, und wurden von den Häusern der mit Geschossen überschüttet; aus den Seitenstraßen drangen Feinde. Nach erfolglosem Kampfe in einer schmalen und moralischen Straße befahl Cortez den Rückzug; als die Spanier an den Durchschnitt gelangten, erfüllte sie die Erinnerung an die Nacht der Trübsal mit panischem Schrecken. Eine allgemeine Verwirrung riß ein; die ganze Truppe stürzte sich in den Graben. Die Brigantinen konnten nicht helfen. Cortez suchte vergeblich seine Leute in Ordnung zu bringen; er blieb unter den Hinteren zurück, ward verwundet, und sah sich plötzlich von Feinden umringt, die ihn ergriffen, um ihn fortzuschleppen. Ein Soldat hieb die Mexicaner nieder, welche an den Feldherrn Hand anlegten, bezahlte aber seine Anhänglichkeit mit augenblicklichem Tode; andere Spanier packten den Führer, zogen ihn mit Gewalt durch das Wasser und warfen ihn auf ein Pferd. Er ward gerettet, allein die Tapferen seiner nächsten Umgebung fanden den Tod oder fielen

in die Gewalt des Feindes. Sechzig Spanier starben im Kampfe, vier fielen in Gefangenschaft und wurden zur Opferung bestimmt.

Alvarado und Sandoval erfuhren während des Kampfes die schlimme Nachricht von den Mexicanern, welche ihnen die Köpfe von Spaniern mit dem Ruf: Malinche*) ist gefangen, entgegenwarfen. Beide zogen sich schnell zurück, und retteten auf ihrer Rückkehr einen nicht unbedeutenden Verlust. Da jedoch kein Dammdurchschnitt zu passiren war, gelangte ihre Truppe in Ordnung auf die früheren Positionen, wo das aufgestellte Geschütz die Fortschritte des Feindes hemmte.

Diese Niederlage des Cortez entmuthigte die indischen Bundesgenossen; sie verliefen schaarenweise die Spanier, da sich unter ihnen das Gerücht verbreitet hatte, die Götter der Mexicaner hätten dem Quaitemozin den Untergang der Fremdlinge in 10 Tagen versprochen. Cortez sah sich auf die Defensive um so mehr beschränkt, weil die Mexicaner, durch den Erfolg angefeuert, mit noch größerer Wuth wie früher auf allen Punkten angriffen, und sogar einiges Terrain ihm wieder abgewannen. Allmählig kehrten jedoch die indischen Bundesgenossen zurück, als nach 10 Tagen ihre abergläubische Erwartung nicht in Erfüllung ging, und den Spaniern keine weitere Schlappe beigebracht war; auf allen Punkten, wo die Mexicaner durchbrachen, hatten diese dagegen durch Geschütz und Reiterei ihre gewöhnliche Niederlage auf der rasirten Ebene erlitten.

In Kurzem konnte der frühere Operationsplan mit aller Kraft wieder aufgenommen werden. Bald auch merkten die Spanier, daß ihre Feinde, durch Hunger, Durst, Krankheiten und Gefechte aufgerieben, nicht länger mit demselben Nachdruck wie früher fochten; ihre Fortschritte wurden schneller und ausgedehnter, und alle drei Divisionen näherten sich endlich von verschiedenen Seiten her dem Marktplatze im Mittelpunkte der Stadt. Alvarado erreichte ihn zuerst, stürmte den dortigen Hauptthempel, wo schon einmal ein blutiges Gefecht geliefert war, und fand hier zum letzten Male einen hartnäckigen Widerstand. Stufe für Stufe mußte hier erobert werden, und der Boden ward vom Blute schlüpfrig. Als die Spanier die Plattform erreichten, stürzten sich die überlebenden Mexicaner von der Höhe herab.

Sieben Achtel der Stadt waren genommen und rasirt. Die Mexicaner setzten dennoch den Kampf weiter fort und wiesen des Cortez Friedensunterhandlungen zurück. Ihr letzter Quartier lag auf Pfählen gebaut im Wasser, so daß die Brigantinen in die Kanäle eindringen konnten. Cortez unterließ den Angriff auf den Dammbrücken, und befahl Sandoval mit der Flotte einzubrechen. Als die Spanier eine Straße auf diese Weise genommen, und die Einreihung der Häuser begonnen hatten, füllte sich der See plötzlich mit Kähnen, und Sandoval erkannte, daß die überlebenden Mexicaner sich durch die Flucht zu retten suchten. Sogleich begann die Jagd; ein Kapitän bemerkte einen vorzugsweise geschmückten Kahn; er hatte ihn bald erreicht und drohete ihn in den Grund zu segeln. Aus bemselben aber erhob sich Quaitemozin und rief ihm zu: Ich bin der Fürst des Landes; führe mich zu Malinche.

Der Kapitän empfing den Gefangenen mit allen Ehrenbezeugungen; die Feindseligkeiten wurden beendet. Quaitemozin ward zu Cortez geführt. Der spanische Feldherr trat ihm freundlich entgegen; der gefangene Fürst aber brach in Thränen aus und den Worten: „Was ich that, war ich der Vertheidigung meiner Hauptstadt schuldig. Meine Hülfsmittel sind erschöpft. Nimm deinen Dolch und stoße mich nieder!“ Cortez erwiederte großmüthig, daß er ihn wegen seiner tapferen Vertheidigung um so höher schätze. Er möge sein Herz erleichtern und seinen Offizieren Muth einsprechen. Für die Zukunft werde er der Fürst des Landes unter spanischer Hoheit bleiben.

Der Anblick des noch nicht zerstörten Quartieres erwies den Spaniern, daß die Mexicaner in der Vertheidigung das Aeußerste geleistet hatten. Häuser und Straßen lagen voll Leichen; die Luft war durch die Verwesung so verpestet, daß die Sieger das Quartier nicht besetzen konnten. Nirgends fand sich süßes, sondern überall nur gesalzenes Wasser; Lebensmittel waren nicht mehr vorhanden. Sie hatten schon früher bemerkt, daß der Boden in den zuletzt eroberten Stadttheilen wie vom Pfluge aufgewühlt war, da die Einwohner, um ihren Hunger zu stillen, alle Wurzeln herausgesucht hatten. In den letzten Tagen der Belagerung hatten sich Schwärme von Ausgehungerten zu den Spaniern geflüchtet, und Cortez war menschlich genug, um die gewöhnliche Kriegslist bei Belagerungen nicht zu beobachten, wonach die Geflüchteten in den Platz wieder zurückgetrieben werden. Auch gab er nach der Beendigung des Kampfes die Erlaubniß, daß alle Einwohner die Stadt verlassen durften. Die Masse der Ueberlebenden war noch so groß, daß 3 Tage und Nächte hindurch die Züge der Auswanderer fortdauerten.

Nach dem ersten Siegesrausche wurde übrigens die Freude der Spanier sehr herabgestimmt. Die Beute entsprach ihren Erwartungen nicht, und betrug allein 380,000 Pesos. Die meisten Kostbarkeiten waren schon früher im Besitz der Spanier, und in der Hitze der Treibjagd verloren gegangen. Der Montezuma seine Schatzkammern für sie leerte. Das übrig Gebliebene hatte Quaitemozin 4 Tage vor seiner Flucht in den See versenken lassen. Bei der Vertheilung ward allgemeine Unzufriedenheit rege; auch scheint es, daß Cortez, welcher für den Reiz des Goldes nicht unempfindlich war, sich selbst bei der Vertheilung unverhältnißmäßig breitmach hatte*). Diese Verstimmung vermehrte übrigens eine Unmenschlichkeit, welche dem Cortez gewöhnlich zum Vorwurfe gemacht wird, woran er aber durchaus unschuldig war. Die königlichen Rentbeamten gaben Befehl, den Quaitemozin zu foltern, um von ihm die Stellen, wo das Gold versenkt war, zu erfahren. Cortez wagte, wegen der untergeordneten Art, wie er zum Oberbefehl gelangt war, keinen Widerstand gegen Beamte, die ihm von San Domingo aus mit königlichen Vollmachten seit Kurzem zugesandt waren; die Folt rung geschah zum großen Aerger des spanischen Heeres. Als dem gefangenen Fürsten bei dieser Gelegenheit ein Fußbad gereicht wurde, durch Laugen die Nachsuchung gehalten, man fand auch einiges Gold, allein die Hoffnungen auf reichen Gewinn blieben unerfüllt.

Die friedliche Unterwerfung des übrigen Landes folgte mit Ausnahme der nördlichen Provinzen auf den Fall der Hauptstadt. Sandoval, Olit und Alvarado fanden nur wenig Widerstand, als sie sie die südlichen und westlichen Theile des Reiches durchzogen und Anstalten zur Anlegung von Colonien trafen. Cortez mußte aber selbst zu Felde ziehen, um das Land am Panucofrom im Norden zu unterwerfen; erst nach 4 Schlachten wurden die dortigen Indier bezwungen. Die gänzliche Beruhigung des Landes wurde aber nicht erreicht. Theilweise Aufstände, die ohne Zusammenhang nur einzelnen Spaniern gefährlich wurden, entstanden noch längere Zeit in allen Theilen des Landes, mit Ausnahme des Thales von Mexico. Cortez selbst verlohr bei solchen Auftritten mit großer Wuth; sobald eine Gegend sich auflehnte, begnügte er sich mit einer leichten Strafe; hatte die Schilderhebung Spaniern das Leben gekostet, so ließ er einen oder 2 Kaziken hinrichten und die übrigen durchschlüpfen; wo er aber selbst nicht gegenwärtig war, verfuhren seine Hauptleute häufig mit Unmenschlichkeit. So ließ Sandoval nach einem gedämpften Aufstande am Panucofrom 460 Kaziken verbrennen, als eine allgemeine Insurrektion des Cortez ihm freie Hand in Bestrafung der Insurgenten gelassen hatte. Alvarado benahm sich bei einzelnen Gelegenheiten noch unmenschlicher, weil die Habsucht seine Grausamkeit veranlaßt zu haben scheint. Gastillo wenigstens gibt ähnliche bei einer Gelegenheit als Beweggrund mit ziemlich deutlichen Worten an. — Uebrigens vergingen noch mehrere Generationen, bis zum Ende des 16ten Jahrhunderts, ehe das Land vollkommen bevölkert und in die Civilisation der Spanier hineingezogen war. Aufstände ergaben sich oft genug, besonders bei Einrichtung der Abgaben. Auch waren die ersten, den Eroberern nachrückenden Colonisten stets zum Kriege gerüstet, und sogar die Klöster aus jener Zeit erweisen noch jetzt durch ihre Befestigungen die ursprüngliche Lage der herrschenden Spanier, wie diese Havala, ein Geschichtschreiber der mexicanischen Revolution, bezeugt.

*) Malinche war der Name, womit die Mexicaner den Cortez bezeichneten.

*) Bei seiner ersten Reise nach Spanien bezog er allein 200,000 Pesos an Kostbarkeiten.

Der Krieg hatte die zahlreiche Bevölkerung der Eingeborenen vermindert; die zunächst folgenden Jahre wirkten in derselben Art, und die neue Herrschaft erheischte noch mannigfache Opfer. Cortez traf gleich nach der Eroberung Maßregeln, um die tarirte Hauptsteuer wieder aufzubauen. Er bewog eine Menge Kaziken durch Steuerfreiheit und andere Vortheile, den verwüsteten Platz in Schnelle wieder mit Häusern zu füllen; auch kamen auf Spanien zu dem Zwecke in jedem Monat neue Colonisten. Hiezu waren die überlieferten Formen des mexicanischen Despotismus ihm sehr behülflich, wodurch der größere Theil der Indier, zur Sclavenarbeit verurtheilt, sogar die Stelle von Lasthieren versah. Während der mexicanische Rest den Spaniern gleichgestellt wurde, ward das niedere Volk bei ungeheurer Frohnarbeit zum Wiederaufbau der Hauptstadt um so mehr durch Hunger und Krankheiten aufgerieben, weil die Umgegend Mexico's während des Kampfes nicht bebaut war. Cortez erreichte übrigens seinen Zweck. In wenigen Jahren erhob sich auf den Trümmern der alten Hauptstadt eine neue mit aller Pracht von Palästen, Kirchen und Amphitheatern für Stiergefechte, wie sie in Städten des spanischen Mutterlandes sich vorfand.

Unmittelbar nach der Eroberung hatte des Cortez Glück den Gipfelpunkt erreicht. Die bedeutende Zahl erobrete Land, von seinen Waffengefährten als der Erste unter Gleichen geachtet, von den Indiern gefürchtet und verehrt. Bald aber waren seine Lage verändert.

Wie erwähnt, hatte Cortez seinen ersten Bericht mit dem Geschenke Montezuma's direkt nach Europa gesandt. Als das Schiff in Spanien anlangte, war Carl *V.* in Flandern und die Geschäftsträger fanden bei den Ministern eine schlimme Aufnahme. Der Präsident des indischen Rathes, Fonseca, wollte sie nicht allein nicht anhören, sondern ließ Einen von ihnen sogar verhaften. Als Carl V. nach Spanien zurückkehrte, war er auch durchaus nicht geneigt, seine Beamten durch eine Billigung der Vorfälle im Heere des Cortez blos zu stellen, und als der Handstreich gegen Narvaez in Spanien bekannt wurde, ließ er sogar durch den Rath von Indien einen Beamten nach Mexico senden, welcher dem Cortez die Regierung nehmen und dessen Betragen untersuchen sollte. Kurzum, die Regierung des Mutterlandes benahm sich auf solche Weise, daß die Eroberung ohne Zweifel vereitelt wäre, wenn sie damals schon genügende Macht besessen hätte, ihren Willen durchzuführen. Als jener Beamte (Cristobal von Tapia) in San Domingo landete, um sich von dort nach Mexico einzuschiffen, hielt ihn aber Diego Colon, welcher die Statthalterschaft wieder erlangt hatte, und wegen der Schicksale seines Vaters, wie auch wegen eigener Erfahrungen gegen die Regierung keinen geringen Groll hegte, mit Vorstellungen auf der Insel zurück. Tapia lautete hierauf unmittelbar nach der Eroberung von Mexico in Vera Cruz ein, überfandte seine Vollmachten, wonach er die Regierung des Landes übernehmen sollte. Cortez ließ sich mit dem Manne selbst nicht ein, sondern schickte ihm Sandoval und Alvarado mit einigen andern Officieren entgegen, die ihn theils durch Schmeicheleien, theils durch Drohungen dahin brachten, daß er sich wieder einschiffte. Unter diesen Umständen waren Vorstellungen beim spanischen Hofe nothwendig, wenn Cortez sich überhaupt nicht vom Mutterlande losgesagen wollte. Er entsandte einen neuen Bericht mit einem Geschenke von 80,000 Pesos, und die ganze Mannschaft fügte ein von Allen unterzeichnetes Schreiben hinzu, worin sie neben dem Glanz ihrer Thaten zugleich die Unklugheit bemerklich machte, welche durch die Abfrohung des Cortez in einem so eben erobrten Lande begangen würde. Das Schiff wurde zwar von einem französischen Corsaren aufgebracht, allein es gelang den gefangenen Agenten des Cortez, ihre Papiere Carl V. und ihren Sachwaltern in Spanien zuzustellen. Letztere ergriffen ein Mittel, wodurch die öffentliche Meinung, welche damals noch Vieles in Spanien galt, für Cortez gewonnen wurde. Sie ließen seine Berichte in Sevilla drucken, und die Kunde seiner Thaten verbreitete sich schnell über das Land; Cortez galt sogleich der Nation als Held erster Größe.

Carl V. empfing die Papiere in einem für Cortez günstigen Zeitpunkte. Der König hatte damals gerade den Bürgerkrieg gegen die katholischen Städte beendet und die Freiheiten des Landes unterdrückt. Es herrschte im Volke ein bitterer Groll gegen die Krone, zugleich aber auch eine dumpfe Betäubung über den Niederlage der Bolksvorteil. Dem Könige ward jetzt eine Gelegenheit geboten, wodurch er sich einige Popularität wieder gewinnen konnte, ohne daß er von seiner neu erwordenen Macht Etwas verloren gab. Er entschied somit zu Gunsten des Cortez und bestätigte dessen Statthalterschaft für Neu-Spanien. Andererseits traf er in seiner schlauen und langsamen Weise die genügenden Maßregeln, um in Mexico die Gewalt der Krone zu sichern. Er entsandte eine Menge von Beamten, um über Cortez die Controle zu führen; ein Strom von Colonisten folgte in Kurzem, so daß die ersten Eroberer nach einem Jahre die Minderzahl der ansässigen Europäer bildeten.

Von jetzt an veränderte sich des Cortez Stellung. Jene mit ausgedehnten Vollmachten hinübergesandten Beamten ärgerten den Eroberer Mexico's durch eine Menge von Förmlichkeiten und langwierigen Verhandlungen, deren Fäden in dem indischen Rathe, wie im Mittelpunkte zusammenliefen. Die argwöhnische Politik der spanischen Krone erschuf in Kurzem für Mexico eine weit verzweigte Bureaukratie, deren Druck von den Eroberern weit schwerer empfunden wurde, wie von den unterworfenen Indiern. Kein Schiff kam von Vera Cruz nach Spanien, ohne Klagen und Beschuldigungen jener Beamten gegen Cortez zu überbringen, und keines kehrte zurück, ohne neue Beamte mit Instruktionen ihm entgegenzuwirken oder wenigstens Spione an das Land zu setzen. Wie sehr überhaupt die Eroberer eheianirt wurden, erhellt man aus folgendem Fall. Die irrigliosen Beamten forderten von jenen Männern, welche ihr Blut bei der Eroberung vergossen hatten, sie sollten, wenn sie in Mexico bleiben wollten, den Beweis führen, daß sie von Juden und Mauren nicht abstammten, und daß ihre Ahnen bis zum zweiten Glied von der Inquisition nicht verurtheilt wären. Auch wurden einige, welche den Beweis nicht führen konnten, wirklich ausgewiesen.

Auch hinsichtlich seiner Waffengefährten wurde des Cortez Stellung verändert. Die Eroberer hatten erwartet, bei der Vertheilung der Landgüter besonders berücksichtigt zu werden; Cortez aber hatte Vielen seiner Gefährten eine Menge der aus Spanien herübergekommenen Colonisten vorgezogen, durch deren Einfluß bei Hofe er seine Stellung zu sichern glaubte. Hiedurch verlor er die Anhänglichkeit Vieler, und ein Theil derselben unter Oli, nach der Honduras-Küste, um zu colonisiren entstand, begann gegen ihn daselbe Verfahren, welches er selbst dem Velasquez gegenüber sicher berechtigt hatte. Oli setzte sich mit Velasquez in Verbindung und erklärte sich dann für unabhängig.

Cortez ward über diesen Abfall um so bestürzter, da er von andern seiner Hauptleute, besonders von Alvarado, welcher um dieselbe Zeit Guatemala unterwarf, etwas Aehnliches besorgte. Er entsandte zuerst einige Schiffe, um Oli zum Gehorsam zu bringen, und als er von dem Schicksal derselben Nichts vernahm, sammelte er selbst 300 Spanier und 3000 Meistraner, um mit denselben zu Lande nach den Honduras vorzudringen. Den Quartiermeister und mehrere Kassen nahm er mit sich, um in ihnen ein Unterpfand für die Ruhe der Eingebornen zu besitzen.

Der Zug (1524 begonnen) dauerte über 2 Jahre, und bot andere Seiten, wie die glänzende Eroberung. Die Furcht vor den Spaniern war so bedeutend, daß nur wenig Indier mit den Waffen widerstanden; allein die Hindernisse einer wilden Natur rieben sein Heer auf eine Weise auf, wie es der Feind im früheren Kampfe nicht vermocht hatte. Cortez passirte zahlreiche und tiefe Ströme, weitgedehnte Sümpfe und Urwälder, in welchen die Schwerter der Spanier sich einen Weg durch das Dickicht bahnen mußten. Wochen lang zog der Zug durch Wildnisse, welche von Menschen noch nicht betreten waren; Viele seiner Leute ertranken in Flüssen, versanken in Sümpfe und verschmachteten durch Hunger. Als die Noth am Aeußersten war, gerieth das Heer in die Gefahr von den mitgenommenen Mexicanern verrathen zu werden. Wie aus allen Quellen erhellt, herrschte unter diesen die Verabredung, das Elend der Spanier zum Wiedergewinn ihrer Unabhängigkeit zu benutzen. Noch Gomara war die Verschwörung im ganzen Lande weit verbreitet, und sogar in der Hauptstadt konnten die Indier ihren Zubel nicht mehr verbergen. Cortez erhielt die Nachricht, vielleicht von dort her,

durch ein Papier, worauf die Theilnehmer der Verschwörung nach mexicanischer Sitte gemalt waren. Castillo, ein Augenzeuge, gibt ebenfalls die Verschwörung als ganz bestimmt an, und nennt sogar diejenigen Indier, welche dem Cortez die Anzeige machten: Quaitemozin und die übrigen Kaziken wollten ihre Truppen in Aufruhr bringen, und über die Spanier beim Passiren eines Sumpfes oder eines Flusses herfallen. Nur Torquemada, welcher luthische Nachrichten benutzte, und dessen Angaben hier um so gewisser sind, da er von Verfassen im höchsten Grade tadelt, erzählt, Quaitemozin habe allein an einem Gespräche Theil genommen, worin mehrere Kaziken geäußert hätten, man könne jetzt den ausgehungerten Spaniern mit Leichtigkeit den Garaus machen.

Als Cortez die Nachricht erhielt, berief er sich sogleich mit seinen Hauptleuten, und ließ den unglücklichen Quaitemozin mit mehreren Kaziken verhaften. Alle wurden in der Nacht abgesondert verhört, und gestanden die Verschwörung. Nur Quaitemozin bekannte zwar, daß er an dergleichen Gesprächen Theil genommen, jedoch in den Plan der Ausführung sich nicht weiter eingelassen habe. Cortez verfuhr in der Gefahr mit Schnelle. Am nächsten Morgen erblickten die Mexicaner ihren ehemaligen Fürsten und zwei Kaziken gehängt. Die Hinrichtung war in derselben Nacht sogleich nach dem Urtheil ausgeführt worden. — An der Gefahr des Aufstandes kann man nicht zweifeln, wie man auch sonst über des Cortez Verfahren urtheilen mag. Interes ist mit den Mährchen bei Clavigero zu vergleichen. Beide zeugen von Härte und Entschlossenheit, deren aber das einzige Mittel zur eigenen Rettung.

Der Zug war übrigens nutlos; als das Corps in die Colonie Oli's anlangte, war dieser bereits von des Cortez Anhängern überrascht und enthauptet, und dessen Obergewalt wieder hergestellt worden. Er sand jedoch die Colonie in eben so traurigem Zustande wie sein Lager, und hielt auch dem eine schlimme Vorschaft aus Mexico. Auf eine Nachricht von des Cortez Tode, hatten die zwei ersten königlichen Beamten sich der Obergewalt bemächtigt, und unter den bestehenden Verhältnissen eine Verwirrung angerichtet, welche die alten Eroberer zur Verzweiflung brachte.

Cortez schiffte sich ein und kam nach Vera Cruz in einem Augenblicke, wo ein Aufstand seiner Anhänger in der Hauptstadt seine Gewalt wieder hergestellt hatte. Er ward auf dem Wege überall mit Beweisen von Anhänglichkeit empfangen; indes seine Lage änderte sich nicht nach seiner Rückkehr. Carl V. schützte seine Beamte und ertheilte dem Diego Colon Befehl, ein Heer auszurüsten, um den Cortez seiner Statthalterschaft mit Gewalt zu entsetzen. Mittlerweile sandte er einen Regierungsrath (Audiencia) mit den ausgedehntesten Vollmachten nach Mexico, so daß Cortez seine Gewalt in die Hände desselben niederlegen, oder sich zum gewaltsamen Widerstande entschließen mußte. In letzterem ward wenigstend dem Cortez von seinen ehemaligen Gefährten Gelegenheit geboten. Alle Municipalitäten der Städte Neu-Spaniens machten dem Feldherrn einen förmlichen Antrag, er möge sich von der Oberherrschaft des Mutterlandes losiagen, um sie und sich selbst von der Tyrannei der königlichen Beamten zu befreien. Cortez aber wies den Vorschlag zurück und legte seine Gewalt in die Hände der bevollmächtigten nieder.

Der Erste und Zweite derselben ersaß in Kurzem dem Clima; der Dritte setzte in solcher Weise das Verfahren seiner Vorgänger gegen Cortez fort, daß er ihn sogar aus der Hauptstadt verbannte. Er begab sich nach Tlaxcala, und wurde dort von Unzufriedenen umringt, welche ihn noch einmal zum offenen Widerstande aufreizten. Er wies jedoch obstich gethan, alle Anträge zurück, gegen das Mutterland die Waffen zu führen, und schiffte sich, um seine Sache bei Hofe zu führen, nach Spanien ein.

Als er dort anlangte, ward er überall mit Beweisen der Achtung von allen Volksklassen empfangen. Carl V. hatte kurz vorher den Befehl gegeben, eine Untersuchung gegen ihn einzuleiten, und sogar die alten Verdächtnisse gegen Narvaez und Velasquez wieder hineinzuziehen; im Fall der Verurtheilung sollte er enthauptet werden. Die unumschränkte Gewalt der Krone war aber noch zu neu, als daß er der öffentlichen Stimmung hätte Trotz bieten können. Er empfing den Cortez auf die glänzendste Weise, ernannte ihn zum Marquez, und ertheilte ihm als Majorat das Thal von Oajaca in den südlichen Provinzen Mexico's. Cortez bewahrte sich dem König gegenüber mit einem Stolz und einer Selbstachtung, wie sie dem Eroberer Mexico's gebührte; er bekümmerte sich wenig um die Hofetikette, wie um die Beamten des indischen Rathes, und verbarb sich somit seine Aussichten.

Carl V. schickte einen Vicekönig nach Mexico, und übertrug dem Cortez allein die Würde eines Generalcapitän's unter der Bedingung, daß er Expeditionen auf Entdeckungen im stillen Ocean ausrüstete. Als Cortez um Wiedereinsetzung in seine frühere Stellung nachsuchte, erhielt er eine abschlägige Antwort. Carl V. gab dem Grafen von Nassau, welcher die Forderung des Eroberers unterstützte, zur Antwort: Der Mann sei zu Genüge durch ein Marquese betohnt, welches mehr Unterthanen enthalte, wie sein Nassauisches Land.

Nach seiner Rückkehr in Neu-Spanien verwollte Cortez größtentheils auf seinen Gütern, und rüstete dort die ihm zur Bedingung gemachten Unternehmungen aus. Als diese entweder zu Grunde gingen, oder zu keinem bedeutenden Resultate führten, begab er sich selbst mit 3 Schiffen und 300 Mann unter Segel, und entdeckte die Küsten von Californien. Allein auch diese Entdeckung eines festigen und armen Landes konnte seine Hoffnungen nicht befriedigen; er kehrte nach dem südlichen Mexico zurück, ohne bedeutende Resultate erlangt zu haben. Castillo sagt, es sei gewesen, als ob der Zweck so vieler Tausende von Mexicanern ihn verfolge, so daß ihm Nichts mehr gelingen wollte. Alexander v. Humboldt sah übrigens sein Tagebuch und bewunderte dasselbe wegen der genauen Aufnahme der entdeckten Küsten.

Der thätige Mann ward zur unbehaglichen Ruhe verurtheilt, welche ihm um so verwerflicher wurde, weil er mit der Regierung wegen seiner Besitzungen in langsten Streit stand. Er beschloß hierauf eine zweite Reise nach Spanien, um seine Angelegenheiten persönlich zu betreiben. Bei seiner Ankunft (1540) ward er zwar mit Ehren bei Hofe empfangen, allein von nun an verweigerte ihm Carl V. sogar die Rückkehr nach Neu-Spanien.

Unmittelbar nach seiner Ankunft wurden die Zurüstungen zur Expedition Cort's V. nach Algier getroffen. Cortez nahm daran Theil, empfand aber neue Kränkungen. Bekanntlich vernichtete ein Sturm einen Theil der Flotte; ein nicht unbedeutendes Heer ward gelandet, allein der im Sturme entstiene Verlust und augenblicklicher, mit Kriegsstürmen verbundener Mangel bestimmten Carl V., welcher, ungeachtet seiner Neigung zur Willkühr, durchaus kein kühner Mann, sondern das Gegentheil von einem Kriegsherren war, unverrichteter Sache sich wieder einzuschiffen. Ein Kriegsrath wurde von der gewöhnlichen Umgebung des Kaisers gehalten, und entschied natürlich nach dessen Willen. Cortez, obgleich der verschmähte Held unter Allen, wurde nicht hinzugezogen, wie Castillo und Gomara sagt, weil man vorher wußte, daß er gegen den Rückzug sprechen würde. Cortez wurde hierüber sehr empfindlich; er nannte den Rückzug bei dem rechten Namen und schmähete auf das ganze Verfahren. Er selbst hatte mit bei Weitem geringerer Mannschaft und mit weniger Mitteln eine ganz andere Belagerung durchgeführt; wenn man ihm den Oberbefehl ertheile, so werde er Algier nehmen. Carl V. erfuhr diese Aeußerungen und wollte seinem Rücke mehr von Cortez hören. Der Eroberer Mexico's kehrte in vollkommener Ungnade nach Spanien zurück.

Sein Wunsch, in Neu-Spanien zu sterben, ward nicht erfüllt. Er verschied zu Castilleja de la Cuesta, einem Orte bei Sevilla, am 2. Dec. 1547.

Kottenkamp.

Die Tollwuth des Hundes.

(Tafel 33.)

Der Hund, den so viele liebenswürdige Eigenschaften zieren, der so viele rührende Züge aufopfernder Treue und Anhänglichkeit an den Menschen zu erkennen gibt, der sich der Gunst des Menschen in solch ausgezeichnetem Grade erfreuet, der mit demselben in solch vertraulichem, ja nicht selten eigentlich freundschaftlichem Verhältnisse lebt, der Liebling des lallenden Kindes, des kräftigen Mannes wie des schwachen Greises, das Sinnbild der uneigennützigen Freundschaft und unwandelbaren Treue, der muthige Wächter menschlichen Eigenthums, der unermüdliche und kluge Gehülfe des Waidmanns, der willige Begleiter des Reisenden, — kurz der beliebte Geführte des Menschen in den verschiedenartigsten Verhältnissen, ist einer Krankheit, der Tollwuth, unterworfen, die ihn aller seiner gerühmten Vorzüge beraubt, zur wilden Bestie umwandelt, zum grimmigsten Feinde der menschlichen Gesundheit stempelt und zum Gegenstande der Furcht, der Angst und des Schreckens macht. Die Tollwuth des Hundes ist auch in der That eine mit Recht sehr gefürchtete Krankheit, indem sie, durch Uebertragung auf den Menschen, bei demselben eine ähnliche Krankheit erzeugt, die seinen Verstand zerrüttet, ihn zu thierischem Benehmen nöthigt, ihm unvermeidlichen qualvollen Tod bringt und ihn überhaupt in Zustände versetzt, die, wie ein bewährter Autor sich treffend ausdrückt, nächst dem lebendig begraben werden, die schrecklichsten genannt zu werden verdienen.

Die Tollwuth des Hundes, glücklicherweise keine sehr häufig bei uns im südlichern Deutschland vorkommende Krankheit, zeigte sich in der letzten Zeit, seit zwei Jahren, häufiger als sonst und beängstigt das Publikum mehr als je durch einige bekannt gewordene Fälle selbst nach längerer Zeit noch erfolgter Ausbrüche der Wuthkrankheit, bei von tollen Hunden gebissenen Menschen, so daß man fast in jedem Hunde, der sich aus den natürlichsten Veranlassungen gegen den Menschen zur Wehre setzt, einen wüthenden zu erblicken befürchtet. Es dürfte daher den Lesern dieser Blätter nicht unwillkommen sein, hier eine kurze Beschreibung der Tollwuth des Hundes zu finden, welche sich, der schärfern Beobachtung unserer Zeit gemäß, von den frühern, mit vielen Irrthümern und Vorurtheilen untermengten Beschreibungen wesentlich unterscheidet.

Die Kenntniß der Tollwuth des Hundes und ihrer Gefährlichkeit für den Menschen ist gewiß alt und läßt sich unzweifelhaft schon in den Perioden vor der christlichen Zeitrechnung suchen, indem einige Schriften des griechischen und römischen Alterthums Andeutungen von ihr enthalten. Mehrere Schriften des Mittelalters zeugen von einem regen Eifer, diese für den Menschen so sehr gefahrvolle Krankheit zu erforschen; in unserer Zeit drängen sich aber die Schriften über die Tollwuth des Hundes und vervollständigen die Bibliothéken über diesen Gegenstand. Demungeachtet darf aber derselbe nicht für erschöpft betrachtet werden, indem es immer noch eine höchst räthselvolle Krankheit ist, bei welcher noch täglich irrige Ansichten zu berichtigen sind. In der Volksmeinung lebt auch über die Hundswuth von den ersten Beobachtungen an bis auf unsere Zeiten noch ein Bild, dem weniges Wesentliche, als höchst zufällige Erscheinungen der Krankheit, zu Grunde liegt; man denkt sich das Thier mit niederhängendem Kopfe, geöffneten Maule, vorgestreckter Zunge, schäumend und geifernd, mit stierem Blicke, hängenden Ohren, sträubenden Haaren, magerem, eingefallenem Leibe, zwischen die Hinterbeine eingeklemmtem Schweife, schwankendem Gange, wasserscheu, vor glänzenden Dingen in Raserei gerathend, alles, was ihm in den Lauf kommt, anfallend und beißend, von andern Hunden erkannt und gemieden ꝛc. (Fig. 1). Dieses, nur mit unsichern Zügen, nicht treu und sicher erkennbar entworfene Bild findet aber nach den jüngsten Wahrnehmungen wesentliche Abänderungen, und durch wichtigere, das Wesen der Krankheit eigentlich charakterisirende, Erscheinungen vielfache Berichtigungen.

Die Tollwuth des Hundes ist eine nervöse Krankheit, welche sich vorzugsweise beim Hundegeschlechte, ausnahmsweise auch beim Katzengeschlechte, ursprünglich entwickelt, in ihrem Verlaufe einen eigenen, namentlich an den Mundspeichel gebundenen, Ansteckungsstoff erzeugt und von einer unbezwinglichen Lust zu beißen begleitet ist. Sie erscheint, allen seitherigen Wahrnehmungen zufolge, unter zwei Formen, der rasenden und der stillen Wuth und wird durch unmittelbare Berührung des Ansteckungsstoffes mit verletzten Körpertheilen auf den Menschen und andere Thiere in der Art übertragen, daß bei denselben die Wuthkrankheit in ähnlichen Formen entsteht.

Dem wirklichen Ausbruche der Tollwuth des Hundes gehen, bei der ursprünglichen Entwicklung, verändertes Benehmen, verminderte Lebhaftigkeit, geringere Aufmerksamkeit, wechselnde Freßlust u. s. w. als Vorboten voraus, welche aber nur kurze Zeit andauern, nicht auffallend deutlich hervortreten, darum leicht übersehen und nicht zur Erkenntniß der Krankheit benützt werden.

Bei dem Ausbruche der Krankheit zeigt der wüthende Hund gewöhnlich ängstliche Unruhe, die ihn nirgend lange weilen läßt; auffallende Neigung zur Kühlung und daher beständiges Lecken an Eisen, Steinen, Erde u. s. w.; vermehrte Reizbarkeit und daher mürrisches Betragen bei Berührungen und Annäherungen; Schnappen in die Luft wie nach Fliegen; Verschmähen des Futters, namentlich festerer Nahrungsmittel, da selbst flüssige ihm krampfhaftes Würgen im Halse verursachen und, kaum genossen, wieder aus dem Maule fließen; unbezwingliche Lust, alles um ihn her befindliche zu zernagen und zu zerreißen, wobei er öfters Stoffe verschluckt, die er sonst, als völlig unverdaulich, nie zu sich nehmen würde, z. B. Leder, Holz, Stroh, Haare, Erde, ja selbst seinen eigenen Koth, Harn u. s. w.; sehr veränderte Stimme, indem sein Gebell in eine Art heisern Heulens übergeht, wobei er den Kopf in die

Höhe streckt; ungewöhnliche Lust zu Beißen, vornämlich gegen Katzen und Geflügel, später gegen Hunde und andere Thiere und endlich auch gegen den Menschen, wobei er sehr heimtückisch verfährt, indem er sich dem Menschen oder Thiere freundlich wedelnd nähert, ehe er seinen Biß anbringt; große Neigung zum Entlaufen, wobei er sehr eilfertig in kurzer Zeit sich auf mehrere Stunden weit entfernt, und Zugleich etwas Verlorenes zu suchen scheint; nur unvollständiges Bewußtsein, indem er zwar seinen Herrn und alle mit demselben befreundete Menschen und Thiere noch kennt, zuweilen selbst noch erlernte Kunststücke ausführt, aber dessen ungeachtet gleich wieder in dumpfes Hinbrüten verfällt und zeitenweise wie taub erscheint.

Bei der besondern Form der rasenden Wuth zeigen sich periodische Anfälle großer Aufregung, vorherrschende Sucht zu beißen, und meist entschiedene Lust zum Entlaufen, welch letztere Erscheinung vielfach auch als besondere Form, die sogenannte laufende Wuth, bezeichnet wird. Bei der besondern Form der stillen Wuth zeigt sich der Hund mehr zurückgezogen, stumpfsinnig, weniger beißlustig, und schon durch den gelähmten Zustand mehrerer Körpertheile, nicht zum Entlaufen geneigt; besonders häufig erscheint beim stillen Wuthe der Hinterkiefer gelähmt, herabhängend, und ihn an jeder Nahrungsaufnahme hindernd (Fig. 2). Wenn aber auch der Hinterkiefer nicht gelähmt ist, so zeigt sich doch auch die etwas angeschwollene Zunge mit ihrer Spitze zwischen den Zähnen aus dem Maule hervorragend (Fig. 3, Kopf in größerem Maßstabe Fig. 4). In den seltensten Fällen ist, weder bei der rasenden noch bei der stillen Wuth, Wasserscheue vorhanden und daher die so häufige Bezeichnung der Tollwuth des Hundes als Wasserscheue, hydrophobia, völlig unbegründet.

Die entwickelte Wuthkrankheit dauert bei dem befallenen Hunde selten länger als 3—8 Tage und bringt unvermeidlich den Tod, der jedoch bald sehr ruhig, bald aber auch unter sehr tumultuarischen Bewegungen erfolgt. Einige Zeit vor dem Tode stellt sich Lähmung verschiedener Körpertheile oder des ganzen Körpers ein, die sich anfänglich blos durch schwankenden Gang im Hintertheile, später durch Unvermögen sich zu erheben, und endlich durch Bewegungslosigkeit im ganzen Körper ausspricht, so daß der Hund in diesem Zeitraume beinahe leblos auf der Erde ausgestreckt liegt, und das schwach glimmende Licht seines Lebens nur noch durch zeitweise erfolgende Zuckungen erkennen läßt (Fig. 5).

Die Leichenöffnung des an der Wuthkrankheit verstorbenen oder getödteten Hundes, die nach dem Erkalten der Leiche gefahrlos vorgenommen werden kann, weist zwar nicht die Wuthkrankheit allein erklärende Erscheinungen nach, vervollständigt aber demungeachtet das Urtheil über das Vorhandensein dieser Krankheit durch die Zusammenstellung der Erscheinungen während des Lebens und nach dem Tode, und gilt somit auch als wesentlich zur Ermittlung derselben.

Gleich beim Abziehen der Haut gewahrt man die venösen Gefäße mit dickem dunklem Blute erfüllt und das Fleisch dunkel geröthet oder welk und schlaff. Am Maule trifft man nicht selten Anschwellungen, Blutunterlaufungen und etwas schaumigen Speichel; die Zunge mehrentheils welk, schlaff, etwas angeschwollen, entweder trocken oder mit schmutzigem Schleime belegt, häufig mit Wunden, von den Zähnen beim Beißen oder bei den Maulkrämpfen entstanden, versehen; die Rachenhöhle mit zähem Schleime erfüllt, und mehr oder weniger entzündet; den Schlund zusammengezogen und verengert und in seinem Innern trocken und entzündet oder von schaumigem Speichel besenchtet; den Kehlkopf mehr als gewöhnlich geröthet; die Luftröhre entweder geröthet und trocken oder mißfärbig und mit zähem Schaume erfüllt; die Lungen und das Herz sehr blutreich, dunkel gefärbt und Spuren vorausgegangener Entzündung nachweisend; den Magen sehr aufgetrieben und vergrößert oder zusammengezogen und verkleinert, äußerlich mit dunkel gerötheten Flecken besetzt, in seinem Innern geröthete Stellen, als Spuren stattgefundener Entzündung, Brandflecke und aufgelockerte Schleimhaut, gewöhnlich leer oder doch nur mit schleimiger mißfarbiger Masse erfüllt, zuweilen verschiedenartige unverdauliche Körper, als: Heu, Leder, Steine, Wolle, Haare, Sand, Erde, Stroh, Tuch und Leinwand, Lappen ꝛc., höchst selten eigentliche Nahrungsmittel enthaltend; am Dünndarme äußerlich geröthete Stellen, innerlich Spuren von Entzündung und sehr dünnflüssigen, gelblichen oder röthlichen Inhalt; im Dickdarme meist Anschoppungen und Verstopfungen von zähem Darmkothe; die Leber ohne auffallende Veränderung, zuweilen gelbe Durchschwitzungen nächst der Gallenblase; die Bauchspeichel unverändert; die Milz öfters aufgetrieben, von schwarzem Blute erfüllt und zuweilen mit Blutblasen besetzt; andere Körpertheile, als Gehirn, Rückenmark, Harn- und Geschlechtswerkzeuge, größere Gefäße und Nervenstämme ꝛc. meist ohne krankhafte Veränderungen.

Die Ursachen der ursprünglich entwickelten Tollwuth des Hundes sind noch unbekannt, scheinen aber doch in einer gewissen individuellen Anlage begründet zu sein, und lassen, allen Wahrnehmungen zufolge, sehr reizbare, zarte und nervenschwache Konstitutionen mehr als minder reizbare und robuste zur Wuth geneigt erkennen. Wohl mögen auch die Rassen, die Altersperioden, die Ernährung und andere Umstände von wichtigem Einflusse sein, zum mindesten mögen sie den Grad, die Form und den Verlauf der Wuthkrankheit bestimmen. Viele anderweitige Einflüsse gelten als Gelegenheitsursachen, welche diese Anlage zur Krankheit entwickeln, als die häufigsten bezeichnet man heftige Gemüthsaufregungen, Angst, Schrecken, Zorn, Sehnsucht, Hunger, Durst u. a.

Wenn sich auch die Tollwuth des Hundes nach Wesen, Verlauf und Erfolge hinlänglich von andern Krankheiten unterscheidet, so wird sie doch nicht selten mit solchen verwechselt, wenn man blos einzelne Erscheinungen derselben in's Auge faßt. Dahin gehören besonders die Hundesucht, vermöge dem dabei stattfindenden veränderten Benehmen, den Krampfzufällen und

der verminderten Freßlust; die Magen- und Darmentzündung, durch die auffallende Neigung zur Kühlung und das Belecken von Eisen und Steinen, die Verstopfung, die Reizbarkeit bei Berührungen des Hinterleibes; die Halsentzündung oder die Bräune, durch die Heiserkeit der Stimme, die widernatürliche Stellung des Kopfes und Halses, das krampfhafte Würgen im Halse beim Verschlucken der Nahrungsmittel; das Steckenbleiben verschluckter Knochen ꝛc. im Halse, durch die ängstliche Unruhe, die veränderte Stimme und die Beschwerden im Schlucken; Brüche und Verrenkungen des Hinterkiefers, durch das Herabhängen desselben, das Unvermögen das Maul zu schließen, das verhinderte Fressen und das ängstliche Benehmen. Bei allen diesen Krankheiten, die allerdings in einigen Erscheinungen eine gewisse Aehnlichkeit mit der Hundswuth erkennen lassen, fehlen jedoch die wesentlichen, die Wuthkrankheit eigentlich charakterisirenden Merkmale. Auch mit andern Zufällen wird die Hundswuth leicht verwechselt, wenn man das Symptom des Beißens einseitig in Betracht zieht, denn so werden leicht schüchterne, furchtsame Hunde, die ihren Herrn verloren haben, von Menschen und Thieren verfolgt und gemißhandelt, als wuthverdächtig betrachtet, weil sie sich durch Beißen vertheidigen; ebenso Hündinnen, die Junge säugen und während dieser Zeit gerne bissig sind; dann junge Hunde im Zahnen begriffen, die so gerne nagen und beißen; läufige Hunde, die sich so leidenschaftlich bekämpfen ꝛc.

Die Tollwuth des Hundes erhält durch die Uebertragung auf den Menschen und andere Thiere große Bedeutung; diese Mittheilung geschieht durch einen besondern, im Verlaufe der Wuthkrankheit erzeugten, Ansteckungsstoff, der an den Maulspeichel und andere thierische Flüssigkeiten gebunden, nur durch unmittelbare Berührung beim Beißen und bei Beisudlung anderweitig verletzter Körpertheile mittheilende Kraft hat, schon in den ersten Zeiträumen der Krankheit zu treffen ist, sich durch alle übrigen Zeiträume bis zum Tode erhält und auch erst einige Zeit nach demselben durch die Zersetzung bei eintretender Fäulniß die Ansteckungsfähigkeit verliert. Die auf solche Weise mitgetheilte Wuth kommt weit häufiger vor, als die ursprünglich entwickelte, da ein wüthender Hund sie vielen Menschen und Thieren mitzutheilen vermag. Auch bei den durch Ansteckung wüthend gewordenen Hunden, Menschen und andern Thieren, entwickelt sich ein Ansteckungsstoff, durch welchen die Wuthkrankheit weiter verbreitet werden kann. Die Zeit, in welcher sich die Wuth nach geschehener Ansteckung entwickelt, läßt sich nicht genau bestimmen, indem die Entwicklung von so vielen Umständen abhängig ist, doch soll sie nach einigen Beobachtern selten vor dem achzehnten Tage oder nach dem fünfzigsten auftreten. Im angesteckten Hunde verläuft die Wuth unter denselben Erscheinungen, wie bei der ursprünglichen Entwicklung, und nur selten kündigen Veränderungen an den Wunden, durch welche die Ansteckung erfolgte, die auszubrechende Wuth an. Auch bei andern Thieren erscheint die Wuthkrankheit, nach der, von einem wüthenden Hunde ausgehenden, Ansteckung in ähnlichem Verlaufe; sie kündet den Ausbruch der Krankheit meist durch periodisch auftretendes Zittern, große Niedergeschlagenheit und abnehmende Freßlust an, der Ausbruch charakterisirt sich durch tobende Zufälle, Heiserkeit der Stimme und auffallende Abnahme der Körperkräfte. Das wüthend gewordene Pferd zeigt ungewöhnliche Unruhe und Aengstlichkeit, heftiges Hin- und Hertreten, Zittern und Schwanken mit den Hinterfüßen, Geifern und Schäumen im Maule, auffallende Lust zum Beißen, ungewöhnlich heisere Stimme, tobendes Benehmen, wobei es in die Krippe springt, sich zu Boden wirft, beißt, haut und schlägt, gegen die Wände rennt ꝛc.; dazwischen ruhige Zeiträume, in welchen es große Ermattung zeigt; endlich nach mehreren solchen Anfällen erfolgt durch Erschöpfung der Tod, oft schon nach einigen Stunden, oft aber erst am dritten bis sechsten Tage.

Das wüthend gewordene Rind zeigt scheuen Blick, Zittern der Glieder, Schwanken im Hintertheile, zeitenweise schreckhaftes Zusammenfahren, geiferndes Maul, dumpfes heiseres Brüllen, besonders beim Anblicke von Hunden, Stoßen mit den Hörnern, Schlagen mit den Füßen, Schütteln mit Kopf und Hals, Lust, sich loszureißen, Knirschen mit den Zähnen, krampfhafte Zuckungen, dazwischentretende ruhige Zeiträume mit großer Körpermattung und endlich den unter Zuckungen und Krämpfen erfolgenden Tod, der gewöhnlich erst nach 4—7 Tagen eintritt.

Das wüthend gewordene Schaf zeigt beinahe dieselben Erscheinungen, springt im Anfalle der Raserei mit ungewöhnlichen Sätzen umher, fällt andere Thiere an, stößt mit dem Kopfe nach denselben, sucht sie zu beißen, blöckt heiser, geifert viel im Maule, wird aber gleichfalls zeitweise ruhig, ist dann sehr ermattet, im Hintertheile gelähmt und stirbt unter heftigen Zuckungen und Krämpfen nach 1—2 Tagen.

Das wüthend gewordene Schwein zeigt heftiges Jucken und Beißen an der verwundeten Stelle, durch welche die Ansteckung erfolgte, erschwertes Schlucken, Wasserscheue, heftiges Wühlen in seiner Streue im Stalle oder in Erde und Mist im Freien, heftige Lust, andere Thiere und den Menschen zu beißen, schaumiges Maul, bald erfolgende Kreuzlähme, nur kurze ruhige Zwischenräume nach den tobsüchtigen Anfällen, und unter Krämpfen und Zuckungen am vierten oder fünften Tage eintretenden Tod.

Die wüthend gewordene Katze zeigt ohne alle Vorboten plötzliches Auffahren, heftige Sprünge an den Wänden empor, Sträuben der Haare, wildes Blick, geiferndes Maul, heiseres Geschrei, Beißanfälle auf Hunde, andere Thiere und den Menschen, Entlaufen in andere Häuser und in das Freie, endlich Verkriechen in einen Winkel und unter Zuckungen erfolgender Tod; zuweilen zeigt aber auch die Katze die Form der stillen Wuth, bei welcher sie in einem Winkel verkrochen bleibt und nur, wenn man sie aus demselben vertreiben will, sich bissig und wüthend gebärdet.

Bei dem durch Ansteckung in die Wuthkrankheit verfallenen Menschen lassen sich mehrere Zeiträume unterscheiden, als der Zeitraum der Ansteckung, das Stadium incubationis, in welchem die Krankheitsmaterie, gleichsam keimend, im Körper schlummert; der Zeitraum der bangen Ahnung, das Stadium melancholicum, das sich besonders durch Niedergeschlagenheit und durch Zuckungen kund gibt, und endlich der Zeitraum der Wasserscheue, das Stadium hydrophoticum, in welchem die Krankheit ihre größte Höhe erreicht hat, und sich durch ungemeine Aufregung im Gefäß- und Nervensysteme zu erkennen gibt. Der Zeitraum von der Ansteckung bis zum Ausbruche der Krankheit ist von sehr verschiedener Dauer, indem nach den Angaben einiger Beobachter einige Stunden hinreichen, die Krankheit ausbrechen zu lassen, nach andern der Ausbruch erst nach einigen Tagen erfolgt, und nach den neuern Erfahrungen derselbe selbst noch nach einigen Monaten erfolgen kann, nach den, jedoch nicht bestätigten, Mittheilungen früherer Beobachter, sogar erst nach Jahren noch zu befürchten sein soll. Während dieser Zeit sollen sich keine deutlich hervortretenden Merkmale des künftigen Ausbruches erkennbar machen. Im zweiten Zeitraume dagegen treten an der Wundstelle, durch welche die Ansteckung stattfand, Veränderungen auf, die zuerst wieder auf die Ursachen derselben aufmerksam machen, daher der Kranke gleichzeitig niedergeschlagen, traurig, sehr reizbar und unruhig wird, in Krämpfe verfällt und Sinnestäuschungen erhält, so wie ein banges Vorgefühl über den bevorstehenden Ausbruch der Krankheit zeigt. Im dritten Zeitraume vermehrt sich die Unruhe, tritt Wasserscheue hinzu, erfolgt krampfhaftes Würgen im Halse, stellen sich heftige Krämpfe ein und erscheinen eigentliche Raserieanfälle. Dergleichen Anfälle dauern eine Viertel- bis eine halbe Stunde, versetzen den Kranken in große Erschöpfung, welche nach den wiederholten Anfällen immer mehr zunimmt, bis unter Convulsionen, meist zwischen dem zweiten und dritten Tage, öfters früher, zuweilen später, der Tod erfolgt. So sehr man sich bemüht hat, bei der Wuthkrankheit des Menschen ein sicheres Heilverfahren aufzufinden, so sehr hat man sich überzeugt, daß die bereits entwickelte Krankheit fast immer unheilbar ist, und daher von der vorbeugenden, prophylaktischen, Behandlung noch das meiste zu erwarten steht, obgleich auch bei dem zweckmäßigsten prophylaktischen Verfahren nach geschehener Ansteckung sich vollständige Entwicklung nicht immer verhüten läßt. Es wird daher zur besondern Pflicht des Staates sowohl, als jedes einzelnen Staatsangehörigen, jede Gelegenheit zur Ansteckung aufs Sorgfältigste zu verhindern, und so die zu diesem Behufe bestehenden polizeilichen Maßregeln möglichst zu unterstützen. Wer daher, sei es zum Vergnügen oder zu seinem Geschäfte, Hunde hält, sehe sorgfältig auf dieselben und beobachte jedes verdächtige Betragen des Hundes, damit die Wuth bei demselben nicht zum Ausbruche komme. Schon in der Wartung und Verpflegung lasse man dem kranken Hunde Aufmerksamkeit zu Theil werden, damit keine Gelegenheits-Ursachen für die Entwicklung der Tollwuth erstehen. Besonders vermeide man das herrenlose Umherlaufen der Hunde, da dasselbe, wenn auch nicht die Entwicklung, so doch die Verbreitung der Tollwuth begünstigt, eben so suche man das Gegeneinanderhetzen der Hunde zu verhüten, da durch dasselbe nicht nur Wuth wirklich entwickelt werden kann, sondern auch in den Hunden eine bösartige Sucht zu beißen erweckt wird, die sich bei der ausgebrochenen Hundswuth um so gefährlicher erzeigen muß. Bei vorkommenden Fällen wüthender, umherlaufender Hunde suche man durch Einsperren der Hunde alle Gemeinschaft mit jenen zu verhindern und durch die plötzliche Tödtung des von wüthenden gebissenen Hundes der Gefahr der Verbreitung vorzubeugen. Dagegen sind alle jene Vorbeugungsmittel, die auf Aberglauben und Vorurtheilen beruhen, wie z. B. das Tollwurmschneiden ꝛc. als höchst unsicher und unnütz zu unterlassen. Allein dem Menschen ist auch größere Vorsicht im Benehmen gegen fremde Hunde zu empfehlen, und so die Mißhandlung furchtsamer Hunde oder solcher, die ihren Herrn aufsuchen, zu widerrathen, besonders aber das Necken und Reizen der Hunde, namentlich von Kindern, strenge zu verbieten, da schon oft Bisse von solchen zum höchsten Zorne gereizten Hunden, selbst wenn sie nicht wüthend waren, sehr gefährliche Folgen hatten.

Prof. Baumeister.

Ueber Elektricität und Elektrisir-Maschinen.

Wenn man gewisse Körper, wie z. B. Bernstein, Siegellack, Glas, an einem wollenen Tuche stark reibt, bis sie durch das Reiben sich ein wenig zu erwärmen beginnen, und dann in die Nähe von leicht beweglichen Körpern, z. B. Papierschnitzeln, bringt, so wird man sehen, daß diese Papierschnitzel von dem geriebenen Körper angezogen und wieder abgestoßen werden. Diese Beobachtung hat darauf geführt, in jedem Körper müsse eine unwägbare Materie sein, die elektrische Materie genannt, und diese elektrische Materie werde dann durch das Reiben in Thätigkeit gesetzt. Dieß ist die allgemeine Erklärung, sie mag hier genügen.

Nun hat man aber ferner bebachtet, daß die Elektricität in den einen Körpern sich ganz anders verhalte, als in den andern, und daß namentlich diejenige Elektricität, welche durch Reiben von Glas erzeugt wird, derjenigen, welche man durch Reiben von Harz hervorbringt, direkt entgegengesetzt ist, und zwar in der Art, daß sich zwei mit Glaselektricität angefüllte Körper abstoßen, während dem sich zwei mit Harzelektricität geladene Substanzen ebenfalls abstoßen: daß aber Harzelektricität und Glaselektricität sich anziehen, die Glaselektricität, die positive, die Harzelektricität, die negative.

Nun nimmt man an, daß in jedem Körper diese beiden Elektricitäten zu einem elektrischen Fluidum vereinigt, in vollkommener Ruhe begraben sind, so bald sich aber ein mit besonderer Elektricität geladener Körper

nähert, so hört der angeführte Ruhestand auf, indem sich die gleichnamigen Elektricitäten abstoßen, und die ungleichnamigen so lange anziehen, bis das Gleichgewicht wieder völlig hergestellt ist. Geschieht diese Ausgleichung mit einemmale, so entsteht der elektrische Schlag, geschieht sie aber langsam, so entsteht die elektrische Strömung.

Die Körper, welche, wie wir anführten, die Eigenschaft haben, durch Reiben elektrisch zu werden, nennt man anelektrische Körper oder Nichtleiter der Elektricität, dagegen diejenigen Körper, welche durch Reiben nicht elektrisch werden, vorhandene Elektricität aber leicht durch sich durchgehen lassen, idioelektrische Körper oder Leiter der Elektricität. Zu den ersten gehören: die trockene Luft, Wachs, Glas, Harz, Seide, Pelze, Siegellack u. s. w.; zu den zweiten, den Leitern, gehören wässerige Flüssigkeiten, Metalle, Wasserdämpfe u. s. w. Um dieß näher zu erklären, mögen einige Beispiele dienen.

Wenn man z. B. während eines Gewitters (denn der Blitz ist nichts anderes, als ein elektrischer Schlag, und der Donner das auf ihn folgende Klatschen der Luft), einen Drachen steigen läßt, an dessen Schwanz ein Metalldraht befestigt ist, und diesen Metalldraht bis auf eine gewisse Strecke an der Schnur, an welcher man den Drachen hält, herunterlaufen läßt, dann aber von dort an eine metallene kleine Kette befestigt, welche bis auf den Boden reicht, so wird, vorausgesetzt, daß die Schnur, an welcher man den Drachen hält, von Seide ist, der Blitz sehr leicht von dem metallenen Draht am Schwanze des Drachen fortgeleitet, und verfolgt, ohne abzuweichen, seinen Weg längs dem Drahte hin, bis an die Stelle, wo dieser aufhört und mit der Kette in Verbindung tritt, durch welche er zu Boden geführt wird. Ja selbst wäre diese Kette nicht vorhanden, so würde der Blitz an der seidenen Schnur nicht weiter fortgeleitet, und an der Stelle, wo der Draht aufhörte, frei in die Luft ausströmen, so daß derjenige, welcher den Drachen unten festhielte, außer Gefahr bliebe; nur ist dabei der Umstand noch zu bedenken, daß es bei einem Gewitter gewöhnlich an der Stelle, wo ein solcher Beobachter steht, regnen wird, und da das Wasser ein sehr guter Leiter für die Elektricität ist, so könnte jener doch in die Gefahr kommen, durch eine solche mächtige Entladung der Elektricität getödtet zu werden. Aus diesem Grunde ist es auch lebensgefährlich, während eines Gewitters zu baden, denn gesetzt auch, der Blitz schlüge in einer ziemlichen Entfernung von dem Badenden in's Wasser, so wirkt dieß doch völlig wie der oben angeführte Metalldraht, und der Badende ist der Einwirkung der elektrischen Ladung ausgesetzt.

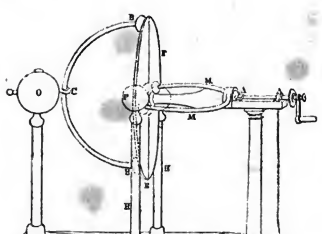
Es gibt nun ein zweites Beispiel anzuführen: gewisse Fische, wie der Zitteraal, der Zitterrochen, der Zitterwels, welche die Eigenschaft haben, elektrische Schläge austheilen zu können. Wenn diese Fische, welche alle zu den Raubfischen gehören, einen kleineren Fisch, oder sonst ein im Wasser schwimmendes Thier fangen wollen, so schwimmen sie ganz sachte heran, und geben ihrer Beute unbemerkt einen Schlag, ohne sie zu berühren, und hiedurch werden ihre Opfer entweder getödtet oder doch so betäubt, daß es ihnen ein leichtes ist, sie zu bemeistern. Bringt man nun in das Gefäß, in welchem ein solcher Fisch ist, die Hand und reizt den Fisch, so bekommt man einen Schlag, wie von einer großen Elektrisirmaschine; zieht man aber zuvor einen seidenen Handschuh an, so ist der Fisch nicht im Stande einen zu schlagen, denn die Seide leitet die Elektricität nicht, deßhalb kann man mit einer seidenen Angelschnur ohne alle Gefahr solche Fische fangen, während dem eine leinene den Fischer nicht schützen würde.

Außer den genannten Körpern, den Leitern und Nichtleitern, gibt es eine Menge anderer, welche die Elektricität unvollkommen leiten, und deßwegen Halbleiter heißen. Die meisten Substanzen sind als Halbleiter anzusehen, und sind deßhalb in vielen Fällen am gefährlichsten, indem sie in mehr oder minder vollkommene Leiter durch Nässe, feuchte, sie umgebende Luft verwandelt werden können; deßhalb ist es so sehr gefährlich, sich während eines Gewitters unter Bäume zu flüchten. An sich selbst nämlich sind zwar Bäume, und besonders die harzreichen Tannenbäume, schlechte Leiter der Elektricität, aber vom Regen durchnäßt werden sie zu guten Leitern, besonders wenn sie sehr hoch emporragen.

Wir mußten, um das Verhältniß der Leitungsfähigkeit zu erklären, in unserer Darstellung etwas vorgreifen, nun aber wollen wir einige andere wesentliche Eigenschaften der Elektricität betrachten.

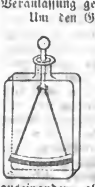
Die positive oder Glas-Elektricität hat, wie bereits erwähnt, die größte Neigung, sich mit der negativen, der Harz-Elektricität, zu verbinden, während dieß aber geschieht, geben sich diese Elektricitäten durch manche Erscheinungen zu erkennen. Reibt man eine Glasstange mit Flanell, und hält sie sich nachher vor das Gesicht, so hat man die unbehagliche Empfindung wie von Spinnengewebe. Beim Bewegen mancher Körper im Finstern hört man ein Knistern und sieht leuchtende Funken, wie dieß der Fall ist, wenn man bei Nacht Zucker stößt; in stärkerem Grade empfindet man ein Prickeln und sieht Funken, wenn man z. B. eine Katze bei Nacht gegen den Pelz streicht. Vereinigen sich aber beide Elektricitäten sehr stark, so empfindet man einen mehr oder minder heftigen Schlag, der besonders an den Gelenken fühlbar wird, und von der Erregung des leichtesten Zuckens sich bis zu der Herbeiführung von Ohnmachten, ja selbst zu der Herbeiführung des Todes steigern kann. Die Funken der positiven Elektricität haben ein gelbrothes, die der negativen Electricität aber ein bläuliches Licht.

Um auf wirksame Weise Elektricität zum Behufe mancher lehrreichen Versuche zu erzeugen, bedient man sich der Elektrisir-Maschinen. Deren gibt es mancherlei, und wir wollen davon die gebräuchlichste Vorrichtung, welche zugleich auch die wohlfeilste ist, beschreiben. Eine zirkelrunde Glastafel EFE ist in ihrem Mittelpunkt an



eine hölzerne Welle gut befestigt, und diese Welle ruht auf einer Säule, an deren Ende sie mittelst einer Kurbel in Bewegung gesetzt wird. Zwei andere Säulen, welche dicht am Rande der Glasscheibe stehen, H H, sind dazu bestimmt, die Reibekissen zu tragen. Diese Reibekissen sind kleine, lederne Polster, mit Roßhaaren gefüllt, welche man an der Reibefläche mit einem metallischen Amalgama, aus 2 Theilen Zinn, 4 Theilen Zink und 7 Theilen Quecksilber bestreicht. Diese Metalle werden erst erwärmt, dann in einer hölzernen Büchse tüchtig umgerüttelt, und, nachdem das Ganze erkaltet ist, in einem Mörser zu Pulver zerstoßen. Dieses Pulver trägt man auf das Leder der Reibekissen auf; diese Reibekissen müssen so eingerichtet sein, daß sie paarweise die Seiten des Glases umfassen, so daß die Glasscheibe rechts und links ze zwischen einem Paar Reibekissen hindurch gehen muß; zugleich aber darf kein Einklammern derselben stattfinden, wodurch die Bewegung der ganzen Maschine gestört würde. An der vorderen, dem Kurbelende entgegengesetzten Fläche der Maschine befindet sich ein kupferner Bogen, B C B, der bei B und B sich mit plattgedrückten, linsenförmigen Scheiben, an welchen gegen das Glas hingerichtete Metallspitzen sind, der Scheibe nähert. Diese Spitzen haben den Zweck, alle gebildete Elektricität um so besser aufzusangen, und so geht nun alle durch die Reibung erzeugte Elektricität in den angeführten Bogen, von welchem sie in den Conductor, eine hohle, metallene Kugel O, geleitet wird. Diese Kugel, welche eben so gut auch ein Cylinder sein kann, ruht auf einer oder zwei gläsernen Säulen, um dadurch isolirt zu werden. Die beiden an der Achse der Scheibe befindlichen Arme M M sind dazu bestimmt, die negative Elektricität aus der Maschine abzuleiten, welche durch die bei A A befestigte Kette auf den Boden herabkommt, so daß also hier vollständig die beiden Elektricitäten von einander getrennt sind. Berührt man nun, während die Maschine in Thätigkeit ist, den Conductor, oder nähert man sich nur etwas demselben mit dem Finger, so fährt ein Funke heraus, der ein leichtes Prickeln verursacht. Um die Wirkung dieser aus dem Conductor zu ziehenden Funken zu vergrößern, bedient man sich der Leydenerflaschen. Diese Leydenerflaschen bestehen aus beliebig großen gläsernen Gefäßen, welche bis auf die Hälfte, innen und außen, oberhalb mit Gummilack bestrichen, und nach unten mit Stanniol ausgekleidet sind. Durch den genau verschlossenen, und mit Harz bestrichenen Deckel geht ein starker Metalldraht, der mit der inneren Stanniolbegleitung in Verbindung steht, und sich oben in eine frei hervorragende Kugel endigt. Fig. b ist der Knopf des Drahtes, m n der Draht selbst, a der Deckel der Flasche, c d g die Stanniolbegleitung. Will man nun diese Flasche füllen, so hält man den Knopf derselben an den Conductor der Maschine und läßt mehrere Funken überströmen; die positive Elektricität geht nun in den innern Raum der Flasche, und dadurch entsteht eine elektrische Spannung, die so stark werden kann, daß man durch die Berührung des Knopfes einer Leydenerflasche einen heftigen Schlag erhält. Will man die Wirkung der Leydenerflasche verstärken, so geschieht dieß dadurch, daß man mehrere Flaschen an ihren Knöpfen durch Metalldrähte verbindet, und dann erhält man dadurch, daß man einen am Boden der letzten Flasche befindlichen Draht mit dem am Knopfe der ersten Flasche angebrachten in Berührung bringt, einen bei weitem verstärkten Schlag, mit welchem die größten Wirkungen ausgeführt werden können. Mit einer Batterie von etwa zehn großen Flaschen und der entsprechenden Maschine dazu, ist man im Stande, einen Ochsen zu tödten. Beim Laden dieser Flaschen muß man sich in Acht nehmen, sie nicht zu überladen, denn wenn dieß der Fall ist, wird die elektrische Spannung so stark, daß der Funken ohne weitere Leitung vom Knopfe der Flasche gegen den äußeren Beleg hinspringt, was zu unvorhergesehenen heftigen Erschütterungen und selbst Gefahren Veranlassung geben kann.

Um den Grad vorhandener Elektricität zu messen, bedient man sich des Elektrometers (s. Fig.). Dieß besteht darin, daß man an einen starken Metalldraht, der oben einen Knopf besitzt und mit seinem untern Ende in eine Flasche hineinreicht, zwei Strohhälmchen oder zwei kleine Metallplättchen nahe an einander so aufhängt, daß sie sich leicht bewegen können. Läßt man nun Elektricität durch den Draht schlagen, so fahren diese beiden Hälmchen in dem Grade auseinander, als der elektrische Funke stark war, denn sie müssen nach dem Gesetz, daß gleichnamige Elektricität sich abstoßt, sich von einander entfernen.



Auf eine viel einfachere, aber freilich nicht so rasche Weise kann man sich Elektricität verschaffen durch den Elektrophor. Der Elektrophor ist nichts anderes, als ein Harzkuchen, bestehend aus gleicher Mischung von Colophonium und Schellack, welche in eine hölzerne Kapsel gegossen wird, die nur den Zweck hat, das Ganze zusammenzuhalten. Wenn man nun diesen Kuchen (s. Fig., a b) mit einem Katzenpelz reibt, oder mit einem Fuchsschwanz peitscht, so entwickelt sich Elektricität und bleibt dort fest sitzen, weil das Harz kein Leiter ist. Auf diesen Kuchen setzt man nun eine metallene Scheibe a g, welche einen gläsernen Stiel m n besitzt, der bei n um der größeren Isolirung willen mit Schellack überzogen ist. Bringt man nun diese metallene Scheibe auf den Kuchen, und berührt den Metallrand g mit dem Finger, so wird die natürliche unvermischte Elektricität in g a zersetzt, weil der Kuchen negativ elektrisch ist und diese negative Elektricität nicht fahren läßt. Es entweicht also aus der Metallscheibe die negative Elektricität und die positive bleibt zurück, sobald man aufhört, sie mit dem Finger zu berühren. Zieht man nun an seinem gläsernen Stiel den Deckel des Elektrophors zurück, so ist er mit positiver Elektricität geladen und gibt einen Funken, mit dem man sogar Leydenerflaschen laden kann. Der Kuchen selbst aber behält seine Fähigkeit, auf diese Weise Elektricität hervorzurufen, ziemlich lange, und braucht, wenn er sie verloren hat, nur wieder gepeitscht zu werden. Durch den Elektrophor ist man im Stande, ein sehr lehrreiches und artiges Experiment zu machen, das manchen Aufschluß über die Natur der beiden Elektricitäten gibt. Bei den gewöhnlichen Experimenten sieht und empfindet man von diesen Elektricitäten nichts, als vorübergehende Blitze und Schläge. Hier aber kann man nun wirklich diese Elektricitäten vor Augen sehen. Nachdem man den Harzkuchen gepeitscht und die Metallscheibe auf die angegebene Art positiv elektrisch gemacht hat, bestreut man den Harzkuchen sowohl als die Scheibe, jetzt von einander abgesondert, mit irgend einem feinen Pulver, wie etwa Karmin oder Mennige, und dann werden sich auf beiden Scheiben höchst seine baumähnliche Verzweigungen bilden, die aber bei der positiven Elektricität ganz anders aussehen, als bei der negativen, denn während sie bei dieser ganz zarte feine Verästungen zeigen, wie etwa das Gewebe eines Badeschwammes, zeigen sie bei jener größere Bäumchen, welche auch größere Zwischenräume in ihren Verzweigungen blicken lassen.

Mittelst der Elektrisirmaschine lassen sich sehr anziehende und belehrende Versuche aller Art machen, von denen wir einige anführen wollen. Man läßt Jemand auf einen Schemel mit gläsernen Füßen (Isolirschemel) stehen, der in der Nähe der Maschine so angebracht ist, daß man vom Schemel aus mit der Hand den Konduktor berühren kann, oder ist der Konduktor weiter entfernt, so gibt man dem Betreffenden eine mit demselben in Verbindung stehende Kette in die Hand. Nun wird der Mensch, welcher auf dem Schemel steht, ganz mit positiver Elektricität geladen, seine Haare sträuben sich, und wo man ihn anrührt, springt ein kleiner Funken heraus; geschieht der Versuch in einem verdunkelten Zimmer, so sind die Erscheinungen nur um so glänzender. Hält ein anderer seine Hand ihm über den Kopf, so zeigen sich an allen Haaren kleine Funkenspitzen, so daß sein ganzer Kopf in Feuer zu stehen scheint. Zu stark darf man aber dabei nicht laden, weil sonst anstatt der Funken heftige Schläge erfolgen würden. Springt man also geladen vom Isolirschemel herunter, so scheint aus der Stelle des Bodens, die der Fuß berührt, eine Flamme zu brechen, und man bekommt durch den ganzen Körper einen leichten Schlag. Ein zweites sehr niedliches Experiment wird so gemacht, daß man verschiedene künstlich verschlungene Figuren von schmalen Stanniolplättchen ausschneidet und auf ein Glas klebt. Läßt man nun den Funken durch die zwei Enden des Glases schlagen, so zeigt sich überall, wo der Stanniol unterbrochen war, ein kleines Flämmchen, so daß man Namenszüge, Blumen, Gebäude u. drgl. auf diese Weise darstellen kann. Ein weiteres Experiment ist das elektrische Glockenspiel. Kleine Uhrenglocken von verschiedener Stimmung werden der Reihe nach isolirt aufgestellt, und zwischen ihnen schweben an seidenen Fäden Metallkugeln, welche durch die mit Elektricität geladenen Glocken angezogen und wieder abgestoßen werden, was ein artiges Geläute gibt.

Die zweite Art, Elektricität zu erzeugen, geschieht durch Berührung von Metallen, und man nennt diese Art der Elektricität nach ihrem Erfinder Galvani, Galvanismus. Galvani nämlich beobachtete, daß Froschschenkel in Zuckungen geriethen, wenn er sie mit verschiedenartigen Metallen berührte, und fand, daß diese Wirkung durch Nässe und noch mehr aber durch Salzwasser verstärkt wurde. Ein ganz einfacher Versuch macht uns die Wirkung der so erzeugten Elektricität anschaulich. Wenn man unter die Zunge eine Zinkplatte und auf die Zunge eine Kupferplatte bringt, so empfindet man, sobald man diese Platten einander nähert, einen ganz leichten elektrischen Schlag. Volta, ebenfalls ein italiänischer Naturforscher, benützte diese Erfahrung und wurde dadurch der Erfinder der volta'schen Säule, wodurch er auf die wirksamste Weise Elektricität zu erzeugen im Stande war. Die volta'sche Säule wird folgendermaßen gemacht: man nimmt zuerst eine Kupferplatte von etwa zwei bis drei Quadratzollen, auf diese kommt eine Zinkplatte von derselben Größe, und nun ein mit Salzwasser befeuchtetes Stück Tuch, und eine eben so befeuchtete Scheibe von Pappendeckel; hierauf kommt wieder eine Kupferplatte, alsdann eine Zinkplatte und sofort, bis man eine Säule von beliebig vielen Plattenpaaren hat. Es ist hiebei wesentlich, daß die Reihenfolge der Platten immer dieselbe sei, nämlich so: daß wenn man mit Kupfer anfängt, mit Zink aufgehört wird, und umgekehrt, und eben so wesentlich ist, daß die Metallplatten vorher sauber ge-

scheuert seien; theils von der größeren Anzahl der Mittelplatten, theils aber von der Schärfe des Befeuchtungsmittels hängt die Stärke der Wirkung ab, es ist indeß gleichgültig, ob die Platten nur aufeinander gelegt werden, oder ob sie der größeren Bequemlichkeit wegen aufeinander gelöthet sind. Die obere und untere Platte muß immer eine Oese haben, in welche die Leitungsdrähte hineinkommen; diese Dräthe, welche von beliebiger Länge gemacht werden können, werden bei den anzustellenden Versuchen mit ihren beiden Enden einander genähert, und zeigen dann zwar nicht die elektrische Wirkung einer Leydenerflasche, wie Lichterscheinungen und einen Schlag, aber eine fortwährende höchst kräftige elektrische Strömung. Der Kupferpol der volta'schen Säule entspricht der negativen Elektricität und der Zinkpol der positiven. Wenn man nun den Leitungsdraht des Zinkpols auf die Zunge, und den des Kupferpols unter die Zunge bringt, so bekommt man einen heftig sauren und umgekehrt einen scharfen langenhaften Geschmack; bringt man den einen Pol in den Mund und den andern zwischen die Augen auf die Stirn oder aber auch die beiden Leitungsdrähte an die beiden Schläfe, so empfindet man heftige Lichterscheinungen an den beiden Augen. In die Ohren gebracht, rufen sie Erscheinungen von donnerähnlichem Getöse hervor. Bei solchen Versuchen aber muß die größte Vorsicht und eine schwache Säule angewandt werden, indem bei starken Säulen die Einwirkung ihrer Heftigkeit wegen schädlich sein könnte.

Starke galvanische Säulen haben die allermächtigste Einwirkung auf chemische Prozesse. Metalle, welche mit den Leitungsdrähten in Verbindung gebracht werden, können geschmolzen, ja sogar verflüchtigt werden, und chemische Verbindungen werden durch diese elektrischen Strömungen theils aufgehoben, theils geschlossen. Am wichtigsten ist aber, namentlich in neuerer Zeit, die galvanische Elektricität durch ihr Verhältniß zum Eisen geworden. Es ist bekannt, daß das Eisen, sobald es magnetisch wird, die Kraft besitzt, anderes Eisen anzuziehen und so lange festzuhalten, bis es wieder die Eigenschaft, magnetisch zu sein, verloren hat. Neuere Naturforscher haben nun die Entdeckung gemacht, daß Eisen, durch welches man einen starken elektrischen Strom gehen läßt, so lange dieser Strom anhält, magnetische Kraft bekommt, durch Unterbrechung dieses Stromes aber sie augenblicklich verliert. Wenn man nun mit einer starken galvanischen Säule einen Eisenstab so in Verbindung setzt, daß durch zeitweise Unterbrechung des Leitungsdrahtes die Kette der elektrischen Strömung bald unterbrochen, und bald geschlossen wird, so erhält man dadurch eine bewegende Kraft. Denn da mit jedem Schließen der Kette der Eisenstab magnetisch wird, und mit dem Unterbrechen derselben diese Kraft verliert, so wird er in dem einen Augenblicke ihm nahestehendes Eisen anziehen, im andern wieder fallen lassen, und nach den Gesetzen der Mechanik hat man auf diese Weise eine bewegende Kraft, die im Stande ist, Maschinen zu beleben. Der Grund, warum diese elektromagnetische Kraft, von der gegenwärtig so viel gesprochen wird, in ihrer Anwendung auf größere Maschinen noch nicht praktisch geworden ist, liegt darin, daß die galvanische Säule aufhört, wirksam zu sein, sobald sich die Plattenpaare mit Rost überzogen haben, und dieses muß bei der angegebenen Einrichtung immer sehr bald geschehen.

Wegen dieses Uebelstandes, daß nämlich die Plattenpaare immer wieder gesäubert werden müssen, hat schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Zamboni versucht, trockene galvanische Säulen in Anwendung zu bringen, und es gelang ihm auch, durch sehr große Säulen von Gold- und Silberpapier, trocken auf einander gepreßt, elektrische Wirkungen hervorzubringen. Diese Wirkungen sind aber äußerst schwach, und kaum vermögend, einen sehr leichten Pendel durch Schließung und Aufhebung des elektrischen Stromes in immerwährende Bewegung zu setzen. Auf diese Weise hat man freilich ein perpetuum mobile, das aber unfähig ist, irgend eine mechanische Thätigkeit auszuüben.

Zum Schlusse noch einige Worte über die Geschichte der Elektricität.

Daß der Bernstein (Electrum) leichte Körper anziehe, war schon den alten Griechen bekannt, aber erst in der neueren Zeit wurden nähere Erfahrungen über elektrische Funken und Anziehungen durch Otto von Guericke, Boyle, Newton und Hawksbee gemacht. Erst im Jahre 1728 aber vermehrte St. Grey die elektrischen Entdeckungen bedeutend, er fand, daß seidene Schnüre isoliren, machte die ersten Versuche, Menschen zu elektrisiren, und vermuthete die Uebereinstimmung der elektrischen Funken und des Blitzes. Dufay setzte 1737 diese Untersuchungen fort, und entdeckte die Verschiedenheit der Glas- und Harzelektricität. Desgaliers und mehrere deutsche Gelehrte fügen nun an, die gewonnenen Erfahrungen zu erweitern, und v. Gleist fand 1745 die Leydenerflasche; keiner aber zeigte in diesen Untersuchungen so viel Scharfsinn als Franklin 1747 bis 1754, dem es gelang, über die athmosphärische Elektricität die befriedigendsten Aufschlüsse zu geben, und der sich als Erfinder des Blitzableiters um das Wohl der Menschheit ein ewiges Verdienst erworben hat. Unter den neueren Physikern sind vorzugsweise Galvani, Volta, Priestley, Cavallo, Lichtenberg, Davy und Oersted als Erweiterer und Verbesserer der in Beziehung auf Elektricität wichtigen Lehren und Instrumente zu bemerken.

Duttenhofer.

Giftpflanzen.

II.

(Tafel 34.)

Das Geschlecht der Fingerhüte (Digitalis) gehört in die zweite Zunft, erste Ordnung der neunten Klasse. Es sind mehr oder minder giftige Gewächse, krautartig mit behaarten Blättern und schönen Blüthen in einseitigen Aehren. Die Blumenkrone ist glockenförmig, ge-

lappt und zum Theil am Rande ausgeschnitten, mit ungleich fünftheiligem Kelche; die Samenkapsel spitzig.

Die schönste Gattung ist die auf unserer Tafel abgebildete, welche der gemeine oder rothe Fingerhut (Digitalis purpurea) genannt wird. Seiner Schönheit wegen wird er auch in Gärten als Zierpflanze gezogen und verräth seine Giftigkeit weder durch ein düsteres Aussehen, noch durch einen schlechten Geruch. Die Wurzel ist faserig und ausdauernd, der Stengel ungetheilt, 2—4 Fuß hoch mit fast schuhlangen Wurzelblättern; die Stengelblätter sind kürzer, alle aber stark geädert, ungleich gekerbt, unten von Farbe heller, als oben, und flaumig. Die Frucht ist eine erst grüne, dann braune zweifächerige Kapsel mit vielen kleinen röthlich gelbbraunen Samenkörnern.

Der rothe Fingerhut, der auch Waldglöcklein, Waldschelle und Fingerhutskraut heißt, wächst in Menge beisammen in lichten Bergwäldern von Europa, fehlt aber an vielen Orten ganz, ohne daß daselbst Boden oder Klima verschieden wäre. Man findet ihn in England, Holland, Frankreich, Spanien, Italien und der Schweiz, ferner in Polen, Dänemark, in Hannover, Hessen und Westphalen, in Sachsen, Baiern, Baden und Würtemberg. Die Blüthezeit dauert vom Juni an den ganzen Sommer hindurch bis zum September.

Alle Theile der Pflanze sind fast in gleichem Grade giftig. Ihr Geschmack ist bitter und scharf; das Gift bringt in allen Theilen, wohin es gelangt, besonders im Munde, Schlunde und Magen ein heftiges Brennen hervor. Weitere Folgen sind Durchfall und heftiges Erbrechen, Schwindel, Kopfweh, Dunkelheit der Augen, welche fast in völlige Blindheit übergeht, Zittern der Glieder. War der Genuß von der Art, daß er diese Zufälle hervorbringt, so ist es schon sehr gefährlich, folgen aber noch Zuckungen, Krämpfe und kalter Schweiß, so sind diese Vorboten des Todes.

Das Vieh rührt diese Pflanze nicht an.

Obgleich in hohem Grade giftig, ist die Pflanze im Arzneigebrauche sehr wichtig geworden. Als Pulver, Absud und Extrakt wird sie in verschiedenen Krankheiten angewendet, bei Fehlern des Herzens, des Lymph- und Gefäßsystems, in Fiebern und Entzündungen, gegen Lungenschwindsucht, Wassersucht und Skropheln.

Bei geschehener Vergiftung wendet man Brechmittel an, welche, bei Zeiten genommen, die schlimmeren Zufälle größtentheils verhindern, die durch den Genuß von Essig mit Wasser oder einen Aderlaß meist vollends gehoben werden. Gegen die Entzündung der Eingeweide werden besonders Getränke und Klistire von Milch empfohlen.

Zwei andere, in Europa noch vorkommende, weniger giftige und im Arzneigebrauche stehende Gattungen, beide mit kleineren und gelben Blüthen sind

der braungelbe Fingerhut — Digitalis ochroleuca und

der gelbe — Digitalis lutea. Berge.

Kurze Geschichte Hamburgs und seines Brandes, mit Plan.

Wohl kein Ereignis der neuesten Zeit hat einen so allgemeinen und tiefgehenden Eindruck hervorgerufen, als das Unglück, welches in der Nacht vor dem dießjährigen Himmelfahrtstage über die große und reiche Stadt Hamburg hereinbrach und einen sehr bedeutenden Theil derselben in Asche legte. Trotz des Jammers und der Trauer, die sich bei dieser Gelegenheit über eine sehr bedeutende Anzahl unserer Mitbrüder auf so unerwartete Weise ergoß, schöpfen wir dennoch aus diesem Ereignisse ein so schönes und erhebendes Gefühl, daß es sich uns fast aufdrängt: die große Feuersbrunst in Hamburg sei gerade in diesem Augenblicke ausgebrochen, um allen Denen, die etwa daran noch zweifeln könnten, auf das Glänzendste zu beweisen, wie fest und innig alle deutschen Stämme vereint seien, wenn es einem gemeinsamen Nationalzwecke gelte und wie willfährig Alles dann bei Seite geschoben werde, was in Tagen vollkommener Ruhe für das Einzelinteresse Dieses oder Jenes von Werth sein könnte. Von den Thronen unserer Fürsten, bis zur Hütte der Armen, die mit saurem Dienste sich ihren Unterhalt erwerben müssen, die ganze Stufenleiter unserer gesellschaftlichen Ordnung hindurch, zeigte sich derselbe Geist, dasselbe Mitgefühl, dieselbe Thatkraft, freiwillige Opfer zu bringen, wo es Noth thue. Es war nicht allein jenes alltägliche Mitleid, das weiche Gemüther ergreift, wenn man von Anderer Unglück und Elend hört; dieses Mitleid, wenn es auch im ersten Augenblicke jeden fühlenden Menschen überkam, mußte erkalten, nachdem ihm ein schnelles Genügen geschehen war; man hörte, daß für die Aermsten bald gesorgt worden sei, daß keiner von ihnen mehr unter freiem Himmel liegen dürfe, daß sie Brod und Arbeit erhielten, daß sich Handel und Schifffahrt, die großen Lebenspulse, wieder zu regen begannen — aber dennoch strömten die Spenden fortwährend, dennoch waren die Listen der Beisteuernden nicht geschlossen und jeder Tag führte neue Namen auf. Das Nationalgefühl war erwacht; Hamburgs, der ersten deutschen Handelsstadt Brand, eines Platzes Untergang, der nur mit London in seiner Wichtigkeit für den Welthandel wetteiferte, und auf dem Festlande keinen Nebenbuhler hatte, ward von allen Deutschen als Nationalunglück angesehen und jeder setzte seine Ehre darein, mit seinen Kräften beim Wiederaufbaue thätig zu sein.

Fest steht es und für immerdar: daß unser Volk einer schöneren Begeisterung fähig sei für alles Große und Gute. Zögernd, wo es sich um verdeckte Zwecke handelt, lau und bedächtig, wo es fremden Einfluß vermuthet, greift es rasch und muthig ein, wo ihm sein inwohnender, gesunder Sinn das Rechte und Wahre sogleich herausfühlen läßt. Hamburg wird aus der Asche wieder erstehen, — so wie es auch wohl ohne äußere Beihilfe wieder erstanden sein würde; — daß es aber so schnell, so glänzend, so leicht seine weite Brandstätte mit neuen Wohnplätzen glücklicher fleißiger Men-

schen, mit neuen Gotteshäusern und öffentlichen Gebäuden wieder bedecken konnte, das war der deutschen Brüder Mithilfe, das war deutsche Treue, deutsche Ehre, deutsches Nationalgefühl! —

Hamburg hatte, wie keine andere Stadt im Vaterlande, im Laufe der Zeiten schwerer und härter Tage gar viele schon zu erdulden, allein aus allen Mißgeschicken erhob es sich immer wieder zu neuem Glanze, zu neuer Größe. —

Es war um das Jahr 808, als der große Kaiser Karl bei seinem Zuge zu den Nordalbingern, die jenseits der Elbe hausten, zwischen diesem mächtigen Strome und dem östlichen Ufer der Alster eine hölzerne Kirche erbaute, und zu deren Schutze eine Burg hinzufügte. Diese nannte er, von Ham, Wald, die Hamerburg, welches so viel wie Waldburg bedeutete. Die zur Fischerei und zum Seehandel sehr günstige Lage hatte bald sächsische Ansiedler herbeigezogen, die trotz der ihnen von den Nordalbingern und Obotriten, die das heutige Mecklenburg bewohnten, verursachten Bedrängungen, den Muth nicht verloren und ihre oft zerstörten Wohnstätten wieder von Neuem errichteten.

Ungefähr 20 Jahre später kam der heilige Ansch arius oder Ansgar, der von Kaiser Ludwig dem Frommen nach dem Norden gesandt worden war, um das Christenthum zu verbreiten, auch nach Hamburg, wo er der erste Erzbischof der jungen Kirche wurde. Der erste kaiserliche Vogt in Nordsachsen, der in Hamburg residirte, war Hermann Billung. Diese Vögte erbauten sich eine Burg auf dem Süllberge bei dem Dorfe Blankenese, welche 1072 nebst der Stadt von dem heidnischen Dänenkönig Kruko verbrannt wurde. Noch in demselben Jahre erhob sich Hamburg wieder aus seiner Asche und erhielt einen Rath. Bis zum Anfange des zwölften Jahrhunderts blieb der Zustand der Stadt so ziemlich gleichmäßig, wo sie unter die Botmäßigkeit der Grafen von Holstein kam, die ihr die eigene Gerichtsbarkeit, Zollfreiheit, freien Fischfang bis zum Meere und noch andere Vergünstigungen von den Kaisern erwirkten.

Vor dem Ausflusse der Elbe in's deutsche Meer lag damals ein ausgedehntes Eiland, Schelling geheißen, das heutige Helgoland, welches um das Jahr 1200 fast gänzlich vom Meere verschlungen wurde, so daß nur noch jenes Stück davon übrig blieb, das wir kennen. Durch dieß Naturereigniß gewann Hamburg's Handel an Ausdehnung. Ein anderer Zufall vermehrte aber noch seine Bevölkerung. Als nämlich die alte Handelsstadt Bardewinck, eine der bedeutendsten des nördlichen Deutschlands, von Heinrich dem Löwen zerstört worden war, flohen die meisten ihrer Einwohner nach Hamburg.

Allein schon im Jahre 1223 eroberte Knut VI., König der Dänen, die Stadt, und sein Sohn Waldemar verkaufte sie für 700 Mark Silber an den Grafen von Orlamünde, der dänische Hilfsvölker befehligt hatte. Von diesem neuen Herrn kaufte sich nun der Magistrat um 1500 Mark los; der Reichsvogt verließ die Stadt, und der Rath übernahm die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten. Von jetzt an hatte Hamburg seine Freiheit errungen; ein Gut, das ihm unendlich theuer war und ihm zu großem Ansehen und Reichthum verhalf, aber auch eben so ihm viel herbes Leid theils durch innere Zerrüttung, theils durch äußere Angriffe überlegener Feinde bereitete.

Im Jahre 1241 traten Hamburg und Lübeck zum erstenmale zusammen, um einen Bund zum Schutze ihres Handels zu schließen. Dieß war der Grund zu der nachmals so mächtigen Hanse, von der auch diese Städte noch immer den Namen Hansestädte führen.

Zunächst gaben die im Mittelalter so sehr gewöhnlichen Räubereien zu Land und See die Veranlassung zu diesem Bunde, dem im Verlaufe der Jahre viele andere Städte beitraten. In Allem waren es zur Zeit ihrer höchsten Blüthe 85 Städte, die von der Mündung der Schelde bis zum fernen Esthland hin zerstreut lagen, welche die Hanse bildeten. Hauptzweck war und blieb, den Handel gegen Eingriffe und Räubereien zu schützen, denselben im Ausland zu befördern, die Privilegien der Fürsten zu behaupten und zu mehren u. s. w. Die Hanse unterhielt ihre Schiffe und Mannschaft, sie übte ihre eigene Justiz und that in den Baun, welches man verhanseln nannte. Die Würde des Bundesprotektors führte der Großmeister des deutschen Ordens. Durch Privilegien, welche die nordischen Reiche, der Kaiser und das deutsche Reich der Hanse verliehen, gelangte sie zu großem Ansehen. Sie konnte sogar gewaltige, zumeist glückliche Kriege mit den scandinavischen Reichen bestehen, erzwang sich stets neue Vortheile und schrieb den Franzosen und Engländern Gesetze vor, nachdem sie Lissabon erobert hatte. Die Geschichte der Hanse ist ein Glanzpunkt in der Geschichte des deutschen Vaterlandes. —

Ein besonders wichtiger Dienst für die Schifffahrt in der Nord- und Ostsee war es, als sie im vierzehnten Jahrhundert jene Freibeuter, die unter dem Namen der Vitkualienbrüder oder Vitalinbrüder bekannt waren, ausrottete. Dieß waren die grausamsten und gefürchtetsten Seeräuber ihrer Zeit gewesen. Sie hatten ihren Namen daher, daß sie zuerst den Schiffen Lebensmittel, Vitkualien abforderten, um solche dem belagerten Stockholm zuzuführen.

Durch den Hansebund hob sich Hamburg's Handel ungemein; die Stadt vergrößerte sich; die Neustadt wurde erbaut und Münzen wurden geschlagen. Eben so kaufte die Stadt das Amt Ritzebüttel und andere sie umgebende Ländereien. Dänemark, das als nächster Nachbar dieses Wachsthum mit scheelen Augen anblickte, machte alte Ansprüche geltend, allein Kaiser Maximilian erließ ein eigenes Dekret, um Hamburg dagegen in Schutz zu nehmen.

So standen die Sachen, als die Unterwerfung Nowogorods durch den Zaar Iwan Wassiljewitsch und Poleus Sieg über die Preußen, so wie die glücklichen Entdeckungsreisen in den südlichen Gewässern, die Auffindung neuer Wasserstraßen und der in Deutschland

geschlossene Landfrieden den aufblühenden Handel auch anderer Staaten begünstigten und den Verfall der Hanse vorbereiteten. Karl V. öffnete den Niederländern die Ostsee (1536), Gustav Wasa nahm der Hanse ihre Vorrechte in Schweden (1539), und Elisabeth that dasselbe in England (1597). Die Fürsten zogen ihre Städte vom Bunde zurück, andere Städte, die großen Ausgaben scheuend, fielen gleichfalls ab, und so blieben nur noch Lübeck, Bremen und Hamburg, mehr dem Namen nach als Hansestädte übrig.

Jetzt war Hamburg eine Handelsstadt zweiten Ranges geworden; mit dem Welthandel war es vorbei und die Bürger trieben größtentheils nur den Speditions- und Kommissionshandel.

Die Reformation und innere Unruhen kamen noch dazu, um die Kraft des einst so mächtigen und blühenden, wenn auch an Umfang nur kleinen Staats, zu beeinträchtigen. Allein der Senat behauptete dennoch eine ehrfurchtgebietende Haltung und während der blutigen Religionskriege des sechszehnten Jahrhunderts, so wie im ganzen Verlaufe des dreißigjährigen Krieges wurde Hamburg nicht ein einzigesmal belagert, welches blos jenem Umstande zuzuschreiben ist.

Den Schluß des siebenzehnten Jahrhunderts bezeichnen wieder innerliche Unruhen, Aufruhr, vollzogene Bluturtheile, gewaltsame Einschreitungen von Seite Dänemarks, Hannovers und Brandenburgs. Wenn der Staat Hamburg nicht immer stark genug war, mit bewaffneter Macht die ihm zugedachte Unbill abzuwehren, so mußte das Geld seiner öffentlichen Kassen ihm zu Hilfe kommen, und diesem mächtigen Mittel gelang Vieles. Allein diese gewaltsamen Anstrengungen, so wie das allgemeine Sinken des Handels während der dreißig blutigen Kriegsjahre und nach dem Westphälischen Frieden, der denselben ein Ende machte, brachte auch den Wohlstand der Stadt herunter. Erst im achtzehnten Jahrhundert und namentlich während des siebenjährigen Krieges wurde ein Emporblühen wieder bemerkbar. Wechselgeschäfte, unmittelbare Handelsverbindungen mit Spanien und Portugal, Schiffe, die auf den Steckfischs, Wallfisch- und Häringsfang ausgesandt wurden, waren es, die Hamburgs Lage wieder verbesserten. Eine Hauptstütze ward dem verjüngten Handel ein wichtiges Institut, das bereits im Jahre 1619 errichtet wurde. Dieß war die Bank und zwar eine solche, die in der Handelswelt unter dem Namen einer Girobank bekannt ist. Dieß ist eine Anstalt, wo man ungemünztes, edles Metall in Barren, oder auch wenn solches in Münzen ausgeprägt ist, niederlegen, das heißt in Verwahrung geben kann, und dafür in den Büchern der Bank ein offenes Conto erhält, wo die überantworteten Summen gut geschrieben werden. Will man sich nun das Ganze oder einen Theil zurückzahlen lassen, oder will man sein Guthaben ganz oder theilweise auf einen Andern übertragen, so wird es auf dem Conto abgeschrieben, und so das Debet und Credit desselben ausgeglichen. Dieß Verfahren erleichtert, wie jeder einsehen wird, den Handelsverkehr, weil der Handelsmann erstlich bei der Aufbewahrung großer Summen keine Gefahr lauft, daß sie ihm gestohlen werden könnten, und zweitens bei Kauf und Verkauf weder Geld zu zählen braucht, noch eine umständliche Buchhaltung führen darf. Ein großes Guthaben in der Bank, welches sich durch starken Verkehr mit derselben kund gibt, erhöht, wie natürlich, den Kredit bedeutend; jedoch erfährt man das Nähere über die Vermögensverhältnisse der Einzelnen nicht, da die Bücher der Bank als strenges Geheimniß behandelt werden.

Der im Jahre 1768 mit den Häusern Holstein zu Gossorp abgeschlossene Vertrag trug noch mehr dazu bei, den Zustand Hamburgs zu einem blühenden zu erheben, denn er sicherte dessen Unabhängigkeit für immer gegen Holstein'sche Eingriffe. Zwei Jahre später erhielt Hamburg Sitz und Stimme auf dem Reichstage, und während des Nordamerikanischen Kampfes gegen England wuchs Hamburg wieder zu einer der ersten Handelsstädte an, deren Schiffe den Ocean durchkreuzten, deren Flagge überall anerkannt und respektirt wurde, und deren Verkehr ein eigentlicher Weltverkehr genannt werden konnte. Nach Hamburg strömten von allen Seiten ungeheure Reichthümer, und dieß glückliche Verhältniß währte bis in die ersten Jahre der französischen Revolution, die eine Handelskrise herbeiführte, welche der Stadt einen Verlust von 30 Millionen Mark Banco durch den Sturz einheimischer Kaufleute zuzog.

Von jetzt an begann für die alte Hansestadt ein langer Zeitraum herber Prüfungen, die wir hier nur kurz in's Auge fassen wollen. Im Jahre 1801 zogen die Dänen in Hamburg ein und besetzten es, bis Nelsons Sieg bei Kopenhagen es von diesen beschwerlichen Gästen befreite. 1803 und 1804 erzwangen die Franzosen von Hamburg einen Vorschuß an die Hannover'schen Stände von 1 Million 60,000 Thalern. Nachdem nun die Franzosen 1806 das dem Hamburger Staate angehörige Amt Ritzebüttel besetzt hatten und die Engländer die Elbe blokirt hielten, zogen die Truppen der ersten nach der Schlacht bei Lübeck in Hamburg ein, und räumten es erst nach dem Frieden von Tilsit. Trotz des Scheines von Unabhängigkeit, dessen die Hamburger sich noch immer erfreuten, war es nicht mehr das alte Verhältniß; Alles sieckte und man sah mit schwerem Herzen den nahenden Ereignissen entgegen, die sich denn endlich am 13. December 1810 dadurch erfüllten, daß die Stadt Hamburg und ihr Gebiet, nebst dem ganzen nordwestlichen Deutschland dem französischen Kaiserreiche einverleibt wurde. Unsere schöne, reiche, alte deutsche Stadt wurde zur Hauptstadt des Departements der Elbmündungen ernannt. Hiemit beginnt die eigentliche Leidenszeit Hamburgs. Kolonialhandel und Schifffahrt waren durch Napoleons System der Kontinentalsperre vernichtet; die französischen Mauthbeamten, das französische Administrationspersonal, die drückende Last der Einquartierung, Alles dieß raubte der Stadt das Mark. Dieser Zustand währte etwas über zwei Jahre; da schlug die Stunde der Erlösung!

Am 18. Mai 1813 verbreitete sich die Nachricht von der Annäherung des heldenmüthigen Tettenborn,

der, ein Deutscher von Geburt, als Russischer Oberst eine so wichtige als glänzende Rolle im Befreiungskriege durchführte. Die französischen Behörden entflohen und die freie Verfassung trat augenblicklich wieder in ihre alten Rechte. Hamburg ergriff jetzt mit ungemeiner Anstrengung die allgemeine Sache der Befreiung Deutschlands. Man bildete die hanseatische Legion, zu der sich alsbald 2000 Freiwillige meldeten. Das abermalige Vordringen der Franzosen störte jedoch diesen schönen einhelligen Enthusiasmus. Entstandene Zwistigkeiten des Senats mit den Russischen Militärbehörden erregte das Volk; Tettenborn zog sich aus der Stadt zurück, welche die Dänen als französische Bundesgenossen besetzten, und noch waren nicht vierzehn Tage nach ihrem Ausmarsche verstrichen, so erschienen wieder Davoust und Bandamme mit zahlreichen Truppen, um für ewige Zeiten ihre Namen in Hamburg mit Haß und Verachtung zu brandmarken.

Es ist unglaublich, welche Drangsale der Gouverneur, Marschall Davoust, Prinz von Eckmühl, über die unglückliche Stadt verhängte. Zuerst belegte er sie mit einer Geldbuße von 48 Millionen Franken, und schuf sie zu einer Festung und zu einem Waffenplatz ersten Ranges um. Hierauf nahm er der Bank ihre Kapitalien weg, welche sich auf fast 8 Millionen beliefen, unter dem Vorwande, die Kosten des Belagerungszustandes damit zu decken. Um diesem Treiben die Krone aufzusetzen, ließ Davoust endlich im härtesten Winter, im December des Jahres 1813, nahe an 50,000 Menschen aus der Stadt treiben, weil sie nicht im Stande waren, sich gehörig zu verproviantiren. Diese Armen mußten nun ihr Eigenthum verlassen und unter freiem Himmel außerhalb der Befestigungswerke, auf dem sogenannten Hamburger Berge, campiren, wo sie durch Krankheiten, Hunger, Frost und Elend größtentheils umkamen, und mit ihnen alle jene menschenfreundlichen Aerzte, die ihnen gefolgt waren, um sie zu pflegen. Diese letztern starben alle an dem sogenannten Lazarethfieber, dem höchsten Grade des Nervenfiebers, das in Folge der großen Schlachten, wo die Leichen nicht mit gehöriger Sorgfalt begraben werden konnten, so wie der ungeheuren, mit den Truppen umherziehenden Militärlazarethe, damals in ganz Norddeutschland wüthete.

Da die Russen in zu geringer Anzahl sich vor Hamburg befanden, so war an eine Einnahme der Stadt nicht zu denken, und sie mußten sich daher damit begnügen, sie zu blockiren, um ein gewaltigeres Ereigniß abzuwarten, das nicht mehr lange ausbleiben konnte, und auch das Schicksal dieser Hartbedrängten günstiger entscheiden sollte.

Dieß Ereigniß erschien. Paris wurde von den siegreichen Heeren der Alliirten besetzt und Davoust, der sich sogleich für den neuen König von Frankreich, Ludwig XVIII., erklärte, erhielt von diesem den Befehl, die Stadt den Russen zu übergeben. Dieß geschah am 14. März 1813. Die Russen blieben nunmehr bis zum Ende des Jahres in Hamburg und erst im Jahre 1814 war es, als die Stadt ihre Selbstständigkeit, ihre Freiheiten und Gerechtsame alle wieder erhielt.

Von nun an glaubte man einer glänzenden Zukunft entgegenzugehen. Auf fast 100 Millionen Thaler rechnete man den Verlust, den Hamburg von den Franzosen erlitten hatte, allein man ließ den Muth nicht sinken; man kannte die Macht des Handels und man vertraute ihr. Und man hat sich nicht getäuscht! Zwar drückten noch einigemale äußere Verhältnisse auf die freieste Entwickelung der Kräfte; in den Jahren 1825 und 1826 störte der Bankerott vieler bedeutender Kaufleute Kredit und Aufschwung; allein dieß konnte die große Entwickelung, den unsere deutschen Gesammtverhältnisse während der langen, gesegneten Friedensjahre nahmen, zwar für den Augenblick hemmen, doch nicht vollständig zurückhalten, noch viel weniger aber unterdrücken. Hamburgs Handel und sein daraus fließender Reichthum breitete sich fortwährend und immer erfreulicher aus. —

Sehr viel zu dem Glücke dieses Freistaates trägt nun aber auch seine weise Verfassung bei, deren wir hier nur im Vorbeigehen erwähnt haben wollen.

Die Stadt Hamburg trägt wie jede Stadt, die ein hohes Alter für sich in Anspruch nehmen kann, einen eigenthümlichen Stempel und Charakter zur Schau. In so weit dieser nun sich in den Kirchen und andern öffentlichen Bauwerken, in der Anlage der Straßen und Plätze, der Brücken u. s. w. ausspricht, hat Hamburg größtentheils diesen Vorzug seit dem letzten Brande, von dem wir jetzt sprechen wollen, eingebüßt, der gerade in dem ältesten Theile der Stadt seine ungeheuren Verheerungen anrichtete. Indem wir nunmehr eine gedrängte Beschreibung des Unglücks folgen lassen, werden wir hie und da zur Verständigung manches über die historische Wichtigkeit oder über die Bedeutung für den Verkehr einiger der abgebrannten Gebäude einstreuen.

Es war in der Nacht auf den Himmelfahrtstag, vom 4. auf den 5. Mai 1842, als plötzlich durch die Straßen Hamburgs Feuerruf ertönte. Man sah mitten aus der Altstadt die Feuersäule aufsteigen: der Brand hatte sich in der Deichstraße, einer engen, dem Hafen zuführenden Straße entzündet. Sehr bald erkannte man die Gefahr. Es wehete ein heftiger Wind, und die seit vier Wochen herrschende Dürre hatte Alles ausgetrocknet und die Fleete, wie die zahlreichen Kanäle genannt werden, welche sich zwischen den Häusern hindurchziehen, fast allen Wassers beraubt. Mit jeder Stunde griff daher die Flamme weiter um sich, und als der Tag anzubrechen begann, lag die Deichstraße und Alles, was daran stieß, bereits in rauchenden Trümmern da. Man setzte den Telegraphen in Bewegung, um die Nachbarorte zur schleunigsten Herbeisendung von Löschmannschaften und Spritzen aufzufordern. Diese eilten bald herzu, allein die ungeheuern Feuermassen spotteten aller Anstrengungen. Um Mittag schon hatten Glut, Getümmel, Wehruf und Angst eine schreckliche Höhe erreicht.

PLAN
von
HAMBURG
mit Angabe der
Verheerung des Brandes
vom 5 bis 8. Mai
1842.
GROSSE ALSTER
BINNEN ALSTER
ELBE STROM
BINNEN HAFEN

Das Feuer verzehrte bereits die großen Gebäude des Hopfenmarktes, wo sich die Hallen der Metzger und Fischverkäufer befindet und als auch diese ergriffen wurden, stellte sich die Besorgniß dar, daß auch die nahe daran liegende Nicolaikirche ein Raub der Flammen werden könnte. Dieses war die zweite Pfarrkirche der Stadt, von bedeutender Größe, und wie ein altes Heiligthum zu betrachten. Der Grundstein dazu wurde schon um die Mitte des zwölften Jahrhunderts gelegt; sie war 400 Fuß lang, und eben so hoch war ihr schöner Thurm, den ein sehr wohlklingendes Glockenspiel zierte. Ihre Orgel war berühmt und eine der größten Europa's. Ein Zufall beschleunigte es, daß auch dieß Gebäude in Feuer aufging und so letzteres mit neuer Stärke um sich greifen konnte. Es sollen sich nämlich unter dem Gestimse des Thurmes Habichtsnester befunden haben, in welche Funken fielen, die sie sogleich in Brand steckten, der dann die Sparren und Gebälke ergriff. Es war um 3½ Uhr Nachmittags, am Himmelfahrtsfeste, als die Flammen unter wahrhaft schauerlichem Anklingen des Glockenspiels überall hervorbrachen, und bald sah man den Thurm wie eine riesige Brandfackel zum Himmel emporragen. Der Anblick soll von einer eigenthümlichen, furchtbaren Größe gewesen sein. Dichter Rauch verhinderte jede Annäherung und schon nach zehn Minuten senkte der Thurm seine stolze Spitze. Alles flüchtete nun aus seiner Nähe; die Häuser, die in Flammen standen, droheten den Einsturz; die armen Flüchtigen mußten durch schwankendes Gemäuer, durch Flammengassen, durch Sprühregen heißer Asche, durch herabströmendes, von der Hitze flüssig gewordenes Metall hin und her rennen, um sich einen Ausweg zu suchen, da überall gerettetes Gut und Habseligkeiten, Spritzen, Geschütz, das gekommen war, Häuser niederzuschießen, die dem Feuer neue Nahrung geben konnten, die Straßen versperrten. Diese rennende Hast, diese trostlose Verzweiflung hatte etwas ungemein Entsetzenvolles, das sich nicht beschreiben läßt. Gegen 5 Uhr stürzte endlich der Thurm ein und die wilde Lohe schlug nun, verheerender noch nach allen Seiten sich verbreitend, bis spät in die Nacht häuserhoch empor.

Genährt durch diese Feuermasse, dehnte sich jetzt die Flamme wie aus einem Mittelpunkte strahlenförmig aus. Zuerst ergriff sie die Börsenhalle, ein weitläufiges Gebäude, das den Kaufleuten zu ihren täglichen Zusammenkünften außer der gesetzmäßig bestimmten Börsenzeit diente, wo der Kunstverein so eben eine Gemäldeausstellung vorbereitet hatte, deren Gegenstände man nur noch eben mit genauer Noth retten konnte. Von hier sprang das Feuer zur Neuenburg, einer engen, krummen Straße, wo die reichsten und elegantesten Magazine neben einander lagen. Hier gab es Häuser, die vom Keller bis zu den obern Stockwerken ein Waarenlager bildeten; diese waren nicht Laden, wie man sie in den Städten des Binnenlandes kennt, sondern alle Säle und Zimmer, das Stiegenhaus, der Vorplatz — alles diente zur Aufstellung der schönsten und prächtigsten Gegenstände aus den Gebieten der Kunst oder Industrie.

In diesem Revier steigerte sich nun der entsetzliche Wirrwarr noch mehr, allein er sollte erst seinen Gipfel erreichen, als das Feuer am Ende dieser Straße, nach dem Rathhause zu, auf ein zweites stieß, das sich von der Bohnenstraße heranwälzte. Auch diese Straße ist eng und hat hohe Häuser; hier in der Nähe der Börse, nach deren Platz die Straße mündete, befanden sich auch wieder sehr reich ausgestattete Waarenlager.

Während nun hier die Verheerung im Mittelpunkte der Stadt mit rasender Eile immer weiter vorschritt, zog sie vom Hopfenmarkte nach der andern, der Neustadt zugekehrten Seite der Altstadt hin und näherte sich dort den Quartieren der Alster, wo der eigentlich elegante Theil der Bevölkerung wohnte.

Unterdeß sah man mit Schrecken, daß das alte, ehrwürdige Rathhaus in Flammen stand, dessen äußere Façade mit den Bildsäulen deutscher Kaiser geschmückt war, die im Scheine des Brandes gerötbet in die Trübsal ernst hineinschauten. Neben dem Rathhause stand die Bank; vor demselben die alte Börse; diese drei wichtigen Denkmale waren auf einem nur kleinen Platze zusammengedrängt. Um das Gebäude der Bank zu retten, mußte man Rathhaus und alte Börse opfern, und es wurde beschlossen, beide in die Luft zu sprengen, damit die Verbindung des brennenden Theils mit dem noch unverfehrten zerstört werde. Mitten in der Nacht wurde dieser Beschluß ausgeführt; es war herzzerschneidend, den dumpfen Knall zu vernehmen, der wie ein riesenhaftes Stöhnen klang, mit dem das alte Rathhaus in sich zusammenstürzte. Die Schätze der Bank ruheten sicher in einem feuerfesten Gewölbe und waren unter Wasser gesetzt worden.

Während dieser Ereignisse sah man den Telegraphen in fortwährender Bewegung, um Spritzen, Pulver zum Sprengen und Mannschaft aus der Umgegend herbeizuschaffen.

Am Freitag nach dem Himmelfahrtstage, etwa nach dreißigstündiger Dauer, erstreckte sich die Fronte des Feuers von der Ecke der Reichenstraße bis zur alten Wallstraße und hatte fast die neue Börse schon erreicht, die erst vor einem Jahre eingeweiht und eröffnet worden war. Man machte die angeheuerste Anstrengung, um dieses Prachtgebäude zu retten. Man sprengte die Nachbarhäuser, man setzte Alles ringsumher durch ununterbrochenes Spritzen unter Fluthen und der Himmel unterstützte diese Bestrebungen. Es war gleichsam wie ein gnädiges Zeichen desselben zu betrachten, daß Hamburgs kaufmännischer Ruhm nicht schwinden sollte! Das herrliche Bauwerk blieb unversehrt. Man sah die Börse unter Ruinen und Flammen hoch und herrlich, Hamburgs Ruhm und Zierde, mit ihren hohen Hallen Hamburgs Wiederaufblühen und seinen erneuerten Wohlstand verbürgend, fest und fröhlig dastehen.

Unter diesen Anstrengungen war der Vormittag vergangen, als plötzlich die Schreckensbotschaft erschallte, daß das Feuer vom alten Wall aus das breite Fleth überschritten und bei einem Bäcker auf dem neuen Wall gezündet habe. Diese Straße war eine der elegantesten

der Stadt. Sie mündete in den Jungfernstieg, den schönen Spatziergang, mit prächtigen Gasthöfen und Kaffeehäusern geziert, der das freundliche Alsterbassin begränzte. Auf beiden Seiten des neuen Walls befanden sich Modewaarenhandlungen und andere Magazine, Juweliere, Silberarbeiter, Tapeten- und Bronceläden und dergleichen Gegenstände für den Bedarf des modernen Lebens in der Gesellschaft. Der Schrecken wuchs, als man bemerkte, daß der Wind die Flammen nach dem Jungfernstiege trieb und daß alle Bemühungen, die furchtbarsten Anstrengungen, unabläßiges Häusersprengen, Wasserströme von allen Seiten — daß Nichts im Stande war, ein Element aufzuhalten, dessen intensive Kraft unbezähmbar geworden war.

Kapitäne, die an diesem Abend in Hamburgs Hafen einliefen, sagten aus, daß der Wiederschein dieser gräßlichen Brandfackel bis weit in die Nordsee hineingeleuchtet habe.

Die großen Bleichen und der alte Jungfernstieg waren nun auch schon von den Flammen ergriffen worden. Dort waren es die Wohngebäude des reichen Senators Jenisch, das Lokal der Harmoniegesellschaft, hier die Gasthöfe St. Petersburg, Hotel de Russie, alte Stadt London, Streit's Hotel, so wie das Wohnhaus des als Menschenfreund hochgeschätzten Bankiers Salomon Heine, der bei dieser Gelegenheit abermals seinen schönen Ruf bewährte, — die theils abbrannten, theils in die Luft gesprengt wurden. Das Bild, welches sich hier den Blicken darstellte, war das Betrübendste der ganzen Reihenfolge. Man hatte eine große Menge von werthvollen Gegenständen auf Kähne und Ever, eine Art von flachen Lastfahrzeugen, gebracht, die auf dem Alsterbassin lagen. Nun aber setzten die vom Winde dem Wasser zugetriebenen Funken diese Fahrzeuge in Brand und man kann im eigentlichen Sinne sagen, daß die Alster brannte. Das Feuer ergriff das Ufer, wo ebenfalls viele Effekten aufgehäuft waren; die hier liegenden Kaffeehäuser, Pavillons genannt, die auf Pfählen im Wasser gebaut und ein Sammelplatz der feinen Welt sind, wurden ergriffen und der Schweizerpavillon brannte gänzlich ab. Die Fahrzeuge wurden in Grund gebohrt, das an der Alster liegende, prächtige Hotel Belvedere wurde gesprengt; überall der Donner des Geschützes, Glut und Brand, Rauch und Feuerregen; Aller Hoffnung sank — man glaubte, die ganze Stadt sei verloren und dem rasenden Elemente kein Ziel mehr zu setzen.

So verging die Nacht, und der Sonnabend brach unter bangen Erwartungen an. Die Flammen wälzten sich jetzt am untern Ende des Jungfernstiegs, da, wo er mit der Altstadt zusammenhängt, durch eine enge Passage, der breite Giebel genannt, immer der Alster entlang, dem Zucht- und Spinnhause zu, und näherte sich der altehrwürdigen St. Petrikirche, der Hauptpfarrei der Stadt. Schon am Abend vorher glühte der Knopf der an 416 Fuß hohen Thurmpyramide, da die höhern Luftschichten unstreitig viel entflammter waren, wie die niedern. Die Kirche besaß hohe Gewölbe, mancherlei Denkmäler, Gemälde, Schnitzwerk, Heiligenbilder und ihr Thurm war ein bewundernswerthes, kühnes Werk. Seit zehn Stunden befanden sich an 200 Personen in den höchsten Räumen desselben, um diese älteste Zierde, eines der Wahrzeichen Hamburgs, zu erhalten. Morgens 9 Uhr entzündete sich jedoch das Holz unter dem glühenden Kupfer, man sah dicken Rauch aus allen Fugen hervordringen und bald darauf die Flamme hervorzüngeln. Mit dem Schlage 9 Uhr erklang, wie gewöhnlich, das kunstreiche Glockenspiel, das mit dem Uhrwerk zusammenhing — es war zum Letztenmal — es spielte seinen eigenen Sterbegesang — in demselben Augenblick stand der ganze Thurm gleich einer riesigen Feuersäule da, die weit hinein in's Land das große Unglück verkündete. Nur eine halbe Stunde währte es, die herrliche Spitze stürzte, und schlug auf der südwestlichen Seite des Kirchhofs zwölf Fuß tief in die Erde ein.

Inzwischen machte sich eine bedenkliche Gährung und Erbitterung bei den untern Volksklassen bemerkbar. Es war viel fremdes Gesindel herbeigeströmt, das mit frechem Muthe sich die Gelegenheit zu Nutze machen wollte, um aus den brennenden Häusern Gegenstände von Werth zu erbeuten, ja selbst gerettetes Eigenthum der Bürger zu entwenden. Man sprach von Brandstiftern und behauptete, trunkene Matrosen mit brennenden Pechkränzen gesehen zu haben. Der anfangs stille Aufruhr wuchs zum offenen an, und bis zum Nachmittage hatte sich die Wuth des Volks bereits einzelne Opfer ausersehen. Mehre Unschuldige sollen auf solche Weise das Leben eingebüßt haben, und nur den zweckmäßigsten und kräftigsten Anordnungen der Behörden, so wie dem guten Geiste, der die gebildete Bevölkerung beseelte, gelang es, diesen Gräuelscenen ein Ende zu machen und die Ordnung wieder herzustellen.

Das Zuchthaus, das jeden Augenblick in Flammen aufzugehen drohte, wurde geräumt. Es machte einen erschütternden Eindruck auf das Gemüth des Zuschauers, den Zug der Verbrecher unter starker Bedeckung auf kleine Fahrzeuge bringen zu sehen, welche sie in das sichere Verwahrsam benachbarter Städte führten. Zu gleicher Zeit zogen Tausende von Menschen, die von nun an kein anderes Obdach, als den Himmel, und oft nichts gerettet hatten, als das nackte Leben, aus den Thoren. Viele Thränen flossen dem unverschuldeten Unglück dieser Armen. Anfänglich fehlten Lebensmittel, vornehmlich Brod; allein bald war dafür gesorgt, und ebenso sah man Zelte und Barracken im Freien vor der Stadt erstehen, zur Aufnahme der Obdachlosen, zum Speisen und Erfrischen der Erschöpften und Hungrigen. Die von allen Seiten mit Sorgen der verwirrendsten Art bedrängte Staatsbehörde zeigte eine wahrhaft bewundernswerthe Energie und eine nicht genug zu lobende Thätigkeit und Ehrenhaftigkeit.

Die Verheerung wuchs indeß immer fort, bis sie die Gränze der Stadt nach dieser Seite hin erreicht hatte; viele neue und schöne Gebäude sanken dahin und von hier aus ergriff das Feuer auch ein Quartier, wo

jene Klasse von Bürgern wohnte, denen mit ihrer kleinen Habe Alles geraubt ward und die nun mit lautem Wehklagen über den Stadtwall flohen, um das Schauergemälde des bitterſten Jammers zu vervollſtändigen.

So hatte achtzig Stunden lang der Brand recht eigentlich in Hamburgs Herzen gewüthet, als der Himmel ein Erbarmen zeigte. Der Wind, der bis dahin mit ſtets gleicher Heftigkeit geweht hatte, trieb dickes Gewölk zuſammen, das ſich nun mit einem Male in einen maſſenhaften Regen entlud. Dieſe Hilfe von oben war mächtiger, als Alles, was Menſchen bis dahin verſucht hatten. Die Gewalt der Flammen brach ſich; die Zerſtörung blieb da, wo ſie eben war; der Ueberreſt der Stadt war gerettet! —

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Menſch zurück.
Greift fröhlich dann zum Wanderſtabe;
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt —
Ein ſüßer Troſt iſt ihm geblieben,
Er zählt die Häupter ſeiner Lieben —
Und ach! ihm fehlt kein theures Haupt! —

Da ſtanden jetzt die Menſchen auf der Lombardsbrücke, die am äußern Ende des Alſterbaſſins dieſes von der großen Alſter ſcheidet, in glücklichen Tagen ein anmuthiger Spaziergang, von dem man das Auge nach der ſchönen alten Stadt ſo gern ſchweifen ließ. Jetzt bot dieſe Stelle einen wahrhaft herzbrechenden Anblick, denn von hier aus überſchaute man die ganze furchtbare Brandſtätte. Ein weites Trümmerfeld mit unzähligen verkohlten Denkmälern, die wie eben ſo viele Leichenſteine verſunkenen Wohlſtandes in die Luft ragten. Der von dickem Rauch und grauen Regenwolken bedeckte Himmel ſpiegelte ſich in den ſchwer und trüb dahin rollenden Fluthen der Alſter. Statt der ſtolzen Schwäne und zierlichen Gondeln, die ſie ſonſt ſchwimmend durchkreuzten, trieben Möbel aller Art, Holzſcheite, verkohlte Balken und Kähne ohne Führer darauf umher. Ein gräßliches Bild! Vor uns erblickten wir die Ruinen des alten Jungfernſtiegs. Die Pavillons, die prächtigen Häuſer ſind formloſe Trümmer. Noch ſteht man, wie zum Hohne, die Inſchriften hie und da an dem Mauerwerk, die von ihrer einſtmaligen Beſtimmung Kunde geben. Man lieſt mit Wehmuth, daß hier ein elegantes Magazin, dort ein großer Gaſthof, ein freundliches Kaffeehaus geweſen! Zur Linken liegen die Ruinen der Peterskirche, die Bergſtraße, der herrliche Holzdamm, die Paulſtraße u. ſ. w. Im Hintergrunde begränzen den Proſpekt die hoch emporragenden Trümmer von St. Nicolai, daneben ſteht das Mauerwerk des Rathhauſes, der Bank, der alten Börſe, des großen Einbrak'ſchen Hauſes, der unzähligen Privatwohnungen. Wohl der vierte Theil der Stadt iſt hin und nach ungefährer Berechnung mögen 40,000 Menſchen ihre Habe eingebüßt haben. Der Schaden wird ungefähr auf 80 Millionen Mark Banco berechnet werden können.

Vor dem Thore erbaute ſich in Eile eine Art von Nomadenſtadt aus Zelten und Hütten, um die Tauſende, die während der erſten Nächte unter freiem Himmel lagerten, unterzubringen. Die St. Georgskirche in der Vorſtadt wurde ſogleich in ein Kur- und Armenhaus verwandelt; die Säle in den Gaſthöfen vor den Thoren wurden offene Zufluchtsſtätten für alle Bedrängte. Auf allen Stegen und Wegen lagerten ſchwache Greiſe und Säuglinge, Kranke, Wöchnerinnen, Sterbende. Ja, es ſollen mehre Geburts- und Sterbefälle unter freiem Himmel ſtattgefunden haben. — —

Die Kunde von Hamburgs Unglück flog blitzſchnell durch ganz Deutſchland und eben ſo ſchnell war auch überall die Hilfe bereit. Der König von Preußen ſandte aus ſeiner Schatulle einen großen Beitrag, verordnete Sammlungen in ſeinen Staaten, ließ Schiffe, mit Lebensmitteln und wollenen Decken beladen, nach Hamburg abgehen und ſchickte Beamte mit, um bei der Vertheilung zugegen zu ſein. Der Kaiſer von Oeſterreich ſandte reiche Summen und Troſt, und auch in ſeinen weiten Staaten ſind Sammlungen eröffnet worden. Die Könige von Dänemark, Baiern, Sachſen, Württemberg und Hannover, die Großherzoge von Baden, Sachſen, Heſſen und Oldenburg überboten ſich an großer, ſchneller und edler Beihilfe. Frankfurt, Bremen und Lübeck, die alten Hanſeſtädte, brachten der unglücklichen Schweſter bedeutende Summen als Opfer dar. Unendliche Theilnahme zeigte ſich unter allen Deutſchen. Die größten und kleinſten Städte im lieben Vaterlande veranſtalteten auf der Stelle ergiebige Sammlungen; der Reichſte, wie der Aermſte ſteuerte mit Freuden bei. Selbſt Hamburger Bürger und darunter Viele, die auch abgebrannt waren, linderten unermüdlich das Leiden ihrer armen Mitbrüder. Dienſtboten gaben ihr Erſpartes her, Tagelöhner den Verdienſt einer ſauren Tagesarbeit, Kinder leerten ihre Sparbüchſen! Es war überall ein ſchöner Wetteifer, ein Segen des Wohlthuns.

Noch ſind die Sammlungen im beſten Gange, noch geſchehen faſt täglich von den entlegenſten Punkten Sendungen nach Hamburg, und ſchon ſind über anderthalb Millionen Mark Banco an baarem Gelde dem dortigen Senate zur Vertheilung übergeben. Man fühlt, welche große Wichtigkeit Hamburg für unſer Vaterland hat und daß es Nationalſache ſei, ihm zu ſchnellem Wiedererſtehen zu verhelfen.

So wollen wir denn zum Schluſſe die Hoffnung ausſprechen, daß Hamburgs alter Ruhm und Glanz, wie wir ihn aus ſeiner Geſchichte hier kennen lernten, den wir jetzt ſo freudig zu erhalten und zu befeſtigen mitwirken, auch fort und fort dem Vaterlande zu Gunſten leuchten möge; daß nie ſich wieder die Zeiten der Fremdherrſchaft, der Schmach und Unterdrückung erneuern und daß nicht nur glückliche und reiche Bewohner die große Handelsſtadt bevölkern, ſondern daß auch Männer daraus hervorgehen möchten, die des Vaterlandes Stolz, Ehre und Zierde ſind, wie uns Hamburg ſchon viele ſchenkte!

Aug. Lewald.

Die Affen.

(Tafel 35.)

Durch ihre menschenähnliche Organisation nehmen die Affen in der Reihe der Säugthiere die höchste Stufe ein, und es scheint, als ob die Natur in ihnen ein Zerrbild des menschlichen Charakters hätte geben wollen; wir sehen uns deßhalb veranlaßt, diese wichtige Klasse als psychologische Erscheinung näher zu betrachten, besonders da es sich hier um Feststellung der Grenze zwischen Mensch und Thier, und deren wesentliche Unterscheidung handelt.

Wenn wir die Natur in dem Gang ihres Schaffens aufmerksam beobachten, so kommen wir auf die wichtigsten Gesetze, und es ist dabei auffallend, daß es die Natur liebt, bei manchen Geschlechtern eine Unzahl von Gattungen und Arten hervorzubringen, in welchen sich die ihnen eigenthümlichen Kräfte und Eigenschaften auf die manchfachste Weise, bald so, bald anders ausdrücken; dieß ist z. B. der Fall bei den Käfern, Schmetterlingen, wo sich die ersteren in ihren ganzen Lebensverhältnissen durch eine im Verhältniß zu ihrer Körpergröße ungemeine Muskelkraft, die andern durch die verschiedenartigste Pracht auszeichnen. Derselbe Fall ist bei einigen Fischgattungen, deren Bestimmung jedoch eine untergeordnetere zu sein scheint, nämlich die, andern Thieren und dem Menschen durch ihre Menge zur Nahrung zu dienen. Etwas Aehnliches treffen wir in der Klasse der Vögel bei den Papageyen, die in all' ihren Sitten und in ihrem ganzen Wesen für das Vogelgeschlecht dasselbe zu sein scheinen, was die Affen bei den Säugthieren sind.

Forschen wir nun diesen Verhältnissen näher nach, so scheint sich im Allgemeinen, wiewohl nicht ohne Ausnahmen, das Gesetz herauszustellen, daß diejenigen Thiergattungen, welche der neuesten Schöpfung angehören, die zahlreichsten sind, und eben jene Manchfaltigkeit in ihren verschiedenen Arten zeigen, die wir auffallender Weise bei andern vermissen. So steht z. B. der Elephant nur in zwei Arten, also fast ganz vereinzelt da, obwohl wir versteinerte Knochen mehrerer Elephantengattungen vorfinden; dasselbe ist vom Pferdegeschlecht, von der Hyäne, von den Bären, von den Hirschen und noch mehreren Thieren zu sagen, die in weit manchfaltiger Anzahl früher vorhanden waren, und deren Reste gleichsam nur in die jetzige Schöpfung mehr oder minder hereinragen. Die Affen dagegen gehören durchaus der neueren Schöpfung an, und sind deßhalb auch dem angeführten Gesetze gemäß in so unendlicher Verschiedenheit vorhanden. Man hat viel von der Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit der höher gestellten Affen mit den Menschen gesprochen, und selbst große Naturforscher, wie Linné, ließen sich verleiten, den menschenähnlichsten Affen, den Orangutang, für eine Gattung von Menschen zu erklären; der Schluß aber, daß bei derselben Körperbeschaffenheit auch die geistigen Kräfte sich gleichen müssen, oder doch annähernde Aehnlichkeit haben, ist falsch, und zu wesentlicher Bestimmung einer Thiergattung gehören genau genommen ihre Geisteseähigkeiten eben so gut, als ihre Körperkräfte. Ein wesentlicher Unterschied in dieser Beziehung zwischen dem Menschen und Affen liegt, wie Buffon scharfsinnig bemerkt, in der Erziehbarkeit, welche immer einen bestimmten Grund schon in derjenigen Organisation hat, die das Thier auf die Welt bringt. Vergleichen wir in Absicht auf diesen Punkt das Junge eines der intelligentesten Thiere, des Elephanten, mit dem des Affen, so sehen wir, daß der junge Elephant ziemlich hülflos auf die Welt kommt, und wenigstens 1½ Jahre unaufhörlich bei seiner Mutter bleibt, von welcher er nach und nach alles lernt, was ihm zur Erhaltung seines Lebens, zur Abwehr seiner Feinde u. s. w. nothwendig ist. Das Junge des Affen dagegen ist viel schneller selbstständig, bedarf weder so vieler Erziehung, noch ist es fähig, eine solche anzunehmen. Während man den Elephanten, selbst wenn er schon erwachsen ist, zähmen und zum nützlichen Hausthiere abrichten kann, läßt sich auch der menschenähnlichste Affe, selbst in seiner Heimath, nichts dergleichen beibringen und mit der größten Mühe nur oberflächlich dressiren. Wie sehr dagegen der Mensch erziehungsfähig ist und selbst der Erziehung von Jugend auf bedarf, liegt zu klar am Tage, als daß wir diesen Punkt vergleichungsweise noch mehr ausführen sollten.

Falsch wäre es indessen, wenn man hieraus den Schluß ziehen wollte, ein Thier, das erziehungsfähiger ist, als das andere, stehe deßhalb auch in Absicht auf geistige Kraft höher, als ein anderes, das sich schwer oder nicht erziehen läßt; die Sache liegt offenbar darin, daß, je mehr eine gegebene Summe von Geisteskraft sich auf äußere organische Thätigkeit wirft, desto weniger sie im Stande ist, sich zu sammeln, und aus demselben Grunde Erziehung anzunehmen. Bleiben wir bei den angeführten Beispielen stehen, so sehen wir, daß

die abgemessenen Bewegungen des Elephanten nur im Dienste dieses Thieres stehen, und er sie nur dazu anwendet, um zu einem Ziele zu gelangen; beim Affen dagegen sind alle seine Bewegungen das Ziel seiner Wünsche, er bewegt sich in tausend Fällen nicht deßhalb, weil er etwas erreichen will, sondern nur um eine tolle oder lächerliche Gebärde zu machen. Das ruhige, man möchte sagen verständige Auge des Elephanten blickt klug, aufmerksam und theilnahmsvoll in die Welt hinein, während das lüsterne Auge des Affen bald ohne Grund auf etwas glotzt, bald voll Begierde und Leidenschaft von einem Gegenstande zum andern sich bewegt, nicht um etwa dieß oder jenes gerade ergreifen zu wollen, sondern blos des Gaffens, des Beguckens halber. Alles, selbst das Unbedeutendste, macht auf den Affen Eindruck, und ruft unmittelbar darauf eine schrankenlos waltende Bewegung oder Grimasse hervor. Auch dem scharfen Auge des Elephanten entgeht nichts, aber er scheint eher die gewonnenen Eindrücke in seinem Gedächtnisse aufzubewahren, als sogleich eine eben so schnell erregte als grundlose Gebärde darauf folgen zu lassen.

Ganz etwas Aehnliches finden wir bei Beobachtungen von Thieren, die uns als Einheimische näher stehen, und obnehin zu einem und demselben Geschlechte gehören; die folgende Betrachtung wird das Gesagte in ein noch klareres Licht setzen. Jedermann kennt die Erziehungsfähigkeit des Hundes, seine Auffassungsgabe und Anhänglichkeit, aber Jedermann weiß auch von der Klugheit, dem Verstande und der List des Fuchses zu reden. Es ist nun wohl anzunehmen, daß diese beiden Thiere in Absicht auf ihre Verstandeskräfte einander vollkommen gleichstehen, ja daß sie hierin um den Vorrang als Nebenbuhler auftreten könnten, dennoch gelingt es nicht, einen Fuchs zu erziehen, während dieses bei einem Hunde etwas Leichtes ist; dieß Alles hat blos darin seinen Grund, daß der Fuchs bei aller seiner Klugheit und Beobachtungsgabe unendlich begehrlicher ist, als der Hund, eine Eigenschaft, welche ihn sowohl an seiner Anhänglichkeit zum Menschen, als auch an seiner Erziehungsfähigkeit hindert. So viel zur Rechtfertigung der Stellung des Affengeschlechtes dicht neben dem menschlichen.

Von jeher haben die Affen die Aufmerksamkeit des Menschen gefesselt. Alle sind scheue Waldbewohner, die mit wunderbarer Behendigkeit auf den Bäumen umher klettern, und theils durch ihre zierliche Gestalt und Bewegung, theils durch ihr heimtückisches böses Betragen und die ungemeine Stärke ihrer in steter Uebung befindlichen Muskeln sich auszeichnen. Die Neger halten die Affen für Menschen, welche blos deßhalb nicht sprechen, damit sie nicht zur Arbeit gezwungen werden, aber nicht nur der Neger, sondern auch geistig höher gestellte Völker, haben den Affen in ihrer von der Naturanschauung ausgehenden Glaubenslehre eine ganz eigene Stellung angewiesen. Sagen von Waldgöttern, welche die Bäume beschützen, und zwischen dem Menschen und den Göttern als Boten dienen, finden sich schon in der indischen Mythologie, und sind von da aus unter dem Namen der Faune und Dryaden in die griechische und römische Götterlehre übergegangen. Noch bis auf diesen Tag genießen in Indien manche Affengattungen, dem angeführten Glauben zufolge, göttliche Verehrung, in Ahmenadab existiren Spitäler für kranke Affen, in welchen auch gesunde verpflegt und befestigt werden; an den meisten Tempeln Indiens sind Affengestalten vielfach als Verzierung angebracht, und auf Ceylon fand man, als es durch die Portugiesen erobert wurde, ungeheure prächtige Tempel, die Affen geheiligt waren. In einem dieser Tempel fanden die Eroberer ein kleines goldnes Kästchen, in welchem ein Affenzahn als Reliquie eingeschlossen war; dieser Zahn aber stand bei den Eingeborenen in einer solchen Achtung, daß sie 700,000 Dukaten boten, um ihn auszulösen. Der damalige Vicekönig aber ließ den Zahn verbrennen, um dem Aberglauben zu steuern. Auch bei den alten Aegyptern scheinen Affen eben so sehr verehrt worden zu sein, als der heilige Vogel Ibis; auf den noch vorhandenen Sculpturen findet man häufig Affen abgebildet, und eben so sind sie als Mumien aufbewahrt.

Die Heimath der Affen sind, wie gesagt, die endlosen und unzugänglichen Urwälder der heißen Zone, unter deren Schatten sie sowohl hinreichende Nahrung, als Schutz gegen die glühendheißen Sonnenstrahlen finden. Nur auf Gibraltar, auf dem Kap der guten Hoffnung bewohnen diese Thiere die nackten Felsen. Während des Mittags verstecken sich die Affen in Wäldern oder Felsklüften, sobald aber die Sonne untergegangen ist, und der kühle Abendwind durch die Büsche weht, verlassen sie ihre Schlupfwinkel und nähern sich unter tausend Sprüngen, niemals aber, ohne auf jeden ihnen gefährlichen Gegenstand ein sehr wachsames Auge zu haben; und dann führen sie regelmäßige Plünderungen in nahe gelegenen Pflanzungen aus. Sucht man sie aber unter Tags in ihren Wäldern auf, da ist es lustig anzusehen, wie eine Menge schwarzer kleiner Köpfe mit einemmale hinter den großen Blättern der Palmen verschwinden, und nur dann und wann ein Auge hervorlugt, und wie sie sich hierauf mit unglaublicher Schnelligkeit nach den höchsten Gipfeln flüchten. Manche Affen Ostindiens und Afrika's, die überhaupt kein so harmloses Temperament haben, wie die westindischen, lassen hiebei den Störer ihrer Ruhe nicht ganz ungestraft; sie pflücken Nüsse, und wohl auch Zweige von den Bäumen und werfen sie ihm nach, ja er darf von Glück sagen, wenn ihm nur solche Gegenstände und nicht gewisse weichere von unangenehmerer Art auf den Kopf geworfen werden. Von den südamerikanischen Affen berichtet ein Reisender Folgendes: „Ich ging eines Tages an einem sehr starken Urwalde vorbei, und hörte darin das heftere Gezänke, welches die Affen unter einander zu haben pflegen, wenn sie sich um etwas streiten; ich lief eilig zu sehen, was dieß sein könnte, schlüpfte ich so eilig als möglich durch das dick verwachsene Gebüsch, und gewahrte dort das seltsamste Schauspiel, welches mir je vorgekommen war. Ein Affe hatte eine wilde Ananas gebrochen und gab sich Mühe, dieselbe zu

fressen; das ging aber nicht, denn die scharfen Stacheln, mit welchen diese Frucht bewachsen ist, hinderten ihn immer am Genusse der leckeren Speise; die Andern, ebenfalls angezogen durch den Duft der Frucht, und darüber neidisch, daß sie dieselbe nicht auch haben sollten, kamen herzu, um sie ihrem Kameraden zu entreißen, was nun Veranlassung zu tüchtigen Händeln und arrigen Grimassen gab. Affenmütter mit ihren kleinen Jungen um den Hals, die sich fest an ihrem Rücken anklammerten, sprangen herunter, um auch Antheil an der Kost zu haben, aber gerade weil so viele Hände um die Ananas beschäftigt waren, und keiner von dem kleinen Volk lange genug im Besitz derselben war, um die Stacheln der Frucht bewältigen zu können, verursachte, daß die Ananas ganz unbeschädigt blieb; ich trat hinzu und plötzlich flohen alle auf die Bäume. Als ich aber die Ananas fortnahm, erhuben sie mit ihren halbheisern Stimmen ein Geschrei, welches deutlich genug ihren Unmuth hierüber verkündigte. Widerstand aber wagte keiner der Affen, auch blieb ihr Schreien die einzige Rache, welche sie versuchten."

Indessen muß man nicht glauben, als ob die Affen den ganzen Tag über in Bewegung wären, im Gegentheile haben alle diese Thiere ein höchst bestimmtes Gefühl für den Einfluß der Tageszeit, und richten also auch hiernach ihr Benehmen ein. Bei den Tagaffen ist die Zeit der Wanderung und Beweglichkeit Morgens und Abends, die Nacht und die Stunden der Hitze dagegen bringen sie in träger Ruhe auf den Bäumen zu. Diejenigen Affen dagegen, welche besonders ein nächtliches Leben führen, wie der Coaita, haben in ihrem ganzen Benehmen etwas Düsteres und Trauriges, schlafen gewöhnlich bei Tag und sind des Nachts desto lebendiger; den deutlichsten Beweis für das Gefühl von Tageszeit gibt unter diesen Thieren der Brüllaffe, der auch mehr ein nächtliches Leben führt, in seinem Betragen aber bei der, jenen Thieren eigenthümlichen Melancholie, viel Bosheit zeigt. Der Brüllaffe nämlich erhebt sein furchtbares Geschrei nur während der Fluthzeit, ist aber während der Zeit der Ebbe vollkommen still.

Eigentliche Nester machen sich die Affen nicht, sondern sie bereiten ihren Jungen in der Gabel von großen Aesten dicht belaubter Bäume oder in hohlen Bäumen ein weiches Lager von Moos; nur von dem Orangoutang und den ihm verwandten größeren Affengattungen sagt man, daß sie ordentliche Hütten bauen, man muß sich aber dieses Hüttenbauen nicht eben so vorstellen, daß sich diese Thiere Aeste abrissen und in den Boden einrammten, sondern sie biegen nur junge Bäume zusammen, verflechten sie oben, und bei der üppigen Vegetation das Südens ist eine solche Hütte bald durch Lianen und Schmarotzerpflanzen so überwachsen, daß sie offenbar einer grünen Höhle gleicht.

Die Nahrung der Affen besteht fast ausschließlich aus Pflanzenstoffen, und unter diesen lieben sie vornehmlich Obst, Beeren und Nüsse. Außerdem langen sie auch Insekten, und verzehren dieselben — bekannt ist wohl Jedem, daß sie dem Menschen die Läuse vom Kopf absuchen und gierig verzehren. Dabei suchen sie auch die Nester von wilden Bienen auf, und dieß gilt besonders von den amerikanischen, die deßhalb in dieser Beziehung besser daran sind, als die afiatischen, weil die kleinen amerikanischen Bienen keine Stacheln haben. Auf Eier und kaum ausgeschlüpfte kleine Vögel sind alle Affen ebenfalls sehr erpicht, daher die Vögel südlicher Länder ihre Nester auf alle Weise vor diesen muthwilligen Räubern zu schützen suchen. Vom Orang-Outang behaupten einige Beobachter, er gehe zuweilen an den Strand der See, um Austern und andere Muscheln, so wie Krebse zu fangen; verbürgt aber ist diese Angabe nicht. In der Gefangenschaft ist stets ihre liebste Nahrung auch Obst und Wurzelwerk; sie gewöhnen sich indessen sehr leicht an alle Speisen, die auf den Tisch kommen. Geistige Getränke lieben sie außerordentlich, und in kälteren Klimaten sind ihnen diese, so wie Kaffee, ein Bedürfniß. Süße sektartige Weine ziehen sie allen anderen vor, und wissen mit großer List dahinter zu kommen. Die Affen leben, mit wenigen Ausnahmen, immer in großen Truppen beisammen, wo sie sich meistens sehr gut unter einander vertragen, und nur dann Streit bekommen, wenn einer eine besonders schmackhafte Frucht findet; oder wenn in ihre Nähe Affen einer andern Gattung kommen; alsdann gibt es aber immer arge Kriege, die höchst possirlich anzuschauen sein sollen, und immer damit endigen, daß die schwächere Gattung aus ihrem Revier vertrieben wird.

Die Liebe der Aeffinnen zu ihren Jungen ist sprichwörtlich geworden, und sie tragen und bewachen auch ihre Kleinen mit der größten Sorgfalt, vertheidigen dieselben mit der größten Wuth, und sind untröstlich, wenn ihnen die Jungen sterben. Dieß kann man zuweilen bei gezähmten Affen in Europa sehen, und dann gibt ihnen der Besitzer gewöhnlich, um sie einigermaßen zu trösten, ein Meerschweinchen, das sie dann mit Liebkosungen überhäufen und beinahe todt füttern.

Völlig unterschieden von den Affen, jedoch noch zu derselben Thierfamilie gehörend, sind die Makis, welche sich durch ihre zarten Glieder, ihr nächtliches Leben und ihre langsame Bewegung auszeichnen. Bei diesen geht das melancholische Moment, das wir bei einigen Affen angedeutet haben, so weit, daß sie nicht einmal jene lustigen Sprünge und Bewegungen machen, die man bei andern Affen gewohnt ist, sondern langsam und lauschend oft auf einem Punkte längere Zeit verharren, und sich in den Wäldern auf Bäumen umhertreiben. Früchte und Insekten sind ihre Nahrung; nur wenige derselben haben zugleich die Lebendigkeit und possenhafte Bewegung der Affen.

Ohne in die nähere Anatomie dieser Thiere einzugehen, ist es noch nöthig, etwas von den Hauptunterschieden des Affengeschlechtes gegenüber von dem menschlichen Körperbau zu sagen. Die Hauptsache dabei ist der aufrechte Gang, der den Menschen charakterisirt, gegenüber vom Affen in's Auge zu fassen. Zum aufrechten Gange gehört wesentlich eine breite Fußsohle, und

nebenbei muß, damit dieser Gang sicher werde, die große Zehe mit den übrigen in gleicher Linie stehen. Beides ist beim Affen nicht der Fall. Seine Fußsohle ist nach hinten sehr schmal, und seine große Zehe ist daumenähnlich zurückgesetzt, so daß sein Fuß eher einer Hand, als einem wirklichen Fuße gleicht; dieß unterstützt den Affen zwar im Klettern, hindert ihn aber sehr am richtigen aufrechten Gang. Dießhalb gehen die Affen auch immer mehr auf dem äußern Rande des Fußes, als auf dem inneren, weil ihr Fuß seiner ganzen Einrichtung nach die große Zehe eher als Daumen, denn als Unterlage gebrauchen möchte. Das zweite Erforderniß zum aufrechten Gauge sind gestreckte Kniee, und damit dieß Strecken der Kniee gut bewerkstelligt werden könne, gut ausgebildete Waden; beides fehlt dem Affen. Ferner gehört zum aufrechten Gange ein breites und kraftvolles Becken, damit es zur Unterstützung der Wirbelsäule diene. Beim Affen ist das Becken flach und schwach, daher er immer mit etwas vorgebogenem Leibe und hinkenden Knieen geht. Auch der Scheitel muß bei einer aufrechten Stellung so auf dem obern Ende der Wirbelsäule sitzen, daß ein Theil des Hinterhauptes bei gerader Haltung des Halses nach hinten vorragt. Außerdem sind die Hände des Affen unverhältnißmäßig lang, und dieß erleichtert ihm das Gehen auf allen Vieren, während dem es der Mensch auf seinen kurzen Armen sehr schwer finden würde.

Noch unterscheidet sich der Affe vom Menschen dadurch, daß sein Vorderhaupt zurückgedrängt ist, wodurch seine Stirne das Ansehen bekommt, welches wir bei manchen thierähnlichen Blödsinnigen finden, so wie dadurch, daß sein Brustkasten bei weitem nicht die Entwicklung zeigt, wie dieß beim Menschen der Fall ist, indem er namentlich oben gepreßter erscheint. Besonders merkwürdig sind beim Affen die Stimmwerkzeuge, vermöge deren Bildung er nicht im Stande ist zu sprechen. So ähnlich auch der Gaumen, der Rachen, die Zunge denen des Menschen sein mögen, so ist im Kehlkopfe des Affen eine einzige kleine Verschiedenheit, welche ihm nicht möglich macht, artikulirte Töne hervorzubringen. Im Kehlkopf des Affen nämlich sind Luftsäcke vorhanden, in denen sich die zur Tonbildung nöthige Luft sammelt, deßhalb braucht der Affe um zu schreien eine ziemliche Anstrengung der Athemwerkzeuge, und kann aus demselben Grunde nimmermehr artikulirte Töne hervorbringen; denn zur Sprache ist unumgänglich erforderlich, daß die Luft aus den Lungen nicht gewaltsam hervorgestoßen werde, wie es der Affe thun muß, sondern daß ein sehr gemäßigter anhaltender Luftstrom den Ton bilde, der durch Zunge und Lippen artikulirt werden soll. Im Kehlkopf des Brüllaffen ist diese, bei andern häutige und oft in zwei Theile getheilte, Blase verknöchert, daher dieses Thier im Stande ist, sein ohrenzerreißendes Geschrei zu erheben. Diese häutige Ausstreckung des Kehlkopfs ist ebenfalls der Grund, warum die Stimme der Affen stets etwas Heiseres an sich hat. Eine ganz besondere Eigenthümlichkeit der Affen ist, daß manche derselben Backentaschen, und wieder einige Arten Gesäßschwielen haben. Diese Backentaschen sind große Falten in der inneren Wangenhaut, in welchen diese Thiere allerlei Eßwaren vorbergen, welche sie nicht sogleich zu sich zu nehmen im Stande sind, und dadurch in ihrem Maule selbst sich einen recht hübschen Vorrath anlegen. Die Gesäßschwielen sind harte, wenig empfindliche Schwielen auf den Hinterbacken, die gewöhnlich keine Haare haben, und bei manchen höchst mißfärbig blutroth aussehen; sie dienen wahrscheinlich den Affen dazu, das Sitzen auf den rauhen Baumästen zu erleichtern; manche Naturforscher haben diese Organe dazu benützt, um die Affen einzutheilen, und ihre Classifikation nach der Anwesenheit der Backentaschen oder Gesäßschwielen eingerichtet. Die lieblichsten Affen finden sich in Amerika, sie haben nicht die Wildheit noch die Schamlosigkeit der afrikanischen und ostindischen Affen, sondern zeichnen sich ebenso durch Grazie in ihren Bewegungen, als durch Schmiegsamkeit in ihrem Betragen aus. Es gibt unter diesen Affen von der Größe eines Hundes bis zu der eines kleinen Eichhörnchens.

Die beiliegende Abbildung gibt in natürlicher Größe eines der schönsten Aeffchen, die sich in diesem Weltheile finden, es ist dieß der Mico, Silberaffe, (Simia argentata). Zu Amerika selbst ist dieses Thierchen eine Seltenheit. Zuerst wurde es von Coudamine lebendig nach Europa gebracht, starb aber dort bald wegen des kalten Klima, das diese Affen nicht wohl ertragen können. Ueber den ganzen Körper hat es, mit Ausnahme des Schwanzes, des Gesichts und der Ohren, ein feines etwas langes Silberhaar, das den schönsten blonden Haaren gleicht. Das Gesicht und die Ohren sind lebhaft roth gefärbt und der mit ziemlich kurzen Haaren besetzte Schwanz ist schwarz; außerdem besitzt dieses Thierchen sehr starke krallenartige Nägel, was es von andern Affen, die gewöhnlich platte Nägel haben, wesentlich unterscheidet. Seine Größe ist von der Schnauze bis zum Schwanz 8 Zoll, von der Seite gesehen spitzt sich sein Kopf von hinten nach vorn zu, der Schwanz ist länger, als der Körper selbst, und der Nagel des Fußdaumen abgeplattet. Ueber die Sitten dieses kleinen Affen ist wenig bekannt; nach seinen Nägeln zu schließen scheint er aber eher zu den Insekten- und Vogeleier-fressenden zu gehören, als zu den Obstfressenden, so wie er, seinen großen Augen nach zu schließen, mehr ein Nächtliches als ein Tagthier zu sein scheint. Leider hat uns Condamine über die Sitten dieses seltenen Thieres nichts hinterlassen, und es bleibt deßhalb in dieser Beziehung bei Vermuthungen. Außerdem gehört zu seiner Charakteristik Folgendes: Das Roth auf seinem Gesichte ist so lebhaft, daß man es kaum für ein natürliches halten sollte, er hat weder Backentaschen noch Gesäßschwielen, sein Schwanz kann nicht zum Ergreifen und Festhalteu gebraucht werden, Gesicht und Ohren sind nackt, und seine Schnauze kurz; er geht auf vier Füssen und ist geschickter im Klettern als auf ebenem Boden.

Duttenhofer.

Die Eintheilung der Naturreiche.

Thierreich.

Nachdem wir, S. 97, den Begriff und die Eintheilung des Thierreiche im Allgemeinen betrachtet, gehen wir zu den einzelnen Klassen selbst über, indem wir nicht blos ihren Inhalt und dessen Anordnung auseinander setzen, sondern auch ihren Werth und Einfluß auf den menschlichen Verkehr und die Bestimmung, welche ihnen im Haushalte der Natur angewiesen ist, in der Ausdehnung geben, wie es für den Zweck dieses Buches als passend erscheint. Auch werden wir hiebei diejenigen Naturforscher kennen lernen, welche sich in den einzelnen Zweigen der Thiergeschichte besonders hervorgethan haben. Für diesmal nehmen wir die Gebilde des ersten Landes, nämlich die knochenlosen Thiere, welche mit dem Namen „Eingeweidethiere“ bezeichnet sind.

Sie unterscheiden sich nicht blos durch den Mangel der Knochen von den höheren Thieren, sondern auch durch die große Mannigfaltigkeit ihrer Formen, durch ihre viel geringere Größe und durch ihre ungewöhnlich starke Vermehrung. Was sie den Fischen, Reptilien, Vögeln und Säugthieren an Körpermasse und Gewicht nachgeben, das haben sie durch die Zahl ihrer Gattungen und Individuen vor jenen voraus. Sie haben keine entwickelten Sinnorgane, statt des rothen Blutes, mit geringer Ausnahme, einen weißen Saft und lauter häutige Leibestheile, deren Bedeutung sie in drei Kreise theilt, und ihnen ihre Stellung untereinander anweist. Beim ersten Kreise finden sich vorzugsweise diejenigen Theile, welche die Ernährung vermitteln; beim zweiten die für den Saftlauf, und beim dritten die für den Athmungsproceß. Man hat sie deshalb auch Darm-, Ader- und Athemthiere, nach ihren äußern Erkennungsmerkmalen aber Gallertthiere, Schalthiere und Ringelthiere genannt.

Die Thiere des ersten Kreises zeigen einen sehr einfachen Bau; ihr Körper bildet nur eine Höhle, welche nicht in Brust und Bauch geschieden ist. Sie bestehen aus einer weichen und durchsichtigen Masse, welche häufig nur einen mit einer Mundöffnung versehenen Darm bildet, und den Leib ausmacht, ohne einen eigentlichen Darm einzuschließen. Von andern Leibestheilen finden sich außer den Eierstöcken nur schwache Andeutungen, selbst von den Augen, Nerven und Muskeln. Sie haben höchst selten eine hintere Oeffnung, sondern werfen das, was ihnen nicht zuträglich ist, durch den Mund wieder aus. Dieser ist mit Fühlfäden zum Ergreifen der Nahrung versehen, welche in kleinen, meist ebenfalls gallertartigen Thieren besteht, die entweder verschluckt oder ausgesogen werden. Nur der Gefühlsinn kann ihnen beigelegt werden, welcher meist durch Fäden vermittelt wird. Ihre Fortpflanzung geschieht durch Eier, Verzweigung und Theilung. Ihr Aufenthalt ist nur im Wasser.

1. Klasse. Infusorien. Dieses sind die kleinsten Thiere, die ersten Anfänge thierischer Geschöpfe, und fast nicht anders als mit stark bewaffnetem Auge sichtbar. Hunderte sind oft nicht so groß als der kleinste, dem bloßen Auge noch sichtbare Punkt, den wir z. B. mit der Feder auf's Papier bringen. Sie leben im süßen und im Meerwasser, so wie in allen Flüssigkeiten, in welchen Thier- oder Pflanzentheile im rohen oder gekochten Zustande eine Zeit lang gelegen haben, und sie haben ihren Namen erhalten, weil man diese Flüssigkeiten Infusionen nennt. Diese Thiere sind vielleicht allein im Stande, uns über die Geheimnisse des thierischen Lebens einst Aufschluß zu geben. Außerdem aber, daß sie uns die Weisheit und Allmacht der Schöpfungskraft bewundern lassen, haben sie noch einen andern Nutzen. Man findet sie nämlich nicht blos in den bereits genannten Flüssigkeiten, sondern auch in thierischen Säften, welche zur Fortpflanzung dienen, und wobei man gefunden hat, daß sie erst dann ihre Bestimmung zu erfüllen taugen, wenn die Infusorien sich in ihnen entwickelt haben. Gewiß ist ihre Fortpflanzung durch Eier nicht völlig erwiesen, aber durch Verzweigung. Ihr Leib ist entweder selbst nur ein einfacher Darm mit einem Munde, selten mit hinterer Oeffnung, oder er zeigt einen besondern Darm mit mehreren Anhängseln. Ihre Nahrung nehmen sie zu sich, indem sie mit den Fäden des Mundes einen Wirbel im Wasser erregen, der ihnen die Beute nahe bringt.

Es ließe sich bei dieser wie bei den folgenden Klassen noch viel des Wichtigen sagen, allein wir können hier nur das Allgemeine und dasjenige hervorheben, was für die Eintheilung nöthig ist, das Einzelne aber auch nur bei den einzelnen Gattungen und Geschlechtern einschalten.

Ihre Eintheilung ist folgende:

1. Zunft. Eigentliche Infusorien.

Bestehen nur aus einem vieltheiligen Magen ohne Darm und hintere Oeffnung.

1. Sippe. Haarlose Infusorien.
2. Sippe. Haarinfusorien.
3. Sippe. Fortsatzinfusorien.

2. Zunft. Polypenartige Infusorien.

Sie haben einen vollkommenen Darm, mit vorderer und hinterer Oeffnung, und mit vielen Blindsäcken.

1. Sippe. Bauchmündige Infusorien.
2. Sippe. Ungleichmündige Infusorien.
3. Sippe. Kreisinfusorien.

3. Zunft. Quallenartige Infusorien.

Haben besondere, radförmige Wirbelorgane am Munde.

1. Sippe. Vielräderige Infusorien.
2. Sippe. Zweiräderige Infusorien.
3. Sippe. Einräderige Infusorien.

Otto Müller, ein Däne, und Professor Ehrenberg zu Berlin haben sich besonders um die Untersuchung und Eintheilung der Infusorien verdient gemacht. Ersterer hat darüber ein umfassendes Werk in lateinischer Sprache mit Abbildungen herausgegeben; die Untersuchungen

des Letztern stehen in den Schriften der Berliner Akademie, und in seiner ägyptischen Reise. Einige Andere, wie Rösel, Schrank, Götze, Nitzsch u. s. w., haben Beiträge zur Geschichte dieser Thiere geliefert.

2. Klasse. Polypen. Dieses sind diejenigen Thiere, welche man wegen ihrer pflanzenförmigen Gehäuse, in welchen die meisten stecken, Pflanzenthiere genannt hat. Diese Gehäuse nennt man Polypenstock oder Corallen. Es sind verästelte Röhren, welche bald häutig, bald papierartig oder durch Absonderung von Kalkerde hornartig erscheinen, und irgendwo im Wasser festsitzen, meist auf dem Meeresgrunde oder auf Felsen. Diese Polypenäste haben meist gelappte Oeffnungen, durch welche die Thiere selbst hervortreten, und sich darein zurückziehen können. Der Polypenleib ist blos ein einfacher Darm mit einer Mundöffnung, an welcher viele, oft gefranzte oder gefiederte, sehr dünne Fäden stehen, die dem Thiere als Fangarme dienen. Im Innern des Darmes beobachtet man nichts, als oft Eierklöcke. Für die Ausleerung der Eier befindet sich meist ein besonderer Spalt am Mundrande, selten aber eine Afteröffnung neben demselben. Augen sind nicht vorhanden. Die Nahrung wird durch Ergreifen mit den Mundfäden und förmliches Verschlucken in den Leib befördert; sie besteht in Infusorien und andern ganz kleinen Wasserthieren. Die Polypen sind dem bloßen Auge sichtbar, und leben mit wenigen Ausnahmen nur im Meere. Die Fortpflanzung geschieht durch Eier oder Sprossentheilung, nur ausnahmsweise durch Theilung des Leibes. So unbedeutend die Thiere auch scheinen mögen, eine große Rolle spielen sie in der Geschichte unserer Erde. Sie wachsen nämlich bei ihrer schnellen Vermehrung bis gegen die Oberfläche des Wassers, und bilden so einen festen Punkt zur Aufnahme vieler, vom Meer hergespülter Dinge, wie Muscheln, Sand und Meerpflanzen, die sich am Ende so anhäufen, daß kleine Inseln entstehen, welche mit der Zeit größere, für Menschen, Thiere und Pflanzen bewohnbare Flächen bilden. Auch benützt man die Gehäuse zum Kalkbrennen und in der Medicin. Dagegen sind die Korallenbänke für die Schiffe gefährlich, welche in den südlichen Meeren segeln, wo es besonders viele Polypen gibt. (Siehe Seite 153.)

Viele Nachrichten über diese Thiere verdankt man den neueren französischen Reisenden Lesson, Quoy und Gaimard. Namen, die hier besonders genannt zu werden verdienen, sind ferner: Réaumur, Rösel, Trembley, Jussieu, Ellis, Esper, Cavolini, Lamark, Lamouroux, Blainville, Salander, Leuckart und Rapp.

Die Eintheilung der Polypen ist folgende:

1. Zunft. Infusorienartige Polypen.

Sie haben nur wenige Fäden am Munde, sind nackt, haben eine Umhüllung von vertrocknetem Schleim. Einige von ihnen leben im süßen Wasser.

1. Sippe. Nackte Polypen.
2. Sippe. Moospolypen.
3. Sippe. Zellenpolypen.

2. Zunft. Eigentliche Polypen.

Haben einen einfachen Darm, mit gefiederten Fäden und Eierklöcke, welche sich am Mundrande öffnen. Sie zerfallen in

1. Sippe. Kernpolypen.
2. Sippe. Lederpolypen.
3. Sippe. Röhrenpolypen.

3. Zunft. Quallenartige Polypen.

Stecken größtentheils in kalkigen Zellen, und haben am Munde eine Scheibe, welche am Rande zwei bis drei Reihen kleiner Fühlfäden hat.

1. Sippe. Stichpolypen.
2. Sippe. Sternpolypen.
3. Sippe. Kranzpolypen.

3. Klasse. Quallen. Sie haben einen ziemlich rugeligen Leib, der von Adern durchzogen, und häufiger mit zahlreichen Saugröhren als mit einem eigentlichen Munde versehen ist. Sie haben keine besonderen Bewegungsorgane, sondern müssen sich vom Wasser treiben lassen; nur durch Austreibung von Luft aus ihrem Körper vermögen sie, sich zu erheben oder zu senken. Sie leben sämmtlich im Wasser, und zwar fast alle Gattungen in den südlichen Meeren, selten im Norden. Augen fehlen; ihr Leben scheint nicht über ein Jahr zu dauern, die Fortpflanzung erfolgt nur durch Eier; abgenommene Theile des Körpers ersetzen sich nicht wieder; die meisten bringen bei der Berührung eine Empfindung hervor, welche derjenigen gleicht, welche wir beim Anfassen einer Nessel haben. Das Merkwürdigste an diesen Thieren ist aber das Leuchten, welches den meisten Gattungen eigen ist. Wenn sie nämlich des Nachts in großer Anzahl auf dem Meeresspiegel umhertreiben, so erscheinen sie als eben so viele kleine Lichter, deren lebhafter und doch sanfter Glanz, welcher zugleich in verschiedenen Farben spielt, dem Auge des Seefahrers ein angenehmes Schauspiel darbietet. Sonst haben sie keinen in die Augen fallenden Nutzen, denn es werden nur wenige gegessen. Ihr Aufenthalt im Meere und der Umstand, daß sie — aus demselben genommen — sich nicht erhalten lassen, und in andern Flüssigkeiten beim Aufbewahren ihre Gestalt verlieren, hat es bis jetzt noch verhindert, ausführlich mit ihnen bekannt zu werden. Vorzugsweise haben sich mit dem Studium dieser Thierklasse beschäftigt: Peron und Lesueur, Lesson, Quoy und Gaimard, Tilesius, Hasselt, Kuhl, Olfers, Eysenhardt, Chamisso, Gäde, Eschscholtz und von älteren Macri und Forskal.

Sie zerfallen, wie die beiden vorhergegangenen Klassen, in 3 Zünfte.

1. Zunft. Infusorienartige Quallen.

Leib bald scheiben-, blasen-, würfel- oder balkenförmig, mit einfachen oder verzweigten Saugröhren und verlängerbaren Fühlfäden.

1. Sippe. Doppelquallen.
2. Sippe. Blasenquallen.
3. Sippe. Scheibenquallen.

2. Zunft. Polypenartige Quallen.
Leib ziemlich walzenförmig mit Längsrippen von beweglichen Blättchen und einer Magenhöhle mit einem weiten Munde.
1. Sippe. Walzenquallen.
2. Sippe. Breite Quallen.
3. Sippe. Lappenquallen.

3. Zunft. Eigentliche Quallen.
Leib hutförmig mit großer Magenhöhle.
1. Sippe. Mundlose.
2. Sippe. Mundquallen.
3. Sippe. Armquallen.

Im zweiten Kreise treffen wir Thiere, welche einen viel zusammengesetzteren Bau zeigen, es sind die Mollusken oder Weichthiere. Sie sind ausgezeichnet durch die Entwickelung des Gefäßsystems und heißen daher Aderthiere, und da die meisten mit harten Schalen bedeckt sind, auch Schalthiere. Ihr Körper ist nicht blos von Venen und Arterien durchzogen, es zeigen sich auch zahlreiche Nervenbündel und Fäden; sie haben ferner ein Herz, eine Leber und Kiemen. Ihr Leib ist von der Brust wie von einem Mantel umgeben, und der Kopf tritt daran selten hervor, auch fehlen ihnen eigentliche Bewegungs- und Sinnorgane. Von letzteren kommt ihnen nur das Gefühl zu, welches durch die ganze Leibeshülle vermittelt wird. Häufig fehlen die Augen, und selten ist eine Zunge vorhanden, Nase und Ohren aber fehlen ganz. Statt der Füße ist die Bauchseite bei vielen ihrer ganzen Länge nach verlängert, und ihre Bewegung ist daher ein Kriechen oder Schieben; andere schwimmen. Bei weitem der größte Theil dieser Thiere lebt im Meere, eine viel geringere Zahl im süßen Wasser und auf dem Lande, und es läßt sich im Allgemeinen annehmen, daß die Meerthiere unter ihnen fleisch-, die andern pflanzenfressend sind. Sie haben nicht selten einige Fühlfäden am Munde. Alle pflanzen sich durch Eier fort. Von Kunsttrieben findet sich nichts bei ihnen, ihre Bestimmung ist fressen und sich fortpflanzen. Eine Stimme fehlt ihnen ebenfalls gänzlich. Manche von ihnen dienen zur Speise, und nützen auf andere Weise, besonders werden sie in den Südländern zum Kalkbrennen, manche auch in der Medicin gebraucht.

4. Klasse. Muscheln. Es sind zweischalige Thiere, welche auf dem Lande, in Bächen, Flüssen, Seen und Teichen, die Meisten aber im Meere leben, wo sie selten frei, sondern größtentheils irgendwo befestigt sind, an Pfählen, Wurzeln, Steinen, Felsen u. dergl., andere stecken im Sande. Ihre Schale besteht meist aus zwei ziemlich gleichen Theilen, welche durch Schleimabsonderung aus dem Leibe entstehen, und meist eine sehr schöne Zeichnung haben. Diese Schalen sind hinten durch einige in einander greifende Zähne verbunden; diese Stelle heißt das Schloß, welches inwendig ein elastisches Band enthält, wodurch die Oeffnung bewerkstelligt wird. An Schulter und Hüfte befindet sich ein Muskel, der die Schalen schließt. Die obere Wölbung der Schale heißt Wirbel. Das Thier, welches in diesen Schalen steckt, läßt sich seiner allgemeinen Form nach, einem von den Seiten zusammengedrückten Oval vergleichen. Der Mantel umgibt den Leib so, daß er hinten und unten ganz, oder zum Theil geöffnet ist, er bedeckt die blätterigen Kiemen, läßt unten die Verlängerung des Leibes, oder den sogenannten fleischigen Fuß durch, und ist mit seinen meist gefranzten Rändern am Rande der Schale festgewachsen. Vorn am Leibe steht die mit einigen Fühllappen besetzte Mundöffnung. Die hinteren Oeffnungen des Mantels sind nicht selten in zwei Röhren verlängert, durch welche das Wasser aus- und eingetrieben wird. Die Muscheln sind Zwitter; sie haben sehr große Eierstöcke, welche sich auf der Schulter öffnen, wovon die Eier in Schnüren in die Kiemen gelangen, und sich daselbst entwickeln. Sie sind sehr klein und zahlreich. Auf der Schulter befindet sich noch eine gefäßreiche Höhle, welche wahrscheinlich der Harnblase der höheren Thiere entspricht. Am hinteren Theile des Fußes befindet sich eine Drüse, durch welche manchmal eine wässerige Feuchtigkeit gespritzt wird. Aus jeder Kieme wird das wenige weiße Blut nach dem zweivorigen, häutigen Herzen getrieben, von da gegen die Schloßgegend und alle Theile des Leibes, von wo es durch die Venen wieder in die mit vielen Gefäßen durchzogenen Kiemen gelangt.

Wenn man die Arbeiten über die Muschelschalen ausnimmt, so finden wir sehr Wenige, welche sich mit diesem Zweige der Naturgeschichte, und zwar mit den Thieren selbst, abgegeben haben. Es gehören hieher Adanson, Cuvier, Argenville, Poli, Blainville, Lamark u. s. w.

Die Muscheln werden folgendermaßen eingetheilt:

1. Ordnung. Schultermuscheln.

Zwei gleich große Schließmuskeln, an der Stelle der Schulter und Hüfte.
1. Zunft. Zweilöcherige Schultermuscheln.
Zwei Athemlöcher hinten im Mantel.
2. Zunft. Einlöcherige Schultermuscheln.
Nur ein Athemloch.
3. Zunft. Zweispaltige Schultermuscheln.
Der Mantel ganz geöffnet mit zwei Kiemenspalten.

2. Ordnung. Hüftmuscheln.

Ein großer Muskeleindruck in der Mitte der Schale.
1. Zunft. Zweilöcherige Hüftmuscheln.
Mantel geschlossen mit zwei Athemlöchern.
2. Zunft. Einlöcherige Hüftmuscheln.
Mantel ganz offen, hinten mit einem Athemloch; hinten ein großer, am Mundende ein kleiner Muskeleindruck.
3. Zunft. Hüftmuscheln ohne Athemlöcher.
Mantel ganz offen, ein großer Schließmuskel in der Mitte.

5. Klasse. Schnecken. Die Schnecken werden wie die Muscheln, doch in weniger ausgedehntem Maße, für uns nützlich. Unter ihnen gibt es mehr Gattungen,

welche auf dem Lande und im süßen Wasser leben, als bei den Muscheln. Sie haben nur eine einzige Schale, die zweite ist zu einem Deckel verkümmert, oder fehlt ganz; in ersterem Falle ist dieser an der linken Seite des hier mehr sohlenförmigen Fußes angehängt, und schließt bei dessen Zurückziehung die Schale. Letztere ist meist gewunden, und sehr schön gefärbt. Die Schnecken sind theils Zwitter, theils getrennten Geschlechts. Die Mündung des Eierganges liegt an der rechten Seite des Halses, seltener hinten. Der in einen Hals verlängerte Leib hat einen Mund, über welchem gewöhnlich vier runde oder flache Fühlfäden oder Stiele stehen, auf welchen oder an deren Grunde sich deutliche Augen zeigen. Der Mantel ist oben nach vorn ganz geöffnet, oder hat nur ein Loch; an seiner obern Wand befinden sich die gefranzten oder nebförmigen Kiemen, und in seiner hintern Höhle das Herz mit einem Ohre, von welchem aus die Blutgefäße nach allen Theilen des Leibes und wieder in dasselbe zurückgehen. Dieses Herz ist nicht häutig, sondern fleischig. Nervenknoten sind ebenfalls vorhanden, ebenso ein fleichiger Magen mit einer großen Leber und Speiseröhre, Speicheldrüsen, manchmal auch Spuren von Zunge und Kiefern. Die größten und schönsten Schnecken kommen am zahlreichsten in den heißen Ländern vor. Die Färbung der Schalen kommt aus Drüsen im Mantelrande, welche Farbestoff enthalten. Der Anfang der Schale heißt Wirbel, die Verwachsung der sich nach und nach bildenden Windungen, Säule.

Die Eintheilung ist folgende:

1. Ordnung. Eintheilige Schnecken.

Leib gleichförmig, Eingeweide nicht vom übrigen Leibe abgesondert.

1. Zunft. Rückenschnecken.

Faden- oder zweigförmige Kiemen auf dem Rücken.

1. Sippe. Fadenschnecken.
2. Sippe. Zweigschnecken.
3. Sippe. Kreuzschnecken.

2. Zunft. Seitenschnecken.

Kleine Kiemenblättchen oder Falten an den Seiten des Leibes.

1. Sippe. Faltenkiemer.
2. Sippe. Flankenkiemer.
3. Sippe. Kreiskiemer.

3. Zunft. Halsschnecken.

Kiemen in einer weitgespaltenen Höhle auf dem Halse, von einer flachen, kaum gewundenen Schale bedeckt.

1. Sippe. Ganzschalige.
2. Sippe. Lochnapfschnecken.
3. Sippe. Verborgenschalige.

2. Ordnung. Zweitheilige Schnecken.

Die Eingeweide sind in einer gewundenen Schale auf dem Rücken vom übrigen Leibe abgesondert.

1. Zunft. Landschnecken.

Haben eine, mit einem verschließbaren Loch versehene Mantelhöhle.

1. Sippe. Landschnecken.
2. Sippe. Schlammschnecken.
3. Sippe. Wasserschnecken.

2. Zunft. Spaltschnecken.

Ein Athemspalt mit runder Schalenmündung.

1. Sippe. Landspaltschnecken.
2. Sippe. Süßwasserspaltschnecken.
3. Sippe. Meerspaltschnecken.

3. Zunft. Rinnenschnecken.

Haben am Mantel und an der Schale eine verlängerte Athemröhre, und zwei Kammkiemen.

1. Sippe. Rollschnecken.
2. Sippe. Rippenschnecken.
3. Sippe. Schnabelschnecken.

6. Klasse. Kracken. Unter dieser Klasse hat Oken theils muschel-, theils schneckenartige Thiere vereinigt, welche in den beiden andern Klassen keine Stelle finden. Die Kracken leben sämmtlich im Meere, wo sie meist durch Hilfe ihrer Fangarme oder flossenartigen Verlängerungen umherschwimmen. Sie sind in Hinsicht ihrer innern Theile bald den Schnecken, bald den Muscheln ähnlich, und was die Fortpflanzung betrifft, Zwitter oder getrennten Geschlechts. Ein kielartiger Fuß oder eine Sohle fehlt ihnen. Ihre Gestalt ist übrigens sehr verschieden und sonderbar. Sie haben Speicheldrüsen und ein Herz mit zwei Kammern. Mit dem Menschen kommen die Thiere dieser Klasse weniger als alle andern in Berührung, obgleich einige Theile von ihnen benützt werden.

Von Naturforschern sind bei dieser Klasse, außer den schon bei der vierten und fünften Klasse genannten, noch anzuführen, Feruſſac, Rüppell, Ehrenberg, Lesson und einige andere.

1. Ordnung. Muschelkracken.

Nackt oder mehrere Schalen ohne Flossen.

1. Zunft. Armlose.

Leib walzig, scheidenförmig, gallert- oder hautartig mit zwei Athemlöchern, ohne Fangarme am Munde.

1. Sippe. Freie.
2. Sippe. Feste.
3. Sippe. Hippuriten.

2. Zunft. Zweiarmige.

Zwei Fangarme am Munde, ein Mantel mit zwei Schalen.

1. Sippe. Schüsselkracken.
2. Sippe. Stielkracken.
3. Sippe. Pantoffelkracken.

3. Zunft. Vielarmige.

Sechs Fangarme neben dem Munde.

1. Sippe. Nackte.
2. Sippe. Zweischalige.
3. Sippe. Vielschalige.

2. Ordnung. Schneckenkracken.

Nackt oder mit einfacher Schale; Fühlfäden, Flossen oder Arme am Kopf.

1. Zunft. Walzenkracken.
Leib walzig mit zwei Fühlfäden.
1. Sippe. Blattförmige.
2. Sippe. Kammförmige.
3. Sippe. Walzige.

2. Zunft. Flossenkracken.
Zwei Fühlfäden und zwei Seitenflossen.
1. Sippe. Flügelkracken.
2. Sippe. Spindelkracken.
3. Sippe. Nackte.

3. Zunft. Armkracken.
Wenigstens acht weiche und ungegliederte Fangarme um den Mund.
1. Sippe. Vielfadige.
2. Sippe. Fingerkracken.
3. Sippe. Napfkracken.

Berge.

Der Mond, ein Witterungsverkünder.

Allgemein ist der Wunsch, die Witterung voraus bestimmen zu können. Von jeher bestrebte man sich deßhalb, feste und bestimmte Regeln und Grundsätze aufzufinden, denen zu Folge die Witterungs-Erscheinungen im Dunkr- oder Luftkreise der Erde erfolgen müssen, da der Nutzen unberechenbar groß wäre, den eine zuverläßige Witterungskunde für die Landwirthschaft wie für das menschliche Leben überhaupt gewähren müßte. Schon in den Werken der alten Griechen und Römer findet man dieses Bestreben, und aus dem Mittelalter, wo die Witterungskunde einen Theil der Astrologie und Sterndeuterei ausmachte, datirt sich eine große Zahl aller jener Vorherbestimmungen und Anzeigen des Wetters in den Kalendern, welche durch die fortgesetzten Beobachtungen der Landwirthe und Naturforscher in Bezug auf das Verhalten mancher Thiere, den Veränderungen der Pflanzen u. dergl. nach und nach entstanden, und als sogenannte Haus- oder Bauernregeln noch jetzt bei dem gemeinen Manne in Ansehen stehen, da sie sich theilweise einigermaßen bewähren, in so lange sie nur auf eine besondere Lokalität sich beziehen und nur für einen kurzen Zeitraum von ein oder zwei Tagen angewendet werden.

Im Allgemeinen täuschen jedoch nur zu oft diese Bauernregeln des Kalenders, und jene Beobachtungen über das Verhalten der Thiere, z. B. eines Laubfrosches, der Spinnen u. dergl., ja selbst die Anzeigen des Barometers, da derselbe, als Instrument zum Messen der Luftschwere, nur in so ferne als Anzeiger einer Witterungsveränderung sich eignet, als gutes Wetter mit trockener, schlechtes dagegen mit feuchter Luft verbunden zu sein pflegt, die Luftschwere sich aber mit trockener oder feuchter Beschaffenheit der Luft ändert.

Nur durch eine systematische Witterungskunde, die sich auf eine vollständige Kenntniß der Haupt- und Grundursachen aller Erscheinungen und Wechsel im Dunstkreise unserer Erde gründet, wozu jedoch eine noch vollkommenere Erforschung und Kenntniß aller, diesem Zwecke entsprechenden, allgemeinen Naturgesetze und deren Modalitäten erforderlich ist, wird es möglich werden, die Witterung auf eine zuverläßige Weise voraus zu bestimmen. Ehebevor demnach die Meteorologie zu dieser Stufe der Erkenntniß gelangt sein wird, kann es auch nur möglich sein, annähernd und muthmaßlich eine bevorstehende Witterung anzugeben.

Diesem Letzteren entsprechend, verdient Nachfolgendes alle Beachtung.

Dem berühmten, nun verstorbenen Astronomen William Herschel verdanken wir eine nach wissenschaftlichen Grundsätzen entworfene Tabelle, aus welcher, je nach dem Eintritte des Mondes in eine seiner Phasen (Viertel), sogleich ersehen werden kann, welche Witterung am wahrscheinlichsten bis zum nächsten Wechsel des Mondes erwartet werden darf. Das London Journal of Arts lieferte diese Tabelle im Juni 1828 mit dem Bemerken, daß sich die Richtigkeit derselben durch die Erfahrung im Allgemeinen sehr bestätigt gefunden habe, welchem Urtheile der Verfasser dieser Zeilen, der nun ebenfalls eine Reihe von Jahren die nach dieser Tabelle sich ergebende muthmaßliche Witterung mit der wirklich stattgefundenen verglich, beizustimmen sich veranlaßt fühlt.

In einem Artikel der „gemeinnützlichen Mittheilungen über Wein-, Obst- und Gemüsebau ꝛc., Weißenfee Nro. 8 vom April 1840“ ist dieser Tabelle als „Schlüssel zur Vorherbestimmung der Witterung“ ebenfalls rühmend gedacht; dort heißt es unter Anderem wörtlich folgendermaßen:

„Die Herschel'sche Regel wurde von der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien geprüft. Es wurde „nämlich die wirklich stattgehabte Witterung des Jahres 1838 und eines großen Theiles vom Jahre 1839 „mit derjenigen verglichen, die in derselben Zeit nach „Herschel's Regel sein mußte. Man fand eine so zu„friedenstellende Uebereinstimmung, wie man sie kaum „erwarten konnte. Unter 78 Vorherbestimmungen, de„ren sich jede auf ein ganzes Mondsviertel, d. h. auf „eine Woche bezog, trafen 57 pünktlich ein.“

Herschel fand, daß der Mond einen wesentlichen Einfluß auf den Witterungszustand der Erde ausübt, daß dieser Zustand je nach seinem Wechsel oder Eintritte in eine seiner Phasen einer Aenderung unterliegt, und daß die Zeit, zu welcher dieses stattfindet, eine mehr oder minder gute Witterung bedingt. Je näher nämlich der Eintritt des Mondes in eines seiner Viertel oder Phasen der Mitternacht oder dem Mittage liegt, soll es schöneres oder schlechteres Wetter geben. Hier folgt die Tabelle. Die Grenzscheide des Sommers vom Winter ist bei ihr auf den 15. April und 15. Oktbr. angenommen, doch dürfte sie sich schwerlich für alle Gegenden als stattbaft erweisen, und nur längere Erfahrungen hierüber bestimmtere Anhaltspunkte feststellen.

Lith. Anst. v. C. Mack in Stuttgart

Wenn es Neu- oder Vollmond ist, oder wenn der Mond in's erste oder letzte Viertel tritt:

Zeit, während welcher der Monds-Eintritt in eines seiner Viertel statt findet.	Sommer.	Winter.
Zwischen 12 Uhr Mittags bis 2 Uhr Nachmittags	sehr regnerisch.....	Schnee oder Regen.
Von 2 bis 4 Uhr Nachmittags	veränderlich	schön und mild.
B. 4 bis 6 U. Nachm.	schön	schön.
„ 6 „ 8 „ „	schön bei Nord- oder Ostwind; Wind, Regen bei Süd- oder Südwest-Wind ...	schön und kalt bei Nord- oder Nord-Ost; Regen oder Schnee bei Süd- oder Westwind.
„ 8 „ 10 „ „	desgleichen.	desgleichen.
„ 10 „ 12 „ Mittern.	schön	schön und kalt.
„ Mittern. bis 2 Uhr Morgens	desgleichen	harter Frost, außer bei Südwestwind.
„ 2 bis 4 Uhr Morg.	kalt, mit viel Regen .	Schnee und Sturm.
„ 4 „ 6 „ „	Regen	desgleichen.
„ 6 „ 8 „ „	Wind und Regen ...	Sturm.
„ 8 „ 10 „ „	veränderlich	Kalt, Regen bei Nordwind, Schnee bei Ostwind.
„ 10 „ 12 „ Mittags	Häufige Regengüsse .	Kälte, mit starkem Wind.

Es ist deßhalb, um nach dieser Tabelle die Witterung für die Folgezeit voraus bestimmen zu können, nur zu wissen nöthig, zu welcher Zeit ein jedesmaliger Mondswechsel stattfindet. Wollte man sich z. B. die muthmaßliche Witterung für den Monat Septbr. 1842 notiren, so findet man in den Kalendern:

	Nach Herschels Tabelle.
Neumond, den 4. um 10 Uhr 50 Minuten Abends, — also zwischen 10 Uhr und Mitternacht	schön.
Erstes Viertel, den 11. um 4 Uhr 33 Minuten Nachmittags, — also zwischen 4 und 6 Uhr Nachmittags	schön.
Vollmond, den 19. um 7 Uhr 8 Minuten Abends, — also zwischen 6 und 8 Uhr Abends.....	schön bei N.- oder O.
Letztes Viertel, den 27. um 3 Uhr 39 Minuten Nachmittags, — also zwischen 2 und 4 Uhr Nachmittags	Wind, Regen bei S.- oder S.W.-Wind. veränderlich.

Aus der Tabelle ist ersichtlich, daß schönes Wetter erwartet werden darf, je näher die Zeit der Haupt-Mondsphasenwechsel im Sommer der Mitternacht, und schlechtes eintritt, wenn dieser Wechsel gegen die Mittagzeit fällt. Auf einen Mondswechsel während der 6 Nachmittagsstunden zwischen 4 und 10 Uhr wird meistentheils schönes Wetter erfolgen. Winde können jedoch eine Aenderung veranlassen. Meistentheils ungünstig für die Witterung sind jedoch die 8 Stunden nach Mitternacht, wenn in diesem Zeitraume ein Mondswechsel stattfindet. Pfnor.

Spinnen.

(Taf. 36.)

Die Spinnen gehören in die achte Thierklasse und bilden daselbst die zweite Zunft der dritten Ordnung. Bei einem Theil derselben sind die einzelnen Stücke des Körpers förmlich mit einander verwachsen, bei dem andern jedoch getrennt und der Hinterleib nur durch einen Faden oder dünnen Stiel an das Bruststück angeheftet. An letzterem stehen stets 2 Fangarme und 8 Füße, womit sie sehr schnell gehen können. Sie haben mehrere große und starke Kiefer, und nicht wie andere Thiere 2 Augen, sondern meist 6—8. Ihre Nahrung besteht in andern Insekten, welche sie lebend fangen und aussaugen. Ihr Aufenthalt ist an und über der Erde, in allerhand Schlupfwinkeln der Gebäude, Bäume und Gebüsche, wo sie sich gewöhnlich kunstreiche Netze spinnen und auf Raub lauern, über welchen sie wüthend herfallen. Die Menge ihrer Gattungen ist sehr groß und noch wenig bekannt. In südlichen Ländern gibt es sehr große, wovon wir auf unserer Tafel eine abgebildet haben; Figur 1 ist die Vogelspinne (**Mygale avicularia**), welche in die dritte Sippe und zu den Sackspinnen gehört. Sie ist gegen 2 Zoll, die Füße gegen einen halben Fuß lang. Ihre Farbe ist schwarzbraun mit hellen Ringen und Strichen um die Beine und auf dem Bruststück. Die Füße vorn röthlich und mit umschlagbaren Häkchen versehen; alle Theile sind stark behaart. Vorn auf dem Bruststück stehen 8 Augen in der Ordnung, wie Figur 3 zeigt. Figur 2 ist das Bruststück von unten, mit den Fußeinlenkungen und den zusammengeschlagenen Kiefern, wovon Figur 4 einer besonders abgebildet ist.

Dieses Thier macht in Ritzen der Felsen und Bäume ein röhrenförmiges Gespinnst von fast 1 Fuß Länge und 2 Zoll Weite, dessen Substanz weißem Mousselin gleicht. Sie geht auf Insekten nach Raub aus und soll selbst Colibri's fangen, was bei ihrer Größe gar nicht unglaublich ist. In ihrer Röhre hängt der Eiersack, so groß wie eine Nuß und ungefähr 100 Eier enthaltend. Ihr Vaterland ist das heiße Amerika. Ihr Stich erregt gefährliche Entzündungen.

Es gibt noch mehrere zu diesem Geschlecht gehörende Gattungen, wovon die gebänderte, **Mygale fasciata**, in Ostindien am bekanntesten ist.

Figur 5 und 6 zeigen die Kreuzspinne (**Empeira diadema**) in verschiedener Färbung. Sie ist die größte unter den einheimischen Spinnen und hat eine sehr schöne Zeichnung, welche an den beiden Figuren deutlich wahrzunehmen ist. Man findet diese Spinne im Freien und in Gebäuden. Jedermann kennt und vermeidet sie, weil man sie für giftig hält, was aber nicht der Fall sein kann, da manche Menschen die Kreuzspinne essen und sie für eine Delikatesse halten.

Sie hat ebenfalls 8 Augen; Figur 7 zeigt, bedeutend vergrößert, das vordere Glied des Spinnenfußes mit seinen verschiedenen Haken, Figur 8 das der Fangarme. Nur wenn man den Bau der Füße betrachtet, wird es erklärlich, wie die Spinne mit Sicherheit auf einem dünnen Faden umherspazieren kann.

Der merkwürdigste Theil ihres Körpers aber ist die Spinnwarze. Diese ist Figur 10 geschlossen, Figur 9 geöffnet dargestellt. Sie besteht aus 5 Stücken, welche außerhalb mit Warzen und Haaren, inwendig aber mit regelmäßig geordneten Punkten versehen sind, aus welchen beim Spinnen die Fäden hervorkommen. Der hintere dieser fünf Stücke hat eine Oeffnung, die zwei neben ihm befindlichen an ihrem Ende ein Häkchen, welches wahrscheinlich dazu dient, den auslaufenden Fäden die beabsichtigte Richtung zu geben. Unter diesen Theilen liegen noch zwei herzförmige Körper und dahinter zwei andere in Form einer Leier gebogen, welche sämmtlich bei Figur 9 sichtbar sind. Beim Spinnen bringen die Fäden aus den vier einander gegenüber liegenden Warzen, aus der hinteren nicht. Die Bedeutung der eben genannten weitern Theile kennt man nicht, ich glaube jedoch, daß sie eine eigene Bestimmung haben. Es liegt nämlich in der Willkühr der Spinne, so viele Fäden hervorzutreiben, als sie will, und dieses kann nur durch Vermittelung irgend welcher in Thätigkeit gesetzter Leibestheile möglich sein. Ich erkläre daher die Bedeutung dieser Theile so: Will die Spinne Fäden ziehen, so handelt es sich nicht blos um den Willen, sondern um Ausübung von Verrichtungen der betreffenden Theile; es muß hier ein Druck vorhanden sein, welcher die Spinnröhren und die Fäden hervortreibt. Jene Theile sind so geschaffen, daß wenn man sich eine Ausdehnung derselben denkt, ein gleichförmiger Druck auf alle vier Spinnwarzen hervorgebracht wird; der obere größere der beiden herzförmigen Körper drückt, sobald er sich erweitert, von oben auf die beiden obern Warzen; der kleine herzförmige Körper aber übt durch seine Ausdehnung einen Druck auf die beiden länglichen Theile aus, welche dadurch am entgegengesetzten Theile nothwendig aus einander getrieben werden und das vordere Paar der Spinnwarzen umfassend zusammendrücken. Diese Theile sind aber darum getrennt und von verschiedener Form und Größe, damit jeder allein in Thätigkeit gesetzt werden kann, wodurch allein das theilweise Austreiben von Fäden möglich wird. Das Loch des fünften Theils der Spinnwarzen, aus welchem keine Fäden kommen, ist die Oeffnung des Mastdarms. Innerhalb der Spinnwarzen im Leibe liegen besondere, darm- und blasenförmige Gefäße, welche die Spinnmaterie enthalten.

Im Spätjahr legt die Kreuzspinne gegen 1000 Eier, welche in einem Winkel angebracht und mit einem gelben seidenhaltigen Gespinnst (Fig. 11) bedeckt werden. Dieses läßt sich zu wirklicher Seide verarbeiten und man hat in Frankreich Versuche damit gemacht. Die Seide ist nicht so gut wie die der Seidenraupe, und die Zucht und Ernährung der Spinnen in so großer Menge, wie man sie dazu nothwendig hätte, eine fast unmögliche Sache, weil zu einem einzigen Pfund Seide gegen 700,000 Spinnen nöthig sind, die Menge von Insekten, welche diese zur Nahrung brauchten, aber kaum aufzutreiben wäre, auch die Spinnen in abgesonderten Räumen gehalten werden müßten, da sie die üble Gewohnheit haben, einander selbst aufzufressen.

Das Weibchen der Kreuzspinne ist größer und schöner als das Männchen. Im nächsten Frühjahr nach dem Eierlegen schlüpfen die Jungen aus, fangen gleich an zu spinnen, haben aber noch nicht das Aussehen der Alten, sondern erhalten solches erst nach mehreren Häutungen. Die Eier liegen in einem rundlichen Klumpen (Fig. 12) im Leibe eingeschlossen.

Die Stärke der Fäden ihres Nestes richtet sich nach ihrer fortschreitenden Größe, anfangs sind sie nur schwach, werden aber immer stärker. Im Oktober ist sie ausgewachsen und stirbt gewöhnlich nach dem Eierlegen, doch gibt es auch, die länger leben und den Winter über erstarren. Ihr Netz wird in senkrechter Lage angebracht und auf folgende Weise verfertigt: Sie setzt sich irgendwo fest und zieht, da sie noch nirgends einen Weg hat, mit den beiden Hinterfüßen einen langen Faden aus den Spinnwarzen, den sie fliegen läßt und wartet, bis das andere Ende sich festgesetzt hat, worauf sie bei der Leichtigkeit des Fadens gewöhnlich nicht lange warten darf. Um es aber zu erfahren, zieht sie ihn öfters an, wo ihr dann der Widerstand, den sie dabei empfindet, die nöthige Auskunft verschafft. Ist dieses geschehen, so zieht sie so oft auf diesem Faden hin und her, um ihn zu verstärken, als es im Verhältniß seiner Länge erforderlich ist. Nun spinnt sie einen andern Faden von der Mitte des ersten aus und verstärkt auch diesen, sobald er einen Anhaltepunkt gefunden hat. Auf gleiche Weise fährt sie fort, bis die Mitte des ersten Fadens einen Mittelpunkt von Strahlen bildet, welche so nahe beisammen sind, daß die Spinne mittelst Querfäden, die sie hinter sich läßt, von dem einen auf den andern gelangen kann, worauf sie die Zwischenräume mit gleichlaufenden Strahlen füllt, indem sie vom Mittelpunkt gegen die äußersten Querfäden hin arbeitet. Ist das Gespinnst fertig, so macht sie an einem Ende desselben in einem Winkel noch eine besondere trichterförmige Zelle, in welche sie sich bei schlechtem Wetter zurückzieht, bei heiterem warmem Wetter sitzt sie aber häufig in der Mitte ihres Gespinnstes und lauert auf Insekten; größere umspinnt sie mit Fäden, damit sie sich nicht mehr bewegen können, kleinere schleppt sie in die Zelle und saugt sie aus; wird sie aber mit einem Insekt nicht fertig, so zerreißt sie oft das Nest, um seiner wieder los zu werden, und baut sich dann ein anderes.

Der Spinnenfaden ist keineswegs einfach, sondern aus vielen feineren Fäden zusammengesetzt, und die vermittelnden Theile der Spinnwarzen sind auch darum verschieden, damit durch ihre verschiedene Anwendung die Zahl der zu spinnenden Fäden ebenfalls in der Wahl der Spinne liegt, die solche, je nach der Nothwendigkeit, genau abwägt.

Nichts ist interessanter anzusehen, als wenn man eine fremde Spinne in das Netz einer andern bringt. Die Eigenthümerin geht sogleich auf jene los und es entsteht ein heftiger Kampf, wobei sich beide mit den Beinen, besonders aber mit den Kiefern und Fangarmen, umfassen, gerade wie zwei ringende Menschen, und so lange kämpfen, bis eine auf dem Platze bleibt. Die Siegerin bleibt im Besitz des Nestes. Bringt man mehrere Spinnen zusammen in ein Netz, so entsteht derselbe Zweikampf, wobei dann der Gegner häufig gewechselt wird.

Die Spinne ist sehr empfindlich gegen die Veränderungen der Witterung, sie fühlt solche geraume Zeit vorher, ehe sie wirklich eintreten, und ist daher besser als der beste Barometer zu gebrauchen. Hält sie sich anhaltend in ihrem Gewebe auf und ist munter, so hat man keine schnelle Veränderung zu erwarten, was nicht der Fall ist, wenn sie sehr ruhig bleibt. Zieht sie sich aber in ihre Zelle zurück, so ist trübes, unfreundliches Wetter gewiß. Ist dieses anhaltend und tritt förmliche Regenzeit ein, so kehrt sie den Kopf nach innen, da sie ihn sonst nach außen gerichtet hatte.

Berge.

Der Hirsch. (Edelhirsch, Cervus elaphus.)

Der Hirsch gehört zu der Zunft der Wiederkäuer, in der Ordnung der Hufthiere. Die Wiederkäuer unterscheiden sich theils dadurch von den andern Hufthieren, daß sie vorzugsweise diejenigen Theile der Pflanzen fressen, welche über dem Boden stehen. Sie wählen nämlich weder nach Wurzeln, noch fressen sie thierische Substanzen, wie das zum Theil die Schweine, zum Theil die Wale thun. Sie bilden die natürlichste Familie, die man sich nur denken kann, indem sie sich von allen andern Säugthieren durch so wesentliche Merkmale unterscheiden, daß gar kein Zweifel über ihre Selbstständigkeit als Zunft obwalten kann. Das erste charakterische Unterscheidungszeichen ist, daß alle zu dieser Zunft gehörigen Thiere nur im Unterkiefer Schneidezähne besitzen, denen im Oberkiefer anstatt der Zähne ein knorpelartiger Rand entspricht. Zwischen den Schneidezähnen, deren immer acht vorhanden sind, und den Backzähnen ist ein leerer Raum, in dem sich bei einigen wenigen Gattungen Eckzähne befinden.

Die vier Füße endigen in zwei Zehen, deren jeder einen nach der innern Seite zu abgeplatteten Huf besitzt, so daß diese beiden Hufe zusammen das Ansehen eines einzigen Hufes haben. Hinter diesen Hufen befinden sich gewöhnlich zwei Afterklauen.

Den Namen Wiederkäuer haben diese Thiere von der eigenthümlichen Gewohnheit, ihr Futter, nachdem sie es eine Weile geschluckt hatten, wiederum durch eine Art von Erbrechen in das Maul herauf zu bringen, und nochmals zu kauen, um es das zweitemal zu schlucken. Zu dem Ende haben diese Thiere vier Mägen. Der erste ist sehr groß und dazu bestimmt, das zum erstenmal gekaute Futter aufzunehmen, er heißt der Pansen; der zweite ist kleiner und zellig, er heißt die Haube; der dritte ist blätterig und heißt das Buch oder der Psalter; und der vierte ist glatt und schleimig, während die andern keinen Schleim besitzen, er heißt das Laab. Ist nun das Futter zum erstenmal gekaut, so kommt es in den Pansen und bleibt dort einige Zeit, alsdann wird es bissenweise wieder in das Maul gebracht, und wenn es dann durch Kauen in einen zarten Brei verwandelt worden ist, wird es auf die Weise geschluckt, daß es nicht wieder in den Pansen, sondern in die Haube kommt. Dieß wird dadurch bewerkstelligt, daß während dieses zweiten Schluckens die Mündung der Haube durch ein Paar starke Muskeln bis an die Einmündung des Schlundes in den Pansen emporgehoben wird, und so das Futter aufnimmt, ohne es in den Pansen fallen zu lassen.

Der Hirsch ist ohne Zweifel das edelste Thier dieser Zunft, und ist als solches auch immer geschätzt und gejagt worden; er kommt in ganz Europa und im mittleren Asien vor, und erstreckt sich von Griechenland bis nach Drontheim und Bergen in Norwegen. Er wird 4 Fuß hoch und gegen 7 Fuß lang, und zeichnet sich durch sein schönes Geweih, durch seinen fein gebildeten Kopf, den er stolz und aufrecht trägt, so wie durch seine Flüchtigkeit und die Schnellkraft seiner Sehnen, die sich in außerordentlichen Sprüngen kund gibt, vor andern seiner Gattung aus.

Der Hirsch ist nicht so scheu, wie die Gazelle, aber auch nicht so unselbstständig, daß er sich, selbst jung aufgezogen, so willig zu häuslichen Geschäften brauchen ließe, wie das Rind. Er ist sanft und gelehrig, liebt die Musik so sehr, daß er dem Ton einer Schalmei oder eines Hornes selbst im wilden Zustande nachgeht; dagegen aber ist er, in Leidenschaft versetzt, unbändig und wild im höchsten Grade, so daß ihn seine frühere Scheu und Sanftmuth ganz zu verlassen scheint. Also gereizt bedient er sich seines Geweihes, das ihm sonst nur zum Schmucke zu dienen scheint, als einer fürchterlichen Angriffswaffe, womit er Jeden, der sich ihm unvorsichtig nähert, niederstößt und ihn, wenn er zu Boden liegt, gleichsam rachedurstig mit den Vorderfüßen tritt. Diese Ausbrüche des Zorns kommen nicht blos, wie man gewöhnlich glaubt, zur Brunstzeit vor, sondern bei einzelnen auch während der Jagd, und es ist hiebei zu bemerken, daß der Hirsch Niemand anfällt, der in gehöriger Entfernung, etwa 50 bis 60 Schritte von ihm bleibt, und daß er, wenn ihm der erste Angriff mißlingt, keinen zweiten versucht; vorausgesetzt, daß sich ihm der Mensch nicht zum zweitenmale nähert. Ist er böse, so läßt sich ihm auf keine andere Art ausweichen, als wenn man in dem Augenblick zur Seite springt, wo er bereits seinen Anlauf genommen hat, um seinen Gegner zu spießen, denn thut man dieß früher, so hat er Zeit, die Richtung seines Anlaufes zu ändern. Nimmt man aber diesen Vortheil wahr, so fliegt der Hirsch in vollem Lauf an dem Menschen vorbei, und erneuert seinen Angriff für dießmal nicht wieder.

Seine Haut ist durchaus mit kurzen hellrothbraunen Haaren besetzt, welche Farbe in der Gegend des Maules in's Schwärzliche, und in der Gegend des nur 10 Zoll langen Schwanzes in's Hellgelbe fällt. Einige haben eine dunkel braunrothe Farbe, und sehr wenige stechen in's Weißlichte oder sind ganz weiß gefärbt. Gegen den Winter nimmt das Haar des Hirsches eine gelbbräunlichfahle Farbe an, verlängert sich bedeutend, und dient so dem Thier als Schutz gegen Frost und Kälte. Die Kälber sind in den ersten Monaten ihres Lebens röthlich mit weißen Flecken, was ihnen ein sehr schönes Ansehen gibt.

Nur der männliche Hirsch hat ein Gehörne, auch Geweih, Gewicht genannt. An diesem Gehörne läßt sich mit ziemlicher Sicherheit nach der Zahl der daran befindlichen Zinken (Enden) das Alter des Hirsches bestimmen. Das Hirschkalb, d. h. das Junge männlichen Geschlechtes, setzt, nachdem es das erste Jahr erreicht hat, zwei spießförmige Hörner auf, und heißt alsdann Spießer. Auf dem Kopfe des Hirsches nämlich sproßt aus der Hirnschale selbst ein gefäßreicher, mit vielen perlförmigen Warzen besetzter Auswuchs hervor, welcher der Rosenstock genannt wird. Dieser Rosenstock ist nun gleichsam die Wurzel, auf welcher alljährlich ein neues Gehörne emporsproßt, das, wie wir erzählen werden, mit jedem Jahr ein neues Ende erhält.

Hat der Spießer noch nicht zwei volle Jahre erreicht, so verliert er im März oder April die Spieße, und setzt während des folgenden Sommers wieder auf. Alsdann bekommt der junge Hirsch an jeder Stange, nicht weit über dem Rosenstock, einen spitzig nach den Augen zulaufenden Auswuchs, den man die Augsprosse nennt, und dann heißt er Gabelhirsch. Also geht es weiter, so daß mit jedem Jahr ein neues Ende an das Gehörn anwächst. Daher der Hirsch im dritten Jahr ein Sechsender, im vierten Jahr ein Achtender u. s. w. heißt.

Die Art, wie der Hirsch sein neues Geweih bekommt, ist folgende: Bei alten Hirschen entsteht im Februar, bei jungen im März oder April an den Rosenstöcken neues Leben; diese Theile schwellen an und werden gefäßreich, nach und nach wächst das Gehörne empor, von einer zarten flaumigen Haut umgeben, die sehr empfindlich und sehr blutreich ist. Die Hirsche trauern alsdann, verbergen sich an kühle, schattige Orte, und gehen mit gesenktem Kopfe, um das neu entstehende Geweih nirgends zu verletzen. Nach neun bis zehn Wochen ist das Gehörne vollkommen ausgebildet und hart, aber immer noch mit der angeführten zarten Haut bekleidet, welche das Thier nun an den Bäumen

abfegt, man nennt dieß den Bast abfegen. Das von seinem Bast nunmehr entblößte Geweih sieht weiß aus; färbt sich aber mit Ausnahme der Enden, welche immer weiß bleiben, braun, bei alten Hirschen sogar schwarz.

Der männliche Hirsch lebt gewöhnlich einsam, wovon nur die Jüngeren und Schwächeren eine Ausnahme machen; die Hirschkühe dagegen gehen zusammen in einzelnen Truppen, in Begleitung ihrer Jungen. Mit Anfang Oktobers nähern sich die starken Hirsche den Hirschkühen, und zu dieser Zeit sind sie außerordentlich eifersüchtig. Sie vertreiben alle andern männlichen Hirsche aus der Nähe der Hirschkühe, welche auch, sobald sie sich schwächer fühlen, entweichen. Abends und Morgens ertönt nun der Wald von dem Geschrei der männlichen Hirsche, das einem heiseren Brüllen oder vielmehr Blöcken gleicht, und sobald sich ein Nebenbuhler in die Nähe der stärkeren Hirsche wagt, beginnt ein Kampf, der mit eben so viel Muth als Hartnäckigkeit geführt wird. Kann wird der Hirsch seines Nebenbuhlers ansichtig, so stampft er mit den vorderen Füßen (Läufen) auf den Boden, und verkündet durch seinen wilden Blick und seine drohende Geberde, daß er bereit sei, Alles daran zu setzen, um seinen Feind zu vertreiben. Weicht dieser nun nicht sogleich, sondern zeigt er im Gegentheile dieselben auffordernden Geberden, so stürzen die beiden Kämpfer mit unerhörter Wuth in vollem Rennlauf, das Gehörn senkend, auf einander, und nun beginnt ein Gefecht, in welchem Kraft und Gewandtheit in gleichem Maße aufgeboten werden, um den Gegner zu Boden zu strecken. Nicht selten versucht einer der beiden Kämpfer durch einen gewandten Seitensprung dem ersten Anlauf auszuweichen; aber dadurch wird der Kampf nur um so gewaltiger. Der in's Weite gesprengte Angreifer kehrt zurück, und sucht nicht etwa durch einfaches Stoßen gegen den Kopf des Gegners, sondern durch gewandte Seitenstöße nach dem Leibe desselben diesen zu verletzen; weithin erschallt nun im Walde das Zusammenschlagen der Geweihe, und wehe dem Gegner, der bei diesem Zweikampf eine Blöße blicken läßt; sein Feind durchbohrt ihn sicher mit den Augsprossen, welche bei jedem Kampfe die vorzüglichste Waffe der Hirsche sind. Entweder wird nun einer der Kämpfenden mehr oder minder schwer verletzt, wo nicht getödtet, oder beide ermatten sich gegenseitig im Kampfe so sehr, daß sie nicht mehr weiter kämpfen können. Man hat Beispiele, daß sich durch die Gewalt des Stoßes beim Streite die Gehörne so fest in einander verschlungen hatten, daß der Hungertod beider Hirsche die Folge dieses Zufalls war, und auch dann vermochte keine menschliche Kraft, sie ohne Verletzung der Enden zu trennen.

Die Hirschkuh (das Thier) trägt vierzig Wochen, und setzt im Mai oder Anfangs Juni ein Kalb, selten zwei. Ist das Kalb männlichen Geschlechts, so heißt es Hirschkalb, ist es weiblichen Geschlechts, Wildkalb. Bei Herannahung der Setzzeit sucht die Hirschkuh im dichtesten Gehölze Einsamkeit und Ruhe. Die Kälber sind in den ersten drei Tagen ihres Lebens so unbeholfen, daß sie sich nicht von der Stelle bewegen; man kann sie alsdann leicht mit der Hand fangen. Nur selten, und immer auf kurze Zeit, geht jetzt die Mutter von ihrem Jungen weg, und selbst wenn sie verscheucht wird, entfernt sie sich nur so weit, als nöthig ist, um wirkliche oder eingebildete Gefahr abzulenken. Diesen Zweck weiß sie vorzüglich bei Annäherung eines Hundes oder Raubthieres mit außerordentlicher Schlauheit zu erreichen. Trotz ihrer angeborenen Furchtsamkeit sieht sie nicht eher und nicht schneller, als sie durchaus muß, wenn sie entkommen will; denn sie weiß, daß dieß das beste Mittel ist, die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich zu ziehen und vom Kalbe abzuwenden. Das Raubthier, welches ihr bei dieser langsamen Flucht mit Eifer folgt, weiß sie später durch versteckte und schnelles Entweichen irre zu führen, und eilt, sobald sie den Verfolger nicht mehr sieht, rasch an den Ort zurück, an welchem sie ihr Kalb verließ. Kaum hat das Kalb eine Woche erlebt, so vermag es schon so rasch dem Mutterthiere zu folgen, daß man es ohne Netz nicht wohl saugen kann; immer bleibt es an der Seite der Hirschkuh, und sobald diese einen schwachen Laut des Schreckens von sich gibt (meldet), oder mit dem Vorderlaufe schnell und heftig auf den Boden stampft, so drückt es sich sogleich im hohen Grase nieder. Das Kalb saugt vier Monate lang, gewöhnt sich aber während dieser Zeit nach und nach an das älteren Thieren zukommende Futter (Aesung).

Die Nahrung des Hirsches besteht im Winter bei trockenem Froste in den an warmen Quellen hervorsprossenden Kräutern, und in grüner Saat. Fällt tiefer Schnee, so muß er sich mit Baumknospen und Baumrinden begnügen. Der Oelsaat ist er sehr schädlich, er sucht sie meilenweit auf, und schlägt mit den Vorderläufen den Schnee weg, um die jungen Repspflanzen zu genießen. Das liebste Winterfutter ist ihm die Mistel, und er ist so begierig auf diese Pflanze, daß man ihn dadurch leicht kirren kann. Im Frühjahr fehlt es nicht an jungen Knospen, grünem Getreide und aufsprossenden Kräutern aller Art; nur erwächst den Thieren dadurch Gefahr, daß sie, wenn die Bäume sehr schnell sich belauben, sich leicht überfressen und dadurch gefährliche, oft tödtliche Kolikzufälle bekommen. Werden die Laubtriebe zu bitter, was gegen den Sommer geschieht, so geht der Hirsch auf Wiesen, und in dieser Jahreszeit ist sein Lieblingsfutter der wilde Jasmin, durch den er, wie im Winter durch die Mistel, aus weiter Ferne angelockt werden kann. Wenn das Getreide Körner bekommt, so zieht er diese, während sie noch milchigt sind, mit Ausnahme der Gerste, die ihm wegen der scharfen Grannen zuwider ist, allem andern Futter vor. Nach der Erndte sucht er theils auf den Wiesen, theils auf den Rübäckern so viel als möglich grünes Futter auf, und später zieht er sich in den Wald zurück, um den Eicheln und Bucheckern nachzugehen. Da er die meiste Zeit des Jahres hindurch seinen Durst an saftigen Kräutern stillt, so zieht er fast ausschließlich nur im Juli, August und September zur Quelle, um

zu trinken. Außerdem liebt er das Wasser sehr, um sich darin zu baden (sühlen). Unter Tags liegt er gewöhnlich verborgen im Walde, wo er das Gras und Moos bei heißer Jahreszeit aus einander scharrt, und sich dann in eine Art von kühlem Nest niederthut. Gegen Abend, mit Einbruch der Nacht, zieht er aus dem Walde hinaus, um sich erst zu sühlen, und dann auf Wiesen und Aeckern gütlich zu thun, und vor Sonnenaufgang lenkt er auf demselben Wege, wenn er nicht gestört wird, seinen Gang zum Walde zurück, um im Lager gemächlich zu verdauen. Die Stellen, wo er den Wald verläßt, bleiben, so lange gute Aesung zu finden ist, beim Hin- und Hergang dieselben. Man nennt dieß den Wechsel.

Nichts liebt der Hirsch so sehr, als das Salz, daher man, um ihn anzulocken, Salzlecken bereitet, die aus nichts anderem bestehen, als aus einem Haufen Lehm, welcher gut durchgesalzen in der Nähe des Wechsels aufgeschichtet wird.

Noch eine Eigenheit verdient hier bemerkt zu werden: Der Hirsch hat am innern Augenwinkel ein etwa stark bohnengroßes Säckchen, in welchem sich die Flüssigkeiten des Auges ansammeln und nach und nach vertrocknen, bis sie am Ende den Hirsch am Sehen hindern. Um dieser sästigen zähen Flüssigkeit los zu werden, streift er sie an Bäumen ab. Man nannte diesen Saft ehemals Hirschbezoar und rühmte ihn gegen manche Krankheit.

Die Benützung des Hirsches ist sehr mannigfach. Bekanntlich wird sein Fleisch als Wildpret hoch geschätzt; das Gehörn wird zu mancherlei Arbeiten benützt und dient als Zierde, so wie als Geräthschaft. Die jungen saftigen Kolben des hervorsprossenden Geweihes werden als Leckerbissen vorgezogen, und die Benützung der Haut, so wie des Unschlitts, ist bekannt genug.

Von der Mitte Juni bis zur Mitte September ist die Benützung des Hirsches am vortheilhaftesten, weil alsdann Haut und Wildpret am besten ist, daher jagt man ihn ausschließlich in dieser Zeit, und wenn er gute Aesung genossen hat, so wiegt er 4 bis 600 Pfund.

Die Jagd des Hirsches wird auf verschiedene Weise veranstaltet, und theilt sich wesentlich in drei Arten. Die eine Art ist die, wo der Jäger allein hinaus geht, um des Hirsches auf irgend eine Weise habhaft zu werden, und die zweite Art die, wo der Hirsch durch die Mithilfe Anderer dem Jäger zugetrieben wird, die dritte Art endlich ist die par force Jagd.

Will der Jäger allein auf die Hirschjagd gehen, so hat er zweierlei Methoden zu befolgen, entweder er paßt dem Hirsch in der Nähe seines Wechsels auf, oder aber, er schleicht ihm nach.

Das Erste nennt man den Anstand. Will man auf dem Anstand mit Sicherheit schießen, so sucht man vorher mittelst des Leithundes den Wechsel des Hirsches auf, alsdann begibt man sich, am besten Morgens früh, eine Stunde vor Sonnenaufgang, in die Nähe dieses Ortes, denn würde man den Abend dazu wählen, so wäre die Jagd dadurch unsicher, weil alsdann der hungrige Hirsch in schnellem Laufe vorüberflieht, während er Morgens früh durchaus gesättigt und langsam waldeinwärts zu ziehen pflegt. Hat man den Wechsel sicher getroffen, so kann man überzeugt sein, daß wenige Minuten vor Sonnenaufgang der Hirsch ganz vertraulich schreitend einem in den Schuß kommt.

Eine andere Art ist der Pürschgang. Hier zieht man, versehen mit einem guten Leithund, der die frische Fährte (Fußstapfe) eines jagdbaren Hirsches dem Jäger genau anzugeben dressirt ist, zur Jagd aus, und wird, wenn anders die Wildbahn gut ist, bald auf den Hirsch stoßen, welchen man zu jagen wünscht. Sodann bindet man den Hund im Gebüsch an, und sucht so versteckt wie möglich sich immer unter dem Winde dem Hirsche zu nähern. Da nämlich diese Thiere einen sehr feinen Geruch (Witterung) haben, so ist durchaus nöthig, daß der Jäger während des Beschleichens nicht nur die möglichste Stille beobachtet, sondern gegen den Wind gehe. Hat man sich also dem Hirsch auf Schußweite genähert, so schießt man, möglichst im Gebüsch versteckt, und bleibt nach dem Schuß vollkommen ruhig stehen, denn hat man den Hirsch nicht so gut getroffen, daß er im Feuer todt zusammenstürzt, so rafft er sich bei der geringsten Annäherung des Jägers auf, und sucht in voller Flucht das Weite zu gewinnen, wo es alsdann schwer wird, ihm zu folgen. Bleibt aber der Jäger nach dem Schuß ganz ruhig in seinem Versteck, so gibt sich der Hirsch, da er seinen Feind nicht sieht und keine Verfolgung gewahr wird, dem schmerzlichen Eindruck einer selbst nicht augenblicklich tödtenden Wunde hin und kauert sich nieder, was die Jäger damit bezeichnen, daß sie sagen, der Hirsch wird krank. Nun ist es für den Schützen Zeit, sich langsam dem getroffenen Thiere zu nähern, und ihm mit dem Hirschfänger die Brust zu durchbohren, was man das Abfangen nennt, oder ihm den Genickfang zu geben. Wenn der Hirsch bei Annäherung des Jägers aufspringen will, so hat dieser ihm die Flechse des Hintersußes zu zerhauen, um weitere Flucht unmöglich zu machen. Nicht selten wehrt sich in seinem letzten Todeskampfe das edle Thier, und sucht den Jäger mit seinen Augsprossen zu durchbohren; es mag sich dieser daher hüten, ihm allzu voreilig zu nahe zu kommen. Alsdann ist es Jägerbrauch, dem Hirsch die Afterklauen eines hinteren Laufes nebst einem Stücke daran hängender Haut abzulösen, und diese als Triumphzeichen an die Quaste des Hirschfängers zu hängen. Zugleich bricht sich der glückliche Schütze einen Zweig und steckt ihn, zum Zeichen des Meisterschusses, auf seinen Hut.

Ist ein Hirsch nur so verwundet, daß er, ohne krank zu werden, die Flucht ergreifen kann, so ist das Verfahren folgendes: Man beeilt sich, auf dem kürzesten Wege nach Hause zu kommen, nachdem man auf der Stelle, wo der Hirsch den Schuß empfing, die Zweige zum Zeichen abgebrochen hatte, und holt einen guten Schweißhund. Diesen bringt man auf der Stelle an, wo sich noch einiges Blut (Schweiß) am Grase klebend befindet; macht ihn darauf aufmerksam und

läßt ihn den Hirsch verfolgen. Gewöhnlich geht nun das angeschossene Thier einem Wasser zu, um die Wunde zu kühlen, sobald aber der Schweißhund dessen ansichtig wird, so hat er zu seinem Herrn zurückzukehren, und diesen nach dem Ruhorte des Hirsches zu leiten, wo derselbe alsdann geschossen werden kann.

Diese Art der Jagd hat wegen der Schwierigkeit des Anschleichens ihre besondern Schwierigkeiten, denn obgleich der gewandte Jäger vermeidet, auch nur auf ein trockenes Aestchen zu treten, dessen Geräusch den sehr achtsamen Hirsch flüchtig machen könnte, obgleich er in der unbequemsten Stellung sich weiter bewegt, um sich dem Wilde zu nähern, ist er doch nicht sicher, alles dieß unbemerkt zu thun, denn bemerkt der Hirsch den Jäger auch nur von weitem, so sieht er keineswegs sogleich, sondern er bückt den Kopf, als ob er ruhig fortfressen wollte, ja er biegt oft Hals und Kopf nach der von dem Jäger abwärts gekehrten Seite, und scheint sich ganz gemächlich mit dem Hinterlaufe an den Ohren (Gehör) zu kratzen, da er doch eigentlich unter seinem Leibe hinweg nach der ihm verdächtigen Gegend blickt. Daher bedient man sich, um sicherer bei dem Beschleichen zu gehen, eines eigens dazu abgerichteten Pferdes, des Schießpferdes, welches man nicht nur daran gewöhnt, beim Schießen ruhig zu stehen, sondern auch dazu abrichtet, mit gesenktem Kopf zu gehen, damit der Hirsch bei Annäherung des Pferdes, neben welchem der Jäger herschleicht, glaubt, es nähere sich ihm irgend ein Thier, vor dem er keine Scheu zu haben brauche. Man leitet nun das Pferd bis auf Schußweite in die Nähe des Hirsches, und schießt, während dieser ganz ruhig sich äßet, indem man die Büchse auf dem Sattel oder dem Hals des Pferdes auflegt. Außerdem kann man sich wohl auch der Musik bedienen, um den ebenso neugierigen als musikalischen Hirsch anzulocken; man nähert sich dem Hirsche so weit, daß man ihn sehen, aber noch nicht schießen kann, und lockt ihn durch den Ton der Schalmei oder Clarinette zu sich her, bis er schußgerecht kommt.

Alle diese Jagden, sowohl mittelst des Anstandes als der Beschleichung, werden am besten Morgens früh ausgeführt. Allein dabei stößt dem Jäger oft ein Feind auf, welchen er gar nicht im Walde sucht, und dieser ist der Schlaf. Mancher geht mit der Büchse hinaus, um auf dem Anstand zu lauern, er setzt sich im Dickicht nieder, daß er den Hirsch erwarte, aber da kommen die Vögel, die lieblichen Sänger des Waldes, und der Bach, welcher vorbei rauscht, mischt sein Plätschern so melodisch in das Gezwitscher der befiederten Waldbewohner, daß der Jäger erst erwacht, wenn der Hirsch durch das Dickicht in den Wald bricht, und gleichsam zum Hohne ganz nahe an ihm vorüber gegangen ist. Also ist es schon manchem jungen Jagdbegierigen gegangen.

Die zweite Art des Jagens ist die, wo das Wild durch verschiedene Mittel dem Jäger entgegen getrieben wird. Die einfachste Weise ist das Treibjagen. Ein Distrikt, in welchem man Hirsche vermuthet, wird mit Treibern an dem einen Ende halbkreisförmig umstellt, und an dem andern Ende werden die Schützen aufgepflanzt; sodann rücken die Treiber unter fortwährendem Schlagen an die Bäume vor, und suchen das Wild den Schützen zuzutreiben, welche alsdann die Hirsche mit ihren Kugeln empfangen. Läge es in der Natur des Hirsches, sich wie ein anderes Wild ganz ruhig treiben zu lassen, so hätte diese Jagd gar keine Schwierigkeit; allein nicht selten durchbricht der Hirsch die Reihe der Treiber, und hinter ihm sucht dann alles ihn begleitende Wild durchzukommen. Auf der andern Seite sind bei solchen Treibjagden die Schützen auch nicht alle gleich gut, und es liegt im Plan der Jagd, das Wild dem Orte zuzutreiben, wo die besten Schützen stehen; allein auch hier kommen oft die seltsamsten Zufälle bei der Hirschjagd vor, indem diese Thiere nicht immer geneigt sind, der Richtung zu folgen, nach der man sie treibt. Oft geschieht es daher, daß an einem Neuling in der Jagd der ganze Trupp Wild vorüberfliegt, welchen man jagen wollte, und diesen ergreift dann, wie es nicht selten gesehen worden ist, solch' ein panischer Schrecken vor dem dicht an ihm vorüber rennenden Wilde, daß er nicht einmal den Muth hat, zu schießen. Einem Solchen wird alsdann ein großer Schnurrbart von Kohle gemalt, und er muß Flinte und Hirschfänger verkehrt tragen und so in Prozession nach Hause gehen; das ist Jägersbrauch. Eine andere Art des Treibjagens ist das eingerichtete Jagen. Hiebei wird ein größerer Distrikt, in welchem sich Hirsche befinden, genau eingekreist, d. h. man stellt eine Menge Treiber auf, welche erst in weiterem, dann immer enger werdendem Kreise die Thiere zusammentreiben. Nachts wird dieser Distrikt theils durch Wände von Leinwand, theils durch Tuchlappen, welche an Seilen aufgehängt sind, festgehalten und durch Wächter, die an Wachtfeuern die Nacht über zubringen, bewacht. Ist der Kreis enge genug gezogen, so sucht man die jagdbaren Hirsche von dem andern Wild zu trennen, und sperrt sie in verschiedene Kammern ein, welche durch aufgespannte Tuchwände gebildet werden. Alle diese Kammern münden in eine lange, ebenfalls von Tuchwänden begränzte Gasse ein, an deren Ende ein zierliches Jagdzelt aufgeschlagen wird, unter welchem die Jagdgesellschaft sich postirt. Auf ein gegebenes Zeichen werden alsdann die Hirsche unter Hörnerklang und Hundegebell aus den Kammern hervorgetrieben, und durch die Gasse vor dem Jagdzelt vorbei gesprengt, wo sie alsdann von der Jagdgesellschaft erlegt werden. Dieß ist eigentlich keine Jagd, sondern eine Metzelei zu nennen, wo oft Hunderte von diesen Thieren in wenigen Minuten zu Boden gestreckt werden.

Die dritte Art der Jagd ist par force Jagd. Zur par force Jagd ist durchaus eine ebene Gegend, in welcher Hunde, Rosse und Leute dem Hirsch gut folgen können, vonnöthen. Zum Voraus muß hier bestimmt werden, welche Jagdbahn der Hirsch durchlaufen soll, und diese wird gewöhnlich in der Form eines großen Ovals eingerichtet, wo man von Ort zu Ort die ge-

hörigen Pferde, Jäger und Hunde aufstellt, um den Hirsch mit Wirkſamkeit verfolgen zu können. Wohl aufgeputzt und prächtig beritten reitet alsdann die Jagdgeſellſchaft hinaus, um den zu jagenden Hirſch aufzuſpüren, der auch durch die Gewandtheit des Jägers und der Hunde ſehr bald aufgetrieben wird. Sobald man ihm nahe iſt, ſo wird ein Theil der Hunde losgelaſſen, um ihn zu verfolgen, und die Jäger ſprengen, ihre Roſſe zu wilder Haſt antreibend, dem Hirſche nach, ſuchen ihn aber wo möglich nach der Gegend hinzutreiben, in welcher neue Pferde für ſie bereit ſtehen. Nach ſchnellem Wechſel der Pferde wird die Jagd fortgeſetzt und der Hirſch ſo lange gehetzt, bis er athemlos zu Boden ſtürzt. Selbſt dann noch läßt man ihm keine Ruhe, man ruft die Hunde zurück, man läßt von Neuem das Horn ertönen, damit ſich diejenigen Reiter ſammeln, welche ſich etwa verloren hatten, und nöthigt den Hirſch durch das Lärmen dieſer wilden Jagd, ſeine letzten Kräfte anzuſtrengen, um wieder weiter zu eilen, bis endlich das ermattete Thier kraftlos am Boden liegt; nun ſpringen zwei Jäger vom Pferde, eilen auf den wund gehetzten Hirſch zu und hauen ihm, damit er nicht mehr entfliehen könne, die Flechſen der Hinterfüße entzwei; hierauf wird dem Herrn der Jagd ein Spieß gereicht, mit welchem er das beinahe verendete Thier vollends erlegt. Nunmehr nähert ſich der kühnſte der Verfolger dem erlegten Hirſch, ſchneidet ihm den vorderen rechten Lauf ab, und übergibt ihn als Prunkzeichen einer glücklichen Jagd dem Herrn, welcher ihn an der Schleife ſeines Hirſchfängers aufhängt. Der Kopf des Hirſches wird ebenfalls abgeſchnitten, und der höchſten Dame überreicht, welche die Jagd mitmachte. Sodann wird das Thier aufgebrochen, und dient den Hunden zum Fraß, denn ſein Fleiſch iſt zu nichts nütze. Zuweilen gelingt es dem Hirſch, durch einen kühnen Sprung oder durch Schwimmen über einen breiten Fluß den Plan der par force Jagd zu kreuzen und dadurch zu entkommen. Dann muß die Jagdgeſellſchaft ohne den Klang der triumphirenden Waldhörner nach Hauſe ziehen, weil ſie des Zweckes ihres grauſamen Spieles verfehlt hat. Von den par force Jagden, welche in eingezäunten Parken gehalten werden, wo das halb gehetzte Thier von der Einzäunung losgeſprengt und wieder gehetzt werden muß, wollen wir nicht reden; es iſt ein Glück, daß dieſe Art von Jagden aufgehört hat.

Zuweilen wird es Aufgabe des Jägers, den Hirſch lebendig zu fangen, um ihn als ein ſeltenes Exemplar oder zu ſonſtigen Zwecken in entfernte Gegenden lebendig zu verſchicken. Dieß wird folgendermaßen in's Werk geſetzt. Man ſpannt große, aus grünem Bindfaden geſtrickte Netze aus, und treibt den Hirſch in dieſelben, worauf er ſich bald verwickelt. Nun wird er aus dem Netze gelöst, und trotz ſeines Muthes, wenn er angegriffen iſt, trotz ſeiner Schnellkraft und Stärke können ihn dann drei gewandte Leute ganz leicht hinführen, wohin ſie wollen. Der Eine nämlich faßt den Hirſch an ſeinem empfindlichſten Theile, der Zunge (Lecker), und führt ihn daran vorwärts; würde er ihn beim Gehörne greifen, ſo wäre er ſicherlich nicht im Stande, ihn zu regieren, ſo aber kann er es mit leichter Mühe thun. Trotzdem hat aber immer der Hirſch bei dieſer Situation das Beſtreben, hinter ſich zu gehen, und dazu gehören zwei Gehülfen, welche ihn vorwärts ſchieben, damit er endlich in den für ihn beſtimmten Hirſchkaſten gebracht werde. Es iſt ein ſeltſamer Anblick, ein Thier, welches gewohnt iſt, der freien Wildheit zu genießen, mit ſo geringen Kräften ganz der Herrſchaft des Menſchen unterworfen zu ſehen. Einmal auf dieſe Weiſe gebändigt und in den Hirſchkaſten gebracht, bleibt der Hirſch in unwilliger Ruhe ſtehen und nimmt nur, wenn ihn der Hunger dazu zwingt, das ihm dargebotene Futter auf. Aber kühn und froh, die Wildheit zu genießen, entſpringt er wieder, wenn ſein Gefängniß geöffnet wird, um ihn in einen fremden Park zu verſetzen.

Duttenhofer.

Räthſel.

Erſte Abtheilung: Sinnbilder.

Teller und Ring.

Auf ſchlankem Fuße ſteht
Ein Tiſchlein, klein und grün;
Und auf dem Tiſchlein liegt
Ein Teller, groß und blau;
Und auf dem Teller glänzt
Ein Ringlein, fein von Gold;
Und Tiſchlein, Teller und Ring
Sagen: O bleib' mir hold!

J. G. Moſer.

Auflöſung: 21. 5. 17. 7. 9. 18. 26. 12. 5. 9. 13. 13. 9. 3. 8. 19.

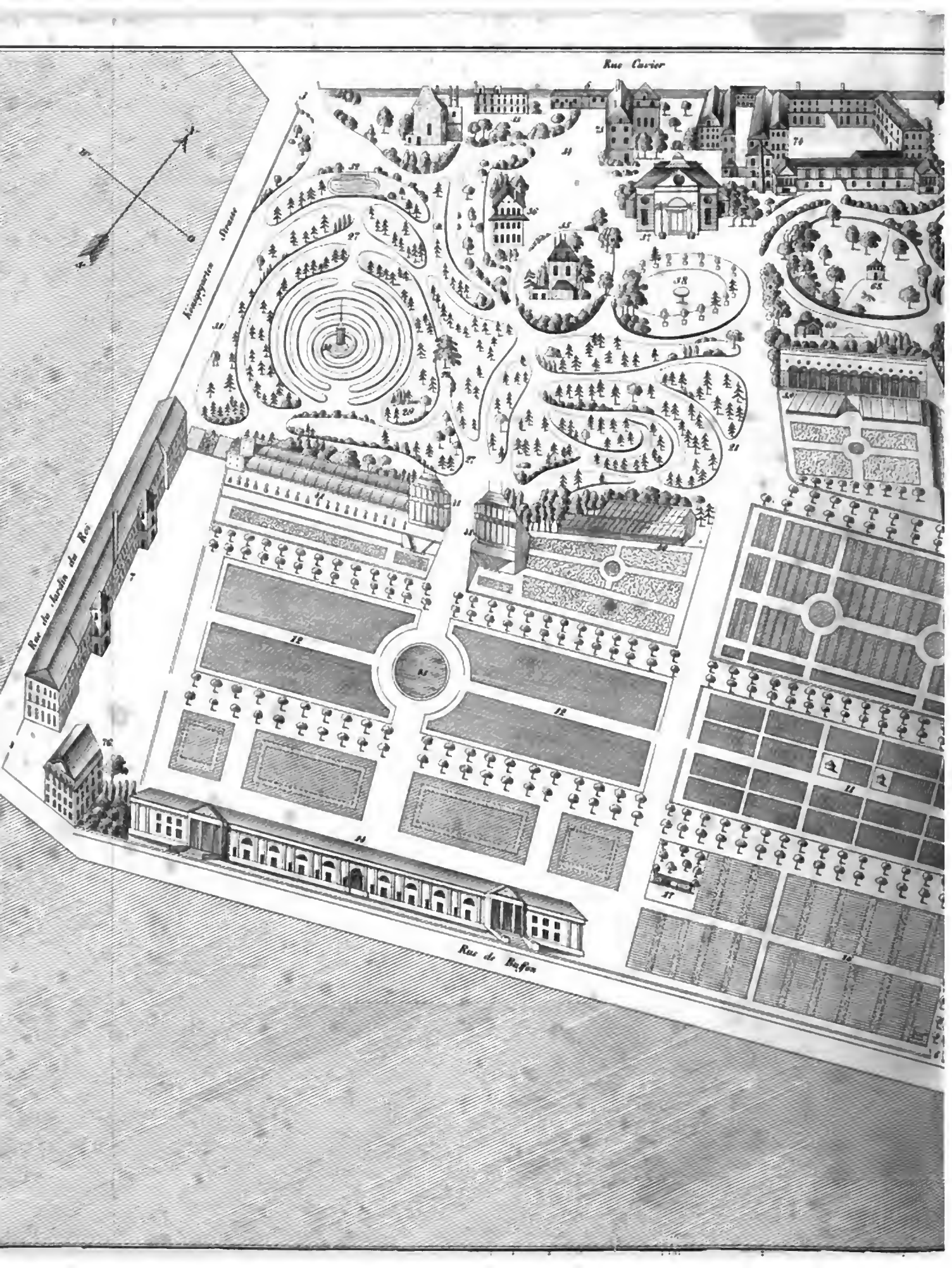
Das Vögelein.

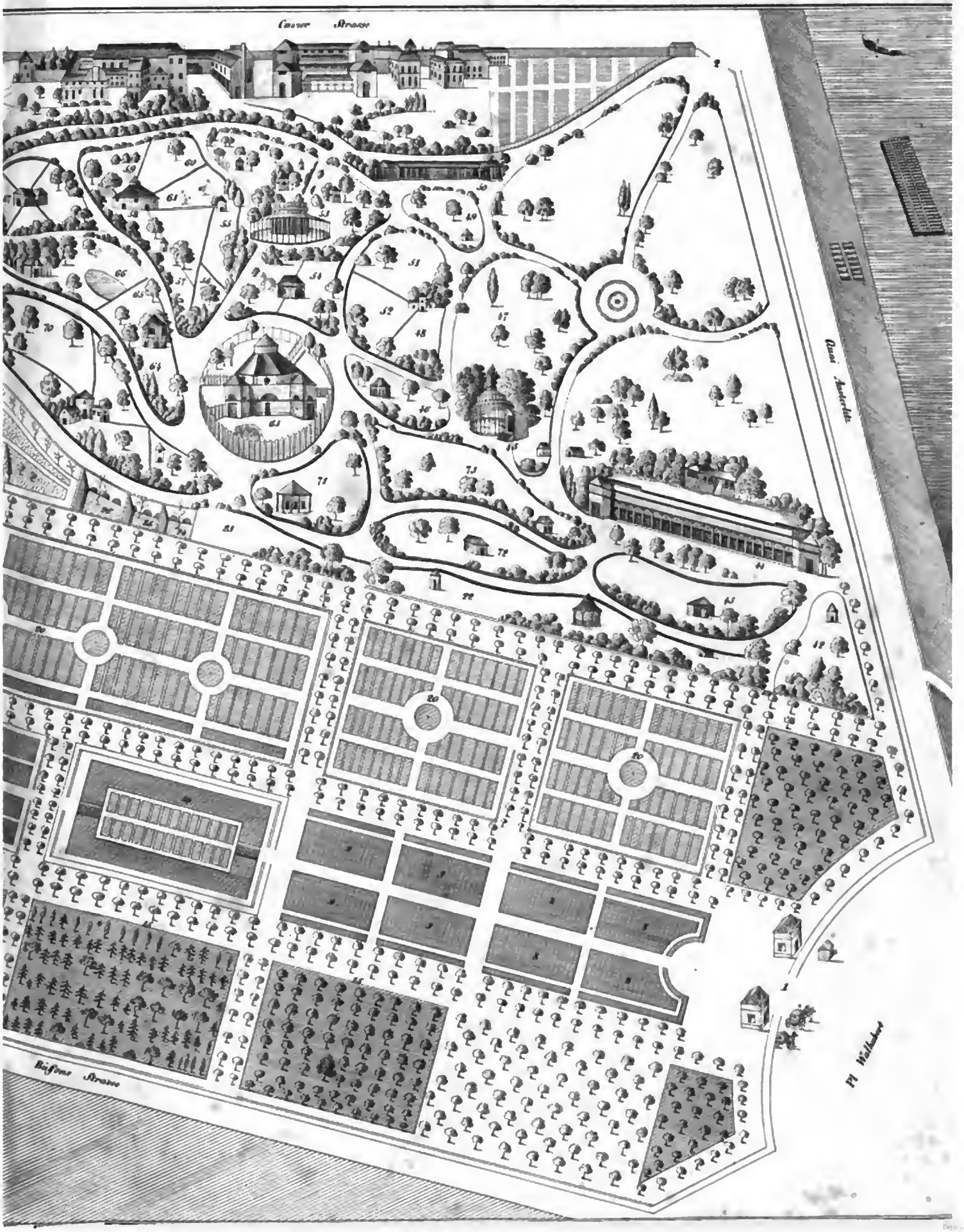
Bald iſt's trunken, bald iſt's leer,
Heute leicht, und morgen ſchwer;
Frei, wenn's unter guter Hut,
Unter Schloß und Riegel ruht;
Kann befrei'n ſich eh' wir's denken,
Zum Verkaufen, zum Verſchenken:
Vögelein, das Reichen flicht,
Flattert oft, doch fliegt es nicht.

Iſt jetzt kalt und ganz allein,
Dann recht warm und ſtets zu zweit'n;
Bald zu haben, bald verſteckt,
Bald umpann'ſ's die ganze Welt;
Kann ſich heilen, iſt's verdorben,
Lebt oft fort, ach! längſt geſtorben;
Iſt verſtändlich, wenn es ſpricht:
Seh'n und hören kann es nicht.

J. G. Moſer

Auflöſung: 4. 1. 18. 8. 5. 17. 26.


Rue Cuvier
Rue du Jardin du Roi
Rue de Buffon


Cuvier Strasse
Quai Anvers
Pl. Wilhelm
Rietorf Strasse

Der Pflanzengarten zu Paris
(Jardin des plantes).

(Taf. 37.)

Der Pflanzengarten ist in seiner Art die großartigste Erscheinung für die Naturkunde im weitesten Sinne des Wortes. Er ist nicht nur, wie sein Name zu erkennen gibt, ein botanischer Garten, in welchem möglichst viele Pflanzengattungen angebaut und des Studiums halber gepflegt werden, er ist nicht nur außer dem eine Menagerie, wo zum Vergnügen des Laien sowohl als zum Unterrichte des Lernenden fremde Thiere aus den verschiedensten Zonen gehalten werden, sondern er ist ein Sammelplatz alles Bekannten, was die drei Reiche der Natur aufzuweisen haben.

Die ausgedehntesten Sammlungen von ausgestopften Thieren, Skeleten, getrockneten Pflanzen, Mineralien bieten dem Lehrling sowohl als dem Kenner, dem Gelehrten sowohl als dem Sammler, eine Fülle von Material dar, das er an jedem andern Orte vergeblich suchen würde; allein nicht nur dieses so außerordentlich vollständige Material steht ihm zu Gebote, es sind noch zweierlei reiche Hülfsquellen hiemit vereinigt, welche alles, was ihm noch irgend zu wünschen übrig bleibt, vollkommen ersetzen. Die eine dieser Hülfsquellen ist der Pflanzengarten in dem eigentlichsten Sinne des Wortes selbst, in welchem der Naturfreund sich über die Sitten und Gewohnheiten der Thiere sowohl als das Wachsthum, den Blüthenstand und die Färbung der Pflanzen nähere Kunde verschaffen kann, die andere ist die überaus reiche naturwissenschaftliche Bibliothek, in welcher er die besten Beobachtungen älterer und neuerer Schriftsteller über die zu untersuchenden Gegenstände in Fülle vorfindet. Alles dieß gewinnt durch die zuvorkommende Weise, mit welcher die französischen Gelehrten dem Fremden den Gebrauch dieser Schätze anbieten und gestatten, ungemein.

Die Geschichte des Pflanzengartens reicht nicht bis in das Mittelalter hinein; diese Anstalt ist ein Produkt der neueren und vorzugsweise der neuesten Zeit. Vor Ludwig XIII. hatte Frankreich weder Ruhe, noch Muße, noch Geld genug, als daß der Geschmack für die Wunder der Natur sich hätte regen können; seine großen Monarchen widmeten daher andern Zweigen des menschlichen Wissens ihre Zeit so wie ihre Geldmittel. Franz I. war ein so leidenschaftlicher Verehrer der schönen Künste, Heinrich IV. zu sehr Staatsmann und Krieger, als daß einer von ihnen auf die Errichtung einer solchen Anstalt hätte denken sollen. Erst Ludwig XIII., den weder Charakterstärke noch ausgezeichnete Geistesvollkommenheit zu dem hinzog, wodurch andere Regenten jener Zeit zu imponiren dachten, wurde der Gründer des Pflanzengartens. In einer von dem Geräusche der Welt entfernten Vorstadt, der Vorstadt St. Victor, kaufte er etwa vierundzwanzig Morgen unbebauten und vernachläßigten Landes, und stellte seinen Leibarzt Bouvard auf, um dort einen botanischen Garten anzulegen. Unter Ludwig XIV. gewann der Garten eine neue Gestalt, indem der Vater unserer neueren Botanik, Tournefort, die Leitung dieser aufkeimenden Anstalt übernahm, wozu der Leibarzt des Königs, Fagon, ihm Colbert empfahl. Derselbe Fagon verschaffte auch Antoine Jussieu in späterer Zeit die Stelle eines Professors am Königsgarten (Jardin du Roi), wie damals der Pflanzengarten genannt wurde, und dieser setzte nicht nur die Arbeiten Tournefort's fort, sondern wurde der Begründer unserer neueren Botanik. Im Jahre 1739 endlich erhielt der Garten an Buffon einen mächtigen geistigen Beherrscher, der sowohl sein Vermehrer als auch sein Geschichtschreiber wurde, und die ganze Anstalt zu einer Höhe brachte, wo sie die Aufmerksamkeit nicht nur der Gelehrten vom Fach, sondern der ganzen gebildeten Welt auf sich zog.

Vor Buffon war das Local der Sammlungen klein und diese selbst unvollständig; vereint mit Daubenton und andern Gelehrten vermehrte er sie, sorgte durch Ankäufe für Vergrößerung des Gartens selbst, knüpfte mit Anstalten und Gelehrten des Auslandes die ausgebreitetsten Verbindungen an und wußte so viel Interesse an dem Studium der Naturgeschichte zu erregen, daß von den reichsten und angesehensten Hofleuten bis zum dürftigen Missionär herab alles zur Vergrößerung seiner Sammlung beitrug, was mit ihnen in Verbindung stand; ja er hatte sogar die Ehre, von der Kaiserin Katharina der Großen zum Behuf des von ihm geleiteten Kabinets mit den seltensten Thieren des Nordens beschenkt zu werden. Zugleich unterstützten Buffon in seinen Bestrebungen die ausgezeichnetsten Fachgelehrten seiner Zeit, wie die drei Jussieu, Lemonnier, Desfontaines, Fourcroi, Lavoisier, Petit, Vicq d'Azyr, Portal. Nach Buffons Tode drohte dem Pflanzengarten ein gefährlicher Umstürz, denn als die Revolution hereinbrach, sollte alles, was den Namen des Königs trug, zerstört werden, und dem Pflanzengarten, damals Königsgarten genannt, drohte dasselbe Schicksal. Aber der damalige Direktor der Anstalt, Bernardin de St. Pierre, wußte dieses Institut nicht nur auf das Glänzendste zu vertheidigen, sondern brachte es auch dahin, daß die königliche Menagerie zu Versailles und auch die von Rainci dem Pflanzengarten einverleibt wurden — ein Fortschritt, den selbst Buffon nicht hatte erreichen können, indem er es, trotz seines Einflusses, nicht gewagt hatte, diese Thiere zum Nutzen der Wissenschaft anzusprechen. Zugleich erhielt von diesem Zeitpunkte an der Garten seinen jetzigen Namen, und von nun an entwickelte sich für die Naturforschung noch eine glänzendere Periode, als die Zeit Buffons gewesen war. George Cuvier (s. sein Leben, S. 161) trat mit einem neuen Systeme der Zoologie auf, das er, gestützt auf die Forschungen Daubentons, auf vergleichend anatomischen Grundlagen errichtete; in Verbindung mit Dümeril und Düvernoy arbeitete er unablässig an der vergleichenden Anatomie, und Lacepede, Latreille, Metrud, de Blainville, Geoffroy St. Hilaire, so wie sein Bruder Friedrich Cuvier schlossen sich seinen Arbeiten auf das Wirksamste an. Ein ganz neues

Feld aber, mit welchem Cuvier die Archive des Pflanzengartens bereicherte, in welchen bisher vorzugsweise nur Sammlungen von jetzt lebenden Thieren und Pflanzen aufbewahrt waren, eröffnete er der Forschung durch seine Arbeiten über die fossilen Ueberreste der Thierwelt früherer Generationen; in allen diesen Zweigen der Wissenschaft und den hiezu nöthigen Einrichtungen und Erweiterungen des in Rede stehenden Institutes wurde er durch die, wenn es geistige Zwecke galt, gränzenlose Freigebigkeit des Kaisers Napoleon unterstützt.

Also blühte der Pflanzengarten zu dem Glanze auf, in welchem er gegenwärtig jeden Beschauer entzückt und selbst den Gleichgültigsten zur Bewunderung der Natur hinzureißen vermag; denn hier tritt man in eine kleine Welt, wo man, so viel es irgend möglich ist, die Thiere aller Zonen in ihrem eigentlichen Wesen und Charakter studiren kann. Hier machen jahllose Affen ihre lustigen Sprünge und Grimassen, dort sitzen Geyer der entferntesten Länder in unbeweglicher Ruhe da, und nehmen kaum von den Betrachtern Notiz, hier beinstigen euch die Bären durch ihr täppisches Emporklettern an dem Baume ihres Zwingers, dort zeigen euch Tiger und Löwen ihre mächtigen Gebisse. In jenem Theile des Gartens weiden friedlich Hirsche und Gazellen, in einem andern begegnet man dem scheuen Zebra und Quagga; hier die riesenhohe, zahme Giraffe, unter welcher ein starker Ochse durchgehen kann, dort der unbändige wilde Bison, dem selbst der vertrauteste Wärter nicht zu nahe kommen darf, und zwischen beiden in besonderem Zwinger der Urkoloß Afens, der Elephant, mit seinem klugen seelenvollen Auge und seinem langausgreifenden Rüssel.

Gehen wir aber nun zur systematischen Beschreibung des Gartens über.

Der Pflanzengarten liegt nicht weit von dem östlichen Ende von Paris am linken Ufer der Seine; der Haupteingang (1) befindet sich geradeüber von diesem Flusse auf dem Platze Walhubert, der mit dem Damme und der Brücke von Austerlitz in Verbindung steht. — Außer diesem Eingange sind noch fünf andere vorhanden, der vom Quai de la Tournelle (2) und der von dem Place de la Pitié (3) welche beide die Ecken der Straße Cuvier begränzen, ferner der Eingang von der Straße Jardin du Roi (4), welcher dem ehemaligen Wohnhause Buffons (76) gegenübersteht; der Eingang von der Straße Cuvier (5) und endlich der Eingang von der Straße Buffon (6). In unsrer Darstellung nehmen wir an, der, welcher den Garten besucht, trete durch den Haupteingang (1) ein.

Sogleich beim Eintreten begegnen wir dem ältesten Theile des Gartens, der von drei prächtigen Lindenund indischen Kastanienbaummalleen eingeschlossen wird, und dessen Hintergrund durch die Ansicht eines Gebäudes (7) gebildet wird, welches als zoologisches Kabinet dient. Dieser Theil des Gartens ist durchaus in dem Geschmacke unserer Vorfahren angelegt, und die ersten Viertel desselben (8) dienen ausschließend zur Kultur der Arzneigewächse, welche jedoch nicht blos zum Studium der Pharmazeuten dienen, sondern auch zum Gebrauche für arme Kranke unentgeldlich abgegeben werden. Die vier weiteren Viertel (9) enthalten die köstlichsten und seltensten Zierpflanzen, welche nur immer im Freien gebaut werden können, und sind durch die Geschicklichkeit des Gärtners so eingerichtet, daß man dort das ganze Jahr hindurch blühende Pflanzen findet.

Auf dieses kommt eine vertiefte Abtheilung (10), welche zu Buffons Zeiten ein wasserhaltendes Bassin war, das von der Seine gefüllt wurde und Wasserpflanzen enthielt; gegenwärtig ist es mit verschiedenen Blumen und Sträuchern bepflanzt.

Nun gelangen wir an die Baumschule (11), in welcher alle zur Unterhaltung des Gartens nöthige Sträucher und Bäume gezogen werden, und weiter entfernt an die vier nach Chaptal benannten Viertel 12), die einen Versuchsgarten darstellen, um fremde Pflanzen im Freien zu acclimatisiren. Mitten in diesen Vierteln sehen wir ein kleines steinernes Becken (13), das eine eigenthümliche Bildung hat. Im Ganzen hat es nämlich die Gestalt einer Trinkschale, welche auf einem Fuße ruht, um den man durch einen unterirdischen Gang herumgehen kann. Von dieser Stelle aus sehen wir vor uns das zoologische Kabinet (7), links die Bibliothek und die mineralogischen, geologischen und botanischen Kabinete, welche zusammen ein prächtiges neues Gebäude (14) darstellen, und rechts die ungeheuern Gewächshäuser, welche vor wenigen Jahren erst errichtet wurden. Auf diese werden wir noch zurückkommen.

Mit der großen Lindenallee zur Linken wollen wir uns nicht aufhalten, indem sie nur für den Gärtner vom Fach Interesse hat; die beiden ersten Abtheilungen (15) enthalten Baumgattungen zum Behuf der Baumschule, die dritte (16) aber dient zu Probepflanzungen von Getraide. Eine kleine Restauration (17), welche zur Bequemlichkeit der Spaziergänger gedultet wird, mag hier noch Erwähnung finden.

Gehen wir zurück zu der Stelle (1), von der wir zuerst ausgingen, und den zweiten rechts gelegenen Baumgang (19) hinan, der den regelmäßigen Garten von der Menagerie trennt, so finden wir eine Reihe von Abtheilungen (20), welche der botanischen Schule angehören und sich bis gegen das kleine Labyrinth (21) erstrecken. Rechts von der genannten Allee finden wir zuerst einen Park (22) für die abyssinischen Schafe und die isländischen Hämmel, sodann einen anderen (23) für fremde Ziegen; hierauf den Graben für den weißen Bären (24), und den für die in der Menagerie selbst zur Welt gekommenen braunen Bären (25), und endlich einen dritten Graben (26) für eine Bärin mit ihren Jungen. Auf diese Gräben folgen mehrere tiefgelegene Abtheilungen zu Versuchen, um ausheimische Pflanzen in unserem Klima anzugewöhnen.

Nun stehen wir vor dem kleinen Labyrinth (21); dieses bestehet aus einem ziemlichen Hügel, bildet einen, meistens aus Nadelhölzern bestehenden englischen Park und hat in der Mitte eine Plattform mit artiger Aussicht.

Seitwärts von diesem Hügel fängt das große Labyrinth (27) an, welches bedeutend höher liegt, als das vorige. Kaum haben wir einige Schritte gethan, als uns ein ungeheurer Baum in die Augen fällt, um dessen Stamm eine ringförmige Bank befestigt ist (28). Dieser Baum ist die berühmte Ceder vom Libanon, welche, wie man sagt, Bernard de Jussien im Jahre 1734 von England in seinem Hute mitbrachte; sie wäre weit größer, hätte nicht ein unvorsichtiger Jäger das Herzblatt herausgeschossen. Steigen wir von der Ceder nach dem türkischen Gartenhause empor, so entdecken wir eine kleine Nische, in welcher ein bescheidenes Monument, von Moos bedeckt, steht. Hier ruht die Asche Daubentons. Oben auf dem Hügel ist das erwähnte, auf Säulen ruhende Gartenhaus oder Belvedere (30), von dem man nicht nur den ganzen Garten übersieht, sondern auch eine Aussicht auf Paris und die Umgegend genießt; tief unter sich hat man aber die schöne Terrasse (31) vor Augen, welche die Straße des Königsgartens beherrscht. Der ganze Hügel ist mit Harzbäumen bepflanzt.

Steigen wir an der nordwestlichen Seite des Hügels hinab, so kommen wir an einen schönen Wasserbehälter (32), der vor wenigen Jahren erst angelegt wurde; gehen wir von da nach Osten zu, und lassen wir die Wohnungen mehrerer Professoren (33) links liegen, so kommen wir in einen weiten Hof (34), der einen Ausgang nach der Straße Cuvier hat. Vor uns sehen wir nun, dicht von dem Garten umschlossen, das Haus (35), in welchem einst Thouin wohnte, der sich um die Landwirthschaft sehr verdient gemacht hat. Rechts ist das Verwaltungsgebäude (36); wenn wir links einige Schritte hinabsteigen, so kommen wir an das große Amphitheater (37), in welchem die Professoren oder deren Gehülfen Vorlesungen halten. Links hinter dem Amphitheater bemerkt man das Haus (75), wo der berühmte Cuvier wohnte, und vor dem Thore des Amphitheaters kann der Fremde zwei Zwergpalmen bewundern, die schon unter Ludwig XIV. gepflanzt wurden, und nun zu einer Höhe emporgewachsen sind, die sie in ihrem Vaterlande, dem nördlichen Afrika, nie erreichen. Vor dem Amphitheater ist eine große eiförmige Rasenbank, die dazu dient, in der schönen Jahreszeit Gewächse aus Neuholland, dem Kap der guten Hoffnung, Kleinasien und der Berberei in's Freie zu setzen, um sie nach und nach an unser Klima zu gewöhnen. Vor dieser eiförmigen Rasenbank liegt das kühle Gewächshaus (39), wo Pflanzen verwahrt werden, welche zwar keinen hohen Wärmegrad erfordern, aber doch den Frost nicht leiden können; dieses Haus ist zweihundert Fuß lang und vierundzwanzig Fuß breit. Gehen wir nun weiter vorwärts nach dem regelmäßigen Garten zu, so finden wir zur Rechten ein wärmeres Gewächshaus (40), das nach seinem Erbauer Buffon genannt wird; es ist amphitheatralisch gebaut, und hält immer eine Wärme von 10° R.

Längs des breiten Weges, welcher von dem Blumengarten nach den Labyrinthen führt, stoßen wir auf zwei vollkommen aus Glas bestehende heiße Gewächshäuser; sie sind viereckig gebaut und haben eine bedeutende Höhe. Diese sowohl, als das große Gewächshaus mit gläsernem Dach (41) dienen den Gewächsen der heißesten Zone zum Aufenthalt.

Nun kommen wir an die Betrachtung eines Theils des Gartens, welcher ganz besonders die Aufmerksamkeit des großen Publikums anzuziehen pflegt. Gehen wir wieder vom Haupteingang (1) aus, so müssen wir uns rechts wenden, um nach der Menagerie der wilden Thiere zu gelangen. Gleich beim Eingang gehen wir rechts an einem kleinen Park (42) vorbei, der Schafe von Algerien enthält; zur linken kommen wir an einen andern Park (43), in dessen erster Abtheilung sich der aus Bengalen stammende Axishirsch befindet, dessen Fell sich durch schöne weiße Flecken auszeichnet, und der unser Klima so gut verträgt, daß man ihn in einigen Parken von Frankreich einheimisch gemacht hat; in der zweiten Abtheilung ist ein Hirsch von Java, und in der dritten eine Axishindin, die in der Menagerie zur Welt kam.

Nun stehen wir vor den reißenden Thieren (44), welche in sehr reinliche Behälter eingeschlossen sind, die durch Eisenstangen und eine Balustrade so gut verwahrt sind, daß auch unvorsichtige Neugierige sich ihnen ganz nahen können. Hier sind Hyänen, die durch ihr anscheinend sanftes Betragen die Erzählung von ihrer Grausamkeit Lügen strafen; Löwen aus Afrika, die, obgleich viel größer und stärker, weit weniger gefährlich sind, als der Jaguar aus Brasilien. Auf diesen kommt ein Panther aus Malabar, und nach einer Reihe anderer merkwürdiger reißender Thiere noch einer aus Indien. Die letzten drei Zwinger enthalten verschiedene Bären. In den Seitenflügeln dieses Gebäudes sind in kleineren Käfigen reißende Thiere der kleineren Gattungen vorhanden: als Füchse, Schakals, Fischotter, Katzen u. dgl.

Hinter der Menagerie der wilden Thiere sind in einer Reihe von Häuschen die zahmen Hundegattungen von verschiedenen Ländern, die recht friedlich mit einander auszukommen pflegen; einige Schritte weiter das große Affenhaus (45), ein großes rundes Gebäude, welches vorkommen aus Eisenstangen und Gittern besteht. Hier leben die verschiedenen Gattungen von Affen ziemlich friedlich mit einander, nur einige haben zuweilen Händel, aber ein großer Pavian hat sich über diese Republik eine gewisse Herrschaft angemaßt, und sobald sich ein Streit erhebt, läuft er hinzu, bringt die Kämpfer auseinander, prügelt beide Partheien durch, um wieder Frieden zu stiften, und dann geht alles in der gewöhnlichen Ordnung fort. — In einem Gebäude, das sich halbzirkelförmig an diesen Gitterpalast anschließt, sind Käfige angebracht, welche erwärmt werden können, und den Affen zum Winteraufenthalte dienen. — Gerade über von diesem Affenhause ist ein kleiner Park (46), welcher die Bestimmung hat, wiederkäuende Thiere aufzunehmen. Gehen wir nun an den Affen vorbei, so lassen wir zur Rechten einen kleinen Park (47), wo

einige gewöhnliche Damhirsche gehalten werden, und zur Linken (48) den für die virginischen Hirsche. Sodann kommen wir an eine Einzäunung (49), welche für den Kob, eine Art Antilope vom Senegal, bestimmt ist; hinter dieser ist die Menagerie für die Raubvögel (50), deren, vom Kondor der Kordilleren an bis zum Falkengeyer herab, die seltensten und mannigfaltigsten gehalten werden. Gehen wir hingegen eine Allee hinter dem Park der virginischen Hirsche entlang, so sehen wir, daß dieser Park durch kleine Pallisaden in verschiedene Abtheilungen getrennt ist, in deren einer (51) der Muntjak-Hirsch von Malakar, in der andern (52) die Antilope Nylghau aus demselben Lande sich befinden. — Dieses letztere Thier hat sich in England fortgepflanzt, und es könnte vielleicht gezähmt werden.

Gehen wir, anstatt diesen Park zu umschreiten, geradezu nach rechts hin, so kommen wir an die Fasanerie (53), welche, nebst den sie hintenzu umgebenden besonderen Abtheilungen, die verschiedenartigsten Vögel aus der Klasse der hühnerartigen und Straußläufer enthält.

Verfolgen wir nun die gerade Allee vor dem Vogelhause, so kommen wir zur Linken an einen in zwei Theile getheilten Park (54). In der ersten Abtheilung ist der Dauw, oder das kleine Bergzebra vom Kap, in der andern der Dschiggetai aus den Steppen von Asien, der die Gestalt eines kleinen Maulesels hat, isabellfarben ist, und eine braune Mähne trägt. Zur Rechten kommen wir an einen großen Park (55), in dessen verschiedenen Abtheilungen folgende Thiere sich befinden: erstens eine Heerde schöner Gazellen aus Algerien, zweitens (56) eine Muntjak-Hirschkuh, drittens (57) die seltene Antilope Chickara, welche vier Hörner hat, viertens (58) der Kaisuar von dem indischen Archipelagus, der sich durch seine an den Strauß reichende Größe und seine Schnelligkeit vor den in der letzten Abtheilung befindlichen neuholländischen auszeichnet, welchen sowohl das helmartige Horn auf dem Kopfe, als auch das glänzende Gefieder jenes größeren fehlt. In einer weiteren Abtheilung desselben Parks (59) sehen wir in der Nähe eines kleinen Teiches Kraniche aus Numidien, nebst verschiedenen fremden Wasservögeln; in der nächsten Abtheilung (60) noch einige neuholländische Kasuare und etliche Marabout-Reiher, deren flammartige Federn bekanntlich zum Hauptschmuck unserer Damen gehören, und endlich (61) amerikanische Strauße.

Gehen wir, nachdem wir diesen Park umkreist hatten, wieder gegen die Fasanerie hin, so bemerken wir zur Linken (62) den Behälter, in welchem verschiedene Schildkrötengattungen langsam umherschleichen, so wie andere Strandvögel. Auf dem Rückwege durch die gerade Allee kommen wir jetzt zu der großen Rotunde (63). — Hier leben abgesondert von einander die Giraffe, der Elephant und andere große Säugethiere. — Diese ganze Rotunde ist in sechs kleine Parke abgetheilt, in deren Mitte die Ställe für jene Thiere sind, wo sie in der kalten Jahreszeit in gebeizten Lokalen leben. Der erste Park rechts von der Thüre enthält den Dschiggetai, von dem wir schon gesprochen haben; neben diesem ist die Giraffe mit einigen Zebubüffeln aus Judien, welche bekanntlich von den Braminen als heilige Thiere verehrt werden. — Neben diesem ist ein afrikanischer Elephant, der jung nach der Menagerie kam, und so zahm ist, daß ihn sein Führer, ehe der Garten dem Publikum geöffnet wird, in demselben spazieren reiten kann. — In derselben Abtheilung sind zwei amerikanische Tapire, die sich meistens im Wasser aufhalten und im Ganzen als dumme und trübselige Thiere erscheinen. Bei diesen ist auch noch ein weiblicher Büffel eingeschlossen. — In der folgenden Abtheilung ist ein Dromedar und ein Nabelschwein.

Gehen wir auf die Seite zurück, wo die Giraffe ist, so stehen wir einem weitern Park (64) gegenüber, in welchem einige afrikanische Ziegen sich befinden, und kommen ferner an die Abtheilung (65) für die Axishirsche, auf welche (66) ein kleiner Teich für die Wasservögel folgt, an welchem Kraniche und Störche aller Art gravitätisch umherspazieren, und auf dessen Wasser Schwäne, Tauchenten und andere Schwimmvögel mannichfaltig sich bewegen. — Zur Rechten erblicken wir nun ein Schweizerhaus mit vier Thüren, deren jede auf einen kleinen Park führt (67); hier sind Gazellen aus Algier und Gemsen, die einzigen europäischen Thiere, welche man wegen ihrer Flüchtigkeit mit den Gazellen vergleichen kann.

Nun sind wir an dem letzten Parke (68) angekommen, in welchem Hirsche aus Malabar und in seiner Abtheilung das Alpaca aus Pern sich befindet; dieses letztere Thier zeichnet sich durch die Dichtigkeit und Feinheit seiner Wolle aus, und könnte vielleicht einheimisch bei uns gemacht werden. Gehen wir nun rechts an dem kleinen Park (69), in welchem fremde Ziegen und Schafe vorhanden sind, vorüber, so kommen wir an eine große Abtheilung (70), wo europäische und malabar'sche Hirsche friedlich miteinander hausen; nachdem wir wieder vor der großen Rotunde vorübergegangen, lassen wir auf der Linken einen Park, in welchem theils Renuthiere aus Lappland, theils Nabelschweine sind, und nun stehen wir an einem Ausgange, der uns wieder in den symetrischen Garten zurückführt.

Außer diesem botanischen Garten und der Menagerie, welche wir näher betrachteten, sind noch anzuführen: das zoologische Kabinet (7), das vergleichend-anatomische Kabinet (74), das botanische, geologische, mineralogische Kabinet und die Bibliothek (14), Anstalten, deren Schätze so ausgedehnt sind, daß eine Beschreibung derselben, selbst auch nur oberflächlich ausgeführt, den Raum dieser Blätter übersteigen würde.

Duttenhofer.

Die Nordamerikanischen Steppen oder Savannen.

Durch den amerikanischen Schriftsteller Cooper, von dem diese Hefte schon Mittheilungen brachten, die sich durch Lebendigkeit und eigenthümliche Färbung ge-

wiß des Beifalls unserer Leser zu erfreuen hatten, sind wir auf eine Merkwürdigkeit des Festlandes von Nordamerika aufmerksam gemacht worden, mit jenen ungeheuern Ebenen, jenem Meere, in dem der Wind, statt Wasserwogen, die Spitzen hoher Gräser in Wellenform bewegt, jenen Savannen oder Prärien, die wir mit dem in unserer Sprache entsprechenden Worte „Steppen“ übersetzen wollen. Seitdem sind wir mit dem Gegenstande bekannter geworden. Der durch die Dampfschifffahrt erleichterte Verkehr mit unsern Brüdern auf der andern Seite des Erdballs hat fast alle bisherigen Unannehmlichkeiten von einer solchen Reise entfernt, selbst die vornehmsten und reichsten Leute, die Verzärtelten und Verweichlichten vertrauen sich auf dem Dampfschiffe dem Meere an, und eine Reise nach Amerika gewann in letzterer Zeit das Ansehen einer Spazierfahrt. Künstler, die in Europa Ruhm und Geld genug geärntet haben, ziehen zu den Antipoden, um auch dort ihre Siege fortzusetzen; Dichter reisen dorthin, um an großartigen Naturscenen, an nie geträumten Herrlichkeiten der Thier- und Pflanzenwelt ihre Begeisterung zu erfrischen; Männer der Wissenschaft wollen dort neue Forschungen anstellen, das Staatsleben beobachten, die räthselhaften Alterthümer einer ungekannten Periode entziffern, und Amerika, das uns von Tage zu Tage näher rückt, nimmt auch in demselben Grade unsere vermehrte Aufmerksamkeit in Anspruch.

Aus den mannichfachen Mittheilungen neuerer Reisenden wollen wir hier verschen, ein getrenes, wenn auch nicht umfassendes Bild von den Ureinwohnern jener Steppen zusammenzutragen, indem wir zugleich das Versprechen geben, von Zeit zu Zeit wieder auf diesen Gegenstand zurückzukommen, sobald unsere stets fortgesetzten Bemühungen uns wieder mit Neuem bekannt machen werden.

Sobald das Haupt eines Stammes der Sioux, einer von den Nomadenstämmen der Steppe, findet, daß es Zeit sei, aufzubrechen, um einen andern Wohnplatz zu suchen, so läßt er durch eigene Ausrufer diesen Entschluß bekannt machen. Zur festgesetzten Stunde bewegt sich die Spitze seines Zeltes, als ein Zeichen für Alle, und alsbald sinken die Uebrigen mit dem Seinigen und der Stamm zieht fort. Die Pfähle des Zeltes bindet dann ein Jeder zu beiden Seiten seines Pferdes, darauf liegt das Zelt selbst, das sorgsam zusammengerollt ist. Auf demselben ruht der Hausrath und auf diesem thronen zwei, drei bis vier Frauen mit einer gleichen Anzahl von Kindern. Eine Frau leitet das Thier, vor dem sie herschreitet, oder auf dessen Hals sie sitzt. Gewöhnlich hat sie einen Säugling an der Brust, und ein etwas größeres Kind trägt sie auf dem Rücken, das sich mit dem einen Aermchen um ihren Hals geklammert festhält, während es mit dem andern seinen Hund, seinen Freund und Gespielen, liebevoll an sich preßt. So ziehen denn an die fünf- bis sechshundert Familien durch das hohe Gras dieser in's Unendliche ausgedehnten Ebenen. Die Männer zu Pferde reiten an der Spitze oder zu beiden Seiten des Zuges, fünfzehnhundert bis achtzehnhundert an der Zahl. Den Schluß bildet ein großer Troß Hunde, von denen die stärksten beladen sind.

Es ist traurig, wie viele Umstände oft zugleich einwirken, um diese armen Menschen gänzlich zu vertilgen. Manche von diesen Urstämmen der Gegend sind schon auf solche Weise ausgerieben worden; von dem Stamme der Mandaus waren im Jahre 1837 nur noch ungefähr zweitausend Individuen vorhanden, von denen jetzt nicht ein einziges mehr lebt. Sie sind von der Erde verschwunden! Als Hauptgrund wird die Pockenseuche angegeben, welche ihnen vor ihrem Verkehr mit den Europäern noch unbekannt war, und die so plötzlich und verheerend unter ihnen ausbrach, daß in kurzer Zeit Alle bis auf fünfundbreißig Individuen unterlagen. Diese blieben in einem Gefechte bei einem Ueberfall eines feindlichen Stammes. Die Mandaus waren ein sehr liebenswürdiges und ruhiges Völkchen, das sich sowohl durch sein Aeußeres, wie durch seine Lebensart vor allen nachbarlichen Wilden auszeichnete. Sie waren nicht kriegerisch und fingen daher nie den Zwist an, wurden sie aber angegriffen, so zeigten sie Muth und Entschlossenheit. Da sie jedoch weislich einsahen, daß sie mit ihrer kleinen Zahl den mächtigen Sioux und andern nomadischen Stämmen, welche die Steppen durchzogen, nicht Stand halten dürften, so bauten sie sich ein großes Dorf, und befestigten sich darin so gut, als sie es vermochten. Durch diesen und ähnliche Versuche waren sie in der Mechanik ein wenig vorgeschritten, auch ließen sie um sich eine Art von Bequemlichkeit und Ausschmückung Raum greifen, die sonst bei diesen Völkern nicht gekannt wird. Dieß Alles wirkte nothwendig auf ihr häusliches Leben zurück, und ihre Sitten wurden stets sanfter und anmuthiger, weshalb sie die Reisenden, die zu ihnen kamen, nur stets die guten Mandaus nannten.

Kurz vor ihrem Erlöschen hatten sie sich des Besuches eines englischen Malers zu erfreuen, der auf den Einfall gerieth, ihre beiden Oberhäupter zu malen. Sie hatten nicht die leiseste Idee von der Kunst, und während der Arbeit wußten sie nicht, was daraus werden sollte. Der Maler gebrauchte die Vorsicht, Niemand als Zuschauer in seine Werkstätte dringen zu lassen, damit die Wirkung der Ueberraschung desto größer sei. Aber auch die beiden Oberhäupter argwöhnten nicht im Geringsten, in welcher Absicht sie vor dem Maler sitzen mußten, und verlangten vielleicht aus Bescheidenheit, vielleicht aus Gleichgültigkeit nicht einmal nachzusehen, was denn da eigentlich geschehe. Als die Bildnisse nun aber fertig waren, als sie den ersten Blick darauf werfen durften, da kann man sich wohl schwerlich einen Begriff von dem Ausbruch des Erstaunens machen, das sie ergriff. Zuerst stießen sie einen lauten Schrei aus; dann suchten sie durch ausdrucksvolle, zum Theil sehr komische Zeichen, Einer dem Andern zu versichern, daß er besser getroffen sei. Dann wurden sie plötzlich ruhig und legten die Hand auf den Mund, was bei den meisten Wilden den Ausdruck der mächtigsten Verwunde-

rung versinnlicht; allein ihre Blicke schweiften dabei forschend bald auf die Bilder, dann auf den Maler, dann wieder auf die Palette, deren Farbenmischungen sie in tiefe Betrachtungen zu versenken schienen. Endlich drückten sie dem Künstler ehrerbietig die Hand und sagten mit halber Stimme die Worte: Te ho pence wasch i, worauf sie sich entfernten. Mit diesen Worten hatten sie die höchste Ehrfurcht für den Fremden an den Tag legen wollen, denn sie sagten ihm damit, er sei ein weiser Arzt, was in ihren Augen der höchste, der beneidetste Rang eines Sterblichen ist.

In Gedanken begaben sich die Häuptlinge hierauf nach ihrer Hütte, setzten sich zum Feuer und rauchten stillschweigend eine Pfeife, bis sie endlich so viel Sammlung gewonnen hatten, ihr Abenteuer zu erzählen. Die Neugierigen strömten hinzu und horchten mit offenem Munde das Unglaubliche, Wunderbare, — bis daß man sich entschloß, den fremden Zauberer aufzusuchen. Zuerst umgab man seine Hütte und legte die Augen an alle Ritzen und Spalten, um auszukundschaften, was er denn eigentlich treibe. Die Frauen und Mädchen zeigten sich auch hier am Neugierigsten. Die Menge wuchs zusehends und umgab mit lautem Geschrei den Maler. Einige, die sich ihrer Neugier zu schämen schienen, hatten sich in die Mäntel gewickelt und krochen am Boden, längs der Hütte, um unbemerkt der Enthüllung des Wunders beiwohnen zu können. Dieß hatte eine Zeitlang gedauert, als die Häuptlinge mit den Weisesten des Stammes, den eingebornen Aerzten, wieder erschienen und zu dem Künstler eintraten. Nur wenige Auserwählte durften ihnen folgen, und es wurden Schildwachen an die Eingänge gestellt, um den nachdringenden Haufen abzuwehren. Die vornehme Gesellschaft folgte aufmerksam der Zeichensprache des Malers, der damit erklären wollte, wie er durch Zuneigung und Dankbarkeit für die im Stamme erfahrene Gastfreundschaft dazu getrieben wurde, die Züge der beiden erhabensten Mitglieder desselben durch seine Kunst wiederzugeben, und dann zeigte er ihnen, so gut es bei ihrem Fassungsvermögen anging, das Mechanische des Malens. Die Anwesenden hörten diese Erklärung mit größter Ruhe an, da jedoch der Lärm draußen stets zunahm, so mußte man endlich dem allgemeinen Verlangen genügen und die Thüren öffnen. Zugleich wurden die beiden Bildnisse an der äußern Hüttenwand befestigt. Es ist unmöglich, sich die dadurch verursachte Wirkung vorzustellen. Zuerst standen Alle wie erstarrt; plötzlich aber fuhr es wie mit einem elektrischen Schlage durch die Menge. Hier klafften einige wie gereizte Füchse, dort sprangen andere wie besessen in die Luft; diese begannen einen kreischenden Singsang, jene legten die zitternde Hand auf den Mund. Aber auch ernstere Zeichen wurden rege. Die wildesten stießen heulend ihren Wurfspieß in den Boden, oder schossen ihre Pfeile nach der Sonnenscheibe ab und stürzten dann fort, um das Zauberwerk, wie sie vermeinten, nicht länger betrachten zu dürfen.

Auch die Häuptlinge und die Weisen fingen jetzt an, nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, und sie wieder zu Hause waren, über die Sache ernstlicher nachzudenken. „Ist es einem Menschen möglich, sagten die Aeltesten, so genau ein anderes Selbst von einem Menschen zu schaffen, so ist es auch durchaus nöthig, daß ein solcher Zauberer sich etwas von dem Wesen der Menschen durch seinen bloßen Blick aneignen kann und es dann mit den Farben vermischt. Wie könnte dieß aber wohl möglich sein, ohne zugleich den so beraubten Gegenstand an seinem Leben zu verkürzen. Es ist also ein Werk der Zerstörung und daher durchaus verdammenswerth. Wenn nun aber gar ein Fremder solch einen Theil von uns mit sich fort, weit fort von unserer Heimath führt, wie sollten wir da wohl, wenn wir gestorben sind, bei unsern Vätern in Frieden ruhen können? Auf alle Fälle ist der Fremde ein gefährlicher Gast, denn seine Macht kennt keine Gränzen, und da er ein Mensch ist, so ist auch sein Herz nicht frei von Leidenschaften. Der Fremde ist zu klug und zu mächtig für die Mandaus. Er verlasse uns! Er reise fort von hier!

Solchen Beschluß faßten die Gedankstigen nach reiflicher Ueberlegung, dann begaben sie sich wieder nach der Hütte und erhoben ein heulendes Klagelied. Den Künstler dauerten jedoch die guten Leute, und er gab sich alle Mühe, sie eines Bessern zu belehren. Er verlor die Geduld nicht, und es gelang ihm endlich, sie zu beruhigen, worauf sie ihn denn aufs Neue in ihrer Weise zum Doktor der Medizin erhoben und feierlichst bestätigten, da sie die Kenntniß der Heilkunde obenan auf die Staffel aller Kunst und Wissenschaft setzen.

Derselbe Reisende machte später einige Ausflüge in die Steppen. Das Gras ist dort mit den mannichfaltigsten Blumen und mit einer unglaublichen Menge der saftigsten Erdbeeren untermischt, und die weit ausgedehnte Fläche bietet sich auf den ersten Blick sehr anmuthig dem Auge dar. Bei solchen Reisen übernachtet man da, wo man sich eben befindet, wenn die Sonne untergeht; der trockene Mist der zahlreichen Büffelherden dient zur Feuerung, und Wasser liefern die vielen Bäche, welche die Steppe in allen Richtungen durchziehen. Anfänglich wirkt die balsamische Luft, die einfache Schönheit und heitere Majestät dieser Gegenden gar wunderbar auf das Gemüth des Reisenden; der Geist fühlt sich sanft erregt und Brust und Füße sind leicht; allein sobald man — nach dem im Lande üblichen Ausdruck — das Land aus dem Gesichte verliert — das heißt, sobald man so weit von den Wohnstätten der Menschen entfernt ist, daß man nichts als diesen weiten grünenden Ocean um sich her erblickt — ohne die kleinste Erhebung des Bodens, ohne Baum oder Strauch, ja ohne daß ein Grasbüschel sich etwas höher zeige als die übrigen, und die unbequeme und trostlose gradlinigte Einförmigkeit nur ein wenig unterbrochen — dann zieht zuerst Ueberdruß, dann vollkommene Muthlosigkeit in unsern Busen. Welchen trübseligen Eindruck muß es nicht machen, wenn mitten in dieser tiefen Einsam-

keit, in dieser stets gleichen Umgebung uns kein Zeichen daran zu mahnen im Stande ist, daß wir auf unserer Reise weiter gekommen sind. Am Abend beim Niederlegen, am Morgen beim Erwachen, immer haben wir genau dasselbe Bild vor Augen, und leicht kann uns der Gedanke beschleichen, daß wir uns nur ohne Noth abmühen und eben so wenig von der Stelle zu kommen vermögen, wie das gefangene Eichhörnchen, das in seinem Rade auf- und abspringt. Was diese mehr moralische als physische Ermattung noch vergrößert, sind die sogenannten Miragen oder Luftspiegelungen, die den Reisenden gleichwie in der arabischen Wüste jeden Augenblick foppen. Oft glaubt man in der Ferne, die glitzernde Fläche eines prächtigen Landsee's zu entdecken, oder schattige Kühlung versprechende Gebüsche; man beschleunigt seine Schritte — doch plötzlich ist die Erscheinung verschwunden, und links und vor uns und hinter uns sind es immer nur Gras und Blumen und Blumen und Gras.

Die Steppenbewohner beschäftigt die Büffeljagd hauptsächlich, da sie sich von dem Fleische dieser Thiere fast ausschließlich nähren. Sommers jagen sie den Büffel zu Pferde; im Winter aber, der hier lang und strenge währt, ist der Boden oft drei bis vier Fuß mit Schnee bedeckt und dann können sie sich der Pferde nicht bedienen. Sie pflegen dafür eine Art von Schlittschuhen unter die Füße zu binden, auf denen sie über den Schnee mit großer Schnelligkeit weggleiten. Ihre Waffen sind Pfeile und Lanzen. Die plumpen Büffel fallen oft bis zum Bauche in Gruben und Löcher, welche die Steppe durchziehen, oder sie versinken im Schnee, wo sie leicht die Beute der Jäger werden. Gleich nachdem sie erlegt sind, wird ihnen das Fell abgezogen, mit dem ein bedeutender Handel getrieben wird. Im Winter, wo sie längeres Haar haben, steigt die Büffelhaut im Preise, und die Jagd wird daher in dieser Jahreszeit mit größerem Eifer noch betrieben.

Außer dem Büffel leben auch verschiedene Gattungen des Wolfsgeschlechts in den Steppen, von denen auch häufig der weiße Wolf gefunden wird. Dieses Thier erreicht eine bedeutende Größe und ist sehr wild. Sie streichen in Heerden von fünfzig bis sechzig umher, die man in einiger Entfernung der Farbe wegen für Lämmer halten könnte. Gewöhnlich halten sie sich in der Nähe der Büffel auf, um sich auf die todten zu werfen, die der Jäger liegen ließ, oder die angeschossenen sich anzueignen, die ihnen keinen oder nur schwachen Widerstand zu leisten im Stande sind. Da sie bei den häufigen Jagden auf solche Weise nie zu kurz kommen und keinen Hunger erleiden, so hat der Mensch von ihnen nichts zu fürchten; sie fliehen sogar vor ihm. Die Büffel, die ebenfalls, wenn sie in einer Heerde beisammen sind, sich nicht vor den Wölfen fürchten, kümmern sich gar nicht darum, wenn sie in ihre Nähe kommen. Dieß benützen die Indianer listig genug. Sie schlüpfen nämlich in das Fell eines weißen Wolfes und kriechen auf allen Vieren zu den Büffeln heran, bis sie den gewünschten Standpunkt erreicht haben, um den größesten und fettesten Ochsen aus der Heerde zu schießen.

Wenn die Kälber noch jung sind, bewacht sie der Büffelochs mit großer Aufmerksamkeit, um sie bei einem Angriffe zu vertheidigen. Um diese Zeit ist die Jagd mit Gefahr verknüpft, da die Alten keinen Spaß verstehen und dem Jäger die Hörner zeigen. Während der ersten sechs Monate sieht das Büffelkalb unserm gewöhnlichen Kalbe gleich und ist von rother Farbe. Erst beim Annähern des Winters verändert es diese und wird braun.

Europäer, welche der Büffeljagd in den Nordamerikanischen Steppen beiwohnten, erzählen einen komischen Zug von den jungen Thieren. Wenn sie im Getümmel einer allgemeinen Flucht von ihren Müttern sich getrennt sehen, so wissen sie nichts Besseres anzufangen, als sich in's Gras zu legen, und die Schnauze darin zu verbergen. So bleiben sie Stundenlang, ohne sich zu rühren, mit geschlossenen Augen, und wähnen sich dann wahrscheinlich unsichtbar. So lange man sie nicht berührt, verharren sie in dieser Stellung; nur wenn sie die Berührung spüren, setzen sie sich zur Wehr, die aber nicht von langer Dauer ist.

Es ist traurig, daß die grausame und unüberlegte Jagdlust der Wilden, die durch die Europäer noch immer mehr angefeuert wird, die vollständige Ausrottung dieser nützlichen Thiere als nicht mehr fern in Aussicht stellt. Es ist kaum zu glauben, wenn englische Reisende uns berichten, daß eine Horde von fünf- bis sechshundert Sioux, als Trophäe einer Jagd, die an einem und demselben Tage begonnen und beendigt wurde, vierzehnhundert Büffelzungen in das Fort der amerikanischen Kompagnie abliefernten und dafür einige Gallonen Rhum in Empfang nahmen.

Zum Schlusse dieser Schilderungen haben wir noch einer barbarischen Sitte zu gedenken, die unter diesen Wilden herrscht. Sobald sich Mangel an Lebensmitteln zeigt und ein Stamm zum plötzlichen Aufbruch aus der Gegend seines längern Aufenthaltes gezwungen wird, lassen sie die schwachen und kranken Greise zurück, die nicht mehr im Stande sind, zu Fuße zu gehen, oder sich auf dem Pferde zu halten. Dieser Gebrauch ist durch Alter so geheiligt, daß Niemand sich ihm zu widersetzen wagt und daß die Greise oft selbst verlangen, man solle sie zurücklassen, um ihrem Leben ein schnelles Ende zu machen.

Ein Reisender erzählt, daß er sich einstmals gerade in dem Augenblicke bei einem Punkahstamme befand, als dieser aufbrach und einen Greis zurückließ. Der Arme war einst ein tapferer Anführer gewesen, und die Jugend des Stammes erregte noch täglich die Erzählung von seinen Heldenthaten. Jetzt hatte er das hundertste Lebensjahr erreicht und war nur noch ein halbbelebter Leichnam. Zitternd saß er da neben einem Feuer, das ihm seine Freunde angezündet hatten, zur Rechten einen gefüllten Wasserkrug, zur Linken einige Stücke Fleisch. Sein kahles Haupt war auf die knöcherige Brust gesunken, und wenn seine schweren Augen-

lider sich manchmal langsam hoben, so fuhr ein sierer, gespenstischer Blick, der keine Theilnahme mehr zeigte, daraus hervor. Den Abziehenden hatte er selbst den Wunsch zu erkennen gegeben, hier zu bleiben und zu sterben, da er doch nur sich und Andern zur Last sei; dann kehrte er ihnen den Rücken zu, während sie sich in stiller Trauer entfernten. So blieb nun dieser Patriarch seines Stammes allein inmitten der ungeheuren Steppe und erwartete in stummer Ergebung den Tod, den der Hunger oder der Zahn der Wölfe bald für ihn herbeiführen mußte.

Zu vielen blutigen Kämpfen hatte ihn der Himmel erhalten, zu so hohen Jahren ihn kommen lassen, damit er endlich so verlassen und elend sterben sollte! Erfüllt dieses Bild nicht einen Jeden mit einer bittern Melancholie? Aber wie erhebend wirkt daneben der Gedanke, daß das Heil der Civilisation uns vor solchen Greueln bewahrt, und daß wir im Alter, von Freunden und Verwandten umgeben, verlängert und gepflegt durch liebevolle Sorgfalt und gestärkt und getröstet durch die göttliche Religion, die Reise antreten, von der Niemand wiederkehrt. —

A. Lewald.

Der Storch.

(Tafel 38.)

Die zwei auf unserer Tafel dargestellten Thiere zeigen die beiden in Deutschland einheimischen Storcharten, den schwarzen (Ciconia nigra) und den gemeineren weißen Storch (Ciconia alba), der zwar Jedem sehr bekannt dünken dürfte, über dessen Lebensweise sich aber gar Manches sagen läßt, wenn wir ihm den Mantel des Wunderbaren, den Aberglaube und Unkenntniß mit der Naturgeschichte ihm angelegt und den selbst das obenhingehende Urtheil der neuesten Zeit ihm nicht abgenommen hat, entziehen. Wir wollen jedoch zuerst den beschreibenden Theil seiner Naturgeschichte durchgehen und sehen, wo Oken in seinem Systeme dem Herrn von Langschnabel seinen Platz angewiesen hat.

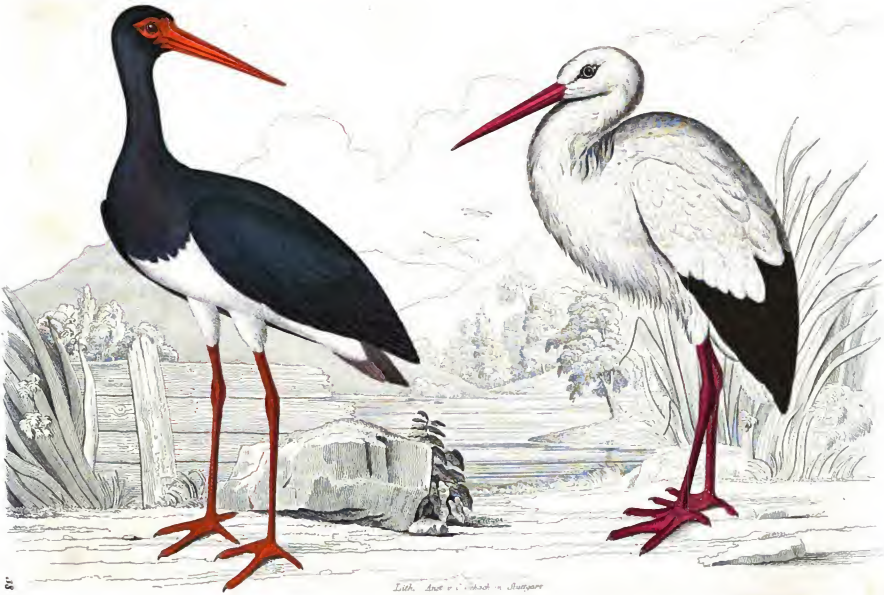
Er hat nicht nur mittelst seiner Beine oder seines erhabenen Aufenthalts, sondern auch vermöge seiner körperlichen Eigenschaften eine ziemlich hohe Stelle erhalten. Er steht nämlich in der vierten Ordnung oder in der elften Zunft der zweiten Stufe, wo er im neunten Geschlechte, welches die Reiher umfaßt, mit seinen Verwandten eine eigene Abtheilung bildet. Diese Abtheilung ist ausgezeichnet durch hohe Beine mit Netzschuppen, deren Zehen bis zum ersten Gelenk mit einander verbunden und deren Nägel kurz und ungezähnt sind; die schwache Hinterzehe ist frei. Die Augenkreise sind nackt und die länglichen Nasenlöcher liegen nahe an der abgerundeten Firste des geraden, langen, starken, walzigen und spitzigen Schnabels. — Eine eigene Stimme haben sie nicht, sondern lassen nur ein schwaches Zischen und ein Geklapper mit dem Schnabel hören.

Zum Aufenthalt dienen den Störchen ebene Gegenden, bald trifft man sie mitten in Städten und Dörfern, bald an und in Wäldern an, wo es aber stets Wasser, namentlich Sümpfe und nasse Wiesen geben muß.

Der weiße Storch, dessen getreue Abbildung (Fig. 1) die Beschreibung seines einfachen Gewandes überflüssig macht, ist über ganz Europa verbreitet, wo er auf den Dächern der Häuser und Kirchen, auf Thürmen und Schornsteinen, selten auf einem abgetöpften Baume, sein Nest erbaut, besonders häufig im nördlichen Europa; in England fehlt er; in Menge ist er in Holland und Norddeutschland zu finden. Er wird gewissermaßen als Hausthier betrachtet, der Aberglaube des Volkes sieht in ihm einen seiner vermeinten Nützlichkeit wegen geheiligten Vogel, und knüpft an seine Anwesenheit die Behauptung, daß das Haus, auf welchem er sein Nest anlege, vor dem Einschlagen des Blitzes gesichert sei. Man setzt daher an vielen Orten ein Wagenrad oder einen Korb hin, um ihm die Arbeit des Nestbaues zu erleichtern; und man rechnet es demjenigen hoch an, der einen Storch tödtet, ja es würde an manchen Orten eine gefährliche Sache sein.

Bekanntlich bezieht ein Storchenpaar während seines Lebens immer dasselbe Nest wieder, wenn es nicht vertrieben wird. Zu Ende März kommen bei uns die Störche an, sammeln sich im August in großen Schaaren und ziehen zu Ende dieses Monats weg nach Italien, Griechenland und Afrika, wo sie aber nicht brüten. Bei der Ankunft erscheint das Männchen zuerst und fliegt nach seinem Neste, wie es scheint, um zu sehen, ob dasselbe noch zu beziehen sei, dann fliegt es wieder fort und kehrt mit seinem Weibchen zurück, worauf das Nest gewöhnlich etwas ausgebessert wird. Das Weibchen legt 2 — 5 gelblichweiße, oft mit einigen erloschenen graulichen Flecken besetzte Eier, welche merklich kleiner als Gänseeier sind und in 3 Wochen von beiden Alten gemeinschaftlich ausgebrütet werden. Die Jungen sind grau mit schwärzlichem Schnabel und Beinen; gewöhnlich wird, wenn 4 — 5 derselben vorhanden sind, das schwächste aus dem Neste geworfen oder es fällt — von den übrigen gedrängt — vielmehr selbst heraus, weil der Raum zu klein ist.

Ihre Brut ernähren sie mit vieler Sorgfalt, lieben und vertheidigen sie aufs Aeußerste, Es ist gefährlich, ihnen Junge wegzunehmen, weil sie dem Räuber heftige Schnabelhiebe versetzen und solche besonders nach den Augen richten. Die Jungen bleiben sehr lange im Nest, bis sie von den Alten gleichsam hinausgeworfen und zuerst in der Nähe desselben im Fliegen geübt, dann aber weiter geführt werden und nicht mehr in's Nest zurückkehren dürfen. Sind die Jungen beim ersten Versuch zu fliegen ungeschickt, so erhalten sie von den Alten tüchtige Stöße. Während der Auffütterung bleibt eines der letztern als Wächter beim Neste, während das andere Futter herbeiholt. Bei uns in Deutschland, wo es wenig Sümpfe giebt, trifft man diesen Vogel nicht überall, und an einem Orte gewöhnlich nur ein einziges Paar an, welches kein anderes um sich duldet, weil es für seine Unterhaltung ein großes Revier behaupten muß.



Lith. Anst. v. Schrag in Stuttgart

Der Storch hat die Eigenheit, auf einem Fuße stehend zu schlafen, in welcher Stellung man ihn auch häufig mit zurückgebogenem Halse stundenlang unbeweglich auf seinem Neste verharren sieht. Die jungen Störche werden sehr zahm und können auf Höfen gehalten werden, wo sie sich an jede Fleischnahrung gewöhnen, auch auf die Wiesen fliegen und wieder zurückkehren; man muß sie aber zur Zeit des Wegzugs einsperren, sonst gehen sie davon. Junge, welche zu schwach sind, die Reise mitzumachen, werden ausgestoßen und durch Schnabelhiebe gewöhnlich zu Tode gehackt. Es giebt, wie unter manchen Säugethieren, alte Störche, welche ohne sich zu paaren umherziehen und andere friedliche Paare angreifen, besonders deren Junge verfolgen und tödten. Auf der Wiese spazirt der Storch ernst und majestätisch mit bedächtigen Schritten umher, spießt den ihm vorkommenden Gegenstand seiner Nahrung mit seinem Schnabel und würgt ihn ganz hinunter.

Untersuchen wir nun, ob er auch die Verehrung, welche ihm gleich dem Ibis der Aegypter zu Theil wird, verdiene und ob er ein so nützliches Thier sei, wie wir es in allen Büchern über ihn ausgedrückt finden.

Der Storch nährt sich von allen deutschen Fischen und Reptilien, so wie von Mäusen. Durch Verzehrung der Fische wird er schädlich, übrigens sind es die Reptilien, welche den Hauptgegenstand seiner Nahrung ausmachen. Unter diesen sind es nur die Eidechsen, welche ihm höchst selten zu Theil werden, ebenso die giftige Kreuzotter, welche an Orten lebt, wohin der Storch nicht kommt; gerade also dasjenige Reptil, welches, wenigstens durch seinen Biß, für uns schädlich wird, verzehrt er nicht. Alle anderen Reptilien werden ihm in großer Menge zu Theil und dies sind lauter solche, welche für uns in mehr oder minder ausgedehntem Grade nützlich sind. Es sind die Molche, die Frösche und Kröten, die Schleichen und Nattern. Diese Thiere fressen eine Menge von Würmern, Insekten und deren Larven, so wie viele schädliche Mäuse. Gehen wir zu den Säugthieren, so finden wir hier den Maulwurf, der ihm hie und da vorkommen mag, wodurch er aber weder nützt noch schadet. Sonst frißt er nur die Wasserratte (Mus amphibius) und die Wasserspitzmaus (Sorex fodiens), welche beide nicht auffallend schädlich werden, weil sie nicht so häufig sind, andernheils aber darum auch nicht so häufig als man glauben mag, dem Storche zu Theil werden. Alle andere, schädliche und in Menge vorkommende Mäuse entzieht ihre Behendigkeit und ihr Unterhalt seinen Nachstellungen. Man hat ihm auch nachgesagt, er stelle jungem Geflügel nach; ich habe darüber keine Erfahrung gemacht, gewiß ist es aber, daß Störche ganze Familien junger Enten, welche sich am Wasser umhertrieben, aufgespießt und verschluckt haben, was man lange dem Gabelweih Schuld gab, bis es sich erwies, daß das auf dem Kirchendach des Dorfes horstende Storchenpaar der Thäter war. In Summa: der Storch nützt nicht durch Vertilgung schädlicher Säugthiere, schadet aber an Fischen, Reptilien und Geflügel, und macht auch durch seinen Unrath häufige Reparaturen an den Kirchendächern nöthig. Wer die Größe dieses Schadens genau abwägen will, der kann solches leicht thun, wenn er ein Storchenpaar während der Erziehung seiner Jungen beobachtet; es ist gar nicht schwer, die weggefangenen Thiere für einen Tag zu zählen. Würden noch dazu diejenigen Thiere gezählt, welche der gefräßige Storch fur sich selbst braucht und die ganze Zahl mit dem Bedarf während der ganzen Zeit berechnet, so würde eine Summe herauskommen, welche den Glauben einschränkte, daß so viele Thiere in einer Gegend nur zu finden seien. Die Reptilien aber darum für schädliche Thiere zu halten, weil sie den sonderbaren Ansichten der meisten Menschen von Ekel und Abscheu entsprechen, ist unsinnig und ungerecht und man kann bei dem Schutze, welcher diesem Vogel von dem Menschen zu Theil wird, sagen, daß der letztere die Schlange, welche ihm schadet, im eigenen Busen nähre. Bei dem überall gestörten Gleichgewichte der Natur ist schwer zu entscheiden, welche Thiere zu schonen, und welche zu verfolgen seien; aber durch Festhalten an alten Vorurtheilen und durch die einseitige Auffassung der Lebensweise der Thiere, selbst von Seiten der Gelehrten, werden Mißgriffe fortgepflanzt, woraus nur Schaden erwächst. Der Uhu scheint der schädlichste Räuber Deutschlands, allein der Storch ist schädlicher als er und wenn je die Verfolgung auf das Leben eines Thieres seine Entschuldigung findet, so ist dieses beim Storch der Fall. Daß er gegen den Blitz sichere, wird kein Vernünftiger glauben, weil es den Beweisen der Allmacht und Güte des Schöpfers widerspräche, wenn er einem Thiere diese Macht verliehen hätte, von dessen Willkühr es sodann abhänge, das Haus eines Menschen vor den Wirkungen des Blitzes zu bewahren, während seine Brüder denselben ausgesetzt sein müßten.

Beim schwarzen Storch (Fig. 2) ist nur der Unterleib weiß, der übrige Körper ist schwärzlich, mit einem angenehmen Glanz von Grün und Kupferroth bedeckt, welcher besonders bei dem männlichen Vogel recht hervortritt. Er ist kaum kleiner als der weiße, dessen Länge 3½ Fuß beträgt; das Roth am Schnabel und Füßen ist etwas anders, denn bei jenem. In seiner Lebens- und Nahrungsweise kommt er völlig mit dem weißen überein, ist aber viel scheuer und bewohnt nur Wälder, in deren Nähe Sümpfe und Gewässer anzutreffen sind. Sein großes Nest macht er auf die Gipfel hoher Bäume und legt 2—3 schmutzig grünweiße Eier, etwas kleiner als die des gemeinen Storchs. Seine Heimat ist das östliche Europa; man findet ihn in Ungarn, Polen und der Türkei, in Rußland und Sibirien, selten kommt er nach Frankreich, der Schweiz, Oesterreich, Preußen und Baiern; häufig ist er in Persien, Nubien, Senegambien und im Lande der Kaffern, wohin er sich im Winter begiebt. In Holland, wo der weiße so häufig ist, findet er sich nicht. Dagegen nistet er gewiß auch in Deutschland, wenigstens ist er zur Brütezeit an manchen Orten, auch am Rhein und in Würtemberg am Neckar beobachtet und geschossen worden.

Zu diesem Geschlechte gehören ferner folgende ausländische Gattungen:

Der Marabu (Ciconia marabu), der größte unter allen, durch ganz Indien verbreitet und daselbst hoch verehrt, weil er die Erde vom Aase reinigt. Gleiche Bewandtniß hat es mit dem Argala oder Adjutanten (Ciconia argula). Er geht in den Straßen umher, wird aber oft gefährlich, durch die kräftigen Schnabelhiebe, welche er auszutheilen vermag.

Der javanische (Ciconia javanica) auf Java und Sumatra.

Der Jabiru oder Ringstorch (Ciconia mysteria) im heißen Amerika.

Der senegalische (Ciconia ephippiorhyncha), in Senegambien und Aegypten zu Hause.

Der weißflügelige (Ciconia leucoptera) in Neuholland.

Der Maguari, Tuyuyu und Jaburu (Ciconia maguari), in Brasilien und Paraguay.

Der abdimische (Ciconia abdimii) in Senegambien und Aegypten.

Endlich der weißköpfige (Ciconia umbellata), welcher auf den Inseln Java und Sumatra angetroffen wird und auch im nördlichen Afrika zu Hause ist.

Berge.

Leben Pizarro's.

Sobald die Spanier die Landenge von Darien überschritten und den stillen Ocean entdeckt hatten, erhielten sie eine unbestimmte Kunde vom goldreichen Peru, und ihr Führer Balbao sammelte ein kleines Heer, um die Eroberung und Entdeckung auszuführen. Durch einen vom indischen Rathe eingesetzten Statthalter ward jedoch die Unternehmung vereitelt; Offiziere und Soldaten zerstreuten sich und schlossen sich größeren Theils dem Cortez an; nur Wenige blieben in der Colonie Panama, unter diesen zwei Offiziere, Francisco Pizarro und Diego Almagro, welche an dem früheren Entdeckungsplane beharrlich festhielten, und die mannigfachen Hindernisse einer kleinmüthigen Colonial-Verwaltung, einer unbekannten und gefahrvollen See, des äußersten Mangels und eines tödtlichen Clima's durch Staudhaftigkeit überwanden, und dann mit einer kleinen Zahl von Gefährten ein weites und wohlorganisirtes Reich der Krone Spanien gewannen.

Beide hatten unter ungünstigen Verhältnissen ihre Stellung sich erworben. Pizarro war das uneheliche Kind eines Edelmannes, welcher die Erziehung seines Sohnes so sehr vernachlässigte, daß er diesen die Schweine hüten ließ, Almagro ein Findling, durch Almosen erzogen. Beide hatten vom 17ten Jahre an im Heere gedient, und sich in den europäischen Kriegen Spaniens von der niedrigsten Stellung zu höherem Range emporgeschwungen; sie standen sich gleich an Tapferkeit, an Gewohnheit Beschwerden zu ertragen, und an Kriegserfahrung; ihr Charakter war verschieden; Pizarro eigennützig berechnend, schlau und rachsüchtig; Almagro leichtsinnig und offenherzig. Gleiche Verhältnisse und gleiche Bestrebungen hatten eine genaue Verbindung zwischen den Beiden bewirkt; sie waren als Colonisten in der Gegend von Panama geblieben und sannen dort auf die Ausführung des von der Regierung vorläufigten Entdeckungsplanes. Luque, ein Geistlicher und Schullehrer in Panama, schloß sich ihnen an; die drei schossen ihr Vermögen zusammen und rüsteten ein Schiff, welches als das Erste von Panama aus in den unbekannten Ocean nach Süden steuerte (1524).

Die Fahrt gab kein anderes Resultat, als daß eine genauere Kunde über ein reiches und wohlangebautes Land nach Panama gelangte, um den Muth der Spanier zu neuer Unternehmung anzuregen. Pizarro und seine Leute erduldeten anfangs eine solche Menge von Beschwerden und Mühseligkeiten, daß der größere Theil der Mannschaft zu Grunde ging. Seine Fahrt fiel in die Zeit periodischer Winde, welche seiner Richtung entgegen waren, so daß er unter beschwerlichen Stürmen nur eine geringe Strecke zurücklegte; die Küste bot sandige und felsige Strecken oder unzugängliche Sümpfe; viele Spanier starben aus Hunger oder giftiger Nahrung, oder unterlagen dem Clima. Pizarro, ohnedem durch erfolglose Gefechte mit den Indiern entmuthigt, wagte zuletzt nicht weiter vorzudringen, und hielt an der Küste von Popayan, um den Almagro zu erwarten, welcher mit der Verstärkung eines Schiffes ihn aufzusuchen versprochen hatte. Almagro erreichte ihn am 24. Juni 1525 nach einer eben so mühsamen und erfolglosen Fahrt; beide gaben aber die Unternehmung nicht auf. Pizarro blieb an der Küste von Popayan, Almagro kehrte nach Panama zurück, sammelte eine Verstärkung von 80 Mann und segelte dann, mit Pizarro wieder vereinigt, zur Küste von Quito. Hier ward der Muth der Abenteurer in so weit gestärkt, daß sie ein wohlangebautes Land, und bei der Bevölkerung einigen Reichthum an Gold entdeckten; sie wagten jedoch nicht mit einer geschwächten Mannschaft in das Innere zu dringen. Pizarro blieb aufs Neue mit seinen Leuten auf der Insel del Gallo, dicht an der Küste, zurück, und Almagro segelte wieder nach Panama, um neue Verstärkung und größere Kriegsmittel herbeizubringen. Allein der Statthalter der Colonie verbot ihm jede Werbung und entsandte ein Schiff mit dem bestimmten Befehl an Pizarro, er solle ein unausführbares und vergebliche Opfer an Menschen und Eigenthum erforderndes Unternehmen aufgeben, und nach Panama unverweilt zurückkehren.

Als das Schiff auf der Insel del Gallo anlangte, widersetzte sich Pizarro mit Bestimmtheit. Der größere Theil seiner Leute war aber durch die ertragenen Mühseligkeiten und Entbehrungen entmuthigt, und suchte ihn zur Heimkehr zu zwingen. Pizarro aber blieb unerschütterlich bei seinem Plane, der durch die Rückkehr gänzlich vereitelt wäre. Er zog mit dem Degen eine Linie in den Sand, und forderte von den Muthigsten, sie sollten zu ihm herübertreten und mit ihm bleiben. Zwölfe folgten der Aufforderung, die Uebrigen kehrten heim.

Mit dieser geringen Mannschaft begab er sich in einem Kahne auf die nahe gelegene und unbewohnte Insel Gorgona, lebte dort mehrere Monate von Schalthieren und von der Jagd, und erwartete Hülfe von Almagro. Als der Mangel der dreizehn einen solchen Grad erreicht hatte, daß sie auf einem Floße in das Weltmeer zu steuern beschlossen, erschien Almagro mit einem Schiffe und die Unternehmung wurde wieder aufgenommen. Die Spanier fuhren über die Linie hinaus, und landeten in Tumbez, einem ansehnlichen Orte, der ihnen eine Anschauung von dem Zustande und den Schätzen des ganzen Reiches bot. Die Gegend war sorgfältig bebaut und stark bevölkert; der Ort enthielt eine steinerne Festung und einen mit Gold und Silber gefüllten Tempel. Die Einwohner schienen unkriegerisch und zum friedlichen Verkehr geneigt; der Reichthum an edlen Metallen war so bedeutend, daß diese zu den gewöhnlichsten Geräthschaften des täglichen Lebens verbraucht wurden. Das Gesehene erhöhete den Muth der Abenteurer; Pizarro steuerte noch einen Theil der Küste entlang, hielt aber seine Kräfte für ungenügend, um eine ernstliche Unternehmung gegen ein volkreiches und wohl organisirtes Land zu beginnen; er kehrte nach einer beinahe dreijährigen Fahrt nach Panama zurück und überbrachte die Nachricht der Entdeckung, deren Wahrheit er durch mitgenommene Gold- und Silbergeschirre, durch Proben der Industrie jener Völker, und durch einige Eingeborene erwies, die er an Bord genommen hatte, damit sie die spanische Sprache erlernten, und bei späteren Unternehmungen als Dollmetscher dienten.

In Panama fand er jedoch bei dem Statthalter keine günstige Stimmung. Dieser weigerte sich bestimmt, eine Ausrüstung zu erlauben, welche dem Gedeihen der von ihm regierten Colonie durch Entziehung von Colonisten schädlich sein könnte. Es blieb nichts Anderes übrig, als daß Pizarro nach Spanien reiste, und dort bei Hofe eine Vollmacht für die Unternehmung erlangte. Die Mittel der drei Verbündeten aber waren erschöpft; sie vermogten kaum das Reisegeld aufzubringen, und mußten die Beförderung ihrer Plane vom Glücke erwarten.

Als Pizarro in Spanien anlangte (1529), waren ihm die Umstände günstig; die Stimmung der Regierung und der Nation war wegen der Eroberung Mejico's ähnlichen Unternehmungen geneigt; die mitgebrachten Proben und des Pizarro's Bericht überzeugten Carl V. und ließen ihn Maßregeln treffen, wodurch er die Hindernisse entfernte, welche die Verwaltung der Colonie den Abenteurern hätte verschaffen können. Der Statthalter in Panama erhielt Befehl, die Ausrüstung Pizarro's in jeder Hinsicht zu befördern; dieser war gerade zu der Zeit eingetroffen, worin Cortez, durch seine (des Cortez) Mutter mit ihm verwandt, auf seiner ersten Reise nach Spanien sich bei Hofe aufhielt. Cortez lieh seinem Vetter, der ein ähnliches Unternehmen wie das seine beabsichtigte, eine bedeutende Geldsumme, und setzte ihn somit in Stand, die Verbindlichkeiten, welche der Hof in Betreff der Ausrüstung ihm auflegte, wenigstens theilweise zu erfüllen. Uebrigens erwies Pizarro schon jetzt dem Almagro gegenüber seinen eigennützigen Charakter; für sich erwirkte er eine Statthalterschaft vom Fluß Santiago in Popayan an gerechnet in der Länge von 200 Meilen; Luque, der ihm als Geistlicher nicht im Wege stand, erhielt durch seine Veranlassung das höchste Bisthum in dem zu erobernden Lande; Almagro aber ward gänzlich übergangen. — Von mehreren Offizieren und vier Halbbrüdern, Juan, Hernando, Gongalo Pizarro und Francisco de Alcantara, begleitet, kam er nach Panama zurück. Almagro war über das Benehmen seines Gefährten empört, ließ sich aber durch das Versprechen einer unabhängigen Statthalterschaft wieder beschwichtigen. Die Ausrüstung ward eifrig betrieben, und gegen Ende des Jahres 1531 waren 186 Soldaten, worunter 37 Reiter, versammelt. Pizarro begab sich mit drei Schiffen in See, und Almagro blieb auf's Neue zurück, um Verstärkungen anzuwerben, und dieselben seinem Verbündeten zuzuführen.

Die Fahrt war günstig; Pizarro landete nördlich von Tumbez, in der Bai San Mateo, und begann sogleich ein Verfahren, welches dem Benehmen des Cortez durchaus entgegengesetzt war; er trat als Eroberer auf, erheischte die Unterwerfung der Eingebornen mit Gewalt, und verfuhr mit unerhörter Raubsucht. Am 14. April ward eine ziemlich bevölkerte Ortschaft, Coaqui, überfallen und ausgeplündert; die Beute betrug 30,000 Pesos nnd aller Zweifel über den Reichthum des Landes war gehoben. Pizarro entsandte sogleich 2 Schiffe nach Panama und Nicaragua mit einem Theil der Schätze, indem er vorhersah, daß die Nachricht von seinem Gewinn ihm bedeutende Verstärkungen zuführen werde. Auch langte schon nach wenigen Monaten ein kleines Corps unter den Hauptleuten Hernando de Soto und Sebastian Belalcazar bei ihm an. Der Raubzug ging ungehindert die Küste entlang nach Süden weiter; das Reich war durch einen Bürgerkrieg erschüttert, so daß dem äußeren Feinde ein freies Spiel verblieb. Nach siegreichen Kämpfen ward große Beute auf der Insel Puna und in Tumbez gewonnen; die Gewaltthätigkeit und Raubsucht der Truppe wurde bei jeder Gelegenheit durch das Verfahren des Führers gesteigert. Dieser erhielt endlich in Tumbez eine vollständige Kunde über die Verhältnisse des Landes; er hätte zu keiner günstigeren Zeit die Eroberung beginnen können. Der rechtmäßige Fürst war kürzlich seines Thrones beraubt und gefangen, und ersuchte ihn durch Boten um seinen Beistand. — Die Verhältnisse des Landes aber waren folgende:

Bei Pizarro's Landung umfaßte das Reich Peru den größeren Theil der westlichen Seite von Südamerika, vom stillen Ocean bis zu den unzugänglichen Anden in Osten, und von den Pampas-Ebenen bis zum Fluß Maulle (Chili) im Süden. Es war durch eine Eroberung vor ungefähr 4 Jahrhunderten entstanden, indem es sich vom Thale Cuzco's aus mit einer eigenthümlichen Civilisation allmählich ausbehnte, welche in so fern für jene Völker besonders geeignet erscheint, da

die Jesuiten in Paraguay auf ähnlicher Grundlage eine Cultur der rothen Rasse mit dem glücklichsten Erfolge später erschufen. So weit die Nachrichten reichen, bestand zuerst im Thale Cuzco's ein kleiner Staat, worin Religion und Regierung auf solche Weise verbunden waren, daß alle Verhältnisse von einer abgesonderten und herrschenden Priesterkaste, den Inca's, unter Verwaltungsformen geleitet wurden, welche einerseits einen gewaltthätigen Despotismus, andererseits eine auf Billigkeit begründete Milde, und überall das Uebergewicht einer sogar unvollkommenen Civilisation über die rohe Kraft verwilderter Stämme erwies. Die Entstehung jener Kaste ist ungewiß; den Indiern galt sie als göttlichen Ursprungs, unverletzbar und heilig; sie war in der Art vom Volke gesondert, daß sie sogar ihre eigene Sprache redete. Sie bot vom höchsten Fürsten und Priester an eine Reihenfolge der höchsten Beamten, und leitete die zum strengsten Gehorsam erzogene Volksmasse, deren Cultursufe von ihr ausgegangen, und allen Stämmen des Reiches unter einer Reihenfolge von 13 Regenten durch Waffengewalt aufgedrungen war.

Religion und Verwaltung standen im genauesten Zusammenhange. Als sichtbarer Gott galt die Sonne; die herrschende Kaste, vor Allem die Regenten, als ihre Söhne und Nachkommen; Gehorsam gegen dieselbe war somit zugleich religiöse Pflicht. Der Sonnendienst ward durch Pracht, Reichthum und äußere Zeichen der Inca's gehoben; die Tempel, zugleich mit den Wohnungen der Inca's, bestanden, im Gegensatz zu den Hütten des Volkes, in großen steinernen Gebäuden, an den inneren Wänden häufig mit Gold- und Silberschmuck überdeckt; Kleidung und Nahrungsweise boten ähnliche Unterschiede; zwei Drittheile des vom Volke bebauten Bodens gehörten mit dem Ertrage als ausschließliches Eigenthum dem Tempel und der Kaste. So wie Gehorsam gegen die Regierung der Letzteren als religiöse Pflicht beobachtet wurde, so auch eine jede von ihr vorgeschriebene und geleitete Handlung des gewöhnlichen Lebens, vor Allem der Ackerbau, die Grundlage des ganzen Culturſystems. Von der ganzen Volksmasse nach bestimmten Vorschriften betrieben, stand er in solcher Blüthe, daß mehrere Theile des Landes einem Garten glichen (z. B. das Thal von Jauja), und daß selbst die unfruchtbaren Gebirge mancher Distrikte durch künstlich angelegte Terrassen bis zur Linie der Vegetation benutzt wurden. Der Ackerbau (von Mais, Wurzeln, Knollen-Gewächsen, Palmarten u. s. w.) verlieh übrigens dem Volke kein bestimmtes Eigenthum. Der Ertrag ward in Vorrathshäuser abgeliefert, und von den Beamten nach bestimmten Formen vertheilt. Besonderes Eigenthum ward allein durch ein Geschenk im Namen des Fürsten oder der Kaste erworben. Dasselbe galt von den Heerden eines in Peru gewöhnlichen und auch zum Lastträgen benutzten Hausthieres, des Llama, dessen Wolle unter ähnlicher Leitung zu Gewändern verarbeitet und vertheilt wurde. — Die Verwaltung war vollkommen geordnet. Bei der steten Beaufsichtigung des Volkes war ein Heer von niederen und mittleren Beamten erforderlich, welche diesem gegenüber, wenn auch den Inca's untergeordnet, einen höheren Stand, gewissermaßen einen Adel bildete, und durch Vorrechte, wie durch äußere Zeichen sich unterschied. Diese Beamten standen in immerwährender Verbindung mit dem Mittelpunkte der Regierung in Cuzco, so daß die Ueberbringung von Befehlen auf Straßen mit Postenlinien u. s. w. bis zu den äußersten Theilen des Reiches ohne Unterbrechung von Statten ging. Ein zahlreiches und durch Disciplin den Barbaren überlegenes Heer wachte über Erhaltung der Ruhe; steinerne Festungen, in bestimmten Zwischenräumen angelegt, bildeten die Stützpunkte, von wo aus die Beaufsichtigung des Volkes mit Gewalt durchgeführt werden konnte. Die Truppen selbst bestanden größeren Theils aus unterworfenen und in fremde Provinzen versetzten Völkerschaften, welche mit den Eingeborenen eher in einem feindlichen wie freundschaftlichen Verhältnisse sich befanden, so daß ein Einverständniß Beider zum Aufstande unmöglich war. Die Bewaffnung dieses Heeres war ungefähr dieselbe, wie im übrigen Amerika, Bogen und Pfeile, Schleudern, Lanzen mit Feuersteinen und Keulen, oft mit goldenem und silbernem Knaufe. — Die eigentliche Volksmasse der Freien war durch jene unter steter Beaufsichtigung durchgeführte Cultur zu einem Ganzen verschmolzen, obgleich aus den verschiedensten Stämmen ursprünglich bestehend. Eine allgemeine Sprache war ihr eben so mit Gewalt aufgedrungen, wie die ganze Civilisation, Religion und Staatsverfassung. Ein unerbittlicher Despotismus hatte diesen Zweck oft mit Ausrottung ganzer Völkerschaften (z. B. in Puna), gewöhnlich mit deren Zertheilung in ganzen Reiche bezweckt. Die strengsten Gesetze verhinderten jede besondere und allgemeine Bestrebung, die socialen Verhältnisse zu verändern, oder die vorgeschriebenen Formen auch nur im Geringsten zu überschreiten. Todesstrafe stand auf die unbedeutendsten Vergehungen. Im Allgemeinen scheint jedoch ein ziemliches Wohlbehagen unter der freien Bevölkerung geherrscht zu haben; im Beginn der spanischen Herrschaft zeigte sich wenigstens eine große Anhänglichkeit an die Inca's. Die stete Beaufsichtigung, der Staatsverfassung von China vergleichbar, hatte jedoch die Bevölkerung entnervt. Es fand sich bei ihr ein vollkommener Mangel an kriegerischem Muth, wodurch den Spaniern ein so leichtes Spiel, wie sonst nirgends auf dem Festlande Amerika's, geboten wurde. — Endlich bestand neben dem freien Stande eine Masse von Sclaven, zu den härtesten Arbeiten bestimmt, welche von jenen eben so gesondert war, wie die übrigen Stände unter einander.

Jenem Grade der Civilisation von Staat und Gesellschaft entsprach ein eben so unvollkommener und eigenthümlicher Zustand der Gewerbe. Die Bauart der steinernen Inca-Paläste, der Sonnentempel und Festungen war von derselben Art, wie man sie in den uralten Resten Europa's findet (Cyklopenbau). Große Steinblöcke, wie sie die Naturgewalt vom Felsen gelöst hatte, waren ohne Kitt übereinander gefügt, indem diejenigen Blöcke sorgfältig ausgewählt waren, deren Fugen eins-

germaßen in einander paßten. Sie wurden durch Sclavenarbeit ohne Maschinerie herbeigeschleppt und über einander gelegt, nach den Nachrichten der Inca's gewöhnlich mit dem Verluste von vielen Menschenleben. Die Dächer bestanden aus Röhrigt. — Das besondere Erstaunen der Spanier erregten die künstlich angelegten Landstraßen, worunter hauptsächlich 2 durch ihre Größe bemerkbar waren. Die eine führte über Cuzco von Chili aus bis Pasto (in Quito), die andere von Chili aus bis zum Piura-Fluß die Küste entlang. Die erstere war besonders mühsam über die Anden, durch Felsen und über Bergströme angelegt, indem bei den letzteren die auch noch jetzt in Peru gewöhnlichen Brücken aus dem Geflecht von biegsamen Zweigen den Uebergang möglich machten. Sie war 900 spanische Meilen lang, 25 Fuß breit, und größeren Theils mit Bäumen bepflanzt. Alle 4 Meilen fanden sich Vorrathshäuser mit Lebensmitteln. Die zweite Straße führte größtentheils durch Sandstrecken; sie war weniger künstlich, und die Richtung oft allein durch Pfähle angegeben. — Die Bearbeitung der edlen Metalle war den Peruanern bekannt. Sie bedienten sich derselben zum Schmuck und zu Gefäßen; Gold- und Silberbleche bedeckten oft die Wände der Tempel und Paläste. Gold wurde durch Waschen, Silber dagegen auch in Gruben gewonnen, da die Peruaner die Läuterung des Erzes, wenn auch in einem rohen Verfahren verstanden. Der Gebrauch des Eisens war unbekannt; zu schneidenden Instrumenten diente der Feuerstein. Eine Art Schrift war schon durch die genau zusammenhängende Verwaltung nothwendig; sie scheint auch nur zu dem Zweck ausgebildet worden zu sein, und mehr zur Berechnung, zur Ueberbringung von Befehlen und Berichten, wie zur Aufzeichnung anderer Begriffe gedient zu haben. Sie bestand aus Knoten, deren Schlingung, Reihenfolge, Zahl und Farbe, so wie die Länge der Fäden eine bestimmte Bedeutung für einzelne Dinge gaben. Die Aufbewahrung der Erinnerungen geschah in Liedern, durch welche die Grundzüge der Inca-Geschichte den Spaniern überliefert wurden.

Wie erwähnt, hatte sich das Reich vom Thale Cuzco's, und zwar unter 13 Regenten allmählich über die ungeheure Strecke hin ausgedehnt, die es bei der Ankunft Pizarro's einnahm. Der 13te Regent, Huano Capac, hatte Quito unterworfen, und damit die äußerste Grenze für den Staat der Inca's erreicht. Sein Tod hatte unmittelbar vor der Landung der Spanier stattgefunden, und eine Zerrüttung im Inneren bewirkt, welche vielleicht der bestehenden Verfassung eben so ein Ende gemacht hätte, wie die Gewalt des äußeren Feindes. Nach der Eroberung Quito's hatte er sich mit einer Eingeborenen der unterworfenen Provinz vermählt, und in seinem Testamente dem Sohne aus dieser Ehe, Atahualpa, Quito als abgesondertes Reich hinterlassen, während dem rechtmäßigen Erben aus einer Inca-Ehe, Huascar, das übrige Peru zugetheilt wurde. Diese Verletzung der hergebrachten Regierungsform, nach welcher der Besitz der höchsten Gewalt auf Reinheit der Kaste beruhete, bewirkte sogleich Verwirrung im Reiche. Die herrschende Kaste läugnete die Gültigkeit des Testamentes, und der Inca Huascar verlangte von seinem Bruder Unterwerfung unter das Reichsgesetz. Atahualpa gewann die Führer des Heeres im Norden, und antwortete mit einem Marsch nach Cuzco, den er in solcher Schnelle ausführte, daß Huascar die Kriegsmacht des übrigen Reiches nicht schnell genug zusammenziehen konnte, und daß seine vereinzelten Heerhaufen in 3 Gefechten vernichtet wurden. Huascar ward gefangen; Atahualpa, der die Abneigung der herrschenden Kaste gegen ihn als einen Bastard sehr wohl kannte, berief darauf die Inca's des ganzen Reiches unter dem Vorwande nach Cuzco, er wolle seinen Bruder wieder einsetzen und die Herrschaft über Quito sich gesetzlich übertragen lassen. Als die herrschende Kaste dem größeren Theile nach versammelt war, ließ er ihre anwesenden Mitglieder niederhauen, und gab entsprechende Befehle für das ganze Reich. Sogar Weiber und Kinder wurden nicht verschont, und nur wenige entwichen. Den Huascar und 2 jüngere Brüder ließ er jedoch am Leben, wahrscheinlich um sie zur Unterwerfung des Landes zu benutzen. Alles dieß geschah, während Pizarro in Puna und Tumbez plünderte, und war der Grund, weßhalb er keinen Widerstand von Truppen fand. Er bemerkte sehr wohl die Verwirrung, welche jene Nachrichten unter den Peruanern bewirkten, und faßte ohne Zweifel sogleich den Entschluß, diese Unruhen zu benutzen. Seitdem ihn der abgesetzte Inca um Beistand ersucht, und somit einen Vorwand zur Einmischung in die inneren Angelegenheiten geboten hatte, beschloß er einen Marsch in das Innere, ließ eine kleine Colonie, am Piura-Fluß, die er San Miguel nannte, zurücke damit die Verstärkungen aus Panama einen sicheren Landungsplatz besäßen, und setzte sich mit 62 Reitern und 102 Infanteristen in Bewegung.

Sein Marsch ging auf Cajamalca, einen 12 Tagereisen entfernten, mit einem Inca-Palast und einer Festung versehenen Ort, in dessen Nähe Atahualpa lagerte und ein Heer zusammenzog. Beide Theile hegten offenbar die Absicht, durch List einander zu vernichten; Pizarro stand dem Inca an Trenlosigkeit gleich und war ihm an Verschlagenheit überlegen. Atahualpa kannte sehr wohl die Ereignisse der Küste, und schien die Waffen der Spanier etwas zu fürchten; alle Berichte stimmen darin überein, daß er sich seiner ungebetenen Gäste auf wenig gefahrvolle Weise durch einen Hinterhalt zu entledigen hoffte: sein Verfahren in Cuzco gegen seine Kaste und überhaupt die spätere Kampfart der Peruaner, welche überall weniger in offenem Angriff wie durch Ueberraschung ihren Feinden entgegentraten, scheint diese Angabe vollkommen zu bestätigen, wenn die Spanier auch keine anderweitigen Andeutungen über den Plan erhalten hätten. Andererseits schien sich der Inca für vollkommen sicher zu halten, da er sich in der Mitte eines Heeres von 40,000 Mann einer Handvoll Fremden gegenüber befand, deren Ueberlegenheit über sein zahlreiches Heer von ihm noch nicht erkannt war. Somit ließ

er sie durch eine 20 Meilen lange Sandwüste und durch Bergpässe ziehen, wo des Pizarro Untergang im Kampfe gewiß gewesen wäre*). Pizarro dagegen, welcher die Absicht seines Feindes sehr wohl durchschaute, hatte offenbar von Anfang an des Cortez Verfahren gegen Montezuma vor Augen, und suchte sich der Person des Fürsten um jeden Preis zu bemächtigen.

Gesandtschaften gingen hin und her. Atahualpa verlangte, die Fremden sollten ihren Raub wieder herausgeben und das Land verlassen; Pizarro gab eine ausweichende Antwort, und erklärte, zuvor müsse er als Gesandter seines Fürsten den Inca sprechen. Beide Theile suchten sich auszukundschaften; zuletzt ließ der Inca die Spanier am 15. November 1533 in das von den Peruanern geräumte Cajamalca, wie in eine Falle einziehen, und traf Maßregeln, sie am folgenden Tage zu überraschen; er selbst ließ dem Pizarro sagen, er wolle ihn unter der Bedingung besuchen, daß die Reiterei und der größere Theil der Truppen nicht gerüstet und versammelt aufgestellt werde. Zugleich gab er einem seiner Feldherren Befehl, durch ein anderes Thor gewaltsam in den Ort zu dringen, so daß die Spanier von zwei Seiten sollten angegriffen werden. Allein Atahualpa war bei seinen eigenen Unterthanen so verhaßt, daß Pizarro gleich nach seinem Einzuge die genaueste Warnung von Peruanern erhielt; er traf demgemäß seine Maßregeln, stellte das Geschütz an passenden Orten auf, versteckte seine Reiterei und den größten Theil seiner Truppen in Häusern und Höfen, behielt selbst nur 15 Mann zu Fuß in seiner Nähe, um den Inca zu empfangen. Ein Schuß sollte Allen das Zeichen zur Vereinigung, zur Besetzung der Thore und zum Angriff geben.

Der Inca erschien am Abend des 16. Novembers. Ein Schwarm von Indiern, wie die Spanier sagen, mit verstreckten Waffen, ging ihm voraus, einige Tausende folgten und wurden eingelassen; er zeigte sich in höchster Pracht, und mit einem Reichthum, wie ihn die Spanier sogar in Mexico nicht gesehen hatten. Pizarro hielt sich entfernt und sandte ihm seinen Kaplan, Valverde, einen Dominikanermönch, entgegen. Dieser hielt dem Inca eine lange Rede vom Sündenfall, von der Erlösung, von den Rechten des apostolischen Stuhles, und von dem Geschenke, welches der Pabst dem Könige von Spanien mit den Reichen Amerika's gemacht habe. Er forderte ihn somit zur Unterwerfung auf**). Atahualpa, der die lange und größtentheils unvollständig verdollmetschte Rede nicht begriff, verstand jedoch sehr gut den Schluß, und fragte erstaunt, woher sich das Recht, sein Land zu verschenken, herschreibe. Der Mönch gab ihm sein Brevier; der Inca hielt es an sein Ohr, und warf es dann mit den Worten: Es sagt mir Nichts, auf den Boden. Sogleich rief der Mönch den Spaniern zu: Auf sie ein! (A ellos!) Die Geschütze donnerten, die Reiterei brach hervor, die Thore wurden besetzt, die außen stehenden Truppen zurückgeworfen, und Pizarro stürzte sich mit seinen 15 Mann auf den Inca. Die Indier von verschiedenen Seiten her angefallen, durch den Donner der Geschütze und die unbekannten Pferde erschreckt, wagten keinen Widerstand; 2000 wurden niedergehauen, Atahualpa bei den Haaren von seinem Tragsessel gerissen und zum Gefangenen gemacht. Bis zum Beginn der Nacht dauerte das Gemetzel; von Allen her wurde kein Versuch, den Fürst zu retten, gemacht, sobald die dort aufgestellten Truppen den Erfolg innerhalb der Festung merkten.

Atahualpa ward anfangs gut behandelt; die Spanier erwiesen ihm fürstliche Ehren, und erlaubten ihm den Verkehr mit seinen Beamten, so daß der Gang der Regierung nicht unterbrochen wurde. Schon am folgenden Tage ward er mit der Hoffnung, seine Freiheit wieder zu erlangen, getröstet. Als er die Freude der Sieger bei Vertheilung der Beute von Gold und Silber (60,000 Pesos) bemerkte, bot er ein Lösegeld, welches die Erwartung der Spanier von den Schätzen Peru's noch übertraf. Er versprach das Zimmer, worin er sich befand, einen Raum von 22 Fuß Länge und 16 Fuß Breite, so hoch seine Arme reichten, mit Gefäßen aus edlen Metallen anzufüllen, im Fall man ihn unter dieser Bedingung die Freiheit gebe. Pizarro ging dieselbe begierig ein, jedoch offenbar in der Absicht sie nicht zu halten; augenscheinlich war es sein Zweck, durch dieses Mittel eine ungeheure Masse edler Metalle desto sicherer und schneller zu erlangen, und dann die bürgerlichen Unruhen des Reiches zur Unterwerfung zu benutzen.

Wie erwähnt, wurde die Regierung des Reiches durch die Gefangennehmung des Atahualpa nicht unterbrochen; ohne Aufenthalt geschahen die Einlieferungen von Schätzen aus allen Theilen des Reiches; der Schlag von Cajamalca war aber für das Uebergewicht der Spanier so entscheidend, daß Pizarro einige Reiter unter Soto nach Cuzco zum Rekognosciren entsenden konnte, welche ungehindert zurückkehrten, und die Habsucht Aller durch die Kunde vom Reichthum jener Stadt entzündeten. Bald auch erlangte Pizarro Verstärkung. Almagro landete mit einigen hundert Mann in San Miguel und erschien in Cajamalca. Atahualpa begann jetzt an der Wiedererlangung seiner Freiheit zu zweifeln; die Verstärkung bewies ihm, daß die Macht Pizarro's sich immer vermehren würde; außerdem ward ihm hinterbracht, daß Soto bei seinem Bruder Huascar in Cuzco gewesen, und mit diesem in Unterhandlung getreten sei. Um sich der von dorther drohenden Gefahr zu entledigen, fügte er ein neues Verbrechen zu dem früheren hinzu. Huascar ward auf seinen Befehl ermordet.

Mittlerweile wurde das Lösegeld eingebracht. Die Summe überstieg Alles, was die Spanier bisher an Schätzen in Amerika gewonnen hatten. Das königliche

*) Dieß sieht man wenigstens aus den Berichten des berühmten Reisenden Ulloa, der ungefähr 200 Jahre später denselben Weg wie Pizarro zurücklegte.

**) Diese sonderbare Rede war die Umschreibung eines eben so sonderbaren Formulars, welches die Beamten des indischen Rathes zum Gebrauch der Eroberer bei Fällen wie der in Cajamalca 1509 entworfen hatten.

Fünftheil ward abgezogen, Almagro's Truppen erhielten 100,000 Pesos, und dennoch betrug die Summe, welche unter Pizarro's Soldaten vertheilt wurde, 1,528,000 Pesos. Jeder Reiter erhielt 8000, jeder Infanterist 4000. Weder früher noch später hat sich ein Beispiel ergeben, daß ein solcher Schatz von einer so kleinen regelmäßigen Truppe als Beute gewonnen ward. Ein Schwindel bemächtigte sich der Abenteurer, allein ihre Habsucht ward eher gesteigert wie befriedigt, und der Feldherr, geldgierig und gewaltthätig, gab der Gesinnung seiner Truppen eine Richtung, welche eher dem Verhalten von Barbaren, wie der Denkungsweise einer ritterlichen und civilisirten Nation entsprach.

Unmittelbar nach Vertheilung der Beute traf Pizarro Maßregeln, um seine Stellung als Statthalter des entdeckten Reiches der Krone Spanien gegenüber zu sichern, sein Heer zu vermehren, und die Unterwerfung des Landes fortzusetzen. Zu den beiden ersteren Zwecken entsandte er seinen Bruder Hernando mit dem königlichen Fünftheil der Beute und außerdem mit einem reichen Geschenke an Carl V. nach Spanien; in letzterer Absicht begann er eine Handlungsweise, welche seinen Namen braudmarkt; er entledigte sich des Inca durch ein Prozeßverfahren, welches dem Meuchelmorde gleich kam.

Wegen der Gefangennehmung Atahualpa's mag man den Pizarro rechtfertigen, denn es handelte sich in Cajamalca um den Umstand, wer von Beiden den Anderen am erfolgreichsten überlisten könne; der Tod des Inca war ein Verbrechen. Die Beweggründe sind nicht ganz klar, denn die Quellen sind hier weder so vollständig, noch in derselben Weise von Augenzeugen verfaßt, wie bei Cortez *). Offenbar war Atahualpa dem Pizarro zur Last, denn er beabsichtigte einen Zug nach Cuzco, und wollte die zur Bewachung des Fürsten nothwendigen Truppen nicht entbehren. Wahrscheinlich hat er auch die Ueberzeugung gehegt, jener Inca könne ihm wegen der Stimmung seiner Unterthanen nicht mehr von Nutzen sein; ein jüngerer Bruder des Huascar werde ihm besser bei der Unterwerfung dienen. Persönliche Rachsucht Pizarro's soll hinzu gekommen sein, da der Inca ihn bei einer Gelegenheit, wo Pizarro seine Unkenntniß des Lesens und Schreibens eingestehen mußte, in Gegenwart seiner besser erzogenen Soldaten beschämte. Auch Almagro mit seinen Leuten scheint nicht schuldlos zu sein. Diese hatten, wie erwähnt, einen geringen Antheil von der Beute bekommen, und besorgten, nach Zarate, so lange Atahualpa lebe, werde man allen ferneren Gewinn zum Lösegelde schlagen und sie dadurch betrügen. Endlich soll eine Intrigue des indischen Dollmetschers hinzu gekommen sein, welcher die Aussagen der Zeugen verfälscht zu haben scheint. Als Rechtfertigung Pizarro's ward der Umstand angegeben, Atahualpa habe sich mit Gewalt befreien wollen; nach Jerez verrieth ein Kazike den Anschlag. Allein diese Angabe ist unwahrscheinlich; auch gab Atahualpa zur Antwort: Er sei ja in Pizarro's Gewalt, und wisse sehr wohl, daß dieser ihn tödten lassen könne, sobald er einen Ueberfall der Indier zu seiner Befreiung bewirken wolle.

Unmittelbar nach Hernando Pizarro's Abreise begann der Prozeß des Inca. Pizarro und Almagro setzten sich mit 2 Offizieren als Richter ein, und ließen auch einige Formen des spanischen Gerichtsverfahrens beobachten, jedoch augenscheinlich in der Absicht, dieselben nur des äußeren Scheines wegen zu beobachten. Die Klagpunkte bezogen sich außer dem genannten Anschlag des Atahualpa sich zu befreien, auf dessen Verfahren vor der Ankunft der Spanier, oder auf die Sitten des Landes, Abgötterei, Vielweiberei u. s. w., endlich sogar auf dessen frühere Verschwendung, wodurch er die Beute der Spanier vermindert habe. Man weiß nicht, ob man mehr über die Abgeschmacktheit, wie über die Gewissenlosigkeit des Verfahrens erstaunen soll. Der einzige haltbare Klagpunkt war die Ermordung Huascar's; allein Atahualpa galt, obgleich gefangen, den Spaniern als Fürst, und sie besaßen somit kein Recht, ihn wegen der Ausübung seiner Souverainetätsrechte zu verurtheilen. — Der Prozeß ward in ähnlicher Weise geführt. Die Richter verstanden vollständig keine einzige Zeugenaussage, und diese wurden ohnedem vom Dollmetscher verdreht. Nichts desto weniger wurde Atahualpa zum Feuertode verurtheilt; sein Uebertritt zum Christenthum milderte sein Schicksal nur in so weit, daß ihn Pizarro erdrosseln ließ. — Es gereicht übrigens der spanischen Nation zur Ehre, daß dieß ganze Verfahren gleich anfangs eine Menge Leute empörte. Die Truppen Pizarro's geriethen in heftige Aufregung; mehrere derselben, worunter 11 Offiziere, protestirten dagegen öffentlich als eine schreiende Ungerechtigkeit, welche ihrer Nation zur Schande gereiche, und verlangten, der Inca solle wenigstens nach Spanien gesandt werden. Im Mutterlande wurde ein ähnlicher Eindruck bewirkt, als die Nachricht anlangte. Wie aus dem Schluß von Jerez Bericht und aus anderen Quellen erhellt, hielt man die glücklichen Abenteurer für einen Haufen gewissenloser Raubgesindels, und die späteren Geschichtsschreiber (Herrera) schämen sich offenbar über das Verfahren Pizarro's.

Der Tod Atahualpa's veranlaßte eine allgemeine Verwirrung; die Sclaven machten sich frei, das Volk plünderte die Vorrathshäuser, und einzelne Truppenführer erklärten sich für unabhängig. Als Pizarro nach der Hauptstadt Cuzco vordrang, wurde an einen allgemeinen Widerstand nirgends gedacht; drei Heerhaufen, die gegen ihn in Waffen erschienen, wurden leicht überwältigt und zersprengt; die Volksmasse unterwarf sich in der Ueberzeugung, das Reich der Inca's habe sein Ende erreicht. Die Unmenschlichkeiten währten übrigens fort; die Bewaffneten wurden der Mehrzahl nach niedergemacht; Pizarro ließ einen ehemaligen Feldherrn

*) Die einzigen Augenzeugen sind Sancho und Jerez, welche jedoch unvollständige Berichte geben; der des letzteren reicht allein bis zum Tode Atahualpa's. Die besten Quellen sind aus zweiter Hand: Zarate (1550), Gomara (1554), der Inca Garcilaso de la Vega (1602) und Herrera (1615).

Atahualpa's unter dem Vorwande des Einverständnisses mit den kriegführenden Indiern lebendig verbrennen. — Die Hauptstadt ward nicht vertheidigt. Als Pizarro sich nahete, plünderten die Indier die Tempel und Paläste, zerstreuten oder versteckten den größeren Theil der Schätze, und entzündeten die Stadt. Allein es gelang den einbringenden Spaniern den Brand zu löschen, und ihre Beute war noch immer so bedeutend, daß sie das Lösegeld Atahualpa's noch überstieg.

Eben so siegreich und schnell geschah die Eroberung Quito's durch Belalcazar, welcher von Pizarro in San Miguel zurückgelassen, nach Ankunft von Verstärkungen aus Panama zur Eroberung des Landes sich in Marsch setzte, wo der Führer des peruanischen Heeres eine unabhängige Herrschaft zu begründen suchte. Belalcazar überwältigte unaufhaltsam einen größeren Widerstand, wie ihn Pizarro fand, erstürmte hartnäckig vertheidigte Verschanzungen in der Nähe der Hauptstadt, fand diese aber am nächsten Tage verlassen und gänzlich ausgeräumt. Die Einwohner hatten die Metallschätze verborgen und waren in die Gebirge geflohen. Belalcazar ließ sie verfolgen und verfuhr noch brutaler wie Pizarro. Die Gefangenen wurden gefoltert, um Schätze zu erpressen, oder niedergemacht; in mehreren Dörfern wurden sogar die Weiber und Kinder ermordet.

Nach der Eroberung Cuzco's unterwarf sich der größere Theil des eigentlichen Peru und Pizarro begann ungehindert dessen Organisirung als spanische Colonie. Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er von jetzt an die Unmenschlichkeit gegen die Indier beendigte, und daß er in seinen Einrichtungen einen Scharfsinn, eine Thätigkeit und Gewandtheit in den Geschäften erwies, welche die Ueberlegenheit seiner Geisteskräfte um so mehr beurkundeten, da er in seiner Jugend durchaus keine Erziehung erlangt hatte. In Betreff der unterworfenen Indier veränderte er Nichts an den frühern Einrichtungen, wobei er offenbar den Zweck im Auge hatte, dieselben für die Organisation des Landes zu benutzen. Er setzte einen Bruder Huascar's, Mango Capac, als Nachfolger Atahualpa's ein, und bemühete sich, die Feindschaft und gegenseitige Erbitterung der Eingeborenen, die sich aus der Zerüttung der letzten Jahre ergeben hatte, durch eine allgemeine Aussöhnung der Häupter zu beschwichtigen. Den Sonnendienst ließ er nicht allein bestehen, sondern gab auch dem Oberpriester seine Bestätigung, so daß er den religiösen Eifer der damaligen Spanier nicht sehr getheilt haben muß. Andererseits unterließ er im Gefühle der Sicherheit auch die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln, um einen spätern Aufstand zu verhindern: wie es scheint, lag es in seinem Charakter, daß er im Selbstbewußtsein seiner Macht seine sonstige Berechnung aufgab, und sich einer gewissen Sorglosigkeit überließ, die ihm auch später, seinen spanischen Feinden gegenüber, zum Schaden gereichte. — Die Einrichtung der Verwaltung ward unter seiner Leitung mit Schnelle durchgeführt. Er ließ das Land von seinen Truppen durchziehen und untersuchen, bestimmte die Abgaben, ernannte Behörden u. s. w. Alle seine Maßregeln ließen sich um so wirksamer durchsetzen, da beinahe mit jedem Monate bedeutende Verstärkungen, durch das Gerücht der reichen Beute herbeigelockt, in Peru anlangten*). Die Zahl der Spanier war bereits so beträchtlich, daß ihre Colonisation in größerem Maßstabe beginnen konnte. Pizarro gründete Trujillo und dann eine zweite Hauptstadt, da Cuzco im Inneren gelegen, für den leichten Verkehr mit den übrigen Colonien und mit dem Mutterlande über Panama nicht sehr geeignet war. Er wählte zu dem Zweck den fruchtbarsten und schönsten Theil der Küste, in der Nähe des bequemsten Hafens von ganz Peru, an der Mündung des Flusses Rimac, und leitete selbst den Bau jener Stadt, welche von ihm die Stadt der Könige (Ciudad de los Reyes) und später Lima benannt, schon nach wenigen Jahren eine größere Menschenmasse und größeren Reichthum umfaßte, wie Panama, die Muttercolonie Peru's. Hier war sein Lieblingsaufenthalt bis zu seinem Tode.

Mittlerweile langte Hernando Pizarro mit Nachrichten aus Spanien an. Carl V., welcher wahrscheinlich die Einmischung seiner Regierung in die Angelegenheiten eines kaum unterworfenen Landes für den Augenblick als unzweckmäßig erkannte, ließ dem Pizarro durchaus freie Hand. Zur Belohnung ernannte er ihn zum Marques, und fügte noch eine Länge von 50 Meilen zu seiner Statthalterschaft hinzu. Auch Almagro erhielt jetzt eine bestimmte Belohnung, eine abgesonderte Statthalterschaft von 200 Meilen in der Länge, südlich von der Grenze des an Pizarro verliehenen Landes, Chili und das spätere Ober-Peru (Bolivia), von welcher das erstere zwar noch nicht unterworfen, aber in so weit bekannt war, daß die Spanier dort ähnliche Schätze, wie in Peru, zu gewinnen hofften.

Seitdem folgte eine Reihe von Ereignissen, welche die Verhältnisse der Eroberer in der Art zerrütteten, daß die spanische Herrschaft in Peru ohne Zweifel ihren Untergang hätte finden müssen, im Fall die Eingeborenen durch kriegerischen Muth zu ausdauerndem Kampfe befähigt gewesen wären. Unmittelbar nach der Eroberung Cuzco's hatte sich Uneinigkeit unter den Spaniern erwiesen, deren Keim sich schon von Cajamalca herschrieb, weil des Almagro Truppen einen geringen Antheil vom Lösegelde des Inca erhielten. Die Eifersucht derselben ward bald noch mehr gesteigert; Pizarro's älteste Gefährten machten Ansprüche auf höheren Rang und größere Belohnung in Vertheilung der Ländereien; sie wurden von ihrem Führer vorzugsweise begünstigt, und somit von den später Gekommenen beneidet, die

*) So erlangte er eine Verstärkung durch Pedro de Alvarado, den Obersten des Cortez. Dieser hatte als Statthalter von Guatemala eine Ausrüstung von 500 Mann gebildet, um damit Quito zu erobern, landete an der Mündung des Guayaquil, drang über die Anden nach Quito, fand aber dort den Belalcazar bereit, ihn zu vertreiben. Pizarro aber hatte den Almagro auf die Nachricht nach Quito gesandt, und es gelang diesen einen Vergleich abzuschließen. Alvarado erhielt eine Entschädigung, und die Truppe, worunter zwei Brüder Alvarado's, blieb in Peru.

sich um Almagro reiheten. Abneigung gegen die Brüder Pizarro's kam hinzu, welche derselbe, während er Lima erbaute, mit unbeschränkter Vollmacht in Cuzco zurückgelassen hatte. Die hauptsächlichste Veranlassung aber bot die Vertheilung der Landgüter um Cuzco, von welcher beide Parteien sich gegenseitig ausschließen wollten. Somit entstand eine Parteiung, welche anfangs nicht durch politische Grundsätze, sondern durch persönliche Abneigung und Anhänglichkeit in Betreff der Führer, so wie durch Eigennutz bewirkt, durch Beleidigungen und Gewaltthat zu derselben Erbitterung gesteigert ward, wie man sie sonst in Bürgerkriegen bei politischen und religiösen Umwälzungen bemerkt.

Die Veranlassung zum Ausbruch jener Parteiung gab eine Streitigkeit Pizarro's und Almagro's über den Besitz von Cuzco, indem Beide behaupteten, diese Hauptstadt liege innerhalb der Grenzen ihrer Statthalterschaft. Die Küste war nämlich von Piloten noch nicht aufgenommen, und in jener Zeit ließ sich schnell mit Bestimmtheit über die Grenze nicht entscheiden. Almagro traf in Cuzco Zurüstungen zum Zuge nach Chili, und hatte seine Anhänger um sich versammelt, welche bereit waren, die Brüder des Eroberers mit Gewalt zu vertreiben. Die drei Brüder waren in der Festung gerüstet, und der Bürgerkrieg drohte auszubrechen, als Pizarro aus Lima herbeieilte, und den Sturm durch Freundlichkeit gegen Almagro und durch das Versprechen beschwichtigte, er werde ihm einen Theil von Peru gänzlich abtreten, wenn die Eroberung von Chili seinen Erwartungen nicht entspräche. Es kam zur Aussöhnung, Almagro marschirte nach Chili, und die Verhältnisse schienen in das frühere Gleis zurückzutreten; allein ein Aufstand der Indier veränderte Alles, und beendete sowohl ihre eigene begonnene Organisation auf den früheren Verhältnissen, wie die wiederhergestellte Eintracht der Spanier.

Wie erwähnt, nahm die Colonisation der Spanier einen raschen Fortgang; einige Tausend hatten sich vereinzelt im Lande niedergelassen, und während eines Jahres hatte sich ihnen kein Zeichen ergeben, daß eine Erhebung der Indier gegen die neue Regierung jemals stattfinden würde. Sie lebten sorglos im Lande, und waren somit gegen Ueberfall nicht geschickt, ob auch sonst den Eingebornen in jeder Hinsicht überlegen, während der Inca Mango, von den Spaniern in Cuzco bewacht, in der Stille einen allgemeinen Aufstand vorbereitete, und seine Boten zu dem Zweck nach allen Theilen des Reiches entsandte. Das Volk erwies die den Ureinwohnern Amerika's eigenthümliche Verschwiegenheit, indem Tausende um das Geheimniß wußten, ohne daß ihre neuen Beherrscher die geringste Kunde vernahmen. Dieß muß der Fall gewesen sein, denn Juan Pizarro, der in Cuzco commandirte, war in der Art sorglos, daß er einen Versuch des Inca zur Flucht nicht beachtete, und ihm wenige Tage darauf die Erlaubniß ertheilte, Cuzco unter dem Vorwande eines großen religiösen Festes zu verlassen, bei welchem sich eine ungeheure Menschenmasse versammelt hatte. Die Ankunft des Inca unter den Peruanern gab das Signal zum Aufstande über das ganze Reich; die ganze Bevölkerung griff zu den Waffen, und vor Cuzco allein waren 200,000 versammelt. Die im Lande zerstreuten Spanier wurden schnell überfallen, 600 derselben niedergemacht und eine kleinere Anzahl gefangen. Die Geretteten flüchteten sich in die festen Plätze. Cuzco und Lima wurden belagert. Die erstere Stadt, sogar die Festung, war bereits durch Ueberraschung gewonnen, allein hier erwies sich sogleich im Kampfe die ungeheure Ueberlegenheit der Spanier. Die überrumpelten Truppen sammelten sich in den Straßen; die Indier entzündeten die Stadt auf allen Punkten, und diese bildete in wenig Stunden ein Flammenmeer. Allein die Pizarros sammelten ihre Leute, stürzten mit dicht geschlossenen Haufen auf die Festung und schlugen die Indier wieder heraus. Die Stadt ward aufgegeben, und 160 Mann boten in der Festungsmauer einen Widerstand, welchen die ungeheure Masse nicht zu überwältigen vermogte. Der Verlust der Spanier war übrigens bedeutend; die größere Zahl, worunter Juan Pizarro, war in den ersten Unordnungen umgekommen.

Die Indier vermogten die kleine Truppe nicht einmal auszuhungern. Tägliche Ausfälle sprengten ihre Heerhaufen aus einander, und verschafften den Belagerten Lebensmittel; das Uebergewicht derselben erwies sich in häufigen Streifzügen, obgleich die Peruaner die europäische Kriegskunst in solcher Weise nachahmten, daß sie bei größerem Muthe ihre Feinde hätten überwältigen müssen. Sie rückten in geschlossenen Gliedern vor; benutzten die erbeuteten Waffen und Pferde der gefallenen Feinde, und erlernten sogar den Gebrauch der Geschütze, nachdem sie einen gefangenen Spanier gezwungen hatten, die Verfertigung des Schießpulvers sie zu lehren. Sie waren jedoch zu feig, um einen allgemeinen und anhaltenden Sturm auf die Festungsmauer zu wagen; der einzige Vortheil, den sie erlangten, war durch Ueberrumpelung gewonnen, und sie erwiesen sich als durchaus unfähig, dem Feinde offen entgegen zu treten. Bald auch ging der Augenblick verloren, worin sie ihre Feinde durch Uebermacht hätten erdrücken können. Pizarro reinigte die Gegend von Lima, und entsandte 500 Mann unter Alonso von Alvarado zum Entsatz seiner Brüder; Almagro kehrte schnell aus Chili zurück, und gelangte noch vor der Ankunft desselben in die Gegend von Cuzco. Er hatte seinen Marsch um so mehr beschleunigt, da der Augenblick sich ihm als günstig erwies, um seine Ansprüche auf Cuzco als Erretter der Hauptstadt durchzuführen.

Seine Ankunft befreite die Belagerten, gab aber Veranlassung zum Ausbruch der erwähnten Parteiungen. Die Feigheit der Peruaner verschaffte ihm einen leichten Sieg, nach welchem die ungeheure Menschenmasse aus einander stob. Der Kampf mit den Indiern war kaum eine Schlacht; der Inca, welcher die Parteiungen der Spanier sehr gut kannte, suchte Almagro mit Unterhandlungen, welche darauf sich bezogen, hinzuhalten, und wagte während derselben, nach der einzigen Kampf-

art seines Volkes, einen Ueberfall. Als dieser mißlang, zerstreute sich das ungeheure Heer entmuthigt in allgemeiner Flucht: der Inca begab sich in unzugängliche Gebirge, und die eingeborene Rasse war für immer besiegt. — Almagro lagerte vor der Stadt, und verlangte Einlaß aus rechtmäßiger Statthalter; die Pizarros (Gonzalo und Hernando) weigerten sich mit Festigkeit und trafen Anstalten zur gewaltsamen Abwehr; allein Almagro, bei den Soldaten beliebt, ward von einem Theile der Truppen des Nachts eingelassen, die Besatzung mit den Pizarros gefangen, und der Bürgerkrieg hatte begonnen.

Das Glück war anfangs dem Almagro um so günstiger, da die Mehrzahl der Spanier im Lande sich ihm hinzuneigen schien, und dem Pizarro schon dadurch einen siegreichen Kampf in Zweifel stellte, so lange er keine Verstärkung an frischer Mannschaft aus Panama oder Europa erhielt. Dieß ergab sich gleich anfangs. Alonso Alvarado hatte von den eben erwähnten Vorfällen Nichts erfahren, bis er dicht in die Nähe Cuzco's gelangte, anstatt der feindlichen Indier die Spanier Almagro's in Schlachtordnung erblickte, und zugleich von diesem die Weisung erhielt, sich aus seiner Statthalterschaft zu entfernen. Als er sich weigerte, begannen die Feindseligkeiten. Am 12. Juli 1537 kam es zur Schlacht; ein Theil von Alvarado's Truppen ging zu Almagro über, die übrigen fochten lässig, da alle Offiziere, mit Ausnahme von zweien oder dreien, den Pizarro's nicht gewogen waren. Nach einem kurzen Gefecht war der Sieg für Almagro entschieden, Alvarado gefangen und das übrige Heer zerstreut. Allein Almagro unterließ es, seinen Sieg zu benutzen, aus Scheu in denjenigen Theil Peru's einzudringen, welcher unzweifelhaft zur Statthalterschaft Pizarro's gehörte, und suchte durch Unterhandlungen seine Zwistigkeiten mit seinem ehemaligen Waffenbruder auszugleichen.

Pizarro erwies bei dieser Gelegenheit auf's Neue jenen Charakterzug, der sein Verfahren gegen Atahualpa bezeichnete, eine treulose Verschlagenheit und Neigung zur rücksichtslosen Gewaltthat, sobald seine Leidenschaften oder sein Eigennutz ihn anreizten. Dem Almagro vergab er niemals die Besitznahme von Cuzco und den Umstand, daß jener eine größere Anhänglichkeit der spanischen Truppen wie er selbst besaß; durch List war er ihm um so überlegener, da Almagro sorglos und leichtsinnig, sich durch falsche Versprechungen in der Art umstricken ließ, daß er sogar seine gewonnenen Vortheile aus der Hand gab. Pizarro verstand es, ihn bis zu dem Augenblick hinzuhalten, wo die Rache gewiß und seine eigene Ueberlegenheit unzweifelhaft war.

Die Spanier gaben im Allgemeinen dem Almagro in Betreff der Unterhandlungen Recht. Als man über die Grenzen nicht einig werden konnte, da die Piloten in Aufnahme der Küste nicht übereinstimmten, so gingen seine Vorschläge von der Grundlage aus, ein Jeder solle behalten, was er habe, bis die Regierung des Mutterlandes über die Streitigkeit entscheide. Pizarro ging den Vergleich unter der Bedingung ein, daß seine Brüder und gefangenen Offiziere in Freiheit gesetzt würden; als er diesen Punkt und bedeutende Verstärkung erlangt hatte, brach er den Vertrag. Auf die Nachricht von dem Aufstande der Indier erhielt er nämlich Truppen aus allen Theilen Amerika's, und obnedem ein Corps Musketiere aus Europa, welches schon allein ihm das Uebergewicht verlieh. Auf diese frische Mannschaft konnte er sich um so bestimmter verlassen, da er ihr die Güter der Anhänger Almagro's als Belohnung für ihre Kriegsdienste in Aussicht stellte. Er selbst hielt sich übrigens entfernt, sondern entsandte seine Brüder mit 700 Mann nach Cuzco.

Almagro war bereits durch Alter und Krankheit geschwächt, so daß er seine Truppen nicht selbst befehligen konnte, sondern die Führung seines Heeres seinem Unterfeldherrn, Rodrigo Orgonnez, übertragen mußte. Dieser unterließ es, den Feind unter günstigen Umständen in den Pässen der Anden zu bekämpfen, und lieferte die entscheidende Schlacht vor der Hauptstadt (26. April 1538). Nach einem hartnäckigen Kampfe wurden die Truppen Almagro's durch die Ueberlegenheit der Pizarros an Geschütz und Musketieren zersprengt; ihr Führer Orgonnez fiel im Handgemenge; Almagro, welcher die Schlacht von Weitem ansah, ward gefangen; die Sieger drangen mit den Fliehenden in Cuzco ein, und die Kraft der Partei Almagro's war gebrochen. — Während der Schlacht füllten sich die nahen Anhöhen mit Indiern; allein diese erwiesen aufs Neue ihre Feigheit, indem sie nicht eher auf dem Schlachtfelde erschienen, als bis dieses von beiden Heeren geräumt war, worauf sie die schwer Verwundeten ermordeten und die Todten plünderten. Die Spanier beider Parteien scheinen auch nicht besorgt zu haben, daß jene den Bürgerkrieg zu ihrem Vortheil benutzen würden.

Das Verfahren der Pizarros war nach dem Siege eben so schlau wie gewaltthätig. Die Anhänger Almagro's wurden ihrer Landgüter und sogar ihrer beweglichen Habe beraubt, aus dem Lande oder wenigstens aus Cuzco verbannt, und der Raub unter die Sieger in der Art vertheilt, daß sogar diejenigen Offiziere aus Pizarro's Heer, welche mit Almagro früher in freundschaftlichem Verhältnisse gestanden hatten, sich bei dieser Gelegenheit übergangen sahen. Der Statthalter selbst hielt sich dem Scheine nach entfernt, und schmeichelte den Anhängern Almagro's mit der Hoffnung auf dessen Begnadigung, so lange er Unruhen und Widerstand befürchten mußte. Zu dem Zweck entsandte er diejenigen seiner Truppen, welche zu Almagro einige Anhänglichkeit hegten, auf verschiedene Punkte des Landes, um die Unterwerfung der Indier zu vollenden. Hernando Pizarro gab dem Almagro solche Versicherungen, daß die Besorgniße desselben verschwanden; ähnliche Erklärungen erließ der Statthalter in Lima an diejenigen seiner Offiziere, die sich für den ehemaligen Gefährten verwendeten. Mehrere Monate lang ward Almagro hingehalten, bis Cuzco mit den entschiedensten Anhängern der Pizarros sich gefüllt hatte; alsdann ward der Gefangene in einem summarischen Verfahren zum Tode verurtheilt und unmittelbar darauf hingerichtet.

Des Pizarro Gewalt war jetzt in Peru unumschränkt; die Indier bis auf wenige gebirgige Distrikte unterworfen, und die Spanier entweder ihm ergeben, oder in ihrer Kraft gebrochen. Sogar Belalcazar in Quito wagte ihm nicht zu widerstehen, als Pizarro ihn seiner Stelle entsetzte. Die durch Unruhen unterbrochene Colonisation ward jetzt mit Eifer unter seiner Leitung fortgesetzt, mehrere Städte wurden gegründet (Arequipa, Pastos u. s. w.), und das Land unter die Spanier vertheilt. Von Erhaltung der früheren Verhältnisse in Betreff der Indier war jetzt nicht mehr die Rede; diese wurden zu Leibeigenen der spanischen Güterbesitzer und ihre Cultur vernichtet. Neue Eroberungen wurden beabsichtigt, und Pizarro entsandte seinen Bruder Gonzalo nach Quito, um von dort aus das Festland bis zum atlantischen Ocean zu unterwerfen. Allein sein Glück hatte mit Almagro's Tode den Gipfelpunkt erreicht; jene Unternehmung bewirkte ihm kein Resultat, und seine Stellung ward mittlerweile untergraben.

Als die Nachrichten vom Verfahren Pizarro's gegen Almagro in Spanien anlangten, hielt Carl V. die Gelegenheit für günstig, um seine eigene Gewalt in der Colonie zu begründen. Das Verfahren wurde nicht gebilligt; Hernando Pizarro, von seinem Bruder nach Spanien mit den Berichten entsendet, fand ein zehnjähriges und wohlverdientes Gefängniß, und der Hof schickte nach Peru einen Richter mit den unbeschränktesten Vollmachten, wahrscheinlich auch mit dem Auftrage, den Statthalter um jeden Preis zu entfernen. Bevor jedoch dieser anlangte, entschied sich des Pizarro Schicksal in anderer Weise.

Wie erwähnt, waren die ehemaligen Anhänger Almagro's ausgeländert und somit verarmt. Pizarro unterließ es, sie zu gewinnen oder zu beschwichtigen; er litt die Uebriggebliebenen nicht im Heere, und überging sie bei Vertheilung der Ländereien, obgleich mehrere der ersten Eroberer sich darunter befanden. Die Vertheilung der Landgüter war in der Weise ausgefallen, daß die neuen Ankömmlinge, welche die Schlacht gegen Almagro gewannen, vorzugsweise bedacht wurden; somit ward die Erbitterung der Zurückgesetzten um so größer. Sie sammelten sich in Lima, und lebten dort von den Almosen des Sohnes von Almagro, auf welchen sie ihre frühere Anhänglichkeit an den Vater übertrugen. Ihre Zahl ward so beträchtlich, daß die Freunde Pizarro's Unruhen von ihnen befürchteten; allein der Statthalter erwies diesen seinen Feinden gegenüber dieselbe sorglose Sicherheit, womit er früher den Aufstand der Indier erleichterte. Auf die Warnungen seiner Freunde gab er zur Antwort: Für mich ist Nichts zu befürchten, so lange die Köpfe dieser Leute für mein Leben einstehen. Er verschmähete es sogar, sich mit Wachen zu umgeben.

Je mehr die Zahl der Gefährten Almagro's in Lima anwuchs, desto entschiedener wurden ihre Absichten auf Rache, aber desto weniger konnten letztere auf die Dauer verborgen bleiben. Pizarro erhielt endlich solche Warnungen, daß er an der Wahrheit derselben nicht zweifeln konnte. Die Verschworenen hatten Waffen eingekauft, und ihre Absichten wurden ihm von einem Priester hinterbracht, dem das Geheimniß in der Beichte eröffnet worden war. Der Statthalter schien aber sorglos die Gefahr zu verachten. Er ließ einen der Verschworenen zu sich kommen, empfing ihn freundlich, erkundigte sich nach dem Zwecke der eingekauften Waffen und ließ sich nach falsche Vorspiegelungen beruhigen. Dieser Umstand beschleunigte die Ausführung des Planes nach wenigen Tagen.

Am 26. Juni 1541 brachen um Mittag 13 der Verschworenen vollständig bewaffnet aus dem Hause des jungen Almagro und stürzten über den Hauptplatz der Stadt auf den Palast Pizarro's. Beliebt muß er nicht gewesen sein, denn Herrera erzählt, über 1000 Einwohner seien auf dem Platze zusammen gewesen, und hätten gesagt: Dort gehen die Offiziere Almagro's, um den Marques zu ermorden; Keiner aber gab ihm eine Warnung. Ohne Widerstand gelangten die drei zehn durch die Höfe auf die Treppe des Palastes, als ein Page sie bemerkte und Lärm machte. Pizarro saß mit einigen Freunden zusammen und sandte einen Hauptmann ab, um die Thür des Vorzimmers zu verriegeln. Dieser aber unterließ die Ausführung des Befehls, trat den Verschworenen mit der Frage, was sie wollten, entgegen, und wurde sogleich niedergestoßen. Die Bedienten und einige Gäste sprangen aus den Fenstern. Pizarro flüchtete sich mit 2 Offizieren und mit seinem Halbbruder Alcantara in ein hinteres Zimmer, um sich dort bis zur Ankunft von Hülfe zu vertheidigen. Die Verschworenen aber drangen mit solcher Schnelle auf ihn ein, daß er die Thür nicht verschließen, und sich nur mit Degen und Schild gegen sie wehren konnte. Sein Bruder stürzte todt zu seinen Füßen; die 2 Offiziere wurden tödtlich verwundet; Pizarro wehrte sich verzweifelt, und 7 Verschworene waren bereits verwundet; allein seine Kraft ermattete gegen die Uebermacht, und er sank sterbend, von einem Degenstoß in die Kehle getroffen, zu Boden.

Sein Tod war das Signal zum Wiederausbruch des Bürgerkriegs, welcher bald darauf nicht allein durch persönliche, sondern auch durch politische Parteiung gegen die Befehle der Krone eine höhere Erbitterung veranlaßte, und den Stamm der Eroberer, so wie die ursprünglichen Colonisten bis auf wenige Ausnahmen vertilgte.

Kottenkamp.

Eigenthümliche Säugthiere und Vögel Neuhollands.

(Tafel 39.)

Wenn wir einen Blick auf die Vertheilung der Thiere auf der Oberfläche der Erde werfen, so finden wir, daß jede Zone, jeder Welttheil, jede durch climatische oder örtliche Verhältnisse für sich abgeschlossene Gegend Thierformen aufzuweisen hat, welche sich nicht in andern Theilen wiederfinden. Europa allein ist der-

jenige Erdtheil, welcher wenig oder nichts Aehnliches bietet. Der Europäer hat das Wichtigste, was er in dieser Beziehung besitzt, seien es Gegenstände seines Luxens oder seiner Bewunderung und Wißbegierde, fremden Ländern zu verdanken; um diesen Dank auszudrücken, nimmt er sich das Recht, seine Vertilgungssucht über alle Theile der Erde auszudehnen und ihre Schätze auszubeuten. Ein Fremdling in der Ferne — betrachtet er sich als den Herrn, nimmt von Allem Besitz und theilt zuletzt das, was er früher als Geschenk zu betrachten hatte, an diejenigen aus, deren Eigenthum es ursprünglich war. Das Alles geschieht natürlicherweise zum Besten der Menschheit, für die Wissenschaft und für die Spekulation; für wen von diesen dreien am meisten, mag der Leser selbst beurtheilen.

Kehren wir von den Menschen zurück zu den Thieren, so finden wir in Asien namentlich viele hühnerartige Vögel, Pfauen, Fasanen, einen Kasuar; wir finden Pferde und Kameele, Fledermäuse und Beutelthiere, Schuppen- und Bisamthiere, Affen und Tiger, Elephanten und Nashörner. Aehnlich verhält es sich mit Amerika und Afrika, so wie mit Neuholland (Australien, Polynesien, Oceanien). Hier stoßen wir auf einige ganz eigenthümliche Formen unter den Vögeln und Säugthieren. Die Fische und Amphibien sind hier noch lange nicht genug bekannt, um nur eine einigermaßen vollständige Uebersicht zu geben, auch weniger wichtig. Es wäre aber für die Leser dieses Buches sehr ermüdend, auch nur die lange Reihe der hieher gehörenden Thiere aus den beiden obern Klassen zu durchlaufen, und wir heben daher die merkwürdigsten und diejenigen aus, deren Geschlechter nur wenige Gattungen umfassen, da wir auf die übrigen doch später zurückkommen müssen, wie solches mit den Paradiesvögeln bereits geschehen ist. Es gibt der kleineren Vögel hier sehr viele, worunter sich mehrere Papageien besonders auszeichnen. Außer diesen sind es noch drei Gattungen, deren jede ein eigenes Geschlecht ausmacht.

1) Die Männura oder der Leyerschwanz (**Maenura superba**), welchen Oken an's Ende der ersten Zunft in der ersten Ordnung stellt, der aber von Andern zu den hühnerartigen Vögeln gerechnet wird. Er hat die Größe eines Huhns, aber höhere, stärkere Beine und einen ziemlich dreieckigen, spitzen und starken Schnabel. Der Körper ist schlank, die Färbung braun. Der Schwanz des Männchens besteht aus zwei Fuß langen zerschlissenen Federn, welche beim Weibchen dichter, überhaupt aber und an den Seiten kürzer sind als in der Mitte. Jenes hat übrigens noch zwei längere und breite Federn, welche leyerförmig gebogen sind.

Von diesem Vogel ist weiter nichts bekannt, als daß er ein Bewohner Neuhollands ist, und dort in bergigen Wäldern lebt.

Wagler stellt diesen Vogel zum Geschlechte **Megapodius** und führt noch zwei andere Gattungen an, den freycinetischen (**Megapodius Freycineti**) und den peronischen (**Megapodius Peronii**), ersterer im Papualande, letzterer auf den Marianen zu Hause.

2) Das zweite Geschlecht enthält einen straußartigen Vogel, den Kasuar (**Casuarius novae hollandiae**), von welchem eine ganze Familie auf unserer Tafel, Fig. 1—5, abgebildet ist, und der in die letzte und höchste Abtheilung der Vögel gehört.

Dieser Vogel erreicht eine Höhe von 7 Fuß; er ist mit graubraunen haarartigen Federn bedeckt, welche am Kopf und Hals sehr dünn und kurz sind, und in der Ohrgegend und an der Kehle fast fehlen. Letztere ist roth. Der Schnabel ist sammt dem Vorderkopf stark niedergedrückt. Das Gefieder des Leibes ist nicht sehr weich, aber dicht, so daß der Leib gegen Kopf und Hals unförmlich groß erscheint. Die Jungen sind weiß und hellbraun gestreift; das Männchen am Vorderhals und an der Brust heller gefärbt. Die Füße sind sehr stark mit dichten, hinten zackig vorstehenden Schuppen bedeckt. Er läuft so schnell als ein flüchtiges Pferd, ist aber nicht scheu, und wird, da er eben so wenig selten ist, häufig gejagt und gegessen. Er hält sich in den ebenen Gegenden auf, wo er sich von Beeren und den Samen der Gräser nährt. Seine 3—5 Eier legt er in den Sand und soll sie bebrüten. Sie sind größer als Straußeneier, und grün gesprenkelt. Er findet sich besonders bei Port Jackson und Botanybay.

3) Die patagonische Fettgans (**Aptenodytes patagonica**). Findet sich in großen Schaaren nicht nur an der Magellansstraße, sondern auch auf den Südseeinseln und an Neu-Guinea. Es ist ein großer, unbehilflicher Vogel, 3 Fuß lang, der nur im Wasser gewandt ist; seine Füße stehen ganz hinten am Leibe, Schwingen fehlen ihm. Auf dem Lande kann er daher nur schwerfällig gehen, und da er gar nicht scheu ist, zu Hunderten mit Knitteln erschlagen werden. Jedoch ist nur sein Fett, so wie seine Haut als Pelzwerk zu gebrauchen, denn das Fleisch hat einen thranigen Geschmack. Sie werden an 30 Pfund schwer. Ihre Nahrung besteht in Fischen. Sie legen 2—3 weiße Eier in tiefe Löcher, welche sie an den Ufern in die Erde machen.

Ihre Farbe ist oben grüngrau oder schieferfarben, am Kopf und Hals braun, unten weiß; an den Seiten des Halses läuft ein gelber Streif bis zur Brust herab. Die Nasslöcher sind von Federn bedeckt; hinten ist der dünne, aber starke Schnabel ganz schwarz, vorn gelb.

Die patagonische Fettgans hat noch einige Geschlechtsverwandten in andern Welttheilen, und gehört in die zehnte Zunft, vierte Ordnung.

4) In unsern Systemen steht ein Vogel Kiwi (**Apterix australis**) genannt, welcher zu den straußartigen Vögeln zu gehören scheint und gleichsam ein Mittelglied zwischen diesen und den Hühnern ausmacht. Er hat starke, aber kurze hühnerartige Beine, einen sehr langen Schnabel, dagegen das Gefieder und äußere Ansehen der Strauße; seine Flügel taugen nicht zum Fluge.

Er wurde im Jahre 1812 durch ein Schiff von Neuseeland nach England gebracht, wo er ausgestopft und abgebildet wurde. Die Farbe seines Gefieders ist

Lith. Anst. v. C. Schach in Stuttgart.

ein Gemisch von hell und dunkel rothbraun. Er ist etwas größer als eine Gans.

Nachher hat man von diesem Vogel nichts mehr erfahren, und die Seefahrer konnten nur herausbringen, daß er in gewissen Gegenden häufig sei und des Nachts bei Fackeln mit Hunden gefangen werde, und daß die Häuptlinge der Australier seine Federn zur geschätzesten Verzierung ihrer Mäntel gebrauchen. Oken, welcher sonst alle Berichte über derartige Fälle benützt hat, sagt nicht, daß später ein weiteres Exemplar dieses sonderbaren Vogels bekannt geworden wäre; ich erinnere mich jedoch bestimmt, im vergangenen Jahrzehnt irgendwo gelesen zu haben, daß ein Schiff zwei derselben an Bord hatte, unterwegs aber Schiffbruch gelitten und seinen Schatz verloren habe. Der Zeit und des Ortes, wo diese Nachricht enthalten ist, entsinne ich mich aber nicht mehr, und es ist vielleicht später möglich, noch Weiteres über diesen Gegenstand zu berichten.

Unter den Säugthieren ist das Geschlecht der Beutelmarder (Dasyurus) in mehreren Gattungen durch Neuholland verbreitet, besonders in den südlichen Gegenden, wo es viele Schlupfwinkel in Felsen und hohlen Bäumen gibt, in welchen sie sich verbergen und des Nachts auf Raub ausgehen. Es sind fleischfressende, reißende Thiere, mit einem langen Schwanze, von der Größe eines Wiesels oder eines Marders, dem sie in Ansehen gleichen. Sie haben hinten 4, vorn 5 freie Zehen, eine ziemlich spitzige Schnauze, kurze Ohren und unten 6, oben 8 Schneidezähne.

Es sind tückische, schlaue und freche Thiere, welche sich nur im Nothfall mit Aas begnügen, sondern stets nach lebendigem Raube gehen und daher sehr lästig werden, weil nichts vor ihnen sicher ist. Da sie übrigens den Menschen fliehen und die einzigen Raubthiere Neuhollands sind, so sind sie immer noch besser, als die Katzen und Hundegattungen der andern Welttheile.

1) Die auf unserer Tafel abgebildete Gattung, Fig. 6, ist der gefleckte Beutelmarder (Dasyurus maculatus), welcher eben im Begriff ist, eine Robbe zu verzehren. Er hat die Größe eines Marders, einen langen, zottigen Schwanz und eine helle kastanienbraune Farbe, welche oben mit weißen Tupfen, an den Seiten aber mit gleichfarbigen Flecken besetzt ist. In der Gegend von Port Jackson.

Von den ferner hieher gehörenden Gattungen sind noch zu nennen:

2) Der borstige — (Dasyurus penicillatus), welcher in Neuholland auf Bäumen lebt, die Größe eines Wiesels und oben eine graue, unten weißliche Farbe hat. Sein Schwanz ist so lang als der Leib, und mit borstigen Haaren besetzt.

3) Der kleinste — (Dasyurus minimus), 4 Zoll, der Schwanz halb so lang, rothbraun. Van Diemensland.

4) Der gefleckte — (Dasyurus viverrinus), um Port Jackson, dunkelbraun, unten grau. Länge 1 Fuß, Schwanz fast eben so lang, buschig und weiß gesprenkelt.

5) Es gibt daselbst noch einen größeren — (Dasyurus maugei), welcher fast um die Hälfte größer, ebenso gefärbt, aber am ganzen Körper gescheckt ist.

6) Der bärenartige — (Dasyurus ursinus), größer als der vorige, schwarz, mit weißen Flecken vorn und hinten. Diemensland.

7) Der große — (Dasyurus cynocephalus). Er ist unter allen der größte, 4 Fuß lang und beinahe 2 Fuß hoch, unten grau, oben hellbraun, hinten in die Quere schwarz gestreift. In Van Diemensland.

Ein zweites Geschlecht sind die Känguruh's, welche sich durch große Ohren, sehr kurze Vorder-, dagegen lange Hinterbeine, einen viel schlankeren Vorderleib und einen Beutel zwischen den Hinterbeinen auszeichnen, in welchem sie ihre Jungen herumtragen. Sie können sehr große Sprünge machen, leben in den Wäldern Neuhollands von Gras und Früchten, und gehen selten auf vier Füßen. Es sind friedliche Thiere, welche ein sehr schmackhaftes Fleisch haben und daher häufigen Verfolgungen ausgesetzt sind. Sie gehören in die fünfte Zunft der zweiten Säugthierordnung.

Es gibt ungefähr neun Gattungen, von welchen wir die abgebildete näher betrachten wollen.

Es ist das gestreifte Beutelthier (Halmaturus fasciatus), Fig. 7, mit einem Jungen 8. Es hat die Größe eines Hasen, ist von Farbe braungrau und auf dem Rücken braun gestreift. Die Ohren sind kürzer als bei den übrigen, ebenso der haarlose Schwanz. Ihre Jungen, deren sie im Juni nur ein einziges zur Welt bringen, lieben sie sehr und lassen es nie zurück, es sei denn auf der Flucht, wo ihnen zuletzt die Kraft gebricht, es fortzubringen. Werden sie auf diese Weise gezwungen, es zu verlassen, und hört die Verfolgung auf, so kehren sie sogleich wieder zu demselben zurück. Selbst verwundet und sterbend suchen sie sich noch mit demselben zu beschäftigen.

Der Aufenthalt der hier einheimischen Beutelthiere ist auf einen kleinen Raum und einen besondern Theil des Landes für jede Art eingeschränkt. Diesen Raum überschreiten sie nicht, und es kommt die eine Gattung nicht ausnahmsweise in einer andern Gegend vor. Gegenwärtige Gattung hat drei Inseln inne, wo sie allein angetroffen wird, es sind dieß Dorr, Dirk-Hartigs und Bernier, wo sie sich in den mit dichtem Buschwerk bedeckten Gegenden aufhalten und bei dem geringsten Geräusch die Flucht ergreifen, um sich zu verstecken, weshalb die Jagd auf sie, trotz ihrer Wehrlosigkeit, sehr mühsam ist.

Ein sehr sanftes und gedultiges Thier ist das, Fig. 9, mit seinen Jungen dargestellte, welches im Süden von Neuholland auf den Inseln Knig und Furneaux lebt. Es ist das Beutelmurmeldier oder der Wombat (Didelphys ursina), über 1½ Fuß lang und halb so hoch, von Farbe graubraun, unten heller, mit Barthaaren, einer dicken gespaltenen Schnauze, einem langen zottigen Pelz, kurzen Ohren, kleinen Augen, fast schwanzlos und mit einem Beutel für die Jungen versehen, deren es 3—4 wirft. Es liefert ein sehr schmackhaftes Fleisch, und wird seiner außerordentlichen Zahmheit

wegen in Häusern gehalten, wo es jede menschliche Nahrung annimmt. In seiner Freiheit verbirgt es sich in Erdhöhlen, und nährt sich von Früchten und Wurzeln, weshalb seine Füße zum Graben eingerichtet sind.

Außer den bereits angeführten Thieren kommen in Neuholland noch einige kleine Vierfüßler vor, besonders Beutelratten und Ameisenigel; auch ist es reich an Fledermäusen; das merkwürdigste unter allen ist aber das Schnabelthier (Ornithorhynchus paradoxus), über welches noch jetzt, ungefähr 50 Jahre nach seiner Entdeckung, und nachdem es so häufig in die europäischen Kabinete gekommen, der Streit der Gelehrten nicht entschieden ist, ob es ein Säugthier sei oder ein Vogel, oder aber keines von beiden.

Das Schnabelthier hat einen robbenartigen Körper von anderthalb Fuß Länge, der mit kurzen, rothbraunen oder grauen, helleren oder dunkleren Haaren besetzt ist. Dieses Haar ist fein und mit einem noch feineren Unterhaar vermengt. Der Leib verliert sich in einen 4 Zoll langen Schwanz. Am Maule steht ein Schnabel, der die größte Aehnlichkeit mit einem Entenschnabel hat, aber flacher, mit einer weichen, nervenreichen Haut überzogen, am Rande mit Zähnen, wie am Entenschnabel, versehen ist und wahrscheinlich als Fühlorgan dient. Die Nasslöcher liegen ganz vorn gegen die Lippen; am Grunde ist der Schnabel von einem hornigen Kranz umgeben, welcher an den Seiten eine Falte bildet. Im hinteren Theile der Kiefer liegt ein Zahnwulst. Die Augen sind klein und stehen weit oben, hinter ihnen liegt das enge, äußerlich nicht sichtbare Ohr. Die vier Füße sind kurz und haben fünf Zehen mit langen Nägeln; sie sind durch eine Schwimmhaut verbunden, welche an den Vorderfüßen länger als die Nägel selbst ist. An der innern Seite der Hinterbeine steht ein horniger Sporn, welcher an der Spitze eine Oeffnung hat und im Innern mit einer Blase in Verbindung steht, die eine bei Verwundungen entzündende Flüssigkeit enthält. Dem Weibchen fehlt dieser Theil und es hat an seiner Stelle blos eine Vertiefung, der einzige äußere Unterschied der Geschlechter, außer daß das letztere auch ein wenig größer sein soll.

Da man nicht wußte, wohin ein solches Thier zu stellen sei, so errichtete man aus ihm eine völlig neue Klasse, und schaltete sie zwischen Säugthiere und Vögel ein, unabhängig von beiden. Dieser Klasse gab man den Namen Monotremen.

Einer fand keine Zitzen bei ihnen; mehrere gründliche Anatomen aber haben ihre Brustdrüsen unbestreitbar nachgewiesen und Eierstöcke mit erbsengroßen Eiern wie bei andern Säugthieren gefunden.

G. Bennet reiste endlich selbst nach Neuholland, um die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. Er fand, daß das Thier in Sümpfen und Flüssen lebt, wo es sich in selbstgegrabenen Höhlen mit zwei Ausgängen aufhält und daselbst wahrscheinlich im Winter schläft. Diese Höhlen sind sehr lange Gänge und werden am häufigsten zur Regenzeit von dem Thiere verlassen, welches gut schwimmt und taucht, und sich von Insekten und Schalthieren nährt. Er fand trächtige Alte und viele Junge, darunter sehr kleine, nie aber Spuren von Eierschaalen. Sie bleiben übrigens nicht lange im Wasser. Ihre Stimme ist ein schwaches Grunzen. Die Zahl ihrer Jungen ist 2—4, welche aber Niemand beobachten kann, weil der Eingang zu ihrer Höhle sich über dem Wasser befindet, unter langem Grase und andern Pflanzen verborgen und der Gang 20—30 Fuß lang ist.

Unter den Wilden behauptet ein Theil, sie bringen lebendige Junge, der andere sagt, sie legen Eier.

Bennett's Untersuchungen verlieren sehr, weil er keine Thiere zerlegt hat, wodurch man allein der Sache auf den wahren Grund gekommen wäre. Das Resultat von allen Bemühungen ist, daß wie zuvor der Eine das Schnabelthier für ein Säugthier, der Andere aber für einen Vogel hält; erstere Annahme ist jedoch die überwiegende, und gewiß auch die richtige.

Berge.

Eine Wanderung durch Steyermark.

Unsere Wanderung beginnt in Grätz, der Hauptstadt des schönen Steyermark; kaum man Steyermark mit Recht schön nennen, so ist Grätz ein reizender Juwel, die lieblichste Stadt zweiter Größe, welche man in Deutschland wohl je wird finden können. Denke dir, lieber Leser, ein üppiges Thal, das von einem ziemlich großen Flusse, der Mur, durchzogen wird; an der Seite dieses Thales erheben sich waldbewachsene Berge von beträchtlicher Höhe, auf deren Gipfel man hie und da Ruinen von Burgen erblickt, an die sich manche schöne Sage aus der grauen Zeit unserer Vorväter knüpft. Plötzlich nun erweitert sich dieses Thal und läßt das Auge in eine weite Ebene hineinblicken, wo theils durch den silberglänzenden Strom, theils durch hie und da auftauchende, mit dunkeln Wäldern besetzte Hügel die Einförmigkeit der Ebene angenehm unterbrochen wird, und am Schlusse derselben ist die Aussicht durch ferne blaue Gebirge begrenzt. Gerade an der Stelle, wo der Fluß aus den engeren Gebirgstheilen heraustritt, um sich herrlicher und schöner im Thale zu entfalten, liegt Grätz, eine malerisch gelegene Stadt von über 40,000 Einwohnern. Ein einzeln stehender Berg, an welchen sich diese Stadt anlehnt und der als Festung die ganze Gegend beherrscht, gewährt sowohl eine Aussicht in das nahe Gebirge, als auch eine Fernsicht in die beschriebene Ebene, dicht unter den Füßen des Beschauers aber liegt die freundliche Stadt. Ein Hauptcharakterzug der Oesterreicher ist Fröhlichkeit und Gutmüthigkeit, und diesen beiden Eigenschaften begegnet man in ausgezeichneten Maße bei den Einwohnern von Grätz. Kaum hatten wir, mein Begleiter und ich, die Stadt betreten, deren reinliche mit Granit gepflasterte Straßen, deren geschmackvolle Gebäude jenen Eindruck von Behäbigkeit machen, den man so oft in sonstigen Landstädten des südlichen Deutschlands vermißt, kaum hatten wir das Joanneum, jene ausgezeichnete Sammlung von Na-

turerzeugnissen Steyermarks besucht, als uns die Bemerkung nicht entgehen konnte, mit welcher zuvorkommenden Freundlichkeit Jedermann unseren Wünschen oder Erkundigungen entgegengekommen war. Indessen lag es nicht sowohl in der Absicht unserer Wanderung, das freundliche Stadtleben lange zu genießen, als das Gebirg zu durchstreifen, und wir machten uns deshalb bald auf die Reise. Der nächste Punkt unserer Bestimmung war das wenige Stunden entfernte Dobelbad, dessen Umgebung uns von den Grätzern als besonders reizend geschildert wurde. Der Himmel schien nicht viel zu versprechen, wir ließen das üppige Murthal links liegen und erklommen einen ziemlich steilen Berg, der mit Tannenwald spärlich besetzt war. Von der Spitze des Berges aber zeigte sich jenseits ein liebliches Thal, in welchem sich einige Häuser mit ihren grauen Schindeldächern bemerklich machten. Auf der einen Seite waren die umgebenden Berge dieses Thales mit Fichten und Lärchen bewachsen, auf der andern Seite öffnete es sich, um einem Bächlein, von dem es durchzogen war, freien Lauf zu lassen. Als wir hinunterkamen, scholl uns freudiger Ruf entgegen, steyerische Bergmannsklänge spielten mit ihren Klarinetten auf, und sonntäglich herausgeputzte Tänzer und Mädchen führten ihren Nationaltanz, den sackerischen Walzer, wie sie es nennen, miteinander auf. Dieser Walzer besteht darin, daß die Tanzenden zuerst wie gewöhnlich herumwalzen, alsdann aber trennen sie sich, klatschen zum Takt in die Hände, schnalzen dann mit den Fingern, stoßen die Fersen zusammen, und dieß alles abwechselungsweise unter den verschiedensten Figuren, alsdann setzt sich das Paar, welches getanzt hatte und ein anderes nimmt dessen Stelle ein. Weniger vergnüglich als diese Tänzer, aber ein scharfer Gegensatz zu deren Lustigkeit bildend, waren ein Paar hypochondrische Engländer, welche, unbekümmert um den festlichen Tanz, etwa zweihundert Schritte weiter unten im Thale auf ihren ledernen Feldstühlchen am Rande des Baches saßen und Fische zu fangen versuchten; dieß mochte ihnen aber schlecht gelungen sein, denn bald kamen sie zurück und setzten sich auf einen Felsblock, von dem man eine schöne Aussicht in das Thal hat, um in ihrem Wegweiser das Nähere über dieses kleine Bad nachzulesen.

Nach einer kurzen Mahlzeit nahmen wir von diesem lustigen Völkchen Abschied, und setzten unsere Reise nach Voitsberg fort, das wir noch vor Nacht zu erreichen gedachten. Wir wählten den Weg über das Gebirg, das größtentheils mit Waldung bewachsen war und hie und da an lichten Stellen manche kleine Aussicht auf anmuthige Thalgründe gewährte. Wir hatten uns aber in der Zeit verrechnet, denn als wir den Berg hinabstiegen, begann es schon zu dunkeln, und wir befanden uns in einer jener Gebirgsschluchten, die so außerordentlich viel malerisches, aber auch schauerliches haben. Zwischen ungeheuern Felsblöcken wuchsen riesengroße Tannen empor, und tiefer und tiefer ging es immer hinunter. Alles war still, nur zuweilen ließ der Uhu fern im Walde seine Stimme hören, und je mehr wir hinunterstiegen, desto hörbarer wurde das Rauschen des Waldbaches, der zwischen den Felsen dahin schoß. Bereits war die Nacht eingebrochen, und das unsichere Silberlicht des Mondes warf auf die stürmischen Fluthen unter uns sein unheimliches Licht, als wir in der Ferne Hammerschläge ertönen hörten, die unsern Schritt nicht wenig beschleunigten, in der Hoffnung, bald das heutige Ziel unserer Reise zu erreichen. Nach einem kurzen Marsche erblickten wir nun mitten in dem Walde ein dunkelrothes Feuer, um welches sich schwarze Gestalten mit Emsigkeit bewegten; Hunde wurden laut, und wir sahen uns bald in der Mitte eines Hammerwerks, in welchem wir die rastlose Thätigkeit der Arbeitenden bewunderten. Hier wurde Roheisen zurecht geschmiedet, dort wurden glühende Bleche gewalzt, und auf einer andern Seite das dünngewalzte Blech durch ungeheure vom Wasser getriebene Scheeren zerschnitten. Wir fragten die Leute nach dem Wege, vermochten uns aber zu unserem Erstaunen kaum verständlich zu machen, denn ihre Sprache war halb wendisch, vermischt mit einem solch' verdorbenen obersteyerischen Dialekt, daß wir Mühe hatten, zurecht zu kommen. Bald nachher erreichten wir Voitsberg, ein kleines Alpenstädtchen, von dem nicht viel zu bemerken ist, als die Bauart der Häuser, welche wie gewöhnlich in ganz Steyermark blockhausartig ist.

Den andern Tag ging es beganfwärts über Salla nach den Stubalpen, und hier wurde unsere Anstrengung des Bergsteigens durch die schönste Aussicht belohnt, die ich jemals in einem Gebirgslande gehabt habe. Der Grat des Berges war wenig mit Bäumen bewachsen, und gewährte eine lachende Aussicht auf das ferne gelegene Murthal, von dessen Hintergrund wir ein herrliches Gebirg in unabsehbarer Ferne erblicken konnten, von welchem die Einwohner des Landes behaupteten, es gehöre Illyrien an, die Richtung, in welcher diese wohl selten von einem Reisenden dort gesehene Gebirgskette lag, war südöstlich; nordwestlich dagegen sahen wir die näheren Gebirge von Steyermark, wie den Rottenmannertauern, den Eisakfahrspitz, Hochtetteltein u. s. w. vor uns, was besonders deshalb einen reizenden Anblick gewährte, weil es Tags zuvor im Gebirge geregnet hatte, und deshalb sich alle Formen in reinster Klarheit und schöner Beleuchtung aussprachen. Auf einem schmalen, aber lieblichen Pfade, an dessen Rande sich das Gebirg großartig erhob, und von smaragdgrünen Lärchenwäldern bedeckt war, gelangten wir wieder in das obere Murthal, und erreichten gegen Abend Judenburg. Dieses Städtchen liegt besonders lieblich; vom Gebirg aus bildet sich nämlich in das Thal hinein ein Ausläufer, der sich in einen etwas ansteigenden Berg endigt, und auf diesen Berg ist das gewerbsame Städtchen gebaut, nicht ohne Ueberreste von früheren Festungswerken zu zeigen. Mühsam erklommen wir, ermüdet von dem langen Marsche, jenen Hügel, der uns zu den Thoren der Stadt führen sollte, aber freundlich und gastlich war die Aufnahme dort, wo im Wirthshause ein steyermärkischer Krämer besonders die Aufmerksamkeit der Gäste

zu erregen wußte, indem er allerlei schnackische Histörchen erzählte und steif und fest behauptete, er wolle ein ganzes Quintlein Arsenik auf dem Butterbrode essen, ohne daß es ihm schaden würde. Wir wußten, daß dieß oft von Steyermärkern behauptet wird, wollten aber es nicht wagen, den lustigen Mann mit einer solchen Pferdsgabe von Gift auf die Probe zu stellen.

Am nächsten Tage wanderten wir über Aichdorf, Pöls und St. Johann nach dem Hochgebirge Rottenmannertauern. Der Weg führte thalaufwärts längs einem kleinen Bache, und hier trafen wir so ganz diejenige Fabrikthätigkeit an, durch welche Steyermark berühmt ist.

Ueberall sieht man im Gebirge, das meist aus Granit und Gneis besteht, Spuren von Eisen, das dort als Bohnerz und besonders häufig untermengt mit Braunstein vorkommt, eine Beimischung, welche dem Eisen außerordentlichen Werth verleiht. Zerstreut in diesem Thale steht man hier und dort Schmelzhütten, Hammerwerke, Fabrikgebäude; hier wird das Eisen in Hochöfen geschmolzen, dort unter den Hämmern zu Stabeisen verarbeitet oder nach kurzer Zubereitung in Bleche gewalzt, und in den Fabriken werden allerlei Geräthschaften, wie Sensen, deren Steyermark mehr als eine Million produzirt, oder Sicheln, deren Verarbeitung sich wohl über die Hälfte jener Zahl belaufen mag, angefertigt. Das Kunstreichste aber, welches uns begegnete, war eine Bretternägelschneidmaschine, wo die Nägel aus Blechen höchst sinnreich herausgeschnitten werden.

Der Weg von Hohentannern über Rottenmann nach Liezen bietet eine herrliche Aussicht auf das Ennsthal dar, welches von dort aus gesehen, in der Nähe von niederen, aber schön gestalteten Bergen begrenzt, in der Ferne aber vom Hochgebirge umwallt erscheint. Die Luft war so klar, daß wir die ziemlich weit östlich gelegenen Stariseralpen ganz nahe zu sehen glaubten, und getröstet durch diesen Anblick, so wie durch die Hoffnung, von dem rauhen unwirthlichen Gebirge, das wir verlassen, in eines der reizendsten Thäler hinabzusteigen, erreichten wir bald das freundliche Städtchen Liezen. Nun waren wir an der Grenze von Obersteyermark angekommen, und fanden nun sowohl in Absicht auf Bauart der Häuser, als auch in Beziehung auf Sitten der Menschen eine Umwandlung, welche sich uns, je mehr wir nordwestlich fortwanderten, immer erfreulicher zeigte. Mit einer verständlicheren Sprache kehrte auch jene fröhliche Laune und leutselige Gutmüthigkeit wieder, die im Allgemeinen die österreichischen Stämme bezeichnet. Von Liezen aus ging unser Weg nach Aussee dicht zwischen den beiden Bergen Großgrimming und Kleingrimming durch; diese beiden Berge zeichnen sich zwar nicht durch besondere Höhe aus, sind aber in ihren Formen großartig, Formen, die sich um so deutlicher sehen lassen, als gerade hier der Waldwuchs nicht bedeutend ist, sondern die kühnen Felsenkuppen so recht lustig hinausragen. Aehnliche Berge ließen sich nie und da auf diesem Wege sehen, und besonders ausgezeichnet war der Hochtragl, den wir in der Ferne deutlich erblicken konnten. In Aussee aber gedachten wir einige Tage zu rasten, um Ausflüge in das Gebirg zu machen. In Aussee selbst ist eine bedeutende Salzsiederei, und die Art, wie man dort das Salz gewinnt, ist höchst merkwürdig.

Man haut in den Felsen, welcher aus Salzstein, mit geringer Vermischung von Gyps, besteht, Kammern ein, welche man Stuben nennt. In diese Stuben nun wird Wasser geleitet, das so lange darin bleibt, bis es sich vollständig gesättigt hat, und alsdann in eigens dazu bestimmten Teichelröhren nach dem Siedhause abfließt, wo das überflüssige Wasser immer eingedampft wird und das Salz zu Boden fällt. Aus den Siedepfannen wird nun dieses Salz mittelst eisernen Krücken herausgeschafft, ohne daß man deshalb den Sud unterbricht. Dieses Salz nun wird in eigens dazu bestimmte hölzerne Formen eingeschlagen, so daß daraus Salzhüte (in der Form eines abgestumpften Zuckerhutes) von der Schwere eines halben Centners entstehen, welche getrocknet, noch einmal in engere Formen geschlagen, und sodann verführt werden.

Wir hatten nicht so bald unsere Absicht kundgegeben, den Salzberg besuchen zu wollen, als ein im Wirthshause neben uns sitzender Bürger des Städtchens sich erbot, uns mit dem Oberschaffer des Berges bekannt zu machen.

Dieser Oberschaffer war einer jener seltenen Menschen, deren originelles Betragen und deren Charakterfestigkeit Bewunderung erregt. Sein nicht unbeträchtliches Einkommen verwandte er theils auf wissenschaftliche Hülfsmittel, theils gab er es zu Unterstützung von verwandten Bergleuten her; er selbst lebte höchst einfach und mäßig, seine einfache Kleidung veränderte er nie, und trug selbst im strengsten Winter keinen wollenen Rock. Man kann sich denken, daß wir, durch die Persönlichkeit dieses Mannes angezogen, unsern Besuch auf dem Salzberg nicht verfäumten, und hier fanden wir bei näherer Bekanntschaft nicht nur einen in seinem Fache sehr unterrichteten, sondern auch mit den Gegenständen der allgemeinen Bildung ganz vertrauten Mann.

Nachdem uns der Oberschaffer freundlich empfangen und mit der zwar derben aber schmackhaften Bergmannskost gastlich bewirthet hatte, führte er uns in den Salzberg ein, wo wir etwa fünfzig Stufen hinabgehen mußten, und dann von einer Stube in die andere gelangten. In den Stuben stand immer ein kleiner Kahn bereit, und beim Fackelscheine nahm sich das über uns hängende, bald graulich, bald röthlich gefärbte Salzgestein mit seinen wunderlichen Formen und glänzenden Krystallen gar schön aus. Der Oberschaffer aber wollte uns überraschen, und führte uns zuletzt in die größte Stube, die er durch an den Wandungen befestigte Lämpchen hatte erleuchten lassen. In der Mitte dieser Stube war eine kleine Insel, und auf diese hatten die Bergleute eine Auswahl von den schönsten Mineralstücken des Berges hin und wieder zwischen kleine Lämpchen gelegt, was einen magischen Eindruck machte, denn alles spiegelte sich hell und klar im Salzwasser wieder.

Ein gellender Pfiff des Oberschaffers war nun ein neues Signal, und jetzt stimmten die Bergleute am andern Ende der Stube zuerst ganz gedämpft ihren Gesang an, der immer lauter und lauter anschwoll, mächtig von dem Gewölbe wiederhallte und nach und nach sich wieder zu entfernen schien.

Wir wußten dem freundlichen Bergmann für seine Aufmerksamkeit nicht genug zu danken; beim Abschiede lud er uns auf eine Gemsenjagd ein.

Wir versäumten es nicht, am anberaumten Morgen in dem nahegelegenen Dörfchen Altaussee zu erscheinen. Altaussee liegt an einem wunderschönen Gebirgssee, dessen schwarzgrüne Fluthen auf der einen Seite von steilanstrebenden Felsen begrenzt werden, auf der andern Seite aber von üppigen Wäldern und kleineren Hügeln eingefaßt sind; nur an der Stelle, wo das Dörflein liegt, sind die Ufer flach. Mitten an dem gegenüber liegendeu Felsen sieht man ein durch natürliche Risse gebildetes Kreuz, und der Volkssage nach verstieg sich auf diese Stelle von oben herab ein allzukühner Gemsenjäger, so daß ihm keine andere Wahl übrig blieb, als durch einen tollkühnen Sprung in den See, wohl 300 Fuß hoch herab, sich zu retten — ein Wagniß, bei dem er im Angesichte derer, die zu seiner Hülfe herbeigekommen waren, spurlos versunken sein soll. Außerdem ist dieser See wegen eines sehr schmackhaften Fisches, dem Seibling oder Sälbling (Salmo salvelinus) berühmt, wovon wir auch ein gutes Gericht als Frühstück einnahmen.

Der Oberschaffer hatte für uns Gebirgskleider mitgebracht, und so waren wir denn bald in Bergleute umgeschaffen, und zogen noch überdem grobe wollene Regenkutzen an, weil das Wetter sich unbeständig zeigte; zugleich gab er jedem von uns einen Gebirgsstock ganz eigenthümlicher Art, es waren diese Stöcke nämlich nicht, wie man sich sonst Gebirgsstöcke vorstellt, mit Eisen beschlagen, sondern es waren ganz einfache tannene Prügel von 4½ Fuß Länge und wohl 2 Zoll Dicke, deren jeder an seinem untern Ende ein wenig gespalten war. „Diese einfachen Prügel,“ sagte der Oberschaffer, „sind am zweckmäßigsten, die unten abgerieheuen Holzfasern halten besser auf dem glatten Stein als Eisen, und der Spalt am untern Ende dient dazu, das Aufstoßen des Stockes dumpf und für die Gemsen weniger bemerklich zu machen.“

Also ausgerüstet wanderten wir dem Gebirge zu, wo wir oftmals über Stellen gehen mußten, auf denen in den steilen, glatten Felsen nur Fußstapfen eingehauen waren; unter uns lag das tiefe Thal mit seinen Wiesengründen und rauschenden Gewässern, und gegenüber erblickten wir riesenhafte Felswände, die nach der Versicherung der Bergleute durchaus unzugänglich waren. Sie kamen uns anscheinend so nahe vor, daß wir dachten, Gemsen, wenn welche dort wären, mit bloßem Auge sehen zu können, unser Führer aber belehrte uns bald eines bessern. „Gehen Sie dort,“ indem er auf eine anscheinend eben so nahe Wiese wies, „diesen grünen Fleck! dort habe ich einige Rinder, die Frühjahrs heraufgebracht werden, und ohne Hüter dort bleiben, bis man sie im Herbst holt, Sie werden mit bloßem Auge kein einziges von diesen Thieren sehen.“ Mit diesen Worten zog er einen Tubus hervor, und zeigte uns die Rinder, die uns selbst durch dieses gute Glas nicht größer als Fliegen erschienen, so mächtig ist der Einfluß der reinen Gebirgsluft auf die Sehkraft. Kaum hatten wir die Spitze des Berges erreicht, als wir in eine kleine mit Bäumen bewachsene Bergdule hineinblicken konnten, in welcher etwa ein Dutzend Sennhütten zerstreut umher lagen. Die beiden Bergleute, welche der Oberschaffer mitgenommen hatte, waren ausgezeichnete Sänger, und ließen nun ihre Stimmen ertönen, worauf ihnen bald ringsumher aus dem Walde ein ganzes Chor von Mädchenstimmen antwortete, und als wir uns näherten, kamen aus dem Gebüsche die Sennerinnen lustig grüßend hervor. Wir erfrischten uns an der herrlichen Milch, wobei die Mädchen hoch erstaunten, daß wir solche frisch gemolken zu uns nahmen, indem sie selbst nie Milch trinken, ohne sie vorher gekocht zu haben. Wir hatten Wein und Brod, eine seltene Kost auf dem Gebirge, mitgebracht, und so war der Austausch der Gastlichkeit wechselseitig. Nachdem wir eine Zeit hier gerastet hatten, machten wir uns bereit, höher in das Gebirg hinaufzugehen, um an dem Orte, wo die Bergleute versichert hatten, wir werden auf Gemsen stoßen, zu jagen. Der Himmel aber hatte es anders beschlossen, und wir hatten unsere Stutzen vergebens mitgenommen. Es fiel nämlich einer jener undurchdringlichen Nebel ein, die nicht nur das Vorwärtsschreiten auf den Felsen gefährlich machen, sondern auch dem Jäger die nöthige Aussicht berauben. Ueber diesen Witterungswechsel waren wir recht unmuthig, aber der gute Humor der Bergleute war nicht zu verscheuchen, sie feuerten lustig ihre Gewehre ab, und sangen zur Heimkehr ein Jagdlied, in das die Mädchen mit vollem Halse einstimmten, und bald hatten sie uns das letzte Lebewohl zugerufen. Der Rückweg, von heftigem Regen begleitet, war wegen der schlüpfrig gewordenen Pfade nicht ohne Gefahr, und wir trennten uns nun, im Thale angekommen, für immer von unserem freundlichen Führer, denn der Tag unserer Abreise war für morgen bestimmt. Alle Hütten, welche wir auf diesen Ausflügen betraten, trugen das Gepräge der größten Reinlichkeit, die Bewohner betraten ihre Wohnstube nie, ohne ihre Holzschuhe ausgezogen und ihre Füße an eigens dazu hingelegten Matten gereinigt zu haben. Die Zimmer selbst waren zwar klein und niedrig, besaßen aber größtentheils Fenster, und überall an den Wänden, so wie an den Fenstergesimsen war künstliches Schnitzwerk angebracht, das ein Zeugniß für die Kunstfertigkeit der Bewohner gab.

Wir vermieden es, das nahe gelegene Bad Ischl zu besuchen, denn der Anblick der Natur war uns so werth geworden, daß wir wenig Lust empfanden, uns unter das Treiben der vornehmen Welt zu mischen; deshalb beschlossen wir, das eben so schöne, als selten besuchte Hallstadt zum nächsten Ziel unserer Reise zu

machen. Nach einem kurzen Marsche gelangten wir nach Obertraun und fuhren von dort quer über das südliche Ende des Hallstädtersee's, im Angesicht von Hallstadt selbst. Dieser See ist rings umgeben von hohen Bergen, und das Städtchen ist amphitheatralisch so an den Berg hingebaut, daß jedes Haus eine freie Aussicht auf den See hat, im Kleinen ungefähr gerade so, wie Genua im Großen. Einzelne Fußpfade sind die Verbindungsstraßen zwischen den Häusern, und in die Gebäude, welche zunächst am See liegen, kann man zu Lande nur beim Dach hineinkommen. In Hallstadt ist deshalb nur ein einziges Pferd, welches zum Treiben einer Maschine benützt wird, und wer gewohnt ist, seine Reisen immer zu Wagen zu machen, wird diesen Punkt niemals besuchen können. Von Hallstadt aus ging unser Weg über das Gebirg, wo wir meistens mit quer hingelegten Baumstämmen gepflasterte Straßen antrafen, über Abtenau nach Golling, und hiemit hatten wir das eigentliche Salzkammergut betreten, dessen Merkwürdigkeiten zu mannichfaltig sind, um dießmal hier noch Platz gewinnen zu können.

Duttenhofer.

Quallen.

(Tafel 40.)

Die Quallen bilden eine eigene Thierklasse, nämlich die dritte, welche charakterisirt ist durch einen gallertartigen von vielen Saugadern durchzogenen Leib und in drei Zünfte und jede derselben wieder in eben so viele Sippen zerfällt.

Es sind sehr merkwürdige, aber sowohl ihrem Bau als ihrer Lebensweise nach wenig bekannte Thiere, ein Umstand, welcher nicht blos ihrem fast ausschließlichen Vorkommen in den südlichen Meeren zuzuschreiben ist, sondern der auch durch die Schwierigkeit, sie aufzubewahren, sehr begünstigt wird. Die Aufbewahrung in geistigen Flüssigkeiten verändert ihre Gestalt bis zur Unkenntlichkeit und außer diesen lassen sie sich nicht erhalten, weil sie gleich in Auflösung übergehen und daher nur auf Schiffen im Meere selbst und in Gefäßen mit Meerwasser beobachtet werden können.

Seiner äußern Gestalt nach ähnelt ihr Leib der halben Kugelform. Er ist völlig unbedeckt, unterliegt aber so vielen Abänderungen, daß im Allgemeinen kaum davon die Rede sein kann. Die Magenhöhle ist durch keine besondere Haut vom übrigen Körper geschieden, sondern sie ist eine bloße Aushöhlung der gallertartigen Leibesmasse und endet in ein weites, nicht schließbares Maul nach unten. Von dieser Höhle aus gehen häufig Röhren nach dem Rande, welche wie Fühlfäden über denselben hervorragen. Oft fehlt aber auch der Mund gänzlich und an seiner Stelle ist eine walzige Verlängerung, welche durch seine Röhren einsaugt. Viele haben keine Fühlfäden und einen walzigen Körper, der bei noch andern aus einer oder mehreren Luftblasen zu bestehen scheint. Um die Magenhöhle zeigen sich vier länglichrunde Behälter, die man als Athemorgane betrachtet. Neben diesen finden sich oft die gelblichen Eierstöcke. Sinnenwerkzeuge scheinen ihnen gänzlich zu fehlen, selbst Augen; und die Willkühr ihrer Bewegungen ist so gering, daß diese fast gänzlich vom Zufall abhängen.

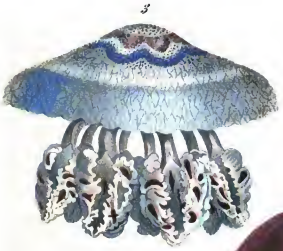
Die Quallen vermehren sich blos durch Eier, welche schon befruchtete Keime enthalten und sich sehr schnell entwickeln.

Sie halten sich häufig an der Oberfläche des Meeres auf und lassen sich von den Wellen treiben; oft werden sie von Stürmen an das Land geworfen und verderben.

Die Nahrung dieser Thiere besteht in jungen Fischen und andern Seethieren mit weichem Leibe, welche jedoch meist nur ausgesogen werden.

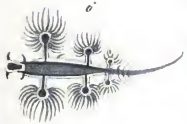
Ein erheblicher Nutzen ist nicht von ihnen bekannt; die Nahrung der Schwalbe in Ostindien, welche die eßbaren Nester verfertigt, glaubt man, bestehe in Quallen. Angenehm jedoch ist ihre Erscheinung für jeden Reisenden in den südlichen Meeren, denn sehr viele Quallen bergen in ihrem Körper eine phosphorartige Substanz, und sie erscheinen bei dem Eintritte der Dunkelheit als viele glänzende Lichter, welche sich ohne Aufhören an der Wasserfläche umherbewegen und in den mannigfaltigsten und schönsten Farben spielen, welche das Auge des Seefahrers ergötzen und die langweilige Nacht der Seefahrt verkürzen. Dieses Leuchten dauert fort, wenn sich das Thier selbst mehrere Fuß unter das Wasser begibt; es ist manchmal so stark, daß man dabei lesen kann. Die Farbe des Lichts ist weiß, zeigt sich aber durch die Körperfarbe in verschiedenen Abstufungen von Gelb, Roth, Grün und Blau. Es dauert in der Regel 8—15 Minuten, beginnt und ist am stärksten bei der Bewegung des Thieres und verliert sich wieder in der Ruhe; gänzlich hört es mit dem Tode auf, läßt sich aber, so lange das Thier noch ganz ist, wieder auf kurze Zeit durch Begießung mit süßem Wasser hervorrufen. Es giebt übrigens Quallen, die im lebenden Zustande nicht leuchten, sondern erst wenn sie anfangen in Fäulniß überzugehen. Die leuchtende Eigenschaft theilt sich selbst Flüssigkeiten mit, in welche Quallen ausgedrückt werden, und der Hand, die man hinein taucht. Die Ursache dieser sonderbaren Erscheinung soll von einem klebrigen Safte herrühren, welcher seinen Sitz besonders in den Fäden und auf der Oberfläche des Mantelrandes hat, und die Eigenschaft besitzt, bei Berührung ein Brennen zu verursachen, ähnlich Demjenigen, welches man beim Anfassen der Brennnessel empfindet. Das Leuchten selbst zeigt eine Regelmäßigkeit, abhängig von den Bewegungen des Leibes, welche mit den Pausen des Athmungsprocesses übereinzustimmen scheinen.

Die erste und zweite Figur unserer Tafel ist die rosenfarbene Wurzelqualle (Rhizostoma rosea). Sie gehört unter die erste Sippe der dritten Zunft, und findet sich im atlantischen Ocean. Das zarteste Rosenroth schmückt ihren glasartig durchsichtigen Körper, der wie bei der Folgenden ziemlich die Gestalt eines Pilzes hat. Der Ursprung der Saugröhren erscheint in Form eines


3.

1.

5.


6.

7.

2.

4.

doppelten Kreuzes. Von der Mitte der untern Seite geht ein Stiel aus, welcher in acht Arme getheilt ist, die in dreieckige Lappen enden. Diese haben schließbare Oeffnungen, welche die Mündungen von Kanälen sind, die mit dem Hauptgang des Stiels in Verbindung stehen.

Die zusammenziehende Athembewegung erfolgt von zwanzig zu zwanzig Minuten.

Figur 3 und 4 (Cephea Dubreuilli) ist ziemlich so gebaut, von Farbe blau oder grünlich, im indischen Ocean.

Figur 5 die leuchtende Wurzelqualle (Rhizostoma fulgida) ist häufig am Kap und zeichnet sich durch einen halbkugeligen gewölbten und am Rande gezackten Hut von lebhaft rother Farbe aus. Der Stiel ist in vier lange Lappen getheilt, welche viel länger als die Fäden sind, und unter den Winkeln der Randzacken herabhängen. Beide letztere gehören in dieselbe Abtheilung wie die Erstere.

Um einige Lücken unserer Tafel zu benutzen, haben wir noch einige andere Thierchen eingeschaltet, welche nicht zu den Quallen, sondern zu den Schnecken gehören und zwar in die erste Zunft und die erste Ordnung derselben.

Figur 6 ist der gemeine Glaucus (Glaucus hexapterygois. Eine nackte, puppenförmige Schnecke von himmelblauer Farbe, mit zwei Fühlfäden an jeder Seite des Kopfes und einigen Kiemenfäden am Anfange des Schwanzes. An jeder Seite des Leibes stehen noch drei Büschel Fühlfäden, wovon die vorderen die größten sind.

Dieses Thierchen hält sich meist an der Oberfläche des Wassers auf, und nährt sich von kleinen Wasserthieren. Es findet sich zwischen den Wendekreisen und dem Mittelmeere.

Figur 7 zeigt ein ähnlich gebautes Thier, welches fast in allen Meeren vorkommt, und eine der der vorigen ähnliche Lebensart führt. Berge.

Tetschen und der Schneeberg.

Hat die Natur den südlichen Theil von Böhmen mit den fruchtbarsten Ebenen beschenkt, zur ersten Kornkammer des österreichischen Kaiserthums sie bestimmt, so hat sie dagegen seinen nördlichen Theil mit den reizendsten Gebirgsgegenden, mit den ausgedehntesten Waldungen, von Wild jeder Art belebt, mit einem, man könnte sagen unerschöpflichen Kohlenreichthum, so wie mit segensreichen Gesundheitsquellen ausgestattet. Reich an höchst romantischen Landschaften ist besonders der an Sachsens Erzgebirge grenzende Leitmeritzer Kreis. Gewaltige Gebirgsmassen erheben sich hier, von dichten Wäldern bedeckt. Liebliche Thäler und Wiesengründe, der Viehzucht förderlich, lagern zu ihren Füßen, und die schiffbare Elbe durchfluthet den größten Theil dieses Kreises, seine Produkte, besonders Steinkohlen und Bauholz, den Nachbarländern Sachsen und Preußen zuzuführen, ihren Uferbewohnern zum Handel, Verkehr und Fischfang zu dienen, und den herrlichen Landschaftsbildern zauberischen Reiz zu leihen.

Eine der reizendsten Stellen bildet dieser Strom da, wo das Städtchen Tetschen liegt, und wer auf ihm herabschwimmend kommt, wird höchst überrascht sein von dem Gemälde, das Tetschen mit seinem, hoch auf einem Berge liegenden Schlosse, gekrönt von einem schönen schlanken Thurme, darbietet. Auf dem rechten Ufer der Elbe liegen die 300 Häuser von Tetschen, worin 1600 Menschen leben. Es ist der Hauptort in der über fünf Quadratmeilen großen, mit 16,000 Menschen bevölkerten Majoratsherrschaft gleiches Namens, welche seit 1628 ein Eigenthum der gräflichen Familie von Thun und Hohnstein und ihr Wohnsitz ist. Für Böhmen ist Tetschen der Haupt-Elb-Stapelplatz für Verschiffung ausgehender Waaren, wie für die stromaufwärts kommenden Frachten, daher auch die Prager Schifffahrtsgesellschaft hier einen Agenten hat. Eine ausgezeichnete merkantilische Lebhaftigkeit und Betriebsamkeit und einen Wohlstand führt dieß herbei, von welchem letztern die vielen ansehnlichen Gebäude, besonders am Ufer des Stromes, zeugen. Von den zwei Kirchen im Städtchen ist die eine unvollendet geblieben und dient zu einem Waarenmagazin. Auf dem Markte steht eine Lorettokapelle.

Das Schloß liegt auf einem hohen Felsen, dicht am Orte. Die Auffahrt zu ihm ist 936 Fuß lang, und höchst eigenthümlich. Für mehr als drei Wagen breit, von beiden Seiten mit hohen Mauern, von welchen die eine Felsen, ist sie in diesen eingehauen und Felsengrund ist sein Pflaster. Sie imponirt diese Auffahrt und erregt beim ersten Erblicken Staunen über ein solches Riesenunternehmen. Oben an des Schlosses Thor wölben sich hohe alte Ulmen über dasselbe, und tritt man in den Schloßhof, so wird man höchst angenehm überrascht, denn es ist kein Hof gewöhnlicher Art, sondern ein Garten, in welchem man sich befindet. Blumenbeete und blühende Sträuche grünen und duften hier und nichts wird man gewahr von ökonomischen und profaischen, von einem Hofraume gewöhnlich unzertrennlichen Gegenständen. Auch deckt nirgends Pflaster den Boden. Auf breiten Sandwegen durchwandelt man die Beete, auf denen Alles früher emporgetrieb und üppig steht, da die ringsum laufenden Gebäude gegen rauhe Winde schützen. Aber reicher noch prangt der Abgang des Schloßbergs im Naturschmuck. Eine unendliche Blumenpracht ist da ausgebreitet, Gewächs- und Treibhäuser, Mistbeete und Treibkasten, kurz Alles, was eine feine Gärtnerei im Großen bedingt, ist hier in einer, den Wohlstand des Besitzers verkündenden Ueppigkeit zu finden. Im bedeutendsten Betrieb steht die Ananastreiberei, deren Erzeugnisse von besonderer Größe sind und deren Ernte so reichlich ausfällt, daß der Gewinn die aufgewendeten Kosten gut verzinst.

Wien, Prag und Dresden sind die Hauptmärkte für den Absatz dieser Südfrucht, deren Gedeihen hier ganz außerordentlich ist, und die wegen ihres zarten Fleisches und feinen Wohlgeschmackes sehr gesucht wird.

Der vom Abhang des Schloßberges in die Ebene sich erstreckende Garten ist von großer Ausdehnung. Nutzen und Vergnügen theilen sich in ihm, welche Abwechslung dem Auge wohl thut. Ein starker Bach, die Pulsnitz, bewässert ihn. Bald an dessen Mündung in die Elbe führt den Fußgänger eine Kettenbrücke von 40 Fuß Länge über ihn.

Das Schloß, der gewöhnliche Wohnsitz der Familie, zeugt in seiner Einrichtung und Ausschmückung nicht minder von der Wohlhabenheit und dem guten Geschmack des Besitzers. An Gemälden ist kein Mangel. Eine Bibliothek von mehr als 20,000 Bänden, eine Münzsammlung und eine Waffensammlung füllen einige Zimmer. Auch eine kleine Kapelle ist vorhanden, worin sich ein Altargemälde von Bergler befindet. Die Umsicht aus des Schlosses Fenstern in das um Tetschen herum sich sehr erweiternde Thal der Elbe ist nach allen Seiten hin höchst reizend. Einen weiten runden Kessel bildet hier das Thal, in das die Elbe aus engen zusammenstehenden Bergwänden einströmt, und, sich ausbreitend, zwischen Wiesen und Feldern und Obstanpflanzungen am Schloßfelsen und am Orte Tetschen vorüberfließt, um in dem sich dann wieder verengenden Thale ihren Lauf nach Sachsen fortzusetzen. Zu beiden Seiten ihrer Ufer liegen viele Dörfer und viele einzelne Häuser, von denen besonders die großen Gebäude einer Maschinen-Papierfabrik und einer Baumwollenspinnerei mit Dampfmaschine auszeichnend hervortreten.

Tetschen gegenüber lagern am andern Elbufer die Häuserreihen der Dörfer Obergrund, Weiber und Bodenbach in einer fast ununterbrochenen Folge und scheinen so ein großer Ort zu sein. Wohlstand und Nahrung verkünder Alles, denn an beiden Ufern regen sich stets Menschen, Kähne zu laden oder anzuladen, und in der Mittagsstunde ist es besonders lebendig, wenn das Dampfschiff von Dresden stromaufwärts und das böhmische stromabwärts hier ankommen und landen, ihren Menschentransport abzusetzen, zu wechseln und neu befrachtet ihre Fahrten fortzusetzen.

Das Dresdner Dampfschiff legt bei dem Dorfe Obergrund an. Hier im Gasthause zur „sächsisch-böhmischen Schweiz“ ist der Ruhepunkt der meisten Wanderer durch diese schöne Gegend. Von hier kehren sie entweder nach Dresden zurück oder wenden sich nach Teplitz, das nur vier Meilen entfernt ist, oder schwimmen auf dem böhmischen Dampfschiffe nach Prag.

Auf der Höhe hinter jenem Gasthause sprudelt eine eisenhaltige Quelle, wobei vom Grafen Thun eine Badeanstalt eingerichtet ist. Man nennt sie Josephinenbad und ihre Wirksamkeit bei rheumatischen und Unterleibsübeln zieht manchen Badegast herbei. Für ihn ist der anstoßende Wald von Promenaden durchschnitten, welche auf herrliche Umsichtspunkte leiten. Der schönste derselben ist die Schäferwand. Auf diesem sich hoch erhebenden Felsen überschaut man ganz die zu Füßen ausgebreitete zauberische Landschaft, in welcher das Schloß von Tetschen mit seinem schönen Thurme gleich einem Feenpalast aus der Elbe heraufsteigt und ihr Hauptschmuck ist. Wo man auch hinblickt, überall trifft das Auge auf Bilder, die es fesseln und bezaubern: denn hier vereinigt sich mit allen Elementen einer reizvollen Landschaft, immerwährendes Leben und Thätigkeit der Menschen, ohne welche selbst die paradiesischste Gegend eine Einöde bliebe. Stände man eben zur Mittagszeit hier, versunken in den Anblick dieses reizenden Erdfleckchens, so könnte es sein, daß, schiene eben die Sonne unverhüllt, ein Kanonenschuß aus süßen Träumereien aufschreckte. Dieser deutet der ganzen Umgegend die wahre Mittagsstunde an. Man traf diese nutzbare Einrichtung im Jahre 1824, wo die Gegend hier triangulirt ward. Im Thurme des Schlosses wurde der richtige Meridian angegeben, und eine Vorrichtung gemacht, mittelst welcher beim Durchgange der Sonne durch denselben, von ihren Strahlen eine Kanone abgebrannt wird. Dieses hörbare Signal der wahren Mittagszeit ist für alle Umwohner der Moment ihre Uhren richtig zu stellen.

Die Schäferwand ist einer der Füße des Schneebergs zu nennen, der weit umher dergleichen ausstreckt. In ihm wollen wir nun hinansteigen, eine Umsicht zu genießen, die zwar, da man zu hoch steht, keine schönenlandschaftlichen Bilder bietet, aber eine überaus weit umfassende, unbeschränkte zu nennen ist. Ehe wir jedoch den sauern Pfad dahin beginnen, mögen noch einige Notizen zur Geschichte des Tetschner Schlosses, oder besser der Burg, welche einst da stand, wo sich jetzt das Schloß erhebt, hier Platz finden.

In früherer Zeit machte Tetschen mit einem beträchtlichen Bezirke, wozu wahrscheinlich der größte Theil des jetzigen Leitmeritzer Kreises am rechten Elbufer gehörte, eine eigene Provinz oder Landschaft aus. Die Bewohner derselben wurden als ein eigener Völkerstamm der slavisch-cechischen Nation betrachtet, und als Grenzbewohner bei Errichtung des Prager Bisthums diesem zugetheilt. Der Landesfürst blieb jedoch Eigenthümer, daher die Burg Tetschen im Jahre 1154 das Staatsgefängniß des mährischen Fürsten Bretislaw war. König Wenzel I. von Böhmen vergab Tetschen an die Herren von Eimburg. Primislav Ottokar II. scheint es wieder eingezogen zu haben, denn nach seinem Tode zwang Kaiser Rudolf im Jahre 1283 den Markgrafen Otto von Brandenburg, welcher sich Tetschen hatte verschreiben lassen, es dem königlichen Prinzen Wenzel heraus zu geben. Dieser verlieh es 1300 dem Johann von Wartenberg, welche Familie es über zweihundert Jahre lang besaß. Daß Tetschen von jeher als ein fester Punkt an der Elbe und als der Schlüssel dieses Stromes von militärischer Wichtigkeit war, ist bei seiner Lage begreiflich, und in früherer Zeit mag es bei den häufigen Befehdungen manchem Strauße ausgesetzt gewesen sein, doch ist darüber nichts Gewisses bekannt. Die erste Belagerung, von der wir wissen, ist die im Jahre 1444, wo es Jacubko von Wrzesowitz mit Hülfe der Prager eroberte und zerstörte. Die Wartenberg bauten es zum Theil wieder auf, verkauften es aber 1511 für 8000 Schock Prager Groschen, ungefähr 16,000 Rthlr., an

Niklas Trzka, welcher es nach vierjährigem Besitz für 8300 Schock dergleichen Groschen an Hans von Salhausen wieder überließ. Die Hälfte der Herrschaft trat dieser 1534 seinem Schwager Rudolf von Bünau ab. Bis 1628 blieb Tetschen Eigenthum der Bünau's, in welcher Zeit sie sehr wohlthätig auf die Cultur dieser ihrer Besitzung wirkten, und der Stadt Tetschen große Vorrechte verliehen. Für 266,000 fl. verkaufte Rudolf von Bünau Tetschen mit Zubehör an Christoph Simon Freiherrn von Thun. Seit dieser Zeit und bis heute ist die Herrschaft Tetschen fortwährend Eigenthum dieser Familie geblieben, welche spätzhin den Grafenstand erhielt. Graf Marx machte die Herrschaft Tetschen zum Majorat, was Kaiser Leopold I. im Jahr 1671 bestätigte. Außer der erwähnten Eroberung des Schlosses im Jahr 1444 nahmen es 1631 die Sachsen ein, behielten es zwei Jahre lang und übergaben es dann dem schwedischen Parteigänger Stalhansch, der es bis 1635 inne hatte, da aber verloren haben muß, denn drei Jahre später wurde es von diesem durch Kapitulation wieder eingenommen. 1641 besetzten es die Kaiserlichen. 1647 wurde es vom schwedischen Obersten Kopf belagert, heftig beschossen, die Sage erzählt, mit 700 Kugeln, und endlich mit Sturm genommen. Jetzt trat eine fast hundertjährige Ruhe für Tetschen ein, welche erst 1741 im Strudel des österreichischen Erbfolgekriegs gestört ward. Da besetzten es französische Truppen, mußten es aber schon das Jahr darauf der kaiserlichen Landmiliz übergeben. Im zweiten schlesischen Kriege brachen 1744 die Preußen in Böhmen ein, nahmen Tetschen und machten die aus achtzig Mann Kroaten bestehende Besatzung zu Gefangenen. Im siebenjährigen Kriege nahmen es 1756 am 22. September die Preußen abermals, verließen es aber schon nach vier Wochen. Zum dritten Male besetzten sie es im baierischen Erbfolgekriege 1778. Auch im deutschen Befreiungskriege drohete ihm Gefahr, denn im Jahr 1813 ward es in völligen Vertheidigungszustand gesetzt, und wer weiß, welch Schicksal ihm geworden wäre, hätte nicht der Sieg bei Kulm alle Gefahr aus dieser Gegend verscheucht. Seitdem genoß es einer ununterbrochenen Ruhe wie ganz Deutschland, und da bei der jetzigen Art des Kriegführens solche einzelne kleine, zu befestigende Punkte von großem Nutzen nicht sind, so ist zu hoffen, daß nie wieder der Kriegsgott in den Mauern des schönen Schlosses in Tetschen hause, und das glückliche Familienleben störe, das jetzt seinen Sitz darin aufgeschlagen.

Wenden wir uns nun nach dem Schneeberge.

Dieser erhebt sich dicht an der Grenze von Böhmen und Sachsen im Gebiete des Grafen Thun zu einer Höhe von 2238 Fuß über dem Meere. Sandstein ist sein Hauptbestandtheil.

Der höchste Punkt ist mit einem, im Jahre 1824 gesetzten Quader bezeichnet, an welchem die Worte zu lesen sind: Monumentum astronomico-geometricum. Das Plateau des Berges ist ungefähr zwanzig Minuten lang und zehn breit. Auf ihm liegen an drei verschiedenen Stellen drei offene Häuschen von Baumrinde zum Genuß der Umsicht und zum Schutz bei Regen. Das erste derselben steht auf dem südwestlichen Rande des Berges, wo man die Gegend in Süd- und Nordwest überblickt. In seiner ganzen Pracht liegt hier zur Linken das Mittelgebirge, aus welchem unter vielen andern Bergkuppen der gewaltige Milleschauer, den Jeder kennen wird, der in Teplitz war, ganz besonders sein spitzes Haupt erhebt. Daran schließen sich der seltsam geformte Borzen bei Billin und andere Höhen noch, unter welchen sich die Ebenen von Arbesau, Teplitz, Dux und Brüx mit vielen Dörfern ausbreiten. Rechts steigen die Höhen des Erzgebirges hinan. Nahe ist die Burgruine Schönstein sichtbar und die Nollendorfer Kapelle, welche Zeuge des großen Sieges war, den Kleist über Vandamme erfocht. Zahllose Höhen, wie böhmische und sächsische Dörfer, überall!

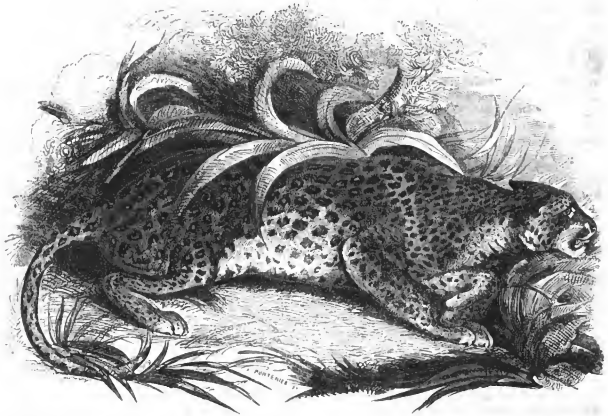
Beim zweiten Rindenhäuschen bietet die Umsicht von Nordost bis Südwest zwar nicht breite Fernen und viele Orte, aber ein Labyrinth von Höhen, mit vielen Burgruinen gekrönten Bergen, von fruchtbaren Thälern, Wäldern und Feldern. Zu den Füßen des Beschauers breitet sich das liebliche, mit vielen schönen Gebäuden reichlich geschmückte Thal des Bodenbachs aus. Links über diesem steigt der Cottmarberg, die Lausche bei Zittau, heran, und hebt mit der Tafelfichte der blaße Streifen des Riesengebirgs an, das mehr rechts in Dämmerung verschwindet; dann die fernen böhmischglatter Grenzgebirge. Nahe tritt in der Tiefe eine Häuserreihe von Tetschen hervor, und das Pulsnitzer Thal, in welchem sich besonders die Baumwollenspinnerei schloßähnlich stattlich präsentirt.

Zwar am wenigsten pittoresk, aber am reichsten geschmückt ist die Gegend, welche man von dem dritten Rindenhäuschen übersieht. Die sächsische Schweiz mit ihren Höhen, die fast verschwinden in der Tiefe, eine zahllose Menge Orte in Sachsen, von denen Dresden, Meißen, Pillnitz, Moritzburg besonders hervortreten, liegt hier weit verbreitet umher.

Schön ist es, auf den genannten drei Stellen die große Landkarte, welche um den Schneeberg ausgebreitet ist, nach und nach überblicken zu können, aber schöner noch, und von ganz außerordentlichem Eindruck würde es sein, könnte man auf der höchsten Stelle des Schneebergs, da wo der erwähnte Quader liegt, von einem über den Wald hinausragenden Standpunkte, durch nichts gehindert, diese große Panorama überschauen. Gewiß ist der Wunsch darnach schon oft geäußert worden, und ein Denkmal würde der Grundherr sich setzen, ließe er auf der höchsten Stelle ein thurmähnliches Gebäude emporsteigen. Niemand würde dieses verlassen, ohne dem Erbauer, im Gefühl des ihm hierdurch bereiteten Genusses, ein dankbares „Hoch!“ zuzurufen.

Friedrich Gottschalck.

Der Leopard (Felis Leopardus).



Es giebt zwei gefleckte, große Katzengattungen, welche das Charakteristische haben, daß sie auf einem fahlgelben Pelze Reihen von schwarzen Dupfen tragen, die an den Seiten so zusammen treten, daß sie ununterbrochene Kreise bilden, aus welchen Längsreihen von Rosen entstehen. An den Extremitäten und am Halse aber bilden diese Dupfen keine Rosen mehr, sondern verschwimmen ineinander zu kleineren Flecken, nirgends aber zeigen sich, wie beim bengalischen Tiger, Streifen. Man hat je nach der Anordnung dieser Rosen und der Zahl ihrer Längsreihen, so wie nach der Größe, zwei verschiedene sich sehr ähnlich verhaltende Thiere unterschieden, und das eine kleinere den Leopard, das andere größere den Panther genannt. Wir glauben aber nicht, daß diese Thiere als zwei Arten zu unterscheiden sind, und beschreiben deßhalb, zumal da sie in Absicht auf Sitten sich vollkommen gleichen, Beide unter dem Namen Leopard.

Der Leopard ist 3 bis 3½ Fuß lang, der Schwanz 2½ Fuß, die Höhe 1½ bis 2 Fuß, seine Heimath ist das südliche Asien und Afrika, und in beiden Ländern findet er sich in ziemlicher Menge. Er hat sich durch seinen Muth, seine Gewandtheit und seine Grausamkeit den Colonisten Afrika's zum Schrecken gemacht; seine ganze Erscheinung aber verkündet nicht sowohl jene furchtgebietende Stärke, die wir beim Löwen und beim Tiger wahrnehmen, als eine Mischung von muthiger Grausamkeit und verschlagener Gewandtheit, durch welche sich auch dieses Thier auszeichnet. Der Leopard bewohnt die dichtesten Wälder, von welchen aus er seine Angriffe sowohl bei Nacht, als auch bei Tag, theils auf wilde Thiere, theils auf nahe gelegene Schafhürden macht. In der Verfolgung wilder Thiere ist er sehr gewandt und hält sich gerne auf Bäumen auf, um durch einen raschen Sprung unten vorbei gehende Antilopen zu erhaschen; Affen liebt er ganz besonders, und folgt diesen bis in die äußersten Zweige nach. Gelingt es ihm in eine Schafstallung einzubrechen, so begnügt er sich nicht damit, blos eines der Schafe zu tödten, sondern er erwürgt so viele als er nur immer erhaschen kann, sättigt sich an ihrem Blute, und schleppt zuletzt, wenn ihm die Zeit dazu bleibt, einige derselben in das nächste Gebüsch, um sie in Gesellschaft seiner Jungen zu verzehren. Diese Neigung, so viele Thiere nutzloser Weise zu morden, hat indessen weniger den Grund in seiner Grausamkeit, sondern scheint eher ein Muthwillen zu sein, der in seiner Wirkung grausam erscheint, denn auch gezähmt zeigt sich der Leopard in allen seinen Handlungen als ein höchst muthwilliges Thier.

Die Art, wie er sich bewegt, ist schlangenartig und schleichend, wobei ihn seine feinen graziösen Glieder sehr unterstützen; auf seinem Wege weiß er sich jede Hecke,

jeden Graben zu Nutzen zu machen, um ungesehen seinen Raub zu beschleichen; macht das Thier, welches er sich ausersehen hat, eine verdachtäußernde Bewegung, so hält er plötzlich inne, und geht erst dann vorsichtig weiter, wenn sich sein Schlachtopfer unbelauscht glaubt. Auf Sprungweite angekommen, stürzt er sich mit einem Satz auf dasselbe, kehrt aber wie beschämt zurück, wenn er es verfehlt hat. Angeschossen wirft er sich mit voller Wuth auf den Jäger, und schwer verwundet wehrt er sich mit seinem fürchterlichen Gebiß und seinen scharfen Krallen auf das Verzweifelste. Seine Stimme hält die Mitte zwischen Knurren und Brüllen, so daß sie bald der eines bösen Hundes gleicht, bald in kleinem Maßstabe Aehnlichkeit mit dem Gebrüll des Tigers hat. Sein Fleisch ist sehr weiß, und sehr schmackhaft, es soll wie Kalbfleisch schmecken. Theils beßwegen, theils wegen seines kostbaren Pelzes wird er häufig gejagt. Außerdem wird er auch in Fallen und Gruben gefangen, wo man ihm aber immer lebendige Thiere als Lockspeise darbieten muß, denn Aas rührt er niemals an.

Jung eingefangen wird der Leopard so zahm, daß er nicht nur seinem Herrn nachfolgt wie ein Hund, sondern keinem Menschen ein Leids zufügt; man muß sich aber alsdann hüten, ihm ein lebendiges Thier als Nahrung zu geben, sondern ihn stets mit frischem Fleische füttern.

Ein zahmer Leopard, welchen ein englischer Gouverneur auf dem Cap der guten Hoffnung hielt, war ein sehr trauliches Thier, das nach Katzenart seinem Herrn schmeichelte, so oft er ihn in dem Hofraum besuchte, in welchem sich der Leopard gewöhnlich aufhielt. Dort war er an eine Hütte mittelst einer starken Schnur befestigt, und zeigte sich nur dann böse, wenn man ihm das Futter aus den Klauen nehmen wollte. Nicht selten zerriß er die Leine, an der er angebunden war, sprang dann hinaus, ängstigte die Leute, welche vor ihm flohen, und trieb mit denen, die ihn fangen wollten, seinen Scherz, ließ sich aber am Ende wieder geduldig einbringen. Da man bemerkte, daß er Niemandem etwas zu Leide that, stellte der Gouverneur nur einen Knaben auf, der ihn verhindern sollte, den Hofraum zu verlassen, aber der Leopard suchte auf allerlei listige Weise doch durch die Thür zu entkommen. Einstmals schlief sein junger Wächter an der Thürtreppe ein, und nun kam der Leopard auf ihn zu, erhob seine Tatze, gab ihm einen Schlag auf den Kopf, so daß er die Treppe hinunterkollerte, und blieb nun mit dem Schweife wedelnd stehen, offenbar darüber erfreut, daß ihm sein muthwilliger Streich gelungen war. Sein Lieblingsplatz war ein Fenster, von welchem er eine weite Aussicht hatte, und wenn Kinder ihn dadurch von seinem Platze vertreiben wollten, daß sie sich an seinen Schwanz hängten, so ließ er sich das ruhig gefallen, und sich auf den Boden herunterziehen. Gingen Leute unter dem Fenster vorbei, so sah er sie mit ruhigem Auge an, sah er aber seinen Herrn nach Hause kommen, so sprang er ihm, so bald er ihn erreichen konnte, zum nicht geringen Schrecken der Umstehenden, auf die Schultern, aber nur um ihn zu liebkosen. An der Furcht der Leute schien er ein Vergnügen zu haben; so sprang er einmal einem Dienstmädchen, welches mit der Reinigung einer großen Halle beschäftigt war, auf den Rücken, und blieb mit dem Schweife wedelnd, gleichsam triumphirend auf ihr sitzen. Auf das Geschrei des Mädchens kamen andere Diener herbei, so bald sie aber den Leopard sahen, machten sie sich aus dem Staube, und dieser ließ sich auch nicht abhalten, seinen grausamen Triumph zu feiern, bis der Gouverneur hinzu kam, und ihn herunterlockte. Kinder schien er sehr zu lieben, und ließ sich, wie schon gesagt, alles von ihnen gefallen. Nichts war ihm angenehmer, als Wohlgerüche, und besonders von Lavendelwasser (eau de lavande), ein mit diesem Wasser besenchtetes Taschentuch packte er mit seinen Tatzen, steckte seine Nase hinein, und zerriß es aus Wohlbehagen in tausend Stücke. Schweine konnte er nicht ausstehen, und die Nähe eines Affen brachte ihn zur Wuth. Auf der Reise nach England wurde er krank, und starb bald nach seiner Ankunft an einer Lungenentzündung.

Duttenhofer.

Anekdoten aus der Thiergeschichte.

Es gibt Erscheinungen in der Lebensthätigkeit der Thiere, welche einen hohen Grad von Verstand voraussetzen, Beweise nicht nur eines überaus scharfen Gedächtnisses, sondern auch der Ueberlegung und des Urtheils. Wir sehen Handlungen von Thieren ausgeübt, welche uns in Zweifel setzen, ob sie dem bloßen Verstande zugeschrieben werden können oder ob sie nicht die Ergebnisse einer den Thieren eigenen höheren Geisteskraft, ähnlich der menschlichen Vernunft sind. So lange in unseren Theorien nicht einige Annahmen gelten, deren Aufführung und Erklärung hier nicht zulässig ist, bleibt die Entscheidung unmöglich und es gibt eine Grenze zwischen Verstand und Vernunft, so wie es eine zwischen Trieb und Verstand gibt, auf welcher sich unsere Begriffe verwirren und eines klaren Urtheils unfähig sind.

Wir finden solche Züge bei manchen Thieren, besonders aber ist es der Elephant und der Hund, welchen der höchste Grad geistiger Fähigkeit zuerkannt werden muß und die einander den Vorrang streitig machen. Wir wollen einige Beweise dafür anführen, daß es nicht blos Folge der großen Schärfe der Sinne und des Gedächtnisses der Thiere sei, was sie zu manchen Handlungen veranlaßt, welche unsere Bewunderung verdienen, und es dann dem Leser überlassen, sein Urtheil darüber zu fällen.

Ein Pferd wurde von einem Landboten gebraucht, der viele Zeitungen auszutragen hatte. Obgleich deren 60 — 70 waren, so hielt es nicht nur nach kurzer Zeit vor jedem Hause an, sondern der Bote hatte unter seinen Kunden zwei, welche die Zeitung zusammen lasen und zwar so, daß der eine sie in dieser, der andere in der andern Woche zuerst empfing, welche Einrichtung das Pferd stets genau befolgte, obgleich die Betheiligten eine Stunde von einander entfernt wohnten.

Die Hunde auf dem Bernhardsberge sind zu bekannt, als daß sie hier noch einmal angeführt zu wer-

den brauchten. Es gibt noch der Beispiele genug. — Ein englischer Wundarzt hatte aus Mitleiden einem Hunde das gebrochene Bein geheilt, wobei derselbe sich alle Tage von selbst einfand, um sich verbinden zu lassen; später aber einmal, als er selbst längst geheilt war, mit einem andern Hunde sich bei dem Wundarzt einfand, und demselben durch Winseln und Blicke verstehen zu geben schien, dem neuen Patienten dieselbe Hilfe angedeihen zu lassen.

Ein neufundländer Hund zog mit seinem Herrn beim Verkauf seines Hauses ab und ein großer Pudel kam mit dem neuen Besitzer an seine Stelle. Dieser verfolgte nun beständig einen jüngern Hund, welcher ein Abkömmling des ersten war und sich die Quälereien lange gefallen ließ. Als er aber größer geworden war, begab er sich eines Tages weg und kehrte nach etlichen Stunden in Begleitung des alten Hundes zurück, welche beide nun mit solcher Wuth über den Pudel herfielen, daß er unter ihren Bissen erlag.

Der Hund versteht, ohne einen Begriff von der Uhr zu haben, Zeit und Raum genau abzumessen; seine Sinne, besonders Gesicht und Geruch, sind so scharf, daß ihre Aeußerungen an's Unglaubliche streifen. Nach Gegenständen, welche gar nicht geeignet sind, Gerüche fortzupflanzen, finden sie die Eigenthümer derselben oder die Gegenstände selbst bei großen Entfernungen auf. — Einem Manne wurde im Gedränge seine Uhr entwendet; er machte dieses durch Worte und Zeichen seinem klugen Hunde begreiflich, welcher sogleich fortlief, nach einiger Zeit aber wieder zurückkehrte und vor seinem Herrn stehen blieb, indem er ihn beständig ansah und dann wieder unruhig nach der Seite blickte. Der Mann folgte und wurde von ihm zu einem gut gekleideten Herrn geführt, von welchem der Hund nicht mehr abzubringen war. Die Polizeibeamten, nachdem sie die Ursache dieser sonderbaren Anhänglichkeit erfahren, nahmen diesen Herrn fest und man fand bei ihm acht Uhren und zwölf Dosen. Auf die Bitte des Hundeeigenthümers wurden sämmtliche Gegenstände in ein besonderes Zimmer gebracht, der Mann befahl seinem Hunde, seine Uhr herbeizuholen, und dieser brachte auch wirklich diejenige, welche sein Herr zuvor als die seinige bezeichnet hatte.

Ich kannte einen Hund, welchen sein Herr nach einer Reise 15 Stunden Weges zurückschickte, um ein absichtlich zurück gelassenes Sacktuch von einem Hause, das er ihm nannte, abzuholen, was er denn auch aufs Pünktlichste ausführte.

Man ist fast versucht, zu glauben, der Hund verstehe die menschliche Rede, da doch die Zeichen, welche man ihm in solchen Fällen geben kann, sehr unvollständig sind.

Ein Kind, welches sich verloren hatte, war nirgends zu finden. Es war schon einen Tag und eine Nacht weg und die Eltern suchten es allenthalben, als ein Verwandter mit einem Hunde eintraf, der von diesem Vorfall hörte. Er verlangte hierauf die Fußbekleidung, welche das Kind zuletzt angehabt hatte, ließ sie von dem Hunde beriechen und zog dann damit einen Strich auf der Erde rings um das Haus, befahl dem Hunde, auch diesen Strich zu beriechen. Bald fing er an zu bellen und seine eigene Richtung zu verfolgen, lief dann so schnell, daß man ihm nicht folgen konnte und kam nach einer halben Stunde mit freudigen Geberden zu seinem Herrn zurück, den er nun an den Ort führte, wo das Kind unmächtig lag und auf diese Weise gerettet wurde.

Von der Treue und Anhänglichkeit des Hundes, ja man möchte sagen von seinem Edelmuthe, gibt es der Beispiele so viele, daß man damit ein ganzes Buch füllen könnte; von den vielen nur ein Paar.

Der König Pyrrhus traf einst einen Hund bei dem todten Körper seines Herrn, wo er mehrere Tage, ohne Futter zu sich zu nehmen, sorgfältig Wache hielt. Der König nahm sich des Hundes an und ließ den Todten begraben. Der Hund war sehr friedlich, fiel aber bei einer Musterung des Königs einige Soldaten so wüthend an, daß es unmöglich war, ihn zu besänftigen. Er lief bald zum Könige, bald nach den Soldaten und hörte nicht auf, diese zu verfolgen. Sie wurden verhaftet und bekannten sich als die Mörder seines früheren Herrn.

Schon oft hat sich ein Hund den Tod seines Herrn so zu Herzen genommen, daß er aus Kummer darüber selbst starb, nachdem er den Leichnam überall hin begleitet hatte, bis das Grab ihn bedeckte.

Das schönste bis jetzt bekannt gewordene Beispiel in ähnlicher Beziehung ist unstreitig folgendes: Ein Schiff strandete an der Küste von Neufundland und die darauf befindlichen Personen kämpften mit den Wellen, aber das Ufer war noch zu fern und die Aufregung des verderbenden Elements zu groß, als daß es möglich gewesen wäre, sich hindurch zu arbeiten. Auf dem Schiffe befanden sich 16 Personen und ein Hund von jener großen Race, welche schon so oft gerühmt worden ist. Der Hund hatte bereits das Ufer gewonnen; jetzt sieht er aber den Herrn und seine Gefährten in Gefahr; er besinnt sich nicht, stürzt sich in die Wellen, denen er eben entronnen und trägt glücklich seinen Herrn an's Land. Aber noch 15 Andere ringen verzweifelnd mit dem Tode; aufs Neue wirft er sich den ungestümen Wogen entgegen und auch diesmal gelingt ihm die kühne That. Unter den höchsten Anstrengungen, welche die Anwendung seiner Kräfte beinahe unterbrochen, wiederholt er sechzehnmal das gefährliche Unternehmen und sechzehnmal gelingt es ihm, einen Menschen dem gewissen Tode zu entreißen und ihn dem Leben wieder zu geben. Aber zu groß war die Anstrengung des edlen Hundes, und wie der letzte Gerettete in Sicherheit ist, fällt er todt nieder. Er wurde wie ein Mensch begraben, sechzehn Menschen beweinten seinen Tod.

Berge.

Digitized by Google

Jacques a pied, tenant Curtoys, son cheval.

Die Eberjagd.

Eine Erzählung.

(Taf. 41.)

Es war im September des Jahres 1730, als ein Reiter mit weniger Schnelligkeit, als der hereinbrechende Abend und die düsteren Wolken, die am unfernen Horizonte durch die Wipfel der Bäume zu jagen schienen, wohl anderen Reisenden gestattet hätten, durch einen jener dichtbelaubten alten Wälder des südwestlichen Deutschlands ritt, auf die so manche Burgruine herabschaute, und deren uralte Eichstämme wohl Zeugen von manchen Begebnissen der früheren Zeit gewesen sein mochten, welche nun als Sagen und Mährchen im Munde des Volkes leben. Der Reiter, ein sonnverbrannter, junger Mann von 28 Jahren, trug einen kurzen, grünen Jagdrock, der, offenbar durch eine längere Reise dem Wechsel der Witterung ausgesetzt, eben so unscheinbar sich zeigte als sein grünsitzener Hut, dessen Krämpen, der Mode jener Zeit gemäß, dreifach aufgeschlagen, dessen Kopfform aber hoch und zugespitzt war, etwa wie wir es noch jetzt bei den Tyrolern sehen, und wie es in früherer Zeit bei den spanischen Soldaten Mode gewesen ist. Dunkelgraue Beinkleider und rostbraune Stulpstiefel mit gewichtigen Sporen vollendeten den Anzug des Reisenden. Nach der Sitte der Reisenden jener Zeit und im Einklang mit dem etwas kriegerischen oder waidmannischen Anzuge, trug unser Held einen starken Hirschfänger an der Seite und hatte eine kurze Büchse über die Schulter hängen, so daß ihn wohl mancher Beobachter für einen reitenden Scharfschützen hätte halten mögen.

Seinem Pferde, einem untersetzten starken Klepper von mehr Ausdauer als Feuer, hatte er den Zügel auf den Hals gelegt und ließ es in langsamem Schritte einen Hügel hinangehen, von welchem aus man eine Aussicht in ein sachendes von einem Bächlein durchzogenes Thal hat, an dessen Ende ein Felsen kühn emporragt, auf dem noch bis auf diesen Tag eine zwar nun verfallene Burg steht, die aber damals, wenigstens zu festlichen Zeiten, noch Gäste beherbergte, denn der Herr dieser Gauen, der Graf G., hatte zu seinem Wohnsitz ein bequemeres Jagdschlößlein im Thale in der Nähe des Städtchens gewählt.

Während sein Reiter in tiefes Nachdenken versunken, den Blick zur Erde gesenkt im Sattel saß, erstieg mit sicherem Schritte das Pferd den Hügel und begann nun bei der noch nie gesehenen Aussicht in das Thal laut aufzuwiehern. Dieser unerwartete Ruf des Erstaunens von Seiten seines vierbeinigen Reisegenossen erweckte den Reiter aus seinen Selbstbetrachtungen, er blickte auf, streichelte dann sein Pferd und sprach: „Ich nehme es als gutes Zeichen, möge dein Wiehern mir Glück verkünden!“ Gleichsam als wollte er dieß bestätigen, wiederholte der Gaul das Wiehern, und nun trieb der Reiter etwas eiliger als zuvor sein Thier den Hügel hinab, um sich dem Thale, in welchem er wohl sein Glück zu suchen hatte, schneller zu nähern.

Kaum war er einige hundert Schritte weiter geritten, als er nicht ferne ein Gebell und Gewinsel vernahm, wie von Jagdhunden, welche ihrer Beute zwar nahe sind, dieselbe aber nicht erreichen können; zugleich hörte er heftige Schläge eines Stockes gegen einen Baum, und als er um die nächste Waldecke bog, wurde dicht bei ihm eine Flinte abgefeuert und er ward der unerwartete Zeuge einer gefährlichen Jagdscene.

Ein mächtiger Eichbaum, der unfern des Weges auf einer Waldlichtung stand, war der Schauplatz des Ereignisses. Der Wuchs dieses Baumes hatte das Eigenthümliche, daß ein Seitenast kaum zwei Mannslängen vom Boden wagrecht hinausragte, während die andern mit ihren krummgestalteten Verzweigungen hoch in die Luft emporstrebten, und mit ihrer mächtigen Krone die ganze Lichtung beherrschten. Ein alter Jäger stand mit abgefeuerter Flinte in der Nähe jenes Querastes, während zwei Dachshunde knurrend, bellend und winselnd sich bemühten, an dem Stamm der Eiche emporzuspringen, und wenn ihnen dieß mißlang, heulend vor Ungeduld bald umherliefen, bald hinaufsahen. Kaum war der Schuß gefallen, als ein mächtiger wilder Kuder (wilde Katze) mit glühenden Augen und aufgeblähtem Schwanz sich von dem Gipfel des Baumes auf den Querast herabstürzte, und im Begriff war, dem alten Jäger in's Gesicht zu springen, als unser Held seine Büchse anlegte, und das Unthier mit zerschelltem Kopfe zu Boden streckte.

Erstaunt und sprachlos drehte sich der alte Waidmann herum, während seine Hunde sich mit der getödteten Katze beschäftigten, und blickte seinen Retter mit einem Gesichte an, auf welchem sich sehr verschiedenartige Empfindungen kreuzten. Zuerst schien sich auf seinen Mienen ein Vorwurf auszusprechen, als wollte er sagen: „Wer hat das Recht, meine Jagd zu stören? glaubt Ihr vielleicht, junger Mann, der alte Jäger wisse sich in Gefahren nicht selbst zu helfen? der alte Rüdbold war schon mehr dabei!“ Aber bald verwischte sich dieses Gefühl durch das Bewußtsein der Gefahr, aus welcher ihn der Fremdling so unerwarteter Weise gerettet hatte, seine rauhen Züge gewannen einen milden Ausdruck, er trat auf den Reisenden zu, reichte ihm die Hand und schüttelte sie mit den Worten: „Ein braver Schuß, Herr, Ihr habt mir mein Leben gerettet!“ Der Fremde, der gealmt haben mochte, was zuvor in der Seele des Jägers vorgegangen war, antwortete: „Entschuldigt, Alter, daß ich Eure Jagd unterbrach, aber es sah gefährlich aus, ich kenne das.“ „Nichts weiter,“ entgegnete jener, „aber zurück, kuscht euch!“ rief er den Hunden zu, „schweigt, ihr nichtsnützigen Pack, das am Baum herumbellert, wenn mir die Katze auf den Kopf springen will!“ Hiemit nahm er den Kuder, schob ihn in seine Jagdtasche und wandte sich wieder zu dem Fremden, der indessen vom Pferde gestiegen war.

„Eine schlimme Jagd auf wilde Kuder,“ begann der Reisende, um ein Gespräch einzuleiten.

„Freilich,“ erwiederte der alte Jäger, „und namentlich mit jungen Hunden wie diese, hätte ich die alte

Cora bei mir gehabt, die Mutter dieser beiden Ungezogenen, Ihr hättet Euern Schuß sparen können, die Kleinen da sind zu hitzig auf die Fährte und passen zu wenig auf den Jäger."

„Ihr seid wohl in der Gegend angestellt," forschte der Fremde.

„Ja, des Herrn Grafen G. Meisterjäger," erwiederte Rüdbold mit Selbstbewußtsein, „und wenn es Euch recht ist," setzte er gutmüthig bei, „so hat der alte Rüdbold in seinem Hause einen Tisch und ein Bett für einen Gast, und im Stall Futter und Streu für sein Pferd; aber für euch eine Hetzpeitsche, wenn ihr nach Hause kommt," setzte er mit einem Seitenblick auf die Hunde zu, die den Fremden so eben beschnüffelten.

„Laßt es die armen Schelme nicht entgelten," sagte der Reisende, „und verbittert ihnen das Obdach nicht, das Ihr mir so freundlich angeboten habt;" mit diesen Worten setzten beide ihren Weg thaleinwärts fort, indem der Fremde sein Pferd führte und neben dem alten Waidmann einherwanderte.

Das Thal, in das sie hinabstiegen, war höchst reizend. Die Berge zu beiden Seiten waren mit Wäldern bewachsen, an deren Fuß weiße Felsen herausblickten, die den Saum der Berge bildeten, wo an den Abdachungen hier und da Weingärten angelegt waren. Tiefer unten ruhte das Auge auf grünen Wiesen aus, deren Fläche nur durch einige Teiche sich unterbrochen zeigte, welche, künstlich angelegt, durch den klaren Bach, der sich durch das Thal schlängelte, gespeist wurden.

„Die Berge da droben," begann der Jäger, „waren seit undenklichen Zeiten mit Nadelholz bewachsen, wie ich von meinem Vater weiß, nun jetzt seht Ihr zwischen den Tannen und Fichten Buchen und andere Laubholzgattungen hervorschimmern, ohne daß man sie dorthin gepflanzt hätte. Die Herrn meinen oft, dieß wäre Unfug und ein Schaden, aber die Natur will es so; sie trifft den Wechsel selbst, und ich habe meinen Vater oft behaupten hören, daß aus Laubholzwäldern mit der Zeit Nadelholzwälder werden und umgekehrt, weil der Boden bei solchen Wechseln sich besser geeignet für den Wuchs der anderen Baumgattungen zeige. Es ist gerade so, wie bei jenen Fischteichen, wo der Fischer, wenn er alte Karpfen hat, eine Anzahl junger Hechte zu diesen setzt, damit die fetten Bursche nicht gar zu faul werden."

Der Fremde schien, in seine eigenen Gedanken zu sehr versunken, dieser belehrenden Rede seines neuen Bekannten wenig zu achten, beantwortete dieselbe nur mit den nothwendigsten Gegenbemerkungen und zog still seines Weges fort; der alte Jäger aber, der einmal auf seinem Lieblingsthema war, schien die Gleichgültigkeit seines Begleiters nicht zu bemerken, und fuhr fort, über Pflege und Kultur seines Forstes, so wie über die Dressur seiner Hunde ein Weitläuftiges zu reden, wobei ihm jener als ein gelehriger Schüler erschien, weil er ihn nicht durch Unterbrechungen und Querfragen störte. Mittlerweile war die Sonne untergegangen, die Abendglocke des fernen Dörfchens war verklungen, und die beiden Wanderer lenkten von der Heerstraße ab in ein Seitenthal, das mit mächtigen Weißtannen bewachsen war, die den schmalen Weg mit ihren Riesenschatten verdunkelten; da wurde die Rede des geschwätzigen alten Jägers durch einen Gesang unterbrochen, den eine krächzende Weiberstimme durch den Wald hin ertönen ließ; so viel die Beiden vernahmen, hieß das Lied also:

Und geht es auf den Eber los
Im grünen Wald durch Sumpf und Moor,
Und fehlt des kühnen Jägers Stoß
Und bäumt sein Roß sich wild empor —
Tra'a, trala!
Und tönt der Angstruf lang und laut,
Und flieht der Hund so feig und schnell,
Hei, wie der Eber blutig haut,
Wie klettert da der Jagdgesell!
Trala, trala!
Dann stimmt den lust'gen Reigen an
Mit heisa juchhei und hopsasa,
Dann juble, froher Jägersmann,
Der heißersehnte Tag ist da.
Trala, trala!

„Schweig mit deinem Unsinn, alte Hexe, mit deinen feigen Hunden und kletternden Jägern!" schrie zornig der alte Rüdbold und wollte auf die unglückliche Sängerin losstürzen, um sie übel zu mißhandeln; aber sein junger Reisegefährte hielt ihn ab und trat neugierig, die Urheberin jenes räthselhaften Liedes sehen zu wollen, vor, diese aber, ein buckliges, altes Mütterchen, humpelte an ihren Krücken schnell vorüber und verschwand im Dickicht des Waldes, ohne auf das Zurufen unseres Helden zu achten.

„Ihr thatet sehr unrecht, mich zurückzuhalten," begann nun Rüdbold zu diesem, „lieber höre ich das Krächzen und den Uhu ein Konzert im Walde ausführen, als das alte Weib da ihre tollen Lieder singen, sie soll es mir aber entgelten!"

„Wer ist sie denn eigentlich?" fragte der Fremde, „sie scheint wahnwitzig zu sein."

„Eine Bauernfrau, man nennt sie nur die alte Marthe. Sie diente als Amme beim alten Herrn Grafen und hat unsern jungen Herrn und seinen ältern Bruder aufgezogen; dieser ist vor achtzehn Jahren unversehens verschwunden und in die weite Welt gegangen, und von der Zeit an ist die alte Marthe, wie Ihr ganz recht sagt, wahnwitzig geworden, denn sie ist oft recht witzig in ihrem Wahn und spricht oft Dinge, die unser einem gar nicht einfallen, aber solchen Unsinn, wie heute Abend, habe ich noch nie von ihr gehört."

„Es muß doch mit dem Verschwinden des jungen Grafen sonderbar zugegangen sein," forschte der Fremde.

„Freilich," antwortete Rüdbold, indem er mit gedämpfter Stimme sprach und einen geheimnißvollen Ton annahm, „eigentlich sollte ich es nicht erzählen, aber Euch kann ich es wohl mittheilen. Die beiden jungen Grafen waren kaum der Kinderstube recht entwachsen, Karl, der ältere, mochte zehn, und Edmund, der jetzt regierende Herr, mochte acht Jahre alt sein, als ein unglückliches Ereigniß die Brüder trennte. Karl näm-

lich war ein zarter verhätschelter Stubenjunge, der nichts that als Bücher lesen, dann mit dem Pater Ambrosius, unserem Hausgeistlichen, im Walde spazieren ging, und dort Käfern und Schmetterlingen nachlief und Arzneikräuter suchte, mit deren lateinischen Namen er sein Gedächtniß vollstopfte. Seine einzige Liebhaberei war der Fischteich, dort konnte er halbe Tage lang sitzen, die Angelruthe in der Hand, und blickte dann so stumm und starr in das blaue Wasser hinein, daß er einer Bildsäule ähnlicher sah denn einem lebenden Menschen. Ich sagte oft: das kommt von der alten Martha her, die hat dem Buben mit ihren Mährchen von der Nixe am blauen See und von den Wasserkönigen und seinen Fischweiblein den Kopf verrückt, und so war es auch gewiß, denn das hat mir schon mein Vater gesagt, daß das Bücherlesen und Legenden und Mährchen erzählen hören den Leuten den Kopf verrücke. Während Edmund mit mir fleißig in den Forst ging, Hunde anbrachte, Falken dressirte und unter meiner Leitung ein tüchtiger Schütze wurde, saß sein Bruder am See und angelte nach den dummen Fischen. Da zog er einmal statt eines Fisches eine große silberglänzende Schlange hervor, zerschlug ihr mit einem Steine den Kopf und brachte sie, als hätte er wunder was für einen Fang gethan, nach Hause. Sein Bruder hatte an demselben Abend einen Schuhu geschossen, und nun gab es unter den Beiden einen Streit, wer die beste Beute nach Hause gebracht hatte. Sie gingen zum Vater, der sollte entscheiden und gestand, wie billig, dem Edmund den Sieg zu; denn, sagte er, Karl hat eben nur gean-gelt und der Zufall führte ihm die Silberschlange zu, Edmund aber hat mit Fleiß und Geschick den Schuhu aufgesucht, hat ihn schußgerecht bekommen und einen braven Schuß gethan. Dieß verdroß den Karl etwas, und er beschloß, es seinem Bruder im Schießen gleich thun zu wollen. Er nahm die Armbrust zur Hand, denn Feuergewehre durften die jungen Leute ohne Aufsicht nicht führen, und lief im Walde umher, um Vögel zu schießen; anfangs wollte ihm kein Schuß gerathen, später aber, als er geübter ward, brachte er nichts als ungehöriges Zeug heim. Bald war es eine Fledermaus, bald ein Kukuk, bald eine Rohrdommel oder eine gewöhnliche Feldtaube, was der ungeschickte Jäger brachte, aber immer behauptete er, er habe einen Fasan, ein Rebhuhn, einen Auerhahn, ein Haselhuhn schießen wollen, allemal aber sei ihm so ein fatataler Vogel in den Schuß gelaufen. Sein Bruder neckte ihn mit alle diesem oft, und gab ihm wegen seiner früheren Fischerei den Abnamen Schlangenfischer, worüber sich Karl nicht wenig ärgerte, jedoch sanft von Natur, dem Bruder nichts weiter entgegnete, als daß er ihm eine Wette vorschlug, wer den ersten Auerhahn an einem anberaumten Tage schießen würde, denn es war gerade die Zeit der Auerhahnen.

Die Wette ward angenommen, dabei aber festgesetzt, daß jeder der beiden Brüder ohne Gefährten und ohne dem andern zu sagen, wo er jagen wolle, am bestimmten Tage hinaus gehen sollte. Nun aber müßt Ihr wissen, daß am jenseitigen Ende des Thales eine Schlucht ist, wo die Felsenwand ganz senkrecht hinabgeht, so daß die alten Eichbäume, welche unten wachsen, mit ihren Kronen den oberen Rand des Felsen zum Theil berühren, zum Theil überragen. Diese Stelle ist der Lieblingsaufenthalt der Auerhühner, und beide Brüder hatten, ohne daß der eine es dem andern sagte, sich gerade diesen Theil des Forstes zum Jagen ausersehen. Karl aber wählte den Thalweg, und Edmund den Berg, um vom Felsen herab einen sicheren Schuß zu haben. Beide waren vor Tag ausgezogen, und beim Weggehen rief Karl noch seinem Bruder zu: viel Glück auf die Jagd! Ich wäre umgekehrt, wenn mir dieß einer gesagt hätte, denn Ihr müßt wissen unter uns Jägern ist der rechte Gruß: Waidmanns Heil! und jeder andere bedeutet Unglück. Und so war es auch. Kaum war Karl unter den alten Eichen angelangt, als er oben im Gipfel etwas sich bewegen sieht, er legt an und schießt seinem Bruder den Bolzen in die linke Achsel. Auf den Hülferuf des Bruders erklettert Karl so schnell er konnte den Felsen, suchte nach blutstillenden Heilkräutern, zog ihm den Bolzen aus, und führte ihn, das Unglück beweinend, nach Hause.

Von der Stunde an aber wurde Karl tiefsinnig und verlor sichtlich seine frühere Munterkeit; trotz den Ermahnungen seines Vaters, trotz dem liebreichen Entgegenkommen seines Bruders war er nicht mehr zu vermögen, an Lust und Freude der Spiele der Jugend Theil zu nehmen, und wenn er es that, sah man ihm an, daß er nur halb dabei war. Immer sagte er, er sei ein Unglückskind, und ließ sich das nicht nehmen. Nach den Teichen, die sein früherer Lieblingsaufenthalt waren, stieg er nun nicht mehr hinab, dagegen aber besuchte er häufig, namentlich Abends, die alte Burg, von der man eine weite Aussicht auf ferne Berge hat, und sang dort, wie der Thürmer sagte, oft die Lieblingslieder seiner vor wenigen Jahren damals verstorbenen Mutter.

Dieß Alles wollte dem alten Herrn Grafen nicht gefallen, er berieth sich mit Aerzten und anderen einsichtsvollen Leuten über den Zustand seines Sohnes, und diese riethen ihm, ihn nach der Schule in S. zu schicken, wo sich dieß Alles bald verlieren werde. Dieß geschah, und schien im Anfang gut zu gehen, denn der Hofmeister des Junkers wußte nicht genug von der oft allzu schalkhaften Ausgelassenheit seines Zöglings zu schreiben; setzte aber oft bei, ihm scheine dieses ausgelassene Wesen mit der früheren Melancholie zu wechseln. Kurz — am Ende kam zum allgemeinen Schrecken der Hofmeister allein an, und berichtete voll Bestürzung, Karl sei mit fremden Soldaten durchgegangen, und alle seine Erkundigungen seien fruchtlos gewesen. Der alte Herr Graf wandte all' seinen Einfluß an, um seinen Sohn wieder zu finden, aber Alles vergebens." —

Hier seufzte der Fremde tief auf. Rüdbold bemerkte es und sagte bewegt: „Ja, junger Freund, es ist eine traurige Geschichte, sie hat Euch wohl recht ergriffen."

„Lebt der alte Herr Graf noch?“ fragte dieser mit gedämpfter Stimme.

„Ja,“ erwiederte Rüdbold, „aber er verläßt das Haus nicht mehr, wegen des Zipperleins, das ihn plagt, und hat seinem zweiten Sohne die Regierung übergeben; doch genug von der alten traurigen Geschichte, sie hat Euch das Herz weich gemacht, trotz dem, daß Ihr dem Anschen nach ein Mann scheint, der bei seiner Jugend schon manches erlebt und durchgemacht hat; aber da sind wir am Hause.“

Mit diesen Worten lenkte der Jäger zur Seite ein, wo auf einer Wiese mitten im Walde sein Haus stand. Es war ein zauberoller Anblick, der die beiden Wanderer überraschte, als sie um die Waldecke bogen; der Vollmond trat gerade hinter den schwarzen riesenhohen Tannen hervor, und beleuchtete das einfache aus Holzwerk bestehende, aber schmucke Jägerhaus, neben welchem ein schmaler aber reißender Bach sich plätschernd durch sein felsiges Bett drängte. Auf der Wiese weideten einige Ziegen, und eine weiße Hirschkuh sprang unbekümmert um die Hunde hinter dem Hause hervor, um ihren alten Herrn zu bewillkommen, stutzte aber und schien zurückspringen zu wollen, als sie diesen in Begleitung eines Fremden anlangen sah. Wenige Lockworte des alten Mannes genügten jedoch, um sie zu vermögen, daß sie herbeikam und ein Stück Brod aus seiner Hand annahm.

Während dieser Frieden und Freude verkündenden Scene öffnete sich die Thür, und ein Mädchen von etwa 16 Jahren kam heraus und fiel dem alten Vater um den Hals mit den Worten: „Grüß Gott, lieber Vater, wir haben recht bang um Euch gehabt! wo bleibt Ihr auch so lang?“

„Nun, auf der Jagd, und wer hat euch denn bang gemacht?“ sagte der Alte.

„Mutter Marthe war da und erzählte“ —

„Tolles Zeug, womit sie euch bang machte,“ warf der Vater ein, „aber sei ruhig, Hanne, es lief für diesmal gut ab, der junge Reisende hier hat mir geholfen, ich war wirklich in Gefahr.“

Das Mädchen begrüßte den Fremden mit einer Verbeugung und wollte eben den Vater wieder etwas fragen, als dieser sie unterbrach:

„Wo ist Fritz?“

„Mit den Hunden hinüber nach dem Schweinsberg, wo morgen Jagd sein soll, er wird aber bald da sein,“ antworte das Mädchen, „ich will indessen dem Herrn sein Pferd abnehmen.“

Der Fremde zögerte, ihr den Zügel zu überlassen, aber Rüdbold sagte:

„Sie weiß so gut Bescheid mit den Pferden als unseres gnädigen Herrn Vorreiter, überlaßt ihr nur den Klepper! und mit diesen Worten nahm er seinen Gast bei der Hand, führte ihn in die geräumige Wohnstube und sprach zu ihm: „Seid willkommen und macht's Euch bequem, Herr — aber ich weiß Euren Namen nicht, wie soll ich Euch nennen?“

„Franz,“ erwiederte der Ankömmling, indem er sich auf die Bank setzte, welche an der braunen getäfelten Wand hinlief.

Das Zimmer war nach der Sitte der Zeit und des Landes eingerichtet. Es bildete ein geräumiges, längliches Viereck und hatte in der Mitte eine Säule, an welcher mehrere Hirschgeweihe befestigt waren, die theils zum Schmucke dienten, theils dazu bestimmt waren, die Hüte und Oberkleider der Bewohner aufzunehmen. Die Wände und die Decke waren mit Eichenholz getäfelt und mit allerlei Bildern verziert, welche die Geschichte der heiligen Genovefa, des heiligen Hubertus ꝛc. darstellten. In der einen Ecke hieng des Jägers Diplom als Meisterjäger unter Glas und Rahmen, in der andern aber ein Spiegel, und ein aus Buchsholz geschnitztes Crucifix darunter. Im Hintergrunde hiengen an Rehgeweihen die manchfaltigen Jagdgeräthe des Waidmanns.

Dieser hatte indessen einen Schrank geöffnet, nahm zwei schwere silberne Pokale herein, füllte sie mit dem Wein, den so eben seine Tochter herein gebracht hatte, und trank mit einem herzlichen „Waidmanns Heil, mein lieber Gast,“ diesem zu. Während des Essens aber, das Hanne dienstfertig auftrug, erzählte er sein heutiges Abenteuer so sehr zu Gunsten seines Gastes, daß Franz nicht umhin konnte, ihm zuweilen in die Rede zu fallen.

Rüdbold kam nun auf die bevorstehende Schweinsjagd zu sprechen, und lud unsern Helden ein, mit ihm derselben beizuwohnen; „denn,“ sagte er, „als einfacher Waidmann könnt Ihr das leicht, nur müßt Ihr Euer Pferd zu Hause lassen, berittene Gäste darf ich nicht mitbringen.“ Dieses Anerbieten wurde gern angenommen. Bald darauf bat Franz um die Erlaubniß, sich zur Ruhe begeben zu dürfen, indem er Müdigkeit von der Reise her vorschützte. Der alte Jäger führte nun seinen Gast selbst in die für ihn bestimmte Kammer, wünschte ihm eine „geruhsame Nacht“ und ging nun in die Wohnstube wieder hinunter.

„Ich möchte doch wissen, wer der Fremde ist, Vater,“ sagte Hanne.

„Vermuthlich ein ausgedienter Soldat,“ meinte Rüdbold.

„Ich glaube nicht,“ sagte seine Tochter, „er hat etwas Vornehmes in seinem Gesicht.“

„Ihr Mädels meint immer etwas Vornehmes herauszufinden, wenn so ein junger Mann nicht grade zu häßlich ist,“ spottete der Alte.

„Ich meinte eben so, und die alte Marthe prophezeihte uns auch ein besonderes Glück letzten Freitag,“ erwiederte Hanne.

„Stillt von der alten Hexe, ihren Prophezeihungen und unverschämten Lügen, sie hat mich heute in Gegenwart des jungen Mannes genug geärgert,“ sagte Rüdbold so unwillig, daß seine Tochter nicht Lust hatte, das Gespräch fortzusetzen. Da klopfte es an der Hausthüre und die Hunde schlugen an; Hanne ging hinaus, um den Hereinkommenden zu leuchten, und bald erschienen mit ihr Fritz ihr Bruder, die beiden Jägerburschе

Felix und Anton und Märten der alte Krämer, der zuweilen im Jägerhause einzusprechen pflegte, und allerlei Neuigkeiten von seinen Wanderungen zu erzählen wußte. Nach den ersten Begrüßungen und Erkundigungen wegen der Jagdangelegenheiten wandte sich Rüdbold an den Krämer, einen hageren Mann, dessen Gesicht neben dem durchwetterten Ausdruck, den seine Züge angenommen hatten, jenen Zug seinen Humors hatte, den lange Welterfahrung verleiht, und dessen kleine schwarze Augen, wenn er etwas erzählte, das ihn besenerte, gar seltsam durch die hornene Brille durchblichten.

„Gevatter Märten," sagte der Meisterjäger, „was gibt es gutes Neues in der Welt."

„Des Guten nicht viel," war die Antwort, „da müßt Ihr's beim Alten lassen, aber etwas Neues doch."

„Nun, so laßt hören," riefen alle, „nicht hinterm Busch gehalten!"

Märten nahm einen guten Schluck aus dem dargebotenen Glase, schnitt sich dann ein Stück schwarzes Hausbrod, setzte sich nun recht behaglich hin, und sprach gleichsam zur Einleitung: „Die alte Marthe hat doch recht —"

„Was, die alte Hexe," rief Rüdbold dazwischen, „erst heut hat sie mich gehöhnt und beschimpft, immer soll ich heute das alte Weib hören!"

„Und dennoch hat sie recht," entgegnete ruhig der Krämer, „weil sie in ihrem frommen Glauben immer noch glaubt, der junge Herr Graf komme wieder."

„Wie? was? im Ernste?" fragten Alle.

„Glaubt Ihr wirklich, Gevatter, habt Ihr Spuren?" fragte Rüdbold.

Der Krämer strich sich die Busenkrause zurecht, griff dann in die Tasche seiner langen Battenweste nach seiner Dose, nahm bedächtlich eine Prise und sagte: „ich komme so eben von M., und als ich dort einkehrte, fand ich das ganze Haus in Aufregung; Hans Dieß, des Pächters Sohn, war aus der Fremde wieder angekommen und erzählte den Bauern von den fremden Ländern, so er gesehen. Unter der Feuerlinie, sagte er, sei er gewesen, an den Gränzen der Welt, und habe dort mit dem König der Mohren, der so schwarz sei, wie der lebendige — Gott sei bei uns! zu Nacht gegessen. Von da sei er nach Batavia gekommen, einem Land, wo dreierlei Völker hausen; die einen seien olivengrün und tragen giftige Dolche, die andern seien strohgelb und haben kein Haar auf dem Kopfe als einen langen Zopf auf dem Wirbel. Die dritten aber seien haarig am ganzen Leibe wie die Thiere, wohnen in Wäldern und sprechen nichts, damit man sie nicht zur Arbeit zwingen könne.

„Das ist eine gute Manier, um nichts arbeiten zu dürfen," meinte Fritz.

„Das sagten die Bauern auch," entgegnete der Krämer. „Dann erzählte er weiter vom goldnen Sand und Palästen aus Demant und Carfunkelstein, der dort so gemein sei, wie bei uns die Chausseesteine."

„Hat er so ein Paar Quader mitgebracht?" fragte Rüdbold.

„Das haben ihn die Bauern auch gefragt," antwortete Märten, aber damit mochte es windig aussehen, denn er hatte einen gar kleinen Reisebündel bei sich, und sein Kittel sah nicht nach dem Sonntag aus. Ich aber nahm ihn bei Seite, um ihn um die Wahrheit auszufragen, denn im Grunde der Seele ist er doch ein ehrlicher Kerl, wenn er auch zuweilen großspricht. Anfangs wollte er mir da auch etwas weis machen von siebenden Wasserfällen und Quellen, wo die Krebse roth gekocht herauskämen, von wasser- und feuerspeienden Bergen, vom großen Giftbaum, dessen Ausdünstung das Land meilenweit vergifte, und was dergleichen Schnickschnack mehr ist, den uns Reisende erzählen; nachher aber brachte ich ihn dazu, mir die Wahrheit zu gestehen, und da sagte er mir, wie er in holländischen Diensten gestanden und dort unsern jungen Herrn Grafen als Major gekannt, ja am Ende selbst bei seinem Regimente gewesen, und beschrieb mir ihn ganz wie er leibt und lebt; ferner wie der junge Herr Graf einen Monat vor ihm abgereist sei und sicher eingetroffen sein müsse; morgen war er entschlossen, auf das Herrenhaus zu gehen und die Nachricht selbst zu überbringen, da kam mir auf dem Wege hierher die alte Marthe entgegen, und als ich ihr ein Restchen Kattun zu einem Sonntagsmieder schenkte, sagte sie in ihrer geheimnißvollen Weise auf morgen das voraus, worüber sie schon seit Jahren brütet, wie ihr wißt, die Ankunft unseres Herrn Grafen."

„Nun da hätte einmal, wenn dies wahr ist und eintrifft, ein blindes Schwein eine Eichel gefunden," sagte Rüdbold.

„Jetzt gibt es gewiß etwas Außerordentliches," rief triumphirend der Krämer, wenn Ihr selbst ein Sprichwort anwendet, gegen dessen Gebrauch Ihr Euch so oft gewehrt habt, indem ihr einem immer beweist, die Schweine suchen die Eicheln nicht mit den Augen, sondern mit dem Rüssel und deßhalb sei dies Sprichwort falsch und unstatthaft."

„Wirklich, Märten," sagte der alte Jäger, „es ist mir ganz sonderbar zu Muthe bei der Sache, ich sprach ganz in Gedanken, wenn ich dieß gesagt habe, aber wir wollen die Sache beschlafen, pflegte mein Vater zu sagen, wenn ihm was Ungewöhnliches vorfiel, ich denke es wird spät und morgen gilt es, früh auf dem Platze zu sein."

Gegen diese Weisung war nichts einzuwenden, und die ganze Gesellschaft begab sich zu Bette. Rüdbold aber sagte, als er die Thüren geschlossen hatte, kopfschüttelnd vor sich hin: „sonderbar! höchst sonderbar! aber es wird sich schon zeigen." Und damit legte er sich zur Ruhe.

Der nächste Morgen traf die Bewohner des Jägerhauses in voller Thätigkeit, und noch ehe die ersten Strahlen der Sonne durch den Forst brachen, war des Meisterjägers Sohn mit den Jägerburschen vorausgegangen, um die Vorkehrungen zur Eberjagd zu machen. Rüdbold suchte sich unter seinen Hirschfängern den stärksten und schärfsten aus und war gerade mit dem

Schienern der blanken Klinge beschäftigt, als sein Gast vollständig gerüstet eintrat und ihm einen guten Morgen wünschte.

„Es ist heut ein schöner Tag," bemerkte Rüdbold, „wir werden eine gute Jagd haben, aber ein derbes Frühstück vorher wird munden, Herr Franz," setzte er bei, als seine Tochter mit einer Schüssel voll Haferbrei eintrat, in welchen sie zum Zeichen, daß er gut gerathen, den Löffel einstecke, der auch aufrecht stehen blieb.

„Ihr seid wohl solch ein Frühstück nicht gewohnt," sprach der Jäger zu seinem Gaste, „dann soll Euch Hanne Eier kochen."

„Ländlich sittlich," erwiederte dieser mit Heiterkeit und that dem angebotenen Mahl alle Ehre an.

Während des Essens beobachtete Rüdbold seinen Gast mit unverwandtem Blicke und schien ungewöhnlich nachdenklich zu werden; Franz bemerkte dieß und sagte: „bei uns zu Lande, im Elsaß drüben, jagt man die Schweine selten mehr par force, wie Ihr es vorzuhaben scheint."

„Schlimm genug," entgegnete Rüdbold, „Ihr seid also ein halber Franzos?"

„Ja, Freund Meisterjäger, wenn Ihr wollt ein ganzer, und ich bitte Euch, mir unterwegs zu sagen, wie es bei Euren Schweinsjagden gehalten wird, damit ich keinen Fehler mache."

Rüdbold schien durch diese Nachricht der Heimath seines Gastes wieder sein altes Gleichgewicht erhalten zu haben, und nahm sich vor, dem Begehren desselben zu willfahren. Er ergriff nun zwei Eberspieße, und bot einen derselben Franzen an mit den Worten: „Kommt nur mit mir, junger Freund, dieß ist unsre Waffe."

Franz aber lehnte den Spieß ab, indem er sich für seine Büchse erklärte und versicherte, im Gebrauch des Spießes viel zu wenig erfahren zu sein, als daß er sich darauf allein verlassen könnte.

„Ich weiß mir nichts besseres," sagte Rüdbold, nachdem sie das Haus verlassen und von der Tochter Abschied genommen hatten, „als einen starken Spieß, da kann ein Jäger zeigen, daß er Muth und Gewandtheit besitzt. Wenn der Eber schäumend und rasend auf Euch zustürzt, so ist es keine Kunst ihn zu schießen, aber die volle Bestie erwarten und mit fester Hand an den Spieß anlaufen lassen, das heiß' ich ein Meisterstück."

Der Weg der beiden Jagdgenossen führte durch eine enge Waldschlucht empor; dicht zu ihrer Seite stürzte sich wildschäumend der Waldbach in das Thal hinunter, und als sie oben angekommen waren und um Athem zu schöpfen still standen, hatten sie eine ferne Aussicht in das Hauptthal vor sich. Die Landstraße zeigte sich sehr belebt: Reiter und Fußgänger zogen thalaufwärts, und von ferne konnten sie die Fanfaren der Jagdhörner vernehmen, die ein lustiges Lied bliesen.

„So gefällt mir's," sprach Rüdbold, das frohe Treiben betrachtend, „seht, dort unten kommen sie und wenn Ihr scharfe Augen habt, so könnt Ihr an dem weißen Scheine dort das Jagdkleid der jungen Gräfin erkennen, die an der Seite ihres Gemahls an den Freuden der Jagd Theil nimmt; nun aber vorwärts, damit wir nicht die Letzten auf dem Platze sind." Mit diesen Worten zog er seinen Genossen, der sich noch länger an dem Anblick der Gegend und dem Anblick des Jagdzuges laben zu wollen schien, in das Gebüsch, und beide setzten nun mit raschen Schritten ihren Weg fort. Noch steiler, als sie hinaufgestiegen waren, ging es jetzt hinunter in ein enges Seitenthal, das stark mit Fichten bewachsen war und in der Tiefe eine Wildniß zeigte, die manchen Ungewohnten hätte schaudern machen können, denn während die Sonne schon hell und klar die Gipfel der Berge beschien, war es hier dunkle Nacht, und je tiefer man hinabstieg, desto mehr gelangte man in die Region der Nebel, welche schichtenweise um die Bergwandungen sich hingezogen, und den Anblick der mächtigen Stämme in düsteres Dunkel hüllten.

„Weiter hinten zur rechten Hand," erklärte Rüdbold, „hat dieses enge Thal einen weiten Kessel, in welchem Sümpfe sind, wo die Schweine gewöhnlich sich aufhalten, um zu suhlen, zur Linken dagegen ist, wie Ihr seht, das Thälchen breiter und mündet offen in das Hauptthal ein. Der Plan unserer Jagd ist nun folgender: Am Rande des Thales sind hier und da Jäger und Jägerbursche mit Hunden aufgestellt, welche die Schweine, welche etwa unruhig gemacht durch den Lärm der Jagd nach den unwegsamen Theilen des Waldes fliehen, zurücktreiben sollen, während wir in das Thal eindringen, und die besten Eber auffangen, damit sie in dem erwähnten Thalkessel von den Herren verfolgt und erlegt werden können. Nehmt Euch in Acht vor den Hauern der Keuler, noch mehr aber dem Schlagen der Bachen, die selbst unverletzt den Mann gern angreifen."

Mittlerweile zeigte sich unten im Thale die ganze Jagdgesellschaft, und lagerte sich auf einer kleinen Wiese, wo ein schmuckes Jagdzelt für die Herrschaft bereit stand. Graf G. nebst seiner Gemahlin, einer rüstigen Reiterin, gefolgt von einigen Landedelleuten aus der Nachbarschaft, erschienen alle wohl beritten und Rüdbold trat zu, um seinem Herrn den Steigbügel zu halten, während sein Begleiter tiefer in den Wald hineinging, als wollte er eine Koppel Hunde mustern. Nachdem die Gesellschaft sich etwas umgesehen und der Graf das Nöthige mit dem Meisterjäger besprochen hatte, gaben die Jagdhörner das Zeichen zum Beginn der Jagd und ihnen antworteten die Hörner der einzelnen auf ihren Posten befindlichen Jäger; die Herren saßen zu Pferde, die Hunde wurden losgekoppelt und machten sich in der höchsten Eile davon, den Wald zu durchsuchen.

Rüdbold sah sich wiederholt nach seinem Gefährten um, und als er ihn nicht finden konnte, sagte er bei sich selbst ärgerlich: „da haben wir den Franzosen, er hat sicher Angst bekommen und ist davon gegangen."

Zuerst zeigte sich nur hier und da ein junger Keuler, schoß rasch an den Jägern vorüber, um im Dickicht Schutz zu finden, aber die nimmer rastenden Hunde wußten ihn herauszutreiben, wo er alsdann geschossen

oder mit den Jagdspießen abgefangen wurde. Näher und näher rückten nun die Jäger dem Thalkessel zu und dort gelang es, einen mächtigen wilden Eber aufzutreiben. Dieser schlug mit wenigen Hieben die Hunde zu Boden und stürzte sich mit solcher Schnelligkeit in ein dicht bewachsenes Gebüsch, daß es keinem der Schützen gelang ihn zu treffen. Jetzt hörte man nichts als das wilde Grunzen des Schweines, das Gebell und Geheul der Hunde, die unaufhörlich dem Thiere folgten, und die Stimmen der Jäger, welche, als sie sahen, daß die Bemühung der Hunde fruchtlos war, durch Schüsse das Wild aus seinem Verstecke zu scheuchen sich bemühten. Als aber alles vergeblich schien und der Eber mit der ganzen Kraft seiner empfindungslosen Beharrlichkeit in seinem Verstecke blieb, griff Rüdbold zu einer Kriegslist, die der Jagd eine völlig andere Wendung gab. Er befestigte einen großen Schwärmer an seinen Eberspieß, zündete diesen an und warf ihn gerade vor das Schwein. Hiedurch wüthend gemacht, erhob sich das Unthier, brach aus dem Gebüsch hervor und suchte das Weite, indem es in schnellem Lauf der Anhöhe zulief, welche den Thalkessel begränzte. Der Weg, den der Eber zurücklegen mußte, um auf die Heide zu kommen, welche von jener Seite an das Thal stieß, war zwar kurz, aber so steil, daß es keinem Jäger möglich war zu folgen. Unser Held hatte sich gleich anfangs jenes Ende des Thales zu seinem Standpunkte ausersehen, denn von dort aus dachte er am besten den Gang der Jagd beobachten zu können, ohne selbst von den andern bemerkt zu werden; der Zufall aber führte nun den Hauptgegenstand der Jagd ihm zu. Mit wildem Schnauben rannte der Eber an ihm vorbei, verfolgt von etwa zehn der besten Jagdhunde, und nachdem er die Anhöhe erreicht, stemmte er sich gegen einen starken Baum, an dessen Fuße die Quelle eines Waldbaches entsprang, auf Schußweite von Franz, um nun den Hunden, die keuchend und klaffend ihm folgten, die Spitze zu bieten.

Die berittene Jagdgesellschaft vermochte dem Eber nur auf einem Umwege zu folgen, und die anderen Jäger hemmte der steile Abhang an schneller Ereilung des Thieres, deßhalb ward nun unser Held der Zuschauer eines furchtbaren Kampfes zwischen dem Eber und den Hunden. Den borstigen Rücken fest an den Baum gedrückt stand jener brüllend und schäumend vor Wuth seinen Verfolgern gegenüber, und sobald sich einer derselben ihm nahe kam, schlug er ihn mit seinen furchtbaren Hauern, daß er laut heulend zu Boden taumelte; aber keiner der Hunde ließ sich dadurch schrecken; immer kamen andere heran und versuchten das Ungeheuer an den Ohren oder am Rüssel zu packen — vergebens, das Thier brauchte sich nur zu schütteln und mit seinen scharfen Zähnen um sich zu hauen, so lag der mit aufgeschlitztem Bauche, der mit zerfetztem Kopfe winselnd am Boden.

Da ertönte auf einmal von der Hochebene her das Horn des Grafen, und bald erschien der Graf selbst im vollen Galopp, um auf den Eber loszugehen. Auf Wurfweite von ihm entfernt, hielt er sein Pferd an, und schwang mit fester Hand den Spieß auf das Unthier; dieser durchschoß das borstige Fell so, daß dünnes Blut der Wunde entquoll, die Spitze aber blieb in dem Schulterblatte stecken, so daß der Eber, zwar schwer verwundet, aber noch fähig, sich mit der vollen Macht seiner Kräfte zu wehren, auf den Grafen mit rothglühenden Augen losstürzte. Da bäumte sich von jähem Schreck erfaßt das Pferd des Grafen und dieser fiel wehrlos so nahe beim Eber zur Erde, daß ihm das Thier mit seinen furchtbaren Hauern den Arm leicht verletzte.

In diesem Augenblicke legte unser Held an und schoß dem Eber so gut gerade zwischen den Augen die Kugel durch das Gehirn, daß er todt neben dem Grafen niedersank, ehe irgend ein anderer Jäger im Stande war, seinem Herrn beizuspringen.

Der Fremde eilte hinzu und hielt den Grafen im Arm. Lang und stumm blickten sich die beiden Männer in die Augen und riefen am Ende zugleich: „mein Bruder!“ denn jeder hatte den andern wieder erkannt. —

Wir versuchen es nicht, die Gefühle der Jagdgenossen dieses Tages zu schildern. Die Freude war groß und allgemein. Nur Rüdbold hatte noch ein Abenteuer zu bestehen, das in komischem Gegensatz zu dem geschilderten stand. Er halte gleich allen anderen möglichst schnell die Anhöhe erstiegen; in seinem Rücken aber hatten die Jäger, sobald das Entweichen des Ebers bekannt wurde, alle Hunde losgelassen. Hierdurch kam der ganze Wald in Aufruhr. Links und rechts schossen Wildschweine verschiedener Art hin und her, die Jägerburschе suchten sich auf Bäume zu retten und kaum sah dieß Rüdbold, als er in edlem Jagdeifer sie herunterkommandirte; dadurch aber vergaß er seine eigene Sicherheit, weil er die Augen mehr auf den Bäumen als auf dem Boden hatte, und so geschah es nun, daß eine Bache ihm zwischen die Beine fuhr und mit ihm der Gegend zusagte, wo die ganze Jagdgesellschaft um die beiden Grafen versammelt war, und wo sie endlich den unwillkührlichen Reiter ziemlich unsanft absetzte und im Gebüsch verschwand. Der Zufall wollte nun, daß die alte Marthe, deren ahnungsreiches Herz ihr nicht gestattete, an dem Tage zu Hause zu bleiben, in dem Augenblicke an ihren Krücken herbei kam, um an der allgemeinen Freude Theil zu nehmen, und nun behauptete Rüdbold steif und fest, das alte Weib habe ihm in Gestalt einer Sau jenen Streich gespielt, wodurch er allgemeine Heiterkeit erregte.

Froher und glückseliger als je zogen die Jäger nach Hause, wo der alte Herr Graf jubelnd den wiedergefundenen Sohn bewillkommte und die beiden Stützen seines Alters in die Arme schloß.

Duttenhofer.

Die Eichen und ihre Bewohner.

(Taf. 42 und 43.)

Jeder kennt den herrlichen Baum, die Eiche, eine Zierde unserer Laubwälder und die Königin unserer Laubbäume. Ihre weitausgebreitete, hochanstrebende Krone gibt ihr ein prächtiges majestätisches Ansehen, welches den Beschauer mit einer gewissen Ehrfurcht erfüllt. Bei Juden und Christen war die Eiche ein geheiligter Baum; die Alten hatten sie dem höchsten der Götter, dem Jupiter geweiht, und absonderlich stand dieser Baum bei den alten Deutschen in hohem Ansehen. Unter seinem Schatten hielten sie ihre Versammlungen, ihren Gottesdienst, sie war ihnen das Sinnbild der Stärke, und der Sieger im Kampfe erhielt den Eichenkranz. In gleicher Beziehung wird sie noch jetzt in ganz Deutschland gebraucht, Sänger und Dichter stellen sie als Symbol der Kraft und Stärke in ihren Gesängen auf.

Ihr dichtes Blätterdach bereitet nicht bloß dem müden Wanderer den erfrischenden Schatten, sondern gibt noch einer Menge von lebenden Wesen einen angenehmen Aufenthalt; eine große Anzahl von Vögeln und kleinen Säugthieren schlägt hier seine Wohnung auf, und kein einziger Baum nährt so viele Insekten als die Eiche.

Die Größe, die Dauerhaftigkeit und vielseitige Brauchbarkeit des Baumes, verbunden mit dem hohen Alter, sind Vorzüge, welche in anderer Beziehung rühmlich in Betracht zu ziehen sind.

Das Geschlecht der Eichen ist überaus zahlreich an Gattungen, von welchen eine große Anzahl in Nord- und Süd-Amerika vorkommt; auch in Europa finden sich nicht wenige, im eigentlichen Deutschland aber sind streng genommen nur zwei derselben einheimisch.

Die Eichen haben getrennte Blüthen und gehören in die erste Zunft der fünften Pflanzenordnung, oder im Ganzen genommen, in die dreizehnte Zunft, wo sie einerseits die Buchen, andererseits die Haseln neben sich haben. Sie sind einhäusig, haben schnurförmig herabhängende Blüthen auf vielfaltigen Schuppen ohne Krone mit 5—10 Staubfäden und zweifächerigen Staubbeuteln; die becherförmigen Zapfen bestehen aus vielen verwachsenen Schuppen; der unten 3—4 fächerige Fruchtknoten trägt einen 3—4 narbigen Griffel und zwei hängende Samen. Die Frucht ist eine länglichrunde Nuß mit Einem Kern, sie sitzt in dem bleibenden und verhärteten Kelche.

Tafel 42, Fig. 1 gibt uns das ganze Bild unserer gemeinen Eiche — **Quercus robur.** Sie heißt Winter-, Trauben-, Stein-, Berg-, Loh-, Grün-, Roth-, Schwarz-, Eis-, Trus-, Heide-, Kohl- und Bier-Eiche.

Dieser Baum kommt in unsern deutschen Waldungen überall vor, bildet aber fast nirgends zusammenhängende Wälder, sondern findet sich meist mit andern Laubhölzern, doch vorherrschend, vermengt. Man trifft sie in Thälern und Ebenen sowohl als auf Gebirgen; ihr Wuchs ist sehr langsam, ihr Alter dagegen sehr groß, es steigt auf 4—500 Jahre. Sie erreicht eine Höhe von 100—120 Fuß, und eine Stärke von 5—10 Fuß. Ihr Stamm ist mit einer grauen, rauh und tief aufgesprungenen Rinde bedeckt, und ist in geschlossenen Waldungen 30—40 Fuß hoch frei von Aesten, die hingegen bei freiem Standorte oft schon bei einer Höhe von 10 Fuß beginnen; sie sitzen unregelmäßig um den Stamm, und breiten sich weithin, meist in horizontaler Richtung, aus. Fig. 3, Taf. 43 zeigt einen blühenden Zweig mit den schönen dunkelgrünen, buchtig ausgeschnittenen und geaderten Blättern, welche auf der Unterseite heller, in der Jugend auch oberhalb mehr gelbgrün sind. Man erkennt daran die männlichen Blüthen in den langen herabhängenden Kätzchen mit den gelben Staubbeuteln; die weiblichen Blüthen stehen in den obern Blattwinkeln in kurzgestielten Trauben beisammen; Fig. 7 ist eine einzelne dieser Blüthen vergrößert. Fig. 4 zeigt die noch nicht völlig reife Frucht. Ihre grüne Farbe verwandelt sich später in ein helles Braun. Die Blüthen erscheinen mit dem Ausschlagen der Blätter im Mai, und die Zeit der Fruchtreife ist der Oktober.

Die Früchte werden bekanntlich zur Mastung der Schweine mit Vortheil benützt, auch von schwächlichen Personen, wie Kaffee behandelt, als ein stärkendes und nährendes Mittel gebraucht. Sie werden jedoch, ihrer geringeren Güte wegen, weniger gebraucht als die der folgenden Gattung, dienen aber dem Schwarz- und Rothwild, den Hehern und Waldhühnern zu einem beliebten Futter.

Die große Nutzbarkeit des Eichenholzes ist bekannt, es dient vortrefflich als Bau- und Brennholz. Seine Hitzkraft gibt der des Buchenholzes wenig nach, und verhält sich roh zu diesem wie 853 zu 1000, verkohlt wie 912 zu 1000. Die Rinde wird zu Lohe von den Gerbern benützt, und aus der Asche siedet man Pottasche.

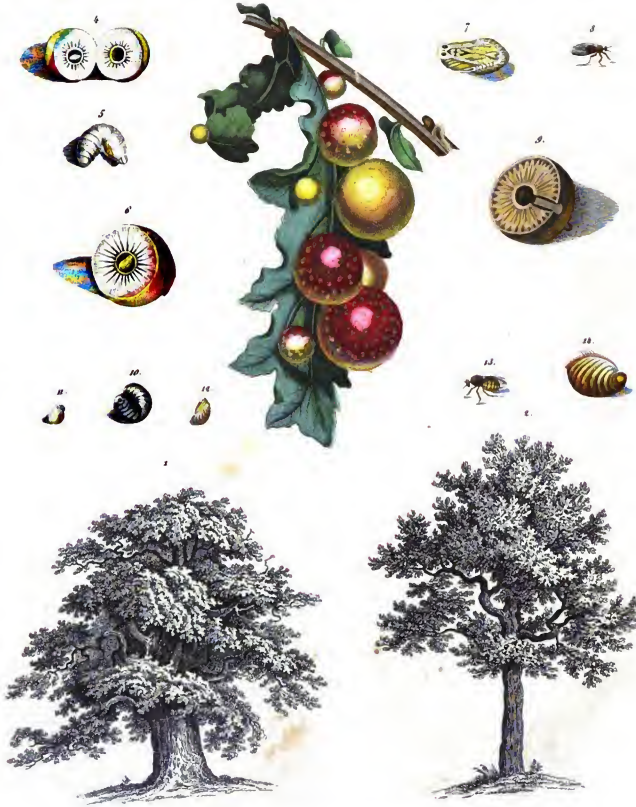
Die zweite einheimische Eiche ist die Stieleiche — **Quercus pedunculata**, auch Ecke, große Eiche, Früh-, Sommer-, August-, Mast-, Frauen-, Bau-, Tannen-, Hasel-, Ferkel-Eiche, breitblätterige Eiche und Druidenbaum genannt.

Fig. 1 Taf. 43 zeigt einen blühenden, Fig. 2 einen Zweig mit Früchten; Fig. 5 eine männliche und Fig. 6 eine weibliche Blüthe vergrößert.

Sie unterscheidet sich von der gemeinen Eiche durch eine dunklere bräunliche Rinde, sowie die gedrungenere dichter belaubte Krone. Der Stamm ist im geschlossenen Walde oft 50—60 Fuß seiner Höhe astrein, rund und gerade. Die Früchte hängen an 3—4 Zoll langen Fruchtstielen herab, und fallen im Oktober ohne den Kelch ab. Die Zeit der Reife wie die der Blüthe trifft etwas früher als bei der ersten Gattung.

Das Holz hat eine etwas geringere Hitzkraft, soll aber an Brauchbarkeit als Bauholz jenes übertreffen. Es ist zäher und fester und wird deßhalb besonders zum Brücken-, Mühlen- und Schiffsbau benützt. Außerdem wird es von Tischlern und Faßarbeitern vielfach verwendet; die Frucht gilt als ein vortreffliches Schweine-

Digitized by Google



Lion. Amt. v. C. Schad. in Stuttgart.

42.

futter, und der Absud von den Früchten gibt nicht bloß einen stärkenden Trank, sondern ein geröstetes Mittel gegen Drüsenkrankheiten der Kinder.

Die Vermehrung der Eichen geschieht durch Anpflanzung sowohl als durch natürliche und künstliche Besamung.

Die Zeit des Hiebes für Bauholz wird am besten für den December bestimmt, und kann bis zum Februar fortgesetzt werden, weil zu dieser Zeit das junge Holz am meisten geschont wird und die Stämme die größte Dauer haben. Das Kopfholz dagegen wird in den ersten Frühlingsmonaten März und April gehauen.

Die Stieleiche breitet ihre Wurzeln mehr nach der Tiefe aus und verlangt deßhalb einen besseren Boden, wo hingegen die gemeine Eiche die Wurzeläste mehr wagrecht ausbreitet und daher weiter auf den Bergen hinauf und mehr gegen Norden fortrückend als die Stieleiche, noch einen passenden Aufenthalt findet.

Alle Regeln, welche wir in der Natur aufstellen, erleiden ihre Ausnahmen; auch bei den Pflanzen kommen mehr oder minder erhebliche Abweichungen vor, welche sich theils auf den Bau und die Farbe, theils auf die Zeit und Beschaffenheit der Blüthe erstrecken. So auch bei den Eichen, wo man folgende Spielarten unterscheidet:

a. Bei der Stieleiche
eine rothe oder Bluteiche,
eine geschäckte,
eine spitzblätterige,
eine früh- und
eine spätblühende.

b. Bei der gemeinen Eiche
eine geschäcktblätterige,
eine krausblätterige,
eine hellblätterige,
eine früh- und
eine spätblühende.

Auf unserer 42sten Tafel befindet sich noch Figur 2, welche die Korkeiche — **Quercus suber**, darstellt. Die Rinde dieses Baumes liefert das bekannte Kork- oder Pantoffelholz, aus welchem man die Flaschenstöpsel schneidet und manchen andern Nutzen zieht. Es ist ein mäßiger Baum, 30—40 Fuß hoch, mit länglich eirunden, sägezähnigen, unten gefilzten, immergrünen Blättern und 1 Zoll langen Früchten. Der Stamm ist mit einer elastischen, tief aufgerissenen Rinde bekleidet, welche alle 8 Jahre abgenommen wird, wobei das Holz nicht verletzt werden darf. Der Baum erreicht so ein Alter von 150 Jahren, wenn ihm aber die Rinde nicht abgenommen wird, kaum die Hälfte dieser Zeit. Er findet sich im südlichen und südöstlichen Europa, besonders aber in Spanien und Nordafrika.

Die übrigen bekannten, zu diesem Geschlechte gehörenden Bäume sind nachstehende:

In Europa

die Stecheiche — **Quercus ilex.** Südeuropa und Nordafrika.

Die falsche Korkeiche — **Quercus pseudosuber.**

Die Kermeseiche — **Quercus coccifera.** Beide im Süden.

Die weichhaarige — **Quercus pubescens.** Ungarn, Oestreich, Böhmen, Schweiz.

Die apenninische — **Quercus apennina.** Elsaß, Italien, Südtyrol.

Die Speißeiche — **Quercus esculus** Im Süden und Südosten.

Die Cerreiche — **Quercus cerris.** Südeuropa.

Die östreichische — **Quercus austriaca.** Oestreich, Ungarn.

Die Knopperneiche — **Quercus aegilops.** Oestreich, Krain, Kärnthen, Baiern, Ungarn, Oberitalien, Spanien, Griechenland.

Die Bucheneiche — **Quercus faginea.** Spanien und Südfrankreich.

Die wellenblätterige — **Quercus gramuntia.** Südeuropa.

Die niedrige — **Quercus humilis.** Portugal.

Die portugiesische — **Quercus lusitanica.** Ebendas.

Die pyrenäische — **Quercus pyrenaica.** Pyrenäen.

Die rundblätterige — **Quercus rotundifolia.** Spanien.

Die burgundische — **Quercus haliphleos.** Frankreich.

Die kelchwarzige — **Quercus tauzin.** Frankreich.

Es sind somit europäische Gattungen . . . 20

In Nordamerika kommen vor 42

Dieterich führt an für Südamerika,
besonders Westindien 40
für Indien 1
für Asien 11
für Afrika 3

Man kann die Eichen in verschiedene Abtheilungen bringen, z. B. in solche mit ausgeschnittenen und in solche mit ganzrandigen Blättern; in solche mit abfälligem und mit immergrünem Laube; endlich in solche, welche in einem Sommer Blüthen und Früchte tragen, und solche, welche erst im zweiten Jahre reife Früchte bekommen.

Gewiß hat kein Baum so viele Feinde, welche den Ertrag beeinträchtigen und Leben und Wachsthum stören, als unsere beiden einheimischen Eichen.

Die Früchte werden, wie schon gesagt, von vielen Thieren sehr gesucht, besonders von dem Heher (Corvus glandarius) und dem Eichhorn. Das Rothwild liebt nicht nur die Frucht, sondern auch die jungen Schosse; die Mäuse verheeren oft ganze Ansaaten, und der allverheerende Maikäfer frißt als Larve die jungen Wurzeltriebe, und entblättert als Käfer ganze Distrikte von Eichenpflanzungen.

Unter den Schmetterlingen treffen wir einige der schädlichsten Insekten an, welche zu gewissen Zeiten in Eichenwäldern großen Schaden anrichten. Die Nonne, **Bombyx monacha**, ist schon bei den Nadelhölzern, Seite 38 beschrieben und auf Taf. 6 abgebildet; der Ringelspinner, **Bombyx neustria**, und der Goldafter, **Bombyx chrysorrhoe**, die Stammmotte, **Bombyx dispar**, Seite 199—201 und Taf. 26.

Ein sehr schlimmer Feind der Eiche aber ist aus der Abtheilung der Spinner der sogenannte Processionsspinner, Bombyx processionea; die Figuren 8—12 der Tafel 43 gehören hieher. Er heißt auch Katzeneule und Viereichenspinner.

Die Raupe, Fig. 8, ist ungefähr 1¼ Zoll lang, anfangs oben schwarzgrau mit weißlichen Seiten, später schwarzbraun, welche Farbe aber von hellbraunen Haaren ganz verdeckt wird. Die Raupen kommen im Frühjahr aus den Eiern, welche 5—800 zusammengelegt werden. Sie nähren sich anschließlich von den Blättern der Eiche und lieben nur große, alte Bäume, auf welchen sie in großen Gesellschaften beisammen leben, sich große, granliche Gespinnste verfertigen und sich darin häuten; das letzte machen sie zu Anfang des Sommers. In diesen Wohnungen, die theils am Stamme, theils an den großen Aesten angebracht sind, bleiben sie und verwandeln sich darin. Das Merkwürdigste ist, daß sie auch in Gesellschaft fressen und hiezu am Abend regelmäßig das Nest verlassen und gegen Morgen wieder in dasselbe zurückkehren. Eine Raupe führt den ganzen Zug, in der zweiten Reihe folgen ihr zwei, in der dritten drei, in der vierten vier in einer Reihe u. s. w., doch selten mehr als acht neben einander. Wie die Glieder sich vorn verstärken, so nehmen sie nach hinten wieder ab. Hält die vordere an, so thun dasselbe alle übrigen; sie machen alle möglichen Bewegungen, ohne diese Ordnung zu verlieren, und kehren mit derselben Regelmäßigkeit zurück. Sie wandern so von einem Aste zum andern; es ist nicht immer dieselbe Raupe, welche vorausgeht, sondern jede ist hiezu brauchbar. Die größten Wanderungen halten sie vor der Verpuppung, weil sie zu dieser Zeit die meiste Nahrung nöthig haben. Das Verpuppungsgespinnst hat ein Aus- und Eingangsloch; jede Raupe spinnt sich darin noch eine besondere Hülle, in welche alle Haare eingeflochten und die Raupen deßhalb ganz nackt werden. Dieß geschieht im Juli. Die Nester haben oft die Größe eines Menschenkopfes. Die Haare der Raupen enden in äußerst feine Häkchen, welche sich in der Haut festsetzen und dasselbst ein heftiges Jucken und eine Entzündung hervorbringen, auf welche man schon den Tod folgen sah. Drei bis vier Wochen nach der Verpuppung erscheinen die Schmetterlinge. Das Männchen, Fig. 12, ist merklich kleiner als das Weibchen und hat gefiederte Fühler.

Andere, der Eiche nachtheilige Spinner sind:
der Roßkastanienspinner — Bombyx aesculi,
der Kopfweidenspinner — Bombyx cossus,
der Wallnußspinner — Bombyx pudibunda,
der Lindenspinner — Bombyx bucephala,
der Kirschenspinner — Bombyx lanestris,
der Gartenbirnspinner — Bombyx aurifua.

Ein anderer Schmetterling, welcher in die Abtheilung der Spanner gehört, ist der Frostspanner — Geometra brumata. Er heißt Reif-, Frostschmetterling, Frühbirn-, Frostmotte, Winterspanner, Spätling. Er ist nicht der Eiche allein eigen, sondern geht an alle Laubbäume und Sträucher. Die Raupe, Fig. 15, ist dasjenige so verrufene Thierchen, welches, als den Obstbäumen gefährlich, unter dem Namen Kainwurm allgemein bekannt ist. Die Eier, Fig. 13 in natürlicher Größe und Fig. 14 vergrößert, werden von den Weibchen in die Knospen gelegt, welche die Raupen beim Auskriechen durchbohren und verderben, daher Blätter, Blüthen und Früchte zerstören. Dieser Schmetterling ist über ganz Europa, so weit es Laubhölzer giebt, verbreitet; er entwickelt sich erst spät im Jahre, gewöhnlich im Oktober und November, wenn schon Frost eingetreten ist. Die Verpuppung erfolgt im Juni, oft schon zu Ende Mai; die Raupe geht einige Zoll tief in die Erde und verwandelt sich daselbst in einer Höhle in eine braungelbe Puppe, Fig. 16, mit feiner Stielspitze. Die Färbung der Raupe ist grüngelb. Das Männchen, Fig. 17, hat braune Ober- und ganz blaßbraune Unterflügel mit Querstrichen. Das Weibchen, Fig. 18, hat überall verkümmerte Flügel, welche nicht zum Fluge taugen und einen dicken Hinterleib, in welchem oft über 300 Eier verborgen liegen.

Hierher gehört auch der Waldlindenspanner — Geometra deloliaria, welcher in der Lebensart dem vorigen nahe kommt. Er lebt auf verschiedenen Wald- und Obstbäumen, kommt aus einer zollangen, gelben, oben röthlichen Raupe. Die Puppe ist schlanker als bei jenem und von Farbe bräunlich rothgelb. Der Schmetterling mißt 1/, Zoll in der Weite, hat blaß gelbbraune Unterflügel und von braungelben und hellrothbraunen zum Theil weiß geraudeten Binden quer durchzogene Oberflügel; das Weibchen ist flügellos.

Auch der Birkenspanner — Geometra pusaria, frißt an der Eiche, schadet aber nicht merklich.

Das Gleiche gilt auch von der Eichenminirschabe — Tinea complanella, deren gelbe, feinbehaarte Raupe unter der Oberhaut der Eichenblätter Gänge macht, was sich außerhalb an blasenförmigen Erhöhungen erkennen läßt. Man findet sie über ganz Europa verbreitet. Sie bleibt den ganzen Sommer im Blatte und fertigt sich zuletzt eine seidenartige Hülse, fällt dann mit den Blättern ab, verpuppt sich dann an der Erde und schlüpft im Frühjahr aus. Sie hat kaum 5 Linien Flügelspannung, lanzettförmige, gelbbraune und gefranzte Oberflügel und sehr schmale, gesäumte und grau gefärbte Unterflügel.

Noch einen schädlichen Eichenschmetterling finden wir an dem Eichenwickler — Tortrix viridana, der auch Kahneichenwickler, Grünwickler, grüner Nachtfalter und Springgewebewickler genannt wird. Er mißt ungefähr einen Zoll in der Weite; Hinterleib und Hinterflügel sind grau, Hals und Vorderflügel schön gelbgrün. Die Raupe ist schmutziggrün, mit braunen Haaren und Wärzchen besetzt, der Kopf schwarz; von letzterer Farbe ist auch die Puppe.

Die Eier werden von dem Schmetterlinge einzeln an die Knospen gelegt. Zur Zeit, wenn die Eichen ausschlagen, entwickeln sich die Raupen, bohren sich in die Knospen ein und verzehren solche. Sie verbergen sich in einem Gespinnste, das mit ihrem schwarzen Unrath

bedeckt ist, und spinnen mehrere Blätter oder Knospen in einen Büschel zusammen. Anfangs Juni verpuppen sie sich in ihren Gespinnsten, entweder in den zusammengezogenen Blätterbüscheln selbst, oder zwischen Rindespalten nahe am Boden. Der Schmetterling, welcher in ganz Deutschland zu Hause ist, entwickelt sich 14—16 Tage nach der Verpuppung.

Wir kommen nun zu einer andern Insektenabtheilung, zu den Gallwespen. Jedermann hat wohl schon die beerenförmigen Auswüchse gesehen, welche sich an den Stengeln, auf der Ober- und Unterseite der Blätter verschiedener Bäume und Sträucher, besonders zahlreich aber auf der Eiche finden. Gewiß aber denkt selten Einer darüber nach, wie sie entstehen. Manche glauben, es seien Mißbildungen, welche durch bloßen Zufall entstehen, ohne irgend eine Bedeutung zu haben. Allein dem ist nicht so: die Gallen oder Galläpfel, wie man sie nennt, sind ein durch Thiere erzeugter Gegenstand; es gibt unter den Wespen eine nicht geringe Anzahl von Gattungen, deren Eier in diesen Gallen eingeschlossen sind. Sie stechen nämlich die Blätter oder Blattstiele an, legen ein Ei in die Oeffnung, um welches sich sodann der austretende Saft der Pflanze verhärtet und die fruchtartigen Auswüchse sich bilden, welche sich vergrößern, sobald das hineingelegte Ei sich zur Larve entwickelt, welche durch ihr Saugen den Zufluß des Saftes unterhält. Die Gallen oder Knoppern dienen einem oder mehreren Insekten zum Aufenthalt und sind nach Farbe, Größe und Gestalt verschieden, indem sie bei jeder Gattung eine eigenthümliche Bildung zeigen. Selbst an den Blüthen und Wurzeln entstehen öfters Gallen. Oft tritt auch der Fall ein, daß man aus gleichen Gallauswüchsen verschiedene Insekten entstehen sieht, was daher kommt, daß es andere kleine Schmarotzerinsekten unter den Mücken und Immen, seltener unter den Käfern und Wanzen gibt, welche die Wand der Gallen durchbohren und ihr Ei zu der bereits vorhandenen Made legen, welche dann von dem sich entwickelnden neuen Bewohner ausgesogen wird.

Die bemerkenswerthesten Gallen der Eichen sind folgende:

Die Eichenbeergallwespe — Cynips quercus baccarum, ein sehr kleines Thierchen, bringt die kleinsten hervor und zwar an der Unterseite der Blätter. Meist sind mehrere beisammen, erst grün, dann gelblich und zuletzt roth. Sie sind linsenförmig mit kurzen Stielen, unter welchen die gelblichen Maden liegen. Die Fliege ist schwarz, an den Füßen und am Grunde der Fühler gelb.

Größere Gallen finden sich ebenfalls an der untern Blattseite; sie gehören der Blattgallwespe — Cynips kolii, an und sind Tafel 42, Figur 3, abgebildet. Sie haben im Juli die Größe einer Erbse und es ist bei ihrer Oeffnung kaum der Mittelpunkt zu erkennen; vierzehn Tage später haben sie die doppelte Größe erreicht, und dann ist deutlich die innere Höhle und das darin liegende Würmchen zu sehen, obgleich das letztere noch als ein kleiner Punkt erscheint. Im September haben sie die Größe von Fig. 4 erreicht, welche durchschnitten ist und auf der einen Seite die Höhle, auf der andern aber die zusammengebogene Made zeigt, in welcher Lage sie darin ruht. Die fünfte Figur zeigt diese Made vergrößert. Gegen das Ende dieses Monats findet sich in dem durchschnittenen Gehäuse, Fig. 6, die Puppe, welche Fig. 7 vergrößert dargestellt ist. Sie ist anfangs weiß, wird dann gelblich und immer dunkler, bis sich nach drei Wochen das vollkommene Insekt vollständig ausgebildet hat. Nur bei anhaltend warmem Spätjahr läßt sich die Fliege bewegen, ihre Hülle zu durchbohren, in den meisten Fällen überwintert sie darin und kommt erst im nächsten Frühjahr zum Vorschein. Rösel hat gefunden, daß, wenn man diese Puppen aus ihrer Galle herausnimmt, sie sich dennoch und in derselben Zeit entwickeln.

Die Fliege, Fig. 8, ist stark 3 Linien lang, von Farbe gelbbraun, mit rothbraunem Hinterleib. Die Flügel sind graulich und haben in der Mitte zwei dunkle Punkte, sie sind viel länger als der Leib. Das Weibchen hat keinen Legstachel, sondern nur an der Unterseite des Leibes einen mit Härchen besetzten Spalt, welcher vielleicht dieselbe Verrichtung wie jener ausübt. Um jedem Ei stehen zwei hakenförmige Fortsätze, welche wahrscheinlich zur Festhaltung und zum leichteren Eindringen in die Blatthaut dienen.

Aehnliche Gallen wie die eben beschriebenen finden sich auch an den Stielen der Eiche und zwar an den Blattstielen. Sie kommen hinsichtlich der Zeit ihrer Entstehung und ihres Wachsthums mit denen der Blätter überein, gehören aber einer verschiedenen Thiergattung an. Die Höhlung für den innewohnenden Wurm liegt nicht genau in der Mitte, sondern daneben. Oft befinden sich auch mehrere Würmer in einem einzigen Auswuchs; jeder ist alsdann in einer besondern Zelle eingeschlossen und diese Zellen sind länglich und mit dem einen etwas spitzeren Ende gegen die Mitte gerichtet, so, daß letztere dazwischen frei bleibt und die Zellen dem Kernhause eines Apfels gleichen. Fig. 9 zeigt eine durchschnittene Frucht mit nur einer Höhle, sie ist völlig reif und zeigt die Röhre, durch welche das vollkommene Insekt sie verlassen hat. Die Made, welche darin wohnte, ist Fig. 10 um das Doppelte ihrer natürlichen Größe abgebildet; sie ist weiß und hat ein zangenförmiges Gebiß. Sie ist von gleicher Dicke und liegt zusammengebogen in ihrer Wohnung. Sehr merkwürdig ist die Einrichtung, daß die Maden der Galläpfel genau allmälig so viel von ihrer nächsten Umgebung abnagen, als ihre zunehmende Größe Raum erfordert. Im September oder Oktober findet man die Made zur Puppe, Fig. 11, verwandelt, welche erst weißlich ist, dann aber gelb wird. Diese Puppe verändert sich nach und nach, bis sie ihrer Entwickelung nahe ist und dann die Form von Fig. 12 hat. Nach 14 Tagen geht die Wespe, Fig. 13, aus der hineingenagten Oeffnung hervor. Sie ist hellbraun, am Hinterleibe gelb; an dem niedergebengten Kopfe stehen zwei kurze Fühler; die Größe beträgt mit den etwas längeren bräunlichen Flü-

geln etwas über 3 Linien. Das Weibchen hat einen Legstachel, welcher an dem stark vergrößerten Hinterleibe des Männchens, Fig. 14, fehlt, und der am Ende in eine zarte umgebogene Spitze endet.

Die Eier sind im Leibe von einer weißen Flüssigkeit umgeben, haben die Form einer Birne und werden noch im Spätjahr abgesetzt, die Gallen aber bilden sich erst zu Anfang des Sommers. Diese Wespengattung heißt die Stielgallwespe — Cynips petioli.

Eine weitere Gattung ist die Gallwespe der Blüthenstiele — Cynips pedunculi; ferner gibt es eine Zweiggallwespe — Cynips terminalis, deren Gallen am Ende der Zweige stehen, und eine Wurzelgallwespe — Cynips radicis.

Die Gallwespen gehören in die zweite Sippe, erste Zunft der zweiten Ordnung fliegender Insekten.

Merkwürdig ist noch eine Eiche und ihre Gallen. Es ist die Galläpfeleiche — Quercus insectoria, und die Knopperweise — Cynips gallae tinctoria.

Diese Eiche bildet einen Strauch von 6—8 Fuß Höhe, der auf Hügeln in ganz Kleinasien und Persien angetroffen wird. Ihre Blätter und Früchte gleichen ziemlich denen der gemeinen Eiche. Sie liefert die besten Galläpfel, welche bekanntlich zur Bereitung der Dinte und zum Schwarzfärben gebraucht werden. Sie entstehen an den Zweigen und Stielen, sind sehr hart, grünlichbraun und mit spitzen Höckern besetzt, erreichen oft die Größe eines kleinen Apfels, sind aber in der Regel nur so groß als eine Haselnuß, doch rund. Sie werden vor der völligen Reife gepflückt, ehe sie von dem Insekt verlassen werden, weil sie hernach leichter und schlechter sind.

Eine ähnliche Gattung, welche gute Galläpfel liefert, ist die Knopperneiche im südlichen Europa, welche so groß als die gemeine Eiche wird, und sehr große Früchte trägt.

Berge.

Der Waldbrand.

Zwei junge Franzosen, Gaston de Lassalle und Louis von Vignerolles, hatten, von den Stürmen der Revolution bedroht, ihr schönes Vaterland verlassen, und sich nach Louisiana begeben, wo sie beabsichtigten, sich als Pflanzer anzusiedeln und nie wieder nach Frankreich zurückzukehren. Sie kauften Ländereien und Sclaven, und nachdem sie die ersten Einrichtungen ihrer Häuslichkeit getroffen hatten, warfen sie eines Tages ihre Gewehre über die Schulter, bestiegen ihre Rosse, und ritten hinaus durch Flur und Wald zum fröhlichen Jagen. Der Spaß hätte jedoch beinahe ein übles Ende genommen, wie Louis von Vignerolles viele Jahre nachher einigen seiner Freunde erzählte.

Frisch vorwärts, Gaston! Ach, diese heillosen Bayous, und Crevasses, und Creeks, und wie die Wasser und Wässerchen alle heißen, sie sind wie zum Halsbrechen eingerichtet. Laß deinen Renner nochmals die Füße heben.

Dieser aufmunternde Zuspruch, erzählte Graf Vignerolles, wurde gerade drei Tage nach unserem Ausfluge von mir meinem Freunde Lassalle zugerufen, der auf seinem halbwilden, obwohl sehr matten amerikanischen Hengste so eben einen jener zahllosen Bäche zu übersetzen im Begriff stand, die oberhalb Côte gelée und Courtableau die Attacapas von den Opetousas kommen. Wir hatten zusammen die düstern Wildnisse dieser Region zum Theile durchkreuzt und befanden uns am Rande eines jener schwarzen Kiefernwälder, die sich bis zu den Stromschnellen hinauf erstrecken. Der Bach war, wie es in dieser heißen Jahreszeit gewöhnlich der Fall ist, mehr als zur Hälfte ausgetrocknet, und fast nur noch ein Graben, in dessen Mitte sich ein Streifen hellen, ziemlich tiefen Wassers zeigte.

So komm doch, schrie ich ihm, der ich bereits am diesseitigen Ufer stand, abermals zu, frisch gewagt ist halb gewonnen!

Aber wenn ich nun über diesen verdammten Bach bin, was weiter?

Weiter? versetzte ich lustig, und aus vollem Halse lachend, — eine Cigarre ist das Weitere.

Und sofort zog ich aus meiner Jagdtasche die Cigarrenbüchse heraus, holte Stein, Stahl und Schwamm hervor, und rauchte den Glimmstengel an, den ich scherzend Gaston entgegen hielt.

Gaston trabte jetzt einige Schritte zurück, gab seinem Rosse die Sporen, und war in den nächsten drei Sekunden glücklich auf diesseitigem Boden in meinen Armen, die ihn brüderlich aufnahmen; denn der gute Gaston, trotz seinem Rufe, der beste Reiter zu sein, hatte den Boden geküßt. Und als wir einander anschauten, brachen wir in schalleudes Gelächter aus.

Alle Wetter, wie wir aussehen! riefen wir beide, wie aus einem Munde.

Und wir sahen aus, Freunde, — versichere Sie, wir würden dem Kapitän einer Voltigeur-Kompagnie von Sansculotten nach einem vierwöchentlichen November-Bivouak in der Bretagne Ehre gemacht haben. Der Eine hatte die beiden Schöße von seinem Nankingfrack eingebüßt, der andere die obere Hälfte seiner Beinkleider mittelst Weidenflechten an die untere gebunden; Gaston hatte statt des Hutes ein Taschentuch um den Kopf gewunden, und mein Kopf stak zwar auch in dem Strohgeflechte, aber es hatte keinen Rand mehr.

Alle Teufel, wir sehen ja ärger aus, als die Wilden! rief Gaston.

Thut nichts, erwiederte ich, aber weißt du wohl, daß ich hungrig bin?

Und ich durstig!

Und ich beides zusammen!

Und ich halb geschunden!

Und ich halb todt!

Und wir alle beide würdige Gegenstände der Barmherzigkeit!

Und wiederum brachen wir in ein schallendes Gelächter aus.

Wir hatten den Teche hinauf gegen die Côte gelée und Courtableau zu gejagt, eine Nacht einem Balle, oder vielmehr dem Ende desſelben in einer Acadierhütte beigewohnt, die zwei anderen im Freien geſchlafen, bivouakirt, — von Rehrücken, auf hölzernen Spießen gebraten, unſer Mittagsmahl gehalten, wieder an Rehrücken unſere Abendmalzeit, und ſo allmählig die nördliche Grenze der Attacapas betreten, an Geiſt und Körper geſtärkt, obwohl mit Verluſt eines weſentlichen Theiles unſerer Garderobe, und hungrig und durſtig obendrein.

Es war ein drückend ſchwüler September-Nachmittag — die Sonne hatte den ganzen Tag gleichſam gebraten. Unſer kleiner Vorrath an Wein, den wir mitgenommen, war gleich am erſten Tage draufgegangen. Wir hatten die Bouteille dafür mit Taffia füllen laſſen, den wir mit Waſſer vermiſcht getrunken, aber auch der war zu Ende gegangen, und wir hatten deßhalb unſern Diener Martin auf eine Entdeckungsreiſe nach friſchem Proviant ausgeſandt. Weit hinter uns lagen die Niederlaſſungen der Acadier.

Stoß einmal in das Horn, erſuchte mich Gaſton; ich kann es nicht, die Zunge klebt mir am Gaumen. Wo nur der alberne Junge bleibt!

Und ich ſtieß in das Horn. Und indem ich ſo that, ſahen wir Beide zugleich auf, und der halb muthwillige Geiſt verſchwand vor unſern Geſichtern, und wir ſchauten. Der Ton gab nicht jenen hellen klaren Wiederhall, der bei einer reinen Atmoſphäre das Herz des Jägers ſo ſehr erfreut und ſeine Nerven ſtärkt — er klang dumpf und kurz; und die Wahrnehmungen, die ſich uns aufdrangen, waren nicht geeignet, uns in unſerer frohen Laune zu erhalten. Wir waren, wie geſagt, am Rande eines jener Schwarzkiefernwälder, die ſich von der Côte gelée hinauf zu den Opelouſas ziehen, hinter uns lag eine Prairie, abwechſelnd mit Palmettofeldern, Gehölzen und dichten Urwäldern, und durchſchnitten von Bächen und Gewäſſern, die ſich gegen Weſten hinabwinden. Es war eine jener herrlichen Wieſenflächen, die, ſo oft man ſie auch ſieht oder beſchreibt, dem Auge immer neu erſcheinen. Ein See von friſch grünenden in der Blüthe ſtehenden und gereiften Gräſern, die unſern Pferden bis zu den Nüſtern reichten. Rechts ſchlang ſich ein Anflug von Palmetto eine halbe Meile vom Bache hinab, die beiden Ufer des Baches ſelbſt waren eingefaßt mit einem Saume ungeheurer Cypreſſen; die Wieſe lag endlos vor dem Auge, weiter oben lief abermals ein Palmettofeld, an das ein Immergrüneichenwald ſtieß. Gegen Oſten zeigte ſich eine undurchdringliche Wildniß, von Magnolien, Immergrüneichen, Mahagony- und Bohnenbäumen; gegen Norden zu der erwähnte Schwarzkiefernwald. So war das Tableau uns noch vor fünfzehn Minuten erſchienen — der kurze Zeitraum hatte den Anblick gänzlich verändert; eis- und blaugraue Dünſte hatten ſich um den Horizont herum gelagert und wurden, indem wir ſchauten, zuſehends dichter, die grellrothe Sonnenſcheibe wurde bläſſer, die Umriſſe der Wälder verſchwanden, und dazwiſchen lagerten ſich endloſe trockene Dünſte wie ungeheure bleifarbige Schleier, und die Luft, bisher heiß, doch elaſtiſch, wurde immer ſchwerer, die Prairie erſchien blos noch wie eine Bucht, die im Nebelvorhange, der ſich zwiſchen zwei Vorgebirgen herabrollt, ſchwach und matt durchſchimmert. — Und wie wir dieſe Symptome eines ſich vor unſeren Augen entwickelnden, nicht gar geheuern Phänomens erſchauten, begannen unſere Mienen auch jene Verlegenheit anzunehmen, die der leichtherzige, ſo wie der ſtarkmuthige nicht bemeiſtern kann, wenn er eine unbekannte Gefahr herannahen ſieht.

Schieße dein Gewehr los, ſprach ich zu Gaſton mit einer Stimme, die mich ſelbſt durch ihre Beklommenheit erſchreckte.

Der Schuß ging los, der Knall wurde aber von der bewegten Atmoſphäre wie verſchlungen, er war nicht bis zu den Waſſervögeln, die wir etwa hundert Schritte von uns auf dem Waſſer plätſchern geſehen, gedrungen.

Wo nur dieſer alberne Junge, der Martin, bleiben mag? hob ich wieder an. Dieſe Acadier ſind doch dummer als —

Stille! fiel Gaſton ein, ſtille! Sieh nur einmal unſere Pferde — was ſoll das bedeuten?

Die Thiere waren unruhig geworden — ſie ſpitzten die Ohren, fingen an zu ſchnauben, ſich mit halbem Leibe zu drehen, die Hälſe zu recken, zu ſtrecken, die Luft zu ſchnarren, ungemein ängſtlich zu werden. Wir ſahen uns bei dieſem Wittern unſerer Thiere beſorgt an.

Sie wurden immer ängſtlicher, trotz ihrer Müdigkeit ſtreckten ſie die Hälſe immer verlangender nach der Richtung, die den Dünſten entgegengeſetzt lag.

Hier können wir nicht länger bleiben, ſprach Gaſton.

Aber wohin?

Uns den Pferden überlaſſen.

Und wir beſtiegen unſere Roſſe, und kaum waren wir auf ihrem Rücken, als ſie ſich auch in kurzen Galopp ſetzten, und längs dem Bache zwiſchen dem Cypreſſenwalde und dem Palmettofelde, wie von einer tollen Meute Hunde gejagt, davon rannten. Der Bach ſchien ſich zu erweitern — ſtatt des Palmetto begann ſich Sumpfrohr zu zeigen; unſere Pferde wurden immer ängſtlicher. Die ganze Natur war wie ausgeſtorben, zuweilen ließ ſich das Geſchrei einer Wildgans hören, der Schrei aber war ſchrill und unheimlich.

Was hat das zu bedeuten? hob nach einer langen Weile Gaſton wieder an. Mir wird ſo ſchwül, ſo heiß, und doch kein Schweiß. Stoße nochmals in's Horn.

Und wir hielten an, und ich ſtieß abermals in's Horn. Und der Ton erſtarb mir auf den Lippen, es war mir, als ob die drückend ſchwere Atmoſphäre ihn durch die Röhre mir zurück in den Mund drängte.

Die Luft war ſo drückend heiß, ſo trocken geworden, daß die gekräuſelten Haare unſerer kurz zuvor noch vom Schweiß triefenden Pferde wie geleimt an einander klebten — die Thiere ihre Zungen ausſtreckten und nach Luft und Kühlung lechzten.

Sieh einmal! rief Gaſton abermals.

Wir ſchauten.

Die Ränder des Horizonts, bisher grau und bleifarbenduuſtig, begannen ſich gegen Südweſt zu röthen, die Dünſte wurden räucherig.

Hörſt du nichts, fragte ich?

Wir horchten.

Von Zeit zu Zeit ließ ſich etwas wie Kniſtern hören mit einem entfernten Gekrache, ähnlich dem Peletonfeuer einer Truppenabtheilung bei nebligem Wetter. Bei jedem ſolchen Gekrache ſchreckten unſere Pferde zuſammen.

Der Bach wurde allmählig breiter, der Boden ſumpfiger, wir hielten unſchlüſſig an.

Wir können in dieſer Richtung nicht fort, meinte Gaſton, wir müſſen zurück auf die Prairie, in das Palmetto, wo wir wenigſtens Kühlung finden.

Wohlan, wir wollen zurück.

Und wir gingen zurück an den Ort, wo wir übergeſetzt, unſere Pferde wollten ſich aber abſolut nicht mehr zu dem Sprunge über das Waſſer verſtehen. Nur mit vieler Mühe brachten wir die ſtutzigen Thiere endlich dazu.

Die Röthe am Horizonte war mittlerweile greller, die Atmoſphäre heißer, trockner geworden, der Rauch hatte ſich über Prairie, Wald, Palmetto hingelagert. Wir nahmen die Richtung, in der wir letzteres wußten.

Meiner Treu, Gaſton, das iſt ein bedenkliches Zeichen. Mir vergeht alle Luſt zum Scherzen.

Auf einmal rief er: Was iſt das!

Die ganze Prairie, der Horizont, alles und alles vor uns gegen Süden und Südweſt hinab war eine dichte endloſe Rauchmaſſe, aus der die Sonne noch grellroth durchſchimmerte, aber ſchwächer und ſchwächer, zuletzt hieng ſie noch, wie eine matt erleuchtete Papierlaterne am Himmel. Der Rauch hatte ſich erſtickend herangewälzt, ſo daß unſere Roſſe keuchend umherſprangen und wieder dem Ufer des Baches zurannten. Hinter dem Rauchvorhange, der jetzt die ganze Prairie verhüllte, glaubten wir ein entferntes Hiſſen und Ziſchen, wie das vieler Schlangen, zu hören.

Unſere Roſſe arbeiteten ſich keuchend, zitternd an allen Gliedern vorwärts.

Was iſt das, riefen wir abermals zugleich abſpringend, und die Roſſe anſchauend, die ſchnaufend dem Ufterande, dem Waſſer zueilten. Kaum daß wir im Stande waren, ihnen das Hineinſpringen zu wehren.

Wir hatten den Saum der Cypreſſenwaldung, die das Gewäſſer an beiden Ufern einfaßte, betreten; der rothe Streifen uns zur Rechten wurde immer heller, ſchimmerte immer greller durch die düſtern Cypreſſen, deren ungeheure Wuchten noch den Rauch abhielten. Das Kniſtern ließ ſich jetzt ſtärker hören.

Was ſoll das bedeuten? rief Gaſton erſchreckt.

Gott gnade uns, das bedeutet, was ſie einen Wald- oder Prairie-Brand nennen! ſetzte er hinzu.

Einen Wald- oder Prairiebrand! wiederholten wir Beide mit ſtupiden Mienen, und wir ſchauten uns an wie Leute, denen der Verſtand ſtille ſteht.

Der Rauch drang immer ſtärker durch die Cypreſſen.

Mein Gott, was iſt zu thun? rief Gaſton abermals mit halb erſtickter Stimme, und Thränen kamen uns in die Augen.

Auf einmal fuhren unſere Pferde zuſammen, als ob ſie von Fieberfroſt geröttelt würden und ſprangen dann vor. Ein Rudel Hirſche brach dicht an uns vorüber durch das Sumpfrohr, und ſtürzte ſich in den Bach, den es bis zur Mitte durchſchwamm; wie die Thiere in die Mitte kamen, blieben ſie ſtehen, — nicht fünfzig Schritte von uns, ſahen uns an, ſo Hilfe flehend, mit ſo bittendem Blicke; wir glaubten Thränen in den Augen der Thiere, Angſt in ihren Zügen zu leſen. Wir ſchauten die Hirſche an, unſere Pferde, und ſetzten wieder durch den Cypreſſenſaum auf die Prairie hinab. Der hellrothe Streifen kam leckend, drohend immer näher, und ein Luftzug von ihm, ein ſo heißer Luftzug, daß das Bischen Schweiß, das noch aus den Poren drang, mit einem Male ganz vertrocknete. Der Luftzug ließ ſich ſtärker hören, ein lang gezogenes, Nerven erſchütterndes Pfeifen und Ziſchen, dann ein Gepraſſel, und mitten durch den erſtickenden Rauch eine helle Flamme und gleich darauf eine Feuerſäule, was ſage ich eine Feuerſäule, ein Feuermeer — das ganze ungeheure Palmettofeld war in Flammen. Die Hitze war nun ſo verſengend geworden, daß wir jeden Augenblick erwarteten, die Fetzen an unſeren Leibern würden entzündet werden. Wir riſſen unſere Pferde, oder unſere Pferde vielmehr uns dem Gewäſſer zu. Sie ſprangen mit beiden Vorderfüßen zugleich hinein und zogen uns längs dem Ufer hin. Ein friſches Gekrach, Geraſſel in dem Sumpfrohr. Eine Bärenmutter mit ihren Jungen auf dem Nacken kam auf uns zu — abermals ein Rudel Hirſche, die nicht zehn Schritte von uns in's Waſſer ſprangen. Wir hoben unſere Gewehre auf die Bären — die Mutter wandte ſich weg, gegen die Hirſche zu; wir ſchauten und ſchauten — Hirſche und Bären ſtanden nicht fünf Fuß von einander, zitterud, wie ein Matroſenknabe in der gräulichen Winternacht auf dem ſtürmiſch bewegten Ozean.

Und der Thiere kamen mehrere, Hirſche, Wölfe, Rinder, Pferde, alle kamen ſie, Schutz in dem einen Elemente gegen das andere zu ſuchen; die meiſten brachen weiter unten in das Waſſer ein, wo ſich dieſes erweiterte, und ſeeartig gegen Nordoſten hinüber ſchwoll.

Und ſeltſam, wie die Thiere einige ihrer Vorgänger hinabziehen ſahen, folgten ſie ohne Furcht vor einander. Wir ihnen nach. Auf einmal ſchallte uns Hundegebell in die Ohren.

Hunde! riefen wir frohlockend zugleich — Victoria! da ſind Menſchen nicht ferne.

Eine Salve von wenigſtens zehn Flintenſchüſſen folgte unſerem Anrufe.

Die Schüſſe waren nicht zweihundert Schritt von uns abgeſchoſſen, wir ſahen jedoch nichts, hörten blos die dumpfen, durch die dichten Luftſchichten mühſam zu unſeren Ohren dringenden Knalle. Die Thiere rings um uns her zitterten bei der uns nun drohenden Gefahr, aber wichen keinen Schritt.

Was soll das? fragten wir, die wir bis zu den Gürteln im Wasser standen.

Eine neue Salve, die nur etwa hundert Schritte von uns abgefeuert wurde! Wir sahen jetzt die roth aufleuchtende Flamme, hörten Stimmen durcheinander, in einem Idiome, das halb französisch, halb indianisch klang.

Schießt Alles todt, Alles, werft es in das Boot und au das Ufer, haltet euch nicht auf! brüllten sie.

Es sind Acadier ihrer Aussprache nach, bemerkte Gaston.

Abermals eine frische Salve. Jetzt pfiffen einige Kugeln dicht an unseren Köpfen vorbei.

Halt! schrieen wir — halt, wir sind da! schießt nicht eher, bis ihr seht, wohin und was ihr schießt.

Einen Augenblick war es stille, dann brach ein wüthendes Gelächter aus den rauhesten Kehlen.

Schießt! schießt! riefen wieder ein paar Stimmen.

So ihr schießt, so schießen wir auch — hört auf zu schießen.

Morbleu! sacre! foudre! ließen sich jetzt zehn brüllende Stimmen hören. Wer ist das? Was haben die hier uns zu befehlen. Schießt sie nieder, die Hunde!

So ihr schießt, komme das vergossene Blut über euch, schrieen wir in halber Verzweiflung, unsere Gewehre in die Richtung legend, wo wir die blutrothen Zungen aus den Büchsenröhren hervorblitzen gesehen.

In diesem Augenblicke rief es ein donnerndes: Halt! was gibt es da?

Halt! riefen fünf Stimmen hinter einander — halt! was gibt es? Oder ihr seid des Todes.

Sacré, ces sont des Américains! schrieen die Acadier!

Halt! schrie nochmals eine starke rauhe Stimme, und im nächsten Augenblicke sahen wir ein Boot und Köpfe von Männern an uns vorübergleiten, und im dunkeln Rauchvorhange gegen die Acadier schnellen.

Herr Graf! rief es, und in der nächsten Minute kam ein Boot an uns heran, und der junge Martin erkannte uns, und augenblicklich waren wir umringt von mehr denn zwanzig Acadiern und fünf bis sechs Amerikanern.

Die Acadier hatten, so wie sie die ersten Anzeichen des Prairiebrandes gesehen, sich in Booten auf ihrem Bache eingeschifft, der sich hier mit dem Bach Chicot vereinigt. Es bildet nämlich die Prairie mit den Palmettofeldern einen Winkel, der auf der einen Seite vom Bache aux boeufs, auf der andern vom Chicot begrenzt ist; das Feuer, das in der Regel im Herbste angelegt wird, treibt die sämmtlichen Thiere, die da ihren Aufenthalt haben, natürlich dem Wasser auf der einen oder der andern Seite zu; die Acadier der Courtableau- und Côtegelee-Niederlassungen waren nun gekommen, um die geängstigten Thiere zu jagen; halbwilde Gestalten, kaum zur Hälfte bekleidet, die Männer blos mit Lederbinden um die Beine, die Paar Weiber grobe Hemden und eine Art Weste auf den Leibern. Wir fühlten uns empört über die brutale Weise, in der sie die Thiere niederschossen, und Gleiches schien bei den Amerikanern der Fall. Der älteste dieser redete uns an.

Frenchers, wollt ihr mit diesen Acadiern, oder zieht ihr es vor, mit uns zu gehen?

Wir sahen hinüber auf die Acadier, die noch immer schossen, und die erlegten Thiere in die Boote und an das Ufer zogen.

Sind doch wahre Barbaren, murmelte der Alte dem nächststehenden jüngeren Manne zu. Schießen mehr, als sie alle in einem Jahre verzehren, in ihrem teuflisch französischen mordgierigen Muthwillen.

Wohnt ihr weit von hier? fragte ich ein wenig ungeduldig; denn die Hitze wurde unausstehlich, der Rauch erstickend.

Nicht so weit, wie ich es manchmal wünschte, meinte er mit einem verächtlichen Seitenblicke auf die Acadier, aber doch weit genug, um euch Appetit zum Nachtessen zu machen.

Wenn es Euch also gefällig ist, wir nehmen Euer gastliches Anerbieten an.

Wohlan, sagte er, so kommt denn in das Boot. John, nimm die beiden Pferde, und wir wollen schauen, je eher desto besser vorwärts zu kommen.

Und so sagend, hob er uns, nachdem er zuerst unsere zitternden Pferde herangezogen hatte, in das Boot, in dem wir hinsanken, besinnungslos. — Es war die höchste Zeit, unsere Kräfte hatten uns verlassen — von Allem, was vorging, hörten, sahen wir nichts mehr.

Wie lange wir so bewußtlos im Boote lagen, kann ich nicht sagen — es mag wohl eine Viertelstunde gewährt haben. Wir wurden endlich aus unserer Ohnmacht durch den Alten aufgerüttelt, der, eine Bouteille Taffia in der Hand, uns anrief, ob wir nicht eine kleine Herzstärkung zu uns nehmen wollten; würden sie brauchen, meinte er.

Wir griffen mit Gier und halbgeschlossenen Augen nach der Flasche und nahmen einen tüchtigen Zug.

Der Whisky stärkte uns wunderbar. Wir schlugen die Augen auf.

Vor uns lag ein unabsehbarer Cypressensumpf, hinter uns der breite Wasserspiegel der in einander fließenden Bäche, über die eine endlose Rauchschicht so hingelagert war, daß wir die stahlblauen Wasser unten, oben den blauen Horizont sahen, der aber weiter gegen Südwesten wieder durch die hochstrebenden Rauchsäulen unsern Blicken entzogen ward. Nur zuweilen blitzten die Flammen hinter diesen hervor, und die gewaltigen Massen der Cypressen erschienen wie in einem Feuermeer.

Wir sind doch sicher vor dem Feuer? fragte ich schaudernd.

Sicher genug, entgegnete der Alte, aber es wird spät, die Sonne ist keine Stunde mehr am Horizont, und wir haben noch ein schönes Stück Weges vor uns.

Und wohin geht dieser Weg? fragte ich.

Wohin er geht? Je nun, wohin er geht, das

kommt auf euch an. Er geht durch den Cypressensumpf, außer ihr zieht einen Umweg vor.

Der kürzeste Weg ist der beste, war meine Antwort.

Der kürzeste Weg ist der beste, polterte der Alte zu seinem Gefährten gewendet. Da seht ihr wieder einmal den Franzosen. Wohl, wollen ihn ihm zu Gefallen nehmen; glaube, es ist ebenso wohlgethan.

James, wandte er sich zu einem der Männer, Ihr geht weiter unten durch den Sumpf, wir gehen mitten durch.

Aber unsere Pferde, bemerkte ich.

Eure Pferde, die gehen den längern Weg oben hinaus, bis nämlich das Feuer ausgetobt hat. Habe die Ansicht, wir bekommen diese Nacht einen Regen, und dann verbrennen sie sich nicht die Hufe.

Und wohin sollen wir?

Fragt zu viel, Mann, versetzte der Alte kurz — werdet es sehen.

Wir waren nun am Rande des Sees, der durch die Vereinigung beider Bäche gebildet wird, vor uns lag der Cypressensumpf.

Ich hatte diese Sümpfe bereits kennen gelernt, obwohl nur oberflächlich; denn es war uns nie möglich gewesen, tief einzudringen. Aber als ich nun in das düstere Dunkel einschaute, glaubte ich nochmals fragen zu müssen: Alter, gibt es denn auch Weg und Steg durch diesen Sumpf?

Weg oder Steg — je nun, der Weg, den die erschöpfte Natur euch gemacht hat, fuhr er fort, auf einen Baumstamm springend, der mit Moos und Lianen überzogen aus dem bodenlosen Grunde hervorragte. Seht ihr, das ist der Steg.

Dann wollen wir lieber den weiteren Weg mit unseren Pferden, versetzte ich; aber wo sind unsere Pferde? ich sehe sie nicht.

Thut, wie ihr am besten glaubt — wir gehen; auch muß ich euch sagen, daß, außer ihr könnt wie eure Pferde von Rohrblättern euer Abendmahl halten, ihr schwerlich etwas Anderes innerhalb vierundzwanzig Stunden auf die Zunge bekommen dürftet.

Aber es gibt doch Wasservögel, Wildpret?

Ja, das gibt es in Fülle, wenn ihr sie verzehren wollt, wie die Indianer, oder zwei Meilen in der Runde einen Quadratschuh festen Boden wisset, euch ein Feuer anzumachen.

Die Wahrheit zu gestehen, mir wurde ein wenig bange unter diesen Menschen, und ihre Sprache fing an, mir wenig zu gefallen. Sie war so schonungs- und rücksichtslos. Wir waren daran gewöhnt, unsere Wünsche von Menschen dieser Klasse, wenn nicht immer mit unterwürfiger Leichtigkeit erfüllt, doch mindestens nicht auf eine so rauhe Art auf die Folter gespannt zu sehen. Wir schauten abwechselnd den Alten, wieder seine Begleiter an. Wir hatten von Amerikanern eben nicht die vortheilhafteste Meinung, und besonders von Amerikanern, die sich als Squatters in verschiedenen Theilen Louisiana's eingedrängt hatten.

Squatters sind nämlich Leute, die ohne jemand zu fragen und ohne alle Eigenthumsrechte von jedem Stück Land, das ihnen gefällt, Besitz nehmen und es bebauen.

Wir hatten sie als Leute schildern gehört, die weder Gott noch Menschen fürchten, nur ihrem Arm, ihren Axten und Büchsen vertrauend, sich tief in den Wäldern niederließen, wie Wilde in einer Art roher hölzerner Hütten campirten, Vieh, besonders Pferde, stahlen, von Welschkorn und Salzfleisch lebten, und den Indianern nur wenig an Wildheit nachgaben. — Es war uns gesagt worden, daß kurz vor unserer Ankunft in den Attacagas in eben der Gegend, wo wir uns nun befanden, einer dieser halbwilden Republikaner sogar eine Belagerung gegen die Truppen der Regierung in seinem Blockhause bestanden habe. Er sollte einen Einfall in die westlichen Pfarrbezirke von Louisiana gewagt, einen Trupp wilder Pferde eingefangen haben, auf seinem Zuge nach dem Mississippi entdeckt, und bis in sein Blockhaus verfolgt worden sein, wo er eine mörderische Belagerung ausgehalten. — Das Gerücht hatte ohne Zweifel vergrößert; aber wenn, was über diese Menschen verlautete, auch nur zur Hälfte wahr war, so befanden wir uns eben nicht in der besten Gesellschaft.

Während diese Besorgnisse uns nach einander durch die Köpfe fuhren, schauten wir uns den Mann und seine Umgebung nochmals an.

Er war über sechs Fuß lang, hager, aber Sehnen und Knochen verriethen eine außerordentliche Stärke; die Gesichtszüge waren scharf, besonders die Augen, die einen wahren Falkenblick hatten — seine Miene sprach von Selbstbewußtsein — so wie sein ganzes Benehmen gegen uns eher Geringschätzung als Achtung hervorblicken ließ, und doch bestand seine Kleidung in einem bloßen Lederwamse mit einem Gürtel, in dem ein langes Messer stak, ledernen kurzen Beinkleidern, einem Strohhut, der den Rand verloren hatte, und Mocassins. Ganz ähnlich waren seine Begleiter angethan.

Wo ist aber Martin? fragte Lassalle.

Meint Ihr den jungen Acadier, der uns bat, Euch in meine Obsorge zu nehmen? fragte der Alte.

Eben den.

Der Alte deutete auf den Rauchvorhang.

Dort wird er wohl zu finden sein, habe aber die Notion (Ansicht), ihre teuflische Jagd ist vorüber, höre keine Schüsse mehr.

Dann wollen wir zu ihm — aber wo sind unsere Pferde?

Habe die Notion, versetzte einer der jungen Männer, der Freucher da weiß nicht recht, was er will. Eure Pferde weiden eine halbe Meile oberhalb im Rohr — werdet doch nicht wollen, wir sollen die armen Thiere eine halbe Meile durch das Wasser hinter dem Boote nachschwemmen; Bill ist bei ihnen.

Und was will er mit ihnen?

Joe geht mit dem Boote hinauf, und wenn das Feuer ausgetobt hat, dann werden sie das Weitere

sehen. Werdet doch nicht glauben, daß eure Pferde gestoh—

Der Alte sprach das Wort nicht aus, aber seine Miene verzog sich in ein stolzes Hohnlächeln.

Ich hatte ihn aufmerksam beobachtet, ebenso Lassalle. Wir entgegneten sogleich, daß wir mit ihm giengen und ihm uns anvertrauten.

Ihr thut wohl daran, war die kurze Antwort.

James, wandte er sich hierauf zu einem der jungen Männer, Ihr geht also mit Joe weiter unten durch den Sumpf, wir schneiden mitten hier hinein, wird aber nicht schaden, wenn wir uns gleich hier mit Kienfackeln versehen.

Kienfackeln? fragten wir.

Des Alten Blick, den er auf die Abgehenden warf, schien zu sagen: aber müßt ihr denn eure Zunge in Allem haben? Dann warf er hin: Ei Kienfackeln, und sind so viel werth in diesem Cypressensumpf, als eure Leben, und hättet ihr deren zehn.

Eine seltsame Sprache haben diese Leute, raunte mir Lassalle zu.

Der Alte hatte mittlerweile Feuer geschlagen und einen der Späne, die im Boote lagen, angezündet, aber mit einer so langsam abgemessenen Bedächtlichkeit, die uns trotz unserer unangenehmen Lage zum Lächeln zwang. Er zündete einen zweiten an, schaute nochmals zurück auf den Bach, dem Boote nach, welches im Rohrsaume bereits unsichtbar zu werden begann, und hob dann den Fuß.

Verdammter spanischer Sumpf, brummte er, wäre er nur gut amerikanisch und nicht verrätherisch spanisch, so hielte er wie ein ehrlicher Mann aus, bis ihr ihn mit den Armen gefaßt, und wiche nicht, und zöge euch nicht nach, ei nach, sage ich euch, und wären eure Köpfe zwanzig Fuß von euren Fußsohlen. Folgt mir Schritt auf Schritt, als wenn ihr zwischen Eier trätet, wandte er sich zu uns, und du Jonas habe ein Auge auf die beiden Frenchers, und warte nicht erst, bis du ihre Beine über die Morassins im Schlamme stecken siehst.

Uns war nicht ganz erquicklich bei diesen eben nicht sehr trostreichen Weisungen, aber allen unsern Muth zusammen nehmend, schritten wir dem Alten nach.

So waren wir etwa fünfzig Schritte in den Sumpf eingedrungen. Bisher hatte uns das Licht des Tages geleuchtet, die Cypressen standen zehn bis fünfzehn Fuß aus einander, die ungeheuren Stämme erhoben sich fünfzig Fuß, ehe die breiten schirmähnlichen Zweige sich ausspreiteten, Stamm an Stamm gereiht, Krone an Krone, so daß der Sumpf einem endlosen Schirmdache glich, durch das auch kein einziger Sonnenstrahl einzudringen vermogte.

Wir sahen noch das vom Ufersande frisch hereinfallende Licht mit der Dämmerung kämpfen, in düsteres Dunkel sucken, endlich in Nacht übergehen. In dem Verhältniß, in dem das Tageslicht abnahm, wurde auch die Sumpfluft dicker, erstickender, endlich so perpestet, die anfangs hell auflodernden Flammen unserer Kienfackeln wurden schwächer und schwächer, zuletzt schwammen sie vor unseren Augen blos noch wie Irrlichter.

Ja, ja, murmelte der Alte weiter: eine Nacht in diesem Sumpfe zugebracht, mag euch das giftige Fieber in den Leib bringen; was Nacht! eine halbe Stunde mag es, so ihr nur drei Poren an eurem Körper offen habt; ist aber keine Gefahr, der Prairiebrand hat auch sein Gutes, trocknet den Schweiß, schließt die Poren.

Und während der Mann so vor sich hinbrummte, schritt er vorwärts, jeden Stamm, auf den er seinen Fuß setzte, zuerst beleuchtend, dann probirend, aber mit einer Fertigkeit, die bewies, daß er diesen gefährlichen Weg bereits öfters genommen.

Folgt nur immer, brummte er abermals, aber macht euch leicht, Frenchers, so leicht, wie ein Frencher sich nur machen kann — haltet den Athem an — ah, der Klotz da.

Holla, Nathan, rief er sich zu: holla! Hättest dich bei einem Haare bethören lassen, so ein alter Sumpfgänger bist du, und einen 16 Fuß langen Alligator für einen modernden Baumstumpf genommen.

Der Alte hatte den Fuß gehoben, vorgestreckt, aber zum Glücke zweifelhaft, mit dem Schafte seines Gewehrs den vermeintlichen Klotz angestoßen — der Klotz war gewichen, der Alte sich zurückwerfend, heftig an mich angeprallt, und ich bei einem Haare von der schmalen Brücke hinab in den Sumpf getaumelt.

Ah, verrätherischer Geselle! rief er, nichts weniger als erschrocken: glaubst du ehrliche Leute durch deine Teufeleien zu hintergehen?

Was giebt es, Alter?

Was es giebt? versetzte er, sein langes Schlachtmesser ziehend; nichts, als daß sich ein Alligator — doch da seht Ihr ihn ja.

Und statt des Klotzes, der verschwunden war, gähnte uns der Rachen eines Alligators an.

Ich erhob meine Flinte.

Schießt nicht, Herr, wisperte mir der Alte zu. Schießt nicht, so lange Ihr Euch helfen könnt! — Ihr seid nicht allein hier. Das wird's thun, sprach er, sich gemächlich niederbeugend, und sein langes Messer dem Thiere in das Auge stoßend, das mit einem furchtbaren Geheule um sich schlug, so daß uns der schwarze Sumpfschlamm über und über bespritzte.

Da nimm das, sprach der Alte lachend — und das — und das, indem er dem Thiere, das, sich krümmend, nach ihm schnappte, noch einige Male das Messer zwischen den Hals und in die Rippen stieß. Und dann wischte er das Blut vom Messer, steckte es in den Gürtel, und sah sich bedächtig um.

Habe die Notion, daß da irgend ein Baumstamm sein muß — bin doch nicht das erste Mal auf dieser Fährte, da ist er, aber gute 6 Fuß weit — jetzt, Frenchers, sind eure Tanzbeine etwas werth.

Und so sagend, sprang er mit einem Satze auf das, was er einen Baumstamm nannte.

Um's Himmels willen, Mann! Ich sehe das Wasser glitzern, steckt Ihr? rief ich.

Pah, Wasser! was Ihr Wasser zu sein meint, sind ein Paar arme Teufel von Schlangen — ehrliche Mocassin- und falsche Congoschlangen — wollen auch leben, sind gutes Futter für unsere Schweine. Jetzt setzt an.

Die Noth verlieh mir Kräfte; ich drückte den linken Fuß so fest in den im Schlamme schwankenden Stamm, als ich vermogte, und sprang dann hinüber; Lassalle nach.

Bravo! murmelte der Alte: frisch auf, und Ihr zweiter Herr auch, daß wir weiter kommen. Noch ein Paar solcher Passagen, und dann geht es besser.

Und wir schoben weiter, Schritt für Schritt, den einen Fuß hebend, leicht auflegend, zurückziehend, bis wir tragbaren Grund gefaßt zu haben glaubten, mit unseren Gewehren zugleich in die Stämme einstoßend. Die Viertelstunde hatte uns wunderbar fertig gemacht, aber Noth lehrt diese Fertigkeit auch den Ungeschicktesten. Und hier that es Noth. Der Cypressensumpf erstreckte sich vier bis fünf Meilen dem Bache entlang — ein tiefer schwarzer Moorschlamm, bedeckt mit einer schmutzig und wieder hellgrüntrügerischen Matte von Schlingpflanzen, Lianen, Moos, die Sumpf und Baumstämme überzogen hatten. Diese Baumstämme lagen zwar nicht regelmäßig, aber doch so, daß man sah, es waren Menschenhände hier thätig gewesen.

Sagt mir, hob ich an, es scheint doch ein Pfad hier durchzuführen; denn —

Schweigt! sprach der Alte, bis wir auf festem Grunde sind, schweigt für euer Leben — merkt nicht auf die Schlangen, sondern tretet mir nach.

Und wie ich abermals den Fuß vorwärts streckte, und im matt flackernden Lichte der Kienfackel ihn in die Fußtapfen des Alten zu senken im Begriffe stand, hob sich nicht vier Zoll von meinem Fuße über den Baumstamm herüber aus dem Schlamme ein gräßlicher Alligatorsrachen, und schnappte mit solcher Behendigkeit nach mir, daß ich nur noch so viel Zeit übrig hatte, mein Gewehr dem Thier in das funkelnde Eidechsenauge abzudrücken. Es prallte zurück, gab ein stöhnendes Gebrüll von sich, schlug einige Male im Morafte wie rasend um sich und versank.

Der Alte hatte sich umgesehen, und ein zufriedenes Lächeln spielte um seine geöffneten Lippen, aber ich hörte nicht, was er sagte, denn der Aufruhr, der um auf allen Seiten ausbrach, war so furchtbar, daß er einige Minuten mich ganz betäubte.

Tausende, zehntausende von Alligatoren, Bullfröschen, Nachtenten, Ahingas, Reihern, die im Schlamme und den Laubdächern der Cypressen hausten, erhoben nun ihre Stimmen, ihr Gebrüll und Gestöhne, und wurden rebellisch, und kreischend brachen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor und umkreisten uns, flogen uns um die Köpfe. Wir hatten unsere Messer gezogen, unsere Arme über die Köpfe und Augen gehalten, aber es war um uns geschehen, wenn nicht —

Im entsetzlichen Aufruhr der gräßlichen Thierwelt fiel ein Schuß, dann ein zweiter. Das Wüthen, Toben der Thiere wurde auf einmal heulend, kläglich, die Thiere prallten noch einige Male an uns an, dann flogen sie in weiteren Kreisen um uns herum, zuletzt wurde das Geschrei, Gebrülle schwächer — unsere Leuchten waren ausgelöscht — wir standen in stockfinsterer Nacht.

Alter, um's Himmels willen!

Ei, seid Ihr noch am Leben? lachte der Alte mit einem sonderbaren Nachklange, daß mir unheimlich wurde — und Euer Freund? Habe Euch gesagt, daß wir nicht allein sind, wehren sich auch, diese Bestien, wenn man sie in ihren Schlupfwinkeln angreift, ein einziger Schuß ist hinreichend, Euch das ganze Gezücht auf den Hals zu bringen; aber lassen sich wieder die Köpfe zurecht setzen, wenn sie sehen, daß es Ernst gilt. Zwei Schüsse nach einander unter sie hinein gethan, verfehlen selten, sie zu belehren, daß sie nur unvernünftige, marktschreierische Kreaturen sind.

Und während der Alte so sprach, schlug er recht bedächtlich Feuer, und zündete eine der Kienfackeln an.

Zum Glücke haben wir hier etwas breitere Fußung, lachte er; aber jetzt vorwärts; es ist hohe Zeit, die Sonne ist unter, ich merke es, und wir haben noch ein schönes Stück Weges vor uns; auch mögte es, nach Sonnenuntergang im Sumpfe zu verweilen, nicht zweimal rathsam sein.

Und er schob abermals vorwärts, Schritt vor Schritt, aber sicher, fest, mit einer Zuversicht, die uns bei jedem Schritte mehr Vertrauen zu dem Manne einflößte.

Wir mogten eine halbe Stunde so fortgezogen sein, als ein blaßheller Schein uns entgegenflimmerte.

Noch fünf Minuten, und wir sind am Ziele, aber geht Acht, an den Rändern dieses verrenselten spanischen Cypressensumpfes halten sich immer am liebsten die bissigen Alligators auf — lieben das feste Land, die Alligators.

Ich hatte in meiner Begierde, endlich festen Grund zu fassen, nicht mehr auf die Worte des Alten gehört, die Baumstämme lagen hier dichter an einander; so war ich dem Alten vorgeschritten. Auf einmal fühlte ich den Stamm, auf den ich den Fuß gesetzt, weichen. Ich hatte nur so viel Zeit, Halt zu rufen, und bereits war ich bis an die Arme im bodenlosen Schlamme.

Ah, habt in Eurem französischen Leichtsinn einmal Euren eigenen Weg gehen wollen, sprach der Alte, lachend vorspringend, und mich beim Haarschopfe ergreifend.

Laßt Euch das zur Warnung dienen, Herr.

Und mit diesen Worten zog er mich wieder auf den Baumstamm.

Seht Ihr, sprach er, und wirklich sahen meine Augen mehrere Alligatoren, die herbeigeschossen waren.

Ich war keines Wortes mächtig, er griff nach der Whiskyflasche.

Nehmt einen Schluck Herzstärkung, aber nein, wartet, bis wir im Palmetto sind. So, haltet — faßt Euch — laßt das Herzklopfen vorübergehen. — So, mein guter Frencher — ah, wenn Ihr mit dem alten Nathan noch ein Paar solche Touren macht, sage Euch, werdet ein ganz anderer Mann werden. Jetzt aber kommt.

Und wie schritten nun vollends dem Rande des Sumpfes zu. Die mondhelle Nacht ließ uns ein wogendes Palmettofeld schauen, dessen Millionen Stämme säuselnd und grüßend uns entgegenwogten. — Wir athmeten leichter.

Jetzt ruht aus, und nehmt einen Schluck, einen mäßigen Schluck, dann mögt Ihr einen starken nachfolgen lassen. Ruht aus, guter Frencher, sehe, es läßt sich etwas aus Euch machen. Wollen nur auf eine kurze halbe Stunde zur Salzlick.

Wohin? fragten wir.

Je nun zur Salzlick. Denken, läßt sich noch ein Hirsch oder ein paar auftreiben.

Und wir sollen hier bleiben?

Fürchtet euch doch nicht? Habt ja eure Gewehre — kommt ein Bär oder ein Jaguar, so wißt ihr, was zu thun ist. Wollen, wie gesagt, sehen, ob wir keinen Hirsch finden.

Aber warum habt Ihr nicht am Bache —

Warum wir nicht am Bache? unterbrach er mich ungeduldig, am Bache uns die Todesangst eines armen Hirschbockes oder einer Kuh zu Nutze machen, wie feige Spanier oder wilde blutdürstige Aradier — möge meines Vaters Sohn erschossen werden, so er je so etwas — holla, was ist das?

Ein Donnerschlag.

Ein Donnerschlag! Ihr habt noch wenige Donnerschläge in Louisiana gehört, sonst würdet ihr die scharfe Büchse eines amerikanischen Hinterwäldlers für keinen Donnerschlag halten — aber freilich gleich da oben ist ein Immergrüneichen-Wald, der euch das Echo viermal wiedergibt — es ist James Büchse, er hat einen Hirsch geschossen. Holla, ein zweiter. —

Es war wirklich ein zweiter Schlag, der aber wie das mächtige Rollen des Donners von dem ungeheuren Walde gegen das Palmetto herabrollte.

Holla, Burschen! das ist genug, schont das Wild und euer Pulver und Blei, schont Beides. Müssen ihnen aber schon merken lassen, daß wir auch noch in unserer Haut stecken, und nicht in einem Alligatorsrachen, sprach der Alte, der mittlerweile geladen hatte und die Büchse abschoß.

Der Wiederhall rollte feierlich hinüber — kam wieder herüber. — Wir saßen schweigend.

Der Alte deutete auf das Palmetto, winkte uns aufzustehen, und nahm den Weg durch das Rohr — seine Wendungen waren so leicht; wie ein schlüpfriger Aal wand er sich durch die Millionen Stämme hindurch; wir folgten ihm, so gut wir es vermogten. In einer halben Stunde waren wir am Salzlick, wo wir seine beiden Söhne mit dem Ausweiden und Zerlegen der Hirsche beschäftigt fanden, in dem sie sich so wenig stören ließen, daß wohl eine Viertelstunde nach unserem Zusammentreffen verlaufen sein mogte, ohne daß ein Laut gehört worden war.

Wir hatten uns gesetzt.

Als Hinter-, Vordertheile und Rücken waidmannsgemäß zerlegt waren, sahen sie den Alten fragend an.

Was denkt ihr? fragte dieser; wollt ihr hier noch einen Bissen versuchen, oder warten, bis wir zu Hause sind?

Wie weit ist es?

Je nun, wie weit — mit einem guten mexikanischen Traber, und wären die Wege besser, könnten wir wohl in dreiviertel Stunden zu Hause sein — so dürfte es noch ein Paar Stunden währen.

Dann ziehen wir es vor, hier einen Bissen zu nehmen.

Wohl, so sei es.

Die Söhne, ohne ein Wort zu verlieren, schnitten einen Ziemer von einem der Hintertheile, wir suchten dürres Laubreisig zusammen, in einer Minute loderte ein fröhliches Wachfeuer, in der zweiten Minute drehte sich der hölzerne Spieß, eine halbe Stunde darauf saßen wir um einen gebratenen Hirschziemer, der, obwohl wir kein Brod zum Imbiß hatten, uns besser schmeckte, als je ein anderes Gericht. Nach der Mahlzeit machten wir uns auf den Weg, kamen in Nathans Hause an, schliefen köstlich, und ließen uns bewegen, noch acht Tage bei ihm zuzubringen.

Waren froh, daß wir mit heiler Haut dem Feuer wie dem Sumpfe entronnen waren.

Abdrucken der Pflanzen auf Papier.

Pflanzen auf Papier abzudrucken ist eine zwar alte, jedoch so in Vergessenheit gerathene Kunst, daß sie wohl dem größeren Theile des Publikums unbekannt sein dürfte, und die eigentlich darum bei Seite gesetzt blieb, weil die Art und Weise, wie sie geübt wurde, nicht den Erfolg gewährte, den man davon erwartete.

Man legte nämlich irgend eine Pflanze zwischen einen mit Kienruß und Leinöl eingeschwärzten Papierbogen und preßte diesen so, daß die schwarze Farbe an der Pflanze hängen blieb, welche sofort durch nochmaliges Pressen auf weißem Papier abgedruckt wurde. Diese Pflanzenabdrücke gaben nun zwar ein Bild von der allgemeinen Form einer Pflanze und ihrer Theile, aber die feineren Stellen an Blatt, Stengel und Blüthe waren höchst unvollkommen und oft so schmierig und in einander gestossen, daß man nur ein höchst undeutliches Bild davon erhielt, und das Ganze keinen Werth hatte.

Unser Verfahren ist folgendes: eine Steinplatte, wie man sie zum Steinzeichnen braucht, wird ganz so behandelt, als wenn der Drucker einen Abdruck von einer solchen machen will, d. h., der Stein wird vermittelst einer Walze gleichförmig mit der Druckfarbe belegt. Auf diesen Stein nun wird eine gut

getrocknete Pflanze, welche nach allen ihren Theilen gehörig ausgebreitet ist, gebracht, einige Bogen Makulaturpapier darüber gelegt und der Stein nun durch die Presse gezogen. Ist dieses geschehen, so wird die eingeschwärzte Pflanze vorsichtig vom Stein abgenommen, was am besten durch Aufheben mit einer Nadel geschieht, welche man in den Stengel sticht und diesen daran in die Höhe hebt. An dieser Nadel trägt man die Pflanze auf ein Blatt weißes Papier, auf welchem die Pflanze abgedruckt werden soll. Dieses Papier muß zuvor gleichmäßig mit einem Schwamme angefeuchtet worden sein, und wird nun, nachdem es mit einigen Buch fest zusammengelegtem Makulaturpapier bedeckt wurde, in die Presse gesetzt, um einen Druck anzuhalten, welcher ein vollkommen schönes Bild von der behandelten Pflanze hervorbringt, der eine lithographirte Zeichnung darin übertrifft, daß die feinsten Theile, Blätter und Blüthen, Vertiefungen und Ausschnitte, ganz getreu dargestellt sind und überhaupt solche Theile zum Vorschein kommen, wie sie der Zeichner weder bemerken noch anbringen könnte. Im Uebrigen gleicht ein solcher Pflanzenabdruck einem Steindrucke, und kann mit Farben so gut wie jener behandelt werden.

Zarte Pflanzen können nur einmal abgedruckt werden, stärkere halten den Druck etliche Male aus. Das gehörige Maaß (beim Auftragen der Schwärze und beim Druck) zu treffen ist Hauptsache, und bei einer Hand-Schraubenpresse nicht leicht zu erreichen. Wer sich genau über den Vorgang des Pflanzendrucks unterrichten will, der kann das hier angegebene Verfahren am besten verstehen, wenn er einem lithographischen Drucker bei der Behandlung des zum Drucke bestimmten Papiers sowohl, als beim Drucken selbst, zusieht.

Das Verfahren, Pflanzen auf diese Weise abzubilden, verdient billig, in Aufnahme gebracht zu werden, da es sehr geringe Kosten fordert und treue Bilder liefert. Es ist daher nicht nur Pflanzenliebhabern, sondern auch solchen Botanikern zu empfehlen, welche nicht Zeichner sind, was sehr häufig der Fall ist. Die so leicht der Zerstörung und Verderbniß ausgesetzten Pflanzensammlungen lassen sich auf diese Weise gegen die auf sie wirkenden Einflüsse schützen und kommt hier noch der Vorzug in Betracht, daß sie mit ihren natürlichen Farben aufbehalten werden können.

Berge.

Ueber den Grasbau zu Strohflechter-Arbeiten.

Im Verlauf des letzten halben Jahrhunderts ist für manche Gegenden Deutschlands in der Strohwaarenfabrikation ein neuer Erwerbszweig aufgeblüht, der nicht allein deshalb eine allgemeinere Beachtung verdient, weil er uns in Beziehung auf ein Luxusbedürfniß mehr vom Auslande unabhängig machen kann, für welchen jährlich sehr bedeutende Summen dem Vaterlande entzogen wurden: sondern noch vielmehr deshalb, weil er einer zahlreichen Menge, welche durch das Hände ersparende Fabriksystem in Erwerbslosigkeit versank, für eine lohnende Thätigkeit einen neuen Weg bahnte. Dieß bezieht sich besonders auf die meist armen Bewohner der Gebirgsgegenden, deren kleine Industrieprodukte schon lange keinen vortheilhaften Markt mehr fanden, für deren unfruchtbaren Boden alle landwirthschaftlichen Verbesserungen so gut wie nicht vorhanden sind, und welche in den Fabriken, wo sich deren finden, bei den schlechten Löhnen auch kaum die erbarmenswürdigste Existenz gesichert sehen. Von den drei national-ökonomischen Fragen, welche in Betracht kommen, wenn der Staat einen Erwerbszweig beschützen will, der seiner Natur nach großer Ausdehnung fähig ist, nämlich: 1) ob das Rohmaterial, welches das Gewerbe verarbeitet, im Lande selbst erzeugt wird oder erzeugt werden kann; 2) ob zu dieser Verarbeitung Kräfte verwendet werden, die ohne dieselbe unbeschäftigt, also unproduktiv bleiben würden, und 3) ob ein direkter Schutz (d. h. Unterstützung durch gesetzliche Verfügungen, welche für Güte und Vorzüglichkeit des Erzeugnisses in den Augen des Handelspublikums gewährleisteten, so wie Unterstützung durch Aufmunterung jeder Art, die von dem Aussehen gewisser Prämien bis zu direkten Vorschüssen gehen mögen,) dem fraglichen Erwerbszweig sein Gedeihen sichern können — beantworten sich Nro. 2 und 3 zu Gunsten der Strohflechterei im entschiedensten Grade. Die Ausdehnung dieser Beschäftigung und die Größe der Produktion liefern in manchen deutschen Gegenden dafür den besten Beweis. In Baiern z. B. werden viel Strohgeflechte verfertigt und die Ausfuhr derselben beläuft sich jährlich bis auf 3400 Centner. In Baden gehören die Strohwaaren mit zu den vorzüglichsten Ausfuhrartikeln und werden vorzüglich auf dem Schwarzwalde von Frauen und Mädchen verfertigt. Man erblickt die Schwarzwälderinnen auf den Bergen und in den Thälern, auf Spaziergängen und auf dem Weg nach dem Markte mit beladenem Rücken, das Strohgeflecht in den schnellen Händen. Das gröbere Geflecht wird zu gewöhnlichen Strohhüten verwendet, welche Hausirer im Lande verbreiten; die feineren Geflechte werden an Strohhut-Manufakturen nach der Elle verkauft, und aus ihnen werden dann feinere Hüte verfertigt, welche größtentheils nach dem Auslande gehen und so vorzüglich sind, daß sie in Deutschland nicht leicht durch eine Konkurrenz zurückgesetzt werden. Auch in Tyrol ist dieser Geschäftsbetrieb bedeutend, wie denn Bregenz allein im Jahre 1802 nicht weniger als 75,400 Strohhüte ausführte. In mehreren Gebirgsgegenden Böhmens werden auch seit längerer Zeit Strohgeflechte zu niedrigen Preisen erzeugt. Aus Würtemberg werden jährlich 132 Centner Strohwaaren zu dem Gesammtwerthe von 26,400 fl. aus-, dagegen aber 410 Centner zu dem Werthe von 126,000 fl. eingeführt. In Sachsen ist die Strohflechterei seit zwei Jahrhunderten heimisch, und blüht südlich von Dresden, bis fast zur südlichen Gränze hinauf; das meiste Geflecht wird in

Dresden zusammengesetzt. Auch im nördlichen Voigtlande Sachsens hat dieser Erwerbszweig Wurzel gefaßt. Er hat sich in diesem Königreiche in den letzten Jahren bedeutend gehoben, und man darf annehmen, daß er an 10,000 Menschen beschäftigt, wovon der größte Theil, aus Kindern, Frauen und Greisen bestehend, einen Hauptverdienst daraus zieht, während er für die darin beschäftigten Männer einen nicht unbedeutenden Nebenverdienst bildet.

Zu bedauern ist es, daß bei dieser Ausdehnung der Strohflechterei in Deutschland noch immer die erste jener obigen drei Fragen, nämlich die: ob das nöthige Rohmaterial im Lande selbst erzeugt wird oder werden kann, noch nicht nach Wunsch gelöst worden ist. Für das Stroh zu den feineren Fabrikaten wandert noch immer jährlich eine bedeutende Summe in das Ausland, nämlich nach Italien und der Schweiz, und die meisten deutschen Strohhut-Manufakturen ziehen es selbst vor, sofort die fertigen feineren Geflechte daher zu beziehen, wodurch gerade den geschicktesten einheimischen Arbeitern ein bedeutender Gewinn entzogen wird. Die Gewinnung eines recht tauglichen Strohes ist daher der vorzüglichste Gegenstand, dem sich unsere Aufmerksamkeit widmen muß, und hierbei tritt uns sogleich der vortheilhafte Umstand entgegen, daß eben die unfruchtbaren Ländereien der Gebirgsgegenden, bei denen der Getreidebau auf Körner wenig lohnt, sich zum Strohbau am besten eignen.

Unter allen Stroharten verdient das Weizenstroh den Vorzug zu Geflechten, und wird auch vorzugsweise in Italien dazu verwendet. Die Species, von welcher man es vorzüglich gewinnt, ist der englische Winterweizen, Triticum turgidum, der vorzüglich im südlichen Europa und auch in England gebaut wird, und von welchem die Unterarten, der rothe, blaulichgraue, blaue und schwarze sammtartige, T. t. rusum, subglaucum, violaceum et nigricans velutinum, sich auch für den Anbau im nördlichen Deutschland eignen. Dieser Weizen wird im Florentinischen, besonders im Arnothale zwischen Florenz und Pisa, blos um des Strohes willen, häufig gebaut, und zwar auf unfruchtbarem, steinigem Boden. Zum Anbau desselben in Deutschland eignet sich ein Boden, der weder sehr fett, noch sehr mager ist, um Stroh von gehöriger Länge und Feinheit zu erhalten. Um eine, von Unkraut und unnützen Gräsern freie Ernte zu bekommen, muß man für gehörige Reinigung des Landes sorgen. Zur Saat wähle man, nach der Weise der Italiener, möglichst kleine, aber doch reife Körner, welche man mit der Hand breitwürfig, ganz gleichmäßig und doppelt, ja fast dreimal so dick als gewöhnlich säet, so daß man 12 Berliner Scheffel auf 1½ Berliner kleinen Morgen rechnen muß. Das durch diese Methode erzeugte Stroh eignet sich zu der italienischen Bearbeitung in ganzen Halmen; will man aber, gleich den Schweizern, die Geflechte aus gespaltenem Stroh verfertigen, so suche man sich durch gute Düngung und weites Säen einen starken Wuchs der Halmen zu verschaffen. In Italien mäht man den Weizen, sobald er einige Zoll hoch geworden ist, jedoch nicht ganz nahe am Grunde, ab, und wiederholt dieses, bis man einen genügend dünnen und schlanken Halm erhält. Selbst bei der verhältnißmäßigen Kürze unseres Sommers möchte man, da keine Reife der Frucht bezweckt wird, wenigstens ein einmaliges Mähen vornehmen können, wodurch für die Verbesserung des Produktes schon viel gewonnen sein würde. Wenn die Halme dünn genug aufgeschossen sind, läßt man sie wachsen, und eine Woche nach dem Abfallen der Blüthe, wenn das Samenkorn in Milch steht, schreitet man zur Ernte. Dieses geschieht in Italien, wo man die Saat im März voruimmt, und daher diesen Weizen Marzuolo nennt, im Juni, und zwar auf verschiedene Weise. Man zieht nämlich entweder die Pflanzen mit der Wurzel aus der Erde, worauf man sie, nach der einen Angabe, einige Tage, auf Haufen gelagert, trocknen läßt, nach einer andern Angabe in den Sand an's Ufer hinlegt, und sie von Zeit zu Zeit wässert, und nach einem dritten Verfahren auf Wiesen oder Sand ausbreitet und durch Thau und Sonne bleichen läßt. In jedem Falle muß man den Zeitpunkt abwarten, bis das Stroh eine gleichförmige, schöne gelbe Farbe angenommen hat, und es vor dem Regen schützen, indem es dadurch fleckig wird; 14 Tage sind gewöhnlich zu diesem Zwecke hinreichend. Später sondert man die Wurzeln ab und drischt hierauf vorsichtig, nur mit einem Klopfholze, die Frucht aus den Aehren. — Nach einer andern Methode schneidet man den Weizen mit einer kleinen Kornsichel so nahe als möglich am Boden ab, statt ihn mit der Wurzel auszureißen. Da die, in Italien in Anwendung kommenden, künstlichen Bleichmethoden des Strohes eine gleichzeitige Bearbeitung großer Vorräthe nicht möglich machen, so muß man den Weizen nicht auf einmal, sondern nur nach und nach säen, um so eine allmälig eintretende Erntereife zu erzielen. Daher thut man wohl, von Anfang März bis zu Ende Mai jede Woche $^1/_{12}$ Acker zu bestellen, um vom Juni bis September schneiderechte Halme zu haben. Man kann auf diese Art und in dieser Zeit auf ziemlich günstige Witterung und auf ein erwünschtes Einbringen der Ernte rechnen. Die gewonnenen Halme werden auf beiden Enden so weit abgeschnitten, daß sie nur noch 4 — 5 Zoll lang bleiben und dann von jungen geübten Mädchen nach der verschiedenen Feinheit der Strohwaaren in mehrere, gewöhnlich acht, Sorten getheilt. — Die Erfahrung hat gelehrt, daß das Stroh, welches auf sehr thonigem und fettem Boden gezogen wird, fleckig ist und leicht die Farbe verliert; das Stroh von sandigem Boden ist rauh und brüchig wegen seines Kieselerde-Gehaltes; nur das auf kalkigen Gründen gewonnene soll die gehörige Biegsamkeit und Zähigkeit zum Flechten und die schöne glänzende Farbe haben, welche man an den daraus gewonnenen Hüten schätzt.

Außer dem Weizenstroh benutzt man in Italien zu gleichem Zwecke auch das auf gleiche Weise gewonnene Stroh des Dinkels oder Spelzes, T. Spelta, seltener das Roggen- und Reisstroh. Unsere deut-

schen Landwirthe scheuen sich aber, eine dieser Getreidearten in der erwähnten Weise anzubauen, weil ihnen der Ertrag des Strohes den Verlust des Getreides nicht ersetzt. Es kommt deshalb darauf an, auszuforschen, ob und wie in Italien, vorzüglich aber in der Schweiz, welche so viel feines Stroh zu Geflechten ausführt, die halbreifen Körner benutzt werden. Arbeitslohn und Bodenrente in den dichtbevölkerten Kantonen der Schweiz unterscheiden sich wohl nur unbedeutend von den in unsern weizenbauenden Landstrichen vorhandenen; das Schweizerstroh steht hingegen in keinem unverhältnißmäßig hohen Preise, so daß wahrscheinlich die Schweizer ihre halbreife Frucht auf eine Art verwerthen, welche ihnen den Strohbau zu einem lohnenden Erwerbszweige macht. Diese Frage scheint mir durch den Vorschlag zu einer Benutzung des so gewonnenen halbreifen Körner-Ertrages auf Bier und vielleicht noch besser auf Branntwein beachtungswerth gelöst zu sein; und es kommt nur darauf an, die theoretische Sicherheit meines Vorschlages auch durch die Praxis zu prüfen *).

Sollte aber der Widerwillen gegen diese, für Deutschland neue, Benutzungsart unseres edelsten Getreides andauern, so versuche man auf den großen unbenutzten Flächen verschiedener Art, an denen wir, leider, noch immer so reich sind, den Anbau von langhalmigen Surrogat-Gräsern zu Stroharbeiten, worüber besonders in England schätzbare Erfahrungen gemacht wurden. Bei gehöriger Zubereitung nehmen diese Gräser eine schöne Farbe an; sie haben lange Halme mit wenig Knoten. Für Heide- oder kieshaltigen Torfboden eignen sich: 1) Schafschwingel, Festuca ovina, heimisch in ganz Europa und mit einem Boden zufrieden, auf welchem nichts anderes vorkommt; das Stroh ist sehr fein und rein. 2) Härtlicher Schwingel, F. duriuscula, und 3) gerstenförmiger Schafschwingel, F. ovina hordeiformis, das Stroh von beiden lang, rein und gleich, von 2) aber gröber. 4) Steifes Borstengras, Nardus stricta, Stroh lang, ohne Gelenke, äußerst schön, vielleicht das tauglichste Gras. — In trockenen Erdarten: 1) Gemeines Kammgras, Cynosurus cristatus, mit sehr brauchbarem und feinem Stroh; jedoch entfärben sich die Halme häufig nach der Blüthe. 2) Schmalblättriges Rispengras, Poa angustifolia, mit sehr reinen, feinen und langen Halmen. 3) Wiesengerste, Hordeum pratense, Stroh fein, zäh und rein. 4) Ruchgras, Anthoxanthum odoratum, Stroh rein und gerade, allein öfters grob. 5) Lappiges Straußgras, Agrostis lobata, mit feinem, aber kurzem Stroh. 6) Windhalm, Agr. spica venti, mit langen, feinen und reinen Halmen. 7) Gemeiner Windhalm, Agr. vulgaris mutica, mit feinem, aber kurzem Stroh; das sich gut bleicht. 8) Goldhafer, Avena flavescens; das Stroh meist fein, zäh und gleich, bleicht sich gut. 9) Kurzhaariger Hafer, Av. pubescens; das Stroh meist fein, lang und von hübscher Farbe. 10) Verschiedenblättriger Schwingel, F. heterophylla, ähnlich der F. duriuscula. — In feuchten oder nassen Erdarten: 1) Hundsstraußgras, Agrostis canina v. fasciculatis, mit sehr feinem und sehr weißem Stroh. 2) Agr. canina mutica, mit eben solchem, aber längerem Stroh. 3) Schmalblättriges Straußgras, Agr. stolonifera angustifolia; das Stroh ist lang und zähe und wird beim Bleichen sehr weiß. 4) Agrost. alba, weißes Straußgras; mit feinem, geradem und zähem Stroh, welches sich auch sehr weiß bleicht. 5) Agr. stolonifera cristata, mit langem und gleichem Stroh, welches sich sehr weiß bleicht, aber kein Flechten ziemlich weich und flach wird. 6) Felsenstraußgras, Agr. stricta, mit feinem, geradem und zähem Stroh. 7) Kriechendes Straußgras, Agr. repens, mit nicht sehr feinem, aber langem und gleichem Stroh, das sich gut bleicht. 8) Schmalblättriges Hainrispengras, Poa nemoralis, sehr fein, gleich und zähe, aber zwischen den Knoten nicht lang.

Außer diesen hier genannten gibt es noch andere zur Strohflechterei, besonders der Hüte, geeignete Grasarten, z. B. Lolium perenne, das englische Raygras, Melica coerulea, das blaue Perlgras und Poa pratensis, Wiesenrispengras, von denen das letztere, nach in Wien angestellten Versuchen, das Florentinerstroh sehr gut ersetzen kann.

Da die Gräser gern gesellig wachsen und sich daher in jede allein angesäete Art häufig und hartnäckig andere Arten eindrängen, so würde man, bei alleiniger Aussaat einer der hier genannten Arten, bedeutende Kosten und großen Zeitverlust durch das unaufhörlich nöthige Jäten erleiden. Zur Abwendung dieses Uebelstandes reicht es hin, mehrere der im Vorhergehenden für eine gleiche Bodenart paßlichen Grasarten zum Strohflechten mit einander anzusäen. Bei einem solchen Verfahren werden sich die Gräser nicht nur gehörig bestanden und das Jäten fast unnöthig machen, sondern der Boden wird sich nach der Ernte auch besser zur Schafweide eignen. —

Die Wichtigkeit des Anbaues zu Strohflechtereien tauglicher Grasarten geht auch aus folgender, hierher gehöriger Mittheilung des Gewerbeblattes für Sachsen hervor. Es werden in Deutschland, heißt es dort, jährlich für ungefähr 3 Millionen Flechten zu Strohhüten eingeführt, welche wohl, wenn nicht ganz, doch zum größern Theile in Deutschland selbst gewonnen werden könnten. Der Absatz in deutschen Strohflechten unterliegt keiner Schwierigkeit, weil dieser in Deutschland noch nicht heimische Industriezweig durch einen Schutzzoll begünstigt ist. Wie durch Verfertigung der Strohflechten viele Hände beschäftigt werden können, zeigt unter anderm der Ort Gedern in Oberhessen. In diesem Orte machte sich eine Anzahl ehrbarer Männer die Aufgabe, der ärmeren Klasse Beschäftigung zu verschaffen, und brachten es bald so weit, daß mehr als 100 Individuen, größtentheils Kinder von 9—14 Jahren, Beschäftigung, folglich auch Verdienst fanden, und daß in den Monaten No-

*) Im Odenwalde bilden die halbreifen Körner einen nicht unbedeutenden Handelsartikel; sie geben eine sehr wohlschmeckende und nahrhafte Suppe. D. R.

vember, December, Januar und Februar des Jahres 1840 — 41 durchschnittlich 200 — 250 Erwachsene und Kinder mit Flechten beschäftigt waren. Die Fertigkeit im Flechten wurde auf eine überraschend schnelle Weise erlernt, und es wurden in 120 Arbeitstagen feine Geflechte von gespaltenem Stroh und fast eben so viele Geflechte von ganzem Stroh gefertigt, deren Werth zwischen 800 — 900 Gulden angeschlagen wird *).

Z. W. Lindner.

Schildkröten.

(Tafel 44.)

Die Schildkröten sind höchst merkwürdige und unter den Amphibien wohl die nützlichsten Thiere, denn sie werden nicht nur jung, wenn ihre Schalen noch weich sind, von Thieren aller Art gefressen, sondern auch von Menschen, ihres guten Fleisches und ihrer zahlreichen Eier wegen überall aufgesucht und verzehrt. Es gibt sehr viele Gattungen, welche größtentheils in wärmeren Ländern leben und sich theils im Meere, theils in Sümpfen, Flüssen oder auf dem festen Lande aufhalten. Ihre Nahrung ist nach dem Aufenthalt verschieden und besteht bei den Land- und Meerschildkröten in Kräutern und Früchten, bei den andern, welche im süßen Wasser leben, in Fischen, Insekten und Schalthieren. In Europa haben wir wenig über ein halbes Dutzend Arten dieser Thiere. Ihre Größe ist sehr verschieden, manche werden nicht über einen halben Fuß lang, andere aber sehr groß, so daß sie ein Gewicht von etlichen Zentnern erreichen. Sie wachsen langsam, erreichen ein sehr hohes Alter und haben ein so zähes Leben, daß sie sich noch wochenlang bewegen, wenn man ihnen das Gehirn herausnimmt, und ein Jahr und länger ohne Nahrung zubringen können. Uebrigens sind die Schildkröten in ihren Bewegungen sehr langsam und unbehülflich; auch zeigen sie einen geringen Grad geistiger Fähigkeiten.

Ihre zahlreichen Eier, welche von einer Kalkhaut umgeben sind, werden in den Sand gelegt, wo der Sonne das Ausbrüten überlassen bleibt. Sobald bei den Wasserschildkröten die Jungen ausgekrochen sind, begeben sie sich sogleich nach ihrem Elemente und lassen sich durchaus nicht aufhalten, wenn man ihnen eine andere Richtung vorschreiben will.

Die Sinnorgane dieser Thiere treten äußerlich nicht stark hervor. Ihr Gefühl ist schlecht, weil es weder durch eine weiche Schnauze, noch durch die flossenartigen mit Klauen besetzten Füße vermittelt wird. Die fleischige Zunge ist angeheftet. Nasslöcher und Augen sind klein, ebenso die Ohren, welche meist unter Schuppen verborgen stecken. Ihr Kopf ist mit Schuppen bedeckt und die zahnlosen Kiefer sind hornig. Das Merkwürdigste in ihrem Bau aber ist der hornige Panzer, welcher den ganzen Leib bedeckt und in welchen sich Kopf und Füße zurückziehen können; der Schwanz wird blos angelegt. Dieser Panzer besteht aus einem Rücken- und einem Bauchschilde, welche mit einander zusammenhängen. Diese Schalen bilden aber nicht, wie man glauben möchte, einen abgesonderten Theil, in welchem der Leib blos eingeschoben ist, wie bei Schnecken oder Muscheln, sondern die Rückenschale ist nichts anderes denn die sonderbar gebildeten Rippen, so wie der Bauchschild nur das veränderte Bruststück ausmacht. Letzteres besteht meist aus acht Paar Knochenstücken, an welchen gewöhnlich vorn ein ungerader Knochen eingeschoben ist. Jener entsteht durch die Ausdehnung und Verwachsung von acht Knochenpaaren mit den Wirbelkörpern des Rückgrates und ihrer Fortsätze. Dieser Knochenbau hat viel Uebereinstimmendes mit dem der Vögel. Der Schild ist mit hornigen Platten oder lederartiger Haut überzogen; jene liefern das sogenannte Schildkrott, welches vielfach zu Kunstsachen verarbeitet wird.

Bei dem Menschen und allen höheren Thieren haben bekanntlich das Schulterblatt, die Arm- und Fußknochen sammt ihren Muskeln ihre Lage außerhalb der Rippen, was bei dem Bau der Amphibien nicht der Fall sein kann, allwo diese Theile unter den Rippen liegen. Siehe Fig. 2, von welcher Fig. 3 den Kopf besonders darstellt. Das Schulterblatt, welches zwischen Rücken- und Bauchpanzer eingeschoben ist, ist ein langer und schmaler Knochen, oben durch Bänder mit dem ersten Halswirbel, unten unmittelbar mit dem Schlüsselbein verwachsen. Das Becken ist beweglich oder unbeweglich; es besteht in diesem Falle aus einem aufrechten, unten getheilten Knochen, welcher mit der Rückenschale und dem Brustbein verbunden ist; das Bewegliche aber nur durch Bänder mit dem Rücken. Merkwürdig ist der Umstand, daß die Schildkröten mit beweglichem Becken den Hals zurückbiegen können, die übrigen nicht.

Wagler theilt die Schildkröten ein in

Ruderfüßige,
Schwimmfüßige,
Schwielenfüßige.

Andere theilen sie in Land-, Süßwasser- und Meerschildkröten. Oken macht folgende Unterschiede:

Landschildkröten: Testudo, Pyxis, Cinyxis.
Sumpfschildkröten: Cistudo, Chelys.
Flußschildkröten: Aspidonectes, Trionyx.
Meerschildkröten: Sphargis, Chelonia.

Figur 1 ist eine Sumpfschildkröte — Emys europaea. Sie findet sich im ganzen wärmeren Europa, an den Küsten des Mittelmeeres und auf dessen Inseln, in Italien, Südfrankreich, Spanien und Portugal; auch im Osten von Deutschland, in Ungarn, Rußland, Polen, Schlesien bis Preußen. Sie ist 8 — 10 Zoll lang, schwarz, mit Reihen strahlig gestellter Punkte von gelber Farbe; der Schwanz ist ziemlich lang. Sie legt im Frühjahr ihre Eier in feuchte Ufer-Löcher und im Juni kommen daraus die Jungen hervor. Sie wachsen

*) Aehnliche, höchst erfreuliche Resultate wurden in der Anstalt für verwahrloste Kinder zu Darmstadt in den letzten Jahren erreicht.

langsam, werden an 100 Jahre alt und sind eßbar. Da sie sich nicht blos von Fischen, sondern auch von Insekten und Würmern nährt, so läßt sie sich in Bassins oder nassen Gärten lange lebend erhalten. Gefangene Schildkröten gewähren jedoch kein großes Vergnügen, spärlich lernen sie ihren Herrn erkennen oder auf ein Zeichen herbeikommen, um ihr Futter zu empfangen.

Fig. 4 ist eine Meerschildkröte, welche die europäische, Chelonia cacuana, heißt und häufig im atlantischen und Mittelmeer, so wie an America, vorkommt. Sie wird 2—3 Fuß lang und einige Centner schwer. Die Tafeln, woraus der Schild gebildet ist, bestehen aus schlechtem Horne, welches wenig brauchbar ist. Die Eier werden gegessen, das thranige Fleisch aber nur zur Sclavenspeise benützt. Dagegen enthält es ein Oel, welches man zu Schinsotheer verwendet.

Dieses Thier ist sehr räuberischer Natur, beißt gerne und läßt nicht wieder los, was es einmal ergriffen hat. Ihre Nahrung besteht in Quallen, Conchylien und Tangen, von welchen sie eine große Menge verzehren kann, bis ihr Hunger gestillt ist. Fig. 5 zeigt das Thier von der Bauchseite.

Eine andere, größere Meerschildkröte, Sphargis coriacea, wird über 6 Fuß lang, hat eine hellbraune Farbe, auf dem Rücken fünf Längsrippen und viele gelbe Düpfel. Die Füße sind geschuppt, der Kopf aber mit Platten besetzt. Ihre Kiefer sind stark ausgeschnitten. (Siehe den Schädel Fig. 6.) Der Schwanz ist kurz.

Sie ist in allen südlichen Meeren zu Hause, aber selten in den europäischen, wo sie im Mittelmeere meist nur einzeln vorkommt. Am häufigsten ist sie an der nordafrikanischen Küste; ihre Lebensweise ist jedoch wenig bekannt, jedoch weiß man, daß sie des Jahrs mehrere male Eier legt, welche sich im Ganzen auf 8—900 belaufen. Ihre Schwere belauft sich auf 1000 Pfund; ihre Farbe wird im Alter dunkler.

In Europa kommen noch folgende Schildkröten vor:

Die breitrandige Landschildkröte — Testudo marginata, in Griechenland.

Die griechische Landschildkröte — Testudo graeca, längs des Mittelmeeres.

Die spanische Sumpfschildkröte — Emys sigriz, in Spanien.

Die kaspische Sumpfschildkröte — Emys caspica, am kaspischen Meer, in Griechenland und Dalmatien.

Berge.

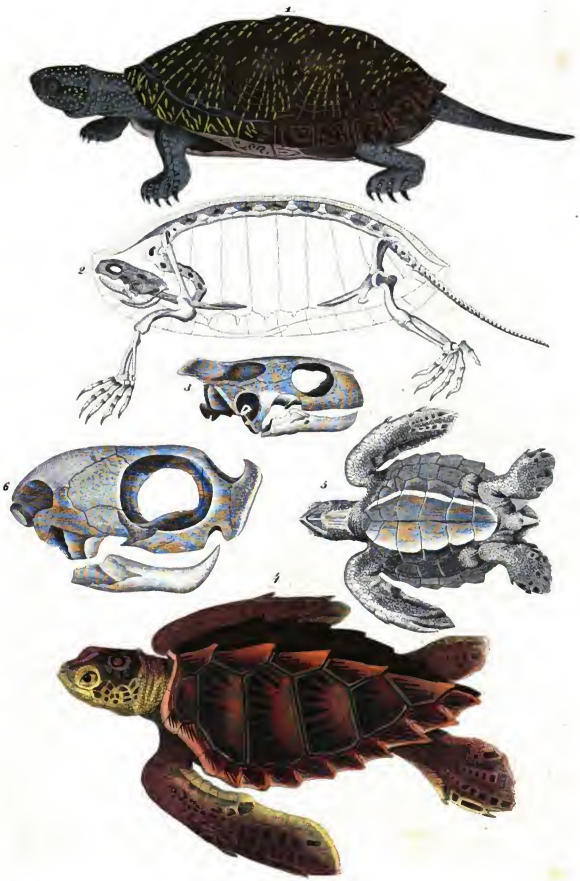
Der Walfisch.

Die Wale gehören nach Oken in die vierte Ordnung der Säugthiere, und bilden in dieser die zehnte Zunft. Sie zeichnen sich von allen Säugthieren dadurch aus, daß sie, ihrem äußern Körperbau nach, die größte Aehnlichkeit mit den Fischen haben, während sie ihrem innern Bau nach durchaus Säugthiere sind.

Die Walfische erreichen eine ungeheure Größe, und sind deßhalb zu allen Zeiten als die Wunder der thierischen Welt betrachtet worden. Die hintern Gliedmaßen fehlen ihnen, und die vordern, an denen man, wie das Skelett zeigt, auf das Deutlichste alle Theile eines Armes, und sogar einer Hand unterscheiden kann, sind dergestalt mit einer festen Haut überzogen, daß sie nur flossenähnliche Gebilde darstellen. In Absicht auf ihre Bewegungen im Wasser unterscheiden sie sich darin von den Fischen, daß sie nicht wie diese den Schwanz zur Seite drehen, sondern sich in der Richtung von oben nach unten bewegen. Ihr Schwanz endigt auch in zwei wagrechte mit einander verwachsene Flossen, wodurch die angeführte Art des Schwimmens erleichtert wird. Das Athmen geschieht durch zwei dicht neben einander stehende, an dem hintern Theil der Stirn befindliche Nasslöcher, mit welchen sie im Stande sind, mit bedeutendem Geräusche Wasserdogen in die Luft hinaufzuspritzen. Der Schlund der Walfische ist im Verhältniß zu der Größe des Thieres eng, daher ihre Nahrung aus kleinen mollusckenartigen Thieren, Seekrebsen der kleineren Art u. s. w., besteht. Die Art, auf welche das mütterliche Thier sein Junges säugt, hat das Auffallende, daß es die Milch dem nebenherschwimmenden Jungen in den Rachen spritzt, denn dieses könnte deßhalb unmöglich saugen, weil ihm Lippen, wie sie andere Thiere haben, abgehen, und weil seine Zunge unbeweglich, festgewachsen ist. Unter der Haut besitzen die Walfischgattungen alle eine beträchtliche Menge Speck, welcher als Thran abgekocht und benützt wird. Alle leben im Meere, und halten sich niemals lange in süßem Wasser auf. Nur das Fleisch der pflanzenfressenden Wale ist genießbar, das der gewöhnlichen Walfische und Delphine aber schlecht. In Absicht auf geistige Eigenschaften stehen die Wale keineswegs so niedrig, als ihre Vergleichung mit den Fischen wohl schließen lassen könnte; ihrem ganzen Betragen nach sind es aufmerksame und kluge Thiere, und schon die Naturforscher und Dichter des Alterthums haben uns von der Anhänglichkeit des Delphins an manche Menschen, von ihrer Treue gegen den, welchen sie als Freund erkannt, und von ihrer Liebe zur Musik manchen schönen Zug berichtet. Die Walfische des Nordens sind, wie uns neuere Naturforscher erzählen, gesellige und friedliche Thiere, die den Menschen ungereizt nicht angreifen, und nur dann von ihrer riesenmäßigen Stärke Gebrauch machen, wenn sie verwundet sind. Der mütterliche Walfisch hat gegen sein Junges die größte Zärtlichkeit; mit ängstlicher Sorgfalt sucht er es vor Verfolgung zu schützen, und geht, wenn er seinem Pflegling einen Feind sich nähern sieht, mit unerschrockenem Muthe auf diesen los.

Wir betrachten dießmal blos die Bartenwale, den Walfisch und den Finnfisch, welche sich dadurch von andern unterscheiden, daß sie keine Zähne, sondern statt deren einen eigenthümlichen Seihapparat haben.

Die Gestalt des Walfisches ist außerordentlich unförmlich. Der Kopf allein nimmt ein Drittheil der ganzen Körperlänge ein. Hinter dem ovalförmigen,


1
2
3
4
5
6

nach oben zu convexen Maule liegt das verhältnißmäßig sehr kleine Auge, welches nicht viel größer ist, als das Auge eines Pferdes. Hinter dem Auge, etwas nach unten sind die flossenförmigen Vorderfüsse, und der Rest des ungeheuren Rumpfes spitzt sich gegen den Schwanz hin allmählig zu; dieser aber bildet mit seinen sehr breiten wagrechten Flossen den Schluß des Ganzen.

Die Größe derjenigen Walfische, welche man gegenwärtig vorfindet, übersteigt 60 bis 70 Fuß nicht. Beinahe ein Drittel dieses Maaßes nimmt die Dicke ein. Aeltere Naturforscher behaupten jedoch, daß in früheren Zeiten die Walfische größer geworden seyen. Die übrigen Größenverhältnisse sind ungefähr folgende: Die Maulhöhle ist so groß, daß ein völlig bemanntes Schiffboot von 16 Fuß Länge darin Raum hat; die Höhe der Maulhöhle beläuft sich auf 10 bis 12 und die Weite auf 6 bis 8 Fuß. Die Brusthöhle ist ungeheuer groß, so daß ein volles Orchester darin Platz hat; die Speiseröhre dagegen hält nur 7 Zoll. Die Vorderflossen sind ungefähr 9 Fuß lang und 5 Fuß breit; die mondförmige Schwanzflosse ist 24 Fuß breit. Auf dem höchsten Theile des Kopfes, etwa 16 Fuß von der Spitze des Mauls an gemessen, befinden sich die beiden Blaslöcher, welche nichts anderes sind als längliche Oeffnungen, von der Gestalt der Einschnitte in den Violinen und 8 bis 12 Zoll lang.

Anstatt der Zähne enthält das Maul 2 sehr große Reihen Fischbein. An dem harten Gaumen nämlich und an dem Rande des Oberkiefers sind dreieckige Tafeln von der Dicke eines Pappendeckels 10 bis 15 Fuß lang befestigt. Dieser Tafeln sind auf jeder Seite des Kiefers 300, sie nehmen gegen vorn und hinten an Länge ab, und sind in der Mitte am stärksten. Diese Barten bestehen aus lauter senkrechten Fasern, ungefähr wie das Horn des Nasshorns, oder der Huf des Pferdes, und diese Fasern ragen als lange Franzen in die Maulhöhle herein, und bilden so einen Seihapparat. Genau genommen, entspringt aber das Fischbein nicht aus den Knochen des Gaumens, sondern aus einem ganz eigenthümlichen, sehr gefäßreichen Fortsatze, von welchem die Substanz des Fischbeins abgesondert wird, so daß das abgenützte Fischbein stets nachwächst. Die Zunge des Walfisches kann nicht herausgestreckt werden, und ist am Grunde der Maulhöhle fest gewachsen. Die Farbe des Walfisches ist grau, an der untern Seite des Maules weiß, in's Gelbliche gehend; der Rücken, der obere Theil des Kopfes, die Flossen und der Schwanz sind schwarz. Die Bildung der Haut ist dadurch merkwürdig, daß das unter der pergamentdicken Oberhaut befindliche Schleimnetz außerordentlich entwickelt ist; zwischen dieser Haut und dem eigentlichen Körpergerüste befindet sich eine starke Lage von Speck, welcher, von 8 bis 20 Zoll Dicke, um das ganze Thier eigentlich einen Mantel bildet. Dieser Speck hat, frisch ausgehauen, durchaus nichts Ekelhaftes, wird es aber durch längeres Aufbewahren im höhsten Grade. Das Fleisch der jungen Walfische ist roth, und kann eingepökelt gegessen werden; das der Alten aber ist schwärzlich und außerordentlich zäh. Der Schwanz ist sehr sehnigt, und wird deßhalb zur Bereitung von Leim gebraucht. Die Knochen des Walfisches sind schwammig, und enthalten sehr viel Thran. Der Sinn des Gehöres ist bei dem Walfische sehr verschieden empfänglich. Geräusch oder Töne in der Luft scheint er nicht leicht zu vernehmen; der leichteste Ruderschlag aber erregt, besonders bei ruhigem Wetter, seine Aufmerksamkeit.

Da er leichter ist als das ihn umgebende Wasser, vermag er mit Bequemlichkeit lange Zeit so hin zu schwimmen, daß nicht nur seine Blaslöcher, sondern ein bedeutender Theil seines Rückens sich zeigt, niemals aber erscheint mehr als der zwanzigste Theil des Thieres über der Oberfläche; nur wenn ein todter Walfisch einen Tag im Wasser liegt, schwillt er bei der beginnenden Fäulniß zu einer ungeheuern Größe an, und dann ragt wohl ein Drittheil des ganzen Thieres hervor.

Bei der Größe und anscheinenden Unbehülflichkeit dieses Thiers sollte man denken, alle seine Bewegungen könnten nicht anders als träge sein, und seine größten Kraftäußerungen vermöchten keine große Schnelligkeit zu bewirken, die Erfahrung aber lehrt das Gegentheil. Ein Walfisch, der regungslos auf der See liegt, kann in einem Zeitraume von 5 bis 6 Secunden so tief untertauchen, daß er außer dem Bereiche aller Geschosse ist, und ebenso vermag er in jeder andern Richtung sich rasch zu bewegen. Vor seinen Feinden flieht er mit einer Schnelligkeit von 2½ Stunde Wegs in der Stunde, und auf kurze Zeit mit der Schnelligkeit eines vollbesegelten Schiffes bei gutem Winde. Er kann so schnell von der Tiefe auftauchen, daß er ganz aus dem Wasser hervorzuspringen vermag — ein Sprung, welchen der entfernteste Beobachter bewundert, der aber den näher befindlichen Walfischfänger mit Grausen erfüllt. Zuweilen tauchen die Walfische mit dem Kopfe unter, und strecken ihre fürchterlichen Schwänze hoch in die Luft empor, zerpeitschen mit diesen das Wasser, so daß man es wohl eine Stunde weit hören kann, und die See im Umkreise mit Schaum und Wasserdunst erfüllt wird. Will er untertauchen, so schnellt er zuerst den Kopf in die Höhe, beugt den Rücken kreisförmig, taucht mit dem Kopfe hinab, schlägt mit dem Schweife das Wasser und verschwindet.

Selten erscheint der Walfisch auf länger als 2 Minuten an der Oberfläche des Wassers, um Athem zu schöpfen; dann bläst er 8 bis 9 Mal, und geht dann wieder hinab. Nur wenn er frißt, bleibt er 15 bis 20 Minuten unter der Oberfläche.

Eine Stimme läßt er nach den Beobachtungen von Scoresby nicht hören, das Blasen des Wassers aber rauscht sehr stark. Der Wasserschaum, den er bei diesem Blasen auswirft, erreicht die Höhe einiger Ellen. Wenn er verwundet ist, rauscht dieses Blasen wie das Brausen der Meereswellen im größten Sturme; während des Blasens aber hört er nicht, und ist da am besten anzugreifen. Die Tiefe, in welche er gewöhnlich hinabsteigt, kennt man nicht genau; hat man ihn aber harpunirt, so kann man sie an der Leine messen, und

dadurch hat man gefunden, daß diese Tiefe oft beträchtlicher ist, als die höchsten Berge in Schottland. Die Wuth, mit welcher der verwundete Walfisch sich in solche Tiefen hinabstürzt, ist so ungeheuer, daß man schon Walfische gesehen hat, welche sich in der Tiefe die Kieferknochen entzweibrachen. Schlafende Walfische findet man selten, und am ehesten noch bei ruhigem Wetter zwischen Eisblöcken.

Die Art, wie sich diese Thiere ernähren, ist äußerst merkwürdig. Da sie keine Zähne haben, und da ihr Schlund zu enge ist, um auch nur einen mäßigen Fisch durchzulassen, so sind sie auf die zahllosen kleinen Seethiere angewiesen, die sich in jenen Polargegenden finden. Hier aber hat die Natur auf das Wunderbarste gesorgt. Zwischen dem 74sten und 80sten Grade nämlich findet sich das in der See, was der Schiffsmann grünes Wasser heißt; dieses grüne Wasser trifft man immer in denselben Gegenden an, und findet, daß es lange Ströme bildet, die 2 bis 3 Grade Länge, und oft 30 bis 40 Meilen in der Breite haben. Dieses grüne Wasser ist gewöhnlich olivgrün und ganz durchsichtig, an manchen Stellen auch grasgrün, und an manchen schwärzlich. Untersucht man dieses Wasser genau, so findet man, daß es seine Farbe von kleinen Thierchen erhält, die in ungeheurer Menge in ihm enthalten sind, von denen die meisten mit dem bloßen Auge kaum erkannt werden können. Scoresby glaubt, daß 2 englische QM. Wasser 23,888,000,000,000.000 dieser Thiere enthalten. Diese Thierchen allein aber sind nicht unmittelbar die Nahrung des Walfisches, sondern vielmehr die einer Unzahl von kleinen Seeschnecken, Seekrebsen u. dgl., welche sich von diesem grünen Wasser nähren, und welche alsdann sammt den angeführten Thierchen von den Walfischen verschlungen werden. Wenn der Walfisch frißt, so schwimmt er mit beträchtlicher Schnelligkeit unter der Oberfläche des Wassers mit weit aufgesperrtem Maule hin. Ein Strom von Wasser kommt nun in sein Maul, und mit ihm eine bedeutende Menge von Wasserinsekten; macht er das Maul zu, so geht das Wasser zur Seite heraus, und die Thiere, die ihm zur Nahrung dienen sollen, bleiben in dem beschriebenen Seihapparat hängen.

Man glaubt, daß das Weibchen des Walfisches 9 bis 10 Monate lang trägt, und nur ein einziges Junges zur Welt bringt, sehr selten zwei. Bei seiner Geburt hat das Junge eine Länge von 10 bis 14 Fuß. Länger als ein Jahr bleibt das Junge in der Nähe der Mutter, dann erst ist sein Fischbein so weit herausgewachsen, daß es im Stande ist, sein Futter selbst aufzunehmen. Mit 20 bis 25 Jahren ist der Walfisch ausgewachsen. Alte Walfische erkennt man daran, daß ihre Färbung grauer ist, und daß die weißen Theile ihres Körpers gelber werden; in höherm Alter verliert der Walfisch an Thran und sein Speck ist bei weitem fester. Er soll ein sehr hohes Alter erreichen können.

Die Liebe der Walfische zu ihren Jungen ist außerordentlich groß; den schwachen oder kranken Säugling trägt die Mutter im Maule umher, und schützt ihn auf dieselbe Weise gegen Stürme; geräth das Junge in seichte Gewässer, wo die Mutter ihm nicht folgen kann, und es in Gefahr schwebt auf das Trockene zu gerathen, so spritzt ihm die Mutter Ströme von Wasser zu, damit es sich ihr wieder nähern könne.

Das Junge, welches die Annäherung eines Walfischbootes noch nicht als gefährlich kennt, ist leicht zu harpuniren, aber alsdann geräth die Mutter in die fürchterlichste Wuth und Verzweiflung, und verfolgt, nicht achtend der eigenen Gefahr, selbst auf Kosten ihres Lebens die angreifenden Böte. Scoresby erzählt einen Fall dieser Art also:

Einer meiner Harpunire traf auf einen noch säugenden Walfisch, und warf ihm, mit der Hoffnung durch ihn die Mutter zu bekommen, sein Geschoß in den Leib. Kaum war dieß geschehen, so kam die Mutter dicht an das Boot heran, ergriff das Junge und zog gegen 600 Fuß der Leine mit unglaublicher Schnelligkeit und Kraft aus dem Boote. Dann kam sie wieder auf die Oberfläche des Wassers, schoß bald wüthend hin und her, dann hielt sie plötzlich oder veränderte schnell ihre Richtung, — kurz, sie gab auf alle mögliche Weise den größten Schmerz zu erkennen. Obgleich die Böte sie unablässig verfolgten, ließ sie sich nicht abhalten, in ihrer Sorge für das Junge fortzufahren, und ohne der Gefahr zu achten, mitten unter ihre Feinde sich zu stürzen. Endlich kam ihr ein Boot näher, eine Harpune wurde geworfen, sie traf, aber nur oberflächlich; einer zweiten ging es nicht besser, die dritte endlich drang so tief in das Fleisch ein, daß sie festsaß. Trotzdem aber begab das Thier sich nicht auf die Flucht, wie es sonst der verwundete Walfisch thut, sondern suchte, von Rachsucht getrieben, andern Booten sich zu nähern, so daß in wenigen Minuten noch drei weitere Harpunen geworfen werden konnten, deren Einwirkung der Walfisch binnen einer Stunde erlag. Es ist etwas Peinvolles, setzt Scoresby hinzu, dem Untergange eines Walfisches in dem Augenblicke zuzusehen, wo die gefühlvollste Rücksicht für sein Junges ihn dem Jäger in die Hände gibt.

Obgleich man die Walfische häufig beisammen findet, kann man doch nicht von ihnen sagen, daß sie in Heerden leben, denn man findet sie weit häufiger einzeln als beisammen, und nur Stellen des Meeres, wo sehr reichliches Futter für sie anzutreffen ist, sind die Ursachen ihrer Vereinigung. Man hat häufig behauptet, der Walfisch verlasse in den Monaten März und April seinen gewöhnlichen Standort, das Polarmeer, und wandere nach südlicheren Breiten. Neuere Untersuchungen jedoch haben gezeigt, daß dieß unrichtig ist, und daß mit wenigen, vielleicht einzeln vorkommenden Ausnahmen, der Walfisch sich stets in dem Polarmeer aufhält.

Die Art, wie man den Walfischfang betreibt, ist Folgende:

Das Erste ist, sich ein hiezu tüchtiges Schiff auszuwählen; ein solches Schiff muß sehr starke, ja doppelte Seitenwände haben, und im Innern durch beson-

dere Constructionen dazu eingerichtet sein, daß es den ihm begegnenden Eisblöcken Widerstand zu leisten vermag, wozu noch eiserne Platten, mit denen es von außen beschlagen ist, das Ihrige beitragen. Es muß ungefähr eine Last von 350 Tonnen führen können. (Die Tonne zu 20 Cent., also 7000 Cent.) Die Bemannung übersteige nicht fünfzig Mann, und zugleich müssen sechs bis sieben leichte und schnelle Böte an Bord sein, die zur Verfolgung des Walfisches dienen. Eines der wesentlichsten Erfordernisse ist das sogenannte Krähennest oder Sturmhäuschen, eine Art von Wachthaus, das aus Reifen und Segeltuch gemacht, und auf dem Hauptmast befestigt wird. Von diesem Häuschen aus kann der wachhabende Matrose, vor Regen, Sturm und Schneegestöber geschützt, den Gang des Walfischfanges beobachten, und die nöthigen Signale ertheilen.

Die Walfischfahrer begeben sich in der Jahreszeit auf ihre Fahrt, daß sie Ende Aprils in das Eismeer kommen. Sobald sie die Gegenden erreicht haben, wo Walfische zu hausen pflegen, muß die Mannschaft jeden Augenblick fertig sein können, und auf dem Schiffe Tag und Nacht die größte Wachsamkeit herrschen. Die Böte hängt man an den Seiten des Schiffes auf, so daß sie jeden Augenblick in's Wasser zu lassen sind; erlaubt es der Zustand der See, so wird immer ein Boot bemannt und von dem Schiffe in's Schlepptau genommen. Sobald die in dem Krähennest befindliche Wache, die eine weite Aussicht über das Wasser hat, einen Walfisch zu sehen bekommt, so gibt sie der Wache auf dem Verdeck ein Zeichen, diese theilt die Nachricht dem ersten Bote mit, und sogleich wird nun ein zweites bemannt. Jedes Boot hat einen Harpunir, dem einige Matrosen beigegeben sind; in dem Boote selbst befindet sich eine ungeheure Menge Schiffseilen, welche sorgfältig aufgerollt und in den verschiedenen Theilen des Bootes rollenweise vertheilt sind, so aber, daß sie mit ihren Enden immer zusammen hängen, und mit einander eine Leine bilden, welche mehr als 4000 Fuß Länge hat. An dem vordern Ende dieser Leine ist die Harpune befestigt; dieß ist ein Wurfspieß mit pfeilförmiger Spitze und starken Widerhaken, der an seinem hintern Ende in einem Ringe so befestigt ist, daß er sich drehen kann, um die Leine, welche ebenfalls an jenem Ringe befestigt ist, bei den Wendungen, die der Walfisch macht, nicht aufzudrehen oder zu verwirren. Nun nähert sich das Boot so schnell wie möglich, aber mit der tiefsten Stille, dem Walfische, um den es zuweilen herum rudern muß, um ihm von hinten nahe zu kommen. Hat man sich dem Riesen auf wenige Ellen genähert, so wirft der Harpunir ihm seine Waffe in die Rippen, und nun macht in der Angst und Ueberraschung das Thier eine verzweifelte Bewegung des Entkommens. Dieß ist ein gefährlicher Augenblick, denn das Boot ist nicht nur heftigen Stößen von Seiten des Kopfes und der Flossen des Walfisches ausgesetzt, sondern was noch mehr ist, es hat die Schläge des Schwanzes zu fürchten, mit welchem er sowohl im Wasser, als in der Luft in solch' fürchterlicher Wuth um sich schlägt, daß Boot und Bemannung dem Untergange ausgesetzt sind.

Sobald der verwundete Walfisch untertaucht, wird in dem Boote eine Flagge aufgezogen; dieses Zeichen sieht die Wache auf dem Schiff, und stampft nun mit dem Fuße auf das Verdeck; nun entsteht ein reges Leben auf dem ganzen Schiffe, in voller Hast kommen die Matrosen (bei Nacht, trotz der Kälte, oft nur halb bekleidet) aus ihren Schlafstätten hervor, die Böte werden herabgelassen, um dem ersten Boote zu Hülfe zu eilen. Der verwundete Walfisch war indessen auch nicht unthätig gewesen, mit reißender Schnelligkeit hatte er sich entweder in die Tiefen des Abgrundes oder unter einen benachbarten Eisberg begeben. Während er aber mit einer Schnelligkeit von 8 bis 10 Meilen in der Stunde (die engl. Meile gleich $^1/_3$ Stunde) seinen Verfolgern sich entzieht, haben diese mit größter Sorgfalt darauf zu achten, daß die Leine, an welche die Harpune befestigt ist, in gerader Linie immer ohne Anstoß abläuft, denn wenn sie sich nur einen Augenblick verwirrt, so zieht der Walfisch das Boot in den Abgrund. Zuweilen ist es indessen nothwendig, dem allzu schnellen Ablaufen des Seiles Schranken zu setzen, weil es sonst nicht reichen könnte, und zu diesem Ende ist in der Gegend des Sterns des Bootes ein Pfosten angebracht, um welchen man eine oder mehrere Schlingen der Leine gehen läßt; hierdurch aber entsteht auf dem Holze des Pfostens eine so starke Reibung und Erhitzung, daß der dabei stehende Harpunir oft ganz in Rauch gehüllt wird, und wenn man den Pfosten nicht sehr häufig anfeuchtet, so kommt das Boot in Gefahr, Feuer zu fangen. Trotz diesem Manövre wickelt sich oft in 8 bis 10 Minuten die ganze Leine ab, und dann wird das Ende derselben an die Leinen des nächsten Bootes befestigt, ja man hat zuweilen die eines dritten nöthig. Sieht die Bemannung eines Bootes, daß sie wegen Mangel an Leinen die Hülfe eines andern bedarf, so hält sie 1, 2, 3 oder mehr Ruder in die Höhe, um die Dringlichkeit der Hülfe anzuzeigen, kommt aber kein Boot herbei, so muß die Leine gekappt werden, und die Harpune ist mit dem harpunirten Walfisch verloren.

Der verwundete Walfisch bringt verschieden lange Zeit unter Wasser zu, das Gewöhnliche ist eine halbe Stunde. Selten mehr als eine ganze. Bleibt er länger unter Wasser, so muß er ersticken, und wird im geringsten Falle wegen des Mangels an frischer Luft außerordentlich krank; hiezu kommt dann noch der bedeutende Druck des Wassers, der nach den Berechnungen von Scoresby mehr als 200,000 Tonnen beträgt, ein Gewicht, welches dem von 60 der größten Schiffe der britischen Marine gleich kommt, wenn sie vollständig bemannt, und für eine sechsmonatliche Seereise ausgerüstet sind.

Sobald der Walfisch unter Wasser ist, gehen so viele Böte, als das erste Boot entbehren kann, gegen die Richtung hin, in welcher nach der Erfahrung der Schiffer das Thier wieder auftauchen muß, und dieß ist gewöhnlich mehr als 400 Fuß von der Stelle entfernt, wo er untertauchte. Sobald sie ihn kommen

sehen, rudern sie mit Schnelligkeit auf ihn zu, und sobald sie ihm nahe sind, wirft jeder Harpunir seine Waffe ihm in den Rücken, so daß er je nach seiner Größe und je nachdem die Böte glücklich in seiner Erreichung sind, drei- bis viermal harpunirt wird. Sehr häufig geschieht es aber, daß nach der zweiten Harpune das Thier rasch untertaucht, und die andern Boote abermals zum Warten zwingt. Ist er aber durch das lange Tauchen müde, und genöthigt oben zu bleiben, um Luft zu schöpfen, dann rudern die Böte von allen Seiten an ihn heran und stoßen ihm lange und scharfe Lanzen tief in den Leib, um seine edleren Eingeweide zu durchbohren. Endlich, bedeckt mit zahlreichen Wunden und ermattet durch den Verlust des Bluts, das in vollen Strömen aus ihm hervorquillt, zeigt der Walfisch die Annäherung seines Todes dadurch an, daß er feuthin in die Luft aus seinen Spritzlöchern Strahlen von Blut ausströmt, auf welche endlich kleinere Ausstoßungen von mit Blute vermischtem Schleime folgen. Auf ferne Strecken hin wird nun die See von dem Blute gefärbt, und Eisblöcke, Böte und Matrosen, werden oft ganz von Blute bespritzt; ein breiter Strom von Oel, welches aus seinen Wunden hervorquillt, bezeichnet ebenfalls die Stelle seines Todeskampfes, indem es die See ringsum glättet. Dieser Todeskampf ist begleitet von fürchterlichen convulsivischen Bewegungen seines ganzen riesenhaften Leibes; im Sterben aber legt er sich auf die Seite oder auf den Rücken, drei laute Hurrahs, wobei die Flaggen gestrichen werden, und der Triumphgesang der Matrosen, sind sein Todtenlied. Ohne viel Zeit zu verlieren, durchbohrt die Mannschaft seinen Schwanz, knüpft ihn mit Tauen an den Booten fest, und führt den riesigen Leichnam dem Schiffe zu.

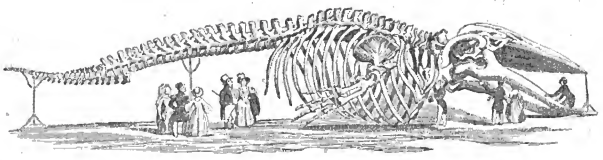
Hierauf macht sich die ganze Bemannung daran, den Speck und das Fischbein in Sicherheit zu bringen; dieses eben nicht sehr einladende Geschäft erfordert eine angestrengte Arbeit der ganzen Bemannung des Schiffes mehrere Stunden lang. Der ungeheure Rumpf des Thiers wird mit festen Tauen am Schwanz und am Kopf an der Seite des Schiffes befestigt und etwas empor gewunden. Die Speckschneider besteigen mit scharfen Steigeisen an den Füßen das Thier, und führen mit ungeheueren Speckmessern, welche ungefähr die Gestalt unserer Küfermesser haben, lange riemenförmige Schnitte aus, die rings um das Thier herumgehen. Von diesen riemenförmigen Schnitten hauen sie etwa 10 Centner schwere Stücke ab, welche sogleich auf das Verdeck gewunden und von dort, in kleinere Stücke zerschnitten, im unteren Raume aufgehäuft werden. Dort werden sie nochher noch einmal verschnitten und in die Thranfässer verpackt. Dieses Abspecken beginnt am Schwanze des Walfisches und hört an der Schnauze auf, die besonders vielen Thran enthält. Hieranf kommt man an das Fischbein, welches mit Handbeilen und Beinmessern losgetrennt wird. Das ganze Fischbein wird im Zusammenhange auf das Verdeck gewunden, zerkennt, und aufgestapelt. Sind so Speck und Fischbein auf diese Weise eingebracht, so wird noch zuletzt der Unterkiefer ganz auf das Verdeck gewunden; einmal deßwegen, weil er sehr viel Thran enthält, und dann auch deßhalb, um mit ihm als Schaustück zu paradiren. Während dieser ganzen Arbeit werden die Matrosen von allertei hungrigen Gästen umlagert. Hier kommen Eisbären heran, dort schwimmen Haifische umher, und die Luft ist erfüllt von mancherlei Raubvögeln, die auf den kommenden Fraß lauern, denn nachdem das Brauchbare des Fisches eingebracht worden ist, überläßt der Walfischfänger das Fleisch und das Gerippe den Wellen, wo es anderen Thieren zur Speise dient.

Man denke sich indessen nicht, daß alle diese Geschäfte so ganz gefahrlos vorübergehen; geht die See hoch, so ist das Abspecken oft schwer, zuweilen ganz unmöglich, und die Leute, welche auf dem Walfische arbeiten müssen, sind der großen Gefahr des Ausgleitens unterworfen. Zuweilen fallen sie dem Walfisch in den Rachen, und kommt eine gewichtige Welle daher, so sind sie in Gefahr, hinuntergespült und ertränkt zu werden. Es geschieht auch, daß die Taue reißen, an denen der Walfisch aufgehangen ist, so wie daß die Leute durch verschiedene Zufälle sich mit ihren eigenen Messern gegenseitig verwunden.

Bei der Schilderung, die wir gegeben haben, war vorausgesetzt, daß alles auf das Glücklichste gehe, allein oft ist das Gegentheil der Fall. Bald kommt ein Nebel, der alles einhüllt, und die Verfolgung unmöglich macht, bald ist es ein Sturm, der Massen von Eisblöcken mit solcher Schnelligkeit herbeitreibt, daß in kurzer Zeit das Schiff wie eingekeilt dasteht. Auch andere Umstände machen den Walfischfang gefährlich; bei unvorsichtiger Behandlung der Leine kann es leicht geschehen, daß eine Schlinge derselben sich um den Fuß eines Matrosen zieht, und denselben durch die heftige Reibung dergestalt zerfetzt, daß er abgenommen werden muß. Ein Harpunir traf kaum einen Walfisch mit der Lanze, als dieser, vom Schmerze des Stiches gereizt, plötzlich hinwegschoß und dem Harpunir die Leine unter dem Fuße vorzog; diese packte ihn, riß ihn mit, und kaum hatte er noch Zeit zu sagen: nehmt die Leine weg, o Gott! als er über Bord gezogen ward, und in den Wellen verschwand.

Von diesen und ähnlichen Gefahren, wie z. B. daß die Walfische die Boote mit dem Schwanze umschlagen, ja haushoch in die Höhe werfen, wissen die Schiffer mehr als genug zu erzählen.

Eine Abart von dem gewöhnlichen grönländischen Walfisch, die vielleicht eine eigene Gattung darstellen könnte, ist der Walfisch des Südpols; dieser ist kleiner als der Beschriebene, denn er mißt gewöhnlich 35 bis 40 Fuß, selten 50, sein Fischbein-Apparat aber ist verhältnißmäßig länger, indem er bei einem Fisch von 40 Fuß 9 Fuß lang ist. Sein Kopf ist sehr häufig mit Muscheln bedeckt, und nimmt deßhalb eine weißliche Farbe an; die Brustflossen sind länger und mehr zugespitzt, während sich die Lappen der Schwanzflossen nicht so deutlich unterscheiden.



Gewöhnlich hält sich dieser Walfisch in der Nähe der Küsten von Südamerika auf, und ist deßhalb leichter zu jagen, als der Grönländische, indem dort die See nicht so tief ist. Nach wenigen Minuten kommt er, wenn er harpunirt ist, wieder zur Oberfläche, und kann also, da er keine so großen Räume durchläuft, leichter erlegt werden.

Der Nutzen, den der Walfisch gibt, ist sehr beträchtlich, wenn man bedenkt, daß schon die ungeheure Menge von Thran einen sehr bedeutenden Gewinn abwirft. Scoresby erlegte z. B. während 28 Fahrten 498 Walfische, von denen er 4246 Tonnen Thran gewann, deren Werth, das Fischbein eingerechnet, sich höher belief, als 150,000 Pfund Sterling. Der Thran wird bei uns bekanntlich in verschiedenen Gewerben gebraucht. Im Norden dient er anstatt Brennöls, und ist für den Eskimalen ein sehr beliebtes Getränk; aus den Sehnen des Schweifes kann man tüchtige Peitschen verfertigen, der Gebrauch des Fischbeins zu Schienen und anderen Geräthschaften ist bekannt genug; aus den ungeheuren Kinnbacken läßt sich bequem ein Hofthor machen, und die Rippenstücke werden in Seestädten als Zaunstakete benutzt.

2) Der Finnwal (Rorqualus Borealis).

Es ist dieß derjenige Wal, dessen hier abgebildetes Skelet vor einigen Jahren in ganz Deutschland umhergeführt und gezeigt wurde; er ist der größte von allen Walfischen, und wahrscheinlich zugleich das stärkste und kraftvollste aller lebenden Wesen. Sein Kopf verhält sich zu der ganzen Länge des Leibes wie 1 zu 4; von dem grönländischen Walfisch unterscheidet er sich dadurch, daß er länger, aber bedeutend schlanker ist, so wie dadurch, daß er auf dem Rücken gegen den Schwanz hin eine Finne (Rückenflosse) besitzt. Gegen vorn, dem Maule zu, ist der Kopf mehr zugespitzt, daher man seine Schnauze einem Schnabel verglichen hat. Der Nacken ist nicht so tief eingebogen, die Lippen sind bräunlich, mit einem schief gefurchten Rande; die Färbung des ganzen Thieres ist am Rücken grünlich schwarz, am Bauche aber schmutzig weißgelb; er hat bei weitem keine so dicke Specklage, als der grönländische Walfisch, indem sein Speck sich gewöhnlich nicht dicker findet, als 6 Zoll; in seinen Bewegungen ist er weit rascher und unruhiger, und in seinem Betragen ungestümer als jener. Er bläst das Wasser aus seinen Spritzlöchern mit weit mehr Heftigkeit hervor, und sein Fischbein ist kürzer und deßhalb weniger gesucht, indem die längsten Fischbeinplatten selten das Maaß von vier Fuß erreichen. Indessen ist sein Fischbein, wenigstens in frischem Zustande, außerordentlich elastisch und weicher, als das des vorigen, indem die ausgefranzten Faden desselben so fein und biegsam sind, als menschliche Haare, so daß auch sein Seihapparat weit vollkommener ist, als das des genannten Walfisches.

Bei dem grönländischen Walfische haben wir bemerkt, daß sein Schlund so eng ist, daß nur kleine quallenartige Thiere, oder kleine Krebse u. s. w. von ihm verschluckt werden können. Bei dem Finnfisch ist es anders, indem sein Schlund weit genug ist, um Häringe, kleine Salmengattungen, Schellfische u. s. w. zu verschlingen; denn man findet in den Mägen dieses Wales solche größere Fische in bedeutender Menge.

Was außer seiner Gestalt den Finnfisch noch besonders vom Walfisch unterscheidet, sind die Längsfalten, welche am Unterkiefer beginnen, parallel über den Bauch verlaufen, und sich erst gegen das Schwanzende zu verlieren. Je nach der Größe des Wales sind sie mehr oder weniger breit, und messen von einem halben bis zu 2 und 3 Zoll; außen haben diese Falten eine schmutzig gelbweiße Farbe, innen aber, wo sie an einander grenzen, sehen sie schön blaßweiß, zuweilen sehr schön rosenroth aus. Ihr Nutzen scheint darin zu bestehen, dem in das Maul einfließenden Wasser dadurch Raum zu geben, daß sie, sobald dieses nach unten drückt, wie ein zusammen gefalteter Beutel aufgehen, und sich wieder zusammen ziehen, sobald der Fisch das eingebrachte Wasser durch den Seihapparat treiben will, um die Nahrungsstoffe von dem Wasser zu trennen.

Der Finnwal kommt in den nordischen Gewässern in großer Zahl vor, er liebt aber nicht, wie der Walfisch, die Nähe von großen Eisbergen, und scheint auch von jenem gemieden zu werden. Sein Standort sind die Gewässer von Nova Zembla und Spitzbergen, in einer Breite von dem 70sten bis zum 76sten Grad; nur im Sommer, wo die See offen ist, steigt er bis zu 80 Grad empor.

Der Finnfisch schwimmt mit einer Geschwindigkeit von 12 engl. Meilen in einer Stunde; ja wenn er harpunirt ist, hat man schon gesehen, daß er in einer Minute 2880 Fuß Leine aus dem Boote zog; er ist jedoch bei der Annäherung eines Bootes nicht so furcht-

sam als der gewöhnliche Wallfisch, denn wenn ihn Boote verfolgen, sucht er ihnen nicht sowohl zu entkommen, als durch hin- und herschwimmen sie zu vermeiden. Harpunirt oder sonst verwundet entwickelt er, wie gesagt, eine unglaubliche Schnelligkeit, und wird deßwegen für seine Verfolger sehr gefährlich; die Wallfischfahrer erzählen, daß sonst gebüte und kaltblütige Leute durch das so überaus schnelle Ablaufen der Leine beim Jagen auf diesen Wal einen so panischen Schrecken bekommen haben, daß sie in der Bestürzung vergaßen, die Leine zu kappen und in den Abgrund oder unter Eisberge gezogen wurden. Nicht selten reißt der Wal die Leine ab, und da er auch wegen seines geringen Speckes kein sehr nützlicher Fang ist, so wird er von den Wallfischfängern nicht gerne gesehen. Die Grönländer und Lappländer machen indessen häufig Jagd auf ihn, indem sie mit ihren raschen Böten ihn verfolgen, und ihm so viel Wunden als möglich beizubringen suchen; da sie keine Leinen haben, so verlieren sie allerdings den Wallfisch, suchen ihn aber nach einigen Tagen, wo sie erwarten können, daß er durch den Blutverlust umgekommen ist, wieder auf, was ihnen auch bei ihrer genauen Kenntniß der Gewässer und des Laufes, den diese Wale zu nehmen pflegen, möglich wird. Der dritte Theil der Bente gehört dem Finder. Sie mag ungefähr in 18 Tonnen Thran bestehen.

Da diese Finnwale häufig die Häringe verfolgen, so kommt es vor, daß sie, getrieben von Freßgier und Hast, auf den Strand laufen, und alsdann die Bente der Strandbewohner werden. Auf diese Weise hat man auch das in der Abbildung vorliegende Skelet erhalten. Im Norden von Berwick lief im J. 1831 ein Finnwal auf den Strand, und wurde sogleich von den gegenwärtigen Eigenthümern des Skeletes, den Gebrüdern Knox, angekauft. Mehr als drei Jahre brachten diese Männer mit ruhmvollem Fleiße zu, um ein vollständiges Skelet anzufertigen, und einige der Weichtheile aufzubewahren. Die Dimensionen dieses Skelets sind folgende: Länge des ganzen Skelets 78 Fuß; Länge des Kopfes 21 Fuß; Länge der Wirbelsäule ohne den Kopf 57 Fuß; Zahl der Wirbel 65 Fuß; Zahl der Rippen 15 Paar; die Länge der längsten Rippe (der sechsten) 11 Fuß; Gewicht des ganzen Skeletes 560 Centner. Ein anderes noch längeres Skelet dieser Thierart wurde im Jahre 1833 in London gezeigt; es hat 95 Fuß in der Länge und ist wahrscheinlich gegenwärtig in Amerika.

Merkwürdig ist in Beziehung auf die Anwendung der Wallfischknochen eine Notiz aus dem Alterthum, die von Arrian erzählt und von Strabo bestätigt wird. Nearchus, ein Feldherr Alexander des Großen, unternahm wie bekannt im Jahre 327 vor Christus eine Seereise von der Mündung des Indus nach dem persischen Meerbusen; auf dieser gefahrvollen Reise berichtet er von dem Volke der Ichthyophagen, es lebe in kleinen Baracken, und nur die Vornehmeren unter ihnen haben Häuser, welche von Wallfischknochen erbaut seien. Oefters würden in dieser Gegend Wallfische auf den Strand getrieben, und, nachdem das Fleisch weggeschafft worden sei, machen sie von den flachen Knochen Bretter und Thüren, von den runden aber, wie den Rippen und den Kinnbacken, Balken und Sparren; manche dieser Seeungeheuer, setzt er hinzu, seien 150 Fuß lang.

Außer den beschriebenen Bartenwalen haben wir noch den kleineren Finnwal (Balaenoptera minor), der im Ganzen dem vorigen ähnlich, aber bedeutend kleiner ist und einen diesem sehr ähnlichen, in den südlichen Gewässern vorkommenden Finnfisch anzuführen, der sich nur dadurch von den andern unterscheidet, daß er eine sehr große Rückenfinne hat, die auf der Mitte des Rückens liegt. Außerdem hat man mehrere Ueberreste von fossilen Finnfischen aufgefunden.

Duttenhofer.

Merkwürdigkeiten des Thier- und Pflanzenreichs.

II.

Wenn es keine anderen Beweise in der Welt für das Dasein eines Schöpfers gäbe, und wenn selbst die zahllose Menge der Geschöpfe hiefür nicht ausreichte, so wäre doch die Art, wie sie geschaffen sind und die mannigfaltigen Triebe, welche ihnen eingepflanzt wurden, groß genug, die unendliche Allmacht und Weisheit eines göttlichen Wesens aufs Vollkommenste zu beurkunden, und es ist nur zu verwundern, wie es Menschen geben kann, welche — selbst ohne die Einwirkungen der Religion — durch die bloße Betrachtung der Natur und ihrer bewundernswürdigen Einrichtung noch nicht zu dieser Ueberzeugung gekommen sind. Ueberall, wohin man auch blickt, ist Leben, nicht nur die Oberfläche der Erde, selbst ihr Inneres, die Luft und das Wasser wimmeln von Geschöpfen, deren Eigenschaften für uns ein Gegenstand der höchsten Aufmerksamkeit sein sollen. Es ist unmöglich, alle die Mittel und Einrichtungen zu überblicken, durch welche das geheimnißvolle Leben der Natur zusammenhängt und fortdauert. Wir, brauchen uns, um eine Vorstellung dieser Wahrheiten zu erhalten, nicht an die großen und auffallenden Gebilde des Thier- oder Pflanzenreiches zu wenden, die Natur scheint im Gegentheil den Grundsatz festgehalten zu haben, ihre größten Wunder in einen kleinen unscheinbaren Körper zu hüllen, sei es nun in den kunstreichen Bau dieses Körpers selbst oder in seine merkwürdigen Lebensthätigkeiten, welche wir hauptsächlich im Thierreiche und hier wieder besonders bei den Insekten antreffen.

Die Fortpflanzungsgeschichte dieser Thiere bietet unstreitig die merkwürdigsten Erscheinungen dar, und wir finden solche sowohl in der Zahl und Beschaffenheit der Eier, als auch in der Art und Weise, wie und wo solche von den Insekten abgesetzt werden.

Was den Bau der Insekteneier betrift, so finden wir solche nicht nach einer allgemeinen Form gebildet, wie solches bei den Eiern der Vögel und Reptilien

der Fall ist, sondern sie sind oval, kugelig, tonnenförmig, cylindrisch, scheiben- und bootsförmig, drei- und viereckig. Ihre Oberfläche ist selten glatt, sondern meist mit reifartigen oder andern Erhabenheiten geziert, welche bei der Kleinheit dieser Eier mit bewundernswürdiger Feinheit und Regelmäßigkeit angebracht sind. Auch die Größe ist sehr verschieden und es ist kein Gesetz bekannt, nach welchem sich diese sowohl als die Form und jene äußeren Zierathen richteten. Die Farbe der Insekteneier liegt nicht immer in der Schale selbst, sondern ist häufig die Farbe der durch die dünne Eierhaut schimmernden Larve. Hinsichtlich der Form der Insekteneier und ihrer Farbe hat man gesagt, daß jene mit der verschiedenen Form der Insekten, diese mit ihrem Aufenthalte zusammentreffe. Es ist allerdings wahr, daß die Verschiedenheit der Insektenbildungen eben so verschieden ist, als die der Eier, wozu man nur einen Schmetterling mit einem Käfer, eine Libelle mit einer Wanze oder eine Wespe mit einer Spinne vergleichen darf, allein man trifft unter ganz gleichen Formen doch verschiedene Eier. Auch die Farbe der Letztern gleicht nicht immer dem Orte, wohin sie gelegt werden, sondern dient eher zum Beweise des Gegentheils, so daß die Umstände nicht als Regel betrachtet werden können.

Ei des Weißdornspinners (Bombyx crataegi).

Auch in der Zahl der Insekteneier erkennen wir die Weisheit des Schöpfers, welche überall für die Erhaltung der Gattungen gesorgt hat. Wäre nämlich die Zahl derselben nur so groß, wie bei den Vögeln und Säugthieren, so würden bei der starken Verminderung, welche ihnen alle Jahre durch die Vögel und Raubinsekten zugefügt wird, manche Gattungen längst verschwunden sein. Darum ist ein einziges Weibchen im Stande, mehrere Hunderte, ja Tausende von Eiern hervorzubringen. Am wenigsten Eier legen wohl die Käfer und einige Fliegen, z. B. die Mittagsfliege (Musca meridiana) nur zwei Eier. Bei den Florfliegen und Libellen sind es 1—2 Dutzend und bei den Schmetterlingen wechselt die Zahl von einigen Dutzenden bis zu tausend; am meisten Eier legen die Nachtschmetterlinge. Bei vielen Spinnen und Wespen sind es ebenfalls Hunderte und Tausende; allein diese Zahl verschwindet, wenn wir uns zu anderen Insekten wenden. Es gibt ameisenartige Thiere, die gegen 80,000 Eier legen, wie die Termitenkönigin in Amerika, welche diese Eierzahl in einem Tage hervorbringen kann und in einem Jahre über 31,000,000 Eier legt. Räumnur, ein eifriger französischer Insektenforscher hat berechnet, daß ein einziges Blattlausweibchen in einem Sommer die Mutter von 5,904,900 000 Jungen sein kann. Von einer so ungeheuren Fruchtbarkeit gibt es bei den höheren Thieren nur Beispiele unter den Fischen. Man hat Eier gezählt

bei einem Häring	36,000,
bei einem Stör	340,000,
bei einem Barsch	992,000,
bei einem Stockfisch . . .	9,444,000,
bei einer Trüsche	1,000,000,
bei einer Makrele	545,000.

Merkwürdiger als alle diese Dinge ist aber die Sorgfalt, welche die weiblichen Insekten für ihre künftige Brut an den Tag legen und die Sicherheit, mit der sie in dieser Beziehung verfahren. Wir wollen in Absicht dieses Punktes mehrere Insekten besonders betrachten.

Eine hochst interessante Art, ihre Eier zu legen, finden wir bei der überall bekannten gemeinen Stechschnake (Culex pipiens). Sie thut dieses sehr frühe des Morgens an Teichen und Pfützen. Die Eier, 200—350, werden von dem weiblichen Insekt in Form eines kleinen Bootes, welches auf dem Wasser schwimmt, zusammengelegt, ohne daß die Höhlung desselben (siehe die nebenstehende vergrößerte Abbildung eines solchen) sich mit Wasser füllte oder unterssänke. Jedes einzelne Ei hat eine ziemlich pyramidenförmige Gestalt, am dicken Ende mit einer Hervorragung, gleich der Mündung einer Flasche; diese Mündung wird zu unterst gestellt und aus ihr geben die Maden hervor. Alle Eier werden in senkrechter Lage neben einander gelegt und das Thierchen verfährt dabei auf folgende Weise: Nachdem es sich auf einem Steine oder Blatte im Wasser gesetzt hat, streckt es die Hinterbeine aus und kreuzt solche. Der innere Raum dieser Kreuzung gegen den Leib gibt ihm den Maßstab für die Form seines Eierbootes. In den Winkel derselben legt es nämlich das erste Ei und an beiden Seiten desselben ein zweites und drittes. Jedes Ei ist mit einer klebrigen Feuchtigkeit überzogen, welche zu seiner Befestigung dient. So reiht die Fliege ein Ei neben das andere, bis auch der hintere sich zuspitzende Theil ihres Bootes fertig ist, den sie nun zurückstößt und die Beine gerade ausstreckt, um durch diese Richtung den geraden mittleren Theil des Schiffchens zu reguliren. Dieses läßt sich vom Frühjahr den ganzen Sommer hindurch beobachten.

Eierboot der Stechschnake.

Die Dungfliege (Scatophaga stercoraria) lebt auf Menschenkoth, Schweins- und Kuhmist. In diesen legt sie auch ihre Eier; diese sind orangegelb und haben an ihrem obern Theile zwei fleckige und auswärts gerichtete Verlängerungen, welche verhindern, daß das Ei mit seiner Oeffnung in den Koth einsinkt. Aehnliche Anhängsel gibt es an den Eiern anderer Insekten und höherer Thiere. Das Ei des gemeinen Wasserscorpions (Nepa cinerea) hat sieben borstige Strahlen, welche im Eierstocke so angebracht sind, daß die Fäden eines Eies das vor ihnen liegende Ei umfassen. Diese Eier werden in die Stengel der Wasserpflanzen

Eier der Dungfliege.

gelegt und ihre Anhängsel sind dazu bestimmt, zu verhüten, daß die Oeffnung, in welcher das Ei ruht, sich wieder schließen kann. Sehr merkwürdig gebaut sind auch die Eier der Rochen und Haifische. Sie sind nicht rund, sondern viereckig, bei den Haien mehr länglich; die Rocheneier haben an jeder Ecke lange Fäden, welche schneckenförmig gedreht sind. Diese Fäden sind hohl und bilden bei den Haien mehr Haken, welche wohl dazu dienen, das Ei irgendwo durch Anheftung vor zu weiter Entfernung von der Oberfläche des Meeres zu bewahren, obgleich man weiß, daß sich die Eier dieser Fische oft schon entwickeln, ehe sie gelegt werden.

Wer zum erstenmale die Eier der Florfliege (Chrysopa reticulata) sieht, der wird sie nicht als Eier betrachten, sondern sie für eine schimmelartige Pflanze halten. Nebenstehender Holzschnitt zeigt, daß dieselben an einem Pflanzenstengel (Flederzweige) angebracht, denselben aber nicht selbst berühren, sondern auf langen Stielen angeheftet sind. Diese Stiele sind nicht dicker als ein Haar, aber steifer und spröder, dabei sind sie sehr glatt und dienen offenbar dazu, die Eier, welche als grünlichweiße Knöpfchen an ihrem Ende stehen, vor räuberischen Insekten zu bewahren, namentlich vor den Larven der Coccinellen. Die Stiele, welche in einer oder zwei Reihen gestellt sind, werden aus einer zähen Feuchtigkeit gebildet, deren die Fliege einen kleinen Tropfen auf die Stelle fallen läßt und denselben ausdehnt, wobei ihr Körper als Maßstab der Länge dient. Dann wird das Ei auf die Spitze des Stiels gelegt.

Eier der Florfliege.

Jedermann hat wohl schon die Beobachtung gemacht, daß es verschiedene Arten von Schmeißfliegen gibt, welche auf Aas nicht Eier, sondern Maden legen. So die gefleckte Schmeißfliege (Sarcophaga carnaria), welche sich von der blauen Schmeißfliege durch einen grauschwarzen Hinterleib mit hellen Flecken unterscheidet. Diese Fliegen sind dazu geschaffen, das Aas bei warmem Wetter schnell wegzuschaffen und ihre Eier entwickeln sich daher nicht nur sehr schnell, sondern es ist zu schnellerer Erreichung dieser Zwecke noch besser gesorgt, indem einige Gattungen, wie die eben genannte, ihre Eier in einer besondern Bauchtasche ausbrüten und sie daher gleich als Maden zum Vorschein kommen. Bei einer einzigen Fliege dieser Gattung zählt man gegen 20,000 Eier, welche in einem spiralförmigen Bande aufgerollt sind, sich aber nicht auf einmal, sondern nur allmälig entwickeln.

Larvenknäuel der Schmeißfliege.

Mit dem feinsten Ahnungsvermögen scheint das weibliche Insekt versehen, welches mit unendlicher Kunst nicht nur den für seine Nachkommenschaft passenden Platz zu finden und seine Eier abzusetzen versteht, sondern in vielen, ja fast allen Fällen auch noch dafür sorgt, daß die Larven, sobald sie aus den Eiern hervorgegangen, sogleich die ihnen angemessene Nahrung finden. Alle bienenartigen Insekten, welche Honig bereiten, häufen am Legplatze einen Vorrath desselben an, der zur Ernährung der künftigen Made dient. Es gibt unter diesen eine kleine, einsam lebende Biene, welche nicht größer als eine Stubenfliege ist. Dieses Thierchen bohrt Löcher von 1 Zoll Tiefe in die Stämme verschiedener Bäume, so daß es aussieht, als rührten diese von irgend einem holzbohrenden Käfer her. Jedes Loch ist durch einen Deckel geschlossen, dessen Substanz wie vertrockneter Schneckenschleim aussieht. Die innere Höhlung ist mit Honig gefüllt und zwar auf folgende Art: zuerst wird ein Gelege Honig eingebracht, und dann an dessen obern Rand ein Ei gelegt, ist dieses geschehen, so schließt die Biene durch einen Deckel die Kammer so zu, daß zwischen der Wand, die durch den Deckel gebildet wird, und dem Honig gerade so viel Raum bleibt, als die Larve zur Bewegung nöthig hat. Mit solchen Kammern wird die ganze Röhre ausgefüllt und außerhalb ebenfalls geschlossen.

Andere Insekten, besonders viele Wespenarten tödten Insekten, tragen solche in ihre Wohnung und legen ein Ei dazu, so daß die Larve gleich eine reichliche Nahrung findet. Die merkwürdige Fortpflanzungsweise der Schmarotherinsekten wollen wir ein andermal besonders betrachten.

Berge.

Räthsel.

Erste Abtheilung: Sinnbilder.

Das Chamäleon.

Ein Chamäleon ist es, vielgestaltig,
Wie's oft sich ändert in Einer Stunde!
Ein Triebwerk ist es, mit starken Rädern,
Die trichten oft selbst die Maschine zu Grunde;

Ein Schrank auch, welcher die edelsten Gaben,
Doch manchmal Gift in den Fächern verschließt,
Ein Born, aus welchem der süßeste Honig
Und wieder die bitterste Galle fließt;

Ein Schatz ist's, dessen weises Verschenken
Dich schützt vor unverständ'gem Vertieren,
Ein Labyrinth noch, des heimliche Gänge
Zum Himmel dich oder zur Hölle führen.

J. G. Moser.

Auflösung: 4. 1. 18. 8. 8. 17. 25.

Der Kampf mit den Eisbären.

Eine Erzählung.

Nicht weit von dem Strande des Meeres in der Nähe der Stadt Bergen in Norwegen steht eine Fischerhütte, die sich vor allen andern durch ihren steinernen Unterstock und durch Größe und Räumlichkeit auszeichnet. Diese Hütte gehört immer dem Oberhaupte der Fischerzunft an, das die Fischer stets aus ihrer Mitte erwählten, sobald der Häuptling gestorben ist. Die Berathungen, wer Oberhaupt sein soll, sind kurz, und des Wortstreites wird unter diesen Leuten bei solchen Gelegenheiten nicht viel wahrgenommen, aber immer wird ein Fischer gewählt, der sich durch eine bedeutende That ausgezeichnet hat. Diese That darf aber keineswegs in waghalsigen Tauchernkunststücken, oder in Gewandtheit in dem Fischhandel, oder in der Kunst wilde Thiere zu fangen bestehen, sondern sie muß eine That des Muthes sein, welche entweder die Wohlfahrt oder das Leben eines der Genossenschaft betraf, und in diesem Falle nehmen die Fischer weder auf Alter noch Vermögen des Einzelnen Rücksicht, sondern unparteiisch wird der Würdige erkoren. Kommt es je zu Meinungsverschiedenheiten in dieser Wahl, so fahren die streitenden Parteien in ihren Kähnen hinaus in den Hafen, und jede Partei wirft zu gleicher Zeit die Angel aus, wer aber zuerst einen Fisch heraufzieht hat Recht. Ist auf diese Weise der Häuptling gewählt, so versammelt sich die ganze Fischerzunft, die Mädchen gehen dem Neugewählten in ihren Sonntagskleidern entgegen und überreichen ihm Sommers einen Kranz von frischem Laub und Blumen, Winters einen Moskranz, in den sie Korallenstücke und Strohblumen künstlich eingeflochten haben; die jungen Burschen singen irgend ein Lied, das eine Heldensage der Vorzeit zum Gegenstande hat, und spielen wohl auch auf ihren Pfeifen und Schallmeien einen Tanz auf. Mittlerweile haben die älteren Fischerfrauen in der so eben beschriebenen größeren Fischerhütte ein leckeres Mahl zubereitet, und die ganze Fischerzunft thut sich dann so lange der Abend währt gütlich.

Es war vor ungefähr fünfzig Jahren, als ein solches Fest mit ungewöhnlicher Feierlichkeit begangen wurde, indem nicht nur die Wahl vollkommen einstimmig ohne allen Widerspruch vor sich gegangen war, sondern der Gewählte, Thomas Sturleson, sich die Liebe und Achtung der ganzen Einwohnerschaft in dem Grade verdient hatte, daß weit und breit alle Fischer der Umgegend sich versammelten, um dem Feste beizuwohnen. Die geräumige Hütte reichte bei Weitem nicht hin, um alle Gäste aufzunehmen; daher hatte man vor der Hütte selbst Netze ausgespannt, welche anstatt der Zelte dienten, und da es Sommerszeit war, so lagerten sich die Fischer im Freien umher. In reinlichen zierlich geflochtenen Körben waren mit grünem Laub und Blumen geziert die verschiedenartigsten Fische, Krebse und Muscheln auf den Tischen umhergestellt, während Fleischspeisen und andere Gerichte in zinnernen Schüsseln dampften; ja, es fehlte nicht an Leckereien des Südens, denn Zitronen und Orangen prangten hier und da in kleinen Körbchen. In der Mitte der Haupttafel aber stand auf einem erhabenern Platze ein Gericht frischer Häringe, nicht als ob dieß eine Seltenheit sein sollte, sondern zum Zeichen, daß man auch selbst beim Feste des nothwendigsten und einfachsten Nahrungsmittels, von welchem der Fischer in Zeiten der Noth oft Monate lang leben muß, nicht vergessen dürfe. Die zinnernen Trinkkannen waren dießmal nicht wie sonst mit braunem Bier, sondern mit französischem Rothweine gefüllt, denn Sturleson hatte manchen Walfischfänger auf seinen Reisen nach dem Norden begleitet, und sich dabei nicht nur Ruhm, Ehre und Erfahrung, sondern auch ein Stück Geld gewonnen, das ihn in den Stand setzte, an seinem Ehrentage die Gäste köstlicher zu bewirthen als sonst.

Die That aber, wegen welcher Sturleson hauptsächlich gefeiert und jetzt zum Oberhaupt erwählt wurde, war vor zwei Jahren geschehen. Die Fischer der Stadt Bergen standen mit manchen der dortigen Fabrikherren und Kaufleuten, so wie mit der Regierung nicht immer im besten Vernehmen. Genau bekannt mit dem Ufer, seinen Klippen und Untiefen, waren sie einerseits diesen Herren als Lootsen außerordentlich nützlich, denn so oft es galt, bei unsicherem Wetter ein fremdes Handelsschiff in den Hafen zu bringen, wurde ihre Hülfe in Anspruch genommen; auf der andern Seite hatten die Fabrikherren die armen Fischer immer im Verdacht, als unterstützten sie den Schmuggelhandel, ja als stünden sie mit fremden Schmuggel- und Raubschiffen, die sich nicht selten an der Küste zeigten, in Verbindung. Als Sturleson, damals ein Mann von dreißig Jahren, von großen Seefahrten zurückgekehrt war, geschah es, daß längs der norwegischen Küste mehr als sonst verdächtige Schiffe sichtbar wurden, und deßhalb fiel auf ihn der Verdacht, als leite er ein ausgedehntes Schmuggelwesen. Dieser Verdacht gewann dadurch ungemein an Wahrscheinlichkeit, weil man ihn als einen unerschrockenen, ja waghalsigen Mann kannte, dem es Keiner in Führung des Bootes durch Klippen und Brandung zuvorthat; zugleich wußte man, daß er unter verschiedenen Seekapitänen als Obersteuermann und erster Harpunir auf dem Walfischfang Dienste gethan, und schloß hieraus auf eine nähere Bekanntschaft mit mancherlei Nationen und Seeleuten, in deren Interesse ein unerlaubter Handel mit der gefahrvollen Küste sein konnte, welche Sturlesons Heimath war. Dieser Verdacht stieg aufs Höchste, als das Gerücht ging, ein gewisser berüchtigter Seeräuber O'Dunky, von Geburt ein Irländer, mache die Gewässer unsicher, so daß es mißlich sei, Handelsschiffe nach Hamburg und andern benachbarten Seestädten ohne Bedeckung zu schicken; von Sturleson aber wußte man, daß er früher theils mit schottischen, theils mit irischen Seefahrern nordische Expeditionen gemacht habe.

Der Verdacht, den man gegen ihn hegte, entging dem vielerfahrenen Fischer nicht. Wo er sich sehen ließ,

blickten ihn die Leute mit großen Augen an, ließen Reden fallen von Schmuggler-geschichten u. s. w. Die Zollschutzwächter begegneten ihm, wenn er vom Ufer stieß oder landete, wie von ungefähr, kurz er konnte leicht merken, daß man ihn ungewöhnlich scharf beobachtete. Nichts war ihm verdrießlicher als eine solche Munkelei; daher ging er zu dem damaligen Oberhaupte der Fischer und sprach mit ihm über die Sache. „Nun, Gevatter Erick," begann er, „sollen wir es dulden, daß uns wieder die Solkknechte von Zöllnern anlugen als wären wir Verbrecher oder Geächtete? Wir Fischer wollen einmal zusammenhalten und ihnen zeigen, was wir über sie vermögen; ich habe so meine Gedanken darüber, und wenn Ihr zustimmt, so wett' ich mein bestes Harpunirboot gegen Euer geringstes Netz, es soll uns gelingen, ihnen Respekt einzuflößen."

„Wohlan," erwiederte Erick, „laßt hören, wenn Ihr etwas Ausführbares vorbringt, so zählt auf mich."

„Von dem Gerücht, daß der Seeräuber und Schmuggler O'Dunky in unsern Gewässern kreuzt, habt Ihr gehört?" fragte Sturleson.

„Ja," sagte der Häuptling, „und dießmal denk' ich sollte auch der Geringste unter uns sich nicht verführen lassen, mit diesem Schuft in ein Vernehmen zu treten."

„Freilich," antwortete der Seefahrer, „und mein Plan ist hierüber der: Wenn wir uns unthätig verhalten, so werden die Zollwächter über den alten Seehund nicht Meister, und mancher der Unsrigen, die zu den ränkigen Schafen der Heerde gehören, wie der Herr Pfarrer zu sagen pflegt, wird, angelockt durch den Gewinn, im Stillen doch thätig sein, dadurch aber wird der Verdacht, in welchem wir nun stehen, nicht getilgt, sondern fällt mehr als je auf uns. Deßhalb müssen wir mit dem Seeräuber heimlich unterhandeln und ihn an die Küste locken, und es müßte schlimm gehen, sollte ihn meine Kriegslist nicht auf die Klippen laufen machen."

„Ganz recht, aber wie wollen wir dieß ausführen?" fragte Erick.

„Den O'Dunky," erklärte Sturleson, „kenne ich gut. Ich war vor drei Jahren mit ihm an Bord eines Wallfischfängers, der dem schottischen Kapitän Mak Stagjon angehörte; er war Steuermann und ich Harpunir; da zeigte sich der Ire als ein wüster roher Kerl, der die untergebenen Matrosen verführte und mißhandelte auf jede erdenkliche Weise. Der Kapitän hatte ihm, um nur ein Beispiel anzuführen, das Austheilen des Branntweines übergeben, und da wußte er bald diesem bald jenem von der Mannschaft einen Fehler im Dienst nachzuweisen, der ihn seiner Portion verlustig machte; hatte aber der Mann Geld, so konnte er sich dieselbe von ihm erkaufen. Mit schlauer Berechnung wußte er zugleich diejenigen der Mannschaft, die entweder teig genug waren seine Ränke zu fürchten, oder die sich mit ihm eines Sinnes zeigten, durch Bevortheilung jeder Art, Erlassung oder Ermäßigung der Strafen, ja durch kleine Geschenke an sich zu ziehen. Unser Kapitän, sonst ein umsichtiger Mann, war für die Fehler O'Dunky's völlig blind, denn dieser zeigte sich ihm gegenüber nicht nur im Dienste unermüdlich, sondern hatte sich dadurch ein Recht auf sein edles aber schwaches Gemüth erworben, daß er ihm bei einer großen Gefahr früher das Leben gerettet hatte. Anfangs beging ich die Unvorsichtigkeit, dem schlechten Betragen des Steuermanns entgegenzutreten, und sogar mit unserem Kapitän darüber zu sprechen; bald aber sah ich ein, daß dieser in seiner Befangenheit mir weniger Gehör schenkte als dem Iren, und beschloß daher, um nicht durch völligen Bruch mit einem ebenso verschmitzten als rachsüchtigen Manne meine Sicherheit zu gefährden, dem ganzen Unwesen zuzusehen, und sobald als möglich von dem braven aber zu nachgiebigen Kapitän auf immer Abschied zu nehmen.

Dem armen Mak Stagjon ging es aber, wie ich bei meiner letzten Fahrt erfuhr, schlecht, er mußte das Vertrauen, so er seinem Steuermann geschenkt hatte, schwer büßen. Dieser stiftete nämlich, wie verlautet, unter der verführten Mannschaft Meuterei an, und hat wahrscheinlich an seinem Kapitän und Wohlthäter einen Mord verübt, denn seit O'Dunky als Kaper und Schmuggler auftritt, ist jener spurlos verschwunden.

Nun will ich auf Pfaden, die nur uns Seeleuten bekannt sind, hinaus an den Strand, und fleißig umherspähen, ob ich das fremde Schiff nicht sehen kann, dessen Bau ich so genau kenne, daß ich es unter Tausenden herausfinden wollte. Hab' ich den Seeräuber dann entdeckt, so muß einer von unsern gewandtesten Burschen zu ihm an Bord und Unterhandlungen vorbereiten. Durch diese Unterhandlungen locken wir ihn dann bei Nacht in die klippenreiche Bucht bei der Starsalhöhle, und versprechen durch ein dort angezündetes Feuer ihm ein Zeichen zu geben; ist er dann auf den Strand gelaufen, so rudern wir mit unsern Kähnen hinzu, nehmen ihn sammt der Mannschaft gefangen, geben der Regierung Nachricht davon, und so haben wir den unwürdigen Verdacht, der auf uns allen, namentlich aber, wie ich wohl weiß, auf meinem Haupte ruht, getilgt; der Beute nicht zu gedenken, die alsdann unser wird, und wo sich unsere guten Freunde, die Zöllner, den Mund werden wischen müssen."

„Bravo! das ist ein schöner Plan!" rief Erick aus, „und ich habe mich, während Ihr sprachet, bereits darauf besonnen, wer als Unterhändler zu dem Seeräuber gehen soll, der junge Herjulf, denk' ich; er ist ein aufgeweckter verständiger Bursche, von mehr kaltem Blut als man seinen jungen Jahren zutrauen sollte."

„Ganz recht, Gevatter," antwortete der Seefahrer, „ich will gleich zu ihm gehen, damit er morgen früh fertig ist, um mit uns auf Recognoscirung auszugehen, Ihr seid doch auch dabei?"

„Freilich," sagte Erick, „also morgen früh um vier Uhr," und damit schüttelten die beiden Fischer sich die Hände und trennten sich.

Sturleson beeilte sich, den auserwählten Jungen zu besuchen; er traf ihn vor seiner Hütte eben mit Netzflicken beschäftigt, und winkte ihm von fern, zum

Zeichen, daß er ihn sprechen wolle; der Bube machte darauf ein Zeichen der Freude, indem er in die Höhe sprang, schlug aber dabei mit beiden Händen ein Schnippchen und verschwand in der Hütte. Sturleson wußte schon, der Knabe wolle ihn necken, daher pfiff er durch die Finger zum Zeichen eines ernsthaften Signales. Ralf Herjulf wußte wohl, was dieß Zeichen zu bedeuten hatte, aber einmal in seiner tollen Laune, steckte er den Kopf zum Dachfenster hinaus und erwiederte den Pfiff. „Ich sehe schon, dachte der Seemann bei sich selbst, hier muß ich kapituliren, und trat auf die Thür der Hütte zu, die er aber von Innen verschlossen fand.

„Komm herunter, guter Ralf, und laß mich nicht warten!“ rief ihm Sturleson zu, „du sollst ein Paar neue Angelschnüre haben.“

„Wollt Ihr mir aber auch dann die Geschichte vom Riesen Hugur erzählen, die Ihr mir so oft versprochen habt?“ erwiederte der Knabe.

„Ja, und noch tausend andere, aber komm herab und mache auf,“ sagte Sturleson.

„Gleich, Herr, gleich!“ neckte der Junge, aber die Geschichte erst, Ihr habt sie oft versprochen.“

„Ich befehle dir zu kommen,“ rief Sturleson ärgerlich!

„Ulha!“ rief jener, „was den Befehl betrifft, so wißt Ihr, dem Ralf Herjulf hat nur seine Mutter zu befehlen, aber ich komme gleich,“ setzte er mit einem schelmischen Seitenblick zu.

Mit diesen Worten verschwand Ralf im Dachfenster, kam aber, wie Sturleson zu seinem Mißvergnügen bemerkte, nicht die Treppe herab, und antwortete ihm auf sein Pochen: „Nur gemach, Freund Steuermann, draußen ist guter Ankergrund.“

Mit diesen Worten zog der kleine Schelm, im Haus verborgen, ein Paar Netzleinen an, so daß Sturleson auf einmal im Netze gefangen dastand; Ralf aber sprang zum Seitenfenster hinaus, und betrachtete seinen Gefangenen mit spöttischer Aufmerksamkeit.

„Warte nur, du Teufelsrange, wenn ich dich erwische!“ drohte der Steuermann, den des Knaben Schalkhaftigkeit eben so sehr ergötzte als ärgerte.

„Haben! haben, festhalten gilt!“ rief Ralf, indem er einige Räder schlug.

Sturleson, der wohl wußte, daß mit seinem kleinen Freunde durch Drohungen nicht viel auszurichten war, sagte darauf: „Laß den Spaß gehen, Ralf, und mache mich frei, ich möchte nicht gern dein gutes Netz zerreißen.“

Dieß wirkte; denn der Knabe fühlte wohl, daß es weder recht sei, seinen Freund Steuermann, mit dem er so manchen Fischzug gemacht hatte, zu beleidigen, noch klug, das Netz, das er doch selber hätte flicken müssen, preis zu geben, daher kletterte er schnell zum Fenster hinein, machte das Netz los, entriegelte die Thür und trat mit einem „guten Morgen Sturleson, seid Ihr es? das wußte ich gar nicht!“ heraus.

„Still, du Schelmengesicht!“ sagte der Seemann, „aber sei vernünftig jetzt und komm mit, ich will dir etwas erzählen.“ Mit diesen Worten nahm er Ralfen bei der Hand und ging mit ihm dem Hafen zu, in welchem sich mittlerweile etwas Neues begeben hatte.

Der Hafen von Bergen ist nicht sehr groß und war zu jener Zeit verhältnißmäßig nur vorübergehend von Kauffahrteischiffen besucht, die entweder fremde Produkte, als Wein, Baumwolle, Zucker, Kaffee ꝛc. brachten, oder Pelzwerk, Eisen ꝛc. einkaufen wollten; nicht wenige derselben verweilten nur kurze Zeit, um schadhafte Stellen auszubessern oder um Lebensmittel einzunehmen. Die Ankunft eines Kriegsschiffes war eine Seltenheit und erregte deßhalb immer die Neugier der Bewohner.

Als die beiden an den Hafen kamen, wurden sie gerade die Zeugen des Einlaufens einer schwedischen Kriegsbrigg, welche augenscheinlich zu dem Ende gekommen war, um den gefährlichen Seeräuber anzugreifen, der diese Gewässer beunruhigte. Langsam und wegen des ziemlich frischen Landwindes in lavirenden Schlangenbewegungen näherte sich das schöne Schiff dem Hafen; weiß schimmernd zeigten sich die schwellenden Segel in der blauen Luft, während der dunkle Kiel sich über den Wellen erhob, welche vor dem Gebäude ihre kühnen Häupter entweder senkend oder an ihm zerschellend auf dem ganzen Weg, den das Schiff zurücklegte, einen glänzend weißen Schimmer zeigten. Englisch legte die Brigg nicht fern vom Eingange des Hafens bei, ließ die Anker fallen und salutirte die Stadt mit drei Kanonenschüssen. Nicht lange nachher zog der befehlshabende Offizier mit den Seesoldaten in blanker Uniform mit militärischer Haltung dem Hafendamm entlang, um sich in das Quartier zu begeben, während die Matrosen, wenige Leute ausgenommen, welche des Proviants halber an's Land zu gehen hatten, an Bord zurückblieben.

„Das ist ein recht schmuckes Chor,“ bemerkte Ralf.

„Schmuck wohl,“ entgegnete Sturleson, „aber mich soll's Wunder nehmen, wenn es diese schmucken Bursche mit O'Dunky aufnehmen, wenn sie auch Courage haben, wie sie zu sprechen pflegen; hinter einer Theerjacke ist immer mehr Verstand als hinter einer Uniform. Ich sage dieß nicht aus Gehässigkeit, Ralf, aber man muß jeden Menschen in seinem Werth lassen, nicht minder aber und nicht mehr; siehst du wohl, so ein Soldat weiß nichts als sein Kommando, und hat er Muth dem Feind in's Auge zu sehen, so ist er ein braver Soldat; aber ein Matrose muß noch mehr wissen als Kommando und dem Feind trotzen; er muß denken. Kommt da eine verdächtige Wolke, oder ein Vogel, der etwas bedeutet, sieht das Wasser so oder anders aus, auf Alles muß der Seemann Achtung geben und nachdenken, was dieß oder jenes zu bedeuten habe; dieß sieht nicht im Kommando. Während der Matros auch außer seinem Dienst umherschaut und sich besinnt, liegt der Soldat auf seiner Pritsche und denkt nichts; deßhalb möchte ich meine Theerjacke nicht mit dem schmucksten Kommisrock vertauschen.“

„Und ich hoffe es bald zu sehen, Meister Sturleſon,“ ſagte der Zollmeiſter, dem, als er an den beiden vorbeigehen wollte, die letzten Worte des Steuermanns nicht entgangen waren, „daß Ihr Stiefel tragt, die Ihr gern mit den Kommisſamaſchen jener Soldaten vertauſchtet.“

Sturleſon entgegnete nichts als: „Geht mit Frieden, wir wollen ſchon ſehen, ich will keine Händel;“ ſein jüngerer Begeiter aber war nicht ſo kaltblütig, ſondern rief: „Was, Ihr Lump, Ihr wollt uns in den Stock bringen!“ und damit ſprang er blitzſchnell dem Zöllner auf dem Rücken und faßte ihn unſanft bei der Gurgel. Sturleſon befreite ſeinen Feind von dem unerwarteten Angriff des Knaben und verwies dieſem ſeine Unart, der Zollmeiſter aber erhob den Stock, um den Jungen durchzuprügeln. Dieſer war jedoch ſchneller als er, und ſprang etwa fünfzig Schritte weit fort, dann hielt er, ſprang wieder, ſobald ihn der Zollmeiſter faſt erreilt hatte, und trieb ſo trotz Sturleſons Rufen und Abmahnen ſein Spiel, bis jener einer ſolchen Jagd müde, drohend und ſchimpfend ſeinen Weg fortſetzte.

„Mit dieſen Zöllnern iſt nicht gut Händel haben, Ralf,“ ſagte Sturleſon zu dem Knaben, nachdem die Sache geendet hatte, „und ich ſage dir es jetzt in allem Ernſt, wenn du nicht mit mir Händel haben willſt, ſo laſſe mir dieſe Leute im Frieden gehen, es tangt jetzt nicht.“

Ralf ſchwieg und Sturleſon nahm ihn jetzt bei der Hand, ſchlug einen felſenreichen Gebirgsweg längs des Strandes ein und begann dem Jungen das, was er mit Erick beſprochen, auseinanderzuſetzen, worauf dieſer verſprach, morgen früh um vier Uhr bei der Hand zu ſein.

Den Abend brachte Sturleſon, nachdem er alles ſich nach ſeinem Plane eingerichen, in der Stadt zu, wo er eine Branntweinſchenke beſuchte, in welcher die neu angekommenen Soldaten ſich zahlreich einzufinden pflegten. Dieß that er, theils ſeines eigenen Vergnügens wegen, denn es ergötzte ihn, dieſe jungen Seehelden ſo recht von den Thaten großſprechen zu hören, die ſie erſt ausführen wollten, theils in der Abſicht, einiges über D'Dunky zu erfahren. Da er die Gabe hatte, das, was er wiſſen wollte, mit fein angelegten Querfragen aus den Leuten herauszubringen, ohne daß dieſe eigentlich ſich bewußt wurden, daß er ſie ausfrage, gelang es ihm leicht ſo viel zu erfahren, als er eigentlich wiſſen wollte; und dieß genügte vollkommen zu ſeinen Abſichten.

Die meiſte Aufklärung gab ihm ein alter Wachtmeiſter, der ſich in der Unterhaltung beſonders eifrig zeigte.

„Mein Seel!“ rief dieſer aus, „es iſt mir gleich, ob wir das Schiff des Schurken kennen, ſie haben es uns beſchrieben, aber, bei Gott! ich kann die verd — — Seetitel nicht alle behalten, es iſt halt ſo eine große Nußſchale, wie ſie zu Dutzenden herumſchwimmen, aber,“ und dabei griff er an das Gefäß ſeines Säbels, „es gibt Zähne, die ſolche Nüſſe zu knacken verſtehen!“

Aus dieſen und ähnlichen Aeußerungen wurde dem Seefahrer klar, wie wenig Kenntniß unter den Leuten des Kriegsſchiffes über das Weſen eines Seefahrers überhaupt und über die Geſtalt des in Rede ſtehenden feindlichen Schiffes verbreitet war, und außerdem erfuhr er, daß die Kriegsbrigg nur zur Beſichtigung des Hafens hergekommen ſei, und den andern Morgen wieder abſegeln werde; denn die Mannſchaft hatte ſtrenge Ordre erhalten, eine Stunde vor Sonnenuntergang an Bord zu ſein. Nach dieſen Erkundigungen ging Sturleſon heim und legte ſich ſchlafen, um zur beſtimmten Zeit fertig zu ſein.

Er war noch mitten im Schlaf, als ein gellender Pfiff vor ſeinen Fenſtern ihn weckte, und als er hinausſah, erblickte er ſeinen jungen Freund Ralf, der ſchon vor der ausgemachten Zeit gekommen war. Raſch legte Sturleſon ſeine Kleider an, ſteckte ſein Meſſer zu ſich, und ergriff einiges Fiſchergeräthe, das er immer bei ſich zu tragen pflegte; ſodann trat er hinaus, und nach den Morgenbegrüßungen wandten ſich beide zu der großen Hütte, um Erick abzuholen. Dieſen trafen ſie ſchon munter, und ſogleich machten ſich die drei Fiſcher auf den Weg nach dem Hafen, wo ſie, zwiſchen Felsblöcken verborgen, alles beobachten konnten, was vorging.

„Wenn er nur auch heute kommt, ſonſt haben wir das Vergnügen, vielleicht acht Tage lang in der Nacht auf ihn paſſen zu dürfen,“ begann Erick, nachdem ſie ſich gelagert hatten.

„Was das paſſen betrifft, ſo kennt Ihr meine Geduld,“ antwortete Sturleſon, „aber ich habe eine beſtimmte Ahnung, daß es etwas geben wird, und dieſe hat mich ſelten betrogen; ich fürchte nur, das Kriegsſchiff bemerkt ihn, und dann iſt es mit unſerem Plane aus.“

„Das hab' ich auch ſchon gedacht,“ ſagte Erick, „allein ſie ſind in ihrer Sicherheit gewaltig plump.“

„Ganz recht, und der Ire, ein verſchmitzter Kerl, aber ſchant, was iſt das?“

„Eine Möve,“ ſagte Ralf, „die über dem Waſſer ſchwebt.“

„Kann ſein,“ erwiederte Sturleſon, „denn es iſt noch dunkel, ich dachte an ein Segel.“

Mittlerweile ging die Sonne auf und vergoldete die höchſten Gipfel der dunkeln Baſaltfelſen, welche den Strand des Meeres bekränzten; ein röthlicher Schein ſtrich über das Meer hin, ſo daß die grünen Wellen, ſo oft ſie ſich in wechſelndem Spiele hoben und ſenkten, in ihren Schatten einen tiefen Purpur an ihren ſchaumigen Häuptern, aber gleich den Wolken, die in ſparſamen Maſſen durch die blaue Luft ſegelten, ein feines Roſenroth erblicken ließen. So lange die erſten Lichtreflexe die Häupter des Gebirges und die ferne See in dieſer Weiſe beleuchteten, war der Hafen und die Stadt in tiefdüſteres ſchweigendes Dunkel verſenkt, und die Schiffe ſchienen im Waſſer zu liegen gleich ſchwarzen, rieſigen Ungeheuern einer vergangenen Zeit, die nur die Stunde erwarteten, wo eine neue Sonne neues Leben in ihre zum Schein erſtorbenen Glieder gießen ſollte.

Allmählig rückte das Zwielicht in den Hafen herein und es begann zu tagen.

„Es ist doch ein Segel,“ sagte Erik, nachdem er mit seinem Fernrohre, das er zu dem Zwecke mitgenommen, hinausgeschaut hatte.

„Gut,“ sagte Sturleson, nachdem er es auch betrachtet hatte, und nun setzten alle drei ihre Beobachtungen über das fremde Segel fort, das immer näher und näher herbeikam. Ehe das Schiff, welches anzukommen im Begriffe war, gegen den Hafen hinsteuerte, änderte es zu wiederholten Malen seine Richtung, als wollte es zuvor den Hafen selbst in Augenschein nehmen, dieß aber war anfangs wegen der Dunkelheit nicht möglich. In dem Augenblicke jedoch, wo die Sonne die Hauptflagge des Kriegsschiffs beschien, begann es nach der einen Seite des Hafens etwas näher zu kommen, um besser beobachten zu können. Als Sturleson dieses Betragen sah, sagte er zu seinen Begleitern: „Er ist's, sonst würde er nicht so lange bei dem günstigen Winde lavieren, als wollte er einen Lootsen suchen, den er sicher bei dem klaren Wasser, in welchem er die Klippen vor sich sehen kann, nicht braucht. Deßhalb gehe schnell hinunter, Ralf, und nimm mein Boot, es liegt an der gewöhnlichen Stelle vor Anker; damit ruderst du hinaus und thust, als ob du Fische fangen wolltest, kommt der Pirat herein, so wird er einen Lootsen begehren, und du kannst dich, ehe ein anderer kommt, ihm anbieten; mache deine Sachen klug!“

Froh über den Auftrag, der ihm geworden, machte sich Ralf auf die Beine und verschwand, nachdem er seine beiden Reisegefährten freundlich gegrüßt hatte, hinter den Felsen. Diese sahen nun das Schiff näher kommen und Erick fragte den Steuermann, ob er es erkenne. „Nicht recht,“ erwiederte Sturleson, „ich zweifle fast, ob er es ist, allein wir wollen sehen, wenn er näher kommt.“

Dieß geschah bald, denn die Kriegsbrigg, welche die Annäherung des Seeräubers verdachtlos empfangen wollte, hatte die hanseatische Flagge aufgesteckt und die Kanonenlucken verschlossen, um wenigstens von Ferne nicht den Anschein eines Kriegsschiffes zu haben. Wirklich war auch dadurch das annähernde Raubschiff in sofern getäuscht, als es sich so nahe herbeiwagte, daß ein Zurückgehen nicht möglich gewesen wäre, wollte es nicht den größten Verdacht auf sich ziehen.

„Jetzt erkenne ich ihn genau,“ sagte Sturleson, das Schiff aufmerksam betrachtend, „aber schaut, wie er sich bepinselt hat. Ich sehe es deutlich, an den Seitenwänden des Schiffes hat er Kanonenlucken angebracht und wieder mit Brettern zugenagelt, von Außen aber recht sauber verstrichen, damit man nichts merken soll; es ist ein braves Schiff, das kann ich Euch versichern, und segelt besser vor dem Winde als man seiner Bauart nach denken sollte. So recht, guter Junge! seht Ihr wohl, wie Ralf an dem Gestade dahinhuscht wie eine Meerschwalbe, jetzt ist er in der Nähe und bald werden sie ihm ein Lootsensignal geben. — Gut, er ist bereits an Bord; aber die Kriegsbrigg liegt noch da so faul, als wäre sie eingeschlafen; doch nein, sie hißt die schwedische Flagge auf und läßt ihre Zähne sehen, unser Freund wird doch nicht entrinnen wollen? nein, frech und sicher segelt er heran. Was zeigt er für eine Flagge, darauf bin ich begierig — richtig, die englische, ich hab' es mir gedacht, seine Schamlosigkeit hat keine Gränzen. Aha! jetzt stoßt von der Brigg ein Boot ab, da ist der Lieutenant mit dem großen Federbusch und dort der Wachtmeister, mein Kamerad von gestern; jetzt wird dem Iren das Gewehr visitirt, und ich täusche mich sehr, wenn dieser ihnen nicht so viel blauen Dunst vormacht, daß sie nichts erfahren und noch obendrein auf falsche Fährte kommen.“

Sturleson hatte Recht; nach einer halben Stunde stieß das Boot des Kriegsschiffes wieder ab, und nun begann auf diesem ein reges Leben, die See wurden in Ordnung gebracht, die Anker gelichtet, die Stadt mit zwei Kanonenschüssen zum Abschied begrüßt, und in hastigem Schwung, einem stolzen Schwan vergleichbar, verließ die Brigg den Hafen, um in südwestlicher Richtung den muthmaßlichen Feind zu verfolgen.

„Die Narren!“ rief ihnen der Seefahrer nach, „das kommt von den Kadettenschulen, dort lernen sie wohl, wie ein Seeräuber aussehen müsse: ein langes schlankes, zum Schnellsegeln taugliches Schiff mit 32 und mehr Kanonen, der Räuber selbst ist ein martialischer Kerl, dessen Gestalt schon imponirt, die Matrosen freches Gesindel ohne Ordnung u. s. w., und jetzt, da sie ihn vor Augen haben, lassen sie sich abspeisen wie die Kinder. Aber das ist gut; jetzt können wir zeigen, wer wir sind.“

Nach diesen Worten machten sich die Fischer auf den Rückweg, und kaum hatten sie die große Hütte erreicht, als Ralf eilend auf sie zusprang, vor Freuden in die Hände klatschend und ein Rad über das andere schlagend.

„Nun, Ralf, wie ist es gegangen, erzähle, guter Junge!“ sagte Sturleson.

„Mit dem Riesen Hugur?“ erwiederte neckisch der Knabe, „da ist das Erzählen an Euch.“

„Nein, Ralf, es ist jetzt nicht Zeit zu Mährchen und Possen,“ sagte der Seemann verweisend.

„Gut denn,“ erwiederte Ralf; „als ich auf das Schiff kam, traf ich den von Euch bezeichneten Mann nicht. Ihr beschriebt mir O'Dunky als einen untersetzten starken Kerl mit einer fleischigen Stirn und dicker Nase, im Gesicht voll Blatternarben, dichten, schwarzen Haaren, kleinen, fetten, schwarzen Augen, aufgeworfenen Lippen ꝛc.; aber der Kapitän dieses Schiffs war ein langer hagerer Mann mit hoher Stirn, großer gebogener Adlernase, fleischlosen, glotzenden, hellgrauen Augen, hellbraunen Haaren, lippenlosem Munde, kurz ganz das Widerspiel von dem Seeräuber, er schnippte immer mit den Fingern, die er oft spinnenartig ausstreckte, er zeigte sich sehr eitel auf seine Busenkrause und Handmanschetten, und führte seinen mit edeln Steinen besetzten Stock immer unter die Nase, er roch mehr nach Moschus als nach Theer, und führte mit halbheiserer Stimme das Kommando, das er nur seinem Ober-

steuermann zuflüsterte, wie ein Geheimniß, so daß ich es nicht vernehmen konnte.“

„Hahaha,“ lachte Sturleson, „das ist sein Feldscheerer, der sich Sir Astley zu nennen beliebt, hast du sonst nichts gesehen?“

„Freilich,“ erwiederte Ralf, „um den Feldscheerer, wie Ihr ihn nennt, lief immer ein Aufwärter herum, der zu Eurer Beschreibung besser paßte, nur von seinen buschigen schwarzen Haaren war nichts zu erkennen, denn er trug eine blonde Perücke und eine Mütze darüber, ich merkte dieß, und zupfte ihn, als er etwas vom Boden aufheben wollte, heimlich an einem Haar, und er merkte es nicht.“

„Bravo, guter Junge!“ sagte Erick, „aber wie ging es mit der Untersuchung?“

„Als die Herren Offiziere kamen,“ fuhr Ralf fort, „ging ihnen Sir Astley höflich entgegen, hieß sie freundlich willkommen, ging mit ihnen in die Cajüte, und schickte seinen Aufwärter mit der Perücke alle Augenblicke fort, um Erfrischungen zu besorgen; sodann legte er den Herren seine Bücher vor, wo er Namen des Schiffs, des Kapitäns ꝛc. angab. Was die Waaren anlange, die sie führen, so erklärte er, sie bestehe in Baumwolle, Tabak, Rum und Arzneiwaaren. Mit Tabaks- und Baumwollenballen hatte er die Seiten des Schiffes ausgestopft; als aber die Herren den unteren Raum genauer untersuchen wollten, qualmte ihnen ein so entsetzlicher Gestank entgegen, daß sie nicht Lust hatten weiter zu gehen. Der Barbier entschuldigte sich deßhalb sehr höflich, und bat sie dennoch herab zu kommen, er sagte, es sei eine Ladung Teufelsdreck, welche er mitgenommen, um sie, nachdem er hier seine Geschäfte beendigt, an norddeutsche Droguisten zu verhandeln; und damit zogen die Herren ab.“

„Mit langen Nasen,“ ergänzte Sturleson; „was hat er ihnen denn über den Seeräuber aufgebunden?“

„Da wußte er eine lange Geschichte zu erzählen, wie sie unterwegs einem dänischen Kauffahrteischiff begegnet seien, das nur mit Mühe den Klauen des Wütherichs habe entrinnen können, der in südwestlicher Richtung von hier auf hanseatische Schiffe wahrscheinlich Jagd mache, wie sie deßhalb vorgezogen, nach Bergen zu segeln und dergleichen mehr.“

„Und was hast denn du mit ihm gesprochen?“ fragte Erick.

„Fast hätte ich die Hauptsache vergessen, denn die Geschichte mit den Offizieren war zu komisch. Mit mir ließ er sich, während ich mein Lootsenamt verrichtete, in ein Gespräch ein, und da klagte ich viel über Theuerung, den Rum, sagte ich, könne man fast nicht kaufen, und über Tabakmangel klagen alle Leute, seit der Tabak dem König gehöre. Er erkundigte sich nun nach den Kaufleuten, und sagte mir, wenn wir Fischer die Hand böten, so wäre schon etwas zu machen, es solle unser Schaden nicht sein; ich sagte ihm, die Zollschutzwache sei so sehr streng, und wenn sie uns beim Schmuggeln antreffe, so kommen wir auf die Galeeren, während die reichen Kaufleute und Fabrikherren meistens leer ausgingen, aber ich wisse einen zwei Seemeilen nördlich gelegenen Ankerplatz, wo man ungestörter handeln könne. Hierauf ging er ein, und bat mich, mit Einbruch der Nacht an Bord zu kommen, damit ich ihm den Weg zeige; unterdessen sollten wir es unter den Fischern bekannt machen, und bei Tag wolle er im Hafen bleiben, bei Nacht aber sich an dem bezeichneten Orte einstellen.“

„Gut!“ rief Sturleson aus, „der Fuchs ist so gut als in der Falle; du hast doch die Einladung angenommen, Ralf?“

„Freilich,“ sagte der Knabe, indem er ein Goldstück hervorzog, „und da ist mein Handgeld; ich will es nächsten Sonntag in den Opferstock thun.“

„Recht, mein Sohn,“ sagte Erick, „es ist unrecht Gut, vom Teufel ist nicht gut Geschenke annehmen; aber hast du keine Furcht?“

„Furcht? nein!“ entgegnete Ralf stolz, „sie sollen mich nicht bekommen; seid nur recht nah bei der Skädlklippe, und die will ich ihm auffahren lassen, dann klettre ich am Steuer herab, kappe das Tau meines Kahns und bin bei euch.“

„So sei es,“ sprach Sturleson, „aber jetzt wollen wir uns aufmachen zu unsern Nachbarn, damit wir zu Nacht alle bei der Hand sind. Du, Ralf, kommst dem Süden zu, dort haben uns die Zöllner am meisten in Verdacht, ich will unsere nordischen Kameraden besuchen, und Erick bearbeite die hiesigen Leute. Gott befohlen!“ Damit schieden für den Tag die drei Fischer, um am Abend ihren Fang vorzubereiten.

Die Bucht, in welcher die Fischer den Seeräuber zu überfallen beschlossen hatten, konnte nicht geeigneter zu ihrem Plane ausersehen werden, sie war schmal und lang, auf beiden Seiten ragten riesige schwarze Basalfelsen empor, in deren Zerklüftungen ganze Schaaren von Möven und Eidergänsen nisteten. Im Hintergrunde der Bucht aber stand ein höherer Berg, welcher alle andern überragte, und in seiner Mitte eine Höhle hatte, die nur auf verstecktem Pfpfaden mit Lebensgefahr betreten werden konnte, und an deren Dasein sich manche Sagen anreihten, welche noch in Norwegen erzählt werden. Eine der ansprechendsten ist die vom Riesen Hugur, um deren Erzählung Ralf seinen älteren Freund Sturleson so oft angegangen hatte, und die er auch preisgab, als beide von ihrer Sendung in Ericks Hause Abends zurückkehrten, und die Nachricht der Uebereinstimmung und freudigen Beihülfe ihrer Genossen überbrachten.

„Die Geschichte heißt also,“ sprach Sturleson:

„Vor Zeiten hausten in Norwegen viele Riesen, denen das Land größtentheils zinsbar war, weil sie durch ihre ungeheure Körperstärke jeden bezwangen, der sich ihnen widersetzen wollte. Im Uebergefühl ihrer Macht bedrückten sie die Bewohner des Landes ungeheuer, und zwangen sie, das, was sie im Schweiße ihres Angesichtes errungen, ihnen zu übergeben, das nannten sie Tribut. Als nun erleuchtete Geistliche nach Norwegen kamen, und das Licht und den Segen des Christenthums brachten, wandte das arme bedrückte Volk sich

diesen zu; die Riesen aber glaubten an Christus nicht, sondern blieben Heiden und fröhnten dem Teufel eher als sie Gott dienten. Im Volk aber erstanden gestärkt durch den beseligenden Glauben tapfere Kämpfer, welche es mit den Riesen aufnahmen und sie tödteten, wie einst der fromme David es mit dem Goliath gethan. In unsern Gauen hauste der Riese Hugur, einer der furchtbarsten. Er baute sich auf dem Starsalberg eine feste Burg, und hatte in der Höhle, die Ihr wohl kennt, seine Schätze begraben, die ihm ein Drache bewachte. See und Land brandschatzte er ringsum; kamen Schiffe an, so zwang er sie, ihm zwei Drittheile der Ladung zu überlassen, und die Bewohner von Bergen bedrängte er hart mit Auflagen aller Art. Nun geschah es, daß den armen Einwohnern von Bergen der Blitz in ihr kleines Kirchlein schlug, so daß dieses verbrannte; Geld hatten sie nicht, eine neue Kirche bauen zu lassen, und der Riese, der die Christen haßte, hatte seine Freude daran. Ihr Pfarrer aber war ein frommer Mann, der hieß Asthlph. Als er seine Gemeinde in solcher Bedrängniß sah, ward er sehr traurig und weinte und betete; da erschien ihm im Traume ein Engel, der ihm sagte, er solle zu dem Riesen gehen und von ihm Geld entlehnen. Der Pfarrer wollte seinem Traume nicht glauben, und dachte: es ist Gott versucht, vom Teufel selbst Geld entlehnen, auch zweifle ich, ob er mir welches geben wird; aber den andern Tag hatte er denselben Traum und den dritten wiederum, deßhalb faßte er sich ein Herz, befahl seine Seele Gott, und ging zum Riesen. Dieser aber war ein arger Sünder und ein noch ärgerer Geizhals; mit Hohn empfing er den frommen Geistlichen, und lachte laut auf, als dieser Geld von ihm begehrte, um eine neue Kirche zu bauen; nach einigem Besinnen aber sprach er: „gut, ich will dir das Geld leihen, und sogar keine Zinsen dafür haben, wenn du meine Bedingungen eingehest: erstens, zahlst du mir nach fünf Jahren das Geld nicht zurück, so opfere ich dich auf Odins Altar; zweitens, die erste Seele, die nach der ersten Predigt die Kirche verläßt, verfällt mir zu gleichem Opfer; drittens, der Schlußstein des Gewölbes gehört mir, so daß ich ihn wegnehmen kann, wenn es mir beliebt.“ So hart diese Bedingungen waren, so ging sie der Pfarrer doch ein, denn er dachte: binnen fünf Jahren werden von frommen Gemeinden so viele Beiträge eingehen, daß ich den Riesen wieder bezahlen kann. Die erste Seele, welche nach der Predigt die Kirche verläßt, das bin ich, und lieber will ich mich opfern lassen, als daß meine Gemeinde keine Kirche habe, oder es findet sich ein Ausweg; was den Schlußstein betrifft, so ist dieß freilich ein harter Punkt, denn nimmt diesen der gewaltige Recke fort, so fällt die Kirche zusammen; aber kommt Zeit, kommt Rath, und deßhalb will ich die Bedingungen eingehen. Der Riese zahlte dem Pfarrer das Geld in blanken Goldstücken aus, und lachte ihm höhnisch nach, als er nach Bergen zurückkehrte. Der Bau ging nun rasch voran, denn der Pfarrer ermahnte die Bauleute zur Frömmigkeit und Tugend, betete auch immer brünstig für seine Gemeinde, und verwaltete das Geld so gut, daß es nicht schnell zusammenging. Nach vier Jahren war die Kirche beinahe vollendet; da starb der Pfarrer selig in Gott, aber zum Verdruß des Riesen, der es nach fünf Jahren auf ihn abgesehen hatte, und immer mit Aerger dem segensreichen Fortschreiten des Baues zusah. Der Nachfolger des Pfarrers aber war mehr dem Aeußern nach ein Geistlicher, denn im Herzen, deßhalb fruchteten seine Ermahnungen an die Bauleute nicht so gut als die seines Vorgängers; die Steinmetzen wurden leichtsinnig, begehrten höheren Lohn, brachten das Geld durch, und arbeiteten fast nichts; kurz, das fünfte Jahr verstrich, ohne daß der Bau fertig war. Der Riese verlangte jetzt sein Geld zurück, aber die Leute lachten ihn aus, und sagten, sie seien nicht verpflichtet die Schulden des verstorbenen Pfarrers zu bezahlen. Hugur ließ sich zur Verwunderung aller dieß gefallen, und ging nach Hause, im Herzen aber voll bösen Entschlusses. Als endlich der Bau nahezu fertig war, und die Werkleute den Schlußstein einfügen wollten, so fiel dieser herunter, und schlug drei derselben, die die ärgsten im bösen Leben gewesen waren, zu todt; das nächste Mal, als sie vorsichtiger waren, schlug der Blitz in diesen Stein, und machte in die andern einen Riß, daran sie Monate zu flicken hatten. Da fielen dem Pfarrer die Bedingungen des Riesen schwer auf die Seele; er ging in sich, und that Buße, denn er war sich bewußt, nicht mit dem reinen Sinn der frommen Demuth, gleich seinem Vorgänger, gehandelt zu haben. Er ging nun mit einem frommen Amtsbruder zu Rathe, wie der Kirchenbau wohl zu vollkringen sein werde, und dieser sagte, ihm Trost spendend: „der Mangel des Schlußsteines hat nicht so viel zu sagen, ich will ihn einsetzen, während du deine Gemeinde in der Kirche versammelst und mit ihr betest.“ So geschah es; am nächsten Sonntag versammelte der Pfarrer die Gemeinde in der Kirche, die Orgel ertönte hell und klar, und die Glocken läuteten darein so wonniglich, daß jedes Herz sich gehoben fühlte; der Pfarrer aber betete mit der Gemeinde, während sein Amtsbruder mit den Werkleuten den Schlußstein einfügte und weihte. Da kam, durch das Geläute aufmerksam gemacht, der Riese aus dem Gebirge hervieder, und wollte Hand an den Schlußstein legen; der Amtsbruder des Pfarrers aber hatte ein goldenes Kreuz in den Stein eingefügt, und als dieses der Riese sah, ward er roth und blaß vor Zorn, denn er vermochte dem geweihten Kreuze nichts anzuhaben; nachdem er unter gräßlichen Verwünschungen umhergerast war, setzte er sich endlich der Kirchthür gegenüber, denn die erste Seele, die heraus käme, sollte ihm nicht entgehen. Daß er aber auch hier die Frucht seiner Arglist nicht genießen sollte, dafür hatte der Küster gesorgt; denn als der Gottesdienst beendigt war, und die Thüren aufgingen, ließ er eine Fledermaus hinausfliegen, die er zuvor gefangen hatte. Der Riese ward über die Maßen zornig, da er den Betrug einsah, und lief voller Wuth der Fledermaus nach, die dem Gebirge zuflob. Zu Hause angelangt, zerstörte aber Hugur in seinem Zugrimm seinen Palast und die ganze Ge-

gend, warf seinen Schild in das Meer, an den Platz, wo jetzt die gefährliche Skiöldklippe ist, und verließ die Gegend, denn seither hat man ihn nicht wieder gesehen."

„Wir können hieraus die doppelte Lehre schöpfen, daß eine That der Arglist dem Thäter selbst die bittersten Früchte bringt, und zweitens, daß nur ein Werk gelingen kann, das mit frommem reinen Sinne begonnen wird. Auch wir wollen hoffen, daß sich dieß heute Nacht bewährt, und deßhalb laßt uns mit gutem Muthe und Gott im Herzen an's Werk gehen."

Ralf verließ die beiden andern, suchte seinen Kahn, und ruderte heimlich und leise dem Raubschiffe zu. Hier angelangt, traf er alles verändert; der Kapitän erschien in seiner wahren Gestalt, und der Feldscheerer war in seine untergeordnete Stellung zurückgetreten. Die Waarenballen im mittleren Deck hatten Kanonen Platz machen müssen, und die Stückpforten waren in den Stand gesetzt, um jeden Augenblick geöffnet werden zu können. Die ganze Mannschaft war mit Pistolen und kurzen Seitengewehren bewaffnet, kurz, alles zeigte sich gerüstet, um einen etwaigen Angriff von Seiten der Zollwächter abschlagen zu können. Die tiefste Stille herrschte auf dem ganzen Schiff, alle Arbeiten wurden mit einer lautlosen Pünktlichkeit vollzogen, die einen mehr besaugenen Beobachter als Ralf in Schrecken gesetzt hätte, denn die dunkeln Gestalten der Matrosen, welche leisen Trittes auf dem Verdeck hin und her gingen, oder eben so leise das Tackelwerk bestiegen, sahen nicht anders aus, denn verzauberte Wesen aus einer andern Welt. Der Kapitän mit seinen dunkeln, unheimlich blitzenden Augen konnte vor den Augen einer lebendigen Phantasie als der Heerführer böser Geister erscheinen, und seine Untergebenen waren Dämonen vergleichbar, so unheimlich wirkte das stille, aber geschäftige Treiben, womit die Segel in Ordnung gebracht, und die Anker gelichtet wurden. Die Nacht schien dem Unternehmen günstig; vom Lande her zogen dunkle Wolkenmassen, welche die Küste undeutlich machten, während der See zu hier und da die Sterne durch zerrissene Wolken blinkten.

„Nun, mein kleiner Führer, bist du deiner Sache auch recht sicher?" fragte O'Dunky seinen Lootsen, als sie außerhalb des Hafens waren.

„Freilich," antwortete dieser; „wenn sich nur um das Gebirge kein Donnerwetter zusammenzieht; diese Wolken sehen nicht eben heiter darein."

„Donnerwetter oder nicht, ich fürchte mich vor solch' ein Paar Blitzen nicht, aber wenn du uns nicht richtig führst, so bin ich der Mann, der dir ein Donnerwetter auf den Kopf zu setzen vermag, vor dem du mehr Respekt haben sollst, als vor jenem," erwiederte der Räuber. Ralf schauderte vor der Ruchlosigkeit dieses Mannes zurück, und antwortete nichts, sondern fuhr fort, dem Steuermann die nöthigen Anweisungen zu geben. Nach einer kurzen aber schwierigen Fahrt, während welcher das Schiffsvolk der Geschicklichkeit des kleinen Lootsen alle Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte, gelangten sie an den Eingang der schmalen Bucht, welche durch den Berg begränzt wurde, an dessen vorderer Seite die Höhle war, und nun erblickten sie den rothgelben Schein eines Feuers, das als Signal in der Höhle verabredeter Maßen brannte. Dunkelschwarze Wolken lagerten sich nach und nach um den Gipfel des Berges, und hingen unheilschwanger vom Himmel herab; der Wind, der vorher ziemlich frisch geblasen hatte, ließ nach, so daß O'Dunky sich genöthigt sah, so viele Segel aufzusetzen, als das Fahrzeug bei der schwierigen Klippenschifffahrt zu tragen vermochte. Ralf strengte alle seine Sehkräfte an, um längs des Strandes eine Spur von seinen Genossen zu erblicken, und bald entdeckte er hier und da ein Boot, das durch die Klippen hindurchruderte, ja, er glaubte fernen Ruderschlag zu hören. Er mochte noch einige Schiffslängen von der Skiöldklippe entfernt sein, über welcher die Wellen sich etwas kürzer brachen als an andern Orten der Fahrstraße, als mit einem Male ein Windstoß das Schiff faßte, und es rascher dem verhängnißvollen Orte zutrieb, als der junge Lootse geahnt hatte; zugleich erhellte ein blendender Blitz die ganze Gegend, und ließ Ralf auf einen Moment eine Unzahl von Fischerkähnen entdecken, welche hier und da zwischen den Klippen lauerten. Eine furchtbare Woge hob das Schiff im nächsten Augenblicke empor, und während der Donner durch das Gebirg hinrollte, krachte das Fahrzeug in seinen innersten Fugen und saß auf der Klippe fest. Die Bestürzung war allgemein; der Kapitän stieß einen gräßlichen Fluch aus, während die Wucht des Stoßes ihn zu Boden fallen ließ; der Steuermann, der sich an einem Tau festgehalten hatte, kommandirte die bestürzte Mannschaft an die Pumpen und befahl eine Kanone zu lösen. Für Ralf war es ein Glück, daß O'Dunky zu Boden gefallen war, denn in der allgemeinen Verwirrung gelang es ihm, sein Boot zu erreichen; der Kapitän aber war nicht sobald aufgestanden, als er den Jungen zu bringen befahl, um an ihm seinen augenblicklichen Zorn auszulassen; als dieser aber fehlte, dachte er, er sei über Bord geschwemmt worden, und wartete auf die Hülfe der Fischer, die nicht fern sein konnten.

„Laßt die Schaluppe herunter, wir müssen uns an's Land retten," rief er den Matrosen zu; allein ehe diese damit fertig werden konnten, war das Schiff schon von Fischerbooten umringt. Der Regen floß in Strömen herab, und pechschwarze Nacht erfüllte den ganzen Meerbusen, indem der Wind in wiederholten Stößen in dem Tackelwerk des gestrandeten Schiffes wüthete. Sturleson war an der Spitze einer bedeutenden Anzahl von Fischerbooten herangekommen, und rief der Mannschaft des Raubschiffes zu, sich zu retten. Sobald ein Mann aufgefangen war, wurde er gefesselt, an Händen und Füßen gebunden und an's Ufer geschickt. Der Kapitän war nicht der letzte, und kam zufälliger Weise in Sturlesons Boot; als man an ihm aber thun wollte, wie an den andern, wehrte er sich gewaltig, denn er war ein überaus starker Mann, und deßhalb gelang es ihm, dem Reste seiner Mannschaft zuzurufen: „Verrath! gebt

Feuer!“ mehr konnte er nicht, und Sturleſon übergab ihn gebunden der Fürſorge Ralfs, um ihn mit den andern an's Land zu bringen. Der Mannſchaft aber war der Ruf ihres Anführers nicht entgangen; der Steuermann, der noch mit etwa zwanzig Leuten an Bord war, ließ ſogleich eine Kanone abfeuern, und vermochte beim Schein derſelben ſeinen Kapitän gefangen und gebunden zu erkennen. Sogleich gab er Befehl, mit Kartätſchen zu ſchießen, und ſuchte mittlerweile raſch Fenerzeug, um eine Fackel anzuzünden, allein ſein Zündſchwamm war von dem Sprißwaſſer und Regen durchnäßt, und in der Unruhe und Dunkelheit vermochte er auf dem obern Verdeck, das er nicht verlaſſen mochte, anderes Feuerzeug nicht zu finden. Sturleſon half ihm aber ſehr zu ſeinem Schreck aus dieſer Verlegenheit, denn nun beſtiegen etwa fünfzehn der rüſtigſten Fiſcher, von ihm angeführt, das Fahrzeug, zündeten Fackeln an, und nun begann der Kampf. Dieſer war kurz aber hartnäckig; der Steuermann, ein verſtockter Böſewicht, wehrte ſich auf's Aeußerſte; erſt ſchoß er ſeine Piſtolen ab, womit er einen der Fiſcher ſchwer verwundete und Sturleſon eine Streifwunde am linken Ohre beibrachte, ſodann flüchtete er ſich an das Geländer der Hauptluke, und befahl ſeinen Leuten von unten herauf zu feuern, indem er ſelbſt das Beiſpiel dazu gab.

„Ergib dich!“ rief ihm Sturleſon zu — vergeblich, der Räuber wehrte ſich mit der äußerſten Hartnäckigkeit, obwohl er ſah, daß er der Uebermacht erliegen müſſe, denn immer mehr Fiſcher erklommen das Verdeck. „Ergib dich!“ wiederholte unſer Held; doch als er ſah, daß alles fruchtlos war, warf er dem hartnäckigen Kämpfer ſeine Harpune ſo feſt zwiſchen die Rippen, daß er ächzend die Schiffstreppe hinabtaumelte, wo er von den Seinigen aufgefangen wurde. Sturleſon rief nun dieſen zu, ſich zu ergeben, und die Matroſen, feiger als ihr Anführer, ſtreckten das Gewehr. Triumphirend zogen die Fiſcher mit ihren Gefangenen nach Hauſe, und waren, trotz dem Regen, der noch in Strömen herabfiel, freudiger als je; der in der Ferne verhallende Donner aber, deß majeſtätiſcher Klang in den Bergen wiederhallte, ſchien den Antheil zu bemerken, den der Himmel ſelbſt an ihrer That genommen hatte. Eine Anzahl von Leuten blieb auf dem geſtrandeten Schiff zurück, um den Leck zu unterſuchen, und durch Aufwickeln der Segel zu verhindern, daß eine etwaige Wiederholung des Windſtoßes daſſelbe zu Grunde richte; die andern aber kamen bei Tagesanbruch in Bergen an, und übergaben die Gefangenen dem Magiſtrat, der nach den Geſetzen ſtrenges Recht an den Räubern vollzog. Den Fiſchern dagegen wurde das in dem Schiffe befindliche Gut zuerkannt, und jetzt machte ſich Alt und Jung daran, daſſelbe auszuladen. Die Ladung war werthvoll, denn außer den genannten Waaren befand ſich eine bedeutende Quantität Geld in dem Raubſchiffe. Alle anerkannten in Sturleſon den Retter ihrer Ehre, und deßhalb beſchloſſen ſie, das Schiff ſelbſt dieſem als Eigenthum zu übergeben, denn nachdem es durch Entladung aller Waaren leichter geworden war, gelang es den vereinten Anſtrengungen der Fiſcher es wieder flott zu machen, und den Leck ſo weit zu flicken, daß es möglich war, daſſelbe zu weiterer Ausbeſſerung in den Hafen zu bringen. Niemand war glücklicher als Sturleſon, denn er ſah ſich im Beſitz eines ſchönen Schiffes, er hatte ſeinen alten Kapitän an dem Räuber gerächt, und ſich, ſo wie ſeine Stammgenoſſen, von dem Verdachte des ungeſetzlichen Schmuggelhandels befreit. Jetzt, durch den Antheil an der Beute reicher geworden, beſchloß er mit dem Schiffe, unterſtützt von ſeinen Genoſſen, eine Expedition auf den Walfiſchfang zu machen, und theilte dieß ſeinem Freunde Erick mit.

„Gut,“ ſprach dieſer, „Makrelen und Stockfiſche hätten wir genug gefangen, jetzt wollen wir es mit den Walfiſchen probiren; ich bin dabei.“

Erick berief nun eine Generalverſammlung der Fiſcherzunft, und es wurde beſchloſſen, auf gemeinſchaftliche Koſten das geweſene Raubſchiff auszuſtatten, und eine Reiſe nach dem Norden zu unternehmen. Nach wenigen Monaten war Alles im beſten Stande, und Sturleſon wurde einſtimmig zum Kapitän erwählt, der alte Erick aber, der es ſich nicht nehmen laſſen wollte, den Zug mitzumachen, ſollte Oberſteuermann ſein. An einem Sonntage war das Schiff ſegelfertig; Maſten und Raaen waren mit bunten Bändern geziert, die norwegiſche Flagge wehte vom Hauptmaſt, die Schiffleute waren an Bord, und nahmen, während die Anker gelichtet wurden, unter Sang und Klang Abſchied von ihren Angehörigen.

Nach einer glücklichen Fahrt langten ſie im Eismeere an, und hier ging ſelbſt den an großartig ſchauerliche Naturſcenen gewohnten Norwegern eine neue Welt auf, die ſie mit Staunen erfüllte. Eisberge von rieſenhafter Höhe und den groteskeſten Geſtaltungen kamen auf das Schiff zugeſchwommen, und wenn die Sonne ſo recht klar hineinſchien, ſo war es, als ob tauſend Edelſteine von den verſchiedenartigſten Farben an den Kanten des Eiſes hervorſchimmerten, wenn aber der Himmel ſich trübte, ſo bedeckten ſich die Häupter dieſer Eiskoloſſe mit feinem Schnee, während die tieferliegenden ſchattigeren Theile derſelben ein dunkles Azurblau annahmen. Ralf Herjulf, der niemals von Sturleſons Seite wich, konnte ſich an dieſem erhabenen Anblicke nicht genug laben, und meinte, es müſſe immer ſchöner werden, je höher nach Norden man hinauf komme. Bald aber entriſſen ihn die Eisberge ſelbſt ſeinen poetiſchen Träumereien, in welchen er die fabelhafte Sage eines alten Schiffers wiedergefunden zu haben glaubte, der behauptete, am Nordpol geweſen zu ſein, und dort ein eisfreies cryſtallhelles Meer gefunden zu haben, aus welchem die Strahlen des Nordlichtes wunderſam hell hervortauchen, ſo daß einem ganz warm zu Muthe werde; in der Mitte dieſes ſonnigen Meeres ſei ein Eiland voll wunderſamer Blumen, die aus Eis beſtünden, das verſchiedene Farben annehme, und in der Sonne glitzere gleich Perlen und Edelſteinen; mitten in dieſem Blumengarten ſtehe ein Pallaſt, von Zwergen bewohnt, nicht größer als Eichhörnchen, und wenn man dieſen betrete, ſo könne man tief hinunterſchauen in die Erde, die dort ſo durchſichtig ſei wie Glas, durchzogen von

goldenen und silbernen Adern, und flittrigem Glimmerstein, so daß einen eine wahre Sehnsucht darnach erfasse, und was dergleichen schöne Sagen mehr sind; denn die Eisfelsen kamen immer näher und näher, so daß das Schiff in Gefahr war, von ihnen zusammengedrückt zu werden. Eben so schnell aber ließen sie wieder eine breitere Fahrstraße, und entfernten sich bald so weit, daß das Schiff bequem weiter segeln konnte, um in die Region zu kommen, wo die Walfische sich gewöhnlich aufzuhalten pflegen.

Kaum hatten sie diese Gegend des Meeres erreicht, als sie eines Walfisches von beträchtlicher Größe gewahr wurden, die Boote wurden nun ausgesetzt; Sturleson ruderte auf das Thier zu und harpunirte es; ein zweiter kleinerer Walfisch wurde einige Tage nachher angetroffen, und mit gleichem Glücke harpunirt; jetzt aber hatte das Schiff seine volle Ladung an Thran und Fischbein, und machte sich auf den Rückweg; und es war dieß hohe Zeit, denn der Herbst nahte heran, was zur Folge hatte, daß größere und massenhaftere Eisblöcke von Norden kamen, die das Schiff, wo nicht erdrückt, doch eingeschlossen hätten. Im Polarmeer aber den Winter zuzubringen, gedachten die Walfischfänger nicht.

Nur ein einziger Umstand war es, der unter der Mannschaft des Schiffes große Besorgniß erregte: der Mangel an frischen Lebensmitteln; seit Monaten genöthigt, von gesalzenem Fleische zu leben, riß unter ihnen eine Krankheit ein, die unter dem Namen Scorbut oder Scharbock bekannt ist; trotz der reichlich dargebotenen Nahrung magerten die Leute ab, bekamen Geschwüre im Munde, die leicht bluteten, die Zähne fielen ihnen aus und ihre Kräfte verringerten sich von Tag zu Tag. So lange sie alle gesund und frisch waren, hatten sie leicht der Kälte trotzen können, nun aber wurde ihnen diese mehr und mehr empfindlich, denn sie vermochten selbst in ihren warmen Hängematten sich nicht gut zu wärmen, und halfen sich nothdürftig damit, daß sie Steine erhitzten und mit diesen die Hängematten und Kleider erwärmten. In dieser Noth ward ihnen aber auf einmal Hülfe, denn in der Nähe einer der kleinen Inseln, von denen das Polarmeer voll ist, gewahrten sie eine ziemliche Anzahl von Eisbären, und beschlossen, sogleich Jagd auf diese Thiere zu machen. Die beiden Boote wurden ausgesetzt; Sturleson, Erict und Ralf in dem einen, und ein Theil der Mannschaft in dem andern. Sturlesons Boot als das leichtere und schwächer bemannte, gewann einen bedeutenden Vorsprung, so daß die drei Fischer bald in der Nähe der Eisbären waren. Diese kümmerten sich nicht viel um die Ankömmlinge, sondern fraßen ruhig an den Resten eines gestrandeten Walfisches. Ralf war der erste, der an's Land sprang, um auf den nächsten Eisbären Jagd zu machen. Sachte schlich er sich hinzu, und wußte die durch die Fluth angeschwemmten Eisblöcke mit großer Gewandtheit zu benützen, um von dem Thiere nicht gesehen zu werden; der Bär kümmerte sich auch nicht viel um die Annäherung seines Feindes, sondern fraß ruhig an dem Knochen fort, den er aus dem todten Walfisch herausgerissen und weggeschleppt hatte, um ihn gemächlicher zu verzehren. Ralf aber, auf Wurfweite angekommen, nahm seine Harpune und traf den Bären damit so sicher, daß er, fürchterlich brüllend, nur wenige Schritte auf ihn zutaumelte und dann verendete. Alle drei liefen nun hinzu, in der Absicht, den Bären aufzugreifen und in Sicherheit zu bringen; sein Gebrüll aber hatte die andern aufmerksam gemacht, welche hierauf so schnell herbei rannten, um ihren getödteten Bruder den Jägern zu entreißen, daß diese kaum Zeit hatten ihr Boot wieder zu gewinnen. Die Bären waren in der Verfolgung so rasch, daß sie dicht hinter den drei Jägern das Boot erreichten, und es durch ihr Gewicht in das Wasser zu ziehen drohten. Sturleson, der zuerst in's Boot gekommen war, ergriff sogleich einen langen Spieß, um die Bären abzuhalten, und seinen Genossen das Einsteigen zu erleichtern. Trotz seiner Gewandtheit in Führung der Waffe, und trotz seinem unerschütterlich festen Muthe, gelang ihm aber dieses nur halb, denn der alte Erict fiel, indem er in das Boot springen wollte, zu Boden, weil er seinen Fuß in ein Tau verwickelte, und einer der Bären packte ihn mit seiner mächtigen Pranke am linken Fuß, ehe er aufzustehen vermochte. Da zog Ralf sein langes Fischermesser und stieß es dem Bären mit solcher Gewalt in den Rachen, daß er losließ und besinnungslos vor Schmerz in das Wasser zurücksank. Es war auch hohe Zeit, denn bereits hatte ein dritter Bär das Boot bestiegen, und war im Begriff Ericks Arm zu ergreifen, den er auch sicher gepackt hätte, wenn nicht in demselben Augenblick der alte Mann befreit worden wäre. Kaum war es diesem gelungen sich aufzuraffen, als er den Bootshaken, den er während des ganzen Vorfalles nicht aus der Hand gelassen hatte, ergriff, und dem Unthier mit solcher Gewalt die Nase zerschlug, daß dieses durch Sturleson, der indessen mit seinem Bären fertig geworden war, mit der Lanze vollends erlegt werden konnte.

Nun kam auch das zweite Boot hinzu, und jetzt strengten die Fischer ihre gemeinsamen Kräfte an, um die Bären anzugreifen und zu erlegen; nur der alte Erict war davon ausgeschlossen, denn sein Fuß, der durch die Klauen des Unthieres furchtbar zerfleischt war, schmerzte ihn stark. Anfangs, als die Bären sahen, daß so zahlreiche Mannschaft sie verfolge, zogen sie sich zurück; um daher besser zum Jagen zu kommen, gab Sturleson den Rath, alle sollen sich hinter Eisblöcke verbergen, und nur einer sich den Bären zeigen, dieselben anreizen und dann schnell gegen den Ort des Hinterhaltes fliehen. Dieß gelang; sobald sich nur ein Mann zeigte, hatten die Bären Muth und kamen heran; der Angreifende warf sie alsdann mit Eisstücken, wodurch sie, zum Zorne gereizt, herbeiliefen, und nun von den andern erlegt wurden. Die Rolle des Angreifers war nicht leicht, denn er mußte sehr rasch und gewandt sein, und durfte auf dem Eise nicht fallen, denn die Bären liefen über die glattesten Eisflächen mit einer staunenswerthen Sicherheit und Schnelligkeit. Ralf unternahm es, den Angreifer zu machen; er zog seine Stiefeln aus,

um ſcherer auf dem glatten Boden gehen zu können, und machte ſo viel Sprünge, und warf den Bären die Eisſtückchen ſo gewandt an die Köpfe, daß die Zuſchauer oft darüber lachen mußten, denn ſo oft ihnen Ralf etwas zuwarf, ſo faßte es der käppiſche Bär oder lief darnach, wenn er es nicht hatte haſchen können, und beroch es, wandte ſich aber brummend und knurrend gegen ſeinen Angreifer, den er mit raſcheren Schritten verfolgte, als man ſeinen anſcheinend unbehülflichen Körperformen hätte zutrauen ſollen. Nachdem ſie im Ganzen acht Bären erlegt hatten, kehrten ſie nach dem Schiffe zurück, und begannen von dem Fleiſch dieſer Thiere ein köſtliches Mahl zuzurichten, das ſie alle erfriſchte. Sturleſon warnte vor dem Genuſſe der Leber, indem dieſe giftig ſei und heftige kolikartige Zufälle errege, ja den Tod herbeiführen könne; „dieß iſt meines Wiſſens das einzige warmblütige Thier, das ein Gift in ſich trägt,“ ſetzte er bei, „ſonſt findet man giftige Thiere nur bei den Fiſchen, bei den Muſcheln und den Amphibien.“

Die Heimfahrt der Fiſcher ging glücklich von Statten, nur der Zuſtand des alten Erick verſetzte alle in Betrübniß; die Wunde nämlich, welche ihm der Eisbär beigebracht hatte, wollte keine günſtige Eiterung hervorbringen, ſondern behielt, trotz der emſigſten Pflege, ein ſchlechtes Ausſehen. Erick war bei ſeinem Leiden ſtandhaft, fühlte aber im Innern die Annäherung des Todes, und ſprach den einzigen Wunſch aus, vor ſeinem Tode noch die Heimath zu erreichen, um bei den Seinigen zu ſterben. Dieſer Wunſch ward ihm auch erfüllt, denn zwei Tage nach der Ankunft des Schiffes ſtarb Erick, und ein halbes Jahr nach ſeinem Tode wurde, wie wir im Eingange dieſer Erzählung berichteten, Sturleſon zum Oberhaupt der Fiſcherzunft erwählt.

Duttenhofer.

Der Brodbaum.

(Taf. 46.)

In jedem Welttheile finden wir gewiſſe Pflanzen, welche von der gütigen Natur dazu beſtimmt ſind, als allgemein zweckdienliches Nahrungsmittel gebraucht zu werden, und ſelbſt den Mangel der meiſten übrigen Gewächſe im Nothfalle zu erſetzen. Europa beſitzt hiermn zwar eine große Mannigfaltigkeit, aber faſt nichts Eigenthümliches; was es hat, ſind meiſt Geſchenke Aſiens und Amerika's. Kartoffeln, Obſt und Getreide verdankt es dieſen Welttheilen. Die herrlichen Früchte, welche Europa, Aſien und Amerika aufzuweiſen haben, abgerechnet, baut man in letzterem von den nützlichen Gräſern vorzüglich Mais und Reis, in Aſien herrſcht neben der Hirſe der Reis vor, und in Afrika ſind Hirſen die gewöhnlichen Getreidearten. In Oſtindien und Afrika gibt es verſchiedene Palmen, und den Bewohnern der Südſeeinſeln erſetzt ein einziger Baum, der Brodbaum, faſt alle Bedürfniſſe ihres Lebensunterhalts. Auch in Oſtindien gibt es Brodbäume, allein ſie ſtehen hier des großen Pflanzenreichthums wegen in geringerem Anſehen.

Die Brodbäume, welche in der 15ten Zunft der 13ten Klaſſe ein eigenes Geſchlecht bilden, ſind anſehnliche Bäume, mit großen, einen Milchſaft und mehlige Samen enthaltenden Früchten. Sie haben männliche und weibliche Blüthen in Kätzchen; jene ſind einhäufig, in einer Scheide eingeſchlagen, mit zwei- bis dreiblätterigem Samenkelchen. Die Weibchen ſind lange Kätzchen, welche zu einer großen Frucht ſich entwickeln.

1. Der wahre oder auſtraliſche Brodbaum — Artocarpus incisa, iſt ein 4 Fuß dicker und 30—50 Fuß hoher Baum, welcher im wilden Zuſtande Jaka heißt, aber jetzt nur verdelt vorkommt und auf den Inſeln der Südſee und im heißen Amerika angetroffen wird. In Fig. 3—7 ſteht man Blüthen, Blätter und Früchte, letztere auch in ſenkrechtem und Querdurchſchnitt zu 1/10 der natürlichen Größe abgebildet. Er hat wenige, etwas aufgerichtete Aeſte. Seine Früchte werden 3—4 Pfund ſchwer, ſind mit ſpitzigen Höckern dicht beſetzt und haben anfänglich eine grüne, zur Zeit der Reife aber eine grünlich braungelbe Farbe. Die beſten Früchte haben keine Kerne; letztere werden gekocht oder geröſtet genoſſen, die Früchte ganz oder in Scheiben geſchnitten und ebenfalls geröſtet oder gekrocknet, auf welche Weiſe ſie ſich über ein Jahr halten. Man wartet jedoch nicht die Zeit der Reife ab, wo die Frucht zu weich iſt und ſchnell verdirbt, ſondern es wird dieſelbe abgenommen, wenn ſie noch hart und mehlig iſt. Da der Baum zu verſchiedenen Zeiten des Jahres blüht und Früchte anſetzt, letztere daher faſt immer friſch zu haben ſind, ſo machen die Einwohner, beſonders aus den zu reif gewordenen, einen Teig, indem ſie dieſelben auf Haufen ſchütten und gähren laſſen. Dieſer Teig läßt ſich zu Brod backen und in ſolchem Zuſtande ebenfalls lange anfbehalten. Der Baum wird nicht durch die Samen, ſondern durch Wurzelſproſſen vermehrt. Auf Otahaiti und den Molukken, ſowie auf den übrigen Inſeln lebt die ärmere Volksklaſſe ausſchließlich von dieſen Früchten, und man trifft den Baum daher überall an, er wird um die Häuſer und auf dem Felde gepflanzt. Drei Bäume reichen hin, einem Menſchen ſeinen Unterhalt zu verſchaffen. Alles an dem Baume iſt nützlich: das Holz, welches gelb und weich iſt, dient dennoch zum Häuſerbau, auch wird es zu Nachen verwendet; aus den Baſtfaſern werden Kleidungsſtücke verfertigt und aus ſeinem Safte gewinnt man Vogelleim. Der großen Blätter bedient man ſich zu Tiſchtuch und Serviette, und die dürren Kätzchen fangen Feuer und dienen daher wie Zunder. Die Früchte werden von den pflanzenfreſſenden Fledermäuſen geſucht.

2. Der indiſche oder Affenbrodbaum — Artocarpus integrifolia, iſt in Oſtindien zu Hauſe und kommt daſelbſt ebenfalls wild und angebaut vor. Er bleibt etwas kleiner als der vorige, hat ſparrige Aeſte, ungezackte, 1 Fuß lange und gegen einen halben Fuß breite, an langen Stielen hängende Blätter und eine weißliche, braungelb gefleckte Rinde. Die Früchte ſtehen an den Aeſten und am Stamme; ſie ſind hängend, voll Runzeln und Höcker, grüngelb und ſehr ſchwer, indem eine

einzige 10—15 Pfund und noch schwerer wird. Ihr ganzes Innere enthält einen zähen Milchsaft, der auch durch die Haut dringt und die Frucht überzieht; er dient als Vogelleim, und wird auch, wie das Fleisch und die abgesottene Wurzel, gegen verschiedene Krankheiten angewendet. Die Frucht hat innerhalb ihrer Länge nach eine fleischige, milchreiche Säule, um welche her in Kreisen 80—100 besondere fleischige Früchte liegen, deren jede einen milchigen Kern enthält. Der ganze Inhalt der Frucht riecht sehr stark, ist weiß und hat einen süßen Wohlgeschmack. Die Kerne werden geröstet wie Kastanien gegessen, verursachen aber wie diese — in Menge genossen — Heiserkeit; auch der häufige Genuß der Frucht erschwert die Verdauung, ist aber sonst gesund und kühlend. Die Schale wird vor dem Genuß abgenommen; die Einwohner trocknen sie an der Sonne und bereiten daraus ein Mehl zum Backen. Von den Elephanten werden die Früchte sehr gesucht. Das Holz ist sehr hart und dient zu feinen Tischlerarbeiten. Fig. 1 zeigt den ganzen Baum, Fig. 2 einen Zweig desselben.

In Ostindien gibt es noch —

3. Den flaumigen Brodbaum — **Artocarpus hirsuta**, so genannt wegen der flaumigen Unterseite seiner Blätter, welche breiter und spitziger sind als beim vorigen. Es ist ein sehr großer Baum mit hartem Holze und rissiger brauner Rinde. Man verfertigt daraus Kisten und Schiffe; der Stamm ist so lang und dick, daß man aus einem einzigen das größte Boot zimmern kann. Der Baum hat medicinische Kräfte, der häufige Genuß der Frucht führt aber stark ab. Letztere gleicht einer großen rundlichen Birne, ist gelblich und stachelig wie eine Kastanie. Sie enthält Milchsaft, länglichrunde Kerne, hat einen süßsäuerlichen Geschmack und einen angenehmen Geruch.

Berge.

Die Krokodile im indischen Archipel *).

Zu den gefährlichsten und gefräßigsten Raubthieren des indischen Archipels gehören unbedingt die Krokodile. Es leidet keinen Zweifel, daß sie in gleichen Zeiträumen weit mehr Menschen tödten oder doch verstümmeln, als die Tiger, welche außerdem einen ungleich beschränkteren Verbreitungsbezirk haben, als jene fürchterlichen Amphibien. Nirgends gibt es so viele dieser Ungethüme, als auf Borneo. Der holländische Naturforscher Müller, welcher die Südküste jener großen Insel bereist hat, begegnete oft in Entfernung einer Wegstunde zehn bis zwölf Krokodilen, und erhielt obendrein von den Eingebornen die Versicherung, daß sie in einem viel geringeren Raume innerhalb weniger Wochen eine gleiche Zahl getödtet hätten. Man sollte glauben, daß eine so ansehnliche Menge schwer zu sättigender Raubthiere nach und nach die übrigen Wasserbewohner vertilgen müßte, allein die Eingebornen haben keine Verminderung derselben bemerkt. Borneo ist ungemein reich an Fischen; die zahlreichen das Innere durchschneidenden Flüsse und die tief in das Land tretenden Meeresarme und Baien wimmeln von solchen. Uebrigens bilden Fische keineswegs die einzige Nahrung des indischen Krokodils, welches vielmehr alles Thierische, es sei frisch oder halb verfault, gierig verschlingt. Sogar ziemlich große Steine finden in seinen Magen den Weg, eine sonderbare, auch an den amerikanischen Jacarés und Kaimanen beobachtete Erscheinung, die man auf verschiedene Art gedeutet hat. Der Magen der im Innern von Borneo gefangenen Krokodile enthielt stets ein paar abgerundete Quarzstücke und Brocken von Steinkohlen, welche zum Theil von Faustgröße waren. Die Malaien Borneo's legen diesen Appetit des Krokodils auf eine wunderliche Weise aus. Sie behaupten, daß aus der Zahl der Steine sich erkennen lasse, wie weit her ein Krokodil gekommen, indem es die Gewohnheit habe, bei jedem angetroffenen Dorfe einen Stein, gleichsam zum Andenken, zu verschlingen.

Um Vögel und Säugthiere zu fangen, legen sich die Krokodile dicht am Ufer, jedoch vom Wasser verborgen, auf die Lauer, und verharren, bewegungslos ausgestreckt, bis irgend eine Beute naht. Die oben genannten Reisenden hatten am Flusse Dusson in Borneo Gelegenheit, eine solche Scene zu beobachten. Ein junges Krokodil, von drei bis vier Fuß Länge, lag steif auf einer schlammigen aber sonnigen Uferstelle, und gab nicht das geringste Lebenszeichen, während es ein grauer Strandläufer ohne alle Furcht und wohl auch ohne Ahnung der Gefahr, bald näher, bald ferner umkreiste. Sobald jedoch der Vogel sich dem Rachen gegenüber befand, wurde er von dem Raubthiere pfeilschnell erhascht und verschlungen. Im Allgemeinen bedienen sich also diese Amphibien desselben Verfahrens wie die Katzen, und überfallen ihre arglose Beute mit unerwarteter Schnelligkeit; indessen sind sie gezwungen, um die Nachtheile der Unbiegsamkeit ihres Körpers auszugleichen, weit mehr Geduld und List aufzubieten, als die reißenden Thiere des Festlandes. Es gelingt ihnen dennoch, Hirsche, Wildschweine, Hunde, Ziegen, Affen und andere Thiere zu fangen, wenn diese, vom Durst getrieben, sich den Ufern nähern. Hunde, die einmal ein solches Ungeheuer in der Nähe gesehen, behalten einen solchen Grad von Furcht, daß sie sich nur mit größter Vorsicht an das Wasser begeben. Die holländischen Naturforscher beobachteten an der Küste von Timor mehrmals Hunde, die plötzlich vor ihrem eigenen Schatten zurückfuhren, wohl eine halbe Stunde lang in Entfernung von sechs bis acht Schritten vom Ufer zitternd stehen

*) Die Krokodile gehören zu den Amphibien, und bilden nach Oken ein eigenes Geschlecht, welches zugleich eine Zunft, und zwar die letzte dieser Klasse, ausmacht; sie halten sich in den großen Seen und Flüssen Asiens, Afrika's, Amerika's und Australiens auf und leben von größeren und kleineren Thieren, hauptsächlich aber von Fischen. Man kennt etwa 12 verschiedene Arten. Wir behalten uns eine weitere Beschreibung dieser merkwürdigen Thiere vor, und wollen dieselbe dann mit den nöthigen Abbildungen begleiten. Vorstehenden Aufsatz entnehmen wir, mit geringen Abänderungen, dem geschätzten Tagblatte: Ausland, 1842. D. R.

Lith. Anst. v. C. Schenk in Stuttgart

blieben, und, unverwandten Auges nach dem Orte starrend, wo ihnen das Schreckbild erschienen war, erst heftig bellten, und dann in lautes und ängstliches Geheul ausbrachen.

So kühn und gefährlich die Krokodile in ihrem Elemente sind, so scheu und vorsichtig zeigen sie sich auf dem festen Lande. Bei dem mindesten Geräusche stürzen sie sich in das Wasser, und verschwinden schnell in seiner Tiefe, und so scharf ist ihr Gehör, daß sie die zu Land oder auf Kähnen herbeikommenden Menschen auf vierzig, sechzig und sogar auf hundert Schritte Entfernung entdecken. Sie schwimmen gleich vortrefflich sowohl mit dem Strome, als gegen den Strom, und lassen im ersten Falle ohne sichtbare Bewegung sich forttreiben. Spuren von gegenseitigem Verständniß oder von Geselligkeit lassen sie nirgends erkennen; jedes Thier lebt von Jugend auf abgesondert, und wenn man stellenweis ganze Heerden antrifft, so ist dieß aus Zufälligkeiten und örtlichen Verhältnissen abzuleiten. Während sie unter dem Wasser auf Beute lauern, lassen sie gewöhnlich nur die Nasenlöcher hervorragen, und bleiben in solcher Stellung wohl stundenlang liegen, allein sie tauchen unter, so wie irgend etwas Verdächtiges sich regt, und kommen erst in größerer Entfernung wieder an die Oberfläche. Bei weitem geräuschvoller ist die Flucht in das Wasser, wenn man ein solches Thier schlafend überrascht, und durch einen Gewehrschuß oder lautes Geschrei aufweckt; es wirft sich ungestüm in die Fluthen, und schlägt wild mit dem Schwanze um sich her. Selbst in diesem Falle gelingt es selten mit dem ersten Schusse ein Krokodil zu erlegen und an Erreichung des Wassers zu verhindern. Auch bei der tödtlichsten Verwundung bleibt ihm immer noch genug Lebenskraft, um sich einige Male umzuwenden, so daß, wenn nicht Gestrüpp aufhält, es immer noch für den Jäger verloren geht. Schießt man das Thier im Wasser, so ist noch weniger Hoffnung zu seiner Erlangung vorhanden, denn es sinkt sogleich unter, und ist natürlich in Flüssen und Baien von meist ansehnlicher Tiefe und schlammigem Boden nicht aufzusuchen. Der Körper kommt gewöhnlich erst nach drei bis vier Tagen wieder an die Oberfläche, indessen in einem für die naturhistorischen Sammler wenig brauchbaren Zustande.

Auf dem festen Lande ist die Bewegung der Krokodile meist träge, indessen vermögen sie kurze Entfernungen mit unbegreiflicher Schnelligkeit zu durchlaufen, indem sie sich mehr durch schlängelnde und schleudernde Bewegung des ganzen schweren Körpers forthelfen, als durch gewöhnlichen Gebrauch der im Verhältnisse kurzen und schwachen Füße. Man weiß, daß sie kleine Strecken zu Land zurücklegen, und daß einzelne daher bisweilen in ganz abgesondert gelegenen Morästen angetroffen werden, die man von solchen Bewohnern befreit geachtet hatte. Solche kleine Wanderungen geschehen meistens nur zur Nachtzeit, jedoch ist nicht zu entscheiden, ob sie durch Suchen nach Nahrungsmitteln veranlaßt werden, oder vielleicht mit dem Fortpflanzungsgeschäft zusammenhängen. Die holländischen Naturforscher begegneten auf einer Jagdpartie einem Krokodil von 11 Fuß Länge in mehrern Stunden Entfernung vom Strande, und zwar auf einer weiten sumpfigen Wiese, die hin und wieder Büsche trug, und dem Raubthiere keinen Zufluchtsort bot. Sie näherten sich auf zwölf Schritte, zielten und schossen mit aller Gemächlichkeit, und hatten Zeit zum erneueten Laden, bis endlich die siebente Kugel das Krokodil tödtete, welches sich nicht vertheidigte und nach kurzem Versuche auch die Flucht aufgab. Bei andern Gelegenheiten fanden sie jedoch, daß bisweilen schon eine Kugel zur Tödtung hinreichte, denn in ihrer Gegenwart erlegte ein Häuptling von Borneo am Ufer des Flusses Martapura ein sieben Fuß langes Krokodil mittelst einer wohlgezielten Büchsenkugel, die freilich die Halswirbel zerschmettert hatte. Lesueur erzählt in Perons Reise von einem ähnlichen glücklichen Schusse, der ein gewaltig großes Krokodil unsern Cupang, und fast auf demselben Orte, wo 25 Jahre später die holländischen Naturforscher gleiche Jagd hielten, in seine Hände brachte.

Der bevorzugte Sinn der Krokodile ist jedenfalls das Gehör, denn sie vernehmen unter dem Wasser und selbst in großer Entfernung alles, was an den Ufern vorgeht. Bei jedem Geräusch kommen sie an die Oberfläche, jedoch ohne selbst den geringsten Lärmen zu machen, und näheru sich, ohne völlig aufzutauchen, vorsichtig der Uferstelle, wo sich Menschen oder Thiere befinden. Geduldig warten sie auf den günstigen Augenblick und schießen erst dann, und meistens mit nur zu sicherem Erfolge auf ihre Beute los, wenn diese sich ihnen gerade gegenüber befindet. Bei dem Anfall, dem Ergreifen und Fortreißen des Raubes sind ihre Bewegungen so blitzschnell, daß man nur selten einen Nothschrei von solchen Menschen hört, welche das schreckliche Schicksal haben, in ihren Rachen zu gerathen. Ihre Beute ziehen sie stets unter das Wasser, allein sie erscheinen wenige Augenblicke nachher wieder an der Oberfläche. Ist jene nur klein, so wird sie im Schwimmen verzehrt, und dabei bleibt der Kopf des Krokodils oberhalb der Wasserfläche, allein die Körper von großen Thieren und von Menschen bringen sie gewöhnlich erst gegen Abend oder in der Nacht nach einer einsamen Uferstelle, wo man später nicht selten die Reste antrifft. Sie scheinen ihre Beute durch heftiges Hin- und Herschleudern, zum Theil auch mittelst der Zähne zu zerstücken, und bedienen sich vielleicht auch der Vorderpfoten zu diesem Zwecke. Ueberhaupt sind sie mehr Nachte- als Tagthiere, und gerade wie die großen Katzenarten spät Abends und um Mitternacht am geschäftigsten. Die Eingebornen des indischen Archipels besuchen daher die von Krokodilen bewohnten Ufergegenden nur im Nothfalle nach Sonnenuntergang, und wenden dann die äußerste Vorsicht an; werden sie bei ihren Reisen in kleinen Kähnen von der Nacht überfallen, so suchen sie die Mitte des Flusses und daher die stärkere Strömung zu halten, welche von jenen Amphibien weniger unsicher gemacht wird, als die ruhigeren Gewässer entlang der Ufer.

Auf Borneo trägt es sich nicht selten zu, daß Menschen von den Ufern und aus den Fahrzeugen auf so schnelle und geräuschlose Art geraubt werden, daß kaum die nahestehenden Personen es bemerken. Sehr alte Krokodile schlagen bisweilen mittelst ihres Schwanzes die kleinen Kähne der Eingebornen zu Trümmern, und bemächtigen sich der unglücklichen Schiffer. Ein solcher höchst trauriger Unfall ereignete sich 1838 auf Borneo. Ein Malaye, dessen Weib und einziges Kind in der kurzen Zeit von vierzehn Tagen einem gewaltig großen Krokodil des Duſonflusses zur Beute geworden waren, versuchte einige Wochen später an derselben Stelle Angeln zu legen, um — wie der Unglückliche sich selbst gegen den Holländer ausdrückte — seine Wuth zu kühlen an dem Ungethüm, welches ihm so unnennbares Leid zugefügt. In Gesellschaft dreier anderer Eingebornen begab er sich des Abends an den bestimmten Ort, um seine Angel an einen Strauch des Ufers zu befestigen, allein noch war er hiemit nicht zu Stande, als plötzlich der Kahn von unten einen so furchtbaren Schlag empfing, daß er zertrümmert wurde, und die Insulaner in das Wasser stürzten. Drei Männer entkamen an das Ufer, allein der Vierte fehlte! Der verzweifelte Rächer seines Weibes und Kindes war demselben Unthier zur Beute geworden, welches jene verschlungen hatte.

Eine andere nicht minder traurige Begebenheit ereignete sich wenige Monate vor Ankunft der holländischen Naturforscher am Flusse Sungej Karau, an dessen Ufern zwar ein lebhafter Handel getrieben wird, der aber seiner Krokodile wegen weit und breit berüchtigt ist. Ein unlängst verheiratheter Malaye aus dem Dorfe Ketap hatte sich mit seiner jungen Frau auf einem kleinen Kahne aus Eisenholz (Kaju-Ulin) eingeschifft, um Verwandte am Duſonflusse zu besuchen. Des Abends heimkehrend, und bereits in der Mündung des erst genannten Flusses wurde er während des Ruderns von einem ungeheuer großen Krokodil von hinten aus dem Kahn gerissen, und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß die wie gewöhnlich im Vordertheile sitzende Frau, aufmerksam gemacht durch die Erschütterung des Fahrzeuges, sich umsehend von ihrem sinkenden Gatten nur noch einen Arm gewahrte. Bakal Bodien, Häuptling dieser Gegend und Onkel des Verunglückten, bot Alles auf, um des Raubthiers habhaft zu werden, und bediente sich dazu einiger Pangeerans, einer Klasse von Eingebornen, die allerlei Zauberei zu verstehen vorgeben, besonders im Fange der Krokodile geübt sind, und auf Java durch die sogenannten Malim vertreten werden. Sie erfüllten den Befehl, alle Krokodile ohne Unterschied der Art zu verfolgen, mit solchem Fleiße, daß die holländischen Naturforscher bei ihrer Ankunft in jener Gegend Gelegenheit fanden, ihre Sammlungen aus den aufgehäuften Schädeln sehr zu bereichern, und einige vorher noch unbeschriebene Arten festzustellen. Auch das Thier, welches durch seine Raubsucht den Kreuzzug hervorgerufen, wurde gefangen und erlegt, und sein ungewöhnlich großer Schädel ziert jetzt die Sammlung Leydens.

Von allen andern Inseln jenes Archipels ließen sich ähnliche traurige Geschichten erzählen, doch laufen sie am Ende alle darauf hinaus, die Gefräßigkeit, List und Gefährlichkeit jener furchtbaren Amphibien in helles Licht zu stellen. Hier ist ein Mann oder eine Frau während des Badens in den Abendstunden oder um Mitternacht von einem Krokodil geraubt worden, dort wurde ein Kind aus den Händen der Mutter gerissen, die es sorglos am Ufer stehend wusch, und was dergleichen schreckliche Begebnisse mehr sind. Bisweilen sind aber Angegriffene glücklicher gewesen, und haben nur Quetschungen davon getragen. Man hat besonders von Fischern auf Java und Amboina gehört, die, während sie über eine stille Bai ruderten, plötzlich von einem Krokodil am Arme gepackt wurden, aber nach einigem Ringen sich wieder frei machten, indem sie aus den größeren und fester auf dem Wasser liegenden Böten nicht so leicht herauszureißen waren, wie aus den schwankenden Flußkähnen. Auf Borneo trug sich der höchst seltene Fall zu, daß ein schon unter das Wasser gezogener Mann sich befreite und entkam. Vier Dajaks begaben sich, um zu fischen, Nachmittags nach dem Küstensee Lampur, welcher am linken Ufer des Duſonflusses, ungefähr unter 1° 40′ südlicher Breite liegt. Der auf der Spitze des Fahrzeuges stehende und mit Auswerfen des Netzes beschäftigte Mann wurde plötzlich von einem riesengroßen Krokodil an den Füßen gepackt und unter das Wasser gezogen. Schon gab man den Unglücklichen verloren, als auf einmal das Raubthier, noch immer den laut um Hülfe Schreienden im Rachen haltend, hart neben dem Kahne wieder auftauchte. Von Entsetzen und Mitleid gleich sehr ergriffen, entschloß sich der im Fahrzeug stehende Bruder alles zur Rettung des fast Verlorenen aufzubieten, ergriff diesen bei dem Arme, sprang selbst in das Wasser, und brachte mit einem Jagdmesser dem Krokodil einen solchen Hieb im Nacken bei, daß dieses seine Beute losließ, und beide Jndier unangegriffen das Fahrzeug wieder erreichen konnten. Die Wunden des Geretteten waren indessen so furchtbarer Natur, daß er nach zweitägigen schweren Leiden starb. Das besiegte Krokodil ist von den Eingebornen nie wieder erblickt worden.

In Borneo, welches durch seine natürliche Beschaffenheit die Verbreitung dieser raubsüchtigen Amphibien so begünstigt, daß alle Gewässer der Ebenen von ihnen wimmeln, äußern die Eingebornen eine merkwürdige Gleichgültigkeit gegen die Gefahr, und setzen sich derselben bisweilen mit vielem Leichtsinne aus; solche Vermessenheit darf nicht mit Muth verwechselt werden, und entspringt nicht aus dem Gefühle der Kraft, sondern aus einer Unbedachtsamkeit, die man allerdings aus der Gewöhnung an den Anblick solcher Unthiere erklären kann. Jndessen haben die halbwilden Bewohner dieser Jnsel mindestens die Vorsicht, sichere Badeplätze in der Nähe ihrer Wohnungen anzulegen, indem sie starke Pfähle in den Boden des Flusses schlagen, die, gegen vier Fuß über die Oberfläche ragend, eine feste, halbkreisförmige Umzäunung bilden. Bisweilen errichten

ſie auf ſchwimmenden Flößen kleine Häuſer aus Bambus oder ähnlichem leichtem Holz, welche nach unten gefſcherte Badekaſten enthalten.

Die aufgeklärten Reiſenden unſerer Zeit bemühen ſich ganz umſonſt, wenn ſie in Indien Beweiſe der von Marsden den Krokodilen zugeſchriebenen Zauberkraft aufſuchen. Nicht einmal die Eingebornen haben von der Macht gehört, welche jene Amphibien auf kleine Landthiere ausüben ſollen, indem ſie dieſelben anblicken, in Erſtarrung verſetzen und alles freien Willens berauben. Die ganze Geſchichte erinnnert an ähnliche Fabeln, die über die amerikaniſchen Klapperſchlangen ſich allzu lange in Umlauf erhalten haben, und iſt eben ſo wenig in der Natur begründet, als dieſe. Gleich unwahr iſt alles, was über die religiöſe Achtung erzählt worden, mit welcher die Krokodile von den Eingebornen betrachtet werden ſollen. Sie gelten für nichts weniger als heilige Geſchöpfe, und entgegengeſetzte Erzählungen alter Bücher verdienen kaum Berückſichtigung. Höchſtens entdeckt man bei genauer Forſchung eine und die andere Ueberlieferung, die aber meiſtens ſehr ungereimter Art iſt. Auf Java und Sumatra glauben die Eingebornen, daß es Krokodile gebe, in welchen menſchliche Seelen wie verbannt hauſen, und ſolche Thiere ſonach verwandelte Menſchen wären, die ſich irgend eines großen Verbrechens ſchuldig gemacht. Beſonders wird, wie ſie ſagen, der Meineid mit ſolcher Seelenwanderung auf hundert und mehr Jahre beſtraft, wenn der Schwörende erklärte, daß er das Schickſal der Verwandlung erleiden wolle, falls er mit Wiſſen einer Unwahrheit ſich ſchuldig mache. Dergleichen Krokodile ſollen auch ſich unſichtbar machen können, um mit größter Sicherheit in der Nähe der Dörfer zu hauſen, zum Schreck und Nachtheil der Eingebornen. Aehnliche Fabeln erzählt und glaubt man auch von großen Tigern.

Auf Timor gaben die Krokodile bis vor ungefähr 60 Jahren Veranlaſſung zu einer großen Barbarei. Zufolge alter und ſehr dunkler Ueberlieferungen leiteten die eingebornen Fürſten von Kupang ihren Stamm von jenen Thieren ab, welchen ſie daher zu beſtimmten Zeiten Opfer brachten, die aus rothborſtigen Schweinen oder wohl auch aus Menſchen beſtanden. Bei Gelegenheit einer Thronbeſteigung ſoll es beſonders Sitte geweſen ſeyn, einen Menſchen den Krokodilen vorzuwerfen, die, an einem beſtimmten Orte der Küſte regelmäßig gefüttert, gewohnt waren auf den Ruf herbeizukommen. Umgeben von den vornehmſten des Reichs und Tauſenden von Zuſchauern begab ſich der neue Herrſcher an den Strand, und war Zeuge, wie ein junges Mädchen, an Händen und Füßen gebunden, aber mit Blumen verziert und mit wohlriechenden Kräutern eingerieben, in eine Vertiefung des felſigen Ufers gelegt und ein Krokodil durch einen der vornehmſten Krieger herbeigerufen wurde, welches ſogleich auf ſein Opfer losſtürzte und mit ihm unter den Wellen verſchwand.

Die Gewohnheit dieſer Thiere, am Tage ſich ſchlafend an der Küſte auszuſtrecken, entweder zwiſchen hohem Schilf und ähnlichen Pflanzen, oder unter einem weit überhängenden Baumſtamme, gibt Veranlaſſung zu einem ganz eigenthümlichen Verfahren der Dajaks am Sampitfluſſe, welche das Krokodil ſeines Fleiſches wegen verfolgen. Das letztere gilt wenigſtens jenen Eingebornen als angenehme Speiſe, und gleicht im Allgemeinen wirklich demjenigen großer Seeſchildkröten. An den gewöhnlichen Ruhepläßen jener Thiere legt man Bretter hin, welche mit Harz dick beſtrichen an das Krokodil, ſobald dieſes einige Zeit ruhig gelegen, ſo feſtkleben, daß ziemliche Kraft erfordert wird, ſie wieder abzureißen. Sehen die Inſulaner, daß ein Thier in ſolchen Zuſtand verſetzt iſt, ſo ſtürzen ſie auf daſſelbe mit Piken und Jagdmeſſern bewaffnet, ſowohl zu Lande als auf Kähnen los. Das erſchreckte Thier gibt ſich alle Mühe unterzutauchen, wird aber durch das anklebende Brett verhindert, und erliegt, auf der Oberfläche herumgetrieben, nur erſt nach langem Ringen und gefährlichem Widerſtande. Es läßt ſich dieſes Verfahren zumal auf ſolche Orte anwenden, wo die Krokodile an Nahrung Ueberfluß finden, und daher keinen Köder anrühren; wo aber der Hunger zu dem letzteren zwingt, da zieht man das Angeln auch weit der beſchriebenen, gefahrloſeren Fangart vor. Die zu dieſem Zwecke von den Bewohnern des öſtlichen Archipels gebrauchten Angeln beſtehen häufiger aus Holz, als aus Eiſen. Gewöhnlich wählt man ein ſtarkes, rundes Stück Holz von vier Zoll Länge und anderthalb Zoll Durchmeſſer, welches, an beiden Enden zugeſpitzt, in der Mitte etwas eingekerbt und eben da an eine ſtarke Leine befeſtigt iſt, die aus geſpaltenem ſpaniſchem Rohr ſehr ſorgfältig bereitet, an der Stelle, wo das ſcharfe Gebiß des gefangenen Thieres aufſällt, durch ein dickes Stück von Baumbaſtlau erſetzt wird und je nach Umſtänden bis 15 Klafter Länge haben kann. Das untere Ende dieſer Leine und die Angel ſelbſt umwickelt man vorſichtigſt mit friſchem Fleiſch, und macht aus dem Ganzen einen Biſſen von anderthalb Fuß Länge, den man nach aufgeſpaltenem Rotang verwahrt, um gradweiſes Abnagen durch Leguane und ſelbſt durch Krokodile zu verhindern. Der völlig zubereitete Apparat wird an einem ruhigen Orte, welcher überhaupt zum Fange ſich eignet, an einem Baumſtamme dergeſtalt aufgehangen, daß der Köder etwa zwei Fuß unter dem Waſſerſpiegel liegt, indeſſen geſchieht dieſes vorzüglich am Abend, weil Krokodile eben ſo wie Tiger am Tage niemals eine Lockſpeiſe anrühren. Geheimnißvolle Gebräuche fehlen dabei auch nicht, denn der Fang wird meiſtens nur durch die ſchon erwähnten Malims oder Pangeerans betrieben, welche übrigens ſich abgeneigt zeigen, ſo gefährliche Raubthiere ohne Nothwendigkeit zu verfolgen, und daher ihre Angel nur dann erſt legen, wenn ein Menſch, ein Hausthier, ein junger Büffel, Hund, oder nur eine Ente oder Huhn vom Krokodil weggeholt wurde, und dieſes durch ſolche That (Doſa, d. h. Sünde, wie die Malayen ſich ausdrücken) ſtrafbar geworden iſt. So einfältig ſind jene Leute, daß ſie ſich einbilden, es ſei das Krokodil von der Bosheit ſeiner Handlungen überzeugt, mit Reue ihretwegen erfüllt und bereit,

seine Schuld (Salah der Malayen) zu büßen. Wenn dergleichen in ganz Indien herrschender Aberglaube auch auf Borneo nicht fehlt, so sind doch die Eingebornen dieser Insel weit weniger gewissenhaft, und tödten die Krokodile, auch wenn sie noch keinen großen Schaden angerichtet. Ist aber ein Familienglied oder ein geliebtes Hausthier geraubt worden, dann wird bisweilen eine allgemeine Verfolgung angeordnet, an welcher alle Bewohner eines Distriktes Theil nehmen. Den gefangenen Krokodilen schneidet man die Köpfe ab, und stellt diese mit weit klaffendem Rachen auf besondere Gerüste am Flußufer auf, gleichsam zur Warnung ihrer in der Nachbarschaft lebenden Stammverwandten. Im Innern von Borneo begegnet man vielen dieser Gestelle, welche drei oder vier, bisweilen auch acht Schädel tragen. Die größte Sammlung besitzt gegenwärtig wohl der Häuptling Bakal Bodien, der nach dem Tode seines Neffen das ganze Volk aufbot, und einen Schwur that, nicht eher ruhen zu wollen, bis die Krokodile des Flusses Karau bis auf das letzte vertilgt wären.

Die Pangeerans wenden geheimnißvolle Mittel an, und unterwerfen sich einer persönliche Vorbereitung, um recht guten Erfolg im Krokodilfange zu haben. Sieben Tage vor Legung der Angel müssen sie sich hüten, irgend eine Speise zu kauen, weil sonst das Krokodil dasselbe thun, und die verborgene Gefahr sehr leicht entdecken würde. Benzoe und Reiskörner müssen unter gewissen Beschwörungsformeln in das Wasser gestreut werden, nämlich da, wo die Angel liegen soll, und zum Beschlusse wird alsdann das Thier mit lauter Stimme gerufen, und ihm befohlen, sich einzufinden, und den Köder zu verschlingen. So viel scheint jedoch gewiß, daß, wer das Answerfen der Angel unternimmt, ohne mit gewissen Vorsichten und geheimen Kunstgriffen vertraut zu sein, große Gefahr läuft, angefallen und verschlungen zu werden; wir haben oben die Geschichte des Mannes erzählt, der, ohne Pangeeran zu sein, es unternahm, Weib und Kind zu rächen, und darüber das Leben verlor. Wenn aber das Krokodil den großen Bissen wirklich hinabgewürgt hat, so ist darum sein Fang noch nicht ohne Schwierigkeit, denn es verbirgt sich am Boden des Flusses oder in einem sonstigen Versteck, sobald es sich festgehalten fühlt. Die Leine ist wegen der weißen Farbe des Rotang leicht zu entdecken. Die Indier ergreifen ihr freies, stets obenauf schwimmendes Ende, und suchen vermittelst einiger tüchtiger Rucke die Angel noch tiefer in die weichen Theile des Schlundes eindringen zu machen. Ist das gefangene Thier sehr groß, dann geschieht es wohl auch, daß es den kleinen Kahn der Jäger pfeilschnell durch das Wasser mit sich fortreißt, und erst nach eingetretener Ermüdung sich an das Ufer ziehen läßt, wo man ihm ein Seil aus Rotang, Fasern von Cocos oder anderen Palmen über die Schnauze wirft und dann die Füße festbindet. Hat der Fang in der Nähe eines Dorfes stattgefunden, dann vereinigen sich alle Bewohner, um das wehrlos gemachte Unthier auf alle Art zu reizen und zu quälen, und erstechen es erst, nachdem sie ihre Lust vollkommen gebüßt, mit langen Lanzen. Indessen auch im gebundenen Zustande bleibt das Krokodil noch gefährlich, und man thut wohl, sich in angemessener Entfernung von ihm zu halten, da es mit seinem langen Schwanze nach beiden Seiten furchtbare Schläge austheilt. In Gegenden, wo man das Fleisch dieser Thiere nicht genießt, also zumal da, wo die Einwohner Muhamedaner sind, wirft man den todten Körper in einen rasch strömenden Fluß.

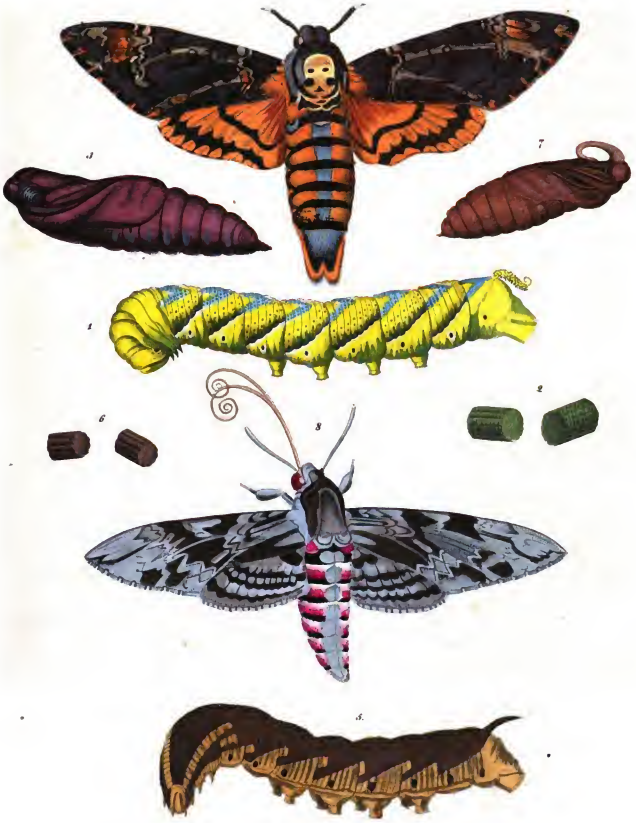
Obgleich die Krokodile in einigen Flußmündungen und Baien der Küste Java's häufig vorkommen, so bringen sie doch den Einwohnern weit weniger Nachtheil als auf den östlicher gelegenen Inseln. Sie finden in jenen Gegenden so reichliche Nahrung, daß sie den Menschen nicht anzugreifen brauchen, denn wo die Bevölkerung so zahlreich ist, führen die Flüsse stets todte Pferde, Büffel, Hunde und andere Hausthiere herab, während die Matrosen der vor Anker liegenden Schiffe täglich eine Menge Abfälle, Eingeweide von Thieren u. dgl. über Bord werfen.

Schwärmer (Sphinges).

(Tafel 47.)

Die Schwärmer oder ächten Abendschmetterlinge machen die dritte Sippe der Abendfalter aus, eine Abtheilung, welche die wenigsten Gattungen, wenigstens unter den einheimischen Schmetterlingen umfaßt, von denen aber auch die Tropenländer ungleich weniger aufzuweisen haben, als von den Gattungen aller andern Sippen.

Die Schwärmer oder Schnurrer sind meist große Schmetterlinge, welche viel breiter als lang sind, einen sehr schnellen Flug haben, und sich nur von der Abenddämmerung bis gegen Mitternacht, seltener auch in der Morgendämmerung zeigen. Der Leib ist sehr dick, hinten zugespitzt und oft mit einem Schwanze von Haaren besetzt. Die Augen sind sehr groß und zur Fernsicht bei Nacht eingerichtet, was bei ihrem raschen Flug überaus nothwendig ist. Ihre Fühler sind kurz, gekerbt, mit einer Kante und vorn mit einem kleinen, spitzen Häkchen versehen. Beim Fluge machen sie ein Gesumme, welches eine Folge der schnellen Flügelbewegung ist. Ihre Nahrung saugen sie vermittelst ihres Rüssels schwebend aus Blumen. Die schmalen und langen Flügel bedecken in der Ruhe gänzlich den Leib, welcher um vieles kürzer ist. Eine höchst merkwürdige Einrichtung, welche auch bei den übrigen Nachtschmetterlingen vorkommt, findet sich bei den Schnurrern. Es würde nämlich bei diesen, ihrer schmalen Flügel wegen, häufig vorkommen, daß bei dem raschen Fluge diese über einander gebracht und der Flug dadurch gehemmt würde. Um dieses zu verhüten, ist unten am innern Rande der Vorderflügel ein Häkchen, an den Unterflügeln aber, diesem gegenüber, ein dünner Büschel steifer Haare angebracht. In der Ruhe bedecken sich die Flügel, werden sie aber ausgebreitet, so fallen die Haare in das Häkchen ein und verbinden beide Flügel wie durch einen


4
3
7
1
2
6
8
5

Riegel. Durch dieses Zusammenhalten kann der Schmetterling die Luft leichter schlagen und mit mehr Sicherheit die beabsichtigte Richtung verfolgen.

Die Schwärmer haben die Gewohnheit, nach dem Lichte zu fliegen und sie kommen deßhalb des Nachts nicht selten in die Zimmer, auch benutzt man diesen Umstand bei ihrem Fange, indem man eine Laterne anzündet, um sie herbeizulocken.

Die Färbung der Oberflügel ist meist ein düsteres Grau und Braun, dagegen haben die Unterflügel und oft auch der Hinterleib eine angenehme und lebhaftere Zeichnung.

Die Raupen sind groß, dick und fleischig; ihre Färbung ist sehr schön, meist grün mit farbigen Bändern. Auf dem Schwanzringel tragen sie ein Horn, dessen Bestimmung gänzlich unbekannt ist; manche haben statt desselben auch ein horniges Schildchen. Ihren Aufenthalt haben sie sowohl auf krautartigen Pflanzen als auf Sträuchern und Bäumen. Zur Verpuppung spinnen sie sich in einer Erdhöhle oder am Boden zwischen Blättern leicht ein und überwintern gewöhnlich als Puppe; nur bei anhaltend gutem Wetter erscheint der Schmetterling noch im nämlichen Jahre. Schädlich sind unter ihnen sehr wenige. Einige von den Raupen der Schnurrer halten sich am Tage verborgen und kommen nur des Nachts hervor, um ihrer Nahrung nachzugehen.

Nach den Verschiedenheiten, welche die Schmetterlinge in Bau, Größe und Färbung zeigen, kann man sie als Wiederholungen den beiden andern Sippen ihrer Zunft gegenüber stellen oder die daraus sich ergebenden Unterschiede als eine Vergleichung mit den drei übrigen Zünften der ganzen Ordnung betrachten. Ersteres habe ich bereits in meinem Schmetterlingsbuche *) gethan; in letzterer Hinsicht aber würden die Schnurrer zerfallen in

Mottenartige,
Phalänenartige und
Falterartige.

Um aus dieser kurzen Abhandlung ein nützliches Ganzes zu machen, wollen wir in dieser Reihenfolge sämmtliche Gattungen nach Verbreitung und Aufenthalt anführen.

Mottenartige.

1. Der Tagschnurrer. Täubchen, Tauben- und Karpfenschwanz (Sphinx stellatarum). In ganz Deutschland häufig an blumigen Waldrändern und in Gärten; die Raupe auf Waldstroh, Labkraut und Färberröthe.

2. Der croatische Schnurrer (Sphinx croatica). Aus Croatien. Raupe unbekannt.

3. Der Gorgonschnurrer (Sphinx gorgon). An der Wolga.

4. Der Nachtkerzenschnurrer (Sphinx oenothera). Der Schmetterling erscheint zu Ende des Frühjahrs; die Raupe in den ersten Sommermonaten auf der Nachtkerze, dem gemeinen und Schotenweiderich. Nicht häufig.

5. Der kleine Weinschnurrer. Schweinchen, kleine Weinmotte (Sphinx porcellus). Im Mai und Juni fliegend, ziemlich häufig. Die Raupe findet sich auf Labkraut, Weiderich und Waldstroh, seltener auf dem Weinstock während des Sommers.

6. Der mittlere Weinschnurrer. Weinschwärmer, großer Weinvogel, großes Schwein, Elephantenrüssel (Sphinx elpenor). Die Raupe nährt sich von denselben Pflanzen wie die Vorige; der Schmetterling erscheint im Juni.

7. Der Wolfsmilchschnurrer (Sphinx euphorbiae). Seine Raupe lebt ziemlich häufig in ganz Deutschland auf der gemeinen Wolfsmilch den ganzen Sommer hindurch bis zum Spätjahr. Der Schmetterling kommt im Juni zum Vorschein.

8. Der Labkrautschnurrer (Sphinx galii). Raupe und Schmetterling erscheinen zur selben Zeit wie der Wolfsmilchschnurrer, sind aber viel seltener. Erstere lebt nur auf dem Labkraut.

9. Der livorniſche Schnurrer (Sphinx livornica). Im südlichen Europa, besonders in Italien. Die Raupe lebt auf dem Waldstroh.

Phalänenartige.

10. Der Fledermausschnurrer (Sphinx vespertilio). Aus Italien. Die Raupe ist nicht bekannt.

11. Der Celänoschnurrer (Sphinx celaeno). Höchst selten im südlichen Deutschland und in Frankreich. Verwandlung unbekannt.

12. Der Haftdornschwärmer (Sphinx hippophaës). Aus der Wallachei; er schlüpft im Frühjahr aus. Die Raupe lebt auf dem Haftdorn.

13. Der Lindenschnurrer. Lindenschwärmer, Lindenmotte und Lindensänger (Sphinx tiliae). Die Raupe von der Mitte des Sommers an auf verschiedenen Obstbäumen, Aspen, Birken, Weiden und Linden. Der Schmetterling zeigt sich zu Ende des Frühjahrs.

14. Der geaugte Schnurrer. Abendpfauenauge, Weidenschwärmer (Sphinx ocellata). Die Raupe nährt sich von den Blättern der Aepfel, Schleben, Aspen, Linden, am liebsten aber der Weiden. Man findet sie den ganzen Sommer hindurch. Im Frühjahr schlüpft der Schmetterling aus.

15. Der Pappelschnurrer. Kreuzschwärmer, Zahnflügel (Sphinx populi). Den Schmetterling findet man vom Ende des Frühjahrs an häufig an den Stämmen der Pappeln, Aspen und Weiden sitzend, von deren Blättern sich die Raupe während des Sommers nährt.

16. Der Eichenschnurrer (Sphinx quercus). Der seltenste unter allen. Die Raupe lebt auf der Eiche; die Zeit ihrer Verwandlung ist nicht mit Bestimmtheit bekannt.

Falterartige.

17. Der Fichtenschnurrer. Fichtenschwärmer, Fichtenmotte, Tannenpfeilflügel (Sphinx pinastri). Ein den Kiefern schädlicher Schmetterling, an welchen er im Juni und Juli im Raupenzustande zu finden ist. Der Schmetterling erscheint am Ende des Frühjahrs. Ziemlich häufig.

*) Bei C. Hoffmann in Stuttgart 1843 erschienen und nicht nur alle einheimischen Schnurrer, sondern auch einen sehr großen Theil der übrigen deutschen Schmetterlinge nach Abbildung und Beschreibung enthaltend.

18 Der große Weinschnurrer. Phönix, Weinschwärmer, Traubenlecke (Sphinx eelerio). Zu Ende des Frühjahrs findet man den Schmetterling, die Raupe den ganzen Sommer hindurch auf den Blättern der Weinrebe. Sehr selten und in manchen Gegenden ganz verschwunden.

19. Der Oleanderschwärmer. Oleandervogel, Oleandermotte (Sphinx nerii). Ist eigentlich ein Bewohner Indiens, dessen Raupe auf der bei uns bekannten Zierpflanze, dem Oleanderstrauch, wächset, der giftig ist, aber seiner schönen Blüthen wegen häufig in Töpfen gehalten wird. Die Raupe, welche den ganzen Sommer auf der angeführten Pflanze lebt, wurde als Seltenheit in der Gegend von Wien, Nürnberg und Berlin, so wie in Sachsen und Schwaben gefunden. Auch der Schmetterling ist schon in mehreren Exemplaren in Rheinbaiern und bei Mannheim gefangen worden. Er geht noch im Spätjahr aus der Puppe hervor.

20. Der Ligusterschnurrer. Rainweidenschwärmer (Sphinx ligustri). Die Raupe im Spätsommer auf den Blättern des Ligusters, auch auf der Eiche, dem Gaisblatt, der Kardendistel und des Hollunders. Der Schmetterling erscheint um die Mitte des Sommers.

21. Der Windigschnurrer. Windenschwärmer (Sphinx convolvuli). Die Figuren 5—8 unserer Tafel gehören diesem Schmetterling an. Seine Raupe (Fig. 5) lebt auf der Ackerwinde; sie trägt ein Schwanzhorn, ist unten hell- oben dunkelbraun; ihren Koth (Fig. 6) haben wir abgebildet, weil man nach diesem mit Sicherheit auf das Vorhandensein der Raupe schließen darf. Der Schmetterling ist, wie alle Figuren unserer Tafel, in natürlicher Größe gegeben. Seine Hauptfarbe ist grau mit zahlreichen braunen Zeichnungen, welche in Feldern, Bändern, Streifen und Zickzacklinien bestehen. Die großen Augen sind braunroth, der getheilte Rüssel hellbraun, am Hinterleib nur die Mitte grau, und die Seiten mit schwarzen und rothen, in Weiß verlaufenden Bändern geziert. Die Raupe kommt auch in grüner Abänderung mit gelben Seitenstreifen vor. Man findet sie von Anfang bis zu Ende des Sommers, nach welcher Zeit sie tief in die Erde geht, um sich daselbst in einer geräumigen Höhle in die schön rothbraune Puppe (Fig. 7) zu verwandeln, aus welcher bei anhaltend gutem Wetter der Schmetterling schon nach vier Wochen, im andern Falle aber erst im nächsten Frühjahr hervorkommt, übrigens nicht sehr häufig ist.

22. Der schönste und größte Schnurrer ist der Todtenkopfschnurrer, Todtenvogel oder Jasminschwärmer (Sphinx atropos) (Fig 4), welcher in manchen Jahren ziemlich häufig ist. Der lebhaft gefärbte Hinterleib und die Unterflügel geben ihm bei den düstern Zeichnungen der Vorderflügel ein vortheilhaftes Aussehen. Seinen Namen hat er von der Zeichnung auf dem Vorderleibe erhalten, welche man mit einem Schädel verglich. Verbunden mit einem andern Umstande, dem wir in der Naturgeschichte dieses Schmetterlings begegnen, hat der Aberglaube diesen Zufall benutzt, um ihn als einen Gegenstand des Schreckens zu bezeichneu. Der Todtenkopf gibt nämlich ziemlich starke Töne von sich, welche einem pfeifenden Gesumme gleichen, und durch Reibung des starken, aber sehr kurzen Rüssels zwischen den Schnurren entstehen. Da dieser Ton allerdings kläglich ist, so hat man ihm die Bedeutung angeknüpft, daß er das Zeichen eines bevorstehenden Unglücks sei. Der Schmetterling wurde als ein Vorbote des Todes, einer allgemeinen Sterblichkeit bezeichnet, ein Glaube, der dadurch verstärkt wurde, daß solche Ereignisse natürlich manchmal mit seinem Erscheinen zusammen trafen.

Die schöne, gelb gefärbte Raupe (Fig. 1) mit dem gebogenen Schwanzhorn, den dunkeln, weiß begränzten Seitenstreifen und den blauen Zickzackbändern auf dem Rücken ist wohl eine der schönsten Raupen überhaupt. Sie findet sich in allen südlichen und gemäßigten Gegenden von Europa, und nährt sich nicht bloß vom wilden Jasmin und dem Kraute der Kartoffeln, sondern frißt auch die Blätter der Erdbeeren, des Waids, der Färberröthe, des Stechapfels, Gaisblatts, Hauss, Liguſters, so wie Maulbeer-, Birnen- und Spindelbaumblätter. Sie frißt nur des Nachts, und bleibt am Tage gänzlich verborgen, daher man nur nach dem Kothe (Fig. 2) suchen muß, und dann des Nachts mit der Laterne gewiß eine oder mehrere Raupen finden wird, wozu es während des Sommers Zeit ist. Gegen das Ende desselben verpuppt sie sich in einer leichten Erdhöhle und verwandelt sich darin in eine schön rothbraune Puppe (Fig. 3). Im September, 8—9 Wochen nach der Verpuppung, kommt der Schmetterling zum Vorschein, der nicht selten in Gebäuden, welche in der Nähe der Felder liegen, durch die offenen Fenster fliegt und daselbst gefangen wird. Auch in Asien und Afrika ist er einheimisch, jedoch weicht seine Zeichnung, obgleich wesentlich dieselbe, daselbst vielfältig ab.

Berge.

Die Götterlehre der Griechen und Römer.

II.

(Siehe Seite 234.)

Wer von unsern freundlichen Lesern uns bis jetzt durch die lichten Regionen der antiken Götterwelt gefolgt ist, möge es nicht verschmähen, sich nunmehr unserer Führung in die Unterwelt zu überlassen. Es waren verschiedene Wege, auf welchen man sich diesem geheimnißvollen Bezirke nähern durfte. Der gewöhnlichste, am häufigsten betretene, begann beim Vorgebirge Tänaros in Lakonien, dem jetzigen Kap Matapan. Dort befand sich eine finstere, tiefe Höhle, die der regen Phantastie der Alten den Gedanken eingeben mußte, daß dies der Schlund sei, der das Reich des Lichtes mit dem der Finsterniß verband. Die uralte Volkssage im Vereine mit den erfindungsreichsten Dichtern schmückte den schauerlichen Ort mit den wundersamsten Mährchen. Eine andere Straße befand sich in Epirus, nicht minder reich ausgeschmückt mit ergreifenden, die Einbildungskraft belebenden Erfindungen. Der Avernus, ein

vulkanischer See, über dessen ruhigem Spiegel stets Schwefeldünste brüten, wurde gleichfalls als Eingang zum Reiche des Pluto angenommen, und die Flüsse Acheron und Cocytus, deren Gewässer ungenießbar, die plötzlich ihren Lauf unter Felsen begraben und eine Zeitlang durch unzugängliche Grüfte und Höhlen fortfließen, um dann wieder zur Oberfläche der Erde hervorzubrechen, bis sie endlich sich abermals unter Felsen verlieren, mußten den Alten nothwendig als Höllenflüsse erscheinen, auf deren trüben Wellen man in das ewige Reich der Nacht hinabschwimmen konnte.

Hier war es, wo die göttergleichen Helden Theseus und Pirithous in die Unterwelt stiegen, um die Proserpina zu entführen; hier drang Herkules hindurch, um den Theseus und die Alceste zu befreien; auch Orpheus, der Schöpfer der Musik, wagte diesen Gang, um sich seine geliebte Gattin Euridice wieder zu gewinnen. Der Dichtervater Homer verlegte den Eingang zu den Schatten mehr nach Westen; bei Virgil befand er sich noch westlicher. Dies ist so zu erklären. Das Thor der Unterwelt mußte die Einbildungskraft nothwendig mit dem Untergange der Sonne in Verbindung setzen. Wo die Nacht heraufzog und das Licht des Tages erlosch, dort war auch das Land der Finsterniß, der schreckbare Wohnsitz der Schatten. Wie nun aber die bewohnte Erde ihre Gränzen immer weiter nach dem Westen dehnte und die Weltkunde in dem Maße fortschritt, da rückte auch wie natürlich das Schattenreich immer mit.

Nur Schatten, Schemen, Scheingestalten bewohnten diese von der lichten Oberwelt geschiedene Region; das lärmende Treiben der Menschen drang nicht zu ihr; Dunkelheit oder ein zweifelhaftes Dämmerlicht herrschte hier fortwährend. Um diese Idee dem mit den Anschauungen des Alterthums nicht vertrauten Leser recht anschaulich zu machen, müssen wir etwas umständlicher werden.

Die Griechen und Römer unterschieden in dem Wesen des Menschen drei mit einander eng verbundene Stoffe. Der erste war ihnen der sichtbare und gröbere, nämlich der irdische Körper, der nach dem Tode zu Asche verbrannt wurde. Der zweite war ihnen die Seele, jener Theil des Göttlichen, der uns — so lange wir leben — inwohnt und mit dem Tode sich wieder zum Himmel — woher er stammt — aufwärts schwingt. Der dritte endlich, eine feine Hülle der Seele, ein geistiger Leib, wenn man es so nennen dürfte, der gänzlich nach der Form des gröbern irdischen geschaffen ist. Diese Idee, die ursprünglich schon dem Heidenthume angehörte, liegt — dies sei hier nur beiläufig erwähnt — auch allen modernen Vorstellungen vom zweiten Gesicht und von den verschiedenen Erscheinungen Verstorbener zum Grunde, ebenso wie den sogenannten magnetischen und magischen Beobachtungen, die uns Herr Justinus Kerner und seine Anhänger mittheilen. Wir werden im weitern Verlaufe auch auf diese merkwürdigen Dinge zu sprechen kommen.

Jene dreifache Gestaltung der Urstoffe des Menschen können wir auch: Leib, geistige Seele, und sensitive Seele benennen, welche letztere man sich als eine lichtvolle, dünne und subtile Materie, die sich nach dem Leibe geformt hat und ihm vollkommen ähnlich sieht, vorstellen muß. So dachten sie sich die Alten, und diese war es, die zur Unterwelt kehrt, und dort den Schein des Lebens, ein Schattenleben, nach eigenen Gesetzen führt. Alle antiken Dichter schildern so das Dasein der Schatten in der Unterwelt, und bei Allen ist der Körper, der zur Asche wird, der Geist, der zum Himmel steigt, und der Schatten, den die Unterwelt aufnimmt, nach dem Tode streng geschieden. Unerschöpflich ist die Phantasie der Dichter, wenn sie das Gräßliche dieses Aufenthaltes, der Orcus genannt wurde, zu schildern unternimmt.

Schon in dem Vorhof, in der Mündung des Rachens oder Schlundes, erblicken wir den Jammer, die rächerischen Sorgen, die blassen Seuchen, die das traurige Alter heimzuchen. Hier lauscht die bange Furcht, dort der gewaltige Hunger, der die Sterblichen zu gräulichen Freveltaten antreibt; jene scheußliche Gestalt ist die schimpfliche Armuth, in deren Knochenarme der Mensch durch eigene Schuld, durch Unthätigkeit, Leichtsinn oder Verschwendung sich geflürzt sieht. Aber auch der Arbeit begegnet man, jedoch nicht jener wohlthuenden, die dem Gemüthe Befriedigung gewährt, wenn es das Geschaffene, das Errungene betrachtet und sich daran erfreut, sondern die ewig sich umsonst abmühende, die nie das Ziel erreicht, und rastlos schafft und elend dabei verkümmert. Tod und Schlaf, die Geschwister sind hier beimisch, aber eben auch nicht der Tod des Gerechten, der im Kusse die Seele vom Körper löst, nicht der sanfte Schlummer, der den Menschen zur neuen Thätigkeit stählt und ihm Gesundheit verleiht — es ist der Tod mit seinen Schreknissen; der gewaltsame Tod, den der Verbrecher erduldet, das schmerzliche Ende langen Siechthums, der Tod durch Verzweiflung von eigener Hand; es ist der Schlaf, den furchtbare Träume bevölkern, die ihn stören und den Schläfer auftreiben vom Lager. Das gellende Geschrei, das wir vernehmen, rührt von der Schadenfreude her, die von der Bosheit gestachelt wird. Unweit von der Schwelle haust, das dräuende Antlitz auf Alle gerichtet, der blutige Krieg, der nichts verschont. Neben ihm, auf eisernen Lagerstätten strecken sich die grausen Furien, die ärgsten, nie zu ermüdenden Quälerinnen der Schatten; unweit davon liegt die Zwietracht, schäumend vor Wuth, das verwirrte Haupthaar von Blut triefend. Bis hieher ist Alles fürchterlich und abschreckend, doch auch der trügerische Schein gehört in die Hölle. Wir erblicken auf jenem Plane einen alten, schattigen Ulmbaum, den lustige Schaaren umflattern, auf den Zweigen sich wiegen, in den Blättern schweben; hier ist der Sitz leichter, gefälliger Träume, die desto größern Schmerz verursachen, wenn sie dem in der That hoffnungslosen Sterblichen erscheinen. Um sie her sind Mißgestalten von mannigfacher Art und Gestaltung gelagert. Hier ist der Stall der Centauren, die halb Mensch, halb Rosse sind; dort sind die Scyllen eingeschlossen, jene Ungeheuer des Meeres, die nur zur Hälfte menschliche Bildung zeigen; dann der gewaltige Briareus,

der nicht weniger als fünfzig Köpfe zählt, unweit von ihm zischt uns die hundertköpfige Schlange Hydra entgegen, und bei ihr ruht ein anderes Unthier, das Flammen sprüht, die Chimära. Wir kommen nun an **Geryon's** Schatten vorüber, der drei Leiber hat, dem einst so heerdenreichen König der Insel Erythia im fernsten Meere gelegen, der im Kampfe dem Herkules unterlag; dort sitzen die **Gorgonen**, Stheno, Eurpale und Medusa, die Letztere mit dem versteinernden Blicke; hier die **Harpyen** ohne besondere Namen, die Gottheiten der Stürme, mit großen Fledermausflügeln, Raubvögel mit Mädchengesichtern — Alles, was sich nur die Phantasie Schreckliches denken mochte, hat sie hier versammelt, und wir sind nur immer noch in der Vorhölle, in dem Vestibül des Orcus. Langsam und ängstlich schreiten wir vorwärts und gelangen nun zu den Flüssen Acheron und Cocyt, wo wir den alten Fährmann Charon erblicken, dessen Figur vollkommen zur übrigen Umgebung paßt. Sein Bart ist grau und struppig, seine Miene ist finster und verdrossen, und aus seinem tiefliegenden Auge flammt eine düstere, dunkle Gluth. Seine Glieder sind in ein schmutziges Gewand geschlagen. So steht er in seinem Kahne trotz des Alters doch immer kräftig, das Ruder in der Hand, und führt unermüdlich die Schatten durch die schlammigen Gewässer der Höllenflüsse. Nur eine Bedingung macht er, daß der Körper des Schattens, der übergefahrt werden will, auf Erden gehörig bestattet sei, sonst läßt er ihn unerbittlich am Ufer umherirren. Am jenseitigen Ufer rast Cerberus mit drei Köpfen in seiner Höhle, und stößt fürchterliches Geheul aus; an ihm vorüber müssen wir schreiten, und nun befinden wir uns endlich im eigentlichen Bereiche der abgeschiedenen Schatten.

Die ersten, die unser Auge erblickt, sind weinende Kinder und Säuglinge, die vom Leben scheiden mußten, ehe sie dessen Freuden gekannt; dann begegnen wir den Schatten derer, die auf ungerechte Weise zum Tode verurtheilt wurden; hierauf treffen wir jene Unglücklichen, die der irdischen Mühseligkeiten überdrüssig, sich des Lebens als einer drückenden Bürde entäußerten. Auch selbst die Unterwelt zeigt stille Plätzchen. Wir nahen uns einem Myrthenhaine, wo jene verweilen dürfen, die auf Erden an einem Grame sich verzehrten. Jetzt stoßen wir auf Schatten berühmter Kriegshelden, die die Welt mit Mord und Graus erfüllten.

Dieser Theil der Unterwelt ist aber nur als der Eingang zu derselben zu betrachten. Wir sehen hier noch keine Schatten solcher, die auf Erden Verbrechen oder Frevel verübten; wir sehen hier noch keine eigentlichen Strafen verhängt. Aber wir nahen uns nunmehr einem Orte, der uns auf ernstere, bedeutungsvollere Weise in Anspruch nimmt.

Vor uns zeigt sich ein zweifacher Weg; dieser führt in den Tartarus, jener nach Elysium. Was wir hier finden wollten, tritt uns deutlicher entgegen.

Wir nähern uns dem Tartarus und sehen, daß eine dreifache Mauer ihn umgibt, an deren Fuße die Flüsse Styx und Phlegeton in Feuergluthen sich dahin wälzen, wie Lavaströme. In der Mitte starret die Pforte von blitzendem Demant, behütet von der Furie Tisiphone, deren Gewand von Blute trieft, und deren Haupthaar Schlangen umzischen. Hier werden die Verbrecher und Frevler mit ewigen Qualen gefoltert, und wir wollen die bedeutendsten derselben an unserm Blicke vorüberlassen.

Dort der gewaltige Riese, der angeschmiedet am Boden liegt und neun Morgen Landes bedeckt, ist der Euböische Riese **Tityos**, der sich an der Göttin Latona freventlich verging, und dem nun ungeheure Geier die Leber aus dem Leibe fressen, die immer wieder nachwächst. Immerwährend ist auf solche Weise der Schmerz, der ihn foltert und in seinen Eingeweiden wüthet.

Der hier ist **Ixion**, den die Götter zur Tafel luden, dessen unreine Begierde jedoch ihn dieser hohen Gnade unwerth zeigte. In ihm versinnlichten sich die übermüthigen, hochfliegenden Ansprüche, und das vermessene Bestreben, das Uebermenschliche, Himmlische zu erreichen. Er ward von den Göttern aus der Höhe des Olymp in die Tiefe des Tartarus gestürzt, und an ein Rad gebunden, das den von unbegränztem Ehrgeiz Schwindelnden in ewigen Wirbelkreisen herumdreht.

Eine andere Verirrung büßt der alte **Tantalus**, der Sohn des Zeus und König zu Sipylos in Phrygien, der durch seinen unermeßlichen Reichthum auf Erden berühmt war. Auch ihn luden die Götter ein, bei ihrem ambrosianischen Mahle, das sie an goldenen Tischen einnahmen, zugegen zu sein. Allein Tantalus zeigte sich dieser Gnade nicht würdig. Er war begierig, das Wesen der Dinge und vor Allem die geheimnißvolle Natur der Götter zu erforschen. Dieses trieb ihn zu weit. Bei einem Gastmahle, das er den Göttern gab, schlachtete er seinen eigenen Sohn Pelops und setzte ihn, als Gericht zubereitet, seinen hohen Gästen vor, um zu sehen, ob sie ihn von andern Speisen unterscheiden könnten. Zeus bemerkte alsbald den Betrug, und ließ den Jüngling wieder lebendig werden; aber dieser Frevel brachte den Vater in die Unterwelt. Seine Neugierde, die nichts zu stillen im Stande war, wurde mit einem ewigen Durste verglichen, und hiernach richtete sich auch die über ihn verhängte Strafe. Man sieht am Ufer eine klare Fluth, die ihm bis zum Kinn steigt, allein immer zurückfließt, so oft er davon schlürfen will, seinen unauslöschlichen Durst zu löschen. Ueber ihm neigt sich ein von herrlichen Früchten reichumhangener Zweig, der — sobald er die Hand darnach ausstreckt — plötzlich emporschnellt, um sich dann wieder über ihn hinzuneigen. Das ganze Geschlecht des Tantalus trafen später große Unglücksfälle und rieben es gänzlich auf.

Des tapfern und schlauen Helden **Sisyphus** Vergehen war anderer Art. Sterbend hatte er seinem Weibe verboten, ihn zu begraben. Nachdem er in der Unterwelt angekommen war, klagte er sie doch der Pflichtvergessenheit an, und machte sich anheischig, sie zu bestrafen, wenn man ihm die Erlaubniß ertheilen wollte, zur Oberwelt zurückzukehren. Nachdem man sie ihm gegeben hatte, wollte er nicht mehr zurückkehren, und

Merkur mußte abgesandt werden, um ihn mit Gewalt wieder zur Unterwelt zu bringen. Weil er nun dadurch gezeigt hatte, wie sehr er noch dem eiteln Jagen und Treiben der Menschen auf der Oberwelt anhing, und selbst Plagen nicht scheute, so ward ihm im Tartarus auferlegt, einen großen Felsblock zur Spitze eines Berges zu wälzen, der dann stets von oben wieder in die Tiefe stürzte, um von Neuem wieder hinauf gewälzt zu werden.

Aber jene fünfzig Weiber dort, sind Töchter des Königs Danaus von Libyen, und deshalb unter dem Namen der **Danaiden** bekannt. Ein Zwist, der sich zwischen dem Danaus und seinem Zwillingsbruder Aegyptos entsponnen hatte, sollte durch die Verheirathung der fünfzig Töchter des Erstern, mit den fünfzig Söhnen des Letztern beseitigt werden; allein ein Orakelspruch hatte dem alten Könige verkündet, daß er von der Hand eines seiner Schwiegersöhne getödtet werden würde. Danaus floh nun nach Argos und wurde dort zum Könige erwählt. Die fünfzig Freier folgten ihm aber dahin und heiratheten seine Töchter. Da befahl der König seinen Töchtern, ihre Gatten zu ermorden. Keine widersetzte sich dem Befehl, nur Hypermnestra schonte ihres Gatten Lynkeus, und dieser tödtete sodann wirklich den Danaus. Was die andern Schwestern nun Grauses verübt hatten, war umsonst gewesen, und so mußten sie denn auch in der Unterwelt dafür zwecklose und unnütze Mühe als Buße tragen. Ihr Geschäft bestand darin, Wasser in ein durchlöchertes Faß zu schöpfen, das trotz ihrer unaufhörlichen Arbeit, dennoch niemals gefüllt werden konnte.

Dem Thessalischen König **Phlegyas**, der im wilden Kriege manche Gewaltthätigkeit begangen hatte, und weder Götter noch Menschen schonte, der die Gefahr für nichts achtete, aus Rache Apollos Tempel zu Delphi plünderte, droht nun unaufhörlich der Einsturz ungeheurer Felsblöcke, die über seinem Haupte hängen. Zugleich treibt es ihn, immerwährend auszurufen:

„Lernet Gerechtigkeit üben und nicht die Götter verachten!“

Dieser Ausruf enthält die große Lehre, die uns aus allen Strafen des Tartarus, wie sie der feine Sinn der Alten erfand, entgegenschallt. Alle Verbrecher rufen sie eigentlich. Alles strebt nach dem einen Ziele: Stolz, Uebermuth, Trotz und Ungerechtigkeit zu verbannen, dafür aber Ehrfurcht und Gehorsam gegen die Götter zu befestigen. Dies drückten auch die Dichter in ihren Werken aus; Sophokles sagt:

Gott stürzet jeden, der, ein Mensch
Geboren, höher strebt, als Menschen ziemt.

Und so warnt auch unser großer Göthe in seinem unsterblichen Meisterwerke Iphigenia, der er die vollkommenen im antiken Geiste gedichteten Worte in den Mund legt:

Es fürchte die Götter
Das Menschengeschlecht!
Der fürchte sie doppelt,
Den je sie erheben!
Auf Klippen und Wolken
Sind Stühle bereitet
Um goldene Tische.
Erhebet ein Zwist sich,
So stürzen die Gäste,
Geschmächt und geschändet,
In nächtliche Tiefen.

Hatte nun der Glaube an jene Strafen lange Zeit sehr wohlthätig auf die Menschen gewirkt, und Gerechtigkeit gegen die Menschen und Ehrfurcht gegen die Götter gelehrt, so war die allegorische Deutung, die nach dem Verschwinden des Glaubens eintrat, nicht von geringerem Nutzen. Sie lehrte in starken Bildern, was die Tirannei der Leidenschaften, was die Qualen eines schuldbelasteten Gewissens seien; sie schärfte den Menschen die wichtige Lehre ein, daß das Laster stets unglücklich mache.

Die Sage vom **Tityos**, den der Geier zerfleischt, trifft nach den allegorischen Auslegern den Menschen, dem Gram, Eifersucht, Ehrgeiz, oder jede andere verwüstende Leidenschaft im Herzen wüthet. Im **Sisyphus**, der den Felsblock berganf wälzt, um ihn im nächsten Augenblick wieder herabrollen zu sehen, erblickte man den, der nach eitler Hoheit trachtet, die er niemals erreicht, welcher Arbeit er sich deshalb auch unterziehen möge. Die **Danaiden** versinnlichen solche, die sich in unzeitigen Ergötzlichkeiten abmühen, Ueberdruß statt wohlthuende Sättigung erregen, und so waren denn auch der **Cerberus**, die **Furien**, selbst der finstere, flammendurchglühte **Tartarus**, nichts Anderes als die stets marternde Furcht vor der Strafe, die der verübten Missethat folgt; sie bedeuteten die beständige Angst des bösen Gewissens, welches den Uebelthäter nie verläßt, das ihn rastlos stachelt, seine Leiden kein Ziel finden läßt. Dies Alles ist der Sinn von der Sage der Hölle bei den Alten.

Wir verweilen jedoch zu lange schon an dem traurigen Orte; wir kehren nunmehr dorthin zurück, wo der Weg sich theilt, und betreten den, der uns in's **Elysium** leitet. Wie herrlich schmücken die Dichter diese Gefilde! Ueberall die anmuthigsten Lusthaine, immergrünende, von Früchten strotzende Zweige, in denen sich die lieblichsten Singvögel wiegen. Blumendurchwirkte Wiesenteppiche, von den Silberfäden der Bäche durchzogen; eine milde, von balsamischen Würzen durchdrungene Luft; eine Beleuchtung der reinsten, zauberischsten Art! Eine eigene Sonne und eigene Gestirne prangen, nach den Worten der Dichter, an dem schönen Himmel, der dieses Paradies umschließt.

Eben diese Dichter erzählen uns auch, daß die Seligen, welche diese Gefilde bewohnen, hier alle jene Lieblingsgeschäfte treiben dürfen, die sie auf Erden einst liebten, und auch alle ihre Vergnügungen hier wieder finden. Der Sänger, im langen wallenden Gewande, rührt die Leyer und singt in den Klang ihrer Saiten; den Krieger beschäftigen Rosse, Streitwagen und Waffen; unter dem Schatten duftender Lorbeerbäume ruht der Mann des Genusses, und schmaust oder zecht oder sieht den zierlichen Wendungen der Tänzer zu. Jeder

glaubte das im Elysium zu erhalten, was er im irdischen Leben oft sich vergebens ersehnte.

Neben diesem Orte ewiger Freuden, den man auch wohl die Elysäischen Gefilde nannte, waren es noch die Inseln der Seligen, wo eine noch erhöhtere Glückseligkeit angetroffen werden sollte. Alles, was im Stande gewesen wäre, den Seelenfrieden und die himmlische Ruhe der Schatten zu stören oder auch nur zu beeinträchtigen, wurde hier sogleich entfernt. Keine trüben Bilder, keine unfreundlichen Erinnerungen des unvollkommenen Erdenlebens wurden hieher mitgenommen. Man füllte eine Schale aus dem Flusse Lethe, dem Flusse der Vergessenheit, und so wie diese geleert wurde, schwand das Andenken an alle überstandenen Mühen und Sorgen, das selbst jetzt noch unangenehme Empfindungen zu erwecken im Stande sein könnte.

Ueber die Aufnahme der Schatten im Elysium, oder deren Verweisung in den Tartarus, sprach ein Gericht von drei Männern, die sich auf Erden durch ihre große Gerechtigkeitsliebe ausgezeichnet hatten, und nach ihrem Tode als Heroen verehrt wurden. Ihr Spruch wurde feierlich erlassen und konnte durch nichts umgestoßen werden. Nur war dem Einen von ihnen gestattet, den Ausspruch der beiden Andern zu berichtigen. Jene waren **Aeakus**, Herrscher der Insel Aegina, und **Rhadamantus**, König von Kreta, die über jeden neuen Ankömmling sogleich aburtheilten; dieser war **Minos**, gleichfalls König von Kreta und Bruder des Rhadamant, der in zweifelhaften Fällen gleichsam eine höhere Instanz bildete. Das Feld, wo diese Richter zu Gericht saßen, hieß das Gefilde der Wahrheit. Hier konnte weder durch Lüge oder List, Verstellung oder Verdrehungen, das strenge Urtheil bestochen oder abgewendet werden. Die drei Richter durchschauen selbst die Gesinnungen, und die Thaten, welche die Menschen in ihrem Leben verübten, liegen offen vor ihrem Blicke da. So stehen denn die armen Schatten in stummer, ängstlicher Erwartung, und lauschen des entscheidenden, unwiderruflichen Spruchs, den kein höherer Wille je zu verändern vermag. Aber schön und tröstlich war es wieder von dem milden Sinne der alten Völker, daß die Höllenrichter selbst doch nur Menschen waren, daß Menschen also von Menschen nur gerichtet wurden.

Der höchste Herrscher dieser geheimnißvollen, gespenstischen Welt, der König derselben war **Pluto**, der stygische Jupiter, thronend in düsterer Majestät, ernst und furchtbar anzuschauen, und neben ihm seine Gemahlin **Proserpina**, die Tochter der Ceres, das Bild eines milden Ernstes, um das allzu Schreckbare des Gatten zu entfernen. Doch wird diese Göttin als kalt, fast ganz gefühllos geschildert. Rings um die Hofhaltung dieses Herrscherpaares ruht ewig ein trübseliges Schweigen; weder Gesang noch Freudenlaut ertönt, kein Licht durchströmt diese tiefernsten Hallen; überall Nacht, Trauer, Strenge, nie erfreut das Auge der freundliche Anblick eines holdlächelnden Antlitzes.

Dennoch würde ein solches Nachtstück zu bilden, dem freundlichen Geiste der Griechen unmöglich gewesen sein, wenn sie ihm nicht wenigstens eine schöne, das Gemüth wohlthuend anregende Seite verliehen hätten. Der Herrscher im Reiche der Schatten hat Gefühl, selbst Mitleid ist ihm nicht fremd. Er sehnte sich nach einer Gattin; Proserpina wird seine geliebte Gefährtin; die Klagetöne des Orpheus rühren ihn, er gibt ihm Eurydice wieder; die tapfere Kühnheit des Herkules gefällt ihm, er läßt Theseus und Alceste frei ziehen. Bei schweren, unerträglichen Leiden stehen die Menschen zu ihm und er gießt dann

— des schnellgeflügelten Todes Schlaf

auf die Ermatteten aus, und schenkt ihnen Befreiung, Versöhnung mit ihrem Geschicke.

In den auf uns überkommenen Abbildungen sehen wir Pluto, auf einem Throne sitzend, auf dem Haupte eine Krone von Ebenholz, oder den, von den Cyklopen verfertigten, unsichtbar machenden Helm, einen schwarzen Herrscherstab, oben mit zwei Zacken versehen, in der Hand, oder auch einen Schlüssel, um anzudeuten, daß er Macht habe über ein Reich zu gebieten, das jeder Wiederkehr auf Erden verschlossen ist. Weder Gewalten der Menschen noch der Götter vermögen hierin Pluto's Macht zu widerstreben. Oft sieht man ihn auch auf einem Wagen, von den vier schwarzen Rossen: Orphnäos, Aethon, Nykteus und Alastor gezogen, die er mit goldenem Zügel lenkt. Pluto's Opfer wurden zur Nachtzeit dargebracht; sie bestanden aus schwarzen Thieren, gewöhnlich Stieren oder Lämmern; der Proserpina wurden schwarze Kühe geopfert, die nie Kälber zur Welt gebracht. Dies sollte andeuten, daß diese Gottheiten, die selbst kinderlos waren, jeden Keim des Lebens zerstörten. Die Opfernden gossen das Blut auf den Altar, der nicht erhaben, sondern in die Erde gesenkt war, und den man mit der Trauerpflanze, der Cypresse, schmückte — die Gebete wurden auf geheimnißvolle Weise gemurmelt, und nach vollbrachtem Opfer wurden die Geräthe, die dabei gedient hatten, zerbrochen und verbrannt. Dies versinnlichte die Idee, daß der Orcus und sein Beherrscher Alles verschlinge und vernichte. Es war — wie man hieraus sehen kann — kein erhebender, erfreulicher Dienst, der dieser Gottheit geweiht war, sondern ganz im Einklang mit dem Charakter derselben. Cypresse, Buchsbaum und Narzisse waren dieser Gottheit gewidmet.

Bei den Römern wurde dreimal des Jahres die Eröffnung der unterirdischen Welt gefeiert, welches einen großen Einfluß auf das öffentliche wie Privatleben übte. In einem Felsen, der zum alten Tibur auffstieg, befand sich eine große, finstere, geschlossene Höhle, die alsdann unter Ceremonien geöffnet wurde. So lange sie offen blieb, trug man Sorge, daß kein Geschäft, welcher Art es sein mochte, verwaltet wurde. Man lieferte kein Treffen, man schloß kein Bündniß, keine Ehe u. s. w. Nur erst dann, wenn das furchtbare Heiligthum des Pluto und der Proserpina wieder geschlossen war, verlor sich die Besorgniß vor den feindseligen Einflüssen, die gleich Pesthauchen daraus hervorsteigen sollten, und Alles kam wieder in das gewöhnliche

Geleise. Die Einsetzung dieses Festes war eine eben so weise als ersprießliche Maßregel. Die im römischen Volke tief begründete abergläubische Furcht vor bösen, schadenstiftenden Wesen erhielt dadurch einen wohlthätigen Ableiter. Drei Tage blieb die Höhle geöffnet, und während dieser Zeit herrschte die allgemeinste Furcht; hierdurch wurde aber die sorgloseste Ruhe für die ganze übrige Zeit des Jahres erkauft, weil man durch jene freiwillige Eröffnung der Höhle die Geister der Unterwelt versöhnt glaubte, und sich nun vollkommen sicher wähnte.

Zu den besondern Plagegeistern der Menschen, die unter der Herrschaft Pluto's sich befanden, gehörten die **Manen**, die Seelen Abgeschiedener, die sich genau in jenen Häusern aufhielten, die sie im Leben bewohnt hatten. Waren sie still und friedfertig, und schützten sie die Bewohner, so nannte man sie Laren *), neckten und ängstigten sie hingegen die Menschen, und waren sie unstät bald hier bald dort, um die Leute zu erschrecken, so hießen sie Larven. Sie wurden auch Lemuren genannt und erhielten mehr der Furcht wegen, die sie einflößten, als ihrer Eigenschaften wegen den Göttertitel beigelegt. Lediglich die Furcht war es, welche auch dazu antrieb, bei den Gräbern der Manen Trankopfer darzubringen, und die Grabmähler diesen Gottheiten zu weihen, welches die zwei Buchstaben D. M. andeuten, die man auf den Inschriften der Gräber obenan findet, und die Diis Manibus bedeuten.

So viel für jetzt von den Bewohnern der finstern Unterwelt; wir wollen bei den Gegenständen der Furcht und des Schreckens nicht länger verweilen, und später zu der Sonne, dem ewigen, freundlichen Licht gekehrt, die Blicke wieder erheben, um sie auf die weite Wasserfläche zu werfen, welche die Erde wie ein mächtiger Gürtel umgibt, die große, unserem Auge in ihren Tiefen wunderbare Geheimnisse verbergende Welt, die ein ewiges Leben, ein ewiges Grab deckt. Auch sie hegt Schrecknisse und gewaltige, niederschmetternde Erscheinungen, allein die Erhabenheit derselben erhebt wieder oben so plötzlich, und das Vernichtende, das die Unterwelt in ihren Wirkungen auszeichnete, löst sich beim ewig großen Meer in innige, glühende Wärme der Anbetung auf. Dies Gefühl durchdringt den Menschen der Jetztzeit noch beim Anblick des Oceans, wir wollen später sehen, wie die Einbildungskraft der Alten sich eine faßliche Lehre daraus gestaltete.

*) Auch andere Laren kannte man noch, welche Söhne des Mercur und der Lara waren. Sie wurden gewöhnlich in Knabengestalt mit einem Hunde abgebildet, und so an Straßen und Feldern, an dem Herde u. s. w. aufgestellt. Sie waren erblich und wurden in ihren kleinen Kapellen sehr gewissenhaft verehrt. Die Kapellen hießen Lararien. Man goß täglich Wein vor ihnen zum Opfer aus, setzte ihnen auch Speisen vor, opferte ihnen die Erstlinge der Früchte, Hausthiere, Honig u. s. w. Wenn man in ein anderes Haus zog, so brachte man sie zuerst dahin.

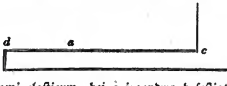
A. Lewald.

Die Spechte.

(Taf. 48.)

Diese Vögel umfassen ein eigenes, an Gattungen überaus reiches Geschlecht, von denen aber die meisten wie immer, den südlichen Ländern der Erde eigen sind. Sie gehören in die zweite Ordnung der Vögel; Oken stellt sie daselbst in die zweite Sippe der fünften Zunft, welche er Meißelschnäbler oder Engerlingfresser nennt. Die Spechte sind sehr merkwürdige und nützliche Vögel; ihr Aufenthalt sind vorzüglich die Wälder, nur im Winter kommen sie auch in die Baumgärten, seltener findet man einzelne daselbst zur Brütezeit. Ihre Nahrung besteht in Insektenlarven, welche sie größtentheils aus dem Holze herausbacken. Die Natur hat ihnen zu diesem Geschäfte einen äußerst starken Schnabel gegeben, der bei den meisten Gattungen unter dem Knochen des Vorderkopfes eingekeilt ist. Der Schädel selbst ist sehr hart; der Schnabel am häufigsten gerade, bei wenigen leicht gebogen, keilförmig, kantig und vorn meißelförmig verdünnt. Die ovalen Nasenlöcher sind mit Borsten bedeckt. Mit diesem Schnabel hackt der Specht Löcher in Stämme, entweder um sich eine Nesthöhle zu bereiten, oder um nach Insekten zu suchen. Von unwissenden Jägern wird er aus diesem Grunde verfolgt, allein mit Unrecht; einen gesunden, oder von Insekten nicht angegriffenen Baum geht der Specht nicht an. Mit seinen zum Klettern eingerichteten Füßen, (welche kurz sind, zwei nach hinten und zwei nach vorn gerichtete Zehen mit langen, gebogenen und scharfen Klauen haben, deren eine, eine Wendezehe ist,) so wie durch Hilfe seiner steifen Schwanzfedern, womit er seinem Körper Unterstützung verschafft, klettert er an den Bäumen hinauf, schlägt mit seinem Schnabel an, und erkennt aus dem festen oder hohlen Klang seines Pochens, ob der Baum gesund oder an gewissen Stellen hohl sei, und ob er hier Insekten finden könne, welche er, nachdem er ein Loch gemeißelt, mit Hilfe seiner Zunge, tief aus dem Holze herauszuholen kann. Diese Zunge ist auf eine Weise gebauet, welche die höchste Bewunderung verdient. Die eigentliche Zunge ist weiter nichts, denn eine hornige scharfe und klebrige Spitze, welche zu beiden Seiten mit rückwärtsstehenden Borsten besetzt ist. Dieser Theil sitzt an einem knorpeligen, aus fünf Gelenken bestehenden Zungenbein. Das erste Gelenk ist einfach, die vier folgenden doppelt und getheilt. Dieser Apparat steckt in einer häutigen, sehr dehnbaren Scheide, auch das Bein selbst ist so dehnbar, daß es sich, wenn man die Zunge eines todten Vogels herausnimmt, auf 1—2 Ellen ausdehnen läßt. Nun entspringt aber am Grunde des Oberkiefers ein bandförmiger Muskel, der auf der Stirn sich theilt, und jederseits nach hinten um den Schädel herumläuft, hierauf sich nach unten und vorn wendet, an den Seiten des Halses vorbeigeht, und im Unterkiefer angeheftet ist. Die vier getheilten Glieder des Zungenbeins begleiten die Muskeln auf ihrem ganzen Wege, und sind mit ihnen in eine Haut eingeschlossen. Es wird nun aus

dieser Beschreibung Jedermann klar werden, daß wenn die Muskeln sich zusammenziehen, was dem Zungenbein nicht möglich ist, solches plötzlich die Zunge aus dem Schnabel herauftreiben muß; ich will es aber noch deutlicher machen: a sei ein stabförmiges Stück aus



Gummi elasticum, bei c irgendwo befestigt, bei d aber mit einem gleichlangen und gleichförmigen Holze verbunden. Man drücke den Stab von Gummi elasticum schnell zusammen, und zwar von d gegen c, so wird er sich bedeutend verkürzen, der Holzstab kann sich nicht verkürzen, muß aber doch an seinem verbundenen Theile d vorwärts, und sich daher vorn um eben so viel in der Verlängerung e vorschieben.

Der Vogel klettert nach etlichen Hieben um den Stamm herum, um zu sehen, ob auf der entgegengesetzten Seite keine Insekten hervorgekommen; erblickt er solche, oder hat er ihre Schlupfwinkel mit dem Schnabel geöffnet, so schnellt er plötzlich seine Zunge hervor, und spießt sie mit den Widerhaken derselben an. Damit aber die aufgespießten Thiere von der Zunge wieder los gehen, war eine weitere Einrichtung nöthig. Dies ist eine mit Borsten besetzte Rinne im Gaumen, welche auswärts in eine Spitze verengert ist, und an welcher er, durch Umschlagen seiner Zunge die gefangenen Insekten abstreift.

Die Flügel der Spechte sind ziemlich kurz, sie können daher nicht weit in einem fort fliegen; der Flug ist wellenförmig.

Ihre Stimme klingt wie ein pfeifendes, oft wiederholtes, und schnell nach einander gesprochenes glück.

Die Färbung des Gefieders ist zwar schön und lebhaft, besteht aber weniger in einem bunten Gemische, als in einer passenden Zusammensetzung; Grün ist nicht selten, Weiß und Schwarz kommt oft vor, und ein eigenes, brennendes Roth findet sich häufig als Kopfschmuck.

Sämmtliche Spechte bauen kein Nest, sondern legen ihre Eier in eine Baumhöhle, welche sie entweder schon vorhanden finden, oder selbst verfertigen, wobei sie sehr tiefe Löcher machen, und den Eingang gewöhnlich zirkelrund ausmeißeln. Ihr Klopfen bringt einen eigenen Schall hervor, den man auf eine halbe Stunde weit hören kann. Rings um den Baum her sind die Späne gestreut. Sie machen nur eine Brut des Jahres, und brüten dabei 2—8 glänzend weiße Eier aus; einige legen jedoch, wenn ihnen die Eier genommen werden, andere nach. Die Jungen lieben sie sehr, und verlassen ihr Loch nicht leicht, wenn ihnen Gefahr droht; an ihren Schutz wagen sie selbst ihre Freiheit, in der Gefangenschaft aber hacken sie solche gleich zu tode. Eingesperrt halten sie sich nicht lange, und sind nur in starken eisernen Käfigen zu verwahren, da sie schwache Drähte, Holz und Fensterscheiben in kurzer Zeit zusammenhämmern.

Wenn man nur unsere einheimischen Spechtgattungen zu berücksichtigen hätte, so würden sie nach der Färbung in drei Gruppen zu stellen sein: in Schwarzspechte, Buntspechte und Grünspechte; auch unter den ausländischen gibt es viele, welche darunter eine Stelle fänden, allein auch manche andere, welche durch ein abweichendes Kleid sich gegen diese Annahmen sträuben.

Mir sind die Spechte eine Wiederholung der Reiher unter den Sumpfvögeln, mit welchen sie nicht blos ihrer allgemeinen äußeren Form nach, sondern nach manchen ihrer inneren Theile und in Zügen ihrer Lebensweise übereinstimmen. Der Skelettbau zeigt manche gleichartige Bildungen; es gibt ferner dünnhalsige und dickhalsige Reiher, eben so unter den Spechten; es gibt bogenschnäbelige, geradschnäbelige Spechte und Reiher; es gibt gehaubte und glattköpfige Spechte, wie es gehaubte und glattköpfige Reiher gibt.

Es sind ungefähr 110 Gattungen der Spechte bekannt, wovon aber nur 102 genau bestimmt, und folgendermaßen in den verschiedenen Welttheilen vertheilt sind:

Europa und das nördliche Asien . 8, welche auch sämmtlich in Deutschland vorkommen.
Nordamerika . . . . . 16.
Südamerika . . . . . 43.
Ostindien . . . . . 19.
Polynesien . . . . . 8.
Afrika . . . . . 11.

Polynesien ist, was Vorkommen und Verbreitung seiner Vögel, sowie seiner Thiere überhaupt betrifft, noch lange nicht genug bekannt. Bei vier Gattungen ist das Vaterland gar nicht bekannt; übrigens muß man sich unter obigen Zahlen ungefähr ein halbes Dutzend denken, welche an verschiedenen Orten zugleich vorkommen.

Die einheimischen Spechte sind, wie wir sehen, im Vergleich mit den Gattungen der übrigen Weltgegenden, und der ganzen Zahl derselben, nicht zahlreich; es sind nachstehende:

1) Der dreizehige Specht — **Picus tridactylus.** Er ist ein Bewohner des Nordens, und findet sich in Schweden, Norwegen, Finnland, Rußland, in Sibirien bis Kamtschatka, seltener in Liev- und Eßland, dagegen auch in den gebirgigen Alpenwäldern der Schweiz, Tyrols, Oesterreichs, Baierns und Salzburgs, sehr selten in Frankreich und im südlichen Deutschland.

2) Der kleine Buntspecht — **Picus minor.** Er hat den Aufenthalt mit dem Vorigen gemein, ist aber, obgleich überall einzeln und selten, über ganz Deutschland verbreitet.

3) Der mittlere Buntspecht — **Picus medius.** Er ist im gemäßigten und südlichen Europa zu Hause.

4) Der große Buntspecht — **Picus major.** Ueber ganz Europa verbreitet, am häufigsten jedoch in den mittleren und nördlichen Theilen.

1
2
3
4
5

5) Der weißrückige Buntspecht — **Picus leuconotus.** Norddeutschland, Livland, Esthland, Curland, Polen, Schlesien, Rußland und das angrenzende Sibirien sind die Heimath dieses Vogels. Selten ist er in Schweden.

6) Der Grauspecht — **Picus canus.** Höchst selten im südlichen Europa, doch nicht im mittleren und nördlichen. Auch im Norden von Asien und Amerika.

7) Der Grünspecht — **Picus viridis.** Ziemlich über ganz Europa verbreitet.

8) Der Schwarzspecht — **Picus martius.** Nordasien, Nordamerika und Europa; in letzterem Welttheile verliert er sich gegen Süden immer mehr.

Die Abgebildeten sind, der eben angeführte Schwarzspecht. Er ist ein Standvogel, wählt zu seinem Aufenthalte am liebsten große gebirgige Nadelwälder und ist daher in gemischten Waldungen und ebenen Gegenden selten.

Er ist um ein Drittel größer, als ihn die Abbildung (Fig. 1) zeigt, trieb bräunlich schwarz, mit grüngrauen Füßen, und gelbweißem, an der Firste schwärzlichem und leicht gebogenem Schnabel, gelbem Augenstern, und prächtig feuerrother Kopfplatte, die er etwas aufrichten kann. Beim Weibchen ist das schöne Roth nur am Hinterkopf zu sehen. Es ist ein starker, gewandter, aber sehr scheuer Vogel. Mit Leichtigkeit hüpft er in großen Sprüngen an den Stämmen hinauf, und um dieselben herum. Auf der Erde sind seine Bewegungen wie bei den meisten Spechten, ungeschickt und schwerfällig. Im Zimmern ist er sehr geschickt und schnell. Seine Stimme ist sehr stark.

30—60 Fuß hoch legt er in den Stämmen seine Höhle an, an welcher das Weibchen am emsigsten arbeitet, und die in längstens zwei Wochen fertig ist. Sie besteht in einem zirkelrunden Eingangsloche, so groß, daß der Vogel gerade durchkommt. Diese Oeffnung führt durch eine 1½—2 Fuß tiefe Röhre, in eine kesselförmige Erweiterung von beinahe einem Fuß Durchmesser, welche vollkommen glatt ausgearbeitet ist. In diese Höhle legt das Weibchen um die Mitte des April 3—5, selten 2 oder 6 Eier, welche von Beiden gemeinschaftlich in 16—18 Tagen ausgebrütet werden. Fig. 4 zeigt ein solches in natürlicher Größe. Der Schwarzspecht bezieht im nächsten Jahre selten das alte Loch wieder, sondern macht sich fast jedes Jahr eine neue Wohnung. Seine Brut findet man manchmal von Raubvögeln zerstört.

Der Schwarzspecht frißt die Larven vieler schädlicher Insekten, z. B. des Weidenbohrers, der Riesenholzwespe, die Larven vieler Borkenkäfer, der Schröter und Böcke, auch Ameisen.

Die Spechte haben alle eine widerlich süßsaure Ausdünstung, welche bei dem gegenwärtigen sehr stark ist, und wahrscheinlich von einer Säure herkommt, welche man bei den Ameisen und etlichen Larven findet.

Die Annäherung des Menschen scheucht diesen Vogel schon von weitem fort, und es ist ihm deßhalb mit der Flinte sehr schwer beizukommen, was wir ganz in der Ordnung finden, da er ohnehin nicht sehr häufig ist.

Fig. 2 ist der Grauspecht, zur Hälfte der natürlichen Größe genommen. Die Abbildung zeigt die Färbung aller Theile genau an; dem Weibchen fehlt der rothe Oberkopf, und es ist an dieser Stelle ebenfalls grau.

Der Grauspecht ist ein Strichvogel, indem er im Oktober seinen Sommeraufenthalt verläßt, in Gärten, und in der Nähe von Gebäuden umher zieht, und im März wieder zurückkehrt. Er wählt vorzüglich solche Laubwälder der Ebenen zu seinem Aufenthalt, in welchen es viele hohe alte Bäume gibt. Viel munterer und weit weniger scheu, als der Schwarzspecht, sucht er an den Stämmen nach solchen Insekten, welche nicht sehr tief stecken, auch geht er häufig auf die Erde nach Ameisen.

In die Stämme oder starken Aeste verschiedener Laubbäume zimmert er sein 10—12 Zoll tiefes Loch, gewöhnlich 20—40 Fuß vom Boden entfernt. Er wählt dazu häufig solche Stellen, welche etwas morsch geworden, benutzt aber selten ein schon vorhandenes Loch. Seine Fortpflanzung gleicht dem des Schwarzspechts, fällt aber etwas später. die Zahl seiner Eier (Fig. 5) beträgt 4—8. Seine Stimme ist weitschallend, reiner als die des Schwarzspechts, und langsamer als die des Grünspechts.

Der höchst angenehm gezeichnete Vogel Fig. 3, **Picus pubescens**, ist ein Bewohner des nördlichen Amerika's, und hier in natürlicher Größe abgebildet. Seinem Weibchen fehlt der rothe Fleck auf dem Hinterkopfe. Er ist sehr häufig, und wird in den Obstgärten, schädlicher Insekten im Holze und in der Rinde wegen, welche seine Nahrung ausmachen, gern gesehen, wo er besonders im Winter in Gesellschaft der Meisen und Spechtmeisen umherzieht. Das Weibchen legt in niedrige, nicht immer selbst verfertigte Baumhöhlen 5—6 Eier, welche in 22 Tagen ausgebrütet werden.

Berge.

Ueber die Ernährung im Allgemeinen, und die Verdauung in's Besondere.

Ein jeder Organismus, der als ein für sich bestehendes Ganze dasteht, sei er nun Pflanze oder Thier, bedarf zu seiner Existenz fremdartiger Stoffe, welche er in sich aufnimmt, und seinem eigenen Wesen ähnlich macht. Hierdurch allein vermag Thier oder Pflanze zu wachsen, und sich zu ernähren. Die Pflanzen saugen, mit ihren überall im Erdreich umherkreisenden Wurzeln, die für ihren Lebensunterhalt nöthigen Theile auf; diese Theile verwandeln sich, so bald sie Eigenthum der Pflanze geworden sind, dergestalt, daß sie den zur Pflanze selbst gehörigen Theilen, vollkommen ähnlich werden; da aber bei dieser Verähnlichung gewissermaßen ein Austausch der Elemente nothwendig ist, so ist begreiflich, daß nicht alles Aufgenommene vollkommen zur Ernährung taugt, und manches wieder weggeworfen werden muß, das der Organismus als unbrauchbar,

nicht verähnlichen kann. Bei der Pflanze geht dieses Unbrauchbare durch Ausdünstung wieder fort.

Ganz anders verhält es sich bei den Thieren. Da das Thier sich frei auf der Erde bewegt, und deßhalb nicht, wie die Pflanze, in dem Boden, der gemeinsamen Mutter alles Lebenden, Wurzeln schlagen kann; so hat der Schöpfer die Anordnung getroffen, daß die Wurzeln, mit welchen das Thier seine Nahrungsäfte einsaugt, sich im Innern seines Leibes befinden. Deßhalb muß das Thier von außen, durch eigens dazu bestimmte Oeffnungen seine Nahrungsmittel aufnehmen, dieselben in den Höhlen seines Leibes so verarbeiten, daß die feinen, in ihm befindlichen Wurzeln im Stande sind, den Nahrungssaft aufzunehmen; endlich aber muß es die gröberen Stoffe, welche nicht verähnlicht werden können, als unbrauchbar von sich werfen. Dieß ist im Allgemeinen der Hergang der Ernährung; die Art aber, so wie die Mittel, durch welche dieß vollbracht wird, ist bei den verschiedenen Gattungen von Thieren, je nach den Bedürfnissen ihrer Organisation, höchst verschieden, bei den niederen Thieren einfacher, viel complicirter aber bei den höheren, in gleichem Grade aber bewundernswürdig bei allen.

Da es nicht in unserem Zwecke liegt, in das Einzelne jeder der verschiedenen Verdauungssysteme einzugehen, beschäftigen wir uns blos mit der Betrachtung der Verdauung bei den höheren Thieren, und vorzugsweise, als der vollkommensten Einrichtung, der Verdauung des Menschen.

Das erste und wichtigste Organ für die Ernährung ist der Mund. Um den Mund her finden wir die Lippen, welche zart gebildete und sehr muskelreiche Organe sind, und dazu dienen, die Speisen und Getränke aufzunehmen. Bei vielen Thieren, die ihr Futter mit den Lippen fassen müssen, wie beim Pferd, beim Tapir, und noch mehr beim Elephanten, läßt sich die Vorderlippe gleich einer Hand gebrauchen, und überall, wo die vorderen Gliedmaßen nicht den Dienst der Hände, sondern den der Füße thun, ist mehr oder weniger dasselbe der Fall. Durch einen außerordentlichen Nervenreichthum ist zugleich den Lippen ein feines Gefühl ertheilt.

Hinter den Lippen, und beim Menschen schon an dem äußeren Rande derselben, beginnt eine Haut von eigenthümlicher Natur, welche den ganzen Nahrungskanal überzieht. Es ist diese Haut die Schleimhaut des Darmkanals. Diese Schleimhaut zeichnet sich dadurch aus, daß sie, anstatt wie die äußere Haut, Haare zu tragen, auf vielen Theilen ihrer Oberfläche kleine Zotten hat, die an manchen Stellen wirkliche Zotten sind, an manchen aber sich als Wärzchen zeigen. Statt der Schweißporen und Fettdrüsen besitzt diese Schleimhaut kleine Schleimdrüsen, welche eine wässerige, klebrige Feuchtigkeit absondern, und welche an den verschiedenen Stellen des Nahrungskanals verschiedene Formen annehmen. Außerdem hängen mit dieser Schleimhaut noch mehrere größere Drüsen zusammen, welche den Zweck haben, verschiedene zur Verdauung gehörige Säfte an den dazu nöthigen Orten abzuliefern.

Unmittelbar hinter den Lippen begegnen wir einer Reihe von knochenartigen Gebilden, welche man Zähne nennt. Diese Zähne stecken in den beiden Kieferknochen ungefähr gerade so, wie ein Nagel in seinem Loche steckt; sie sind mit diesen Kieferknochen nicht verbunden, sondern sitzen mit ihrer Wurzel frei in der dazu bestimmten Höhle, und haben am Ende ihrer Wurzel einen kleinen Kanal, durch welche Blutgefäße und Nerven eindringen.

Die Bildung der Zähne ist bei den verschiedenen Thieren höchst verschieden, und hängt mit ihrer Lebensweise so genau zusammen, daß man im Stande ist zu bestimmen, in welche Familie ein Thier gehört, so bald man einen Zahn von ihm hat.

Als Organe betrachtet, haben die Zähne wesentlich zwei Wirkungsarten. Erstens zu ergreifen und zu zerreißen, zweitens zu zermalmen und zu kauen. Hiermit aber hängt die Art zusammen, wie sich der Unterkiefer bewegt. Beim Packen und Zerreißen macht er die Bewegung einer Schere, von oben nach unten, beim Kauen aber macht er die Bewegung eines Mahlsteines, von einer Seite zur andern. Eine dritte Bewegung, von vorn nach hinten, macht er beim Anbeißen und Zerkleinern. Hierauf beruht nun im Wesentlichen der Unterschied der Zähne in Absicht auf Form und Wirkung, den wir bei den Thieren erkennen.

Die Raubthiere, bei welchen es darauf ankommt, mit den Zähnen zu fassen und zu zerreißen, haben nicht nur scharfe keilförmige Zähne, sondern sie können mit ihren Kiefern blos eine Scherenbewegung, aber keine Mahlbewegung machen, daher sie auch ihr Futter in großen Bissen verschlingen, ohne es zu verkleinern; die pflanzenfressenden Thiere dagegen haben breite, cylinderförmige Zähne, die noch überdem aus verschiedenen Zahnsubstanzen bestehen, so daß immer eine weichere Knochenschichte, gegen eine härtere arbeitet. Sie können vorzugsweise Seitenbewegungen machen, und sind deßhalb sehr geschickt, Pflanzenstengel und Körner zu zermalmen. Die Nagethiere endlich bewegen ihre Kiefer von vorn nach hinten, und haben seitlich plattgedrückte, meißelförmige Zähne, wodurch ihnen das Anbeißen und Zernagen sehr harter Gegenstände ein Leichtes wird.

Alle diese Bewegungen zusammen können Thiere ausführen, welche bei ihrer Nahrung nicht auf Einzelnes angewiesen sind, sondern sich von allem nähren, wie der Mensch und die Affen; es sind aber beim Menschen auch deßhalb die Zähne in keiner Richtung so vollkommen ausgesprochen, wie bei den erwähnten Thieren. Seine Vorderzähne sind weder Nagzähne, seine Eckzähne weder Reißzähne, noch seine Backzähne eigentliche Mahlzähne; sondern sie halten sich in allen diesen Beziehungen, in der richtigen Mitte; denn der Mensch ißt zwar alles, aber nicht roh, sondern alles vorher zubereitet, wenn es nicht wie das Obst von der Natur selbst schon zubereitet wurde, und dazu taugt sein Gebiß vortrefflich.

Dicht hinter den Zähnen treffen wir eines der wundervollsten Organe, die Zunge. Sie ist am feinsten beim Menschen ausgebildet; denn durch ihre nach

allen Richtungen hin sich verzweigenden Muskelfasern, ihre runde Gestalt, ihre Weichheit und Beweglichkeit, ist sie weniger als ein zum Kauen und Schlucken bestimmtes Organ merkwürdig, als dadurch, daß sie die aus der Luftröhre kommenden Töne auf die verschiedenste Weise zu modusiren im Stande ist. Die Zunge befestigt sich mit ihrem Grunde an dem lose aufgehängten Zungenbein, und dient außer dem Angeführten dazu, die zu zerkauenden Speisen unter den Zähnen festzuhalten, nachher den gewonnenen Speisebrei zu einem Bissen zu versammeln, und diesen endlich in den Schlund hinabzudrücken. Sie ist mit einer weichen Schleimhaut überzogen, auf welcher sich bei den verschiedenen Thieren verschiedene Vorrichtungen finden. Bei dem Ameisenfresser z. B. ist die Zunge lang und wurmförmig, so wie mit einem klebrigen Safte überzogen; bei den Katzengattungen trägt sie scharfe Stacheln, womit diese Thiere im Stande sind, durch einfaches Lecken das Fleisch zu verkleinern; dergleichen Stacheln kommen auch bei den Wiederkäuern vor, wo sie aber dazu dienen, der Zunge einen festen Ueberzug zu geben, damit diese Thiere durch stacheligte Kräuter und Stengel nicht verletzt werden. Auf der Zunge selbst finden sich kleine erhabene Wärzchen, deren die einen, womit die Zunge ganz übersäet ist, die Form von kleinen Spitzen haben; die andern wie Pilze aussehen und sich aber nur hie und da auf der Oberfläche der Zunge finden; die dritten endlich, welche immer am hinteren Ende derselben sich befinden, haben die Gestalt von großen, von einer Rinne umgebenen, tiefliegenden Warzen.

Theils am Grunde der Zunge, theils an der inneren Fläche der Wangen, bemerkt man die Ausführungsgänge der Speicheldrüsen, durch welche der Speichel in die Mundhöhle kommt; die Speicheldrüsen selbst aber sind größere lappige Drüsen, deren bedeutendste in der Nähe des Ohres liegen. Nach hinten zu wird die Mundhöhle durch das von oben herabhängende Gaumensegel unvollkommen geschlossen, nach oben zu ist sie durch den gewölbten harten Gaumen begrenzt und von der Nasenhöhle geschieden. Dem Gaumensegel entsprechend, steht an dem Grunde der Zunge der Kehldeckel empor, so daß auch durch diesen nach hinten zu theilweise die Mundhöhle geschlossen wird. Gaumensegel und Kehldeckel bilden nun zwei Klappen, welche, sobald der Bissen hindurch gedrückt wird, das erstere die hintere Nasenöffnung, der letztere die Luftröhre genau verschließen, so daß ohne Beleidigung der Luftwege Speise und Getränke von der Mundhöhle aus in die Rachenhöhle gelangen können.

Hinter diesen beiden Klappen nun liegt eine geräumige Höhle, die Rachenhöhle genannt, an deren beiden Seiten Drüsen liegen, welche die Mandeln heißen, und die Bestimmung haben, diese Rachenhöhle immer schlüpfrig zu erhalten. Nach unten zu verengt sich diese Rachenhöhle trichterförmig, und heißt nun Schlundkopf. Dieser aber gestaltet sich in seinem weiteren Verlaufe zu einem gleichförmigen Schlauche, welcher die Speiseröhre heißt.

Der ganze Hergang des Kauens und Schluckens ist nun folgender: Nachdem die Nahrungsmittel in die Mundhöhle aufgenommen sind, reizen sie durch ihre, den Geschmacksorganen angenehmen Eindrücke die in der Zunge befindlichen Geschmacksnerven. Diese drückt, während dem die Zähne beschäftigt sind, die Nahrungsmittel zu verkleinern, die kleingekauten Stoffe gegen den harten Gaumen an, um sich der Geschmackseindrücke zu vergewissern, und das Wohlbehagen, das ihr diese verursachen, mit gehöriger Muße zu genießen. Damit alles dieses gehörig von statten gehe, wird von den Speicheldrüsen der Speichel, der eine etwas langenartige Flüssigkeit ist, ergossen, damit die Nahrungsmittel in einen Brei verwandelt werden können. (Die richtige Vermischung von den Speisen mit dem Speichel ist von der größten Wichtigkeit, daher Menschen, welche die Nahrungsmittel zu wenig gekaut verschlingen, oder während des Essens zu viel wässerige Feuchtigkeit anfuehmen, immer schlechter verdauen, als solche, die die Speisen gehörig kauen und verspeicheln.) Ist dieß geschehen, so werden die Speisen am Grunde der Zunge in einen Bissen versammelt, und durch die beschriebenen beiden Klappen hindurch gedrückt, alsdann aber von dem muskulösen Trichter, den man Schlundkopf nennt, aufgenommen, und durch gradweise Zusammenziehung dem Magen überliefert.

Der Magen zeigt bei den verschiedenen Thieren gerade eben so viel Verschiedenheit, als die Zähne. Bey vielen grasfressenden Thieren ist er zusammengesetzt; bei Thieren, welche sich von Körnern und von Fleisch nähren, ist er einfach. Die merkwürdigste Bildung haben darin die Wiederkäuer, wie die Ochsen, Ziegen u. dgl. Der Magen dieser Thiere ist vierfach, und bietet ein ganzes System von höchst merkwürdigen, zur Vorbereitung des Speisenbreies nothwendige Einrichtung dar. Der erste Magen der Wiederkäuer, der Pansen, dient dazu, um die wenig gekauten Speisen aufzuweichen, und gleichsam zum zweiten Male einzuspeicheln. Wenn dieß geschehen ist, bringt das Thier bissenweise sein Futter wieder vom Pansen in das Maul, zerkaut es, und schluckt es abermals, worauf aber jetzt das Futter in die Haube gelangt, wie der zweite Magen heißt. An der innern Fläche des Pansen sind derbe, hart anzufühlende Zotten, in der Haube aber weichere, netzförmig gestaltete Vertiefungen, die außerordentlich viel Flüssigkeit absondern, und beim Kameele dazu dienen, Wasser aufzubewahren. Von da gelangt das Futter in den dritten Magen, welcher das Buch heißt, und dieser Magen ist eine Art Filtrirmaschine; an seinen Wänden nämlich befinden sich Häute, welche wie die Blätter eines Buches in seine Höhle hineinragen, zwischen diese Blätter wird nun der Speisebrei eingeklemmt, und ordentlich ausgedrückt, wonach er in den vierten Magen, den Labmagen gelangt, dessen innere Oberfläche schleimiger Natur ist, und die größte Aehnlichkeit in seinem Wesen mit dem Magen der fleischfressenden Thiere hat.

Der Magen aller Säugthiere ist ein häutiger Sack,

welcher aus dreierlei Schichten besteht; innen überzieht ihn die Schleimhaut, die dort sehr reich an kleinen Drüsen ist, außen ist er vom Bauchfell umgeben, einer weißlichen Wasserdunst abscheidenden Haut, und zwischen beiden liegt eine dünne Muskelhaut, deren Fasern in verschiedener Richtung hinlaufen. Die Oeffnung des Magens gegen den Schlund zu heißt man den Magenmund, seine dem Darm zu gerichtete Oeffnung aber den Pförtner. An diesen beiden Oeffnungen ist die Muskelhaut verstärkt, so daß der Magen während der Verdauung vollständig geschlossen werden kann.

Sind die gekauten Nahrungsmittel im Magen angelangt, so schließt sich dieser und bewegt seinen Inhalt unablässig hin und her. Zugleich aber ergießt sich aus seinen Wandungen in ziemlicher Menge ein saurer Saft, welcher der Magensaft heißt und die Eigenschaften besitzt, die Nahrungsmittel, welche mit ihm getränkt werden, aufzulösen. Theils durch dieses mechanische Hin- und Herreiben der Speisen, theils durch die auflösende Kraft des Magensaftes werden die Nahrungsmittel nun in einen durchaus gleichartigen Brei verwandelt, in welchem sich die einzelnen Theile nicht mehr unterscheiden lassen. Sobald aber dieß geschehen ist, öffnet sich der Pförtner, und die Speisen treten in den Darmkanal über, wo nun ein ganz neuer Vorgang entsteht.

Im Allgemeinen liegt der Magen bei allen Thieren, wo er einfach ist, quer von der Linken zur Rechten, und bildet als ein rundlicher Sack nach oben und hinten eine kleine, nach vorn und außen aber eine große Krümmung. Je schwerer das Futter zu verdauen ist, je complicirter ist, wie wir bei den Wiederkäuern gesehen haben, seine Einrichtung, und bei manchen Thieren finden sich Magendrüsen, die eigens dazu bestimmt scheinen, mehr Magensaft abzusondern.

An der äußeren Fläche des Magens findet sich eine von seiner ganzen Ausdehnung nach unten sich erstreckende Haut, welche einen schlappen Sack darstellt, und nichts enthält als Fett und sehr viele Saugadern. Diese Haut steigt vom Magen aus mehr oder weniger tief herunter, und heißt das Netz; dieses Netz hat die Bestimmung, in gesunden Tagen das Fett aufzunehmen, damit in kranken Tagen der Körper davon zehre; besonders entwickelt ist es bei Thieren, welche einen Winterschlaf halten; bei diesen füllt sich dann das Netz während des Sommers mit außerordentlich viel Fett, das während des Winters vollständig aufgezehrt wird. Bei Betrachtung der Verdauung denke man ja nie daran, daß die Speisen etwas zerrieben würden, wie dieß bei den Vögeln der Fall ist, die einen starken Muskel im Magen haben, der ihnen, da sie keine Zähne besitzen, als Zermalmungsorgan dient.

Nachdem im Magen der Speisenbrei bereitet worden ist, geht er in den Dünndarm zu weiterer Verdauung über. Der Dünndarm zerfällt in drei Theile: den ersten heißt man Zwölffingerdarm, oder besser Gallendarm; den zweiten Krummdarm, und den dritten Leerdarm; dieser Darm hat zweierlei Muskelfasern, nämlich Längsfasern und Cirkelfasern, seine Schleimhaut ist innen sehr zottig, und mit vielen kleinen, Darmsaft absondernden Drüsen besetzt. Durch das Gekröse einer gefäßreichen fettigen Haut wird nicht nur der Dünndarm, sondern auch der Dickdarm an der Wirbelsäule befestigt, und windet sich in manchfachen Schlingen, um bei großer Ausdehnung weniger Raum einzunehmen.

Zu beiden Seiten des Magens befinden sich zwei Drüsen, auf der linken Seite die Milz, welche nichts anderes ist, als ein Bündel von Blutgefäßen, die unter sich durch Zellgewebe eng verbunden sind. Den Zweck dieses räthselhaften Organs wissen wir nicht. Auf der andern Seite rechts, dicht unter den Rippen und unter dem Zwerchfell ist die Leber, welche in mehrere Lappen getheilt, ein festes Gewebe hat; die Einrichtung dieser Drüse ist höchst eigenthümlich, in dem Grundgewebe, einem festfaserigen Zellgewebe, vertheilen sich nämlich außerordentlich viele Blutgefäße, und namentlich die vom Darmkanal selbst herkommenden Blutadern; außer diesen Blutadern aber vertheilen sich darin auf das feinste die Gallengänge, welche sich am Ende vereinigen, und den Gallengang bilden, der in den Zwölffingerdarm ausläuft. Bei den meisten Thieren befindet sich an dem Gallengang eine Blase, die Gallenblase genannt, in welcher sich während der Zeit, wo das Thier keine Speise aufnimmt, die Galle sammelt, um dann während der Verdauung um so concentrirter hervor zu strömen; nothwendig aber ist diese Gallenblase nicht, denn sie fehlt mehreren Thieren, wie z. B. dem Pferde und dem Hirsche.

Noch eine Drüse befindet sich hinter dem Magen, es ist die Bauchspeicheldrüse, welche in der Gegend des Gallenganges ihren speichelähnlichen Saft ebenfalls in den Zwölffingerdarm ergießt.

Nachdem nun, wie beschrieben, durch den Magensaft der Speisenbrei zu einer gleichförmigen graulichen Masse geworden ist, gelangt er in den Gallendarm, und wird hier mit der Galle, einer harzigen, laugenartigen, bitterschmeckenden, grünlich gelben Flüssigkeit, so wie mit dem Bauchspeichel vermengt; und diese Vermischung ist der wichtigste Vorgang für das ganze Nahrungsgeschäft, denn nun trennt sich auf einmal von der übrigen Masse, die sich sogleich braungelb färbt, ein weißer milchigter Saft, der dem Thiere zur Nahrung dient. Dieser Saft nun wird durch die unendlich zahlreichen Saugadern, welche sich im Darme befinden und im Gekröse verlaufen, aufgesogen, um, wie später beschrieben werden wird, in die Blutmasse zu gelangen. Nachdem diese Verwandlung des Speisenbreies in Nahrungsbrei, wie man nun jenen milchartigen Saft heißt, vor sich gegangen ist, geht das Ganze, getrieben von der wurmförmigen Bewegung des Dünndarms, an dessen Oberfläche unaufhörlich aufgesogen wird, dem Dickdarm zu, und hier finden wir abermals eine sinnreiche Einrichtung der Natur.

Der Dünndarm nämlich ragt mit seinem letzten Ende so in den Dickdarm hinein, daß durch die Mündung des Dünndarms eine Klappe gebildet wird, die verhindert, daß das, was einmal in den Dickdarm ge-

kommen ist, wieder zurück in den Dünndarm trete. Der Dickdarm selbst zerfällt wieder in drei Theile, den Blinddarm, den Grimmdarm, und den Mastdarm. Außerdem, daß der Dickdarm viel weiter ist als der Dünndarm, unterscheidet er sich von diesem noch dadurch, daß seine Längsmuskeln sich in drei Bündel vertheilen und kürzer sind, als der Darm selbst, weßhalb der Darm wie aufgefaßt an dieses zu sein scheint, und eine Menge Taschen bildet.

Der Blinddarm ist ein mehr oder weniger großer blinder Sack, und hat bei vielen Thieren, namentlich den grasfressenden, die Bestimmung, die im Magen etwa unvollständig durchgeführte Verdauung zu vollenden, deßhalb er bei diesen Thieren unverhältnißmäßig groß ist, und hier finden sich denn auch häufig jene Darmsteine, die man Bezoare nennt. Vom Dünndarm aus geht der Darminhalt in den Grimmdarm über, welcher rechts gegen den Magen emporsteigt, dann quer nach der linken Seite sich hinzieht, dort hinabsteigt, jetzt nach hinten tritt, und als Mastdarm gerade nach hinten zu verlauft, um am After zu endigen. Nachdem der Darm-Inhalt auf diesem langen beschriebenen Wege durch die auffaugenden Gefäße gehörig ausgesogen worden, wird er nun nach und nach zum Auswurfsstoff, der allmählig gegen das Ende des Darms getrieben wird, und durch seinen fremdartigen Reiz den Organismus nöthigt, ihn auszustoßen. Weil im Dickdarm nicht viel mehr zu gewinnen ist, sind auch hier die Saugadern nicht mehr so häufig, als im Dünndarm. Der After wird durch einen muskulösen Ring, der dem Willen des Thieres unterworfen ist, geschlossen, und hier befinden sich bei einigen Thieren Drüsen, die eine übelriechende Feuchtigkeit absondern, deren Zweck indessen nicht bekannt ist. Es ist überhaupt zu bemerken, daß nur die Muskeln am Anfang und am Ende des Darmkanals dem Willen unterworfen sind; so lange der Bissen noch in der Rachenhöhle ist, kann er wieder herausgebracht werden, nachher aber nicht, und ebenso ist es beim After, wo die Excremente willkührlich zurückgehalten, oder hinausgeschafft werden können.

Auf welche Weise die Auffaugung in den Darmzotteln geschieht, weiß man noch nicht ganz recht, daß aber der Nahrungssaft aufgesogen wird, ist gewiß. Die Saugadern selbst sind höchst feine Gefäße, die, so bald sie den Darm verlassen, in das Gekröse treten, sich mit andern ihresgleichen verbinden, und auf ihrem Wege sich häufig aufrollen, so daß kleinere und größere Knäuel dadurch entstehen, welche man Gekrösdrüsen nennt. Aus diesen Gekrösdrüsen, die außerdem zahlreiche Blutgefäße und Nerven enthalten, treten die Saugadern immer stärker hervor, und vereinigen sich am Ende alle in einem größeren Gefäß, welches die Cisterne des Nahrungssaftes heißt, und dicht an der Wirbelseite liegt. Von dieser Cisterne aus entspringt ein Gefäß von der Stärke eines Rabenkiels, das in die Brusthöhle tritt, und der Milchbrustgang genannt wird. Dieses Gefäß steigt empor, bis es die linke Achseloene erreicht, und ergießt dort seinen Inhalt in die allgemeine Blutmasse, wo nun jetzt der Nahrungssaft in wirkliches Blut verwandelt wird, das als das Erhaltungsprincip der thierischen Oekonomie anzusehen ist.

Alle diese bewundernswürdigen Erscheinungen stehen unter der Herrschaft des Bauchnervensystemes, welches alles dieß ohne Zuthun des Willens des Individuums auf das regelmäßigste und genaueste vollführt, und so Nahrungsmittel zu verähnlichen im Stande ist, welche sonst nicht die geringste Aehnlichkeit mit den Bestandtheilen des Körpers haben. Es ist natürlich, daß Fleisch und Blut leichter wieder in Fleisch und Blut verwandelt wird, als Pflanzenstoffe, und deßhalb gilt es auch als allgemeines Gesetz, daß bei fleischfressenden Thieren der Verdauungsapparat weniger zusammen gesetzt, und kürzer ist, als bei grasfressenden.

Wie bereits erwähnt, genießt der Mensch mit Ausnahme der Baumfrüchte und weniger Wurzeln nichts unzubereitet. Die Bereitung der Speisen aber, sei sie welcher Art sie wolle, hat den Zweck, den Nahrungsmittels ihren ursprünglichen pflanzenartigen oder fleischartigen Charakter zu benehmen, und daraus ein Mittelding zu machen, das für die Kauwerkzeuge und Verdauungsorgane des Menschen zuträglicher ist. Ueber die Länge der Zeit, welche die Nahrungsmittel brauchen, um verdaut zu werden, hat man verschiedene Versuche gemacht, und gefunden, daß im Allgemeinen mischartige und fette Nahrungsmittel am schnellsten verdaut werden, und in die Blutmasse übergehen, ja man hat nachgewiesen, daß Fette, wie z. B. Gänsefett, kurz nach dem Genuß als solche im Blute vorhanden sind, folglich von den ganzen Prozeß der Verdauung mitzumachen, unmittelbar aufgefogen werden können. Am langsamsten dagegen werden Speisen verdaut, die vermöge ihrer Struktur den Verdauungswerkzeugen ein mechanisches Hinderniß, und sei dieses auch noch so klein, entgegen setzen; deßhalb werden Hülsenfrüchte schwer verdaut und gehen, wenn sie nicht, sei es durch Zubereitung, sei es durch Kauen, ihrer häutigen Hülle entledigt werden, unverdaut ab. Es ist hiezu nicht gerade nothwendig, daß die Hülsen vollkommen weggeschafft werden, sondern es genügt, wenn die häutige Hülle, welche den mehlartigen Inhalt umschließt, angeritzt wird, wie das bei der Grütze der Fall ist.

Etwas ganz Aehnliches kommt bei den Kartoffeln vor, die Kartoffel besteht nämlich aus einem Conglomerat von kleinen häutigen Zellen, in welchen das Mehl enthalten ist; will man daher Kartoffeln auf die wirksamste Weise als Nahrungsmittel anwenden, so müssen dieselben entweder so lange gekocht werden, bis jene Zellen platzen, oder aber dieß muß durch mechanisches Zerreiben vollführt werden. Hierauf gründet sich nun großentheils die Nahrhaftigkeit der Rumforter-Suppen, deren Hauptbestandtheil Kartoffeln sind, welche mit Grütze und andern nothwendigen Zuthaten unter beständigem Umrühren lange gekocht werden.

Man würde indessen aus dem Gesagten einen sehr falschen Schluß ziehen, wenn man Nahrungsmittel, wie Fett, Käse u. dgl., die sehr schnell verdaut werden, für

die leicht verdaulichsten halten wollte, und dagegen in dieser Beziehung Pflanzenstoffe, welche längere Zeit im Magen verweilen müssen, um verdaut zu werden, für schwer verdaulich erklärte. Fette und schnell verdauliche Fleischspeisen, wie namentlich Schweinefleisch, Hammelfleisch, Wildbrät u. dgl., so wie die sogenannten Kraftbrühen, Eierspeisen und ähnliche concentrirte Nahrungsmittel, nehmen, obgleich wie gesagt für einen gesunden Magen schnell verdaulich, die Kräfte dieses Organs sehr in Anspruch, und sind zugleich als ausschließliche Hauptspeise betrachtet, dadurch schädlich, daß sie schnell in das Blut übergehen, und die auf die Verdauung folgende Milchsaftbereitung abkürzen. Die Galle kann in diesem Falle ihr ganzes Werk nicht vollbringen, wie dieß bei der Pflanzenkost der Fall ist, und es entstehen deßhalb durch den übermäßigen Genuß von jenen Stoffen Gallenkrankheiten.

Aus eben dem Grunde ist es nicht räthlich, Leuten, welche an Verdauungsschwäche leiden, lauter Brühen, Kraftsuppen u. dgl. zu geben, denn durch ein solches Verfahren verlernt der schwache Magen vollends seine geringen Kräfte zu üben; Brod und Gemüse wären hier immerhin besser am Platz.

Der Genuß von vielen Getränken während der Mahlzeit ist ebenfalls zu verwerfen, denn sind diese reizlos, so verdünnen sie den Magensaft allzu sehr, so daß das Verdauungsgeschäft nicht wirksam genug vollbracht werden kann, und sind sie reizend, so spornen sie die Kräfte des Magens übermäßig an, und kürzen den Verdauungsprozeß, der so wichtig ist, um einen guten Speisenbrei zu bereiten, zum Schaden des Organismus ab. So viel im Allgemeinen von den hierher gehörigen diätetischen Regeln; nun wollen wir die Wirkung der einzelnen Substanzen aus dem Thier- und Pflanzenreich, allgemeinen Geschichtspunkten nach, in's Auge fassen.

Die meisten Nahrungsmittel aus dem Thierreich bietet uns die Klasse der Säugthiere, unter denen es wohl wenige gibt, die nicht eßbar sind, und nur ein einziges, das manchen Theilen nach ein Gift hat, der Eisbär nämlich, dessen Leber ganz entschieden giftig ist, und dessen Fleisch auch zuweilen schädlich gefunden wurde. Die gesündesten und besten Nahrungsmittel bietet uns die Zunft der Wiederkäuer und die der Schweine, welche alle, wohl mit wenigen Ausnahmen, etwa das Nasborn und das Flußpferd, eine gute Nahrung sind. Auf diese folgen die Nagthiere, welche mit Ausnahme der Mäuse und Ratten, die jedoch in China auch gegessen werden, und in den meisten Gattungen ein geschätztes Wildbrät abgeben; nur als Ausnahmen werden Affen, fabulose Thiere, Beutelthiere ꝛc. verspeist, und die schlechteste Nahrung geben die eigentlich fleischfressenden Thiere, wie Hunde- und Katzengattungen, die fleischfressenden Fledermäuse, und die fleischfressenden Walfischarten.

Unter den Amphibien gibt es manche, die als Leckerbissen entweder ganz oder theilweise gesucht sind, während die meisten verabscheut werden. Zu den Ersteren gehören vor allen der Leguan, der Kaiman, die Schildkröten, und endlich die bekannten Froschschenkel; auch einzelne Arten von Schlangen. Keine Klasse von Thieren wird so allgemein als eine schmackhafte und gesunde Speise geschätzt als die Fische, jedoch ist hiebei zu bemerken, daß viele derselben, als zu fett, schwer verdaulich sind, und unter den Seefischen besonders nicht wenige vorkommen, deren Genuß höchst schädlich, ja giftig wirkt.

Die große Klasse der Mollusken zählt nur einzelne Gattungen, die gegessen werden, wie z. B. die Dintenschnecken, die Austern, und verschiedene andere Seemuscheln; so wie auch unsere bekannten Weinbergschnecken. Alle diese gehören zu den schwerverdaulicheren Speisen, die immer einen guten Magen erfordern, sind aber sehr nahrhaft, und werden wie manche Amphibiengattungen zu Kraftbrühen benützt.

Sehr viel eßbare gibt es unter den Gliederthieren, von denen die verschiedenen Land- und Seekrebsgattungen als Leckerbissen sehr hoch geschätzt werden, wiewohl es unter den Letzteren auch giftige gibt. Von der großen Klasse der Insekten werden nur einige größere Heuschreckengattungen, und als Delikatesse die Larven von manchen Palmkäfern gegessen. Unter den Quallen endlich sind blos die Seeanemonen, Aktinien, ein Gegenstand der Kochkunst.

Auch die Klasse der Vögel bietet, wie die der Säugthiere, eine sehr große Zahl von eßbaren Gattungen dar, ihr Fleisch ist aber durchgängig viel reizender, und mit Ausnahme der Hühner schwerer zu verdauen, als das der Säugthiere; verschmäht werden allgemein die Raubvögel, wegen ihres Aasgeruches, und selten werden diejenigen Wasservögel gespeist, deren Fett einen thranartigen Geschmack hat.

Den Grundstock unserer Pflanzennahrung bilden die Getreidearten, die Wurzelfrüchte und die Kohlgattungen; Baumfrüchte und Beeren dagegen werden nur als Zuspeise, oder als Leckerbissen gebraucht. Gewürzpflanzen aus den verschiedensten Familien hat sich der nach allem Leckeren lüsterne Mensch zusammen gesucht, um seinen Speisen eine Würze zu verleihen, die oft mehr dazu dient, den Gaumen zu kitzeln, als die Gesundheit zu fördern. In südlichen Gegenden treten die Körnerfrüchte in den Hintergrund, dagegen aber gibt es dort eine große Anzahl von mehlartigen Wurzeln, Yams, Manioc u. s. w., so wie von sehr nahrhaften, theils nußartigen, theils feigenartigen Früchten, welche ebenfalls mehlige Bestandtheile enthalten, wie der Cocosbaum, und die Brodfrucht; ja es gibt einen Baum, der diesen gesegneten Ländern als Milchkuh dient, (Galactodendron utile) indem aus seiner Rinde eine der Milch vollkommen ähnliche Flüssigkeit gewonnen wird.

Das Mineralreich liefert uns nur ein einziges, aber unentbehrliches, zur Nahrung gehöriges Mittel, das Salz, wobei jedoch anzuführen ist, daß es in Amerika Völker gibt, welche eine fettige Letternart dazu benützen, ihren Magen auszufüllen; Nahrungsstoff enthält aber diese Erde erwiesener Maßen nicht.

Duttenhofer.

Alphabetisches Register.

	Seite
Abdrucken der Pflanzen	347
Aetna	149
Affen (mit Tafel)	280
Ameisenfresser (mit Holzschnitt)	186
Anekdoten aus der Thiergeschichte	327
Antilopen (mit Tafel)	138
Auge	228
Ausstopfen der Thiere (mit Holzschnitt)	156
Belagerung, eine, nach Cooper (mit Bild)	21
Boston und Bunkershill (mit Bild)	5
Brautfahrt, Graf Orloff's (mit Bild)	132
Brodbaum (mit Tafel)	371
Cacaobaum (mit Tafel)	173
Cactusschildlaus (Cochenille) (mit Tafel)	93
Carl I. von England, dessen Hinrichtung	112
Cathedrale von Notre Dame in Antwerden (mit Bild)	100
Columbus, Biographie	217
Coralleninseln (mit Tafel)	153
Corday, Charlotte	127
Cortez, Biographie	250
Cuvier, Biographie (mit Bild)	161
Dagnerotypie (mit Holzschnitten)	119
Domo D'Ossola (mit Bild)	226
Eberjagd (mit Bild)	329
Eichen und ihre Bewohner (mit 2 Tafeln)	336
Eisbär, Kampf mit demselben (mit Bild)	361
Electricität und Electrifirmaschine (mit Holzschnitten)	268
Erdmoich (mit Tafel)	184
Ernährung und Verdauung	385
Fackeldisteln (Cacten) (mit 2 Tafeln und Holzschnitten)	86
Falken (mit Tafel)	214
Faulthier (mit Holzschnitt)	155
Flusshaarsch (mit Tafel)	46
Forellen (mit Tafel und Holzschnitten)	248
Gallier und Germanen (mit Tafel)	145
Gauchs (mit Bild)	99
Giftpflanzen (mit Tafel)	117
Giftpflanzen (mit Tafel)	272
Giralda (mit Bild)	100
Götterlehre der Griechen und Römer	188
Götterlehre der Griechen und Römer	201
Götterlehre der Griechen und Römer	234
Götterlehre der Griechen und Römer	378
Grasbau zur Strohflechterei	348
Hamburg, dessen kurze Geschichte und sein Brand (mit Plan)	273
Hirsch, dessen Naturgeschichte (mit Holzschnitt)	291
Hofer, Biographie	72
Honigbiene (mit Holzschnitten)	48
Hospiz des St. Bernhard	33
Huber, Biographie	47
Hundegattungen, afrikanische (mit Tafel)	232
Jagdabenteuer, nach Cooper (mit Bild)	28
Jagd auf der Ostküste Afrika's	94
Igel (mit Holzschnitt)	245
Irrthümer und Aberglauben in der Naturgeschichte	1
Krokodile im indischen Archipel	372
Lacépède, Biographie	242
Leopard, Naturgeschichte desselben (mit Holzschnitt)	326
Löwe, dessen Naturgeschichte (mit Holzschnitt)	10
Löwenjagd (mit Bild)	93
Luftschifffahrt, über, (mit Holzschnitten)	56
Merkwürdigkeiten des Thier- und Pflanzenreichs (mit Tafel)	183
Merkwürdigkeiten des Thier- und Pflanzenreichs (mit Holzschnitten)	358
Missourium (mit Holzschnitt)	167
Mohammed, Biographie (mit Holzschnitten)	9
Mond, der, als Witterungsverkünder	288

Seite

Nadelhölzer und ihre Verderber (mit 3 Tafeln und Holzschnitt) ... 35

Nahrungsmittel des Menschen, geographische Betrachtung derselben ... 209

Naturreiche, Eintheilung derselben { ... 97 / ... 284

Negergift ... 246

Niagarafall in Nordamerika (mit Bild) ... 3

Paradiesvögel (mit Tafel) ... 187

Pferd, Naturgeschichte desselben ... 81

Pflanzengarten in Paris (mit Plan) ... 297

Figarro, Biographie ... 306

Quallen, Naturgeschichte derselben (mit Tafel) ... 322

Räthsel { ... 96 / ... 128 / ... 160 / ... 192 / ... 224 / ... 296 / ... 360

Rio de Janeiro ... 69

Ringe, über (mit Holzschnitten) ... 165

Rösel, Biographie (mit Holzschnitt) ... 18

Sänger (mit Tafel) ... 7

Säugthiere und Vögel Neuhollands (mit Tafel) ... 315

Schildkröten (mit Tafel) ... 351

Seite

Schlacht bei Granson ... 40

„ „ Murten ... 42

„ „ Nancy ... 44

„ „ Thermopylä ... 59

Schlangen (mit Tafel) ... 206

Schmetterlinge, schädliche { (mit Tafel) ... 109 / (mit Tafel) ... 199

Schwärmer (mit Tafel) ... 376

Seeschwalben (mit Tafel) ... 125

Sekte Communi ... 174

Sibirien, über ... 110

Sonnenfinsternisse, über (mit Holzschnitt) ... 237

Spechte (mit Tafel) ... 383

Spinnen (mit Tafel) ... 289

Steiermark, eine Wanderung durch dasselbe ... 318

Steppen und Savannen in Nordamerika ... 300

Storch (mit Tafel) ... 304

Südamerika (mit Bild) ... 65

Teufchen und der Schneeberg ... 323

Thun (mit Bild) ... 225

Tigerjagd unter den Gauchos ... 63

Tollwuth des Hundes (mit Tafel) ... 265

Vorliebe mancher Vögel für glänzende Dinge ... 96

Waldbrand, ein ... 340

Wallfisch (mit Holzschnitt) ... 352

Wasserfrosch (mit Tafel) ... 20

Wolf ... 129

Würmer, merkwürdige (mit Tafel) ... 240

Digitized by Google

YE 06259

M326155

AC30
B8
1842